



<36629110750015



Haupt-Agenten für Amerika: **L. W. Schmidt**, 24 Barclay Street in New-York, und **E. Steiger**, 22 und 24 Frankfort Street in New-York. — London, **James Hagger**, 67 Paternoster Row **Asher & Co.**, Bedford Street, Covent Garden. — Paris, **A. Franck.** — **B. M. Wolff**, St. Petersburg. — Dresden, **A. H. Payne.**



VERZEICHNISS DER MITARBEITER.

Schriftsteller: **Friedrich Althaus, Adelheid v. Auer, Dr. Ludw. Bamberger, Otto Banck, E. Bauernfeld, Ad. Böttger, Friedr. Bodenstedt, Udo Brachvogel, Dr. G. Büchmann, Dr. H. Cohn, Em. Deutsch** in London, **E. Duboc (R. Waldmüller), Adolf Ebeling, L. Ernesti (M. von Humbracht), A. v. Etzel, J. G. Fischer, Karl Frenzel, Em. Geibel, Fr. Gerstäcker, Claire von Glümer, Rud. Gottschall, Herm. Grieben, Julius Grosse, Anastasius Grün** (Anton Alexander Graf v. Auersperg), **Karl Gutzkow, Prof. Ed. Hanslick, George Hesekiel, Ferd. Hey'l, Paul Heyse, Ferd. Hiller, George Hiltl, Karl von Holtei, Hans Hopfen, Dora d'Istria** (Fürstin Koltzoff-Massalsky), **Gottfried Kinkel, H. Kletke, J. G. Kohl, E. Kossak, Dr. Fr. Kreyssig, Dr. A. Lammers, Eugen Laur, Dir. Jos. Lehmann, Dr. Julius Lessing, Arthur Levysohn, Paul Lindau, Hermann Lingg, Prof. H. Masius, Alfr. Meissner, Prof. Karl Mendelssohn-Bartholdy, Dr. Julius Meyer, Melchior Meyr, Adolf** und **Karl Müller, Wolfgang Müller (von Königswinter), A. Mützelburg, Prof. L. Nohl, Dr. H. B. Oppenheim, Dr. Oscar Paul, G. zu Putlitz, Otto Roquette, Dr. Sacher-Masoch, Dr. K. Ritter v. Scherzer, Sigmund Schlesinger, Julian Schmidt, Levin Schücking, August Silberstein, Friedr. Spielhagen, Prof. Anton Springer, Dr. A. Stern, Prof. Julius Stern,** K. Musikdirector, **Theodor Storm, Adolf Strodtmann, Karl von Thaler, Iwan Turgénew, Dr. Otto Ule, Dr. A. Vollert, Baron Warburg, M. M. von Weber, Adolf Wilbrandt, Ottilie Wildermuth, Dr. Alfr. Woltmann.** Künstler: **W. Amberg, C. F. Deicker, W. Douzette, W. Gentz, Hiddemann, Otto Knille, Franz Meyerheim, Paul Meyerheim, Oscar Pletsch, Prof. Gustav Richter, J. Scholz, W. Scholz, Prof. J. Schrader, Prof. Steffeck, B. Vautier, A. v. Wille, O. Wisniewsky.**

Notiz!

Da bei der Zusammenstellung der einzelnen Hefte des „SALON" nach einem bestimmten Plane verfahren wird, zu dessen Ausführung sich die Herausgeber mit einer Anzahl befreundeter Kräfte von vornherein verbunden haben, so bitten wir diejenigen Herren Autoren, welche von uns nicht direct aufgefordert worden sind, nur nach vorgängiger schriftlicher Anfrage Manuscripte senden zu wollen. Eine Verpflichtung, unverlangte Manuscripte, namentlich Gedichte, zurückzusenden, können wir nicht übernehmen.

Für die Redaction:
Dr. Julius Rodenberg.
Berlin, 23 Schöneberger Ufer.

DER SALON

für Literatur, Kunst und Gesellschaft.

Herausgegeben

von

Ernst Dohm und Julius Rodenberg.

Band V.

Verlag von A. H. Payne

Leipzig.



Inhalt des fünften Bandes.

Seite

Kunstblätter.

Das alte Schloss
Auerhahn.
Die Liebeskranke.
Erwartung.
In den Ruinen der Klosterkirche von Marienborn.
Erckmann-Chatrian.
Die Gesellschaft der Weltstadt.
Waldmühle.
G. zu Putlitz.
Die neue Erzieherin.

Der Salon.

Junge Leiden.

Von **Paul Heyse.**

Ich war noch nicht siebzehn Jahre alt, ein langaufgeschossener, blasser junger Mensch, in jenem verlegenen Alter, wo man den Knabenschuhen sich entwachsen fühlt und, noch sehr unsicher, in die Fußstapfen der Männer zu treten versucht. Mit einer tollkühnen Phantasie und einem blöden Herzen, zwischen trotzigem Selbstgefühl und mädchenhafter Empfindlichkeit hin- und hergeschaukelt, zupft man grübelnd an allen Schleiern, die die Geheimnisse des Menschenlebens sterblichen Augen verdecken, weiß heute das letzte Wort über die letzten Dinge, gesteht sich morgen, daß man noch im Abece stecke, und geberdet sich überhaupt so unbehaglich widerspruchsvoll, daß man sich selbst unerträglich werden würde, wenn man nicht von Leidens-, d. h. Altersgenossen umgeben wäre, die es nicht besser machen und doch auch darum nicht aus der Haut fahren.

Damals verkehrte ich viel mit einem seltsamen Kameraden, der einige Jahre älter war als ich, aber gleich mir verurtheilt, noch fast ein Jahr in der Prima auszuhalten. Er besuchte nicht dasselbe Gymnasium, und seine Familie, die nicht in Berlin lebte, war der meinigen ganz fremd. Wie wir trotzdem bekannt und so vertraut geworden waren, daß kaum ein Tag verging, wo er nicht das steile Hintertreppchen zu meiner Hofwohnung hinaufstieg, wüßte ich nicht mehr zu sagen. Auch wenn wir zusammen waren, hätte ein Dritter kaum errathen, was uns einander unentbehrlich machte. Er trat mit einem Kopfnicken ein, ging eine Weile im Zimmer auf und ab, ein Buch öffnend, oder die Bilder an der Wand betrachtend, und warf sich endlich in meinen Großvaterstuhl, der die Stelle des Sophas vertrat. Da konnte er, die Beine übereinandergeschlagen, stundenlang sitzen, ohne ein Wort zu sprechen, und abwarten, bis ich meinen lateinischen Aufsatz fertig hatte. Wenn ich manchmal vom Heft aufsah, begegnete ich seinen stillen braunen Augen, die träumerisch, mit einem brüderlich sanften Ausdruck auf mir ruhten. Ich nickte ihm zu, und es war mir wohl dabei, ihn neben mir zu haben. Traf er mich müßig und in mittheilsamer Laune, so ließ er mich ohne viele Unterbrechungen eine Stunde fortschwatzen, und auch dies stumme Zuhören that mir wohl. Nur wenn wir auf die Musik kamen, wurde er aufgeregt, und wir vertieften uns oft in die leidenschaftlichsten Debatten. Er hatte eine prachtvolle tiefe Baßstimme, die sehr zu seiner männlichen Erscheinung, den dunklen Augen und dem bräunlichen Sammetglanz seiner Haut paßte. Und da er auch die Theorie der Musik mit Eifer studirte,

hatte er leichtes Spiel, mein laienhaftes Gefühlsgerede mit gewichtigen Gründen zu bekämpfen. Wenn er mich so in die Enge getrieben hatte, that ihm selbst meine Niederlage leid. Ich entsinne mich, daß er mich einmal um Mitternacht aus dem Bett klingelte, blos um mir förmlich abzubitten, daß er im Eifer des Gefechts Rossini's Barbier, den ich lebhaft vertheidigte, einen armseligen Bartkratzer gescholten, dessen Cantilenen, gegen Mozart'sche gehalten, nicht viel gehaltvoller seien, als der Seifenschaum in seinem Barbierbecken.

Außer dieser unbegrenzten Gutmüthigkeit — er ließ sich zu einer Menge Gefälligkeiten mißbrauchen, die sonst nur ein jüngerer Stubenbursch dem älteren erweis't — waren es noch zwei Dinge, die unsere Freundschaft befestigten: er hatte mich in die Kunst des Rauchens eingeweiht und meine ersten Lieder componirt. Eines zumal, das uns Beiden nach Text und Melodie besonders geglückt schien, summten wir zweistimmig auf all unseren Spaziergängen:

„Ich glaube, in alten Tagen
Da liebt' ich ein Mägdelein.
Mein Herz ist krank und trübe;
Es mag wol ein Märchen sein.

Ich glaube, in alten Tagen
Da sonnte sich Einer im Glück.
War ich's, oder war es ein Andrer?
Vergebens sinn' ich zurück.

Ich glaube, in alten Tagen
Da sang ich — ich weiß nicht was.
Hab' ich denn Alles vergessen,
Seitdem sie mich vergaß?" *)

Liebe, lächerliche Jugendzeit! Ein sechzehnjähriger Poet singt von den „alten Tagen" seiner verlorenen Liebesmüh, und ein achtzehnjähriger Musiker setzt in allem Ernst die seufzenden Strophen in Musik, mit einer Clavierbegleitung, die das nahe Hereinbrechen des Weltgerichts über dem Haupt des wankelmüthigen Mädchens anzudeuten schien!

Uns aber gefiel, wie gesagt, dieses schwermüthige Kind unserer heimlichen Ehe so ausnehmend, daß wir uns auf die Länge nicht damit begnügten, es unter vier Augen zu hätscheln; wir brannten vor Verlangen, es auch in die Welt einzuführen. Damals erschien die „Dresdner Abendzeitung" unter der Redaction eines, wie ich glaube, seitdem verschollenen Herrn Robert Schmieder, der Gedichte der Aufnahme würdigte, über die mein kritisches Selbstbewußtsein nur die Achseln zucken konnte. An ihn schickten wir unsern Liebling, natürlich anonym, in der festen Ueberzeugung, schon in der nächsten Nummer Text und Composition erscheinen zu sehen, mit der Bitte an die unbekannten Einsender, die Abendzeitung auch fernerhin mit so willkommenen Früchten ihres Talents zu erfreuen. In süßer

*) Diesen und den folgenden Versen wird man es leicht anmerken, daß sie wirklich aus so jugendlicher Zeit stammen, dann aber auch, daß hie und da eine spätere Hand darüber gekommen und das allzu Unreife der Form mit leichter Feile getilgt hat.

Beklommenheit, trotz unseres Incognito's, betraten wir die Conditoreien, in denen Journale gehalten wurden, und forschten erröthend nach unserem Erstling. Woche auf Woche verging, ohne daß sich unsere Erwartung erfüllte. Ich selbst hatte endlich, zumal nachdem wir noch einmal geschrieben und die Zurücksendung in ziemlich vornehmem Ton verlangt hatten, ohne einer Antwort gewürdigt zu werden, alle Hoffnung aufgegeben und war über diesen ersten Mißerfolg so beschämt und gekränkt, daß ich zunächst in einem längeren Gedicht der undankbaren Mitwelt den Handschuh hinwarf und auf die gerechtere Nachwelt pränumerirte, dann aber jede Andeutung des fehlgeschlagenen Unternehmens vermied und von Bastel (der ehrliche Name meines Freundes war Sebastian) verlangte, er solle auch die Melodie nicht mehr summen, die mir sogleich die ganze leidige Geschichte wieder ins Gedächtniß rief.

Darin willfahrte er mir auch, aber heimlich seine Nachforschungen in Conditoreien fortzusetzen, konnte er sich nicht versagen, um so weniger, da er ein leidenschaftlicher Kuchenesser war. Es war damals Hochsommer, und die kleinen runden, mit Kirschen belegten Törtchen erquickten wunderbar eine von griechischen und lateinischen Vocabeln ausgedörrte Primanerzunge. Bastel behauptete auch ganz ernsthaft, das Süße bekomme seiner Stimme gut; er könne die Herbigkeit seines Basses nur durch Zucker und Fruchtsaft schmeidigen.

Ich dagegen glaubte all das fade Zeug verachten und mich an den Wein halten zu müssen, der mir damals durchaus noch nicht sehr einleuchtete. Aber „Wein, Weib und Gesang“ hatte ich berufsmäßig zu verehren, und in dem Bande meiner Gedichte, an dem ich stark arbeitete, durfte eine Reihe Trinklieder nicht fehlen.

So waren wir in den Juli hineingekommen, und die Hundstagsferien rückten heran, als eines Nachmittags Bastel um die gewöhnliche Zeit, aber in ungewöhnlicher Aufregung, in mein Zimmer trat. Er zündete sich keine Cigarre an, setzte sich auch nicht, sondern stand eine Viertelstunde unbeweglich am Fenster, auf den Scheiben den Tact des non più andrai farfallon amoroso trommelnd, dazwischen von Zeit zu Zeit so heftig seufzend, als hätte er eine Centnerlast auf dem Herzen.

„Bastel“, sagt' ich, „was giebt's?“

Keine Antwort.

„Bist Du krank?“ fing ich wieder an. „Oder hast Du wieder mit dem Ordinarius einen Sturm gehabt? Oder ist der Commers gestern Dir schlecht bekommen?“ (Er gehörte einer geheimen halbstudentischen Verbindung an und trug in der Westentasche ein schwarzrothgoldnes Uhrband, das nur bei ihren verstohlenen Gelagen sich hervorwagte.)

Noch immer schwieg der wunderliche Träumer und trommelte nur lebhafter, daß die Scheibe gefährlich zu klirren anfing.

Erst als ich scheinbar mich gar nicht um ihn bekümmerte, sagte er so verloren vor sich hin: „Es giebt Dinge zwischen Himmel und Erde —“ Weiter brachte er den Satz nicht.

Ich sprang endlich auf, trat zu ihm hin und faßte seine Hand.

„Bastel“, sagte ich, „was sollen die Faxen? Du hast etwas, das Dich drückt. Sag's, und wir wollen sehen, was sich dabei thun läßt; oder sag' es nicht, aber verschone dann meine Fensterscheiben und betrage Dich vernünftig. Willst Du Dir eine Cigarre anzünden?“

Er schüttelte den Kopf. „Wenn Du Zeit hast“, sagte er, „laß uns gehen; ich kann es Dir nur unter freiem Himmel sagen. Du hast hier eine so dumpfe Luft —“

Wir stiegen die Treppe hinab und schlenderten Arm in Arm durch die stille Behrenstraße, wo meine Eltern wohnten, der Friedrichsstraße zu. Erst mitten unter dem Getümmel von Wagen und Fußgängern schien ihm wohler zu werden. Er drückte meinen Arm, blieb einen Augenblick stehen und sagte: „Es ist gar nichts Besonderes, Paul, aber ich glaube ich bin verliebt, und diesmal fürs Leben.“

Ich war weit entfernt, über diesen Zusatz zu lächeln. Mit sechzehn Jahren glaubt man an die Unendlichkeit aller Gefühle. Aber ich hatte Heine gelesen und hielt es für schlechten Ton, über Liebesabenteuer sentimental zu werden

„Wer ist die Glückliche?“ warf ich leicht hin.

„Du sollst sie sehen“, erwiederte er, und seine Augen irrten zerstreut über die Menge, die durch die Straße wogte. „Gleich jetzt will ich Dich hinführen, wenn Du überhaupt in der Stimmung bist.“

„Kann man so ohne alle Umstände, ohne hochzeitliche Kleider —? Und ich habe sogar meine Handschuhe vergessen.“

„Sie ist keine Gräfin“, sagte er, und ein leichtes Roth überflog sein bräunliches Gesicht. „Denk, wie ich gestern wieder einmal auf die Abendzeitung Jagd mache — ich weiß, wir wollen nicht mehr davon sprechen, aber es gehört zur Sache — führt mich der Zufall oder mein guter Stern in eine ganz abgelegene kleine Conditorei, und da —“

Er stockte.

„Da fandest Du sie Kirschkuchen essend, und das gewann ihr Dein Herz“, spottete ich. „Nun, Bastel, ich gratulire. Der Süßen Süßes. Aber seid Ihr schon so weit miteinander, daß Du darauf rechnen kannst, sie heute wieder an derselben Stelle zu finden?“

Er antwortete nicht mehr. Die Tonart, die ich angeschlagen, schien ihn zu verstimmen. Sofort that es mir wieder Leid, aber meine Grundsätze erlaubten mir nicht, mich in weicheren Tönen zu äußern. Die Moll-Accorde blieben den Versen vorbehalten; im Gespräch herrschte das Dur, je ironischer und kaltblütiger, je besser.

Wir waren stumm eine gute Weile die lange Friedrichsstraße hinabgegangen, dem Hallischen Thore zu, ich trotz meiner gleichgültigen Miene von Neugier und Mitgefühl verzehrt, als er plötzlich links einbog in eine der letzten Querstraßen, die in diese Hauptader der großen Stadt einmünden. Hier standen damals noch viel geringe, einstöckige Häuser von kleinbürgerlichem Anstrich; wenige Läden, ein sparsamer Verkehr, das Gerassel einer Droschke noch immer selten genug, um die Bewohner an die Fenster zu locken, am zahlreichsten die Kinder, die auf der Straße

spielten, und noch vor keinem hochbevölkerten Omnibus die Flucht ergreifen mußten. Fast am Ende der Straße — wenn es nicht die Krausenstraße war, muß es wol die Schützenstraße gewesen sein — blieben wir vor einem grünangestrichenen Häuschen stehen, über dessen mit einer Glasthür verschlossenem Haupteingang ein großes schmutzigschwarzes Schild in verrosteten Goldbuchstaben die Inschrift „Conditorei" trug. Rechts und links sah man ein Fenster, das, obwol das Haus nicht an der Sonnenseite lag, mit einem alten braunen Rouleau dicht verhangen war. Noch jetzt steht die darauf gemalte Landschaft vor meinen Augen, eine Tempelruine neben einem Teich, an dem ein Mann ohne Nase angelnd im Schilf saß, während ein Pfau auf einem umgestürzten Säulenknauf sein Rad schlug. Die Glasthür in der Mitte schien seit zehn Jahren nicht gereinigt worden zu sein und ihre aus Filet gestrickten, ehemals weißen Gardinen hatten durch Alter, Staub und Fliegen die Farbe der Rouleaux angenommen.

Ich stutzte, als Sebastian Miene machte, hier einzutreten, aber ich hütete mich wol, ihn von Neuem zu verstimmen, und folgte ihm in nicht geringer Spannung.

Eine süßlich schwüle Luft empfing uns drinnen, die mich unter anderen Umständen sofort wieder vertrieben haben würde; ein Duft von altem Butterteig und eingemachten Himbeeren, gemischt mit Chocolade- und Vanille-Gerüchen, daß Jeder, der nicht ein fanatischer Kuchenesser oder ein Verliebter war, kaum zu athmen vermochte. Dazu war der Raum nicht viel über sechs Fuß hoch und schien nie anders gelüftet zu werden, als durch das zufällige Oeffnen der Thür. Wie mein Freund hatte hoffen können, in dieser Winkelboutique die Dresdener Abendzeitung zu finden, war mir ein Räthsel.

Sehr bald aber begriff ich, was ihn trotz der fehlgeschlagenen Hoffnung wieder in diese beklemmende Luft gelockt hatte. Hinter dem niedrigen Ladentisch, auf dem eine dürftige Auswahl nicht sehr einladender Kuchen und Torten ausgebreitet war, saß in der dämmerigen Fensterecke bei dem braunen Rouleau ein junges Mädchen in dem einfachsten gedruckten Kattunkleid von der Welt, die dicken schwarzen Haare schlicht gescheitelt und hinten im Nacken rund abgeschnitten, ein Strickzeug in Händen, das sie erst weglegte, als wir nach einigem Zögern uns zu den unvermeidlichen Kirschkuchen entschlossen hatten. Mein Freund, der sie kaum anzublicken, geschweige anzureden wagte, ging in das einfenstrige, schmale und sehr unbehagliche Nebenzimmerchen, wo auf einem runden Tisch vor dem verschossenen Sopha die Vossische Zeitung und der „Beobachter an der Spree" den Schein eines Lesecabinets zu wahren suchten. Ein kleiner, von den Fliegen blind gemachter Spiegel hing an der Wand, zu beiden Seiten neben ihm braun eingerahmte Lithographien von König Friedrich Wilhelm III. und der Königin Luise, zu denen eine broncirte Büste des alten Blücher, zwischen Ofensims und niedriger Stubendecke eingeklemmt, bärbeißig herabsah.

Sebastian hatte sich in fiebernder Hast in die eine Sophaecke ge-

worfen, ich in die andere, als das Mädchen mit den kleinen Kuchentellern hereintrat. Ich konnte jetzt, während sie ein Gaslämpchen anzündete, da es zum Lesen schon zu dämmrig wurde, mit Muße meine Beobachtungen anstellen. Die Gestalt war eher klein als groß, von einem Ebenmaß und einer schlanken Fülle, daß das Auge selbst in der ganz unscheinbaren, fast plumpen Kleidung mit Entzücken jede ihrer Bewegungen verfolgte. Die Füße, die sichtbar wurden, als sie sich beim Anzünden des Gases auf die Zehen erhob, waren so winzig wie bei einem zehnjährigen Kinde, die sehr beweglichen schneeweißen Fingerchen sahen aus, als hätten sie immer nur im Schooß auf einem seidenen Schürzchen gelegen. Was sie Weißes an sich hatte, die kleine stehende Halskrause, die Manchetten, die Ladnerinnen-Schürze, war so tadellos sauber, daß es den schärfsten Gegensatz bildete gegen die fleckige Tapete, die staubigen Möbel und den hundertjährigen Fliegenschmutz der ganzen Umgebung.

Ich sollte wol noch versuchen, den Umriß ihres Gesichts zu zeichnen, aber ich verzichte darauf. Nicht als ob die Züge von so unvergleichlicher Schönheit gewesen wären, daß sie aller Malkunst spotteten. Das aber, was dem Gesicht den eigenthümlichsten Reiz verlieh, war etwas Seelisches, über das ich selbst noch nicht so bald ins Klare kommen sollte; eine gelassene Schwermuth, ein halb scheuer, halb drohender Ausdruck, Jugendblüthe, die plötzlich eingeschneit keinen fröhlichen, fruchtbaren Sommer mehr verhieß, kurz, ein Gesicht, das auch reiferen Menschenkennern zu rathen aufgegeben hätte und auf sechszehnjährige Träumer einen unwiderstehlichen Eindruck machen mußte.

„Wie heißen Sie, Fräulein, wenn ich fragen darf?" eröffnete ich das Gespräch, da mein Freund that, als ob er kein wichtigeres Geschäft hätte, als sein Törtchen zu verzehren.

„Lottka", erwiederte das Mädchen, ohne mich anzusehen und schon im Begriff, das Cabinet wieder zu verlassen.

„Lottka?" sagte ich. „Wie kommen Sie zu diesem polnischen Namen?"

„Mein Vater war ein Pole."

Damit war sie schon wieder im Laden.

„Wollen Sie wol die Güte haben, Fräulein Lottka, mir ein Glas Bischof zu bringen?" rief ich ihr nach.

„Sogleich!" gab sie von drinnen zur Antwort.

Sebastian schien die Inserate der Vossischen Zeitung Zeile für Zeile zu studiren, als suche er die redliche Finderin seines verlorenen Herzens in diesen löschpapiernen Spalten. Ich blätterte in dem „Beobachter". Kein Wort wurde zwischen uns gewechselt.

Nach drei Minuten kam sie wieder herein, das Glas mit dem dunkelrothen Wein auf einem Teller tragend. Ich konnte den Blick nicht von ihren weißen Fingern abwenden und fühlte, daß mir das Herz klopfte, als ich mir Muth faßte, sie wieder anzureden.

„Wollen Sie sich nicht ein wenig zu uns setzen, Fräulein?" sagte ich. „Nehmen Sie meinen Platz im Sopha ein, ich hole mir einen Stuhl."

„Ich danke, mein Herr", sagte sie, ohne jede Ziererei, aber auch

mit einer fast beleidigenden Gleichgültigkeit. Mein Platz ist drinnen. Wenn Sie nichts weiter zu befehlen haben —"

„Bleiben Sie doch, bat ich und wagte es eine ihrer Hände zu fassen, die sich kühl und glatt anfühlte und mir gleich wieder entglitt. „Diese Zeitungen sind entsetzlich langweilig. Erlauben Sie, daß ich uns vorstelle. Hier mein Freund, Herr —"

In diesem Augenblick ging die Ladenthür, ein kleines Mädchen schob sich verlegen herein, ein paar Kupfermünzen im Fäustchen, für die es irgend etwas Süßes haben wollte. Unsere Schöne benutzte die Gelegenheit, der neuen Bekanntschaft auszuweichen, und nachdem das Kind abgefertigt war, nahm sie ihren Platz in der Fensterecke beim Strickzeug wieder ein.

Unsere Position wurde immer unhaltbarer.

Die Kuchen waren längst aufgegessen, ich hatte, theils aus Verlegenheit, theils um mich als alten Trinker zu zeigen, das Glas Bischof auf einen Zug geleert und sah nun mit glühender Stirn und unstäten Sinnen den Fliegen zu, die am Rande des Glases krochen und sich an den dunklen Tropfen berauschten. Sebastian schwieg wie ein indischer Büßer und schien beständig in den Laden hineinzuhorchen, wo sich nichts vernehmen ließ, als dann und wann das Klirren einer stählernen Stricknadel gegen den Ladentisch.

„Komm, Du Trappist", sagt' ich, „wir wollen unsere Schulden bezahlen und dann frische Luft schöpfen. Meine Lungen sind wie candirt. Wenn man keine Fliege ist, kann man's hier nicht aushalten.

„Leben Sie wohl, schönes Kind", sagte ich drinnen am Ladentisch mit aller Ueberlegenheit eines sechszehnjährigen Roué's, der einen Band lyrischer Gedichte im Heine'schen Stil druckfertig zu Hause hat. „Ich hoffe ein andermal die Bekanntschaft fortzusetzen, wenn Sie nicht so wichtige Geschäfte haben. Auf Wiedersehen!"

Ich hätte wol noch größere Albernheiten gesagt, aber sie sah mich mit einem so seltsam abwesenden Ausdruck an, daß ich mich plötzlich meiner Dreistigkeit schämte, ihr eine tiefe Verbeugung machte und eilte, auf die Straße zu kommen. Sebastian folgte mir auf dem Fuß; er hatte kaum gewagt, sie noch einmal anzusehen.

„Nun?" fragte er, als wir Arm in Arm durch die abendlich stille Straße hinschlenderten. „Was sagst Du?"

„Der Bischof ist sehr trinkbar, aber die Kuchen sind entsetzlich. Ich begreife nicht, wie Du Deine Portion und dann noch die meine hast zwingen können. Ich habe diese Conditorei im Verdacht, daß sie nur altbackene Waare führt, die sie dann aus zweiter Hand verkauft."

„Was liegt daran?" brummte er. „Danach hab' ich nicht gefragt. Was Du zu ihr sagst, möcht' ich wissen."

„Lieber Freund", versetzte ich in einem väterlich überlegenen Ton, „was soll man zu einem Mädchen sagen, das in dieser Luft zu athmen vermag! Das Weib ist immer ein Räthsel, weißt Du wol." Er nickte mit einem Seufzer. Ich hatte, Gott weiß wie, es dahin gebracht, für

einen großen Weiberkenner bei ihm zu gelten; auch brauchte ich in meinen allgemeinen Sentenzen mit Vorliebe das Wort „Weib", das für junge Leute stets einen mystischen Klang hat. „Dieses einsilbige Geschöpf — daß sie reizend ist, kann ich nicht läugnen. Aber ich warne Dich vor ihr, Bastel. Glaube mir, sie hat kein Herz."

„Du meinst —?" unterbrach er mich fast erschrocken, ohne mich anzusehen.

„Das heißt, sie hat entweder nie eins gehabt, oder es ist ihr durch Schicksale in der Brust versteinert. Sonst — würde sie wol auf meine Anrede so kalt sich abgewendet haben? Sie hat eine Vergangenheit, sage ich Dir, vielleicht auch eine Gegenwart, aber keine Zukunft.

Dieses große Wort, das ich ziemlich gedankenlos hingeworfen, hatte auf meinen Getreuen eine ungeahnte Wirkung. Wie von einer Schlange gebissen, fuhr er zusammen, zog hastig seinen Arm aus dem meinigen und sagte:

„Du glaubst also, daß sie — daß sie nicht mehr — mit einem Wort: Du zweifelst an ihrer Tugend?"

Ich sah jetzt, was ich angerichtet hatte. „Sei ruhig, Kind", sagte ich und schlang den Arm um seine Schulter. „Komm, wir wollen hier keine Scene machen. Wie gesagt: sie ist ein Weib, also ein Räthsel. Was ihren Charakter betrifft, so habe ich keine Gründe, ihn zu verdächtigen. Ich wollte nur sagen, nimm Dich in Acht, Dich da in eine Geschichte zu stürzen, die nicht viel Gutes verspricht. Denn sie sieht nicht aus, als ob sie Den, den sie einmal gefangen hat, so bald wieder losließe Wenn Du willst, behalte ich ein Auge auf sie und verspreche Dir jede Hülfe, die ein Freund dem Freunde leisten kann."

Wir waren gerade in einer dunklen menschenleeren Ecke angelangt. Plötzlich umarmte er mich, drückte mir die Hand, als wollte er sie mit der seinigen zusammenschmelzen, und war gleich darauf in der nächsten Seitenstraße verschwunden.

Ich ging langsam, um mich abzukühlen, nach Hause; das seltsame Bild verließ mich keinen Augenblick. Am Theetisch meiner Eltern war ich noch so fieberhaft zerstreut, daß meine gute Mutter anfing sich zu ängstigen und mich früh zu Bett schickte. Als ich am andern Morgen in die Classe kam, fand sich, daß ich meine Plato-Präparation nicht gemacht hatte, und vom Geschichtslehrer mußte ich mir wegen Zurückdatirung der Schlacht bei Cannä um ganze hundert Jahre ziemlich höhnische Bemerkungen gefallen lassen.

Der Tag war regnerisch, und ich schleppte die Stunden unlustig und gelangweilt hin. Sebastian ließ sich nicht sehen. Ich stand wol eine Stunde lang an demselben Fenster, auf dessen Scheiben er gestern das Non più andrai getrommelt hatte, und sah tiefsinnig in die Regenpfützen auf dem Hof hinab, aus denen die Spatzen versprengte Haferkörner herausfischten. Im Pferdestall unten hörte ich Hufe stampfen

und den Stallknecht den Weber'schen „Jungfernkranz" pfeifen und ertappte mich plötzlich darauf, daß ich mitpfiff und ebenfalls mit den Füßen stampfte. Ich kam mir so mitleidswürdig und lächerlich zugleich vor, daß mir die Thränen nahe waren. Endlich bewaffnete ich mich mit einem Schirm und lief in die nasse, windige Stadt hinaus.

Ich war auf den Abend in eine befreundete Familie eingeladen, hatte aber noch eine Stunde Zeit. Die glaubte ich nicht besser anwenden zu können, als indem ich durch die Straße schlenderte, wo die Conditorei war und, auf der anderen Seite auf und ab patrouillirend, den Laden fest im Auge behielt. Ich war unter meinem Regenschirm, zumal da es schon stark dunkelte, trefflich versteckt, aber dennoch hatte ich ein angenehm unheimliches Gefühl, als spielte ich in einem Räuberroman eine wichtige Rolle. Uebrigens war nichts Merkwürdiges zu erspähen. Der Laden schien viel besucht zu werden, aber fast nur von geringen Leuten, Kindern, Schulknaben, die ihr Taschengeld vernaschen wollten, hustenden alten Weibern, die für einen Groschen Bonbons kauften. Gefährliche junge Leute schienen nicht zu ahnen, daß drinnen hinter dem braunen Rouleau ein gefährliches junges Mädchen saß.

Durch diese Wahrnehmung sehr beruhigt, steuerte ich endlich über die Breite der Straße gerade auf den Laden zu, um zu sehen, ob man von außen hineinblicken könne. Die Gasflammen in beiden Zimmern brannten, die Fenster des Ladens aber waren so dicht verwahrt, daß kein Blick hindurchdringen konnte. Dagegen hatte das Rouleau im Cabinet einen Riß, gerade hinter dem Rücken des Anglers. Ich stand einen Augenblick still und sah hinein, obwol ich mich meines Spionirens schämte. Da saß richtig an derselben Sophaecke, wo er gestern gesessen, mein guter Sebastian vor einem leeren Teller, den ein Fliegenschwarm belagerte, den Blick über die Vossische Zeitung weg ins Leere gerichtet. Eine seltsame Empfindung überkam mich, halb Eifersucht, halb Genugthuung darüber, daß er es noch nicht weiter gebracht hatte. Gleich darauf machte er eine Bewegung, wie um aufzustehen und nach seiner Mütze zu greifen. Ich fuhr vom Fenster zurück und schlich wie ein Dieb, der ums Haar ertappt worden wäre, an den Häusern entlang meines Weges.

In der Gesellschaft, wo man mich erwartete, galt es sich zusammenzunehmen. Ich war lustiger, als gewöhnlich, machte den Töchtern des Hauses mit der ganzen täppischen Nonchalance eines sechszehnjährigen Lebemanns den Hof, ließ mich sogar erbitten, meine neuesten Gedichte vorzulesen, und trank mehrere Gläser eines starken Ungarweins, die mich nicht gerade klüger oder bescheidener machten. Als es gegen Zehn ging, brach ich plötzlich auf, unter dem Vorwande, mit einem Freunde noch eine Verabredung zu haben. Als Nachtschwärmer zu gelten, schien mir für einen jungen Dichter dazuzugehören. Wenn man gewußt hätte, daß es eigentlich ein deutscher Aufsatz war, der noch ins Reine geschrieben werden sollte, der ganze Nimbus wäre zerstoben!

Und freilich stand es auch um den unseligen Aufsatz übel genug.

Die Nacht war wundervoll, die Luft nach dem langen Regen von einer so weichen, lieblichen Stille, wie ein Menschenherz, das sich eben mit einem alten Feinde ausgesöhnt hat — (unwillkürlich gerathe ich wieder in den lyrischen Stil jener Tage), der Himmel funkelnd und schimmernd von reingewaschenen Sternbildern. Trotz der späten Stunde gingen Frauen und Mädchen plaudernd durch die Straßen, ohne Hut und Shawl, nur etwa ein Taschentuch um den Kopf gebunden, so wie sie die schöne Nacht aus den Zimmern weggelockt hatte, um nach dem unfreundlichen Tage sich noch im Freien zu erquicken. Alle Fenster standen auf, die Rosen dufteten heraus, hie und da hörte man auf einem Clavier ein Mendelssohnsches Lied ohne Worte spielen oder eine schöne Frauenstimme halblaut eine Arie singen.

Wie es kam, wußte ich nicht, aber plötzlich war ich bei dem Laden angelangt und hatte den Thürgriff schon in der Hand, ehe ich mich besinnen konnte, was ich hier suchte.

Als ich eintrat, erhob sie den Kopf von dem Ladentisch, auf dem er, in ihren Arm geschmiegt, geruht hatte. Man sah es ihren Augen an, daß sie geschlafen hatte. Ein Buch, an dem sie sich müde gelesen, fiel, als sie aufstand, ihr vom Schooß.

„Ich habe Sie gestört, Fräulein Lottka", sagte ich. „Verzeihen Sie, ich werde gleich wieder gehen. Ich kam aber gerade hier vorbei, und weil die Nacht so schön war — und ich Sie auch seit gestern — — Wollen Sie mir wol ein Glas Bischof geben, Fräulein Lottka?"

Seltsam, daß meine sonst ganz zuversichtliche Beredsamkeit diesem stillen Wesen gegenüber regelmäßig ins Stocken gerieth.

„Was haben Sie da gelesen?" fing ich nach einer Weile wieder an, während ich im Laden auf und nieder ging. „Ein Buch aus der Leihbibliothek? So ein abgegriffenes Exemplar ist zu schlecht für Ihre weißen kleinen Hände. Erlauben Sie mir — ich habe eine Menge hübscher Bücher zu Haus — auch Romane —"

„Bemühen Sie sich nicht", sagte sie ruhig, aber nicht unfreundlich. „Ich habe keine Zeit, Romane zu lesen. Das da ist eine französische Grammatik."

„Sie studiren Französisch, auf Ihre eigene Hand?"

„Ich spreche es schon ein wenig; ich möchte es nur gründlicher lernen."

Sie verstummte wieder und machte sich mit Tellern und Löffeln zu schaffen.

„Fräulein Lottka", sagte ich nach einer Pause, in der ich mir bei dem bärbeißigen alten Blücher drin im Cabinet Muth geholt hatte, „erlauben Sie mir eine Frage: Fühlen Sie sich glücklich in der Lage, in der Sie sich gegenwärtig befinden?"

Sie sah mich mit ihren großen überwachten Augen so erstaunt an, wie etwa ein Kind im Märchen einen Vogel, der plötzlich zu reden anfängt.

„Wie kommen Sie zu dieser Frage?" sagte sie.

„Legen Sie es mir nicht als herzlose Neugier aus“, fuhr ich lebhafter fort und zerbröckelte in der Aufregung eine kleine Biscuit-Pyramide, die gerade vor mir stand. „Glauben Sie mir, ich fühle ein wahrhaft inniges Interesse für Sie. Wenn Sie einen Freund bedürfen — wenn Sie etwa Schicksale gehabt haben, oder — Sie verstehen mich — das Leben ist so ernst, Fräulein Lottka — und gerade die Jugend —“

Ich verwirrte mich immer mehr und fühlte, daß mir der Schweiß vor die Stirn trat. Ich hätte jetzt viel darum gegeben, wenn der alte Blücher mich nicht zu dieser Rede ermuthigt hätte.

Doch wurde mir eine weitere Beschämung erspart. Die Thür, die ins Innere des Hauses führte, ging auf, und die Frau, der der Laden gehörte, erschien, eine gutmüthige, vierschrötige Person mit einer dicken Tüllhaube, die mir so höflich als möglich auseinandersetzte, ich sei schon eine Viertelstunde über ihre gewöhnliche Zeit geblieben, da sie um halb elf Uhr das Gas auszumachen pflege. Hastig bezahlte ich das nur zur Hälfte geleerte Glas, warf dem schweigsamen Mädchen einen bedeutsamen, halb vorwurfsvollen Blick zu und verließ den Laden.

Diese Nacht war ich nicht auf Rosen gebettet. Ich machte allen Ernstes noch einen Versuch, den deutschen Aufsatz zu Stande zu bringen — „Vergleich zwischen des Sophokles' Antigone und Goethe's Iphigenie“. — Aber was waren mir diese beiden Hekuba's? Auf den Rand des Heftes fing ich an Verse zu schreiben, deren Melodie mich endlich so einlullend beruhigte, daß ich nicht lange nach Mitternacht auf dem Stuhle einschlief und trotz der unbequemen Lage erst am Morgen erwachte, obwol ich in meinen Versen gestanden hatte, daß ich von Neuem liebte und, was unter allen erschwerenden Umständen das Schlimmste war, daß ich die Erkorene meines Freundes liebte.

Das war auch am andern Morgen mein erster wacher Gedanke. Ich entsinne mich aber wol, daß dieses Unglück, wofür ich es natürlich ansah, mich eigentlich durchaus nicht unglücklich machte, daß es im Gegentheil mein Selbstgefühl erhöhte und mich in meinen eigenen Augen sehr viel interessanter erscheinen ließ, da ich nun das Alles, wovon ich bisher nur gelesen, an eigener Haut erfahren konnte. Ich war unermüdlich, mir die traurigen und herzzerreißenden Scenen auszumalen, zu denen diese Verwicklung nothwendig führen mußte, und ein unsäglich süßes Mitleid mit mir selbst, mit dem guten Sebastian und der unschuldigen Urheberin unserer Leiden bemächtigte sich meiner Gedanken.

Statt in's Gymnasium zu gehen, wo ich heute ohne den deutschen Aufsatz hätte erscheinen müssen, zog ich es vor, „die Heckenschule zu besuchen“, wie die Franzosen sagen, in den Thiergarten zu gehen und dort auf einer einsamen Bank im menschenleersten Theil der Anlagen meine jungen Schmerzen zu Papier zu bringen. Heine und Eichendorff stritten sich damals um meine unsterbliche Seele. An jenem Morgen aber war ich für die Ironie des „Buchs der Lieder“ noch nicht reif, und die Wipfel über mir rauschten viel zu romantisch, um andere Töne anzuschlagen, als zu einem jungen „Taugenichts“ paßten. Gegen Mittag sah ich mit weh-

müthiger Befriedigung, daß das Heft „Neue Liebe" überschrieben, das ich eben angefangen, für meinen Band ein ansehnlicher Zuwachs werden würde, wenn es so fortginge.

Am Nachmittag, als ich an nichts Arges denkend in meinem Zimmer saß und versuchte, das Profil meiner heimlich Geliebten aus dem Gedächtniß nachzuzeichnen, hörte ich Sebastian's Schritt auf der Treppe. Hastig verbarg ich das angefangene Blatt und tauchte eine Feder ein, als würde ich in einer Arbeit unterbrochen. Als er hereintrat, hatte ich nicht das Herz, ihm ins Gesicht zu sehen.

Auch er warf nur abgewendet einen Gruß hin, streckte sich nach seiner Gewohnheit in meinem Lehnstuhl aus und fing an eine kurze Pfeife zu rauchen.

Erst nach einer halben Stunde sagte er:

„Bist Du wieder da gewesen?"

„Ja", sagte ich und schlug dabei scheinbar sehr eifrig in meinem Lexicon nach.

„Und was denkst Du jetzt von ihr?"

„Was ich denke? Ich habe das Räthsel noch nicht gerathen. So viel aber weiß ich, daß sie kein richtiges junges Mädchen ist, sondern so was wie eine Wassernixe, eine Melusine, „kühl bis ans Herz hinan", und wer weiß, ob ihre Gestalt nicht in einem Fischschwanz endet, desinit in piscem —"

Er sprang auf. „Ich muß Dich bitten, solche Reden —"

„Beruhige Dich, altes Kind!" sagte ich. „Glaube nicht, daß ich leichtfertig von ihr denke. Eine Vergangenheit hat sie, das steht fest Aber braucht es eine Schuld zu sein? Wenn es nun ein Unglück wäre, ein großer Schmerz, oder eine große Liebe?"

„Du meinst —?" Und er sah mich mit einem ängstlichen Blick an.

„Ich würde es gar nicht unbegreiflich finden", fuhr ich fort, „wenn sie — mit diesen frühreifen Augen und der vornehmen Ruhe — schon jetzt die ganze Hölle einer hoffnungslosen Liebe durchgemacht hätte. Vergiß auch nicht den polnischen Vater. Die Polinnen fangen alle früh an, Leidenschaften zu erregen und selbst zu erleben. Wie das arme Kind in diese Fliegenhöhle gerathen ist, mag Gott wissen. Wir Beide werden sie schwerlich daraus erlösen können."

Darauf folgte wieder eine stumme Viertelstunde, während der er in meinem Liederheft blätterte.

„Ich möchte mir dies Lied abschreiben", sagte er plötzlich und reichte mir ein Blatt hin.

„Wozu?" fragte ich. „Höre, Bastel, ich glaube fast, Du willst mit meinem Kalbe pflügen."

„Schäme Dich!" sagte er und wurde dunkelroth. „Ich mich für einen Dichter ausgeben! Aber es geht mir eine Melodie dazu durch den Kopf; ich habe lange nichts componirt."

„Such Dir was Besseres aus, was Herzhafteres. Was willst Du mit dem schwachköpfigen Gewinsel? Das Lied ist schon ein halbes Jahr

alt" (aus jenen „alten Tagen" nämlich, auf die ich mich kaum noch besinnen konnte).

Er hatte das Blatt wieder an sich genommen und sang jetzt, das Gesicht darüber hingebeugt, denn er war etwas kurzsichtig, mit halber Stimme die Strophen in einer einfach rührenden Weise:

„Wie könnt' ich Dich verdienen,
Und dient' ich sieben Jahr',
Und wär' ich Dir erschienen
An Treu' unwandelbar!
Und würd' ich hoch erhoben,
Und würd' ich viel geehrt,
Die Liebe stammt von oben,
Die achtet keinen Werth.

Du Baum, das Haupt gesenket,
Und blühst Du noch so schön,
Weiß Gott, ob Dich auch tränket
Ein Regen aus den Höh'n.
Du Herz, in Feuerproben
Durch Lust und Leid verklärt,
Die Liebe stammt von oben,
Die achtet keinen Werth."

Er sprang auf, nickte mir zerstreut zu und stürmte aus dem Zimmer.

Nicht lange nachher trieb es auch mich hinaus. Ich hatte kein eigentliches Ziel; nur die Unruhe in meinem Blut wollte ich durch Ermüdung beschwichtigen.

Als ich eine Stunde im Sturmschritt durch die Stadt geirrt war, fand ich mich unversehens dicht an der verhängnißvollen Straße. Es zog mich und hielt mich wieder zurück. Ich war mir dunkel bewußt, gestern Nacht nicht gerade die vortheilhafteste Rolle gespielt zu haben. Ich mußte darauf gefaßt sein, daß sie den fremden jungen Menschen, der sich ihr so zudringlich zum Ritter angetragen, mit einem spöttischen Lächeln begrüßte. Aber um so mehr lag mir daran, ihr eine bessere Meinung von mir beizubringen. Also ermannte ich mich und bog rasch um die Ecke.

In demselben Augenblick erkannte ich meinen Freund und Nebenbuhler, der mit großen Schritten, die Mütze tief in die Stirn gedrückt, ebenfalls dem kleinen grünen Hause zusteuerte. Auch er hatte mich erkannt, und wie auf ein Commandowort blieben wir Beide stehen, um Beide in der nächsten Secunde Kehrt zu machen, als hätten wir uns im Wege geirrt.

Das Herz schlug mir heftig; Scham über unser lächerliches Zurückprallen und Aerger, daß Einer dem Andern im Wege stehen mußte, brannten in meiner Seele. Ich fühlte, wenn das sofort dauerte, würde ich den guten Freund von ganzem Herzen hassen lernen.

In der widerwärtigsten Stimmung schlich ich die Straße hinab und überlegte bei mir, ob es nicht das Gescheidteste und Männlichste wäre, wieder umzukehren und mein Heil zu versuchen, gleichviel, mit wem ich dabei Händel bekäme, und wenn eine Legion alter Freunde sich mir in den Weg stellte. Hatte ich nicht so gut ein Recht, wie jeder Andere, mich in das Mädchen zu vergaffen? Sollte ich mich feig zurück-

ziehen, nachdem ich gestern erst den Mund vollgenommen und mich dem räthselhaften Wesen zum Freunde angetragen hatte? Nimmermehr! Auf der Stelle hin zu ihr, und ob die Welt darüber zu Grunde ginge.

Ich drehte mich hastig um, da stand Sebastian vor mir. In der Aufregung hatte ich die eiligen Schritte überhört, mit denen er mich eingeholt hatte.

„Du hier?“ rief ich mit geheucheltem Erstaunen.

„Paul“, sagte er und seine wolklingende tiefe Stimme zitterte ein wenig, „wir wollen keine Komödie mit einander spielen. Wir — wir haben uns zu lieb dazu. Ich weiß, wo Du jetzt hinwolltest; ich war auf demselben Wege. Aber glaube mir, wenn das so fortginge — ich hielte es nicht aus. Du liebst sie auch, versuche es nicht zu läugnen. Ich habe es Dir wol angemerkt.“

„Und wenn ich sie liebte?“ fuhr ich halb trotzig, halb beschämt heraus. „Ich gestehe, der Eindruck, den sie auf mich gemacht hat —“

„Komm da in den Thorweg“, sagte er. „Wir versperren hier den Weg, und Du sprichst so laut, daß die Leute aufmerksam werden. Siehst Du, ich hatte Recht; es würde mich auch nur wundern, wenn es anders wäre. Aber Du wirst begreifen, daß das unmöglich ist. Einer von uns Beiden muß zurücktreten.“

„Ja wol“, sagte ich und bemühte mich, eine feindselig entschlossene Miene anzunehmen. „Einer von uns muß entsagen. Ich sehe nur nicht ein, warum gerade ich — etwa weil ich der Jüngere bin — die lumpigen zwei Jahre — und über's Jahr bin ich so gut Student wie Du.“

Ich hatte das kaum gesagt, so bereute ich das herzlose vorschnelle Wort. In diesem Augenblick klang es wie eine demüthigende Prahlerei.

„Uebrigens“, setzte ich hastig hinzu, „kommt es ja überhaupt nicht auf uns an, wer hier den Vortritt haben soll, sondern auf sie, wen sie etwa vorzieht. Einstweilen scheinen wir Beide gleich wenig Aussichten zu haben.“

„Das ist wahr“, sagte er. „Aber trotzdem, ich kann es nicht über's Herz bringen, mit Dir gleichsam in die Wette — und dann, Du bist der Kühnere, der Beredtere; ich müßte das Spiel doch von vornherein verloren geben, wenn wir neben einander ihr unsere Gefühle — Du weißt, was ich sagen will.“

„Wenn es so ist“, sagte ich und sah mit angenommener Kälte durch den dunklen Hausflur in ein Gärtchen hinein, wo ein einsamer Rosenstock blühte, „wenn Du Dich nicht getraust, so bist Du am Ende doch nicht so sehr verliebt, wie Du glaubst und wie ich es von mir sagen kann. Ich habe eine schlaflose Nacht hinter mir (daß ich von Mitternacht bis sieben Uhr Morgens auf dem Stuhl genickt hatte, rechnete ich nicht) und einen verlorenen Tag. Also dächte ich —“

Ich konnte den Satz nicht vollenden. Das Erblassen seines guten, treuherzigen Gesichtes sagte mir, wie viel tiefer ihm diese Unterredung ging, als mir, für den sie fast mehr einen novellistischen Reiz hatte. Ich empfand wieder, wie lieb er mir war.

„Höre", sagte ich, „so kommen wir nicht weiter. Freiwillig, wie ich merke, tritt Keiner zurück. Das Schicksal mag entscheiden."

„Das Schicksal?"

„Oder der Zufall, wenn Du lieber willst. Ich werfe hier dies Achtgroschenstück auf die Erde Wenn das Wappen oben bleibt, hast Du gesiegt; wenn es die Schrift ist — "

„Thu's!" sagte er halblaut. „Obwol es schöner gewesen wäre —"

„Es gilt also?"

„Es gilt."

Die Münze fiel zu Boden. Ich bückte mich, in dem Zwielicht, wo wir standen, das Ergebniß zu erkennen. „Was ist oben?" hörte ich ihn murmeln, während er an dem Thorpfosten lehnte. Er selbst wagte nicht hinzusehen.

„Bastel", sagte ich, „es hat nicht sein sollen. Die Schrift ist oben. Du begreifst, da wir einmal das Gottesurtheil herausgefordert haben —"

Er rührte sich nicht, und kein Laut kam von seinen Lippen. Als ich mich langsam wieder erhob und das schicksalskündende Geldstück wieder einsteckte, sah ich, daß er die Augen zugedrückt hatte und wie ein im Stehen Schlafender den Kopf zurücklehnte gegen den hölzernen Thorflügel.

„Nimm es nicht so schwer", sagte ich. „Wer weiß, schon in ein paar Tagen komme ich und sage Dir, daß sie mich nicht mag, daß das Feld für Dich frei ist, daß —"

„Gute Nacht!" murmelte er plötzlich und stürmte mit großen Schritten davon.

Ich blieb nur einen Augenblick zurück; sein jähes Forteilen hatte mir die Schuppen von den Augen gerissen. Ich fühlte es, daß meine Empfindung für das räthselhafte Wesen sich mit der seinigen nicht messen konnte, und daß ich zum Schelm an ihm werden würde, wenn ich von der albernen Entscheidung des Zufalls Vortheil zöge.

In zwanzig Schritten hatte ich ihn eingeholt. Ich mußte alle meine Kraft aufbieten, um ihn festzuhalten, da er mit Gewalt sich losreißen wollte.

„Höre", sagte ich, „ich habe mich anders besonnen. Nein, Du mußt mich anhören, wenn ich nicht glauben soll, daß es Dir mit unserer Freundschaft überhaupt nie Ernst war. Ich schwöre es Dir hiermit feierlich zu, Bastel, ich trete sie Dir ab; ich entsage ganz und für immer jeder Hoffnung und jedem Wunsch. Jetzt erst ist es mir klar geworden: Dich würde es vernichten, wenn Du mich als den Begünstigten sähest. Ich — ich werde damit fertig werden; Du weißt, man stirbt nicht gleich, wenn auch nicht alle Blütenträume reifen. Gieb mir die Hand, Bastel, und kein Wort mehr!"

Er fiel mir um den Hals, ich kam mir in diesem Augenblick sehr edelmüthig und erhaben vor, als hätte ich auf ein Königreich, dessen Erbe ich war, zu Gunsten eines Vetters von einer Seitenlinie verzichtet. Wer uns gesehen, wie wir dann Hand in Hand noch eine Stunde lang

herumgingen, und gewußt hätte, daß wir uns über eine Geliebte vertragen hatten, die wahrscheinlich Keinem von uns nur im Geringsten nachfragte, hätte sich des Lächelns über diese gegenstandslose Großmuth wol nicht enthalten können.

Ich bestand darauf, ihn bis dicht an die Ladenthür zu begleiten. Ich wollte zeigen, daß das Opfer nicht über meine Kräfte ging. „Glück auf!" rief ich ihm zu, als er den Thürgriff schon in der Hand hatte, und zeigte ihm ein heiteres Gesicht. Dann verließ ich ihn, in meine Tugend gehüllt, deren heroischer Faltenwurf mir vollen Ersatz gab für Alles, worauf ich verzichtet hatte.

Ich schlief die Nacht so gut, daß ich mich am Morgen selber schämte, nicht einmal von ihr geträumt zu haben. So rasch, so ohne einen Funken zurückzulassen, war die Flamme dieser „neuen Liebe" ausgelöscht? Ich mochte es mir selbst nicht eingestehen, um die Schwere der tragischen Collision nicht in meinen eigenen Augen zu verringern. Da es ein Sonntag war, konnte ich mich ungestört meinen selig unseligen Nachgefühlen überlassen. Ein paar Strophen eines Gedichts, das ich an jenem Morgen niederschrieb, sind mir noch im Gedächtniß geblieben:

„Von Leid verwirrt, von Neid verzehrt,
Ein Aschenbrödel sitzt am Herd.
Der Herd ist kalt, die Asche fliegt,
Kein Sonnenschein in Lüften liegt.

Wie ward so hart die Freundschaft nun,
Der armen Liebe weh zu thun?
Die Blasse wacht und weint sich blind,
Und sind doch Einer Mutter Kind.

Die Liebe prunkt gar stolz einher,
Ihr blüh'n die Wangen mehr und mehr;
Die Blasse sitzt und hütet's Haus,
Geht nicht zu Spiel und Tänzen aus.

Doch kommt die Schwester heim zu Nacht,
Das Aschenbrödel stiert und lacht,
Singt: „Blut im Schuh! Blut ist im Schuh —"
Das stiehlt der Stolzen Schlaf und Ruh —"

Und man sage noch, daß die Jugend die Zeit des unbewölkten Glückes sei, sie, die in Verworrenheit und selbstgeschaffenen Qualen sich um die besten Gaben des Himmels betrügt, sich Empfindungen vorlügt, nur um unglücklich sein zu dürfen, und alles Versagte mit Leidenschaft ans Herz drückt! —

Etwa vierzehn Tage mochten vergangen sein, während deren ich meinen glücklichen Nebenbuhler nur flüchtig und zufällig zu sehen bekam. Aus einem gewissen Zartgefühl, das ich ihm hoch anrechnete, vermied er es, wie sonst Tag um Tag die Hühnersteige zu meinem Zimmer zu erklimmen, und wenn wir uns auf der Straße begegneten, trennten wir uns wieder nach gleichgiltigem Gespräch und einem ziemlich kühlen Händedruck.

Als es aber in die dritte Woche ging, wurde dieser gespannte Zustand mir unerträglich. Wir hatten Ferien, die Tage waren zu heiß zum Arbeiten und zum Spazierengehen, und auch der kastalische Quell war mir endlich eingetrocknet. Jetzt erst merkte ich, daß mir die stille Gegenwart meines Freundes zum Bedürfniß geworden war; ich sehnte mich sogar danach, ihn mit seiner tiefen Stimme einmal wieder die Melodie: „Ich glaube in alten Tagen" singen zu hören, und kam mir in meiner Einsamkeit so unselig vor, wie Peter Schlemihl, der seinen Schatten verloren hat.

Endlich entschloß ich mich, ihn aufzusuchen.

Er wohnte jenseits der Spree, in einem Hause der Heiligengeiststraße hoch unter dem Dach, bei einer Schneidersfamilie, die auch für seinen Tisch und seine geringen Bedürfnisse sorgte. Ich muß hier einschalten, daß er von seinen Eltern nur eine geringe Unterstützung erhielt und das Fehlende durch Musikstunden, die ihm ziemlich schlecht bezahlt wurden, hinzuerwarb.

Als ich in sein Stübchen trat, saß er gerade an einem alten gemietheten Clavier und beschrieb ein Notenblatt, das auf seinen Knieen lag. Mit einem freudigen Ausruf sprang er auf, ließ das Blatt fallen und schüttelte mir die dargebotene Hand mit seinen beiden. Dann mußte ich mich auf das harte Sopha setzen, eine Cigarre anzünden und trotz meines Sträubens ein Glas Bier trinken, das die Schneidersfrau aus einem nahen Keller heraufholte.

Dabei sprachen wir unserer Gewohnheit nach zuerst Beide nichts, sahen uns aber häufig an, lächelten und waren herzlich froh, wieder einmal beisammen zu sein.

„Bastel", sagte ich endlich und hüllte mich dabei in eine möglichst dicke Dampfwolke, „ich muß Dir ein Geständniß machen: Du brauchst Dich gar nicht weiter vor mir zu geniren, was die bewußte Sache betrifft. Die Wunde, die mir gewisse Augen geschlagen — (wieder der alte lyrische Styl, diesmal etwas spanisch gefärbt), entweder ist sie nicht so tief gewesen, wie ich anfangs glaubte, oder die Trennung hat Wunder gethan. Genug, ich bin geheilt, und wenn Du diese Wochen Dir zu Nutze gemacht hast und glücklich gewesen bist, glaube mir, ich werde mich ohne alle Mißgunst darüber freuen.

Er sah mich mit strahlenden Augen an. „Ist das wahr?" sagte er. „Nun wahrhaftig, Du nimmst mir einen Stein vom Herzen. Hundertmal habe ich mir seitdem Vorwürfe gemacht, daß ich Dein Opfer angenommen, und die besten Stunden ihr gegenüber hat mir der Gedanke verbittert, daß ich Dich darum gebracht hätte. Ich weiß freilich nicht, ob Du mit Dem zufrieden wärst, was mich schon sehr glücklich macht. Und dann fühlte ich auch wieder, daß es mir doch unmöglich gewesen wäre, zu verzichten. Nun aber, nun ist Alles gut."

Er drückte mir von Neuem die Hand; seine Freude war so rührend, daß ich mir mit meinen künstlich erhitzten Gefühlen recht armselig daneben vorkam.

Er erzählte mir nun, wie weit er mit ihr sei. Es gehörte freilich ein bescheidenes Gemüth und eine sehr echte Neigung dazu, um durch die Fortschritte, die er in drei Wochen gemacht, nicht eher entmuthigt als aufgemuntert zu werden. Abend für Abend war er hingegangen und hatte über eine Stunde in dem kleinen Cabinet gesessen. Offenbar war sie durch diese stille, ehrerbietige Huldigung gerührt worden und hatte sich die letzten Male herbeigelassen, sich ihm gegenüberzusetzen und harmlos mit ihm zu plaudern. Einmal sogar, als er sich um ein paar Stunden verspätete, empfing sie ihn mit unverhohlener Unruhe und gestand ihm, daß sein Ausbleiben sie geängstigt habe. Sie sei schon so daran gewöhnt, täglich mit ihm zu plaudern, und da sie sonst Niemand habe, der den geringsten Antheil an ihr nehme — dabei war sie stecken geblieben, wahrscheinlich weil er seine Freude über dies erste herzliche Wort zu lebhaft äußerte. Er selbst hatte ihr Alles erzählt, was von seinen Verhältnissen ihr nur irgend wissenswerth sein konnte. Von ihrem Leben aber, ihrer Familie, ihrer Vergangenheit hatte sie ihm noch nicht das Geringste vertraut, nur daß sie sich aus der dumpfen Enge dieses Ladens wegsehne und am liebsten weit weg in die Fremde ziehen würde. Sie spare schon seit einem Jahr, um das Reisegeld zusammenzubringen, und lerne im Stillen Französisch und Englisch, um bei der ersten Gelegenheit in die weite Welt zu gehen. „Wenn Du sie dabei sähest, Paul", schloß er seine Beichte, „und ihre Stimme hörtest, wie traurig und ergeben sie das Alles sagt, wahrhaftig, Du würdest ebenfalls darauf sterben, daß nie ein schlechter Gedanke in ihrem Herzen sich geregt hat, daß sie so rein und unschuldig ist, wie man es von Engeln und Heiligen sagt, und würdest begreifen, daß ich entschlossen bin, Alles daran zu setzen, um sie noch einmal glücklich zu machen.

„Du hast im Ernst den Vorsatz, sie zu heirathen?"

„Kannst Du daran zweifeln? Das heißt, wenn sie mich will. Daß ich es ehrlich meine, habe ich sie deutlich genug merken lassen, obwol — was man eine förmliche Liebeserklärung nennt — Du weißt, daß mir das Herz immer am wenigsten überläuft, wenn es am vollsten ist. Uebrigens eilt es damit auch nicht. Sie kann noch lange nicht daran denken, fortzugehen, und ich, wenn ich mich auch sehr zusammennehme, vor vier bis fünf Jahren —"

„Vier bis fünf Jahren? Da würdest Du kaum das Auscultator-Examen hinter Dir haben."

„Freilich", sagte er. „Aber daran denk' ich auch nicht. Ich werde mich nicht auf die lange Bank der Juristerei setzen, die ohnedies sehr wacklig ist. Ich denke es mit der Musik rascher zu Etwas zu bringen. Schlimmsten Falls, wenn es hier nicht gehen sollte, und meine Eltern werden es schwerlich gern sehen, versuchen wir unser Glück drüben in Amerika."

Ich sah ihn mit Stolz und Bewunderung von der Seite an. Er kam mir plötzlich um zehn Jahre älter vor, und ich gestand mir, daß ich

bei aller lyrischen Erhabenheit meiner Weltanschauung noch nicht fähig gewesen wäre, so entschiedene Pläne zu fassen.

„Und sie?" fragte ich. „Würde sie darauf eingehen?"

„Ich weiß es nicht", erwiederte er, still vor sich hin sinnend. Ich habe sie, wie gesagt, noch nicht direct befragen können. Einmal kam die Rede aufs Heirathen. Sie werde nie heirathen, sagte sie ganz bestimmt. Auch nicht, wenn der Rechte käme? warf ich so verloren hin. Dann erst recht nicht, sagte sie und unterdrückte einen Seufzer. Da werde nun Einer klug daraus."

„Possen!" sagte ich. „So reden alle Backfische. Hernach giebt sich das schon."

„Uebrigens ist sie ein Jahr älter, als wir dachten, und um vier Wochen jünger als ich. Apropos — ich hätte eine Bitte an Dich — das heißt, wenn Du selbst im Stande bist —"

„Nur keine lange Vorrede Du weißt, daß ich ebenfalls nicht blöde bin, wenn Du mir einen Gefallen thun kannst."

„Ihr Geburtstag ist morgen. Ich habe das Datum ihr neulich abgelockt, als sie sagte, sie fühle sich schon sehr alt, sehr lebensmüde. Wenn sie morgen sterben müßte, würde es ihr keinen Augenblick leid thun. Nun war ich, eben da Du kamst, damit beschäftigt, die Melodie aufzuschreiben, die ich zu Deinem Liede gemacht habe, Du entsinnst Dich wol: „Wie könnt' ich Dich verdienen —" und einen Strauß wollt' ich ihr auch dazu geben. Aber es wurmt mich doch, daß ich ihr nichts Besseres zu schenken habe. Sie hat ihr Kleid oben mit einer alten schwarzen Nadel zugesteckt, an der der Glasknopf noch dazu einen Sprung hat. Eine kleine Broche würde ihr gewiß Spaß machen, nur leider — meine Clavier- und Gesangstunden haben aufgehört, die Meisten sind verreis't, einige rückständige Honorare kann ich jetzt nicht einfordern — von meinen paar Siebensachen noch etwas zu verkaufen, ist nicht thunlich, da ich ohnehin alle Luxusgegenstände —"

Er sah sich mit wehmüthiger Ironie in seinem kahlen Stübchen um.

„Da muß Rath geschafft werden", sagte ich; „es versteht sich ganz von selbst, daß der Geburtstag mit möglichstem Glanz gefeiert wird. Ich bin zwar im Augenblick auch kein Krösus — dabei zog ich ein sehr schmächtiges Beutelchen aus der Tasche, in dem nur einige kleine Münze klimperte — aber ich besitze allerlei überflüssige fahrende Habe. Da fällt mir eben ein, daß ich den großen Passow seit Monaten nicht mehr gebraucht habe, seit ich zufällig bei meinem Vater den kleinen Rost entdeckt habe, in dem sich's viel bequemer nachschlägt. Komm! Der alte Wälzer soll uns aus der Noth helfen."

Nach einigen schwachen Versuchen, dieses Opfer auf dem Altar der Freundschaft abzuwehren, begleitete er mich in meine Wohnung, wo sich Jeder mit einem Theil des dicken Lexicons belud. Eine Stunde später traten wir, um fünf Thaler reicher, in den Laden eines kleinen Goldarbeiters, da wir uns nicht getrauten, bei einem der großen Juweliere unter den Linden unseren Einkauf zu machen.

Der Mann mochte uns ganz richtig taxiren. Er behandelte uns aber wie junge Prinzen, die in einer Harun=al=Raschid=Laune an einer geringen Hütte anklopfen. Für eine kleine goldene Schlange, die sich nach einigen Windungen in den Schwanz biß und uns dabei aus zwei viereckigen Rubinenaugen anschielte, forderte er zehn Thaler, ließ sich aber auf sieben herunterhandeln, während die Broche wol nur die Hälfte werth war.

Das ganze Kaufgeschäft hatte ich abmachen müssen. Sebastian war so verlegen und vertiefte sich so beharrlich in die Betrachtung der übrigen Goldwaaren, daß der Händler endlich mißtrauisch wurde und ihn scharf beobachtete, als ob er es mit einem angehenden Taschendiebe zu thun hätte.

„Da hast Du das Kleinod", sagte ich, „als wir wieder auf der Straße waren; und nun gute Nacht, und höre, Du kannst ihr morgen auch in meinem Namen gratuliren. Uebrigens hoffe ich, daß sie sich meiner nicht mehr erinnert. Ich habe mich ihr nicht gerade von meiner glänzendsten Seite gezeigt. Du lässest Dich wol einmal wieder sehen und berichtest, was für einen Effect die Schlange in Eurem Paradiese gemacht hat, glücklicher Adam, der Du bist!"

So verließ ich ihn; ein Rest von Neidgefühl wollte in mir aufglimmen. Ich zerdrückte aber mannhaft die ersten Funken und sang, als ich in der Abendkühle allein durch den Thiergarten wandelte, folgendes Lied vor mich hin, das, bis auf den Anachronismus des jungen Rosenflors in den Hundstagen, im Uebrigen meine damalige Stimmung unverkünstelt aussprach:

„Nun stehn die Rosen in Blüte.
Die Liebe wirft ihr Netzlein aus.
Du flatterhafter Falter,
Du hilfst dir nicht heraus.

Und wenn ich wäre gefangen
In dieser jungen Rosenzeit,
Und wär's von seliger Liebe,
Meine Jugend thäte mir leid.

Ich mag nicht sinnen und sehnen,
Durch blühende Wälder schweift mein Lauf;
Mein Herz auf fröhlichen Schwingen
Fliegt in die Wipfel hinauf." —

Am folgenden Abend saß ich arglos und guter Dinge mit meinen Eltern am Theetisch, als ich hinausgerufen wurde: ein Freund wünsche mich zu sprechen. Es mochte gegen zehn Uhr sein; ich konnte mir nicht denken, wer noch so spät mich aufsuchte.

Als ich in mein Zimmer kam, fand ich Sebastian in seiner gewohnten Lage im Großvaterstuhl, erschrak aber, als ich ihm in's Gesicht leuchtete und seine verzweifelte Miene und die Blässe auf seinen Wangen entdeckte.

„Du bist es?" rief ich. „Und in dieser Verfassung? Hat die Geburtstagsfeier ein Ende mit Schrecken genommen?"

„Paul", sagte er, ohne sich zu rühren, als hätte ein schwerer Schlag ihn hülflos niedergestreckt, „es ist Alles aus. Ich bin ein verlorner Mensch."

„Du wirst Dich schon wiederfinden, mein Junge", sagte ich. „Komm, ich will Dir suchen helfen. Erzähle mir nur erst."

„Keine Wortspiele, wenn Du mich nicht aus dem Zimmer treiben willst! Ich sage Dir, es ist Alles sehr ernst. Jetzt erst hab' ich ganz eingesehn, was für ein Engel sie ist, und soll sie nun zum letzten Mal gesehen haben!"

„Ist sie fort? in die weite Welt?"

Er schüttelte düster den Kopf. Erst sehr allmählig konnte ich ihm die Ursache seiner Verzweiflung ablocken, die in Kurzem folgende war: Er hatte sich zur gewohnten Abendstunde bei seiner Liebsten eingefunden, und erst nachdem er zur Feier des Tages einen Kirschkuchen mehr als sonst gegessen und ebenfalls um ein Glas Bischof gebeten hatte, war er mit seinen Ueberraschungen herausgerückt, in einer Reihenfolge, die nicht übel berechnet war. Zuerst hatte er den Strauß aus seiner Papierhülle befreit, den sie ihm mit einem freundlichen Blick gedankt und gleich in eine kleine Vase gestellt hatte. Dann überreichte er das Lied und sang es ihr mit halber Stimme vor, und sie saß dabei ihm gegenüber, hatte die Augen nachdenklich auf den Tisch geheftet und verrieth mit keiner Miene, ob sie den Inhalt auf sich bezog, oder es eben nur für ein Lied wie andere hielt. Als er geendet, habe sie ihm die Hand gereicht, womit sie sonst nicht freigebig war, und mit herzlichem Ton gesagt: Es ist sehr freundlich von Ihnen, daß Sie an meinen Geburtstag gedacht und mir so schöne Blumen und das reizende Lied gebracht haben. Ich liebe nichts so sehr wie Blumen und einen schönen Gesang, und Beides wird mir nur selten zu Theil. Ich werde die Melodie bald gelernt haben; zur Hälfte ist sie mir schon im Ohr geblieben.

Er ließ ihre Hand nicht sogleich wieder los, und da ihm ihre Freundlichkeit Muth gemacht hatte, zog er jetzt die kleine Schachtel mit der Schlangennadel hervor und legte sie ihr in die Hand. „Da ist noch etwas", sagte er, „ein bescheidenes Andenken, aber ich wäre sehr glücklich, wenn Sie nicht verschmähen würden, es zu tragen."

Sie sah ihn groß an, öffnete zögernd und mit offenbarem Widerstreben das Etui, und sobald sie das Gold blitzen sah, ließ sie es auf den Tisch fallen, als hätte sie rothglühendes Metall angefaßt. „Warum haben Sie das gethan?" sagte sie, hastig aufstehend; „das habe ich nicht verdient, wenigstens glaube ich mich nicht so betragen zu haben, daß man mir ein solches Geschenk anbieten dürfte. Ich sehe, ich habe mich in Ihnen getäuscht. Sie denken auch niedrig von mir, weil ich arm bin und dienen muß. Ich kann Ihnen nicht verhehlen, daß es mir weh thut, gerade von Ihnen das erfahren zu haben" — und die Augen wurden ihr feucht. „Nun kann ich Sie nur bitten, daß Sie mich auf der Stelle verlassen und nie wiederkommen" — und damit habe sie auch die Blumen und das Notenblatt wieder vor ihn hingelegt und trotz seiner bestürzten Bitten und Beschwörungen sich mit glühendem Gesicht und hellen Thränen von ihm losgemacht, um im nächsten Augenblick nicht nur das kleine Cabinet, sondern auch den Laden zu verlassen.

Vergebens habe er auf ihre Rückkehr gewartet; statt ihrer sei die dicke Frau erschienen, offenbar aber ohne von dem Auftritt, der das Mädchen verscheucht, eine Ahnung zu haben. Noch eine volle halbe Stunde habe er in der unseligsten Stimmung seinen angestammten Platz im Sopha behauptet. Als sie aber unsichtbar blieb, sei er endlich aufgebrochen, habe auf der Straße den Strauß zerpflückt und das Notenblatt in kleine Stücke zerrissen, und da sei die Unglücksnadel, die Alles verschuldet, ich möge sie an mich nehmen, da ich sie mit meinem Gelde bezahlt habe, er habe unterwegs der Versuchung kaum widerstanden, sich eine Ader damit zu öffnen.

„Und das ist Alles?" sagte ich kaltblütig, als er mit seiner Beichte zu Ende war.

Er sprang auf, als wollte er aus dem Zimmer stürmen. „Ich sehe, ich hätte mir den Gang sparen können", sagte er. „Du bist in einer so philosophischen Laune, daß Einer neben Dir zu Grunde gehen könnte, und Du fändest nichts dabei. Gute Nacht!"

„Halt!" sagt' ich. „Du solltest froh sein, daß wenigstens Einer von uns seine fünf Sinne beisammen behält. Die Geschichte mit der Nadel ist eine Bagatelle. Wer weiß, woran sie sich dabei gestoßen hat, am Ende nur an den Aberglauben, daß Nadeln die Freundschaft zerstechen. Und wenn es mehr war, wenn sie wirklich den Verdacht gefaßt hat, Du wolltest sie gewissermaßen damit bestechen — verzeih', aber der Wortwitz kam ganz unwillkürlich — so ist das noch immer kein Grund, sich die Haare zu zerraufen. Im Gegentheil, sie hat dadurch gezeigt, daß sie ein braves Kind ist und etwas auf sich hält, und wenn Du morgen zu ihr gehst, als wenn nichts vorgefallen wäre, und mit deiner treuherzigen Manier ihr Alles erklärst" —

„Du vergissest, daß sie mir verboten hat" —

„Narrheiten! Ich wette, es ist ihr schon jetzt wieder leid. Einen so getreuen Fridolin wie Dich findet sie sobald nicht wieder, und sie mag nun für Dich fühlen so viel oder so wenig, als sie will, es wird ihr was fehlen, wenn Du nicht mehr täglich Deine zwei Kirschkuchen issest und sie Dir mit ihrer kleinen weißen Hand den Zucker darauf streut. Lehre mich die Weiber kennen!"

Er starrte eine Weile in die Lampe, dann sagte er plötzlich: „Du könntest mir einen Gefallen thun, wenn Du mitgingest und statt meiner ihr das auseinandersetztest. Dich wird sie jedenfalls ausreden lassen, und wenn Du gleichsam Zeugniß für mich ablegst."

„Meinetwegen! Ich werde ihr schon Dinge sagen, die einen Stein schmelzen könnten. Verlaß Dich auf mich, die Schlange da soll Dich nicht für lange aus dem Paradiese vertrieben haben, oder Fräulein Lottka ist nicht die Evastochter, für die ich sie bei alledem und sehr zu ihrer Ehre halten muß."

Er drückte mir etwas erleichtert, aber immer noch niedergeschlagen die Hand, und ich leuchtete ihm die Treppe hinunter.

Ich hatte eine sehr schöne und rührende Standrede im Kopf, als wir am Abend des nächsten Tages unsere gemeinsame Wanderung antraten, und mein armer Freund ließ mir alle Zeit, mich im Stillen selbst zu überhören, da er stumm neben mir hinschritt. Als wir uns dem Laden näherten, zog er seinen Arm aus dem meinigen; ich sollte nicht merken, daß er zu zittern anfing.

Ich selbst war nicht ganz ruhig. Nach so langer Zeit sie wiederzusehen und jetzt einem Andern bei ihr das Wort zu reden — ich war mir der ganzen Größe dieses Augenblicks bewußt, hatte mir aber ehrlich gelobt, meine Sache gut zu machen und mich vor jedem selbstsüchtigen Rückfall in meine alte Thorheit zu hüten.

Als wir eintraten, war sie nicht allein. Zum ersten Mal trafen wir einen eleganten Herrn im Laden, der einen Stuhl dicht an den Ladentisch gerückt hatte und, indem er ein Glas Limonade trank, sehr angelegentlich der jungen Verkäuferin den Hof zu machen schien. Sebastian's trauriges Gesicht verfinsterte sich bei diesem Anblick noch mehr, obwol ihn die kühle Miene und die einsilbigen Antworten des Mädchens darüber beruhigen konnten, daß die Unterhaltung des geckenhaften Menschen ihr nicht weniger unbequem war, als uns. Den wollen wir schon noch wegbeißen! raunte ich Sebastian zu, bestellte mit der Miene eines Stammgastes Wein und Kuchen und nahm mit meinem stummen Gefährten wieder Beschlag von unserm wohlbekannten Cabinet.

Ich hatte aber die Rechnung ohne den Wirth gemacht. Der Fremde, der seine Unterhaltung in gedämpfterem Ton fortsetzte, schien keine Lust zu haben, uns das Feld zu räumen. Ich konnte ihn in dem kleinen Spiegel, der zwischen dem Königspaar hing, mit aller Muße beobachten. Sein kurzgeschorner Kopf, der auf dem Scheitel schon kahl war, sein graublonder Backenbart und die goldne Brille, die auf der gekniffenen Nase saß, waren mir höchst zuwider, und dabei bewunderte ich doch wieder die insolente Sicherheit seines Benehmens und die nachlässige Art, mit der er einen kleinen herzförmigen Kuchen zwischen seinen wolgepflegten Händen zerkrümelte, wie um symbolisch anzudeuten, daß er Uebung darin habe, Herzen zu brechen. Ich hielt ihn für einen jungen Rittergutsbesitzer oder sonst einen adligen Löwen und so wenig ich fürchtete, daß er Eindruck auf das Mädchen machen könnte, so peinlich war es mir doch, sie in ihrer Lage den Zudringlichkeiten eines solchen Menschen ausgesetzt zu sehen. Eben brütete ich über einem dreisten Plan, den Lästigen zum Abzug zu bewegen, als ich den krampfhaften Druck von Sebastian's Hand auf meinem Arm fühlte.

„Was ist?“ sagt' ich. „Bist Du närrisch geworden?“

Statt aller Antwort deutete er auf den Spiegel, in dem auch er ein Stück des Ladenraums überblicken konnte. „Der Unverschämte!“ knirschte er zwischen den Zähnen. „Warte! das soll er nicht zum zweiten Mal —“

Ich hatte eben noch Zeit gehabt, zu sehen, daß der Fremde sich über den Ladentisch beugte und dem Mädchen, das so weit als möglich

zurückgetreten war, mit der Hand unter das Kinn faßte, als auch schon mein Freund den Tisch geräuschvoll zurückstieß und im nächsten Augenblick mit hochrothen Wangen und blitzenden Augen neben dem Fremden stand.

„Was unterstehen Sie sich, Herr?" fuhr er ihn an, und seine tiefe Stimme setzte ihre ganze Kraft ein. „Wer sind Sie, daß Sie sich herausnehmen dürfen, ein unbescholtnes Mädchen anzurühren, ein Mädchen, das —"

Die Erbitterung versetzte ihm plötzlich den Athem. Er stand, die Hand drohend erhoben, wie entschlossen, jede neue Keckheit auf der Stelle zu züchtigen, vor dem Unbekannten, der einen Schritt zurückgetreten war und den unberufenen Dritten jetzt halb verwundert, halb mitleidig von oben bis unten maß.

„Sie können wol den Bischof nicht vertragen, junger Freund", sagte er jetzt mit scharfer Stimme, indem er sein zierliches Stöckchen zwischen Daumen und Zeigenfinger drehte. „Gehen Sie nach Hause, ehe Sie noch weitere unnütze Reden führen, und nehmen Sie sich ein andermal besser in Acht, sie möchten nicht immer an Leute kommen, die auf Ihre grünen Jahre Rücksicht nehmen. Was ich sagen wollte, Lottka —"

Damit wandte er sich, als ob sein Gegner schon nicht mehr vorhanden wäre, zu dem Mädchen, das todtenblaß mit ohnmächtig niedergeschlagenen Augen im äußersten Winkel zwischen Wand und Fenster lehnte.

Ich war zu Sebastian getreten und flüsterte ihm zu, er möchte bedenken, was er thue und sage. — Er hörte mich nicht.

„Ich wollte Sie nur fragen, Fräulein", sagte er dumpf, „ob es mit ihrem Willen geschieht, daß dieser Herr sich Freiheiten gegen Sie erlaubt, wie man sie sonst gegen anständige junge Damen sich nicht herausnimmt, ob Sie ihn so genau kennen, daß er Sie blos bei Ihrem Vornamen nennen darf, und ob es Ihnen überhaupt angenehm ist, daß er Ihnen hier so beharrlich Gesellschaft leistet."

Sie antwortete nicht. Sie richtete nur einen Augenblick ihre großen Augen wie beschwörend auf den Erbitterten, der diesen Blick nicht verstand.

„Wer ist denn dieser liebenswürdige Jüngling, der hier Ihren Ritter spielt, Lottka?" fragte der Fremde. „Ich fange an zu merken, daß ich in ein zartes Verhältniß störend eingetreten bin. Ich bedaure es aufrichtig, möchte Ihnen aber doch rathen, mein Kind, ohne Ihrem Geschmack zu nahe zu treten, daß Sie sich bei der Wahl Ihrer Anbeter künftig mehr an's Solide halten. Die Declamationen von Schulknaben hören sich mitunter recht hübsch an, können aber, wie Sie eben sehen, zu recht peinlichen Auftritten führen. Was bin ich schuldig?"

Er warf einen Thaler auf den Tisch.

„Den Rest geben Sie mir das nächste Mal heraus. Für heute will ich nicht weiter stören."

Er nahm seinen Hut und war im Begriff zu gehen. Sebastian vertrat ihm den Weg.

„Ich werde Sie nicht gehen lassen“, sagte er mit mühsamer Stimme, „ehe Sie in meiner Gegenwart das Fräulein um Verzeihung gebeten und Ihr Ehrenwort gegeben haben, nie wieder den Respect gegen Sie aus den Augen zu setzen. Ich hoffe, Sie haben mich verstanden.“

„Vollkommen, mein werther junger Freund“, versetzte der Andere, nun seinerseits mit vor Aufregung zitterndem Ton. Ich habe verstanden, daß Sie ein „sonderbarer Schwärmer“ sind und die Welt noch für einen großen Guckkasten halten. Ich gönne Ihnen dieses kindliche Vergnügen und schätze Sie darum, wünsche aber Ihre Bekanntschaft hier nicht fortzusetzen, da sonst aus dem Spaß Ernst werden möchte und ich Sie, trotz der Gegenwart des Fräuleins, behandeln müßte, wie einen naseweisen jungen Menschen, der —“

Er machte eine ziemlich unzweideutige Bewegung mit seinem Stöckchen. Ich hatte eben noch Zeit und Besinnung dazwischenzutreten.

„Mein Herr“, sagte ich, „ich bitte um Ihre Karte; das Weitere werden wir an einem anderen Ort besprechen.“

Er lachte laut auf, zog mit einer ironischen Verbeugung sein Taschenbuch heraus und überreichte mir eine Visitenkarte. Dann nickte er dem Mädchen vertraulich zu, zuckte die Achseln und verließ, den Hut in die Stirn drückend, den Laden.

Wir Drei blieben, wie von einem Zauberstabe berührt, eine ganze Weile regungslos in derselben Stellung. Ich, als der wenigst Betheiligte, kam zuerst wieder zu mir.

„Sagen Sie um Gotteswillen, Fräulein“, redete ich die blasse Statue am Fenster an, „wer ist dieser Mensch? Wie kommt er dazu, Sie so zu behandeln? Seit wann kennen Sie ihn? Ich bitte Sie um Alles in der Welt“, fügte ich leiser hinzu, „reden Sie ein Wort. Sie sehen, wie mein Freund dasteht, es ist ihm tiefer gegangen, als Sie glauben; Sie wissen nicht, daß ihm nichts heiliger ist, als Sie — Sie sind es ihm schuldig.“

Er schien die letzten Worte gehört zu haben. Plötzlich machte er eine Bewegung, als wolle er eine schwere Last von sich abschütteln. Dann trat er mit schwankenden Schritten dicht an den Ladentisch, hinter dem sie noch immer unnahbar wie hinter einer Verschanzung sich versteckt hielt.

„Nur ein Wort, Lottka“, murmelte er. „Kennen Sie diesen Unverschämten? Haben Sie ihm jemals Anlaß gegeben, so von Ihnen zu denken und zu reden? Ja oder nein, Lottka!“

„Sie schwieg; ihre Hände hingen schlaff an ihrem Leibe herab. Ich sah deutlich, daß ein paar große Tropfen aus ihren geschlossenen Wimpern hervordrangen.

„Ja oder nein, Lottka!“ wiederholte er dringender und seine Brust arbeitete heftig. „Ich will nichts weiter wissen. Glauben Sie nicht, daß der erste beste freche Mensch meine heiligsten Ueberzeugungen erschüttern kann. Aber warum hatten Sie kein Wort, ihn niederzuschmettern? Warum schweigen Sie jetzt?“

Ein Zittern durchzuckte ihren ganzen Leib. Sie tastete, immer noch mit geschlossenen Augen, nach dem Stuhl, der am Fenster stand, setzte sich

aber nicht, sondern sank neben ihm in die Kniee, das Gesicht gegen das Rohrgeflecht gedrückt. „Ich bitte Sie", sagte sie mit kaum vernehmbarer Stimme, „fragen Sie mich nichts mehr, gehen Sie, kommen Sie nie wieder. Wenn es Sie beruhigen kann, — ich bin unschuldig, so wahr Gott lebt — aber ich bin so unglücklich, daß es fast schlimmer ist, als wenn ich — eine Verbrecherin wäre. Gehen Sie, ich danke Ihnen für Alles, aber gehen Sie und vergessen Sie, daß ich auf der Welt bin. Ich wollte — ich wäre in einer andern!"

„Lottka!" rief er stürmisch und wollte zu ihr hin eilen und sie aufheben. Sie streckte aber mit so jammervoller Geberde die Hände abwehrend gegen ihn aus, daß ich ihn zurückhielt und nach einigem Sträuben, indem ich ihm vorstellte, sie seien Beide jetzt zu aufgeregt, sich zu verständigen, es dahin brachte, daß wir mit dem Versprechen morgen wiederzukommen das unglückliche Kind sich selbst überließen.

Auf der Straße gingen wir stumm neben einander hin. Ich konnte ihm unmöglich sagen, daß die ganze Scene meinen Glauben an seine Geliebte schwer erschüttert hatte. Im Uebrigen war ich mit der Rolle, die er gespielt, ganz wol zufrieden und sagte mir, daß ich es an seiner Stelle eben so gemacht haben würde.

Erst vor meinem Hause brach er das Schweigen. „Du mußt mir den Gefallen thun", sagte er, „gleich morgen früh zu ihm zu gehen — (wir hatten den Namen auf der Karte gelesen; es war ein Assessor beim Stadtgericht; seine Wohnung war beigedruckt). Das Weitere überlass' ich Dir.

„Höre", sagt' ich, „es versteht sich, daß ich Dir jeden Dienst leiste; aber diesen — ich bin noch nie Cartellträger gewesen, habe nur zweimal eine Paukerei auf Schläger mitangesehen — und so viel ich sehe, wird es sich hier um Pistolen handeln. Wenn Du Jemand wüßtest, der sich auf diese Dinge besser versteht — gerade gegen diesen Menschen, der uns immer wie Schuljungen behandelt, dürften wir uns nichts vergeben.

„Du magst Recht haben", versetzte er. „Aber es geht nicht anders. Ich kann keinen Dritten in diese Geschichte einweihen. Möglich, daß er Dir Eröffnungen macht — Verleumdungen auskramt, was weiß ich? Also muß Alles unter uns bleiben. Ich bin den ganzen Vormittag zu Hause. Sobald Du mit ihm fertig bist, kommst Du zu mir, nicht wahr?"

Ich versprach es ihm und wir trennten uns. Was meine Eltern den Abend von mir gedacht haben mögen, als ich auf alle Fragen verkehrte Antworten gab, mag Gott wissen.

Diese Nacht schlief ich wirklich nur wenig. Ich dachte an Alles, was kommen könnte, hörte Pistolenschüsse fallen und sah meinen armen Freund zusammensinken. Auch über Lottka grübelte ich viel und bestärkte mich immer mehr in dem Glauben, sie sei es doch wol nicht werth, daß ein braver Junge den Handschuh hinwerfe, um für ihre Tugend sein Leben zu wagen.

Der Tag dämmerte noch kaum, als ich schon auf war; aber ich dachte diesmal nicht daran, Verse zu machen. Ich kleidete mich sorgfältig an, ganz schwarz, wie ein Leichenbitter, bis mir einfiel, es möchte sich besser ausnehmen, wenn ich weniger feierlich erschiene, vielmehr die Sache mit möglichster Geringschätzung behandelte, wie etwas, das mir alle Tage vorkäme. Ich warf mich also in einen bequemen Sommeranzug, nur die Mütze vertauschte ich mit einem schwarzen Hut und nahm ein Paar ganz neue Handschuhe. Als ich in den Spiegel sah, kam ich mir sehr erwachsen, sehr überlegen und herausfordernd vor. Trotzdem aber ließ ich mein Frühstück stehen; ich hatte einen bitteren Geschmack auf der Zunge.

Gegen neun Uhr machte ich mich auf den Weg. Das Haus, in dem unser Gegner wohnte, lag unter den Linden, und der Portier sagte mir, der Herr Assessor werde schwerlich schon zu sprechen sein. Dennoch wurde ich von einem Bedienten, der mich ziemlich vornehm von oben herab behandelte, in ein kleines Cabinet geführt und bedeutet, der Herr werde sogleich erscheinen.

Ich hatte Muße mich umzusehen, und so fest ich mir vorgenommen hatte, mir nicht imponiren zu lassen, so sehr fühlte ich doch, indem ich im Stillen diese glänzende Junggesellen-Wohnung mit den nackten vier Wänden meines Freundes verglich, daß die Partie sehr ungleich stand. Ein paar unerfahrene halbwüchsige Neulinge einem solchen Weltmann gegenüber und nicht einmal das volle Bewußtsein der guten Sache auf unserer Seite — ich merkte, daß wir auf dem besten Wege waren, eine sehr undankbare Rolle zu spielen, und aller lyrische Idealismus half mir über das Unbehagen der prosaischen Wirklichkeit nicht hinweg.

Je länger ich warten mußte, je mehr machte ich mich darauf gefaßt, unsern Gegner mit höhnischem Lächeln hereintreten zu sehn, und überlegte, wie ich mich dann benehmen sollte. Zu meiner Verwunderung geschah das Gegentheil. Nach zehn Minuten öffnete sich die Thür, und der Assessor steckte den Kopf herein, um im gemüthlichsten Tone zu sagen, ich möge entschuldigen, daß er mich habe warten lassen, seine Toilette sei gleich beendet, inzwischen bitte er sich seiner Cigarren zu bedienen und es mir bequem zu machen.

Noch fünf Minuten, dann kam er herein, schüttelte mir wie einem alten Bekannten die Hand und bot mir neben sich den Platz auf seinem seidnen Divan an. Ich mußte eine Cigarette anzünden, lehnte es aber ab, an seinem Frühstück theilzunehmen, das der Bediente ihm inzwischen auf einem silbernen Bret gebracht hatte, und suchte eben nach einer möglichst unbefangenen Einleitung zu unserm Handel, als er mir zuvorkam und, während er sich Thee einschenkte, mit der freundlichsten Manier zu mir sagte:

„Es ist mir lieb, daß Sie mich besucht haben. Ich kann mir ungefähr denken, was Sie herführt, und muß Ihnen sagen, daß mir die Scene gestern, der ich Ihre Bekanntschaft verdanke, nachträglich einen sehr fatalen Eindruck gemacht hat. Sie werden begreifen, daß man sich nicht gern von einem unbekannten jungen Mann aus heitrem Himmel überfallen

läßt mit einem Platzregen von Invectiven. Auf der andern Seite bin ich Menschenkenner genug, um mir das ganze abenteuerliche Betragen Ihres Heißsporns von Freund so ungefähr zusammenzureimen. Er ist in die Kleine vernarrt und beweis't damit keinen üblen Geschmack. Er hat Romane und Ritterbücher mit Nutzen gelesen und glaubt die Welt daraus kennen gelernt zu haben. Diese liebenswürdige Illusion vergeht nur allzubald; aber so lange sie dauert, ist man zu glücklich damit, daß es nicht grausam wäre, die Seifenblasen vor der Zeit zum Platzen zu bringen. Ich wenigstens verderbe Niemand gern seinen unschuldigen Spaß. Also ist es mir aufrichtig unlieb, daß ich da ein zartes Verhältniß gestört habe. Mit dieser Erklärung, hoff' ich, wird Ihr Freund zufrieden sein, und im Uebrigen wünsche ich ihm angenehme Träume und seiner Zeit ein möglichst sanftes Erwachen. Die Cigarre scheint keine Luft zu haben. Da, nehmen Sie eine andere. Was studiren Sie, wenn ich fragen darf? Sie sind noch ein Fuchs, nicht wahr?"

Ich fühlte, daß ich dunkelroth wurde. Einen Augenblick schwankte ich, ob ich meine Prima verleugnen sollte. Dann aber entschied ich mich für die Wahrheit. „Wir machen erst zu Ostern unser Abiturienten-Examen", sagt' ich.

Er war großmüthig genug, seine Ueberlegenheit nicht zu mißbrauchen.

„Noch so jung", sagte er mit einem gutmüthigen Kopfschütteln „und schon solche Don Juans! Sie berechtigen zu schönen Hoffnungen, mein junger Freund, und wenn Sie sich erst etwas kälteres Blut angewöhnen —"

„Verzeihen Sie", unterbrach ich ihn, „aber ich muß noch einmal auf die Sache zurückkommen. Mein Freund, wie Sie richtig gesehen haben, hegt eine ernstliche Neigung für das Mädchen und fühlt sich und sie durch die geringschätzige Art, mit der Sie sie behandelt haben, schwer beleidigt. Er würde, glaub' ich, mit einigen Zeilen von Ihrer Hand zufrieden sein, in denen Sie erklärten, daß Sie Ihr Betragen Fräulein Lottka gegenüber bedauern. Wo nicht —"

Er sah mich so wunderlich von der Seite an, daß ich plötzlich nicht weiter konnte.

„Reden Sie wirklich im Ernst?" sagte er. „Sie sehen mir doch zu verständig aus, als daß ich glauben könnte, Sie wären mit diesem Auftrage, den Sie für Ihren Freund übernommen, einverstanden. Mein „Betragen" Fräulein Lotka gegenüber? Das geht wirklich ein wenig weit. Nein, Bester, wir wollen uns so wenig als möglich lächerlich machen. Haben Sie auch wol überlegt, was Sie mir zumuthen? Allen Respect vor dem Ehrgefühl und der Hochherzigkeit eines Herrn Primaners; aber daß er im Ernst sich einbildet, ich sei ihm Genugthuung schuldig, weil ich in einem öffentlichen Laden einem Mädchen das Kinn gestreichelt habe" — Er fing an zu lachen und warf die ausgerauchte Cigarrette aus dem Fenster.

Ich stand auf. „Ich bezweifle", sagt' ich, „daß dieser Bescheid meinem Freund genügen wird. Wenn Sie nicht wenigstens erklären, daß

Sie von Fräulein Lotka nichts wissen, was einen Schatten auf ihren Ruf wirft —"

„Setzen Sie sich noch einmal zu mir und hören Sie mich unbefangen an", unterbrach er mich. „Ich bin es Ihnen, da ich Ihren Ernst sehe, schuldig, Ihnen reinen Wein einzuschenken, auch im Interesse Ihres Freundes, der die Sache so tragisch nimmt, daß er am Ende einen dummen Streich macht. Vor etwa zehn Jahren hatte ich ein Verhältniß mit einer galanten Frau hier in Berlin. Sie war eine Deutsche, führte aber einen polnischen Namen, den ihres ersten Liebhabers, eines polnischen Edelmanns, der sie mit einem Kinde hatte sitzen lassen. Da sie schön war und nicht untröstlich, fand sie eine Menge Verehrer und lebte im Ueberfluß, hielt nebenbei ein kleines Spielhaus und ich entsinne mich noch, daß es einen seltsamen Eindruck auf mich machte, am ersten Abend, wo ich dort eingeführt wurde, an dem Farotisch ein etwa achtjähriges Mädchen sitzen zu sehen, mit großen schläfrigen Augen auf das Gold starrend, dann wieder auf ihre Mutter und deren Freunde, bis der Champagner, von dem sie gern zu nippen schien, seine Wirkung that und sie auf dem Sopha mitten unter Gelächter, dem Klimpern des Geldes und sehr freien Gesprächen einschlief. Das schöne Kind that mir leid; es dämmerte schon in ihm eine Ahnung, daß es vor der eigenen Mutter keinen Respect haben könnte, die sich auch in ihrer Gegenwart keinen Zwang anthat. Ich selbst brach das Verhältniß nach einigen Jahren wieder ab, nachdem es mich ziemlich viel gekostet hatte, und hörte späterhin nur durch die dritte Hand, die polnische Gräfin, wie wir sie nannten, treibe es immer im alten Stil, nur daß sie anfange, nicht mehr auf ihre Reize allein sich zu verlassen, sondern jüngere zu Hülfe zu rufen. Nach der Tochter fragte ich so beiläufig, es war aber nicht mehr von ihr die Rede.

Und nun gehe ich gestern zufällig an dem armseligen Kuchenladen vorbei und denke an nichts weniger, als an diese alte Geschichte, da seh' ich eine alte Dame in eine Droschke steigen, die vor dem Hause hält, und das Ladenmädchen trägt ihr in verschiedenen Düten und Packeten ihre Einkäufe nach und legt sie auf den Sitz ihr gegenüber. Wie sie sich umdreht, um in den Laden zurückzugehen, erkenn' ich jenes Kind mit den müden Augen, jetzt zu einer förmlichen Schönheit aufgeblüht, die, wenn sie wollte, ihrer Mutter eine gefährliche Concurrenz machen würde. Da ich gerade nichts zu thun hatte, folge ich ihr in den Laden, erinnere sie an unsere alte Bekanntschaft und war nicht wenig erstaunt, sie gerade so schroff und unzugänglich zu finden, wie die Frau Mama entgegengekommend war. Mit all meiner durch lange juristische Praxis erworbenen Kunst im Verhören brachte ich nicht mehr von ihr heraus, als daß sie schon seit drei Jahren von der Mutter getrennt lebe; was sie aber inzwischen getrieben, durch wie viele Hände sie gegangen, und ob ihre gletscherhafte Art Verstellung oder Natur sei, konnte ich nicht enträthseln, zumal unser Orlando Furioso, Ihr verliebter Freund, die Unterhaltung plötzlich sprengte. Und jetzt sagen Sie einmal selbst, nachdem ich Ihnen diese Aufklärungen gegeben, ob ich die Zumuthung nicht absurd finden

muß, dem guten Kinde ein Sittenzeugniß auszustellen, oder mich mit einem schwärmerischen Jüngling für ihre Tugend zu schlagen?

„Wenn Sie etwas über Ihren Freund vermögen, Verehrtester, so warnen Sie ihn, sich nicht zu weit einzulassen. Denn wäre auch die Tochter wirklich noch ganz sauber, was soll da Kluges daraus werden, bei diesen Antecedentien und dieser Mutter? Ihr Freund ist guter Leute Kind; sagen Sie ihm, daß er sich und seine Eltern nicht compromittiren möge. Eine flüchtige Liaison — à la bonne heure! Aber so viel Herzblut daran setzen, mit Feuer und Schwert dreinfahren, — allons donc! Ich hoffe, Sie werden ihn zur Vernunft bringen; und nun müssen Sie mich entschuldigen; ich habe Termin auf dem Stadtgericht."

Er war aufgestanden, da ich von diesen Enthüllungen wie versteinert dasaß, rief seinen Diener und ließ mich nach den üblichen Versicherungen gegenseitiger Hochachtung hinausbegleiten. Ich schwankte die Treppe hinab wie ein Trunkener.

Erst eine Stunde später — ich brauchte einen langen Umweg, um mir ein Herz zu fassen und diesen sauren Gang wirklich zu Ende zu gehen — klopfte ich an Sebastian's Thür. Ein dumpfes „Herein!" antwortete, ich fand den Aermsten lang ausgestreckt in Kleidern auf seinem Bette liegen und sah auf den ersten Blick an seinem verwilderten Haar und dem vernachlässigten Anzug, daß er die Nacht so zugebracht hatte. Ehe ich noch ein Wort sagen konnte, reichte er mir einen Brief hin, der auf dem Kissen neben ihm lag. Ein Knabe habe ihn heut' in aller Frühe gebracht und nicht auf Antwort gewartet.

Ich habe natürlich den genauen Wortlaut nicht mehr im Kopf. Aber dem Sinne nach lautet er ungefähr folgendermaßen:

„Kaum hatten Sie mich verlassen, so fiel es mir auf's Herz, daß der Streit, dessen unglückselige Veranlassung ich gewesen, am Ende noch entsetzliche Folgen haben könnte. Ich schreibe Ihnen, um Sie zu bitten und zu beschwören, wenn es Ihnen überhaupt Ernst mit den Gefühlen war, die Sie für mich hegten, die Sache ruhen zu lassen und zu glauben, daß ich es in der That nicht werth bin (diese Worte waren zweimal unterstrichen), daß Sie sich für mich aufopfern. Versprechen Sie mir, sich überhaupt mein Bild ganz aus dem Sinn zu schlagen. Ich bin ein armes, verlorenes Geschöpf, und Niemand, als der Tod, kann mich erretten. Ich sterbe aber noch nicht, seien Sie deshalb außer Sorgen. Ich will versuchen, ob ich noch irgendwo weiterleben kann, ohne daß mich mein Unglück auf Schritt und Tritt verfolgt. Für alle Ihre Güte und Liebe danke ich Ihnen und werde Sie nie vergessen. Aber unterlassen Sie jede Nachforschung nach mir. Ich bin fest entschlossen, Sie nie wiederzusehen, und Sie würden mein Elend nur vergrößern, wenn Sie meine Bitte nicht ehrten und ein Wiedersehen erzwingen wollten."

Der Brief trug weder Adresse noch Unterschrift; die Hand war fest und fein und kein Wort falsch geschrieben.

Ich gab ihm das Blatt stillschweigend zurück; ich mochte ihm nicht

gleich gestehen, daß unter diesen Umständen nichts erwünschter sein konnte, als ein so entschiedener Bruch von ihrer Seite. Erst nach und nach merkte ich, daß ihm an dem ganzen Brief nichts so wichtig war, wie der ziemlich unverhüllte Ausdruck ihrer eigenen Neigung zu ihm. Daran hielt er sich, und alles Trennende schien ihm gleichgiltig dagegen, ja überhaupt nicht ernst gemeint und in der Ausführung unmöglich.

Ich glaubte nicht länger mit meinen Nachrichten zurückhalten zu dürfen und stattete ihm ausführlichen Bericht ab über die Verhandlung mit seinem Gegner. Zu meiner Verwunderung machte auch das nicht den vernichtenden Eindruck auf ihn, den ich gefürchtet hatte.

Auf etwas Aehnliches sei er selbst schon früher gekommen, äußerte er, und so sehr er es beklage, es könne an seinen Gefühlen nichts ändern, vielmehr die Liebe zu ihr nur erhöhen und zu einer wahren Verehrung steigern, da sie mit solcher Beharrlichkeit sich aus dem Sumpf ihrer Verhältnisse herausgearbeitet habe und nun hochherzig genug sei, ganz allein das Unglück tragen zu wollen, das sie doch nicht verschuldet. Er wisse wohl, daß es nicht ohne Kampf abgehen würde; er werde viel darum hingeben müssen, seine Eltern, seine Freunde, seine Heimat. Aber seit sie ihm deutlich gesagt, daß er ihr theuer sei, solle ihn keine feige Rücksicht abhalten, ihr das zu vergüten, was das tückische Verhängniß an ihr gefrevelt habe. Wenn die Welt dieses reine Leben mit Schmutz beworfen habe, wolle er mit seinem Herzblut es wieder rein waschen.

So redete er im halben Fieber vor sich hin, und seine schwärmende Begeisterung, sein unschuldig trotziger Muth rissen mich so mit fort, daß ich nicht nur alle Einwendungen für mich behielt, sondern wirklich der Meinung wurde, es verstehe sich das Alles so von selbst, und nur Eins sei wichtig, wie man es anstellen solle, das Mädchen wieder aufzufinden und von ihrem Vorsatz abzubringen. Ich warf mich in eine Droschke und fuhr nach dem Laden, um von dort aus ihre Spur zu verfolgen. Sebastian ließ ich zu Hause; er scheute sich, gegen ihr ausdrückliches Verbot sich selbst an den Nachforschungen zu betheiligen. Wir hatten verabredet, zu Mittag wieder zusammenzutreffen. Leider kam ich ganz unverrichteter Sache zurück. Die Conditorsfrau war von der Flucht ihrer Ladnerin erst am frühen Morgen unterrichtet worden durch ein offenes Briefchen, das sie auf ihrem Tisch zurückgelassen hatte. In der Nachbarschaft hatte Niemand gesehen, wann und wohin sie sich entfernte. Von ihren Sachen war das Meiste zurückgeblieben, bis auf ein wenig Wäsche und eine Reisetasche, die die Frau früher bei ihr gesehen hatte und nicht wieder auffinden konnte. Sie hatte sofort Anzeige bei der Polizei gemacht. Auch das war umsonst gewesen, das arme Kind war und blieb verschwunden.

Nun erst brach der Schmerz und die Nachwehen der wochenlangen Aufregung auf's Heftigste bei meinem armen Freunde aus. Er geberdete sich so verzweifelt, daß ich Anfangs für seinen Verstand fürchtete; keine lauten Ausbrüche, kein tobsüchtiger Jammer: eine verbissene Wildheit, die zu lächeln versuchte, während die Zähne aufeinander knirrten,

ein ganz zielloses Herumwanken, Stehenbleiben, Murmeln und Auflachen, wobei ihm die Thränen, ohne daß er es zu bemerken schien, über die Wangen rollten. Es war das erste Mal, daß ich das elementare Schauspiel einer wahren und tiefen Leidenschaft sah; ich war selbst davon so erschüttert, daß ich alles Andere darüber vergaß und am wenigsten mir herausnahm, mit wohlweisem Zuspruch den Aermsten trösten zu wollen.

Den ganzen Tag blieb ich bei ihm und einen guten Theil der Nacht. Erst gegen Mitternacht, da ich sah, daß er ganz ermattet war — er hatte ja auch die vorige Nacht nicht geschlafen — gab ich seinem Drängen nach und ließ ihn allein, nachdem ich seiner Wirthin auf die Seele gebunden, nach ihm zu horchen, da er sehr krank sei. Ich wußte, daß er keine Waffen bei sich hatte und hoffte Besserung vom Schlaf.

Am andern Morgen aber ließ es mir keine Ruhe, ich machte mir Vorwürfe, ihn überhaupt verlassen zu haben, und eilte von Angst gejagt in seine Wohnung. Wirklich fand ich ihn nicht mehr. Die Wirthin gab mir ein paar Zeilen, in denen er mir für einige Zeit Lebewohl sagte. Er könne nicht ruhen, bis er sie gefunden habe, werde übrigens nichts Verrücktes anfangen, da er sich auch seiner andern Pflichten noch wohl bewußt sei, und so möchte ich seine Rückkehr ruhig erwarten.

Er habe ein Ränzel gepackt, sagte die Schneidersfrau, und seinen Wanderstock mitgenommen. Auch scheine er ein paar Stunden geschlafen zu haben und habe etwas klarer aus den Augen gesehen.

Damit mußte ich nun, so dürftig es war, mich für's Erste begnügen. Ueberdies sollte ich meine Eltern auf einer Reise begleiten, die mich mehrere Wochen fern hielt. Auf die Briefe, die ich unterwegs an ihn schrieb, da mich der Gedanke an ihn überall verfolgte, erhielt ich keine Antwort und war darauf gefaßt, als endlich mein erster Gang nach der Rückkehr mich wieder in die Heiligegeiststraße führte, ein leeres Nest zu finden. Desto froher erstaunte ich, als er mir selbst die Thür öffnete und zwar immer noch ein kummervolles Gesicht zeigte, aber ohne die krankhaft gespannte Miene, die mich so geängstigt hatte.

Daß er die Spur der Verlorenen nicht gefunden, errieth ich mehr, als daß er sich selbst darüber ausließ. Eine melancholische Gleichgiltigkeit hatte sich seiner bemächtigt; er ging auf Alles ein, was man ihm vorschlug, ohne an irgend etwas für oder wider Theil zu nehmen, und was mir das Auffallendste war: seine Leidenschaft für die Musik schien ihn ganz verlassen zu haben. Nie sang er mehr einen Ton, von einer neuen Composition war nicht die Rede, auch seine Unterrichtsstunden hätte er am liebsten aufgegeben, wenn er sonst zu leben gehabt hätte. Der Grundaccord seines Wesens schien unheilbar verstimmt, eine Saite gesprungen zu sein, die nicht zu ersetzen war.

Als wir im nächsten Frühjahr beide auf die Universität gingen, sah ich ihn fast täglich. Er besuchte regelmäßig juristische Collegien, war in eine Verbindung eingetreten, wo er sich durch sein ausgezeichnetes Schlagen und seine fast sprichwörtlich gewordene Schweigsamkeit hervorthat, und so dachte ich, das Erlebniß, das ihn so hart angegriffen, würde

in seinem gesunden Blut keinen bösen Tropfen zurücklassen, als sich noch ein Nachspiel ereignete, das alle Wunden von Neuem aufriß.

Ich will der Kürze wegen Alles nach der Reihe erzählen, nicht wie ich es ihm selbst nach und nach abfragte in langen Zwischenräumen.

Es war um Weihnachten des Jahres 1847. Er hatte es vorgezogen, statt zu seinen Eltern zu reisen, die Ferienwochen auf sein Pandectenheft zu verwenden, in welchem durch ein längeres Unwohlsein eine ansehnliche Lücke entstanden war. Umsonst hatte ich mich bemüht, ihn für den heiligen Abend zu uns zu locken. Er vermied alle Gesellschaften und spielte auch, wenn er sich einmal wieder unter Menschen wagte, besonders den Frauen gegenüber durch seine Stummheit und die beharrliche Weigerung, zu singen, keine glückliche Rolle.

An jenem 24. December nun hatte er den ganzen Tag zu Hause über seiner Arbeit gesessen, sich von seiner Wirthin etwas zu essen geben lassen und war erst gegen fünf, da es zu dunkel zum Schreiben wurde, ausgegangen, mit der Weisung, noch einmal einzuheizen, da er nur eine Stunde auf dem Weihnachtsmarkt herumschlendern wolle, um dann wiederzukommen und in die Nacht hinein fortzuarbeiten. Als er auf die Straße hinaustrat, umwehte ihn die Winterluft erquicklich. Die strenge Kälte der letzten Tage war gebrochen, ein weicher Schnee fiel leise in großen Flocken, die er nicht abschüttelte, sondern mit einer Art Wohlbehagen auf seinem heißen Gesicht zerthauen ließ. Sein Bart, der im letzten Jahr stattlich herangewachsen war und ihn sehr verschönerte, war in wenigen Minuten völlig bereift.

Langsam ging er durch die Königsstraße der Kurfürstenbrücke zu. Es wimmelte von eingemummten Gestalten, die noch in der letzten Stunde vor der Christbescheerung ihre Einkäufe gemacht hatten und von den Weihnachtslichtern, die schon hie und da aus den Fenstern glänzten, zur Eile angetrieben wurden. Der einsame Student arbeitete sich mühsam durch das Gewühl, ohne die schmerzlichen Heimwehgedanken, die einen jungen Menschen an diesem Abend zu beschleichen pflegen, wenn er ihn fern von den Seinigen verleben muß. Er hatte ein paar Tage vorher Geschenke für Eltern und Geschwister nach Hause geschickt; er selbst erwartete eine kleine Bescheerung, deren Ausbleiben ihn nicht sehr bekümmerte. Niemand konnte weniger Werth legen auf allerlei zierliche Habseligkeiten, als er, und seit er das Einzige verloren, woran er mit Leidenschaft hing, war ihm vollends jeder Besitz gleichgiltig geworden.

Er stand eine Weile vor dem Reiterbilde des großen Kurfürsten, das in seiner Schneehülle noch geisterhaft-majestätischer als sonst in den falben Winterhimmel hineinragte. Unten floß dunkel und still der schmale Strom zwischen den Eisrändern, in denen die Kähne eingefroren lagen, und in einer der Cajüten hatte der Kahnführer einen kleinen Tannenbaum aufgepflanzt, dessen Lichter durch die offene Thür schimmerten. Ein paar rothbäckige Kinder standen um den niedrigen Tisch,

eines blies auf einer Groschentrompete, ein anderes biß in einen Apfel; der einsame Lauscher oben auf der Brücke hätte noch lange stehen und sich an dieser bescheidenen Idylle weiden mögen, aber der Menschenstrom riß ihn fort und warf ihn mitten in das summende Gewühl des Weihnachtsmarktes auf dem Schloßplatz.

Eine Weile ging er die Hauptgassen zwischen den Buden auf und ab, sah dem muntern Verkehr der Käufer und Verkäufer zu, hörte die Waldteufel schnurren und die gellenden Knabenstimmen, die ihre Waare jedem Vorübergehenden anboten, und seufzte einmal still vor sich hin, als er die Bemerkung machte, daß er zu der Welt, in der dieses Fest so fröhlich gefeiert wurde, gar kein Verhältniß habe, daß ihm nichts fehlen würde, wenn er im Augenblick auf den Sirius versetzt sich unter seinen Bewohnern herumtreiben sollte. Er sagte mir, er habe sich plötzlich darauf ertappt, daß er die Melodie gesummt habe: „Ich glaube in alten Tagen —“ Eine geschwätzige Verkäuferin in einer Bude mit Galanteriewaaren unterbrach ihn, indem sie ihn aufforderte, sich etwas auszusuchen „für seine Frau Gemahlin“. Da wandte er sich rasch ab und bog in eine der weniger besuchten Nebengassen ein, wo kleine Händler ihren Groschenkram feilboten.

Er war noch nicht weit gekommen, als ein seltsames Schauspiel ihm in die Augen fiel. Vor einer Spielzeugbude stand eine Dame in einer eleganten, mit Pelz verbrämten Kazawaika, wie sie damals getragen wurden, den Kopf mit einem viereckigen polnischen Mützchen und einem dichten Schleier gegen die Schneeflocken verwahrt, so daß von ihren Zügen nichts zu sehen war. Sie hatte ihren großen Muff vorn auf das Brett gelegt und war beschäftigt, mit den kleinen Händen, die in den zierlichsten Handschuhen stecken, Spielsachen auszusuchen und unter einen Haufen Straßenkinder zu vertheilen, die dicht um sie herumstanden und sich um die unverhoffte Weihnachtsbescheerung mit großem Freudentumult zu balgen anfingen. Ein paar nachdrückliche Worte der Verkäuferin stellten eine Art Ruhe und Ordnung bei der Vertheilung her, und endlich stob das ganze Rudel auseinander, jedes in seinen Fäustchen die hölzernen Spielsachen festhaltend, die Wenigsten mit einem rasch abgemachten Dank an die Geberin.

„Was hab' ich nun für all' die Sachen zu bezahlen?“ sagte die Dame.

Die Stimme durchzuckte den Jüngling, der sich unbemerkt genähert hatte, wie mit einem elektrischen Schlage.

„Lotika!“ rief er halblaut.

Die Dame wandte sich rasch um, und ihre erste Bewegung war, den Schleier dichter vor das Gesicht zu ziehen. Dann schien sie in dem Zwielicht des Schneefalls und der Lampen in den Buden die Gestalt zu erkennen, die nur zwei Schritte entfernt hinter ihr stand. Sie bezahlte rasch, was die Frau forderte, wandte sich dann zu Sebastian um und streckte ihm die Hand entgegen.

„Sie sind es!“ sagte sie, ohne eine besondere Aufregung zu verra-

then. „Ich hatte nicht gedacht, Sie noch einmal zu sehen. Aber nun freut es mich umsomehr. Haben Sie etwas vor? Werden Sie irgendwo für den Abend erwartet? Nicht? So geben Sie mir Ihren Arm. Auch ich bin frei — ganz frei", setzte sie mit einem seltsamen Ausdruck hinzu. „Es ist so schön, im Schnee spazieren zu gehen und so viele glückliche Gesichter zu sehen. Es kommt Einem ordentlich vor, als brauche man sich selbst keine Mühe zu geben, glücklich zu sein, da so viel Andere es sind, und auf so billige Art. Finden Sie nicht auch?"

Er blieb ihr die Antwort schuldig. Das so völlig unverhoffte Wiederfinden hatte ihn förmlich betäubt, und die hastige Art, mit der sie sprach und sich bewegte, war ihm fremd und fast unheimlich. Sie hatte sich unbefangen an seinen Arm gehängt, während sie früher jede Berührung ängstlich vermied, und ging nun schweigend neben ihm her, die kleinen Füße zierlich in den weichen Schnee setzend, den Kopf mit einem heiter nachdenklichen Ausdruck gesenkt, wie Jemand, der eine geheimnißvolle Ueberraschung vorbereitet. Er wagte es nur verstohlen, sie anzusehen. Sie war offenbar noch gewachsen, die Züge des Gesichts etwas hagerer geworden, aber eher zum Vortheil für ihre Schönheit, und das Pelzmützchen stand ihr allerliebst.

„Fräulein Lottka", sagte er endlich, „hier muß ich Sie wiederfinden! Sie wissen nicht — Sie würden es nicht glauben — wie ich Sie gesucht habe — wie ich seitdem —"

„Warum soll ich es nicht glauben?" erwiederte sie ruhig, ohne ihn anzusehen. „Denken Sie, ich hätte nicht gewußt, daß Sie der einzige Mensch auf der Welt sind, der mich wirklich lieb hat? Eben deswegen habe ich mich von Ihnen trennen müssen. Sie verdienten für Ihre Güte und Liebe etwas Besseres, als um meinetwillen unglücklich zu werden. Es ist schon genug, wenn Ein elendes Leben zu Grunde geht; schon das ist nicht zu begreifen, wenn man sich vorstellt, daß eine Vorsehung — aber wozu wollen wir von so traurigen Sachen sprechen? Erzählen Sie mir, wie es Ihnen indessen gegangen ist. Wissen Sie, daß Sie noch besser aussehen, als damals? Der Bart steht Ihnen gut, und dabei haben Sie immer noch die unschuldigen Augen, die besser für ein Mädchen paßten, obwohl sie auch sehr tapfer aussehen können, wenn Sie einen gemeinen Menschen anblitzen."

„Verzeihen Sie, daß ich so schwatzhaft bin", fuhr sie nach einer Pause fort. „Aber Sie ahnen nicht, wie lange ich geschwiegen habe; eigentlich immer, seit wir uns getrennt haben. Ich hatte zu viel zu denken. Damit aber bin ich jetzt fertig geworden, und seitdem bin ich ganz glücklich. Es ist noch nicht lange her, erst seit heute früh; die vorige Nacht hatte ich gar zu entsetzliche Gedanken, die mir förmlich das Gehirn zerstachen wie eiskalte Nadeln. Da sagt' ich mir: das muß einmal aufhören. Kein Mensch und kein Gott kann von Einem verlangen, daß man mit solchen Gedanken weiterlebt. Und richtig, seitdem ich mir das klar gemacht habe, ist es ganz leicht in mir geworden, und auch meine Zunge ist wieder gelöst. Sie aber sind desto stummer. Was haben

Sie? Freut es Sie nicht auch ein bischen, daß wir jetzt so traulich miteinander herumschlendern und der Schnee uns das Gesicht streichelt und die vielen genügsamen Menschen sich auf ihren heiligen Abend freuen? Ich habe mir auch ein Fest machen wollen und meine letzten paar Thaler hingegeben für eine improvisirte Christbescheerung. Aber so recht wollte es nicht damit glücken. Wenn einen das Schenken freuen soll, muß man Den lieb haben, den man beschenkt. Jetzt thut mir's leid, daß ich kein Geld mehr habe. Wir Beide könnten uns sonst so hübsch bescheeren."

„O Lottka", sagte er, „daß ich Sie wiedergefunden habe, daß Sie so herzlich zu mir sind — daß Sie wissen, wie ich Sie liebe —"

„Stille!" unterbrach sie ihn. „Man darf das fühlen, aber nicht davon reden. Denn es ist heute so traurig, wie damals, und ganz so hoffnungslos."

Er blieb stehen und starrte sie an. „Hoffnungslos?" sagte er dumpf. „Aber weißt Du denn auch, daß ich Alles weiß? Daß ich mir aus alledem so wenig mache, wie aus einer Geschichte, die im Monde spielt? Daß ich auf der Welt Niemand nachfrage, als Dir allein, und wenn mein eigener Vater und meine eigene Mutter —"

„Um Gotteswillen, sprechen Sie nicht zu Ende!" rief sie mit einem ängstlichen Blick und legte ihm ihre Hand auf die Lippen. „Sie wissen nicht, was Sie da sagen wollten, wie entsetzlich das ist und wie sehr Sie es einmal bereuen würden. Sie haben eine Mutter, die Sie lieben und verehren dürfen und die nichts mehr liebt, als Sie, und stolz auf Sie ist, und einer solchen wollten Sie Kummer und Schande machen? Wenn Sie recht bedacht hätten, was das heißt — aber wir wollen nicht mehr davon reden. Kommen Sie! Ich muß Ihnen gestehen, daß ich hungrig bin. Seit gestern Abend habe ich keinen Bissen genossen, aus purem Ekel. Ich dachte auch, ich würde nie wieder einen reinen Geschmack auf der Zunge bekommen; aber daß ich mit Ihnen so vergnügt schwatzen kann, das hat mich sehr erleichtert. Führen Sie mich irgend wohin, wo man etwas zu essen bekommt. Dabei kann man noch ein paar Stunden plaudern, und Sie müssen mich freilich tractiren, denn wie gesagt, ich habe mein letztes Geld in Spielsachen verthan."

Sogleich bog er in eine Quergasse ein und führte sie raschen Schrittes der Brüderstraße zu, wo er eine kleine Weinstube wußte, die um diese Zeit, zumal an diesem Abend, leer zu sein pflegte. Sie waren Beide in ihre Gedanken vertieft, und er grübelte zwischen Furcht und Wonne darüber nach, wie sich das Alles gefügt habe und was nun werden sollte. Wenn ihre dunkelsinnigen Andeutungen ihn ängstigen wollten, tröstete ihn wieder ihr zwangloses Entgegenkommen, und daß sie so klar empfand, was er ihr war.

„Hier!" sagte er, eine kleine Thür öffnend, über der eine blaue Laterne brannte.

Sie traten in ein helles, behagliches Gastzimmer, in dem nur ein bejahrter Kellner mit grüner Schürze, nach der guten, alten Sitte, halb

schlafend in einem Winkel saß. Er musterte das Paar mit einiger Verwunderung und entfernte sich dann, das Bestellte zu bringen.

„Er hält uns für Bruder und Schwester", flüsterte das Mädchen.

„Oder für Hochzeitreisende. O Lottka —" und er ergriff eines ihrer Händchen, das sie eben vom Handschuh befreit hatte.

Sie erwiederte herzlich, aber unbefangen seinen leidenschaftlichen Druck. „Es ist hübsch hier", sagte sie und fing an sich aus ihren warmen Hüllen herauszuschälen." Es freut mich so, noch einmal mit Ihnen zusammen zu sein, ehe ich —"

Sie stockte. „Was haben Sie vor?" fragte er bestürzt. „Dies soll doch nicht wirklich — das letzte Mal —"

„Fragen Sie mich nicht", sagte sie. „Für mich ist gesorgt; Sie brauchen sich gar keine ängstlichen Gedanken zu machen. Damals, als ich Ihnen das Zettelchen schrieb, da wußte ich freilich noch nicht, wohin mit mir. Nur für die erste Zeit war ich in Sicherheit. Während Sie mich suchten und auch wohl noch Andere, saß ich gar nicht weit von jenem Laden in einer Dachkammer bei einer alten Freundin, der einzigen, die ich hatte, einer schwindsüchtigen Nähterin, die manchmal Brustzeltchen bei mir gekauft und mich liebgewonnen hatte, weil ich ihr dann und wann etwas zusteckte. Das arme Ding konnte oft wochenlang nichts verdienen, wenn ihr Zustand sich verschlimmerte. An deren Thür klopfte ich in jener Nacht und blieb auch richtig ein paar Monate bei ihr versteckt, weil sich Niemand um sie bekümmerte; dafür half ich ihr nähen und kochte unser bischen Essen; endlich aber ertrug ich das Leben in diesem Käfig nicht mehr. Ich hatte mir etwas erspart, ich wollte damit über die Grenze nach Frankreich, wo mich kein Mensch erkennen konnte. Das war immer mein Vorsatz gewesen, und drüben hätte ich mir schon weitergeholfen. Aber unterwegs wurde ich angehalten, es war etwas versehen in meinem Paß, da ward ich natürlich als eine Landstreicherin zurücktransportirt und hier in Berlin — aber davon will ich lieber schweigen. Ich spüre schon wieder, daß mich der Ekel überfällt, und da kommt gerade das Essen, das will ich mir nicht verderben lassen."

Er schenkte ihr von dem Wein ein, den der Kellner brachte, und stieß mit ihr an. „Du und ich!" sagte er leise.

„Nein, Du allein!" erwiederte sie und nippte an dem Glase.

„Ist Dir der Rheinwein zu herbe?" fragte er. „Soll ich Champagner bestellen?"

Sie schüttelte heftig den Kopf. „Ich könnte keinen Tropfen davon trinken", sagte sie. „Ich habe ihn zu früh getrunken, in zu schlechter Gesellschaft. Aber Du mußt mitessen, wenn es mir schmecken soll."

Er nahm etwas auf den Teller, konnte aber keinen Bissen hinunterbringen, sondern sah sie nur unverwandt an, während sie der einfachen Mahlzeit alle Ehre anthat. Ihre Haare waren noch so kurz geschnitten, wie damals, ihr Anzug noch ganz so einfach, die Gestalt noch so voll und schmiegsam, daß jede ihrer Bewegungen reizend erschien. Dann und wann entschuldigte sie sich wegen ihres Appetits. „Es ist nur, weil ich

noch einmal fröhlich bin, und Alles so gut ist, und wir hier so hübsch einsam beisammen. Da —" und sie legte ihm von ihrem Teller ein Stück Wildbraten auf den seinigen — „das mußt Du nun essen, oder ich glaube, Du scheust Dich, von einem Teller mit mir zu essen. Wenn Alles anders wäre, und wir könnten wirklich so zusammen in die weite Welt reisen — es wäre doch schön! Aber es soll nicht sein, Du wirst es einmal mit einer Andern so gut haben und sie mit Dir; das Glück ist eben ungleich vertheilt, und man muß es sich gefallen lassen, bis es zu arg wird. Schenk' mir noch etwas Wein ein. Ich habe in Gedanken das Glas ausgetrunken. So! Und nun — auf das Wohl Deiner Mutter! Und das sei das Letzte."

Sie leerte das ganze Glas, und als sie es wieder hinsetzte, sah er, daß es sie überschauerte, als habe sie plötzlich eine eiskalte Hand angefaßt.

„Laß uns gehen!" sagte sie.

Er bezahlte die Rechnung und bot ihr wieder den Arm. Als sie hinaustraten, hatte der sanfte Schneefall sich in einen sausenden Flockensturm verwandelt, der ihnen scharf in's Gesicht schnitt.

„Wo wollen wir jetzt hin?" fragte er.

„Mir gleich. Ich habe kein Zuhause mehr. Ich dachte zwar — aber es ist gar zu rauh und unhold, um im Freien Abschied zu nehmen. Haben wir weit bis zu Deiner Wohnung?"

„Es ist noch die alte. Ueber die Brücke und dann noch hundert Schritt. Komm!"

„Das heißt" — überlegte sie und hielt ihn am Arm zurück — „was werden Deine Hausleute davon denken, wenn Du plötzlich ein Mädchen mitbringst?"

„Bist Du nicht verschleiert?"

„Ich! Es ist mir nicht um mich zu thun. Ich bin morgen wer weiß wie weit und kann aller Nachrede spotten. Aber es könnte Deiner Mutter hinterbracht werden und ihr am Ende Kummer machen."

„Habe keine Furcht", sagte er und drückte ihre Hand, die in seinem Arm ruhte. „Meine Stube hat einen eignen Eingang und die Wirthsleute brennen kein Licht auf der Treppe. Es wird uns Niemand begegnen."

Er führte sie rasch, mit klopfendem Herzen, die nun verödeten Straßen entlang, und sie mußten manchmal stillstehen und fest aneinander gelehnt einen eisigen Windstoß vorüberlassen. Einmal, da er dem Sturm den Rücken wandte und sie fester an sich zog, bog er sich herab und küßte sie rasch durch den Schleier. Sie entzog sich ihm nicht, sagte aber gleich darauf:

„Ich glaube, das Aergste ist vorbei; wir können nun weitergehen."

Dann sprachen sie nicht mehr miteinander, bis sie an seinem Hause ankamen.

Es war, wie er gesagt hatte, die steile Treppe ganz dunkel, und wie sie hinaufstiegen auf den Zehen, er voran, ihre Hand in der seinen

haltend, damit sie keine Stufe verfehle, kam ihnen Niemand entgegen. Nur durch die Thür hörten sie Kinderstimmen und sahen im oberen Stockwerk einen Lichtschein durch das Schlüsselloch fallen, von einem brennenden Weihnachtsbaum.

Er schloß vorsichtig seine Thür auf und ließ sie vorantreten in das dunkle Stübchen, das durch die glimmenden Kohlen im Ofen und den Schnee draußen vor dem einzigen Fenster kaum einen Schimmer von Licht erhielt. Dann verriegelte er die beiden Thüren. „Da nebenan", sagte er, „ist die Küche, in der jetzt Niemand sich aufhält. Wir brauchen nicht leise zu sprechen. Aber die Wirthin könnte noch einmal nachfragen, ob ich etwas brauche."

Sie sprach kein Wort, hatte sich auf einen Stuhl am Fenster gesetzt und sah in den wirbelnden Sturm hinaus.

Als er jetzt die kleine Studirlampe mit der grünen Glocke angezündet hatte, bemerkte er eine Schachtel auf dem Tisch. „Sieh", sagte er, „das ist meine Bescheerung von zu Hause, die wollen wir einstweilen in den Winkel stellen. Willst Du nicht ein wenig ablegen und Dich hier auf das Sopha setzen? Es wird Dir zu heiß werden in Deinem Pelzwerk."

„Ich gehe gleich wieder", sagte sie. „Aber es ist wahr, der Ofen meint es gut." — Und sie fing an, ihre Kazawaika auszuziehen und Mützchen und Handschuhe abzulegen. Er half ihr dabei.

„Wollen wir aber nicht auspacken?" sagte sie, ihre Haare zurückschüttelnd. „Ich möchte wohl wissen, was in der Schachtel ist."

„Mir eilt es nicht", lachte er. „Hier habe ich eben etwas ausgepackt, woran mir mehr gelegen ist."

„Sie sollten sich schämen", versetzte sie, plötzlich wieder zum Sie übergehend. „Sie sind es gar nicht werth, daß Menschen daran denken, Ihnen eine Freude zu machen. Ich — wenn mir eine Mutter aus der Ferne eine solche Weihnachtsschachtel geschickt hätte — Geben Sie her, ich will die Schnüre losmachen."

Sie fing hastig an, mit einem Messerchen die Verpackung zu zerschneiden, und er sah ihr dabei starr, in mühsam unterdrückter Aufregung, auf die reizenden Hände.

„Lottka", sagte er, „wenn wir Beide so in Amerika wären und diese Schachtel wäre übers Meer gekommen —"

Sie schüttelte den Kopf. „Dann würde keine Schachtel kommen."

„Und warum nicht, Lottka? Wenn meine Mutter Dich kennte, wie ich Dich kenne, glaubst Du, daß sie Dich entgelten lassen würde, wofür Du nichts kannst? Sie hat natürlich ihre Vorurtheile, wie alle guten Mütter. Aber ich weiß, daß sie mich noch mehr liebt, als all' ihre Vorurtheile."

Das Mädchen hielt inne mit ihrer Arbeit und schnitt mit dem kleinen Messer nachdenklich allerlei Figuren in den Deckel der Schachtel.

„Nennen Sie das Vorurtheile?" sagte sie, ohne ihn anzusehen. „Möchten Sie einen Apfel essen, den Sie im Schmutz auf der Straße gefunden haben? Sie können ihn zehnmal abwaschen, der Widerwille

bleibt. Und wer weiß auch, welcher Fuß schon darauf getreten hat, und ob nicht etwas Schlamm durch die Schale gedrungen ist, wenn auch der Kern ganz sauber wäre? Nein, nein, nein! Es ist nun einmal so; schlimm genug, daß es so ist; man soll es nicht noch ärger machen."

Er legte den Arm um sie, aber eher brüderlich, als wie ein leidenschaftlich Verliebter. „Lottka", sagte er, „es ist unmöglich, daß es so bleiben soll. Du kannst Dein Leben nicht vertrauern, weil —" Er stockte; er fand nicht gleich die Worte, die Alles sagten, ohne ihr wehzuthun.

„Vertrauern?" wiederholte sie und sah fest und traurig zu ihm auf. „O nein, wer denkt auch daran! Ich habe Ihnen schon gesagt, daß Sie über meine Zukunft ganz ruhig sein können. Für mich ist gesorgt. Ich bin gar nicht so verlassen, wie es vielleicht scheint, so lange mein Muth mir treu bleibt und mein Ekel. Und warum muß denn immer geheirathet sein? Das könnt' ich auch haben, wenn ich wollte, die besten Partieen. Man hat sich alle Mühe gegeben, mich an den Mann zu bringen, und ich hatte die Auswahl, ganz hübsche, reiche und junge Bewerber, und einige wollten sogar sich richtig mit mir trauen lassen, in einer ordentlichen Kirche, von einem ordentlichen Pfarrer mit Talar und Bäffchen. Die Sache hatte nur einen Haken."

„Was war's?" fragte er hastig.

„Es ist überflüssig, davon zu reden. Oder nein, ich will's nur gerade heraus sagen, damit Sie mich nicht falsch beurtheilen. Wissen Sie, was mir ein Grauen vor allen Männern macht, außer vielleicht vor Ihnen? Ich will es Dir in's Ohr sagen: weil ich nie weiß, ob der Bräutigam nicht vielleicht bei der Mutter zu sehr in Gunst gestanden, eh' er sich um die Tochter bekümmerte!"

Sie wandte sich ab und trat rasch an's Fenster.

Nach einer Weile fühlte sie wieder seinen Arm um ihre Schulter. „Was hast Du Alles ausgestanden, Herz!" flüsterte er mit erstickter Stimme.

Sie nickte langsam vor sich hin. „Mehr als man sich denken sollte, daß ein so junger Mensch überlebt. Wie ich damals vor sieben Jahren zuerst Alles begriff, dachte ich noch, ich könnte es ändern. Ich blieb keinen Tag länger in dem Haus, ich suchte mir einen Dienst, ich schnitt mir meine schönen langen Haare ab, damit Niemand an mir Gefallen fände, und das schlechteste Kleid war mir gut genug, wenn es mich nur wieder ehrlich machte. Wie wenig es mir geholfen hat, weißt Du selbst. Hernach, da ich als Landstreicherin behandelt wurde, brachte man mich wieder in das Haus, zu Der, die, wie es hieß, die natürlichsten Rechte auf mich hatte. Ich mußte es leiden, ich hatte keine Gewalt gegen die Gesetze. Aber ich erklärte gleich, daß ich mich umbringen würde, wenn man mich nicht in Ruhe ließe. Da habe ich fast ein Jahr in meiner Kammer gesessen, und sobald nebenan Jemand kam, die Thür verriegelt. Aber weil ich doch zuweilen an die Luft gehen mußte, hat man mich dennoch gesehen, und sie selbst — obwol ich kein Wort mit ihr sprach — that, als ob sie mich sehr liebe, und gestern erst — es sollte wol eine

Weihnachtsfreude sein — hat sie mir einen Brief hineingeschickt, rathe, von wem?"

„Wie soll ich das rathen!"

„Du hast Recht. Kein Mensch würde darauf kommen, höchstens ein Teufel in Menschenkleidern. Du entsinnst Dich des Menschen, mit dem Du damals Streit bekamst meinetwegen?"

„Lottka!" rief er außer sich. „Ist es möglich —?"

Sie nickte. „Es war ein sehr freundlicher Brief, die schönsten Dinge wurden mir darin versprochen, das Papier roch nach Patchouli — seitdem habe ich den Ekel bekommen, der mich erst verlassen hat, als wir uns wiedersahen. Aber ich brauche nur recht daran zu denken — pfui! Es kommt schon wieder."

Sie spuckte aus, und wieder überflog sie der seltsame Schauder. Er faßte ihre Hände, sie waren starr und feucht.

Plötzlich schüttelte sie den Kopf, wie um einen zudringlichen Gedanken abzuwehren. „Wir haben ja auspacken wollen", sagte sie. „Das sind schöne Gespräche für den heiligen Abend. Komm zu unserer Schachtel! Unserer, sag' ich. Du hast mich angesteckt mit Deinem Traum von Amerika."

„Wir wollen ihn wahr machen", rief er stürmisch. „Ich werde Dich noch einmal an diesen unseren ersten Weihnachtsabend erinnern, und dann wirst Du mir zugestehen müssen, daß ich mehr Muth hatte und ein besserer Prophet war, als Du."

Sie antwortete ihm nicht, sondern schnitt den letzten Bindfaden durch und öffnete die Schachtel. Allerlei kleine Geschenke kamen zum Vorschein, ein paar wollene Handschuh, die die älteste Schwester ihm gestrickt hatte, eine Uhrkette von dem blonden Haar der jüngeren geflochten mit einem zierlichen goldnen Schlößchen, Pfefferkuchen, der im Hause gebacken worden war, endlich gar eine große versiegelte Flasche.

„Habt Ihr Weinberge?" fragte sie scherzend.

Er lachte, durch all seinen Kummer.

„Es ist Johannisbeerwein; die Trauben dazu wachsen in unserem Gärtchen. Als Kind ging mir nichts darüber. Seitdem glaubt meine gute Mutter, sie könne mir nichts Lieberes thun, als mir jeden Weihnachten und Geburtstag wenigstens eine Probe von ihrem neuesten Jahrgang schicken."

„Ich hoffe, er schmeckt Dir besser, als der theuerste Madeira", sagte sie ernst, „oder Du wärst nicht werth — sieh, da sind auch Briefe."

„Willst Du sie lesen? Ich bin zu zerstreut, ich würde nicht wissen, was ich lese."

Sie hatte sich auf das Sopha gesetzt und die Briefe auf ihren Schooß genommen. Einen nach dem andern las sie nun, mit einer Andacht, als ständen die wundersamsten Dinge darin. Es war nichts als schwesterliches Geplauder, kleine Neckereien, Entschuldigungen über die Geringfügigkeit der Bescheerung, und in den Zeilen der Mutter schimmerte neben dem Stolz, einen so guten Sohn zu haben, auch der

Schmerz durch, daß sie ihn diesmal nicht umarmen sollte, und eine Ahnung, daß es nicht die Arbeit sei, die ihn festgehalten, sondern die trübsinnige, menschenscheue Stimmung, die auch seine Briefe einsilbig machte.

„Liesest Du noch immer?" fragte er endlich. „Es sind einfache Menschen; wenn sie schreiben, kommt gar nicht immer das Beste auf's Papier, was sie in sich haben. — Herrgott, Du weinst! Lottka!" —

Sie legte die Briefe in die Schachtel zurück, stand rasch auf und zerdrückte die Thränen, die still aus ihren langen Wimpern vorbrachen. „Ich will gehen", sagte sie leise. „Es wird mir draußen besser werden."

„Gehen? jetzt? und wohin? Der Sturm wird Dich umwerfen. Bleib diese Nacht hier, und wenn Du willst — die Küche ist ja nebenan, ich kann da auf ein paar Stühlen — ohnehin ist mir nicht nach Schlafen zu Muth."

Sie schüttelte den Kopf und sah zu Boden. Plötzlich schlug sie die Augen voll zu ihm auf, mit einem Ausdruck, der sein Herz hochklopfen machte.

„So nicht!" sagte sie. „Aber es ist wahr, der Sturm draußen würde mich doch zu Boden werfen, und wohin sollte ich auch? Ist heute nicht Heiligabend? und der letzte, den wir zusammen feiern? Ich muß Dir doch auch etwas schenken; die Bescheerung an die Kinder hat mir ohnehin keine rechte Freude gemacht und warum soll ich heute nicht auch an mich denken? Nicht wahr, Sebastian?"

Sie hatte ihn nie bei seinem Namen genannt.

„Du willst mir etwas schenken?" fragte er und sah sie erstaunt und zweifelnd an.

„Das Einzige, was ich noch besitze — mich selbst!" hauchte sie und schlang die Arme um seinen Hals.

Als er am dunklen Morgen aufwachte und sich halb vom Bett erhob, noch ungewiß, ob er geträumt oder das Wundersamste erlebt habe, war das Zimmer leer, von seinem Nachtbesuch keine Spur zurückgeblieben. Er tappte durch alle Winkel seines kleinen Stübchens und rief leise ihren Namen, in der Meinung, sie habe sich vielleicht, um ihn zu necken, in die Küche geschlichen und werde plötzlich zurückkehren. Es blieb aber Alles stumm. Eine starre Kälte umwitterte ihn, zähneklappernd schlüpfte er wieder in's Bett und lag nun wachend, in den Kissen aufgestützt, mit Mühe seine Gedanken sammelnd.

Endlich blitzte eine schauderhafte Ahnung in ihm auf. Mit glühender Stirn trotz der eisigen Luft fuhr er hastig in die Kleider und zündete ein Licht an. Auf dem Tisch lag noch die Weihnachtsbescheerung der Seinigen, er sah mechanisch darüber hin und entdeckte plötzlich ein mit Bleistift beschriebenes Blatt zwischen den Briefen von Mutter und Schwestern. Die Schrift ging auf und ab mit zitternden Zügen, wie Jemand tastend in der Dunkelheit schreibt. Es waren die folgenden Worte: „Lebewohl, mein geliebter Freund, mein einziger Freund. Es

schmerzt mich sehr, daß ich Dir noch das anthun und so von Dir gehen soll. Aber es ist kein anderer Weg, Du würdest mich nicht gehen lassen dahin, wohin ich doch muß, wenn wir nicht Beide unglücklich werden sollen. Ich danke Dir für Deine treue Liebe. Aber alles Süße in Deiner Seele kann die Bitterkeit nicht von der meinen wegspülen. Schlaf wohl — lebe wohl! Ich küsse Dich jetzt noch einmal im Schlaf. Die Nadel mit der Schlange steck' ich nun an. Jetzt darf ich sie tragen. Ich weiß nicht, ob Du dies wirst lesen können. Gräme Dich nicht; glaube, daß mir nun wohl ist. Deine treue Liebende bis in den Tod!" —

Die Magd, die um diese Zeit in die Küche kam, um Feuer anzumachen, hörte einen dumpfen Schrei in dem Zimmer nebenan und öffnete erschrocken die Thür. Sie sah den jungen Studenten auf dem Sopha liegen, wie wenn ein Faustschlag ihn niedergeworfen hätte. Als sie seinen Namen rief, raffte er sich mühsam auf, schüttelte den Kopf, als wollte er sagen, sie brauche sich nicht um ihn zu bekümmern, und bückte sich dann, ein Blatt aufzuheben, das ihm entfallen war.

„Was ist die Uhr", fragte er.

„Es hat eben Sechs geschlagen."

„Geben Sie mir meinen Mantel — und den Stock — ich will —"

Er schwankte nach der Thür.

„Sie wollen im bloßen Kopf ausgehen, bei der Kälte? Alle Läden sind noch zu, kein Mensch auf der Straße, es ist ja auch erster Feiertag."

„Erster Feiertag!" wiederholte er dumpf, Silbe für Silbe nachsprechend, als ob er sich bemühe, einen Sinn hineinzubringen. „Geben Sie mir —"

„Ihre Mütze? Da ist sie. Wollen Sie nicht erst eine Tasse Kaffee? — Das Wasser wird gleich kochen."

Er antwortete Nichts mehr, sondern ging mit schweren Schritten hinaus und polterte die dunkle Treppe hinunter.

Der Schnee knarrte unter seinen Tritten und in wenig Augenblicken hingen Eiszapfen in seinem Bart. Weit und breit auf den dunklen Straßen regte sich nichts Lebendiges, die Posten in den Schilderhäusern schienen eingefrorene Schneemänner; wie er auf die Brücke kam, sah er, daß der Fluß über Nacht erstarrt war. Er ging eine lange Strecke die Burgstraße hinab, immer das Auge auf die Eisdecke geheftet, als ob er da etwas suche. Dann vertiefte er sich in die benachbarten Straßen, ziellos und wie nachtwandelnd. Denn daß er finden würde, was er suchte, konnte er bei einigem Besinnen nicht erwarten. Das Fieber einer ungeheuren Angst jagte ihn ruhelos herum, bis zur Erschöpfung aller Kräfte.

Ein paar Stunden mochten so verstrichen sein, die Straßen belebten sich eben, da gelangte er an das Potsdamer Thor. Er sah vor dem kleinen Zollhaus eine Droschke halten, die eben aus dem Thiergarten hereingekommen sein mußte. Der Zollwächter war in seinem Pelz herausgetreten und sprach, seine Tabaksdose hinaufreichend, mit einem Schutzmann, der neben dem Kutscher auf dem Bock saß.

„Nichts Steuerbares?" fragte er halb lachend, indem er nach dem verschlossenen Wagenfenster deutete.

„Nichts, was hier verzollt würde", antwortete der Gefragte. „Ich muß meine Contrebande beim Gericht abliefern. Die hat sich nicht ein-, sondern hinausgeschwärzt aus der Welt, übrigens eine feine Waare. Ich mache eben meine erste Runde draußen bei der Luiseninsel, da find' ich das Frauenzimmer, ganz anständig angezogen, auf einer Bank, den Kopf so vornüber, als ob sie schliefe. Mein schönes Kind, sag' ich, suchen Sie sich eine andere Schlafstelle, die heizbar ist. Bei so einer Mordskälte — Aber von Aufwachen war keine Rede. In der Hand hatte sie noch ein Fläschchen, es roch wie Kirschlorbeer, daran wird sie sich wol einen Rausch getrunken haben und dann ganz doucement eingeschlafen sein. Uebrigens guten Morgen! Ich muß machen, daß ich sie abliefere."

Der Kutscher klaschte mit der Peitsche. In demselben Augenblick hörten sie wieder die Stimme des Zollbeamten.

„Halt! Da könnt ihr gleich noch einen Passagier mitnehmen. Ein Herr ist an's Droschkenfenster getreten und hat hineingesehen und — bautz! — umgefallen in den Schnee. Steigt einmal herunter, Gevatter, es ist ein ganz junger Mensch; der muß schreckhafte Nerven haben, daß der Anblick eines todten Frauenzimmers ihn gleich umwirft. Wie wär's, wenn Ihr ihn mit hineinsetztet? Es ginge in Einem hin."

„Nein", erwiederte der Schutzmann, „das ist gegen das Reglement. Todtes und Lebendiges soll man nicht zusammensperren. Wartet, wir wollen ihn in die Wache tragen. Wenn man ihm den Kopf mit Schnee wäscht und ihn an einer Flasche riechen läßt, kommt er in fünf Minuten wieder zu sich. Darauf verstehe ich mich."

Sie trugen den Bewußtlosen in's Haus; dann setzte die Droschke ihren Weg fort. Aber die Voraussage des Mannes bestätigte sich nicht. Das Bewußtsein kehrte erst nach so viel Wochen zurück, als er Minuten gerechnet hatte. Erst als der letzte Schnee vergangen war; konnte der Aermste wieder am Stock herumschleichen. Er reis'te zu seinen Eltern, die nie erfuhren, was für Schicksale ihm seine Jugend verwüstet hatten und einen Schatten über seine Mannesjahre warfen, der nie ganz gelichtet wurde. Als er in der Mitte der Dreißiger starb, hinterließ er weder Weib noch Kind.



Von O. Knille.

Kaiser Val



Gest. von A. Closs.

und Friedigern

Valens und Fridiger.

Von **Hermann Lingg.**

Eintönig rollt der Donaustrom die Wogen
Durch rauhes Land hinab zum nahen Meer,
Der Himmel ist von Wolken überzogen,
Und lautlos ruht und öd der Strand umher,
Da kommt ein Reiter an's Gestad geflogen,
Es folgt ihm auf den Höh'n sein Volk, sein Heer;
Er sprengt zum Strom hinab, späht auf und nieder,
Und horcht, und kehrt dann zu den Seinen wieder.

So Tag für Tag, und Tag für Tag entflieht,
Allein der Welle dumpf An's-Ufer-Schlagen
Durchbricht die Einsamkeit, und näher zieht
Der Gothen Volk heran mit Roß und Wagen.
Dort liegt, dort winkt das römische Gebiet,
Das Land, wohin sie ihre Wünsche tragen,
Wo vor dem Hunnenschwerte, das sie schlug,
Ein Zufluchtsort noch liegt für Heerd und Pflug.

Hinüber, über in das Reich der Sitte,
Der Macht, der Bildung. Erde zum Bebau'n,
Und Feld zu Thaten, das ist ihre Bitte,
Das heischen sie mit eisernem Vertrau'n.
Ihr Feldherr Fridiger — nach langem Ritte
Den Strom entlang, nach stundelangem Schau'n,
Heut' hält er plötzlich still — was wird sich zeigen?
Scheint aus der Fluth sein Hoffnungstraum zu steigen?

Es ist ein Boot, wie stolz durchfurcht's den Strom
Im Tact der gleichgeschwung'nen Ruderstreiche!
Und näher kommt's, ein glänzendes Phantom!
Der Berd voll Goldschmuck, Zierrath und das reiche
Gezelt darüber, Alles zeugt von Rom.
Geheimnißvoll und fast als ob es schleiche,
Als ob es zaud're, hält es seinen Lauf
Je näher es herankommt mählig auf.

Indeß ist Fridiger vom Pferd gesprungen,
Und hat ein Boot bestiegen, mit ihm sind
Zwei seiner Mannen, rasch sind auch geschwungen
Die Ruder, Schlag auf Schlag und pfeilgeschwind
Ist's hart bis hin zum Römerboot gedrungen.
Der Fährleut' langes Haar wallt hoch im Wind,
An ihre nackte Schulter spritzt im Schwalle
Der Strömung Schaum vom harten Widerpralle.

Im Kriegskleid, das den mächt'gen Leib umschloß,
Ragt hier der Gothenheld, ihm gegenüber
Erhebt sich auch der Römer, ernst und groß;
Doch mit gesenktem Haupt, die Stirne trüber,
Im Prunk der Toga, die ihn reich umfloß.
Was zog jetzt seinem innern Schau'n vorüber,
Indem sich aus der Toga seine Hand
Halb wie zum Gruß, halb wie zur Abwehr wand?

Galt's ihm, ein heilig Bündniß abzuschließen
Mit tapfern Männern, oder einen Kauf
Mit Sclavenhändlern, oder vorzuschießen
Für Blutzins Brod? Argwöhnisch blickt er auf,
Doch wie die Nebel vor dem Licht zerfließen,
So flieht sein Mißtrau'n, als, die Hand am Knauf
Des Schwerts, der Goth' ihm zuruft, „Heil Dir weiser
Erhab'ner Herr der Erde, Heil Dir, Kaiser!"

So treu und offen schaut der Held darein:
„Dort harrt ein Volk, das tapferste auf Erden",
Betheuert' er, „willst Du, so sind wir Dein,
Laß' in Dein Reich uns, laß uns Freunde werden!
Du weißt, wie wir auch können Feinde sein!
Wir wollen nichts, als nach des Kriegs Beschwerden
Ein Land und Frieden." Rief's und Valens sprach:
„Ja viel litt Rom durch Euch, viel Ungemach!

„Doch seine Größe mag nur Großmuth üben,
Erhaben über Furcht und Rachesucht,
Wie nie vermag den Sonnenglanz zu trüben
Der Wolken dunkelnde Vorüberflucht.
Der Erdkreis, wenn ihn auch in Nacht begrüben
Die Donner einer zweiten Fluth, die Wucht
Der Berge, stürzend über unf're Leichen,
Säh'n uns zwar sterben, aber nicht erbleichen

„Wohlan! es nahe sich Dein Volk und setze
Ein Ziel der langen Flucht, dem Wilde gleich,
Das in dem Tempel Schutz sucht vor der Hetze.
Für Eu're Waffen bietet Euch dies Reich
Die Wohlthat der Gesittung und Gesetze.
Nach Antiochia! dort wird Euch, zugleich
Mit andern Völkern unser Spruch ergehen,
Dort, Gothe, werden wir uns wiedersehen.

„Ich gab Befehl, daß reichlich, was Ihr braucht,
Euch werden soll an Korn und Oel und Schafen."
Er schwieg und setzte sich, ein Vorhang taucht
Um ihn herab, und seine Ruadersklaven
Erheben sich; am Ufer aber raucht
Der Heerd, um den im Wachen wie im Schlafen
Das Volk wohnt unter freiem Himmelszelt,
Das umgestalten wird die halbe Welt.

Alexander Dumas Fils.

Von Julian Schmidt.

Es ist etwa ein Jahrhundert her, daß wir uns von dem literarischen Uebergewicht der Franzosen frei gemacht haben; ihre Tragödie, ihre Lyrik und überhaupt die höheren Gattungen der Poesie finden seitdem wenig Beachtung bei uns, selbst der französische Roman steht im Ganzen an Einfluß hinter dem englischen zurück, aber in Einem werden wir ihnen wol immer zinspflichtig bleiben. Das französische Lustspiel hat keine Concurrenz. Seit Menschengedenken ist keine englische Komödie in's Deutsche übersetzt, während Alles, was in Paris einigen Erfolg hat, bei uns über die Breter geht. Es gab eine Zeit, in den vierziger Jahren, wo geistreiche und gebildete Poeten sich des deutschen Theaters annahmen, das bisher in den Händen der Fabrikarbeiter gewesen war; aber der Anlauf dauerte nicht lange, und auch diese Versuche, so eigenartig das Ansehen war, das sie sich gaben, waren durchaus von französischen Vorbildern bestimmt. Ich glaube, wir können unbefangen in dieser Richtung den Franzosen den Vorsprung lassen. Es sind nicht allein die Bühnendichter, in denen sich das Talent ausspricht, sondern eben so die Schauspieler, gegen welche die unserigen nicht aufkommen. Man darf nur den ersten besten Franzosen ansehen, es sind alle geborene Acteurs; sie können nicht anders, in den gleichgültigsten wie in den ernsthaftesten Angelegenheiten des Lebens führen sie ein Schauspiel auf.

Wir dürfen bei diesem Zugeständniß um so unbefangener sein, da wir nachgerade eingesehen haben, daß die höchsten Aufgaben der Poesie nicht innerhalb dieser Thätigkeit liegen. Schöpferische Naturen, wie Aristophanes, Shakespeare oder Molière stehen außer der Linie: die Schaulust im gewöhnlichen Sinn kann man zum Theil mit Verstand und guter Schule befriedigen. Iffland und Kotzebue haben ihrer Zeit sehr stark gewirkt, nicht blos in Deutschland, da doch ihr poetisches Talent äußerst dürftig war; heute mag man sie kaum mehr nennen. Von einer guten Zahl französischer Lustspieldichter gilt dasselbe: sie haben das Tagewerk recht tüchtig ausgeführt, in Kurzem werden sie verbraucht und vergessen sein. Die Mehrzahl der französischen Theaterdichter faßt die Sache ganz unbefangen so auf: sie betrachten sie als Geschäft und sind vollständig zufrieden, wenn dieses sich als einträglich erweist. Nur einzelne weich gestimmte Gemüther träumen von einer tieferen Bedeutung ihrer Kunst, und zu diesen gehört in erster Linie der jüngere Dumas.

Was die Kunstform betrifft, so haben die Franzosen — Molière bleibt immer ausgenommen — der Welt nichts Neues zugeführt. Das



[illegible] Dumas Fils.

Julian Schm[illegible].

[illegible]



Alexander Dumas, Sohn.

französische Lustspiel, wie es heute alle europäischen Bühnen beherrscht, stammt zunächst aus dem Spanischen und läßt sich schließlich auf Terenz und Menander zurückführen: es ist merkwürdig, wie wenig seit diesen zweitausend Jahren sich die Formen der Bühne verändert haben. Nur der Trimeter und die Sklaven haben aufgehört, und das ist wol der wichtigste Fortschritt des modernen Frankreich. Die Spanier hatten noch den Vers, und die Sklaven wurden durch die Graciosos ersetzt, die noch bei Regnard zur vollen Geltung kommen. Jetzt hat man gelernt sie zu entbehren. Der Held schwatzt seine Geheimnisse nicht dem Diener aus, er zeigt sie unmittelbar dem Publicum, und das ist ein unleugbarer Gewinn. Auch die prosaische Form begünstigt das realistische, das imitative Moment, und so lernt man aus den bessern Dichtern immer etwas von dem wirklichen Leben der Zeit. Im Uebrigen ist die Intrigue des Stücks, die Einführung der Figuren und die schließliche Lösung des Knotens dieselbe, die wir aus Terenz kennen. Nur die sittlichen Voraussetzungen haben sich geändert.

Bei Terenz gilt es, ein anscheinend liederliches Verhältniß in gesetzliche Form zu bringen. Daß der junge Mann von Stande sich mit Courtisanen abgiebt, ist ihm durch die Sitte nicht versagt; was die Väter dagegen einwenden, geht nur aus Klugheitsrücksichten hervor: der Sohn giebt ihnen zu viel Geld aus, oder er ruinirt seine Gesundheit u. s. w. Die Sklaven haben die Aufgabe, durch List den Widerspruch der Alten zu beseitigen und schließlich die Prügel zu empfangen, die eigentlich dem jungen Herrn gebührten. Die Lösung des Knotens liegt in der Regel darin, daß die vermeintliche Courtisane sich als freigeborene Bürgerin erweist und dadurch heirathsfähig wird: eine Emancipation wirklicher Courtisanen kommt im griechisch-lateinischen Theater nicht vor.

Bei Calderon fallen die Courtisanen weg, sie sind selbst als Nebenfiguren nicht salonfähig; an ihre Stelle tritt das junge Fräulein. Die Sitte ist äußerst streng: wenn Vater oder Bruder sie auf irgend einem Rendezvous ertappen, so wird sofort getödtet; aber gerade diese äußeren Schranken beflügeln den weiblichen Unternehmungsgeist, und an lustigen Heroïnen, die das Abenteuerlichste wagen und der ärgsten Gefahr mit Muth und List entgegen gehen, ist kein Theater so reich als das spanische. Die Schlußheirath wird lediglich aus Schicklichkeitsrücksichten geschlossen; die Ehrenpflichten sind in der Beziehung jedem Betheiligten auf's Genaueste vorgeschrieben, und der junge Cavalier verfehlt niemals sein Stichwort. Es sieht darum auch Einer so aus wie der Andere. Sobald die Heirath geschlossen ist, fällt der Vorhang der Komödie: eheliche Conflicte kommen nur im Trauerspiel vor, und endigen stets tragisch.

Daß die Franzosen von vornherein dieses Bedenken wenigstens nicht für unüberwindlich hielten, weiß man aus Molière: übrigens macht das Stück, in welchem er den Ehebruch schildert, einen um so peinlicheren Eindruck, da er sich selbst wol oft zugerufen haben mag: tu l'as voulu George Dandin! Indeß ging man auf dem Theater an solche Verhältnisse nur mit einiger Scheu, selbst in den Zeiten, wo im Roman das

Rasendste gewagt wurde, in den Zeiten des „Faublas“, der „Justine“, der „Liaisons dangereuses.“ Selbst Beaumarchais, dem es an Muth wahrlich nicht fehlte, streift in der „Hochzeit des Figaro“ doch nur an den Ehebruch heran: „La mère coupable“ ist kaum noch ein Werk der Kunst. Beaumarchais hatte sein Stück nach Spanien verlegt, das er aus eigener Anschauung kannte, vielleicht auch deshalb, weil gerade in der Zeit die spanischen von den französischen Theaterdichtern am lebhaftesten geplündert wurden; eigentlich sind die Zustände, die er schildert, nicht spanisch, sie sind den italienischen Masken nachgebildet, aber in echt französischem Geist.

Daß das Theater sich länger sittsam hielt als der Roman, ist kein Wunder: es ist doch ein großer Unterschied, ob man solche Dinge sich erzählen läßt oder sie vor Augen sieht Verhältnißmäßig ziemlich spät, in der Aufregung, welche die Julirevolution begleitete, pflanzt das Theater die Fahne der Empörung gegen die sittlichen Voraussetzungen der Gesellschaft auf, und es ist keine geringe Kühnheit, daß die ersten und stärksten Versuche der Art vor den Romanen George Sand's erschienen: von Victor Hugo „Marion de Lorme“, 1829, von Dumas dem Aeltern „Anthony“, 1831, „Thérese“, 1832, „Angèle“, 1834. Als „Anthony“ erschien, war Alexander Dumas der Sohn sieben Jahre alt, zwanzig Jahre jünger als sein Vater: der Charakter des Helden und die Bestialität seines Ehebruchs und seiner Mordthat ist motivirt durch seine falsche Stellung zur Welt, die mit seiner Geburt verknüpft ist; man kann sich denken, was das Stück später auf den jungen Mann für einen Eindruck machen mußte, der sich in ähnlicher Lage fand. Manche sonderbare und ganz unverständliche Einfälle in der „Affaire Clémenceau“ finden darin ihre Erklärung. Jene drei Stücke des Vaters, so widerlich der Inhalt ist, zeigen eine nicht gemeine Kraft und die entschieden tragische Wendung, welche die Sache nimmt, mildert den Anstoß einigermaßen.

Wenn unternehmende Köpfe eine neue Richtung einschlagen, so finden sie bald Nachfolge. Scribe, damals der beliebteste Theaterdichter von Paris, brachte 1833 „Les malheurs d'un amant heureux“ auf die Bühne, und seit der Zeit sind die Conflicte der Ehe der Lieblingsgegenstand sowol in seinen Dramen als in denen der übrigen populairen Schriftsteller. Das beste Stück der Art möchte Scribe's „Une chaine“ sein (1840). Der Ductus ist ganz Calderon, und auch die Heldin wie die übrigen intriganten Frauen Scribe's sind nach spanischen Vorbildern gearbeitet: nur würde Calderon die Hände über dem Kopf zusammenschlagen, daß es eine verheirathete Frau ist, die dergleichen unternimmt. Uebrigens kann man Scribe nicht nachsagen, daß er die Sache unsittlich auffaßt: er zeigt die Dinge, wie sie im wirklichen Leben nur zu häufig vorkommen, aber er warnt davor. Seine Motive sind nicht hochsittlicher Art: er zeigt, daß das Verhältniß zu verheiratheten Frauen viel Geld und Zeit kostet, daß es in der Arbeit stört, zu Heimlichkeiten und Lügen verführt, daß man doch immer fürchten muß, der Ehemann

werde sich mit Degen oder Pistolen in's Mittel legen, und daß diese beständige Besorgniß das Leben keineswegs behaglicher macht; er zeigt, daß es doch lästig ist, einen anständigen Mann, vielleicht seinen Wohlthäter zu betrügen. Wenn man aber einmal in solche Verhältnisse gekommen ist, so empfiehlt er, sich mit Schonung, aber auch mit Festigkeit, möglichst bald daraus zu lösen; was freilich seine großen Schwierigkeiten habe, da die Frauen, wenn sie einmal so weit sind, gewöhnlich keine Rücksichten mehr kennen. Es ist eine nüchterne, praktische Moral, ganz im Geist der Julidynastie, deren eifriger Partisan Scribe war, und dabei in so viel Scherz und heitere Einfälle eingewickelt, daß man nicht von ihr belästigt wird. Das ist im Wesentlichen auch der Charakter der Komödien von Alfred de Musset, die freilich mit der Sprache sehr viel dreister herausgehen und sich auch in Bezug auf den Ausgang größere Licenzen erlauben als Scribe.

In neuester Zeit nun tritt die Moralität anspruchsvoller hervor und wie der Roman einen lehrhaftern Charakter annimmt, so giebt sich auch die Komödie ein feierliches Ansehen; sie läßt es nicht mehr bei Klugheitsrücksichten bewenden, sie versteigt sich zu Principien, freilich meist sehr wunderlicher Art. Unter diesen Dramatikern zeichnen sich Octave Feuillet und der jüngere Dumas aus. Sie traten ungefähr Beide gleichzeitig auf, um's Jahr 1848, wo ohnehin alle bisher für unumstößlich geltenden Begriffe auf den Kopf gestellt wurden.

Diese modernen Talente gewinnen eine ganz eigenthümliche Farbe durch die industrielle Richtung der neuesten Literatur. Früher glaubte man, ein jedes Kunstwerk gewinne durch den Inhalt auch eine bestimmte Form; wenn sich ein Gegenstand für's Drama qualificirte, so behandelte man ihn nicht auch als Roman. Da es nun aber oft genug vorkam, daß ein beliebter Roman nachträglich einem Theaterdichter in die Hände fiel, der ihn auf die Bühne brachte, so fragte man sich, ob nicht Beides vereinigt werden könne? und so erlebte man das seltsame Schauspiel, daß derselbe Autor erst einen Roman schrieb und ihn dann dramatisirte, um auch von dieser Seite Tantième zu ziehen. Die Frage, ob ein Theaterdichter das Recht hat, auf diese Weise das Werk eines andern Autors auszubeuten, läßt sich vom civilrechtlichen Standpunkt nicht leicht entscheiden; künstlerisch ausführbar ist es aber gar wol. Denn der fertige Roman tritt nun dem neuen Dichter wie ein fremder Stoff gegenüber, der ihn auf eigene Weise afficirt und von ihm auf eigene Weise aufgefaßt werden kann. Daß Fabrikarbeiter in ihrer industriellen Weise es schlecht machen, entscheidet die Sache noch nicht, da z. B. Shakespeare dasselbe, aber gut gemacht hat. Wenn aber ein Dichter denselben Stoff, dem er bereits die ihm homogene Form gegeben, noch einmal umschmelzt, so zeigt das nur, daß ihm weder das erste noch das zweite Product lebendig war, daß er nur mit dem Verstande arbeitet. Die Ereignisse und Handlungen sind im Roman ganz anders zu motiviren als im Drama: dem aufmerksamen Leser kann man Manches mit viel feineren Strichen zeigen; man kann persönlich eingreifen und Manches erklären, was sich

aus der Handlung selbst nicht erklärt. Der fremde Dichter kann die Charaktere anders auffassen, er kann neue Motive erfinden und so einen neuen innern Zusammenhang hineinbringen, das kann aber der ursprüngliche Dichter nicht, wenn seine Schöpfung wirklich lebte; arbeitet er aber blos mit der Scheere, so wird eine widerspruchsvolle Mißgeburt daraus.

Bei dem jüngern Dumas ist die Romanform das ursprüngliche, das Theater kam erst später hinzu. Um in den Kern seines Dichtens einzudringen, muß man also zuerst seine Romane in's Auge fassen. Er trat 1848, vierundzwanzig Jahre alt, mit drei Romanen auf, die rasch aufeinanderfolgten: „Le roman d'une femme", „Césarine" und „La dame aux camélias." Den Letzten hat er nachher für's Theater behandelt; außerdem ist eine von Verdi's Kraftopern: „La Traviata", daraus geschöpft.

Im „Roman einer Frau" finden wir ein Ehepaar, das die allerbesten Hoffnungen erregt. Sie haben sich aus Liebe geheirathet, sie wird uns als ein reizendes Mädchen vorgeführt, er als eine kräftige, hochbegabte und edle Natur. Sie leben äußerlich in den besten Verhältnissen, er hat aus Liebe zu seiner Gattin seine politische Laufbahn, die früher seine ganze Leidenschaft war, aufgeben wollen und nur auf ihr dringendes Bitten sich wieder daran betheiligt. Es ist nichts vorgefallen, ihr Glück zu stören, als daß Mariens Mutter gestorben ist. Aber Maria gerieth durch dies Ereigniß, wie der Verfasser erzählt, „in den Zustand, in den nervöse Frauen öfters verfallen, wenn sie einen Schmerz erlitten haben." Sie wußte nicht, was sie wollte. Bald wollte sie trotz ihrer Trauer wieder in Gesellschaften gehen, dann gab es Tage, wo sie glaubte, daß ihr Mann sie nicht liebe, oder daß sie ihn nicht liebe. In einzelnen Augenblicken zählte sie sich zu den unglücklichen und unbegriffenen Frauen. Wenn ihr Mann nach Hause kam, machte sie ihm Vorwürfe, die er nicht verdiente; dann warf sie sich ihm zu Füßen und bat ihn um Verzeihung. Einmal ist sie bei sehr schlechtem Wetter auf dem Kirchhof am Grabe ihrer Mutter gewesen. Als sie erschöpft davon zurückkehrt, kommt ein junger Mann zu ihr, der ihr vor ihrer Verheirathung den Hof gemacht, den sie aber zurückgewiesen hat. Sie läßt sich ihm gegenüber ganz in ihrer Stimmung gehen, und bald liegt er ihr zu Füßen. Sie wird es auch kaum gewahr, als er sie leidenschaftlich in die Arme drückt, als er immer weiter geht — sie hatte keine Kraft ihn abzuwehren. „In dem Zustand, in dem sie war, hätte jeder Mann sie besessen, wenn er gewollt hätte, denn sie war nicht mehr Herr über ihren Körper und über ihre Seele." Sie wird erst gewahr, was geschehen ist, als Leon fortgeht, den sie weder vorher geliebt, noch den sie jetzt liebt. Sie verfällt in einen furchtbaren Thränenkrampf; den andern Morgen stürzt sie Leon zu Füßen, bekennt ihm, daß sie ihn nicht liebt, und bittet ihn, sie in Ruhe zu lassen. Als er darauf nicht eingeht, verspricht sie seine Sklavin zu sein, sie wollte ihm jeden Morgen und jeden Abend schreiben, nur möchte er sie nicht zwingen — vor ihrem Gatten zu erröthen; und als auch

das nicht concedirt wird, thut sie Alles und thut es täglich. Dabei liebt sie noch immer ihren Mann und liebt Leon nicht. So geht das eine geraume Zeit fort, bis endlich durch eine Nebenbuhlerin die Sache verrathen wird. Das Weitere kann übergangen werden. Zum Schluß, als ihr Mann sich erschossen hat, erinnert sich die junge Frau, daß sie eine Tochter besitzt, die sie im Stich gelassen hat und die sich bei der Schwester ihres Mannes befindet. Sie verlangt diese zurück, und als die Schwägerin ihr erwiedert, sie habe bei ihr nichts zu suchen, die Ehebrecherin gehöre auf die Straße, da wird diese engherzige moralische Person vom Verfasser gehörig abgetrumpft.

Heilige Eulalia Meinau! Fußfällig bitten wir Dir alle Beleidigungen ab, die wir Dir angethan! Du antwortetest doch, als man Dich fragte: wie so? — „Sie stoßen da auf eine Unbegreiflichkeit in meiner Geschichte!" Maria hat eine bessere Auskunft: sie hat gar nicht gemerkt, was vorgefallen ist! und ihr Dichter findet es ganz natürlich und meint, daß ein ähnliches Unglück bei einer ähnlichen Stimmung jeder Frau passiren könnte! Gott lasse sie eben im Stich.

Ehe man sich über eine Thatsache zu Gericht setzt, muß erst die Thatsache selbst constatirt werden. Ist denn das, was Alexander Dumas erzählte, menschenmöglich? Gegen die Aussage eines Dichters das Inductionsverfahren eintreten zu lassen, würde zu nichts führen, da die sogenannte Wirklichkeit die unglaublichsten Dinge zeigt, ohne doch das Innere der Dinge zu öffnen. Die Aussage ist nach ihrem eigenen Gehalt zu prüfen, und trotz alles Aufwandes in der Schilderung gelingt es Dumas, der ein sehr geschickter Colorist ist, nicht, uns den Widerspruch gegen das Naturgesetz glaublich zu machen. Es wäre also überflüssig, das Benehmen der Betheiligten nach Grundsätzen zu prüfen, beim Eintreten eines Falls, an den wir nicht glauben.

Es hat schon mancher Dichter in seinem vierundzwanzigsten Jahr ein verkehrtes Buch geschrieben, das später durch bessere Leistungen in Vergessenheit gebracht ist. Halten wir aber Dumas' letztes Werk „Affaire Clémenceau", das seinem vierundvierzigsten Jahr angehört, neben das erste, so macht es im Wesentlichen denselben Eindruck. Mächtige Declamation, eine große Gewandtheit in der sinnlichen Farbe, aber nicht der mindeste Respect vor der Wahrheit und sittlichen Maximen, an die man nur im Delirium tremens glauben sollte. Der Held heirathet ein schönes Weib, über dessen sittliche Beschaffenheit ihn ihre Vergangenheit bereits hätte aufklären sollen. Er erfährt nach einigen Jahren, daß sie ihn auf das Allertollste betrogen hat, trennt sich von ihr, läßt sich aber doch durch einen Köder, den sie ihm zuwirft, verlocken, sie wieder aufzusuchen, bringt eine Nacht bei ihr zu, und da er beim Erwachen die Empfindung hat, er würde vor dem Publicum auf das Aeußerste prostituirt sein, wenn sie diese Nacht überlebte, so — tödtet er sie. Es ist nicht das viehisch Brutale der Handlung unter den gegebenen Umständen, welches den widerwärtigsten Eindruck macht, sondern die Unfähigkeit des Dichters, eine Paradoxie im großen Stil durchzuführen. Er will die

dämonische Macht der Liebe schildern, die den Menschen zum willenlosen Sklaven eines schlechten Geschöpfs macht; aber dazu reicht seine poetische Kraft nicht aus. Was Herrn Clémenceau bestimmt, ist nicht Liebe, sondern erst gemeine Sinneslust und dann gekränkte Eitelkeit. Nachdem er nun die That begangen, die ihn zu einem Vieh stempelt, ergreift er nicht den einzigen Ausweg, der ihm blieb, um über seine elende Existenz einen Schein des Anstandes zu werfen, er schießt sich nicht eine Kugel durch den Kopf, sondern er schreibt ein ausführliches Plaidoyer für seinen Advocaten, worin er seine psychologische Entwicklung von der frühsten Kindheit an gewissermaßen als eine Summe mildernder Umstände ausführlich beschreibt; angeblich um seines Kindes wegen sein Leben zu erhalten, in der That aber, um sich interessant zu machen. Wenn solch ein Geschöpf wirklich möglich sein sollte, was in aller Welt hat die Poesie damit zu thun?

Das Motiv der beleidigten Eitelkeit ist durchgehend in allen Romanen und Komödien, nur daß Dumas nicht von Eitelkeit, sondern von „Würde" spricht. Er ist nie im Stande, eine Leidenschaft rein und voll ausklingen zu lassen; es mischt sich immer der Nebengedanke hinein: was mach' ich für eine Figur? Darum hat er sehr Unrecht, in der berühmten „Dame aux camélias" sich auf „Manon Lescaut" zu berufen. Manon Lescaut war die hochpoetische Ausführung einer argen Paradoxie, ein Virtuosenstück, wie es auch dem begabtesten Dichter nur einmal gelingt, und das durch jeden Versuch der Wiederholung in's Fratzenhafte verzerrt wird. Manon Lescaut und der Ritter De Grieux handeln aus der innersten Nothwendigkeit ihrer Natur heraus, einer kranken Natur freilich, aber wir beugen uns unwillkürlich unter ihrer Gewalt. Von einer solchen Naturkraft ist weder bei Marguerite Gautier noch bei ihrem elenden Liebhaber Armand Duval die Rede: der einen ist ausschweifender Luxus ein Lebensbedürfniß, sie braucht jährlich etwa 100,000 Franken, daneben aber hat sie auch das Bedürfniß nach reiner Liebe, daneben ist sie auch noch gutmüthig und möchte nicht gern etwas Uebles thun. Armand Duval hält es für unter seiner Würde, ein Liebesidyll in einem Landhaus zu spielen, das einem reichern Nebenbuhler gehört, d. h. der homme entretenu einer femme entretenue zu werden, thut es aber endlich doch, und um ihn dem unpassenden Verhältniß zu entziehen, findet der kluge Vater kein besseres Mittel, als die gutmüthige Marguerite zu veranlassen, die Eitelkeit seines Sohnes zu kränken. Jetzt macht er es nur halb wie Clémenceau, er schenkt ihr eine Nacht, aber er bringt sie nicht um; statt dessen verfolgt er sie unaufhörlich mit einem so kleinlichen und schäbigen System der Rache, daß man sich seiner Gesellschaft schämt.

Marguerite hat sich durch ihre Ausschweifungen die Schwindsucht zugezogen und stirbt daran. Die Krankheitsgeschichte wird mit unschöner Ausführlichkeit vorgetragen, und damit noch nicht zufrieden, läßt Duval, als er reuig zurückkehrt und findet, daß Marguerite eine tugendhafte Person war, ihre Leiche ausgraben, um zu sehen, was die Würmer und die Fäulniß aus ihr gemacht haben!

„Die Liebe einer Courtisane", heißt es einmal, und darin scheint die Moral der Geschichte zu liegen, „wird eine Strafe; sie wird durch ihre Liebe verzehrt. Aber wenn der Mann, der diese entsühnende Liebe einflößt, edel genug fühlt, um sie anzunehmen, dann kann er in einem Zug die ganze Fülle aller irdischen Erregungen schlürfen, und nach dieser gewaltigsten aller Leidenschaften ist sein Herz für jede weitere verschlossen." — „Refaire une virginité!" sagt Victor Hugo, der die Sache erfunden hat.

Marguerite gehört zu einer Gattung, deren Bezeichnung „Demi monde" Dumas erfunden zu haben scheint. Monde heißen bei ihm die anständigen Leute; zwischen ihnen und den ganz gemeinen Personen liegt eine mittlere Schicht, zu welcher Courtisanen aus den niederen Ständen sich emporarbeiten, in welche Damen der höheren Stände, die wegen Ehebruchs von ihren Männern fortgeschickt sind, herabsinken. Von dieser Demi-monde hat Dumas in einem Stück, das den gleichen Namen führt, ziemlich alle Typen zusammengestellt, nicht um sie zu rühmen, sondern vor ihnen zu warnen. Camelien-Damen sind in dieser „halben Welt" nur die Ausnahmen, in der Regel trachten diese Personen lediglich darnach, sich Geld zu verdienen. Im Urtheil über diese Menschenclasse wird der Leser dem Autor gewiß beipflichten, es sind ganz infame Creaturen; weniger wird er mit dem Benehmen der anständigen Leute zufrieden sein. Die einzige Grundregel des Anstandes, welche diese Leute kennen, ist, daß man aus der Demi-monde nicht heirathen darf; verkehren, auch freundschaftlich verkehren kann man gar wol mit ihnen. Aber selbst darin ist Dumas nicht consequent. In dem genannten Stück hat eine seiner Frauen den Ehrgeiz, zu heirathen, und die Intrigue des Stücks dreht sich darum, daß die anständigen Leute das verhindern. Der Held Olivier, der die Maschine dirigirt, wendet Mittel an, die im Grunde noch viel unanständiger sind als das, was die Demi-monde thut, die aber den Haut-Gout haben, daß sie nicht direct gegen einen angenommenen Ehrenpunkt verstoßen. Zum Beispiel so. Es ist gegen die Ehre, empfangene Liebesbriefe auszuliefern: das thut also Olivier nicht, als ein eifersüchtiger Nebenbuhler ihn dazu auffordert. „Ich kann sie nicht ausliefern!" sagt er zu ihm, „aber hier sind sie, ich lege sie auf den Tisch, gehe dann fort und wasche meine Hände in Unschuld." — Das ist die Ehre der Männer von Welt! — Und derselbe Olivier, der so complicirte Mittel in Bewegung setzt, um einen Tölpel von den Schlingen einer übrigens ganz niedlichen Buhlerin zu befreien, heirathet doch aus der Demi-monde, freilich eine jüngere Person, die noch nicht ganz corrumpirt ist, gegen die er aber auf's Aeußerste protestirt hat. In einer andern Komödie, „Les Idées de Madame Aubray", 1867, entscheidet sich die tugendhafte engelgleiche Heldin dafür, daß aus jener Schicht geheirathet werden darf. Da ist ein junges Frauenzimmer aus den unteren Ständen, das ein Kind hat und keinen Mann, das aber sonst recht gutmüthig scheint. Madame Aubray, die sich stets gekränkter Unschuld annimmt, will ihr, um sie auf dem Pfade der Sittlichkeit festzuhalten, zuerst einen Mann verschaffen,

der das Leben schon tüchtig durchgekostet hat, und wenn sie ihrem unmündigen Sohn zuerst verwehrt, nach diesem Princip zu handeln, so siegt schließlich bei ihr die christliche Barmherzigkeit: der Junge darf heirathen.

Es ist in diesem Stück noch ein anderer recht fataler Zug. Madame Aubray bekennt einem Herrn, sie sei zweiundvierzig Jahre alt. „Nicht möglich!“ antwortete dieser natürlich, „ich hätte geglaubt, nur fünfundzwanzig“. Darauf nimmt der vierundzwanzigjährige Sohn das Wort: „Eine reine Seele macht auch das Gesicht jung, die Tugend triumphirt über die Zeit. Ich höre gern, was Sie da sagen, mein Herr! und ich höre es oft. Ich bin so stolz auf diese Mutter! Man hält uns überall für Bruder und Schwester und wenn das so fortgeht, werde ich bald älter aussehen“ (er küßt ihr die Hand) „und Du wirst mir Respect schuldig sein. Aber sie fürchtet sich so sehr vor dem Anschein der Coquetterie, diese häßliche Mama! daß sie Alles thut, um alt auszusehen. Wie sie sich nur frisirt, bei diesen Haaren!“ (Er ordnet ihr die Haare.) „Wie sieht das gleich anders aus! Wenn man uns jetzt auf der Straße trifft, Arm in Arm, so wird alle Welt sagen: „Ach, das reizende Pärchen!“ (Er küßt sie.) Die Zuschauer stehen mit Thränen der Rührung und mit gefalteten Händen vor diesem Schauspiel für Götter, das mit der Handlung nicht das Mindeste zu thun hat — und ja auch nicht eigentlich unsittlich ist — aber Pfui über dieses Gesindel, das auch das heiligste aller Verhältnisse nicht idealisiren kann, als in der Manier einer Grisette! — Es wird immer darüber geklagt, daß für diese französische Literatur keine echte Ehe existirt; was aber noch viel schlimmer ist: es giebt auch keine echten Väter und Mütter mehr.

Da ist noch ein Stück, „Le père prodigue“ (1859). Ein Vater verschleudert sein Geld, hat auch viele unpassende Liebschaften. Der moralisch gebildete Sohn setzt ihm endlich den Kopf zurecht. Der Stoff ließe sich vielleicht in einer recht derben Posse lustig behandeln, aber anzusehen, wie der Sohn gegen seinen Vater streng und drohend verfährt, und wie der Vater dabei von Liebe zum Sohn und von Schmerz über das Geschehene überfließt — da hört wirklich Alles auf!

Ich könnte aus den übrigen Stücken noch viele sehr interessante Züge hervorheben; den Zuhörer immer auf's Neue zu überraschen, versteht der erfindungsreiche Verfasser allerdings. Die spaßhaftesten Einfälle sind in „L'ami des femmes“. Es genügt indeß zu constatiren, daß der Eindruck des einen Stücks genau dem des andern entspricht. Daß Alexander Dumas ein großes Talent für die Bühne besitzt, will ich nicht in Abrede stellen, obgleich mir auch an Frische Scribe und seine Schule bei Weitem den Vorzug zu verdienen scheinen; aber was hilft das Talent der Appretur, wenn man keinen realen Stoff hat! Auch will es Dumas durchaus nicht so verstehen: in der Vorrede zu seinen gesammelten Werken spricht er im Ton eines Propheten über seine Mission und ist stolz darauf, die Welt sittlich zu verjüngen!

Es ist keine Gefahr, daß seine moralischen Grundsätze in Deutsch-

land Beifall finden; von größerem Interesse ist, sich die Erscheinung zu erklären.

Die meisten französischen Dichter der neuesten Zeit sündigen auf's Härteste gegen die Wirklichkeit und das Gesetz der menschlichen Natur, sie sind aber, historisch betrachtet, doch nicht ohne allen Inhalt. Was wir aus ihnen wirklich kennen lernen, ist der Dunstkreis, den seit etwa einem halben Jahrhundert die wunderliche Art der Culturbewegung über Paris verbreitet hat. Auf die cynische Lebensauffassung, wie sie in der Schule Voltaire's sich gegen alle Ideale richtete, folgte eine Periode, die nach Idealen und heiligen Empfindungen dürstete. Aber man wollte das Eine gewinnen und das Andere nicht entbehren. Die Liederlichkeit, in die man sich in der alten cynischen Stimmung eingelebt hatte, pflanzte sich schon durch Tradition gleichsam als Pflicht fort; es hätte die Eitelkeit gekränkt, darin hinter den Vätern zurückzustehen. Aber auch den Genuß des Heiligen wollte man haben, und so wußte man kein anderes Mittel, als die Liederlichkeit zu spiritualisiren. Die Literatur war der Zwischenträger; das strebsame Bürgerthum las in den Romanen beständig von Prinzessinnen und Loretten, von Goldbrocat und Vollblutpferden, von kolossalen Lastern und kolossalen Genüssen, es lauschte begierig darauf, was in jenen Regionen vorging, und das wurde nun das heimliche Ideal des Spießbürgers und der Spießbürgerin. „Jeder Jüngling wünscht sich, so zu lieben, jedes Mädchen, so geliebt zu sein." — Aber die alten hocharistokratischen Dimensionen paßten nicht für die neuen bürgerlichen Verhältnisse, und so wurden sie denn im verkleinerten Maß nachgebildet, aber mit dem alten Anspruch auf gewaltige Erregung. Man wollte die Genüsse eines Millionairs haben, ohne die Mittel dazu. Das ist das Schlimmste bei der modernsten Literatur. Es sind nicht Leidenschaften, die darin ihr Spiel treiben, sondern es ist die Eitelkeit, die die Maske der Leidenschaften aufsetzt. Dadurch werden alle Bewegungen, so viel Talent die Poeten dabei aufwenden, gezwungen, unnatürlich und verdreht. Alle diese Gestalten leben ein Leben, das nicht ihr eigen ist, sie zehren vom fremden Gut und ihre Schulden bleiben unbezahlt. Spielhagen hat in einer Kritik der Affaire Clémenceau schweres Geschütz aufgeführt, um die Kartenhäuser dieser neufranzösischen Sittlichkeit umzuwerfen: er ist überall siegreich; aber Kartenhäuser werden immer leicht von Neuem wieder aufgebaut. Ein wiederholter Kampf wäre eben so lästig als unnütz, aber gesagt muß dem deutschen Publicum von Zeit zu Zeit werden, daß in dieser neumodischen Literatur weder echte Schönheit noch echte Verworfenheit liegt, sondern die reine Windbeutelei.

Ueber Rennen und Rennbahnen.

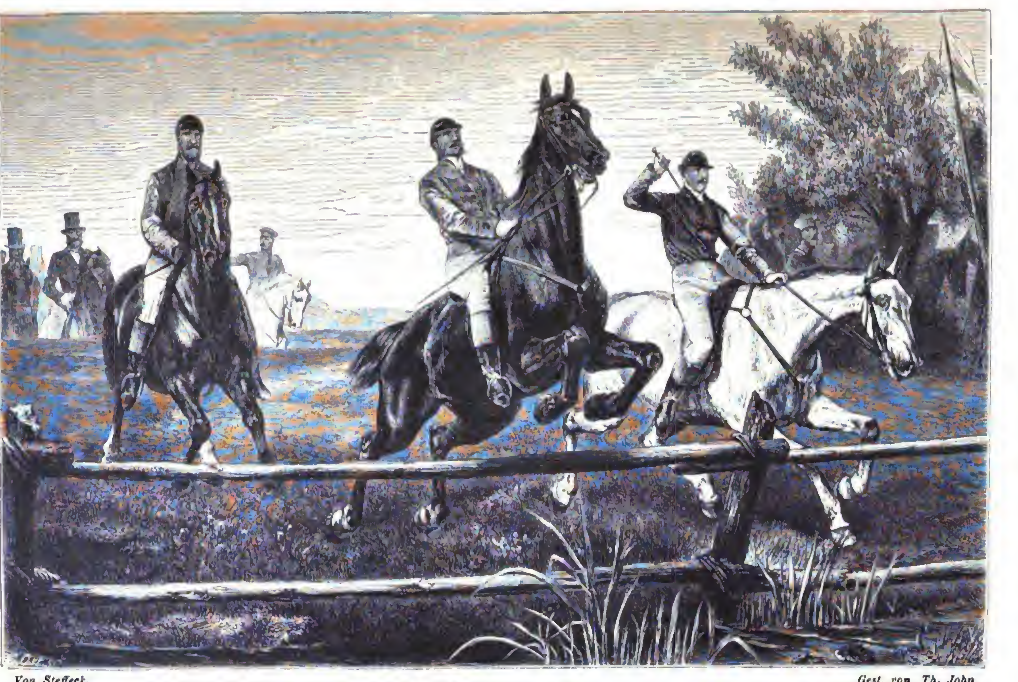
Randglossen zu Steffeck's Bild. Von **W. Br. Warburg.**

Eine Handzeichnung des Meisters Steffeck liegt vor uns, welche die Beschauer auf die Rennbahn, und zwar auf die mit Hindernissen führt; den Vordergrund des Bildes nehmen drei Reiter in Farben, in Jockeygewandung ein, welche im Begriff stehen, ein hart am Rande eines nassen Wassergerinnes errichtetes Höhenhinderniß, ein sogenanntes Koppelrick zu forciren; und zwar befinden sich diese drei Persönlichkeiten wiederum in drei verschiedenen Stadien der Thätigkeit; während der am weitesten vorgerückte Reiter bereits den Sprung unter voller Ruhe und wahrem Heroismus seines Pferdes ausführt, treibt der Zweite seinen Schimmel in energischem Anritt an das Hinderniß heran; der dritte Reiter dagegen versammelt sein Thier, um unter möglichster Concentration der Kräfte jene Stadien ebenfalls zu durchlaufen, welche seine beiden Concurrenten bereits hinter sich haben, seine Chancen für den Sieg auf den Ausgang des Rennens versparend.

Der geniale Künstler führt uns in seinem Bilde den Abschnitt eines Rennens vor; in den Reitern, welche den Jockeys folgen, erblicken wir mit einiger Gewißheit Diejenigen, welche das regste Interesse an die Fährten der Kämpfenden heftet, die Besitzer der Pferde, respective die Zeichner oder Renner des Rennens; in ihrer Begleitung fehlen unter keinen Umständen einige jener stereotypen Figuren, jener Habitués, welche auf renommirten Bahnen eben so wenig jemals vermißt werden, als am Himmel je Sonne, Mond und Sterne fehlen. Unter Vortritt eines Cürassierofficiers eilen einige Jünger des Sports auf die rechts im Vordergrunde des Bildes an der Lisière eines Gebüsches placirte Flagge zu; diese Gentlemen dürften die mit Ueberwachung der Bahnordnung chargirten Vertrauensmänner des Rennbahncomités sein.

Der Moment, welchen Steffeck darstellt, ist durchaus kein ungewöhnlicher, vielmehr ein solcher, wie er sich täglich auf allen Bahnen, bei jedem Rennen, bei sämmtlichen Vorbereitungsarbeiten regelmäßig wiederholt. Der Vorwurf zu dieser Illustration ist einer ruhigen, durch kein außerordentliches Ereigniß unterbrochenen Nüance der Rennbahn entnommen; kein Unfall, irgend einem Concurrenzthier zugestoßen, kein Salto mortale eines Mitkämpfers im Bügel regt die Nerven des Betrachtenden auf, uns dadurch Stoff zu einer lebendigen Schilderung bietend.

„Hübsch, aber schon oft dagewesen!" hören wir so manchen Gönner des „Salon" raisonniren, welcher Sportsman von Zunft und Passion zu sein sich rühmt, oder diesen doch nahe steht. „Eine Rennbahn-Episode!"



Von Steffeck. Gest. von Th. John.

Eine Rennbahn-Episode.

tadeln Andere, deren Auge niemals angenehm durch die feurige Pace einer gut besetzten Bahn berührt, deren Ohr nie freudig erregt wurde durch das sonore, helle Geläute einer dahin brausenden Parforcejagd. „Jagd-Abenteuerlichkeiten, Radamontaden mecklenburgischer oder pommerscher Land-Nabobs!“ so zürnen die directen Bekämpfer des Sports in principieller Vernichtungswuth. „Was nur sollen uns in einem literarischen Journal diese Räubergeschichten, die wir viel Besseres zu thun wissen, als unsere Zeit mit derartigen Allotriis todtzuschlagen und unser Geld für junkerliche Lazzis und thierquälerische Excentricitäten fortzuwerfen!“ so setzen zu allerletzt Diejenigen den Punkt auf's I, bei welchen es hinreicht, sie in heftige Opposition zu drängen und ihnen die Sache verhaßt zu machen, weil allerdings nur wolhabende, zum größern Theil einer gewissen Exclusivität angehörende Persönlichkeiten in diesem Artikel arbeiten können und darin zu machen pflegen.

Da wächst uns mit einem Male Stoff in Fülle in die Hand, um darüber zu schreiben; denn wir acceptiren es gern als Pflicht und Schuldigkeit, solchen Vorwürfen zu begegnen, und wollen den Versuch nicht scheuen, der darin an den Tag gelegten Unkenntniß der Verhältnisse zu begegnen; blinder Tadelsucht und principieller Schmähung stellen wir Thatsachen, Authenticität, entgegen.

Die sogenannte allgemeine Meinung erblickt in der Rennbahn ein Vergnügungsinstitut für reiche Verschwender, und in dem Treiben auf derselben eine moralische Prodigalitätserklärung; Rennställe und das Unterhalten von Trainiranstalten sind derartigen Urtheilern lediglich Attribute spleenbehafteter Anglomanen und Auswüchse feudaler Sonderlingsgelüste.

Diesen Auffassungen stellen wir Berufung auf die Natur- und Culturgeschichte der Pferde entgegen; facta loquuntur!

Die natürliche Begabung des Pferdes ist weit geringer, als Nichtsachverständige glauben und ahnen; vorurtheilsfreie Pferdehalter, selbst wenn sie vordem zu gegentheiligen Anschauungen neigten, werden sich jederzeit, dessen sind wir sicher, diesem Urtheile anschließen.

Daß die Leistungen des Pferdes dem Menschen vom erheblichsten Nutzen sind, haben ganz allein Kunst und Erziehung bewirkt. — System heißt die lex fortior, welcher wir diese, unsere nützlichsten und unentbehrlichsten Arbeitsgehülfen zu verdanken haben.

Die Antipoden des Sports beginnen ihre Exercirungspredigten in der Regel mit der pomphaften Phrase:

„Um Thiere richtig halten zu können, müsse man die Natur belauscht und aus ihrem Verfahren gelernt haben; sobald die Haltung von Creaturen nach Analogie der Natur organisirt sei, müsse sie vernünftig und zweckmäßig genannt werden; Alles, was gegen diese Ordnung verstoße, jene Theorie bekämpfe, müsse schädlich wirken, denn es sei eben naturwidrig! Von Hause aus sei das Pferd ein freies Thier gewesen, welches im Zustande vollster Unabhängigkeit gelebt habe; mithin müsse es so viel wie möglich jenen Verhältnissen gleichartig und conform ge-

halten und sicherlich nicht in allzu beengende Formen eingeschnürt werden! Diejenige Luftmischung, die Nahrungssubstanzen, welche das Pferd in Freiheit instinctiv zu seiner Erhaltung wählte, sagen ihm auch sicherlich in gezähmtem Zustande am besten zu; die Gangart, welche das wilde Pferd freiwillig als Fortbewegungs-Modus anschlug, ist erwiesen die ihm am meisten zusagende. Der Zustand, welcher den Typen der Freiheit am Nächsten kommt, muß der Gesundheit, dem Behagen der Thiere vor allen Anderen zusagen!"

So calculiren diese Apostel der Natürlichkeit und ihre Raisonnements entbehren anscheinend durchaus nicht einer gewissen logischen Basis. — Dennoch beruht Das, was sie sagen, auf eitel Täuschung und Sophisterei.

Bevor wir jedoch zur Widerlegung dieser Thesen, Punkt für Punkt, schreiten, bitten wir um die Gunst, eine kleine Episode aus längst verklungenen Zeiten erzählen zu dürfen, welche möglicherweise unserer Sache zur Einleitung dienen kann.

Dereinst — es ist schon lange her, denn als ein Hauptverbindungsmittel zwischen Berlin und Potsdam fungirte damals noch die Journalière, von welcher der jetzigen Generation nur mythenhafte Gerüchte überkommen sind — hatte ich in eben einem solchen Journalière-Coupé in Gemeinschaft mit einem sonst sehr wol beredten Kameraden die tugendhaften Attaquen eines heftig gegen Rennbahnen, Rennpferde und Rennbahnreiter eifernden Naturphilosophen auszuhalten; obgleich der Coupéredner jedes Rennen für Schinderei und jeden Sportsman für einen ausgesuchten Narren erklärte, wäre eine Controverse doch höchst gefährlich gewesen, denn der Mann sprach ersichtlich unter den Einflüssen hoher Begeisterung und mit einem Organ im Genre der Trompete von Jericho! Dabei gesticulirte er mit den Händen herum, wie etwa Gregor VII., als er von Canossa aus sein Interdict auf das Haupt des vierten deutschen Heinrich's schleuderte.

Der Mangel jeder Opposition brachte den Vertreter der natürlichen Pferderechte zuerst zum Schweigen. Plötzlich steckte er seinen Kopf zum Wagenschlage heraus und: „Donnerwetter", so polterte er wiederum los, „das ist eine vermaledeite Schneckenpost! Wir fahren ja, als ob Krebse vor den Karren gespannt wären und Potsdam auf dem Blocksberge läge!" Dieser Ausfall löste die Zunge und das Schweigen meines Begleiters. „Und dennoch ist diese wolberechtigt getadelte Fortbewegung unseres Gefährtes immer noch ein bedeutungsvolles Resultat der Erziehung zweier Pferde; Thiere, nach Ihren Grundsätzen behandelt und gefüttert, würden Sie nicht von Berlin bis Schöneberg, nicht ein Viertheil des Weges gezogen, sondern Ihnen einfach die Dienste versagt haben!"

Es wird sicherlich keinen Menschen geben, welcher den Satz bestreitet, daß die Menschen der Dienstleistungen der Pferde bedürfen und gar nicht mehr ohne solche bestehen können; um nun diese Thiere

für ihren Beruf herzurichten, ist eine wol überlegte, systematische Erziehung unumgänglich nothwendig; die aber ist unbedingt die beste, welche die Thiere nicht nur in ähnlicher Weise, wie dies in Freiheit durch den Trieb der Selbsterhaltung bewirkt wurde weiter vegetiren läßt, sondern deren Thätigkeit erhöht und zu nachhaltigen Leistungen entwickelt.

So lange das Roß nach seiner Neigung in Unabhängigkeit lebte, war es nutzlos und darum ohne Bedeutung für die Menschen; zur Würde eines Hausthieres, eines Arbeitsgenossen erhoben, ist es durch diesen Schritt offenbar in ein Stadium der Veredlung eingetreten; denn es erfüllt nun eine Culturaufgabe, und es hat einen Lebenszweck erhalten.

Wir wiederholen den Erfahrungssatz, daß ein aus dem Zustande der Wildniß in den der Thätigkeit versetztes Pferd so gut wie nichts leistet; ein solches Thier würde nicht im Stande sein, auch nur auf kurze Strecken, auf unbedeutende Zeitfristen selbst die leichtesten Dienste zu leisten. In Europa, wo es wirklich wilde Pferde nicht mehr giebt, ist eine solche Beobachtung practisch zu machen allerdings nicht mehr möglich; in Amerika, am Cap der guten Hoffnung bietet sich aber täglich Gelegenheit, die Wahrheit unserer Angaben bestätigt zu sehen.

Eine regelrechte Erziehung, eine kräftigende Fütterungsmethode und successive Abhärtung überwinden glänzend alle Schwierigkeiten und bewirken, daß die Pferde mit Leichtigkeit und Passion den hochgestelltesten Anforderungen genügen, ohne daß ihr Gesammtorganismus darunter leidet. In diesen Resultaten liegt auch die beste Widerlegung gegen den banalen Vorwurf der Thierquälerei, welcher den Rennbahnen, dem Gebrauch der Pferde zu Forcetouren gemacht wird; wenn dem Thiere die Kraft zugeführt wurde, darf man auch kein Bedenken tragen diese Kraft zu verwerthen.

Daß die Erhaltung der Pferde, die Nahrung, welche denselben gewährt wird, je nach ihrer Bestimmung eine verschiedene sein muß, wird der einsichtsvolle Urtheiler begreiflich finden; Thiere, vorzugsweise für Schnelligkeit bestimmt, bedürfen eines concentrirten Kraftfutters, um möglichst wenig durch Körperfülle am Laufen behindert zu werden; Pferde, welche in ruhigeren Gangarten arbeiten sollen, werden weit eher compacte Figuren sein dürfen.

Aus dem bisher Gesagten, meinen wir, erhelle, daß die Futtersubstanzen, wie sie das Pferd in der Wildniß sich selbst suchte, zum großen Theil durch zweckentsprechendere ersetzt werden müssen; daß man die Wahl derselben nach Analogie jener erfolgen läßt, scheint uns selbstverständlich; die Praxis lehrt uns das im vollsten Maße.

Nie wird das Pferd zum fleischfressenden Thier gemacht werden; eben so wenig wird die Natur aber auch für diese Thiere Heu werben oder Getreide schroten und Malz zubereiten; und doch kann uns sicherlich keiner jener Naturschwärmer bestreiten, daß die Freudigkeit, mit welcher das Roß künstliche Fütterungssurrogate in sich aufnimmt, am besten beweist, wie zusagend ihm gerade diese sind.

Wenn der Hinweis auf den Zustand der Pferde in Freiheit an-

scheinend Vieles für sich hat und die Anschauung zu begründen scheint, als müsse die Pferdehaltung in jenem wurzeln, so entbehrt dieses Princip doch der Wahrheit; eine solche Theorie würde jedem Fortschritt, aller Fortbildung hartnäckig alle Thüren verschließen. Wären jene Einwendungen wirklich wahr, so können wir nicht fassen, wie man für ein solches Natürlichkeitsprincip schwärmen und doch selber in Frack und modernen Inexpressibles einherwandern kann. Jene Apostel urweltlicher Pferdezustände speisen jetzt selber sehr gern mit dem großen Löffel à la Very oder Vefour; und doch erzählen uns die Berichte jener Leute, welche mit dem seligen Noah nach der großen Wasserpartie auf dem Ararat gelandet sind, keineswegs von Hammelcoteletten aux fines herbes oder gar von Pâtes de foies de Canards de Toulouse. — Nun, was diesen Herren Recht ist, das mögen sie auch den Pferden billig sein lassen! Was diese guten Männer für ihre vermeintlichen Schützlinge beanspruchen, sind weiter nichts, als antideluvianische Zustände; das Pferd in einem Rennstall, in einer Trainiranstalt befindet sich wie im Himmel gegen die gerühmten paradiesischen Existenzen in Freiheit.

Nachdem die Intelligenz der Menschen aus zwecklos vegetirenden Wesen nutzbare Geschöpfe, Hausthiere herangebildet, hat unabläßige Beobachtung und Benutzung der gemachten Erfahrungen die Productionskraft der Pferde in Beziehung auf Arbeiten fortgesetzt erhöht; sorgfältige Züchter haben die Willkürlichkeit der Paarung aufgehoben und unabläßig dafür Sorge getragen, nur möglichst vollkommene Wesen zu erzeugen und fehlerhafte Creaturen immer mehr auszumerzen. Daß England besonders nach dieser Richtung hin Eminentes leistete und den wärmsten Dank verdient, das wollen wir versuchen am Schluß unseres Aufsatzes historisch nachzuweisen.

Um nun aber den Werth, den Umfang derjenigen Eigenschaften richtig ermessen zu können, welche bei den Pferden durch geregelte Paarung, sorgfältige Abwartung und Haltung, wie durch geregelte Kraftfütterung erzielt wurden, stellte sich das Erforderniß eines Maßes heraus für Kraft und Ausdauer, für die Leistungsfähigkeit der Thiere; das Kriterium für diese ist aber entweder Schnelligkeit der eigenen Fortbewegung bei größeren Entfernungen oder außerordentliche Entwicklung von Körperstärke bei Fortbewegung von Lasten.

Während nach der letzten Richtung hin erst vornehmlich wieder in neuerer Zeit Prüfungen vorgenommen wurden, gelten Rennbahnen und Rennen bereits seit Jahrhunderten als Probirsteine für die Leistungen der Pferde; in England florirte Smithfield schon unter Heinrich dem Zweiten als renommirter Pferdemarkt und Sitz sogenannter Kirchthurmrennen.

Indem man die unter den häufig sehr harten Prüfungen bewährten Hengste und Stuten zu Ahnen ruhmreicher Generationen machte — vorausgesetzt, daß jene Kraftproben keine erblichen, und namentlich keine Knochen-Fehler herausgetrieben hatten, erhielt man in diesem letztern Umstande allerdings eine Gewährleistung ohne

Gleichen für die Tüchtigkeit und Gediegenheit des Zuchtmaterials. Die Rennbahn, zuerst Kraftmesser der Erziehungsresultate, wirkt gleichzeitig als Regulator und Rectificator des Zuchtprincips.

Wenn verständige Züchter — und eigentlich läßt sich über solche Begriffe doch wol nicht mit Naturalisten und Empyrikern, sondern nur mit Männern von Fach und Erfahrung disputiren — wirklich im Ernste den Satz aufstellen sollten, die Pferdezucht habe auch ohne Rennen auf den gegenwärtigen Höhepunkt geführt werden können, es hätten auch ohne dieses klärende Princip Erfolge erzielt werden können, so fragen wir, welches andere Mittel sie an die Stelle der Rennen hätten stellen wollen?

Wir meinen erwiesen zu haben, wie die Züchtung auf Kraft und Ausdauer in ihren Bestrebungen nie ablassen darf, wenn den kommenden Pferdegeschlechtern — zumal sicherlich mit steigendem Fortschritt noch erhöhteren Anforderungen wird genügt werden müssen — eine würdige Stellung gesichert bleiben soll; hierzu war uns der Vollbluthengst der Hebel, das unentbehrliche und unfehlbare Mittel zum Zweck; er ist das noch heute und wird es auch für die Folge bleiben; so lange mindestens, als man practischerweise in Dem, was das erzogene Pferd zu Tage fördert, die einzig richtige Decharge für Zeit, Kosten und Arbeit suchen wird. — Damit reden wir keineswegs der reinen Vollblutzucht das Wort; aber — ohne Vollblut kein Halbblut! — das ist die Sache. —

Was bis heute in der Pferdezucht erreicht wurde, danken wir ebensowol dem unablässigen Streben jener Züchter, welche die im wilden Pferde schlummernden großartigen Dispositionen zuerst erkannten und damit anfingen, sie zu wecken; als den fortgesetzten Bemühungen Derer, welche in consequenter Methode, unter eisernem Fleiß und oft halsstarriger Ausdauer es verstanden haben, die glänzenden, aber widerstandskräftigen Mittel der Pferde auszubeuten und diese selbst zu dem heutigen Höhepunkt hinaufzuführen. Allen Diesen — und sie bilden eine lange Kette guter Namen — ist die cultivirte Welt Unsterblichkeit schuldig!

Jeder Wagen, von kräftigen Rossen schnell fortbewegt, jeder Reiter im Sattel, jeder Pflug mit seiner Montirung, alle Communication der Welt ist eine Oratio pro domo für die Pferdezucht und eine indirecte Apotheose der Rennbahn. Daß Thoren, welche in diesem Treiben nur eine Befriedigung namenloser Eitelkeit anstrebten, sich damit ruinirten und durch Uebertreibung die Sache selber der Lächerlichkeit Preis gaben, beweist gar nichts gegen uns; in jeder Branche menschlichen Wirkens finden wir Etliche, welche es gescheidt anfangen und prosperiren, und Andere, welche die besten Chancen zerstören und selbst im flachsten Wasser ersaufen.

Wenn wir daher schließlich noch einen Blick auf Steffeck's Bahn-Illustration werfen, dürfen wir uns der Ueberzeugung nicht verschließen, daß sowol die drei Männer, welche im dargestellten Augenblick auf das Koppelrick anreiten, wie jene Reiter, welche ihnen folgen und sie begleiten, viel ernste Arbeit bewältigen mußten, bevor sie eben so weit und hierher

gelangten. Der Moment unseres Bildes ist eine Erndteschilderung; die Saat wurde nicht ohne Sorgen und Mühen bestellt und manches Saatkorn, welches in den Acker ausgestreut wurde, ist nicht aufgegangen.

Wir beanspruchen Anerkennung für alle diejenigen Züchter, welchen ihr Streben Ernst war, und erkennen Denen dauernden Ruhm zu, welche beachtenswerthe Erfolge erzielten; das Verdienst dieser Leute besteht in nichts Geringerem, als an ihrem Theil dazu beigetragen zu haben, im Pferde dem Menschengeschlecht seinen thätigsten und nützlichsten Mitarbeiter bei Lösung der großen Culturfrage an die Seite gestellt zu haben.

Um der Pferdezucht eine Standrede zu halten und die Rennen herauszustreichen, hat man oft darauf hingewiesen, wie die Passion, welche die gesammte britische Nation für alle Sportsangelegenheiten an den Tag legt, ersichtlich veredelnd gewirkt habe und zum Bindemittel unter den verschiedenartigsten Volksgruppen, zum nationalen Bande geworden sei; man hat diesen Institutionen nachgerühmt, daß sie das Geld circuliren machten und gar vielen Leuten reichen Verdienst gewährten, dann auch dem Züchter selbst Gelegenheit böten, sich durch Rennpreise für seine Kosten zu entschädigen; man hat endlich nicht verfehlt, der Verdienste zu gedenken, welche kühnes Reiten auf die Entfaltung des Muthes, auf Stärkung der Kraft und Entwickelung von Geistesgegenwart ausübe.

Unter ausdrücklicher Anerkennung des letzten Punktes, müssen wir die vorher angeführten Argumentationen doch mehr oder minder als Hypothesen betrachten und einräumen, daß sich gerade eben so viel Autorität dagegen aufbringen läßt, als dafür.

Den einzigen Beweis für unsere Anschauung suchen wir in der Rolle, welche heutzutage das Roß in der Geschichte der Culturentwickelung spielt und in dem von uns nachgewiesenen Umstand, daß es das, was es ist, durch Zucht und Erziehung wurde. Und wir meinen, daß das genug Beweiskraft habe und durchschlagend sei.

Speciell von England und dem englischen Verdienst um die Pferdezucht, wie wir es verhießen, zu reden, finden wir, wie bereits Wilhelm der Eroberer große Sympathien für diese Verwaltungsbranche an den Tag legte, zumal diese gleichsam als Nationaldank für den glorreichen Erfolg der englischen Reiterei am Tage von Hastings gelten konnten; er importirte vornehmlich spanische Pferde, wie denn überall das Streben jener Zeit dahin gerichtet war, schwere, turnierfähige Streitrosse zu züchten, welche die schwer gerüsteten Rittersleute nachhaltig, wenn freilich auch gar langsam zu tragen vermochten.

Das erste arabische Pferd wurde etwa um 1120 post Christum natum unter König Heinrich I. eingeführt; auch unter Heinrich II. erfolgte die Einführung frischen Blutes über See auf die Insel; daß Smithfield schon derzeit Erwähnung geschieht, berichteten wir bereits weiter oben.

Richard Löwenherz soll zwei orientalische Pferde, welche alle anderen

Thiere an Schnelligkeit weit hinter sich ließen, aus den Kreuzzügen mit nach England hinübergebracht haben.

König Johann hob die Pferdezucht ebenfalls; die von ihm herübergeholten flandrischen Mähren legten den Hauptgrundstein zur Zucht für schwerere Qualitäten.

Hundert Jahre später kamen vierzig lombardische Zuchtpferde aus der Lombardei unter Eduard II. in London an; Eduard III. erließ ein Pferdeausfuhrverbot und machte Erwerbungen in Spanien. Schon damals haussirten die Pferdepreise derartig und die Passion prägte sich so scharf aus, daß Richard II. 1386 eine Zwangsreduction der Pferdepreise für die Grafschaften Lincoln, Cambridge und York decretirte.

Heinrich VIII. war ein eifriger Sportsman und enthusiasmirter Pferdezüchter; seine tyrannischen Bestimmungen wirkten jedoch nur nachtheilig, so daß die Pferdezucht unter der Königin Elisabeth sich als sehr heruntergekommen erwies und sie, als Philipp II. mit seiner Armada und einem Besuch auf der Insel drohte, knapp 3000 Reiter gegen ihn auf die Beine stellen konnte. Blundeville tadelt die englischen Pferde jener Zeit sehr hart und nennt sie entweder schwer und zur Bewegung untauglich oder weich und ohne Ausdauer.

Aber sehr bald nach dieser Zeit muß ein günstiger Umschwung stattgefunden haben, denn schon damals hatten die Rennen von Garterly und Stamford Periodicität; diesen Plätzen reihte sich später auch Croydon an. Die Rennen jener Tage waren wesentlich „Gerade-aus-Rennen", Steeple chase.

Unter Jacob I. gab es schon eine vollständige Rennbahngesetzgebung. Auf seinen Anlaß erfolgten zahlreiche Paarungen mit arabischem Blute; unter Andern zahlte er für einen Araberbeschäler an den Handelsmann Markham den damals unerhörten und unermeßlichen Preis von 500 Pfund Sterling.

Das sonst treffliche Buch des Herzogs von Newcastle: „Ueber die Reitkunst" tadelte derzeit die arabische Zucht als Verderben bringend.

König Jacob scheint sich wenig an hohe Preise gestoßen zu haben; von Place, welcher später Cromwell's glänzendem Marstall als Gestütmeister vorstand, erwarb er den berühmten White Turk. Der Herzog von Buckingham (Villiers) führte bald hiernach Helmley's Türken ein, Fairfax dagegen Marokkaner Pferde.

So viel orientalische Blutmischung mag allerdings bewirkt haben, daß der englische Pferdestand schnell im Maße kleiner wurde; Lord Harleigh, allerdings ein hartnäckiger Anhänger der alten Schule, tadelte diese Richtung — blos auf Schnelligkeit — mit bitteren Worten.

Karl I. begründete die Rennen von Hydepark und Newmarket. Nach der Restauration 1660 that Karl II. sehr viel für die englische Pferdezucht; auch Jacob II. war, trotz er in höchst bewegter Zeit regierte und sich selber zuletzt fortbewegen mußte, ein eifriger Reitersmann und Jäger vor dem Herrn.

Von da ab, wo allerdings auch ruhigere Zeiten eintraten, ging die

englische Zucht rapide vorwärts, so daß sie die aller anderen Länder überflügelte und sich zur allein mustergiltigen erhob; orientalisches Blut wurde fortgesetzt jetzt mit pointilleuser Auswahl auf die bereits vorhandenen Elemente gepropft und prävalirte sehr bald über das beste alte Blut.

Unter der Regierung der Königin Anna brachte Darley das einige Zeit hindurch hintenan gesetzte arabische Blut wieder zum höchsten Ansehen und gab seinem Namen als Züchter einen Klang, der bis in unsere Zeiten hinüber ragt.

Die — wir können wol dreist sagen: allgemein anerkannten — Vorzüge des englischen Pferdes wurzeln nicht in der Absonderlichkeit des Klimas oder etwa in der Bodenbeschaffenheit; Mr. Percival bezeichnet sie mit dem vollsten Recht von der Welt als Errungenschaften des mit Festigkeit und Sachkenntniß gehandhabten Züchtungsprincips. Originalstämme, Aufzucht, Fütterungsmodus und sorgliche Wahl der zur Vererbung designirten Thiere — nicht eine von diesen Eigenschaften allein, sondern die Gemeinschaft aller, ihre Solidarität —, das sind die Maßnahmen, die Pflichten, welche solche Resultate zu Wege brachten.

Englische Ankäufe haben die Continentalzucht dadurch gehoben und häufig dem englischen Vorbilde nahe gebracht und gleich gestellt; in Deutschland zeichneten sich Mecklenburg und Hannover durch vortreffliche Leistungen aus, denen sich Ostpreußen — namentlich im berühmten trakehner Blut — rühmlichst anschloß. In neuester Zeit hat Frankreich, unter dem Kaiser namentlich, einen großen Schlag vorwärts gemacht, so daß man neuerdings sogar Rückkäufe von Zuchtthieren aus Frankreich vielfach vornahm.

Am Hünengrabe.

So wölbst Du wieder über mir
Dein Schattenzelt von Ast zu Ast.
Willkommen trautes Waldrevier,
Du Stätte meiner Jugendrast!
Dahingerauscht sind zwanzig Jahr,
Seit ich bei Dir zu Gaste war.

Die Sonne scheint herab auf euch,
Ihr Buchen, wie sie weiland schien;
Es singt im blüh'nden Dorngesträuch
Der Fink die alten Melodie'n!
Das Bächlein rauscht am alten Ort
Und wie im Traume wandl' ich fort.

Doch plötzlich hier zum Meer hinab
Vertauscht erscheint mir rings die Welt;
Im Walde lag das Hünengrab,
Nun liegt es auf dem freien Feld,
Und wo der Jüngling einst dem Horn
Des Jägers lauschte, wogt das Korn.

Gesegnet sei dem Bauersmann
Des treubestellten Ackers Frucht!
Doch tiefe Wehmuth fällt mich an,
Gedenk' ich an der Dinge Flucht;
Ach, wie das Grün des Waldes schwand
Die Blüthe, drin mein Leben stand.

Wo sind die Tage klar und reich,
Da ich im laub'gen Junimond
Der sommerfrohen Schwalbe gleich
Im alten Forsthaus dort gewohnt,
Da jedes Frühroth, jede Nacht
Beglückend mir ein Lied gebracht?

Wo sind die Freunde, die mir dort
Den Becher gastlich eingeschenkt,
Der starke Bruder, dessen Wort
Begeisternd uns wie Wein getränkt?
Ach, hingesunken Haupt an Haupt,
Den Wipfeln gleich, die hier gelaubt.

Genug des Harms! Empor mein Herz
Und halt im Wechsel muthig Stand!
Zu tragen lerne großen Schmerz,
Wer große Freuden einst gekannt,
Und wer im Eig'nen Schiffbruch litt,
Der leb' im Ganzen doppelt mit.

Der Rasen deckt mein bestes Glück
Und schleichend Siechthum blies mich an,
Doch preis' ich dankbar mein Geschick,
Das mir bis heut den Faden spann,
Ich sah's noch, wie mein Vaterland
Zu jungen Ehren auferstand.

Und ob der Rost der Jahre mir
Gemach den Ton der Harfe dämpft.
Noch flattert meines Lieds Panier,
Wo man für Reich und Kaiser kämpft,
Und mahnt, wo zwischen Gau und Gau,
Der Main sich wälzt zum Brückenbau.

Getrost denn, einsam Herz! Es zieht
Hell vor Dir her wie Frührothschein:
Du darfst vielleicht dein letztes Lied
Dem Tag noch aller Deutschen weihn,
Dem Tag des Heils, von dem Du kühn
Hier einst geträumt im Waldesgrün.

Emanuel Geibel.

Eine wunderliche Geschichte.

Erzählung von **Iwan Turgénew.**

I.

Vor etwa fünfzehn Jahren — so begann Herr Ch. — zwangen mich dienstliche Obliegenheiten einmal einige Tage in der Gouvernementsstadt O. zuzubringen. Ich stieg in einem erträglichen Gasthause ab, welches ein halbes Jahr vor meiner Ankunft von einem reich gewordenen jüdischen Schneider erbaut worden war. Wie man sagt, hat es nicht lange geblüht, was bei uns etwas sehr Gewöhnliches ist; aber ich fand es noch in seinem vollen Glanze: die neuen Meubel knallten in der Nacht wie ein Pistolenfeuer, die Bettwäsche, Tischtücher und Servietten rochen nach Seife und die gestrichenen Dielen nach Firniß, was übrigens nach der Meinung des Kellners, eines überaus feinen, obgleich nicht ganz reinlichen Menschen, die Verbreitung des Ungeziefers verhinderte. Dieser Aufwärter, ein ehemaliger Kammerdiener des Fürsten Z., zeichnete sich durch die Ungezwungenheit seines Benehmens und sein Selbstbewußtsein aus. Er ging stets in einem Frack, der schon auf andern Schultern gesessen und in niedergetretenen Schuhen, hatte eine Serviette unter dem Arm und eine Menge Finnen auf den Backen und hielt, indem er mit den schweißigen Händen ungenirt gesticulirte, kurze aber eindringliche Reden. Er erwies mir, als einem Menschen, der im Stande wäre, seine Bildung und seine Weltkenntniß zu würdigen, eine gewisse Protection. Er hieß Ardalion.

II.

Ich hatte einigen Beamten der Stadt Besuche zu machen. Derselbe Ardalion besorgte mir einen Wagen und einen Diener, den einen so schlottrig und abgeschabt wie den andern; aber der Diener hatte eine Livrée und den Wagen schmückten Wappen. Nachdem ich alle officiellen Besuche abgemacht hatte, fuhr ich zu einem Gutsbesitzer, einem alten Bekannten meiner Familie, der sich schon lange in der Stadt O. niedergelassen hatte. Ich hatte ihn in zwanzig Jahren nicht gesehen; er hatte sich seitdem verheirathet, eine stattliche Familie bekommen, war Wittwer und reich geworden. Er speculirte in Branntweinpachtungen, das heißt, er lieh den Pächtern die Cautionen gegen schwere Procente ... „das

---

Wir halten es nicht für überflüssig, zu bemerken, daß obige Novelle für den „Salon" geschrieben und die erste ist, welche der Verfasser in deutscher Sprache publicirt, bevor sie im russischen Original erschienen. Die treffliche Uebersetzung ist aus der Feder des Herrn Dr. L. Kayßler. Die Redaction des „Salon".

Risico ist Edelmanns-Sache*)!" übrigens war auch wenig Risico dabei. Im Laufe des Gesprächs trat unentschiedenen aber leichten Schrittes, wie auf den Fußspitzen, ein schlankes und mageres Mädchen von etwa siebzehn Jahren ein. Hier ist — sagte mein Bekannter zu mir — meine älteste Tochter Sophie, die ich die Ehre habe, Ihnen vorzustellen; sie hat mir meine Selige ersetzt, führt die Wirthschaft im Hause und giebt auf die Brüder und Schwestern Acht. Ich verbeugte mich zum zweiten Mal gegen das eingetretene Mädchen (das sich unterdessen schweigend auf einen Stuhl gesetzt hatte) und dachte bei mir, daß sie einer Wirthschafterin, einer Erzieherin wenig ähnlich sehe. Ihr Gesicht war durchaus kindlich, rund, und mit kleinen, angenehmen aber unbeweglichen Zügen; die blauen Augen unter hohen, auch unbeweglichen, ungleichen Brauen blickten aufmerksam, beinahe erstaunt, wie wenn sie etwas für sie Unerwartetes bemerkten; der schwellende Mund mit aufgeworfener Oberlippe lächelte nicht nur nicht, sondern schien auch das Lächeln gar nicht zu kennen; auf den Wangen stand das rosige Blut in zarten, länglichen sich immer gleichbleibenden Flecken unter der feinen Haut. Ihr feines blondes Haar trug sie in dichten Locken zu beiden Seiten des kleinen Gesichtes. Die Brust athmete ruhig und die Arme preßten sich wie ungeschickt und starr an die schlanke Figur. Ein blaues carrirtes Kleid fiel ohne Falten, wie bei Kindern, auf die kleinen Füße. Der ganze Eindruck, den das Mädchen auf mich machte, war nicht sowol ein kränklicher, als ein räthselhafter. Ich sah nicht ein einfaches, schüchternes Provinzialfräulein vor mir, sondern ein Wesen mit einem besonderen, für mich unklaren Stempel. Es zog mich weder an, noch stieß es mich ab: ich begriff es nicht vollständig und fühlte nur, daß ich noch niemals einer aufrichtigeren Seele begegnet war. Mitleid ... ja Mitleid erweckte in mir dieses junge, ernste, geängstete Leben, Gott weiß weshalb. „Nicht von dieser Welt", dachte ich bei mir, obgleich eigentlich in dem Ausdruck des Gesichts nichts „Ideales" lag und obgleich Mademoiselle Sophie augenscheinlich in dem Salon erschienen war, um die Rolle der Hauswirthin zu spielen, auf welche ihr Vater hingedeutet hatte.

III.

Er fing an, von dem Leben in der Stadt O., von seinen gesellschaftlichen Vergnügungen und den Annehmlichkeiten, die es darbot, zu sprechen. „Bei uns ist es still", bemerkte er. „Der Gouverneur ist ein Melancholiker und der Adelsmarschall ein Junggeselle. Uebrigens ist übermorgen in der adligen Ressource großer Ball. Ich rathe Ihnen hinzugehen, es fehlt hier nicht an Schönheiten, nun und Sie werden unsre ganze Intelligenz sehen."

Mein Bekannter, als ein Mann, der einmal auf der Universität gewesen war, liebte es, gelehrte Ausdrücke zu gebrauchen. Er sprach sie mit Ironie, aber auch mit Respect aus. Uebrigens ist es bekannt, daß

*) Russisches Sprichwort.

die Speculation in Branntweinpachtung in den Menschen zugleich mit der Solidität einen Hang zur Philosophie entwickelt.

„Und erlauben Sie eine Frage? Werden Sie auf dem Ball sein?" Damit wendete ich mich an die Tochter meines Bekannten. Ich wollte den Ton ihrer Stimme hören. „Der Vater will hingehen" — antwortete sie, „und ich mit ihm." Ihre Stimme war leise, langsam und sie sprach jedes Wort zögernd aus. „In diesem Falle erlauben Sie mir, Sie um die erste Quadrille zu bitten." Sie nickte mit dem Kopf zum Zeichen des Einverständnisses; aber lächelte auch jetzt nicht.

Ich entfernte mich bald und ich erinnere mich, der Blick ihrer fest auf mich gerichteten Augen erschien mir so sonderbar, daß ich wie unwillkürlich über meine Schulter blickte, ob sie nicht irgend Jemand oder irgend etwas hinter meinem Rücken sähe.

IV.

Nach meiner Rückkehr in's Gasthaus und nachdem ich zum Diner die ewige Suppe à la Julienne, Cotelettes und Schoten und ein vertrocknetes Haselhuhn gespeist hatte, setzte ich mich auf das Sopha und überließ mich meinen Gedanken. Ihr Gegenstand war jene Sophie, jene räthselhafte Tochter meines Bekannten; aber Ardalion, der den Tisch abgedeckt hatte, legte meine Träumerei auf seine Weise aus. Er schrieb sie der langen Weile zu.

„Es giebt bei uns in der Stadt sehr wenig Zerstreuungen für die Herren Durchreisenden", begann er mit seiner gewöhnlichen zwanglosen Herablassung, während er zugleich fortfuhr mit einer schmutzigen Serviette die Lehnen der Stühle abzuklopfen — dieses Abklopfen ist wie bekannt nur sehr gebildeten Kellnern eigen —; „sehr wenig, weder Concerte noch Theater (Ardalion war mit seinem Herrn im Auslande gereist, vielleicht sogar nach Paris gekommen. Er wußte sehr gut, daß nur der Bauer Keather sagt), noch z. B. Tanzsoiréen und Abendconversationen unter den Herren Edelleuten, Alles der Art existirt nicht." (Er hielt einen Augenblick inne, wahrscheinlich um mich die Eleganz seines Ausdruckes bemerken zu lassen).

„Man sieht sich selten. Und die Folge ist, daß die angekommenen Fremden manchmal nicht wissen, was sie anfangen sollen."

Ardalion sah mich von der Seite an.

„Uebrigens . . . vielleicht . . ." fuhr er stockend fort — „im Falle Sie geneigt sein sollten . . ." Er sah mich wieder an — bemerkte aber vielleicht die nöthige Neigung nicht bei mir.

Der feine Kellner ging nach der Thür, überlegte, kehrte wieder um, stand eine Weile unentschlossen, beugte sich zu meinem Ohr nieder und sagte mit leichtem Lächeln:

„Wollen Sie Verstorbene sehen?"

V.

Ich sah ihn erstaunt an.

„Ja", fuhr er jetzt flüsternd fort, „es giebt hier einen solchen Menschen. Es ist ein einfacher Kleinbürger, der sogar nicht einmal lesen kann — aber er macht wunderbare Sachen. Wenn Sie sich zum Beispiel an ihn wenden und wünschen, irgend einen Verstorbenen von Ihren Bekannten zu sehen, so zeigt er ihn Ihnen unfehlbar."

„Auf welche Weise?"

„Das ist nun sein Geheimniß. Denn obgleich er ein Mensch ist, der nicht lesen, ja man kann geradezu sagen, der nicht sprechen kann, so ist er doch im Himmlischen stark. Am meisten steht er bei den Kaufleuten in Achtung."

„Und ist dies Allen in der Stadt bekannt?"

„Wer es wissen soll, weiß es. Und es ist dafür gesorgt, daß von der Polizei nichts zu befürchten ist — denn was man auch sagen möge, es sind immer verbotene Dinge und für den gemeinen Mann verführerisch. Der gemeine Mann ist bekanntermaßen immer gleich mit der Faust bei der Hand."

„Hat er Ihnen Verstorbene gezeigt?" fragte ich Ardalion. Ich konnte mich nicht entschließen, einen so gebildeten Sterblichen zu dutzen.

Ardalion nickte mit dem Kopf: „Ja! er hat mir meinen Erzeuger gezeigt, wie wenn er lebte."

Ich sah Ardalion an. Er lächelte und spielte mit der Serviette und sah mich herablassend, aber mit Festigkeit an.

„Das ist sehr merkwürdig", rief ich endlich. „Kann ich mit diesem Mann wol bekannt werden?

„Mit ihm direct nicht; man muß durch seine Frau Mutter vorgehen. Es ist eine alte sehr respectable Dame. Sie handelt auf der Brücke mit faulen Aepfeln; wenn Sie befehlen, will ich sie fragen."

„Sie thun mir einen Gefallen."

Ardalion hustete in die Hand. „Und die Gratification, welche Sie geben wollen — es versteht sich eine unbedeutende, müssen Sie gleichfalls dieser Alten selbst einhändigen. Und ich werde ihr meinerseits sagen, daß sie nichts zu fürchten hat, da Sie ein Fremder, ein Cavalier sind — nun Sie begreifen ja, daß es ein Geheimniß ist — und daß Sie ihr in keinem Falle Ungelegenheiten verursachen werden."

Ardalion nahm das Präsentirbret in eine Hand und graziös mit seinem eigenen Rückgrat und dem Brete balancirend, wendete er sich zur Thür.

„Ich kann also auf Sie hoffen?" rief ich ihm nach.

„Sein Sie überzeugt", entgegnete er mit seiner selbstbewußten Stimme. „Wir werden mit dem Mütterchen sprechen und Ihnen die Antwort überbringen."

VI.

Ich will mich nicht darüber verbreiten, welche Gedanken die ungewöhnliche Thatsache, die mir Ardalion mitgetheilt hatte, auf mich machte,

aber ich muß gestehen, daß ich die versprochene Antwort mit Ungeduld erwartete. Spät am Abend kam Ardalion zu mir und theilte mir seinen Verdruß mit: er hatte die Alte nicht auffinden können. Ich drückte ihm trotz dessen, um ihn anzuspornen, einen Dreirubelschein in die Hand. Am folgenden Morgen erschien er wieder — und mit freudestrahlendem Gesicht — in meinem Zimmer. Die Alte war damit einverstanden, mich zu sehen.

„Heh, Gelbschnabel!“ rief Ardalion in den Corridor; „mein braver Arbeiter, komm hierher.“ Es erschien ein Kind von fünf Jahren, wie eine junge Katze, ganz mit Ruß beschmutzt, mit geschorenem Kopfe, einem zerrissenen abgetragenen Schlafrock und ungeheuren Galoschen an den bloßen Füßen. Du wirst Sie führen, Du weißt wohin“, sagte Ardalion, indem er sich zu dem „braven Arbeiter“ wendete und auf mich wies. „Und Sie, mein Herr, haben nur, sobald Sie dort sind, nach Mastridia Karpowna zu fragen.“

Der Junge gab einen heiseren Ton von sich und wir machten uns auf den Weg.

VII.

Wir gingen ziemlich lange durch die ungepflasterten Straßen der Stadt O. In einer von ihnen, beinahe der einsamsten und trostlosesten, machte endlich mein Führer vor einem zweistöckigen Häuschen Halt — und indem er sich die Nase mit dem ganzen Aermel seines Schlafrockes wischte, sagte er: „Hier . . . Gehen Sie rechts.“ Ich trat über die Vortreppe in den Hausflur und klopfte zur Rechten; eine niedrige Thür ächzte in den rostigen Angeln und ich sah eine dicke alte Frau in einer zimmtfarbenen mit Hasenfell gefütterten Kassawoika und einem bunten Tuche um den Kopf vor mir.

„Mastridia Karpowna?“ fragte ich.

„Sie selbst ist es“, antwortete mir die Alte mit einer schrillen Stimme. „Ich bitte. Ist Ihnen gefällig Platz zu nehmen?“

Das Zimmer, in welches die Alte mich führte, war so mit allerlei Gerümpel, Lumpen, Kissen, Federbetten, Säcken vollgepfropft, daß es fast unmöglich war, sich darin umzudrehen. Das Sonnenlicht drang kaum durch zwei verstäubte Fensterchen; in einem Winkel hinter einem Haufen aufeinander gestülpter Körbe ächzte und jammerte Etwas. Was es war, konnte man daraus nicht ermessen. Es konnte ein krankes Kind, es konnte ein junger Hund sein. Ich setzte mich auf einen Stuhl und die Alte stellte sich aufrecht vor mich hin. Ihr Gesicht war gelb, halb durchsichtig, wie von Wachs; die Lippen liefen so zusammen, daß sie unter der Menge der übrigen Runzeln eine querlaufende Linie bildeten, ein Büschel weißer Haare starrte unter dem Kopftuch hervor, aber die entzündeten, grauen Augen blickten unter dem vorspringenden Stirnbein pfiffig und durchdringend, und die spitze Nase stand wie ein Pfriemen hervor und schnüffelte in die Luft als wollte sie sagen: „Ich bin

doch der rechte Schelm." Nun, Du verstehst ins Schwarze zu treffen, dachte ich bei mir.

Dabei roch sie nach Branntwein.

Ich erklärte ihr die Ursache meines Besuches, die ihr übrigens, wie ich bemerkte, schon bekannt sein mußte . . . sie hörte mich an, während sie schnell mit den Augen zwinkerte und steckte nur ihre Nase immer spitzer vor, wie wenn sie damit etwas aufpicken wollte.

„Ja, ja", sagte sie endlich, „Ardalion Matweïtsch haben uns davon erzählt, daß Sie der Kunst meines Sohnes Wassinka bedürfen; nur sind wir im Zweifel, Herr . . ."

„Weshalb?" unterbrach ich sie. „Meinetwegen können Sie vollkommen ruhig sein. Ich bin kein Denunciant."

„Ach, mein himmlischer Vater!" fiel die Alte rasch ein. „Was glauben Sie? Wie werden wir wagen von Euer Hochwolgeboren so etwas zu denken! Und auf welchen Grund sollte man uns denunciren? Treiben wir vielleicht etwas Sündliches? Nein, lieber Herr, so ist mein Söhnchen nicht, daß er sich zu etwas Unsauberem hergäbe oder sich auf irgend eine Hexerei einließe . . . Da bewahre Gott und die allerheiligste Mutter Gottes!" Die Alte bekreuzte sich dreimal.

„Er ist im ganzen Gouvernement der erste Faster und Beter; der Erste, mein lieber Herr, Euer Hochwolgeboren! Aber das ist richtig — es ist ihm große Gnade zu Theil geworden. Was? Das ist nicht ein Ding seiner Hände; das, mein Täubchen, kommt von oben."

„So sind Sie einverstanden?" fragte ich. „Wann kann ich Ihren Sohn sehen?"

Die Alte legte die Hand an ihre Backe. „Ach, mein Herr, mein Herr, wir sind im Zweifel . . ." „Erlauben Sie mir, Mastridia Karpowna, Ihnen Dieses einzuhändigen", unterbrach ich sie und gab ihr einen Fünfzehn-Rubelschein.

Die Alte ergriff ihn sogleich mit ihren geschwollenen krummen Fingern, welche an die fleischigen Krallen einer Eule erinnerten, steckte ihn in den Aermel, dachte etwas nach und dann, als ob sie einen Entschluß gefaßt hätte, schlug sie sich mit beiden flachen Händen auf die Hüften.

„Komm hierher heute Abend in der achten Stunde", sagte sie nicht mit ihrem gewöhnlichen, sondern mit einem andern feierlicheren und leiseren Ton: „aber nicht in dieses Zimmer — sondern geh gerade aus aufwärts in den zweiten Stock — und Du wirst eine Thür zur Linken finden und öffne Du diese Thür — so wirst Du, Euer Hochwolgeboren, in ein leeres Zimmer treten und in diesem Zimmer wirst Du einen Stuhl sehen; setze Dich auf diesen Stuhl und warte, und was Du auch sehen mögest, so sprich kein Wort und thue nichts und sprich auch nicht mit meinem Söhnchen, denn er ist noch jung und er hat die fallende Sucht; er ist leicht zu erschrecken. Er fängt an zu zittern, zu zittern gerade wie ein Hühnchen . . . Es ist ein Jammer!"

Ich sah Mastridia an. „Sie sagen er ist jung, aber wenn er Ihr Sohn ist . . ."

„Im Geiste, Väterchen, im Geiste. Ich habe viele Waisen bei mir! . . .“ fügte sie hinzu, indem sie mit dem Kopfe in der Richtung jenes Winkels hinzeigte, von welchem die klagenden Töne ausgingen. „O, Herr mein Gott, heilige Mutter Gottes! Und Sie, Väterchen, Euer Hochwolgeboren, ehe Sie hierher kommen, haben Sie die Güte ordentlich nachzudenken, wen von Ihren verstorbenen Verwandten oder Bekannten — das Himmelreich sei ihnen — Sie zu sehen wünschen. Gehen Sie Ihre Bekannten durch und wenn Sie einen gewählt haben, so behalten Sie ihn im Sinn, behalten ihn, bis mein Sohn kommt.“

„Und soll ich Eurem Sohn nicht sagen, wem ich . . .“

„Nein, nein! Väterchen, nicht ein einziges Wort. Er selbst liest in Ihren Gedanken, was er braucht ... und Sie, behalten Sie nur Ihren Bekannten gut im Sinn; und nach dem Mittagessen trinken Sie zwei oder drei Gläschen Wein; Wein schadet niemals.“ Die Alte lachte, leckte die Lippen mit der Zunge, fuhr mit der Hand über den Mund — und seufzte.

„Also um halb acht?“ fragte ich, indem ich von dem Stuhle aufstand.

„Um halb acht, Väterchen, Euer Hochwolgeboren.“

VIII.

Ich nahm von der Alten Abschied und kehrte in das Gasthaus zurück. Ich zweifelte nicht, daß man mich zum Besten haben würde — aber auf welche Weise? — das erregte meine Neugier. Mit Ardalion wechselte ich Alles in Allem nur zwei oder drei Worte. „Ist sie darauf eingegangen?“ fragte er mich, indem er die Brauen zusammenzog — und auf meine bejahende Antwort, rief er: „Das Weib ist ein Minister.“ Ich schickte mich nach dem Rathe des Ministers an, die Reihe meiner Verstorbenen durchzugehen. Nach ziemlich langem Schwanken blieb ich endlich bei einem längst verstorbenen, alten Mann, einem Franzosen, der mein Erzieher gewesen war, stehen. Ich wählte ihn nicht deshalb, weil ich mich besonders zu ihm hingezogen gefühlt hätte; aber seine ganze Figur war so originell, so wenig den Erscheinungen von heut' ähnlich, daß es ganz unmöglich schien, sie nachzumachen ohne sie gesehen zu haben. Er hatte einen großen Kopf, dichte, weiße, nach hinten gekämmte Haare, dicke, schwarze Brauen, eine Habichtnase und zwei große lilafarbene Warzen mitten auf der Stirn; er trug einen grünen Frack mit kupfernen, glatten Knöpfen, ein Gilet mit Stehkragen, ein Jabot und Manschetten.

„Wenn er mir meinen alten Dessère zeigt“, dacht ich, „so muß ich gestehen, daß er ein Zauberer ist.“

Nach dem Essen trank ich, wie die Alte mir gerathen, eine Flasche Lafitte von der ersten Sorte — nach der Versicherung Ardalions — aber mit einem starken Geschmack nach verbranntem Pfropfen und mit einem dicken Satz von Sandelholz auf dem Boden jedes Glases.

IX.

Genau um halb acht befand ich mich vor dem Hause, in welchem ich mich mit der ehrenwerthen Mastridia Karpowna unterhalten hatte. Alle Fensterläden waren verschlossen, aber die Thür war offen. Ich trat in das Haus, kletterte auf einer wacklichen Treppe in den zweiten Stock — und öffnete die Thür zur Linken. Ich befand mich, wie die Alte mir vorausgesagt hatte, in einem vollkommen leeren, ziemlich geräumigen Zimmer; ein Talglicht, das auf den Fensterkopf gestellt war, verbreitete ein trübes Licht; an der Wand, gegenüber der Thür, stand ein Rohrstuhl. Ich putzte das Licht, welches eine starke Schnuppe angesetzt hatte, nahm Platz auf den Stuhl und fing an zu warten.

Die ersten zehn Minuten vergingen ziemlich schnell; in dem Zimmer selbst war entschieden nichts, was meine Aufmerksamkeit fesseln konnte — aber während ich auf jedes Geräusch hörte, sah ich aufmerksam auf die verschlossene Thür ... Mein Herz schlug. Den ersten zehn Minuten folgten andere; es verging eine halbe Stunde, dreiviertel Stunden — und wenn sich auch nur etwas ringsum gerührt hätte. Ich hustete einige Male, um ein Zeichen meiner Anwesenheit zu geben, ich fing an, mich zu langweilen, ärgerlich zu werden; auf solche Weise zum Besten gehalten zu werden, hatte ich freilich nicht erwartet. Ich war schon im Begriff aufzustehen und wollte das Licht vom Fenster nehmen und hinuntergehen ... Ich blickte weg, der Docht hatte wieder einen Räuber — als ich aber den Blick vom Fenster zur Thür wendete, zuckte ich unwillkürlich zusammen. An der Thüre selbst angelehnt, stand ein Mann. Er war so geschickt eingetreten, daß ich nichts gehört hatte.

X.

Er trug eine einfache blaue Jacke, war von mittlerer Größe und ziemlich stämmig. Die Hände auf den Rücken gelegt und mit gesenktem Kopfe, starrte er mich an. Bei dem trüben Glanze des Lichtes konnte ich seine Züge nicht gut unterscheiden; ich erkannte nur eine mächtige Mähne wirr auf die Stirn herabfallender Haare, dicke schief gebogene Lippen und weißliche Augen. Ich wollte mit ihm sprechen, aber ich erinnerte mich an die Vorschrift Mastridia's und biß mich in die Lippen. Der eingetretene Mensch sah immerwährend auf mich, ich sah gleichfalls auf ihn und sonderbar! in derselben Zeit empfand ich etwas wie Angst und fing fast an, wie auf Befehl, an meinen alten Erzieher zu denken. J e n e r stand fortwährend an der Thür und athmete mit Anstrengung, wie wenn er einen Berg hinaufstiege oder eine Last höbe — seine Augen schienen sich zu erweitern, sich mir zu nähern und es wurde mir unheimlich unter ihrem starren, schweren, drohenden Blick. Von Zeit zu Zeit flammten seine Augen in einem unheimlichen innern Feuer auf; ein solches Feuer sah ich bei Windhunden, wenn sie den Hasen erblicken und gleich dem Windhunde folgte mir Jener ganz so mit seinem Blicke, wenn ich „einen Haken schlug", d. h. die Augen plötzlich abzuwenden versuchte.

XI.

So verging — ich weiß nicht wie viel Zeit — es konnte eine Minute, es konnte eine Viertelstunde sein. — Er sah immerfort auf mich. Ich empfand fortwährend eine gewisse Unbehaglichkeit und Furcht und dachte an meinen Franzosen. Zwei Mal versuchte ich zu mir selbst zu sagen: „Was für Unsinn, was für eine Comödie!" versuchte zu lächeln — mit der Achsel zu zucken . . . vergeblich! Jeder Entschluß gefror sofort in mir . . . ich weiß kein anderes Wort zu finden; ich mußte eingestehen, daß sich eine gewisse Erstarrung meiner bemächtigt hatte... Plötzlich bemerkte ich, daß er sich schon von der Thür entfernt hatte und mir einen oder zwei Schritte näher stand; dann hüpfte er ein wenig mit beiden Füßen zugleich — und stand mir noch näher . . . dann nochmals — und seine drohenden Augen richteten sich starr auf mein ganzes Gesicht — und die Hände blieben auf dem Rücken und die breite Brust athmete mit Anstrengung. Mir erschienen diese Sprünge lächerlich — aber mich schauerte auch, und was ich durchaus nicht begreifen konnte: plötzlich fing Schläfrigkeit an, mich zu befallen. Meine Augenlider klebten zusammen . . . die mähnige Gestalt mit den weißlichen Augen, in der blauen Jacke — verdoppelte sich vor mir — und verschwand plötzlich ganz . . . Ich raffte mich auf: er stand wieder zwischen der Thür und mir — aber schon bedeutend näher . . . dann verschwand er wieder — wie wenn ein Nebel über ihn hinginge; erschien wieder . . . verschwand wieder . . erschien wieder . . . und immer näher, näher . . . seinen schweren schnaubenden Athem meinte ich schon, auf meinem Gesicht zu fühlen, wieder bewegte sich der Nebel heran und plötzlich trat aus diesem Nebel, von den weißen nach oben gesträubten Haaren beginnend, deutlich hervor der Kopf — des alten Dessère! Ja, das sind seine Warzen, seine schwarzen, dichten Brauen, seine Habichtsnase! Das ist auch der grüne Frack mit den kupfernen Knöpfen und das gestreifte Gilet und das Jabot ... ich schrie auf, ich erhob mich ... der Greis verschwand — und an seiner Stelle sah ich wiederum den Menschen in der blauen Jacke, er ging schwankend zur Wand, lehnte sich mit dem Kopf und beiden Händen dagegen und wie ein abgetriebenes Pferd keuchend, stieß er mit heiserer Stimme heraus: „Thee!" Mastridia, die plötzlich auftauchte, sprang auf ihn zu und indem sie zu ihm sagte: „Wassinka, Wassinka!" wischte sie ihm den Schweiß ab, der von seinen Haaren und von seinem Gesicht nur so herunter strömte. — Ich wollte mich ihm nähern, aber sie rief so überzeugend, mit so zerreißender Stimme: „Euer Hochwolgeboren! Gnädiger Vater — richten Sie kein Unheil an, gehen Sie hinaus um Christi willen" — daß ich gehorchte; sie aber wendete sich wieder zu ihrem Sohn. — „Kind, mein Täubchen, mein Ernährer", beruhigte sie ihn, „Du wirst sogleich Thee haben, sogleich. — Und Sie, Väterchen, trinken Sie bei sich zu Hause auch ein Theechen!" rief sie mir nach.

XII.

Nach Hause gekommen, gehorchte ich Mastridia und ließ mir Thee geben; ich empfand Müdigkeit, sogar Schwäche. — „Nun wie?“ fragte mich Ardalion; „waren Sie dort? Haben Sie gesehen?“

„Er hat mir wirklich etwas gezeigt . . . was ich, ich gestehe es, nicht erwartet hatte“, antwortete ich.

„Ein Mann von großer Weisheit!“ bemerkte Ardalion, indem er den Samowar hinaus trug, „besonders bei der Kaufmannschaft steht er in gro—oßer Achtung!“

Als ich mich zu Bett gelegt hatte und über die Geschichte, die mir passirt war, nachdachte, so glaubte ich endlich ihre Erklärung gefunden zu haben. Dieser Mensch besaß unzweifelhaft eine bedeutende magnetische Kraft; indem er — in einer allerdings für mich unbegreiflichen Weise — auf meine Nerven wirkte, hatte er in mir das Bild des Greises, an welchen ich dachte, so klar, so bestimmt erweckt, daß es mir endlich erschien, als sähe ich ihn vor meinen Augen . . . der Wissenschaft sind ähnliche Metastasen, Uebertragungen der Empfindungen, bekannt . . . sehr schön; aber die Kraft, welche fähig ist, solche Wirkungen hervorzubringen, blieb immer etwas Erstaunliches und Geheimnißvolles. — Was man auch sagen möge, dachte ich, ich habe mit meinen Augen meinen verstorbenen Erzieher gesehen.

XIII.

Am folgenden Tage fand der Ball in der adeligen Ressource statt. Sophien's Vater kam zu mir und erinnerte mich an die Einladung, welche ich seiner Tochter gemacht hatte. Gegen 10 Uhr stand ich schon mit ihr in der Mitte des von einer Menge kupferner Lampen erleuchteten Saales und schickte mich an, die unschweren Pas einer französischen Quadrille unter den mißtönenden Klängen eines militairischen Orchesters zu machen. Der Saal war voll; besonders waren viele Damen — und sehr hübsche — da; aber die Palme unter ihnen hätte entschieden meiner Dame gebührt, wäre nicht ihr etwas fremdartiger, zugleich scheuer und wilder Blick gewesen. Ich bemerkte, daß sie sehr selten mit den Augen blinzte; der unzweifelhafte Ausdruck der Aufrichtigkeit in ihren Augen wog das nicht auf, was in ihnen Ungewöhnliches war. Aber sie war reizend gebaut und bewegte sich graziös, obgleich etwas schüchtern. Wenn sie walzte — und indem sie ihre Figur etwas zurück legte, den schlanken Hals auf die rechte Schulter beugte, als ob sie sich von ihrem Tänzer fern halten wollte, so konnte man sich nichts rührender Jugendliches und Reineres vorstellen. Sie war ganz in Weiß gekleidet, mit einem Kreuzchen von Türkis an schwarzem Bändchen um den Hals.

Ich forderte sie zur Mazurka auf und bemühte mich sie „zum Sprechen zu bringen“. — Aber sie antwortete wenig und ungern und hörte aufmerksam mit demselben Ausdruck nachdenklichen Erstaunens zu, der mich, als

ich sie das erste Mal sah, betroffen gemacht hatte. Kein Schatten von Coquetterie in ihren Jahren, bei ihrem Aeußeren, die Abwesenheit jedes Lächelns, und diese Augen, welche beständig und gerade auf die Augen dessen, der mit ihr sprach, gerichtet waren . . .! Diese Augen, welche zu derselben Zeit etwas Anderes zu sehen, mit etwas Anderem beschäftigt zu sein schienen ... welches sonderbare Wesen! Da ich endlich nicht wußte, womit ich sie anregen könnte, so fiel mir ein, ihr mein gestriges Erlebniß zu erzählen.

XIV.

Sie hörte mir bis zu Ende mit sichtlicher Neugierde zu — war aber, was ich nicht erwartet hatte, über meine Erzählung nicht erstaunt und fragte mich nur, „ob er nicht Wassili heiße?" Ich erinnerte mich, daß ihn die Alte in meiner Gegenwart Wassinka*) genannt hatte. — „Ja; sein Name ist Wassili", antwortete ich, „Kennen Sie ihn etwa?"

„Es giebt hier einen gottseligen Mann, der Wassili heißt", sagte sie; „ich dachte, ob er es vielleicht ist?"

„Die Gottseligkeit hat damit nichts zu thun", bemerkte ich; „es ist einfach die Wirkung des Magnetismus — ein interessantes Studium für Doctoren und Naturforscher. — Ich schickte mich an, ihr meine Anschauungen über diese besondere Kraft, welche man Magnetismus nennt, über die Möglichkeit, den Willen eines Menschen dem Willen eines Andern zu unterwerfen und dergleichen darzulegen — Aber meine in der That etwas unsicheren Erklärungen machten, wie es schien, keinen Eindruck auf sie; Sophie hörte zu, die gekreuzten Hände, mit dem in ihnen unbeweglich liegenden Fächer — sie spielte nicht damit, sie bewegte überhaupt nicht die Finger — auf die Knie gelegt und ich empfand, daß alle meine Worte von ihr abprallten, wie von einem Steinbilde. — Sie verstand sie, aber sie hatte ihre eigenen unerschütterlichen und unausreißbaren Ueberzeugungen.

„Sie lassen doch nicht Wunder zu?!" rief ich aus.

„Allerdings lasse ich sie zu", sagte sie ruhig „und wie wäre es möglich, sie nicht zuzulassen? Ist etwa nicht im Evangelium gesagt, wer nur ein Senfkorn Glauben hat — der kann Berge versetzen. Man muß nur Glauben haben — dann giebt es Wunder."

„Es giebt nur, wie es scheint, wenig Glauben in unserer Zeit", entgegnete ich; „denn man hört nichts von Wundern!"

„Gleichwol giebt es deren — Sie selbst sehen es. Nein, der Glauben ist nicht ausgestorben in unserer Zeit; der Grund des Glaubens aber . . ."

„Aller Weisheit Grund — ist die Furcht Gottes", entgegnete ich.

„Der Grund des Glaubens", fuhr Sophie fort, ohne sich im Geringsten zu verwirren, „ist die Selbstverleugnung, die Erniedrigung."

„Sogar die Erniedrigung?" fragte ich.

*) Diminutiv von Wassili.

„Ja, der menschliche Stolz, der menschliche Hochmuth, das ist es, was man bis zum letzten Stumpf ausrotten muß ... Sie sprachen von dem Willen... ihn muß man gerade brechen."

Ich ließ meinen Blick über die ganze Gestalt des jungen Mädchens schweifen, das solche Reden aussprach... dieses Kind scherzt nicht! dachte ich bei mir.

„Haben Sie es versucht?" fragte ich.

„Ein Jeder ist verpflichtet das zu thun, was ihm die Wahrheit scheint", antwortete sie mit einem gewissen dogmatischen Ton.

„Erlauben Sie mir, Sie zu fragen", fing ich nach kurzem Stillschweigen an, „glauben Sie denn an die Möglichkeit, Verstorbene zu rufen?"

Sophie schüttelte leise den Kopf. „Es giebt keine Verstorbenen."

„Wie so nicht?"

„Es giebt keine verstorbenen Seelen; sie sind unsterblich — und können immer erscheinen — wo sie wollen . . . sie umkreisen uns beständig."

„Wie? Sie glauben, daß z. B. neben diesem Garnison-Major mit der rothen Nase in diesem Augenblick eine unsterbliche Seele weilt?"

„Warum nicht? — das Licht der Sonne beleuchtet auch ihn und seine Nase — und ist etwa das Licht der Sonne nicht von Gott? Und was ist das Aeußere? Für den Reinen giebt es nichts Unreines! Man muß nur einen Lehrer finden! einen Führer finden!"

Ich gestehe es, ein ähnliches Gespräch auf einem Ball erschien mir etwas zu excentrisch und ich benutzte die Einladung meiner Dame zu einer Figur der Mazurka — um unsern quasi-theologischen Disput nicht wieder zu erneuern.

Eine Viertelstunde später führte ich Mademoiselle Sophie zu ihrem Vater — zwei Tage später verließ ich die Stadt O. und das Bild des Mädchens mit dem kindlichen Gesicht, mit der undurchdringlichen, gleichsam steinernen Seele, verwischte sich bald in meinem Gedächtniß.

XV.

Es vergingen zwei Jahre — und dieses Bild sollte wieder vor mir auftauchen. Unter folgenden Umständen: Ich unterhielt mich mit einem Collegen, der eben von einer Reise aus dem südlichen Rußland zurückgekehrt war. Er hatte einige Zeit in der Stadt O. verlebt — und theilte mir einige Nachrichten über die dortige Gesellschaft mit. „Apropos!" rief er aus, „Du bist ja, denke ich, gut bekannt mit W. G. B.?"

„Nun ja, bekannt."

„Und Du kennst seine Tochter Sophie?"

„Ich habe sie ein paar Mal gesehen."

„Stelle Dir vor: sie ist davon gelaufen!"

„Wie das!"

„Ja wol! es sind schon drei Monate her, daß sie spurlos verschwunden ist. Und das Wunderbare ist, daß Niemand sagen kann, mit wem.

Stelle Dir vor: keine Vermuthung, nicht der geringste Verdacht! Sie hatte alle Bewerber zurückgewiesen — B. ist, wie Du weißt, reich; sie eine Erbin! Und ihre Aufführung war die allerbescheidenste! Ja, diese Stillen und Frommen! der Scandal im Gouvernement ist ungeheuer, B. ist in Verzweiflung . . . und welchen Grund konnte sie haben, davon zu laufen? Ihr Vater hat ihr in allen Stücken den Willen gethan! — Das Allerunbegreiflichste ist aber, daß von den Lovelaces des Gouvernements nicht ein Einziger fehlt."

„Und man hat sie bisher nicht gefunden?"

„Ich sage Dir, sie ist verschwunden, wie ein Tropfen im Wasser — Es giebt eine reiche Braut auf der Welt weniger — das ist unangenehm."

Diese Nachricht versetzte mich sehr in Erstaunen; sie stimmte durchaus nicht zu der Erinnerung, welche ich von Sophie B. bewahrte. — Aber was passirt nicht Alles.

XVI.

In dem Herbst desselben Jahres warf mich das Geschick wieder in dienstlichen Angelegenheiten in das T.'sche Gouvernement, welches, wie bekannt, an das O.'sche Gouvernement anstößt. Das Wetter war regnerisch und kalt; die abgequälten Postpferde schleppten kaum meinen leichten Tarantaß durch die erweichte schwarze Erde der Heerstraße. Ich erinnere mich, ein Tag war besonders unglücklich; drei Mal blieb ich im Koth bis zur Achse sitzen; der Postillon fuhr immerwährend aus einem Geleise heraus und schleppte sich mit Hott und Hüh in das andere; aber auch da ging es nicht besser; mit einem Worte: gegen Abend war ich so ermattet, daß ich bei der Ankunft auf der Station im Wirthshaus zu übernachten beschloß. Man gab mir ein Zimmer mit einem hölzernen eingedrückten Sopha, krummgezogenen Dielen und zerrissenen Tapeten an den Wänden; — es roch darin nach Kwaß (eine Art von Bier), Matten, Zwiebeln und sogar nach Terpentin und die Fliegen saßen überall in Schwärmen; aber man konnte sich wenigstens vor dem Unwetter schützen und der Regen hatte — wie man so sagt — auf volle vierundzwanzig Stunden geladen. Ich ließ mir den Samowar bringen und nachdem ich mich auf das Sopha gesetzt hatte, ergab ich mich jenen unerfreulichen Reisegedanken, welche den Reisenden in Rußland so bekannt sind.

Sie wurden durch ein schweres Geräusch unterbrochen, das aus der allgemeinen Stube kam, von welcher mein Zimmer durch einen dünnen Verschlag getrennt war.

Dieses Geräusch war begleitet von einem stoßweisen Klirren, ähnlich dem Klirren von Ketten. — Und plötzlich schrie eine grobe Männerstimme: „Gott segne Alle, die in diesem Hause sind . . . Gott segne! Gott segne! Amen, Amen! Hebe Dich fort!" wiederholte die Stimme, die letzte Silbe jedes Wortes übermäßig und sonderbar dehnend . . . Man hörte einen lauten Seufzer und ein schwerer Körper ließ sich mit demselben Klirren auf die Bank nieder.

„Akulina! Dienerin Gottes, komm hierher!" sagte wiederum die

Stimme; „sieh, wie bloß, wie los . . . Hahaha! pfui! — Herr mein Gott! Herr mein Gott! Herr mein Gott!" intonirte die Stimme, wie der Küster auf dem Chor, „Herr mein Gott! König meines Lebens, siehe auf mein Elend . . . Oho — ho! hehe! und diesem Hause Segen in der siebenten Stunde!"

„Wer ist das?" fragte ich die geschäftige Wirthin, die mit dem Samowar bei mir eintrat.

„Das, lieber Herr", antwortete sie mir, mit hastigem Flüstern, „ist ein Jurodiwi*), ein Mann Gottes. Er ist unlängst in diesen Gegenden erschienen und hat uns jetzt die Ehre angethan. In diesem Unwetter! — Und die Ketten sollten Sie sehen, die er trägt — es ist furchtbar!"

„Gott segne! Gott segne!" ertönte die Stimme wieder. „Akulina! aber Akulina! Und wo ist unser Paradies? Unser herrliches Paradies? Paradies . . . Paradies . . . Und diesem Hause . . . Zu Anfange dieser Zeit . . . sei große Freude ... O — O..." Die Stimme murmelte etwas Unverständliches — und plötzlich nach einem langen Gähnen ertönte wieder ein heiseres Lachen.

„Ach! daß Stepanytsch nicht da ist . . . das ist ein Jammer!" sagte die Wirthin, die mit allen Zeichen der tiefsten Aufmerksamkeit an der Thür stehen geblieben war, vor sich hin. Er wird irgend ein rettendes Wort sagen — und ich arme Frau kann es nicht begreifen!" — Sie verließ eilig das Zimmer.

XVII.

In dem Verschlage meines Zimmers war ein langer Spalt; ich legte das Auge daran. Der „Heilige" saß auf der Bank mit dem Rücken nach mir gekehrt. Ich sah nur seinen, wie ein Bierkessel großen, mähnigen Kopf — und einen breiten gekrümmten Rücken unter den nassen Fetzen, mit denen er bekleidet war. Vor ihm auf dem nackten Erdboden kniete ein schwächliches Frauenzimmer in einem alten gleichfalls nassen Wamms mit einem dunklen bis über die Augen gezogenen Tuche. Sie bemühte sich einen Stiefel vom Fuß des Heiligen abzuziehen — ihre Finger glitten auf dem schmutzigen, fetten Leder ab. Die Wirthin stand mit auf der Brust gefalteten Händen neben ihr und sah andächtig auf den Mann Gottes. Er murmelte, wie vorher, unverständliche Reden.

Endlich gelang es der Frau im Wamms den Stiefel abzuziehen... sie wäre beinahe hinten übergefallen — richtete sich aber wieder auf und begann die Fußlappen des Heiligen abzuwickeln: Auf dem Spann des Fußes zeigte sich eine Wunde... Ich wendete mich ab.

„Wollen Sie sich nicht ein Theechen vorsetzen lassen, Freund?" ertönte die demüthige Stimme der Wirthin.

*) Unter „Jurodiwi" versteht man in Rußland gewisse Fanatiker, die, ähnlich den orientalischen Santons oder den indischen Fakirs, die Annehmlichkeiten des Lebens verachtend, im Lande umherschweifen. Das Volk betrachtet sie mit frommer Scheu, behandelt sie mit höchster Achtung, hält ihren Eintritt in das Haus für glückbringend und sucht die sinnlosesten Reden dieser Blödsinnigen als göttliche Offenbarungen und Prophezeihungen auszudeuten. Der Verf.

„Was denkst Du!“ erwiederte der Heilige. „Den sündigen Leib hätscheln . . . oho — ho! Alle Knochen ihm zerbrechen — und sie — Thee! Ach, ach, werthes Mütterchen, der Satan ist stark in uns! Auf ihn den Hunger, auf ihn die Kälte, auf ihn die Schleusen des Himmels, den strömenden Regen und es macht ihm nichts — er lebt! Denke an den Tag der Fürbitte der Mutter Gottes! Du wirst haben, Du wirst viel haben.“

Die Wirthin stieß vor Bewunderung einen leichten Schrei aus.

„Der alte Feind, stark wie Demant, wie Demant, Dämon, der Böse . . . der Böse! Bö—öse — ö — öse!“ wiederholte einigemal der Heilige mit Zähneknirschen. „Die alte Schlange, Schlange, aber Gott wird aufstehen! Gott wird aufstehen und seine Feinde werden zerstreut werden! Ich werde alle Gestorbenen rufen! Ich werde auf seine Feinde gehen! Hahaha!“

„Haben Sie nicht etwas Oel?“ sagte die andere kaum vernehmliche Stimme. „Geben Sie mir etwas, um es auf die Wunde zu thun . . . reine Lappen habe ich.“ Ich sah wieder durch den Spalt: das Weib im Wammse war noch immer mit dem kranken Fuße des Heiligen beschäftigt . . . Magdalena! dachte ich.

„Sogleich, sogleich, meine Liebste“, sagte die Wirthin — und nahm, indem sie in mein Zimmer trat, einen Löffel Oel aus der Lampe vor dem Heiligenbilde.

„Wer pflegt ihn denn?“ fragte ich.

„Wir wissen es nicht, Väterchen, wer sie ist; sie ist auch auf dem Wege des Heils, vielleicht büßt sie die Sünden ab. Aber was ist Der für ein gottseliger Mensch!

„Akulinchen, mein Kindchen, meine liebe Tochter“, sagte unterdessen der Heilige — und fing plötzlich an zu schluchzen.

Das Weib, das vor ihm auf den Knieen lag, richtete ihre Augen auf ihn . . . Mein Gott, wo hatte ich diese Augen gesehen?

Die Wirthin kam mit dem Löffel Oel zu ihr . . . Sie beendete ihre Operation und sich von dem Boden erhebend, fragte sie, ob es nicht irgend wo ein reines Kämmerchen gäbe und etwas Heu. „Wassily Nikititsch liebt es auf dem Heu zu schlafen“, fügte sie hinzu.

„Gewiß, sein Sie so gut“, antwortete die Wirthin, „sein Sie so gut, Lieber“, wendete sie sich zu dem Heiligen, „trockne Dich, ruhe Dich aus.“ Dieser ächzte, erhob sich langsam von der Bank — seine Ketten klirrten wieder und indem er mir das Gesicht zuwendete und mit den Augen die Heiligenbilder suchte, fing er an große Kreuze zu schlagen.

Ich erkannte ihn sogleich: es war derselbe Wassily, der mir einstmals meinen verstorbenen Erzieher gezeigt hatte!

Seine Züge hatten sich wenig verändert, nur waren sie noch ungewöhnlicher, noch abschreckender geworden . . . der untere Theil seines aufgeschwemmten Gesichts war von einem struppigen Bart überwachsen. Zerlumpt, schmutzig, verwildert — flößte er mir noch mehr Abscheu als Schrecken ein. Er hörte auf sich zu bekreuzen — fuhr aber fort mit ge-

dankenlosem Blick bald über die Ecken, bald über die Dielen zu schweifen — wie wenn er etwas erwartete.

Plötzlich hob er den Kopf in die Höhe und drehte sich um — dann strauchelten seine Füße, er schwankte . . . Seine Gefährtin sprang sogleich auf ihn zu und faßte ihn unter die Arme. Nach ihrer Stimme und ihrer Figur zu urtheilen, schien sie eine noch junge Frau; ihr Gesicht zu sehen, war beinahe unmöglich.

„Akulinchen — Freundin", sagte noch einmal der Heilige mit einer erschütternden Stimme und indem er den Mund weit aufmachte und sich mit der Faust auf die Brust schlug, stieß er ein Stöhnen aus. Sie verließen beide das Zimmer.

Ich legte mich auf mein hartes Sopha und dachte lange über das nach, was ich gesehen hatte Mein Magnetiseur war also vollständig zu einem Jurodiwi geworden. Dahin also hatte ihn diese Kraft gebracht, welche man ihm nicht hatte absprechen können.

XVIII.

Am folgenden Morgen brach ich auf. Der Regen strömte, wie gestern; aber ich konnte nicht länger warten. — Auf dem Gesicht meines Dieners, der mir zu waschen gegeben hatte, spielte ein besonderes verhalten-spöttisches Lächeln. Ich verstand dieses Lächeln wol; es bedeutete, daß mein Diener etwas Nachtheiliges oder sogar Anstößiges auf Rechnung der „Herrschaft" erfahren hatte. Er brannte sichtlich vor Ungeduld, es mir mitzutheilen.

„Nun, was giebt es?" fragte ich endlich.

„Haben Sie den gestrigen Jurodiwi zu sehen geruht", fing mein Diener sogleich an.

„Ich habe ihn gesehen; was weiter?"

„Haben Sie auch seine Gefährtin gesehen?"

„Ja."

„Sie ist ein Fräulein; von adeliger Herkunft."

„Wie?"

„Ich sage Ihnen die Wahrheit. Kaufleute aus O. sind hier durchgereist — sie haben sie erkannt, sie haben sogar ihren Namen genannt; aber ich habe ihn vergessen."

Es war, wie wenn mich ein Blitz erhellte. „Ist der Heilige noch hier — oder ist er schon fort?" fragte ich.

„Ich glaube er ist noch nicht fort. Unlängst saß er unter dem Thor und machte so Wunderliches, daß man es nicht begreifen konnte. Vom Fette wird der Hund toll, wie man zu sagen pflegt, und überdies — findet er seinen Vortheil darin."

Mein Diener gehörte zu derselben Kategorie gebildeter Dienstboten, wie Ardalion.

„Und ist das Fräulein bei ihm?"

„Sie hat du jour bei ihm."

IXX.

Ich trat auf die Vortreppe hinaus — und erblickte den Wahnsinnigen. Er saß unter dem Thor auf einem Bänkchen und, indem er sich mit beiden Händen auf dieses stützte, wiegte er den niedergesenkten Kopf nach rechts und nach links — gerade wie ein wildes Thier im Käfig. Dichte Mähnen krauser Haare bedeckten seine Augen und bewegten sich von einer Seite zur andern, eben so wie die hängenden Lippen . . . Ein sonderbares, beinahe nicht menschliches Gemurmel ging aus ihnen hervor. Seine Gefährtin hatte sich soeben in dem an einer Stange hängenden Kessel gewaschen, und, noch nicht dazu gekommen, sich das Tuch über den Kopf zu werfen, ging sie auf einem schmalen Bretchen, welches über die dunklen Pfützen des schmutzigen Hofes gelegt war, zu dem Thore zurück. Ich blickte auf diesen, jetzt von allen Seiten unbedeckten Kopf und schlug unwillkürlich die Hände vor Erstaunen zusammen . . . ich hatte Sophie B. vor mir.

Sie wandte sich schnell um und richtete ihre blauen, wie früher unbeweglichen Augen auf mich. Sie war sehr abgemagert; die Haut war rauh und sonnverbrannt geworden, die Nase war spitzer und die Lippen schärfer gezeichnet . . . Aber sie war nicht häßlich geworden, nur mit ihrem früheren nachdenklich erstaunten Ausdruck hatte sich ein anderer, entschiedener, beinahe kühner, concentrirt-begeisterter Ausdruck verbunden. Von Kindlichem war in diesem Gesichte nicht die Spur mehr geblieben.

Ich näherte mich ihr, „Sophie, Sophie Wladimirowna", rief ich, „sind Sie es? In diesem Kleide . . . in dieser Gesellschaft . . ."

Sie zuckte zusammen, sah noch starrer auf mich, wie wenn sie zu erfahren wünschte, wer mit ihr spricht — und antwortete mir nicht ein Wort, sondern stürzte sich auf ihren Gefährten

„Akulinchen", stammelte dieser schwer seufzend . . . „unsere Sünden, Sünden . . ."

„Wassily Nikititsch, wir wollen gehen — sogleich . . Hört Ihr! sogleich, sogleich", sagte sie, indem sie mit einer Hand das Tuch über die Stirn zog und ihn mit der andern unter den Ellbogen faßte, „gehen wir, Wassily Nikititsch, hier ist es gefährlich."

„Ich gehe, Liebe, ich gehe", antwortete gehorsam der Wahnsinnige und indem er sich mit dem ganzen Körper vorbeugte, erhob er sich von der Bank. „Nur das liebe Kettchen — müssen wir noch anlegen . . ."

Ich ging noch einmal auf Sophie zu; ich nannte mich, ich fing an, sie zu bitten, mich zu hören, mir ein einziges Wort zu sagen; ich zeigte auf den Regen, der wie aus Eimern strömte, ich bat sie, ihre eigene Gesundheit, die Gesundheit ihres Gefährten zu schonen, ich erinnerte sie an ihren Vater. Aber eine gewisse feindliche und unerbittliche Erregtheit hatte sich ihrer bemächtigt. Ohne mir ein Wort zu antworten, die Zähne zusammenpressend und stoßweise athmend, trieb sie mit halblauter Stimme, mit kurzen befehlenden Worten den rathlosen Wahnsinnigen an, gürtete ihn, legte ihm die Ketten an, stülpte ihm auf die Haare eine tuchene Kindermütze mit einem zerbrochenen Schilde, drückte ihm einen Stock in

die Hand, warf sich selbst einen Sack auf die Schultern und trat mit ihm aus dem Thor hinaus auf die Straße . . . Sie mit Gewalt zurück zu halten hatte ich kein Recht — und es hätte auch zu nichts genützt; auf meinen letzten verzweifelten Ausruf drehte sie sich sogar nicht einmal um. Den „Mann Gottes“ am Arme führend, schritt sie rasch durch den schwarzen Straßenschmutz — und in einigen Augenblicken tauchten durch den trüben Morgennebel, durch das dichte Netz des fallenden Regens — zum letzten Mal beide Gestalten des Heiligen und Sophien's vor mir auf . . . sie bogen um die Ecke einer vorspringenden Hütte und verschwanden für immer.

XX

Ich kehrte zu mir in das Zimmer zurück; ich verfiel in Nachdenken, ich begriff nichts; ich begriff nicht, wie ein so gut erzogenes, junges, reiches Mädchen Alles und Alle verlassen kann, das Vaterhaus, die Familie, die Bekannten, allen Gewohnheiten, allem Comfort des Lebens entsagen — und weshalb? Um einem halbwahnsinnigen Vagabonden zu folgen, um seine Sklavin zu werden? Man konnte nicht einen Augenblick den Gedanken fassen, daß die Veranlassung zu einem solchen Entschluß eine wenn auch verkehrte Herzensneigung, Liebe oder Leidenschaft gewesen wäre. Man brauchte nur auf die abschreckende Figur des gottseligen Mann zu sehen, um einen solchen Gedanken zurückzuweisen . . . Nein, Sophie war rein; und, wie sie einstmals gesagt hatte, für sie gab es nichts Unreines. Ich begriff den Schritt Sophiens nicht; aber ich verurtheilte sie nicht, wie ich auch später andere Mädchen nicht verurtheilt habe, die gleichfalls Alles Dem opferten, was sie für die Wahrheit hielten, worin sie ihren Beruf sehen. Ich konnte nicht umhin zu bedauern, daß Sophie gerade diesen Weg gegangen war — aber ich konnte ihr meine Bewunderung — ich sage mehr — auch meine Achtung nicht versagen. Nicht umsonst hatte sie mir einst von der Selbstaufopferung, von der Erniedrigung gesprochen . . . bei ihr waren Wort und That dasselbe. Sie hatte einen Führer, einen Lehrer gesucht . . . und ihn gefunden, in wem, mein Gott?!

In späterer Zeit kamen Gerüchte zu mir, daß es der Familie endlich gelungen wäre, das verirrte Schaf aufzufinden und nach Hause zurückzuführen; aber sie hatte zu Hause nicht lange gelebt — sondern war gestorben als „Schweigerin“, ohne zu Jemandem gesprochen zu haben.

Friede Deinem Herzen, armes räthselhaftes Wesen!

Wassily Nikitsch setzt sein Handwerk wahrscheinlich bis zu dieser Zeit fort; die eiserne Gesundheit solcher Leute ist in Wahrheit erstaunlich. Wenn ihn die fallende Sucht nur nicht gebrochen hat!

Hercules am Scheidewege.

Drama in zwei Scenen und einer Person.

Erste Scene.

Achtzehn, neunzehn, zwanzig, einundzwanzig — o Gott, o Gott! Nein, das ist wahrhaftig nicht zum Aushalten — zweiundzwanzig, dreiundzwanzig .... es hilft nichts. Ich möchte nur wissen, wer der antike Esel war, der da behauptete, daß man jeden Schmerz des Körpers und der Seele überwinden könne, wenn man langsam und bedächtig — o weh! o weh! — bedächtig fünfundzwanzig Mal hinter einander bis Zweihundert zähle. Aber Du hast vollkommen Recht, liebe Frau, der weise Alte hat sicherlich niemals an Zahnschmerzen gelitten. Kinder, macht nicht solchen Scandal. Denn gegen Zahnschmerzen, Jesuiten und Ratten giebt es bekanntlich tausend probate Mittel, die alle nichts helfen. Diesen Trost habe ich aus Jean Paul geschöpft. Dagegen behauptete allerdings ein anderer großer Denker, der Mensch könne sich an Alles gewöhnen, selbst an Zahnschmerzen und Wagner'sche Musik, aber — ach! Du meine Güte; nein, was zu stark ist, ist zu stark! Ausziehen lassen, meinst Du, liebe Frau? Von Dr. Piepmeyer? Ich sehe ein, es bleibt mir nichts Anderes übrig. Was sagst Du, liebe Frau? Dr. Piepmeyer werde allgemein als ein äußerst geschickter Mann bezeichnet. Er ziehe die Zähne schmerzlos aus. Sicher ist jedenfalls Eins: man hat ihm niemals nachweisen können, daß er beim Ausziehen der Zähne den leisesten Schmerz empfunden habe ... Nun, so gieb mir Schirm und Hut ... Ich danke Dir, Mutter meiner Kinder. Guten Muth? Ja, ich werde ihn nöthig haben. Leb' wol.

Zweite Scene.

(Spielt zehn Minuten später auf der Straße.)

Die Güter dieser Welt sind ungerecht vertheilt. Schulmeister sein mit einem Jahresgehalt von 134 Thalern, Vater von sieben gesunden Kindern und bei vier Grad Kälte im Schneegestöber Zahnschmerzen haben — das ist des Guten zu viel. Aber merkwürdig, wie die frische Luft mir wolgethan hat! Der Schmerz hat bedeutend nachgelassen. Jetzt, wo ich nur die Hand auszustrecken brauche, um die verhängnißvolle Schelle zu ziehen, geht's mir auf einmal wieder besser ... Und da sollte ich mir den Zahn ausbrechen lassen? Niemals! Wer den hohlen Zahn nicht ehrt, ist des gesunden nicht werth. Nein, Herr Dr. Piepmeyer, für heute werden Sie auf das Vergnügen verzichten müssen, mir ... o weh!

o weh! o weh! Da ruckt es schon wieder, und immer in demselben Zahn, dessen Nerv ich schon zweimal habe tödten lassen. Nun denn, in Gottes Namen drauf — ich schelle! . . . Nein, was Du auch thust, thue weislich und bedenke das Ende. — — O, diese tückischen, hinterlistigen Schmerzen! Und sie werden immer schlimmer! . . . Ganz natürlich; bei dem Wetter, bei dieser Kälte und Feuchtigkeit muß ja der gesundeste Mensch krank werden. Ich will lieber heimgehen Nur des schlechten Wetters wegen kehre ich um, nur deswegen! Denn an Muth fehlt's mir gewiß nicht. Am ersten warmen Tage, das steht fest, lasse ich mir den Zahn ausziehen — oder den Nerv noch einmal tödten.

(Geht ab. In der Ferne hört man Wimmern. Der Schnee fällt herab und der Vorhang auch.)

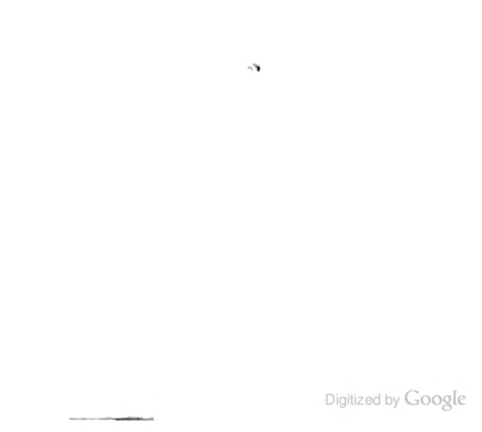
An Julia.

Ach, wer wagt Dich festzuhalten,
Die der Muse Flügel tragen?
Du beginnst sie zu entfalten,
Und entschwunden bist Du schon.
Und in neckischer Verwandlung
Spielst Du mit den flücht'gen Tagen,
Neu und fremd in jeder Handlung,
Wie gefunden, so entflohn.

Sprich: kannst Du zu jeder Stunde,
Wie die Form, auch Dich vertauschen?
Schwebt auch über schwankem Grunde
Der gespielte Gram und Scherz?
Und im Wechsel der Gestalten,
In der Leidenschaften Rauschen
Spür' ich nicht dasselbe Walten,
Fühl' ich nicht dasselbe Herz?

Ad. Wilbrandt.







Von R. Vautier. Gest. von L. Ruff.

Herkules am Scheidewege.

Der deutsche Wunderdoctor.

Eine Pariser Existenz in drei Kapiteln.

Von Ad. Ebeling.

I. In der Pariser Welt.

Meine erste Bekanntschaft, bald nach meiner Ankunft in Paris, i. J. 51, war eine sehr interessante, aber auch eine sehr zweideutige, was ich natürlich damals, wo ich sie machte, nicht wußte. Im Gegentheil, ich freute mich außerordentlich, so schnell einen liebenswürdigen, gebildeten Mann gefunden zu haben, der mir sofort große Theilnahme zeigte, mir in Allem an die Hand ging und es sogar an gutem Rath nicht fehlen ließ, dessen ich begreiflich, als unerfahrner Neuling, sehr bedurfte. Es war noch dazu ein Landsmann und, obwol an Jahren um so viel älter als ich, daß er fast mein Vater hätte sein können, doch ein Freund der Jugend und von heiterem, einnehmenden Wesen. So wenigstens erschien er mir auf den ersten Blick und ich urtheilte damals gern nach dem ersten Eindruck; zu langer, ernster Ueberlegung hatte ich ohnehin keine Zeit, denn das gewaltige, lärmende Pariser Leben, in das ich sozusagen hineingeworfen war, nahm mich dergestalt in Anspruch und wirkte zugleich so betäubend auf mich, daß ich kaum von einem Tage auf den andern dachte. Und dann kam, wie gesagt, mein gänzlicher Mangel an Welt- und Menschenkenntniß hinzu, der mich jede Bekanntschaft treuherzig für das nehmen ließ, wofür sie sich ausgab. Hatte mich doch, um es hier nur beispielsweise zu erwähnen, mein Table d'hôte-Nachbar im Hôtel Violet, wo ich abgestiegen war, ein Baron So und so, ebenfalls ein Landsmann, schon am zweiten Tage nach meiner Ankunft zu seinem Vertrauten gemacht und mir seine Noth geklagt, in die ihn ein verloren gegangener Geldbrief gebracht habe; er müsse nun einige Wochen auf Rückantwort warten, und kenne Niemanden in Paris, an den er sich wegen eines kleinen Vorschusses wenden könne; worauf ich ihm sofort (ich muß noch lachen, wenn ich daran denke) meine Börse anbot, aus welcher er discret, und auch erst nach mehrfachem Zureden meinerseits, drei Louisd'or nahm. Tags darauf war der Herr Baron, den kein Mensch im Hôtel kannte, verschwunden, und meine drei Louisd'or soll ich heute noch haben. Doch dies nur nebenbei, und ich komme auf die Hauptfigur meiner Erzählung zurück.

Unter meinen Empfehlungsbriefen hatte ich auch einen an eine Frau v. B., eine ältliche Dame von Stande, die seit Jahren in Paris lebte und mich sehr freundlich aufnahm. Nach Pariser Sitte hatte sie wöchentlich einen bestimmten Empfangsabend und ich verfehlte natürlich nicht, mich am nächsten Donnerstag einzufinden. Unter den verschiedenen Herren, die ich dort traf, erregte besonders einer meine Aufmerksamkeit in hohem Grade. Es war ein Mann von angenehmen feinen Manieren, etwa ein Fünfziger, aber gut conservirt und von großer Lebhaftigkeit in Sprache und Geberden. Er hatte mehrere Herren und Damen um sich versammelt und der Gegenstand des Gespräches war ganz geeignet, mein Interesse noch zu erhöhen, denn er handelte von Magnetismus und Somnambulismus, deren eifriger Adept und Verfechter jener Mann zu sein schien; er redete wenigstens darüber mit eben so viel Ueberzeugung wie Sachkenntniß und blieb auf keinen Einwurf oder auf sonst eine verfängliche Bemerkung eine treffende Antwort schuldig.

„Können Sie auch Geister beschwören, Herr Doctor?" fragte ihn plötzlich lachend eine junge Dame aus der Gesellschaft.

„Sie spotten", entgegnete der Angeredete und nahm eine auffallend ernste Miene an, „aber Sie thun Unrecht, denn wie mancher Spötter ist schon zu Schanden geworden."

Der Leser darf nicht vergessen, daß diese Geschichte aus einer Epoche datirt, wo der Spiritismus, als mysteriöser Gast aus Nordamerika, in Europa einkehrte, um dem phantastischen Treiben der Klopfgeister und des Tischrückens Thor und Thür zu öffnen, das sich in den darauf folgenden Jahren bekanntlich in Frankreich auf so umfassende und auch vielfach so skandalöse Weise entfaltete, daß zuletzt die Polizei und die Gerichte einschreiten mußten, um dem grenzenlosen Unfug ein Ende zu machen.

Die Dame vom Hause trat näher und unterbrach uns, wie mir schien, absichtlich, um die Unterhaltung auf etwas Anderes zu lenken; sie stellte mich alsdann auf meine Bitte dem Doctor vor: „Ein berühmter Arzt", sagte sie, „obwol ich ihn noch nicht consultirt habe, denn ich bin Gottlob nie krank."

„Und ich will wünschen, daß es nie geschehe", entgegnete der Doctor verbindlich und fragte mich alsdann nach Deutschland, das er, wie er versicherte, vor mehr als fünfzehn Jahren verlassen und seitdem nicht wieder gesehen habe, und erkundigte sich auch nach einigen bedeutenden hamburgischen Familien. Als ich darauf erfuhr, daß er aus Magdeburg gebürtig sei, fand ich darin einen weiteren Anknüpfungspunkt, weil ich selbst das dortige Gymnasium des Liebfrauenklosters als ehrsamer Quartaner besucht hatte, und zwar unter Zerrenner, den wir immer nur mit Herzklopfen in unsere Classe treten sahen, weil er uns Allen jedesmal nach einigen examinatorischen Fragen rundweg erklärte, wir würden es im Leben zu nichts bringen. Und dann der prächtige Magdeburger Dom, in welchem ich den berühmten Bischof Dräseke so oft hatte predigen hören, und die Sudenburg und die Elbbrücke mit der Citadelle, bis zum Con-

ditor Giovanoly, den wir nur heimlich und mit wahrer Lebensgefahr besuchten und dem ich noch heute, wenn ich mich recht entsinne, ein paar Tassen Kaffee und Baisers zu bezahlen habe. Eine Sünde, die ich nun wol mit in's Grab nehmen werde.

Der gute Doctor lächelte über diese Jugenderinnerungen und schien überhaupt Gefallen an mir zu finden, denn er lud mich wiederholt ein, ihn zu besuchen, indem er mir zugleich versicherte, daß es ihn herzlich freuen würde, mir irgendwie in Paris nützlich zu sein. Daß ich mich nicht lange nöthigen ließ, kann man sich leicht denken, und schon an einem der nächsten Tage stellte ich mich bei ihm ein.

Er bewohnte eine schöne Bel-Etage auf der Chaussée d'Antin; ein kleiner krausköpfiger Mohr in Grün und Gold hieß mich einen Augenblick im Vorzimmer warten, um mich anzumelden und führte mich dann in einen Empfangssaal, den ich schon deshalb mit großen Augen betrachtete, weil es der erste war, den ich überhaupt in Paris betrat. Die hohen Spiegel, die vergoldeten, rothsammetnen Möbel, der krystallblitzende Kronleuchter, die Candelaber und Vasen auf hohen Consolen, Mosaiktische, Teppiche, Vorhänge und Gemälde, Alles machte auf mich einen vornehmen stattlichen Eindruck; bei mir daheim im Mecklenburgischen oder Holsteinischen konnte man weit umher reisen, ohne einen solchen Salon anzutreffen, und daß in Paris jeder reichgewordene Schuster oder Schneider so oder doch ähnlich wohnt, wußte ich damals noch nicht.

Der Besitzer aller dieser Herrlichkeiten empfing mich äußerst herzlich und zuvorkommend und geleitete mich darauf in sein Cabinet, wo wir ungestörter plaudern könnten, wie er sagte. Dies Cabinet war das würdige Seitenstück zu dem Empfangssaal, nur gemessener und würdiger, wie es sich eben für das Studirzimmer eines bedeutenden und angesehenen Arztes paßte, denn daß mein Doctor ein solcher war, unterlag für mich jetzt nicht dem geringsten Zweifel mehr. Auf einem Seitentische standen verschiedene physikalische Instrumente und Apparate, unter ihnen eine große Elektrisirmaschine mit Leydener Flaschen und sonstigem Zubehör, denn der Doctor wendete bei seinen Curen, wie ich im Laufe des Gesprächs erfuhr, vielfach die Elektricität an. Plötzlich trat durch eine Nebenthür eine stattliche Dame ein, die mir mein freundlicher Wirth als eine seiner Somnambulen bezeichnete. Sie war wol etwas zu phantastisch gekleidet, aber so viel ich bei einer flüchtigen und schüchternen Musterung bemerken konnte, wirklich auffallend schön; eine Somnambule indeß hatte ich mir, unter uns gesagt, ganz anders vorgestellt. Der Doctor sprach sehr vertraulich mit ihr, beschrieb einige Zettel, die er ihr gab, küßte sie auf die Stirn und winkte ihr, sich zurückzuziehen; dann zog er die Klingel: der kleine afrikanische Krauskopf erschien, verneigte sich, vernahm den Befehl seines Gebieters: „Bob, laß anspannen!" verneigte sich zum zweiten Male und stolperte rücklings zur Thür hinaus.

„Sie werden mir doch das Vergnügen erzeigen, mich auf meiner täglichen Spazierfahrt ins Bois de Boulogne zu begleiten?" fragte mich der Doctor verbindlich, und fuhr fort während ich es wie Bob machte,

d. h mich verneigte: „überhaupt müssen Sie mir den heutigen Tag opfern; Sie kennen ohnehin noch wenig von Paris und Sie werden mir schon erlauben, Ihnen als Landsmann die Honneurs der Weltstadt zu machen.“ Gegen eine so liebenswürdige Einladung wäre auch dann nichts einzuwenden gewesen, wenn ich wirklich einen Einwand gehabt hätte; da ich aber ganz frei war, so nahm ich sie auf das Bereitwilligste an, und fünf Minuten später saßen wir bereits in einem eleganten Phaeton; der Doctor kutschirte selbst, die schöne Hellseherin grüßte anmuthig vom Balcon herab, Bob sprang wie eine Katze hinten auf den Bedientensitz und wir fuhren davon.

Das Bois de Boulogne war damals noch nicht das, was es heute ist; es bestand nur aus langen geraden Alleen, die sich in weiter Perspective verloren, die Sandwege wurden so gut wie gar nicht unterhalten, Spaziergänger sah man nur wenige und bei schlechtem Wetter kehrten sogar die Equipagen schon am Triumphbogen um. Erst dem neuen Kaiserreiche war die großartige Umwandlung vorbehalten, die seitdem aus jenem Gehölz eine der schönsten Promenaden Europa's gemacht hat. Der heitere Septembertag hatte aber diesmal viel Menschen hinausgelockt und auf dem Hauptfahrwege, der sogenannten allée des princes, war es sehr lebendig. Der Doctor grüßte rechts und links in die vorüberfahrenden offenen Wagen, und seine Grüße wurden ihm stets sehr freundlich erwiedert, namentlich von den Damen, deren er eine Menge kannte. Nach den auffallend schönen Toiletten und den hübschen Gespannen zu urtheilen, konnten es leicht Gräfinnen oder Herzoginnen sein, so sagte ich mir wenigstens, denn auch das wußte ich damals noch nicht, daß die elegantesten Pariser Damen der öffentlichen Promenaden fast sämmtlich der demi-monde angehören. Sollte doch dieser pikante terminus technicus selbst erst zwei Jahre später von Alexander Dumas Fils erfunden werden.

Wir fuhren durch die Elyseeischen Felder zurück bis zum Café anglais auf dem Boulevard des Italiens, das schon zu jener Epoche eine der ersten und namentlich eine der theuersten Restaurationen war. Dort sollte dinirt werden und da ich eingewilligt hatte, dem guten Doctor meinen Tag zu „opfern“, so machte ich begreiflich keine Einwendungen. Ich betrat den großen Saal mit Ehrfurcht, der sich eine gewisse Schüchternheit beimischte; das war also das berühmte Speisehaus, von welchem ich so oft daheim in französischen Romanen gelesen, dabei sehnsüchtig nach Westen schauend, wie nach dem gelobten Lande: ach könntest Du einst selbst dort sein! Mit dreiundzwanzig Jahren und im mecklenburgischen Sande sind dergleichen kecke Wünsche schon erlaubt. Jetzt speise ich ehrbar bei Duval, dem großen prosaischen und billigen Etablissement de Bouillon des Palais-royal, und wenn ich jetzt, was fast täglich geschieht, am Café anglais vorübergehe, so kommt mir nicht die leiseste culinarische Sehnsucht nach jenen Räumen. Tempora mutantur u. s. w. singt schon (da ich nicht genau weiß, ob Horaz, Ovid oder wer

sonst, so nehme ich lieber die allgemeine Phrase): singt schon der lateinische Dichter.

Das Diner war übrigens vortrefflich, obwol nicht auf Gold, sondern nur auf feinem Porzellan servirt, und auch die Coteletten hatten natürliche Knochen und keine silbernen. Wie hoch sich die Zeche belief, konnte ich schon deshalb nicht erfahren, weil, so viel ich bemerkte, der Doctor sie nicht bezahlte; er hatte vermuthlich, als Mann von Stande und als häufiger Gast, wie so mancher seines Gleichen, Credit im Café anglais. Der Mocca wurde draußen auf dem Trottoir eingenommen, wie es die Pariser Sitte mit sich bringt, und was der feine Château Lafitte und der echte Cliquot noch in meinem Kopfe nüchtern gelassen hatten, ging nun völlig darauf beim Anblick des unermeßlichen Theatrum mundi, das sich vor mir entfaltete, denn die dortige Gegend der Boulevards ist die belebteste und brillanteste von ganz Paris, und ich zählte meinen Aufenthalt in der Weltstadt noch nach Tagen.

Und selbst damit war das „Opfer" meinerseits noch nicht vollbracht, denn der Doctor bat mich, und als ich Miene machte, mich zu entschuldigen, bestand er fest darauf, ihn in die Maison dorée vis-à-vis zu begleiten, wo er mir zum Schluß ein besonderes Stückchen Pariser Leben zeigen wollte, wie er mit verschmitztem Lächeln sagte, wobei er graziös den Finger auf die Lippen legte: silence et discrétion. Natürlich ging ich mit und drei, vier teppichbelegte, blendend erleuchtete, broncegeländerte Treppen hinauf, wo mein Cicerone an einer hohen Glasthür klingelte, die sich sofort sanft öffnete. Er sagte dem Diener ein paar Worte, die mir wie eine Art Parole klangen, warf zwei Fünffrankenthaler auf den Tisch, für die er zwei blaue Marken erhielt, von denen er mir eine gab, und wir traten in den ersten Salon. Dort war bunte Gesellschaft, die Damen saßen auf verschiedenen Divanen und Causeusen, von den Herren umstanden, unter denen mehrere ältliche waren, pensionirte Militairs, wie mir schien, mit Ordensbändern und Sternchen im Knopfloch. Recht anmuthig belebte Gruppen, nur konnte ich, aus dem bereits oben gebeichteten Grunde, keine Detailstudien machen, sondern mußte mich mit dem Totaleindrucke begnügen.

Der Doctor wurde auch hier wie ein alter Freund und Bekannter empfangen und ging scherzend und plaudernd von Einem zum Andern und mehr noch von Einer zur Andern. Ein Mann von Welt, sagte ich unwillkürlich zu mir selbst, das sieht man auf den ersten Blick. Was ein mehr Erfahrener und Gewitzigter aber sonst noch auf den ersten Blick in jenen Räumen gesehen hätte, bemerkte ich freilich nicht.

So gelangte ich in den zweiten Salon, der mir, wenn auch en miniature, den grünen Tisch im Conversationssaale zu Baden-Baden in's Gedächtniß rief, wo wir als Heidelberger Studenten so manchen heimlichen Gulden riskirt hatten; und nun ging mir auch endlich das eigentliche Licht auf: ich befand mich nämlich in einem Spielhause. Vage Ideen von Polizei, von versteckten Spielhöllen und dort gerupften Fremden u. dergl. durchkreuzten mein ohnehin schon aufgeregtes Gehirn, und

wenn auch das Local für eine „Hölle" sehr brillant und unverfänglich aussah, so griff ich doch mechanisch nach meinem Portemonnaie und wurde auf einmal ganz nüchtern. Da klopfte mir Jemand auf die Schulter, ich drehte mich um: es war der Doctor. „Sie können immerhin Ihre blaue Marke daran wagen", sagte er leise, „sie gilt fünf Franken, aber im Uebrigen seien Sie vorsichtig." Ich befolgte diese väterliche Warnung; rechts und links von mir wurde stark pointirt, Goldrollen und Bankbillets kamen zum Vorschein, und ich legte, vielleicht etwas linkisch, aber doch für einen Neuling ziemlich dreist, meine blaue Marke ich weiß nicht mehr wohin. Die Roulettescheibe schwirrte und flirrte, die Kugel sprang und flog und eine halbe Minute später lag ein Goldstück neben meiner Marke. Ich zog es ein und ließ die Marke stehen und das niedliche Spiel wiederholte sich noch zweimal. Da steckte ich meine drei Louisd'or still und unbemerkt in die Tasche, als wenn nichts geschehen wäre und hörte auf; also eine Enthaltsamkeit, die Lob verdiente, obgleich unter den Mitspielenden wol keiner Notiz von dieser Heldenthat nahm. Es wurde Thee und Punsch umhergereicht, und ich, durch meine Erfolge immer kühner gemacht, trank von Beiden und trat dann mit dem Doctor auf den Balcon, um eine Cigarre zu rauchen. Endlich gingen wir davon, und zwar, ohne uns weiter zu empfehlen, wie ich mich überhaupt nicht erinnere, der Dame oder dem Herrn vom Hause vorgestellt worden zu sein. Das Ganze hatte auch mehr das Ansehen eines Clubs, als einer Privatgesellschaft, aber mein Protector ließ es sich nicht nehmen, mich noch bis in mein Hôtel zu begleiten. Dort angekommen, konnte ich mich einer gewissen Satisfaction nicht erwehren: ich hatte wie Titus meinen Tag nicht verloren, sondern, außer den erwähnten Genüssen und Amüsements, drei Louisd'or gewonnen, just die Summe, die ich durch meine Leichtgläubigkeit an den bewußten Baron eingebüßt.

So weit die Lichtseite meiner Bekanntschaft mit dem Doctor; die Schattenseite (le revers de la médaille) folgt im nächsten Capitel, aber schon vorher sollte ich einen kleinen Vorgeschmack der letzteren haben.

Einige Tage später traf ich zufällig im Tuileriengarten mit dem Herrn v. T. zusammen, einem alten Freunde meiner Familie, den ich ebenfalls sofort nach meiner Ankunft aufgesucht hatte. Herr v. T. war ein pensionirter Capitain von den gardes du corps du Roi, Ludwigsritter und Legitimist, ein Mann von strengen Grundsätzen, unerbittlich im point d'honneur, wozu er in erster Reihe den politischen Gesinnungswechsel rechnete; also für Frankreich eine seltene Ausnahme von der Regel, kurz, ein echter Ritter ohne Furcht und Tadel. Er lebte zurückgezogen von seiner magern Pension, viel zu stolz, etwas von der Juliregierung anzunehmen, wo er es leicht bis zum Obersten und weiter gebracht, wenn er nur gewollt hätte. Die Republik war ihm vollends ein Gräuel. „Ich sah Dich kürzlich in sonderbarer Gesellschaft", sagte er zu mir, indem er mich scharf fixirte, „wo hast Du denn den Wunderdoctor kennen gelernt? Nimm Dich nur in Acht; Paris ist ein gefähr-

liches Pflaster." Ich war nicht wenig verwundert und erzählte ehrlich und gewissermaßen zu meiner Rechtfertigung, was der Leser bereits weiß. Bei den gewonnenen drei Louisd'or runzelte der alte Capitain vollends die Stirn. „Ich kenne das Haus", sagte er, „es ist ein berüchtigtes und die Polizei wird gewiß eines schönen Tages das saubere Nest ausnehmen. Du kannst von Glück sagen, daß man Dich nicht gleich am ersten Abend gerupft hat; aber die Gauner sind fein: erst lassen sie einen neuen Ankömmling gewinnen, um ihn nachher desto sicherer zu fangen. Versprich mir nur, parole d'honneur, keinen Fuß wieder dahin zu setzen, verstehst Du wol? Und im Uebrigen nimm Dich in Acht; dem Wunderdoctor ist man ebenfalls schon auf der Spur. Alles, was hier in Paris mit Magnetismus und Somnambulismus zusammenhängt, ist von zehn Malen neunmal Schwindel."

Der Capitain urtheilte wol etwas zu hart, aber ich ließ es mir doch gesagt sein und gab auch ernsthaft mein Wort, nicht wieder zum Spiel in die Maison dorée zu gehen.

Anstandshalber jedoch war ich dem Doctor einen Besuch schuldig, nur ließ ich eine volle Woche verstreichen, bevor ich wieder hinging. Ich traf ihn in großer Geschäftigkeit und Aufregung, die er auch gar nicht verhehlte. In dem brillanten Empfangssaal, dessen ruhige Eleganz damals einen so schönen Eindruck auf mich gemacht hatte, lag Alles wild durcheinander; Kisten und Kasten standen umher und zwei Männer in unsauberen Blousen trugen aus den Nebenzimmern alle möglichen Dinge zusammen, augenscheinlich zum Einpacken. Weiterhin wurden einige bereits vollgepackte Kisten lärmend zugenagelt. Ein Umzug oder eine Abreise, dachte ich und war nicht wenig betroffen. Der Doctor empfing mich freundlich, aber auffallend zerstreut; er sei gerade im Begriff, einen Theil seiner Mobilien nach Havre zu expediren, sagte er, wohin er wahrscheinlich bald übersiedeln werde, Auch die schöne Somnambule erschien, aber nicht wie damals in reicher, phantastischer Toilette, sondern in einem sehr nachlässigen Négligé, auch fand ich sie lange nicht so schön, wie das erste Mal. Der schwarze Bob stand auf einer Leiter und nahm die Bilder von den Wänden. Das Ganze machte einen höchst ungemüthlichen, wo nicht unheimlichen Eindruck und ich merkte wol, daß ich zu einer sehr ungelegenen Stunde gekommen war; ich entschuldigte mich daher und beurlaubte mich. Der Doctor schien meine Worte nur halb zu hören, er lief und schleppte hin und her und ich war bereits im Vorzimmer, als er mir ein hastiges au revoir mon cher! nachrief. Ich sollte ihn auch bald wiedersehen, wo aber, das ahnten wir wol Beide in jenem Augenblicke nicht.

Sollte Herr v. T. doch am Ende recht gehabt haben? sagte ich zu mir selbst, als ich nachdenkend in mein Hôtel zurückging.

II. Vor den Assisen.

Etwa sechs Monate später klopfte es eines Morgens an meine Thür und der alte Herr v. T. trat ein. Ich schob mit höflichem Dank für die unerwartete Ehre meinen rothen Lehnstuhl, den einzigen meines kleinen Stübchens im Faubourg Poissonnière, vor den Kamin und war sehr gespannt auf die Ursache dieses frühen Besuchs.

Der Capitain sah noch ernster aus als gewöhnlich und sagte ziemlich barsch: „Mach' keine Umstände, sondern zieh Dich rasch an, ich will Dich mitnehmen, um Dir einen Deiner hiesigen Freunde zu zeigen; aber Du wirst Dich wundern, wo!"

Dieser Eingang machte mich begreiflich sehr verdutzt. „Was für einen Freund?" fragte ich, „und was bedeutet das Wo?"

„Der Freund ist der Wunderdoctor vom vorigen Sommer und das Wo? sind die Assisen", war die Antwort.

Ich fiel aus den Wolken. Ich hatte den Doctor längst vergessen und auch nie wieder etwas von ihm gehört; später war ich noch einmal in seiner Wohnung gewesen, wo man mir aber gesagt hatte, er sei verreist und die Zeit seiner Rückkehr sei unbestimmt. Frau v. B. hatte ebenfalls Paris verlassen, um in ein Seebad zu gehen und dann den Winter in Brüssel zuzubringen, auch sie hatte ich daher nicht wieder gesehen. In Paris gilt ohnehin mehr als anderswo das Sprichwort: Aus den Augen, aus dem Sinn, und auch ich hatte schon diese Erfahrung gemacht.

„Die Assisen!" wiederholte ich erschrocken, „um Gotteswillen, wie ist das möglich?"

„Wie man's treibt, so geht's", antwortete der Capitain. „Du erinnerst Dich, wie ich Dich vor dem Doctor warnte, und damals waren es nur unbestimmte Gerüchte, die über ihn circulirten und die namentlich seine magnetischen Curen in ein sehr zweideutiges Licht stellten. Die Polizei hatte seitdem ein wachsames Auge auf ihn, was er wol gemerkt haben mußte, denn eines Tages war er auf und davon gegangen und zwar nach Havre, wohin er den größten Theil seines Mobiliars vorausgeschickt hatte." (Mir fiel bei diesen Worten mein letzter Besuch ein, wo ich den Doctor hatte einpacken sehen.) „Man sagt, daß er von da nach Amerika gehen wollte. Aber unterdessen machten seine Pariser Gläubiger eine Klage gegen ihn anhängig wegen falschen Banquerottes, und mit solchen Sachen versteht der Code Napoleon keinen Spaß. Man arretirte den Patron in Havre, schaffte ihn nach Paris zurück und belegte seine sämmtlichen Habseligkeiten mit Beschlag. Schon in der Voruntersuchung sollen die gravirendsten Dinge gegen ihn an den Tag gekommen sein, so schlimm, daß selbst der falsche Banquerott dagegen in den Hintergrund getreten ist. Er ist jetzt criminell angeklagt und vor die Assisen gestellt. Mach' nur, daß Du fertig wirst, damit wir keine Zeit verlieren; wir werden hübsche Geschichten zu hören bekommen."

So sagte der Capitain und schon nach einer Stunde befanden wir

uns im Justizpalast und mußten auf der langen Treppe, die hinauf in den Sitzungssaal des Geschwornengerichts führte, Queue machen, um nur hineinzulangen. Alle Gerichtsverhandlungen sind nämlich in Frankreich, mit nur ganz seltenen Ausnahmen, öffentlich und die Assisen üben vor allen andern eine große Anziehungskraft. Wir bekamen übrigens durch Vermittlung eines Huissiers, den der Capitain kannte, einen sehr guten Platz auf der Galerie, gerade dem Tribunal und der Anklagebank gegenüber. Die letztere war noch leer und auch von den Richtern und Geschworenen hatten sich erst wenige eingefunden, so daß ich Muße hatte, mich umzuschauen. Es war noch der alte Sitzungssaal, der seitdem längst demolirt und durch einen weit geräumigern ersetzt worden ist, trotzdem machte er auf mich, der ich zum ersten Male einen Assisenhof sah, einen gewaltigen Eindruck. Die hohen, grünverhängten Fenster, die kahlen Wände, die lange,. gleichfalls grün überzogene Tafel für die Richter, in der Mitte der erhöhte Sessel für den Präsidenten, seitwärts eine dreifache Sitzreihe für die Geschworenen, und dann, von dem übrigen Raum durch eine starke Barrière getrennt, die nackte, ärmliche Bank für die Angeklagten, auf welcher schon so Viele gesessen, die von da auf die Galeere oder gar auf das Schaffot geschickt wurden. An der hintern Hauptwand hing als einziger Schmuck des Saales ein fast lebensgroßes Crucifix, was den feierlichen Ernst des Ganzen noch vermehrte. Die Galerien und der für das Publicum bestimmte untere Raum waren bereits dichtgedrängt von Zuschauern, aber alle beobachteten, im Unterschiede zu den sonstigen öffentlichen Orten in Frankreich, ein sehr gemessenes Schweigen. Die Mitglieder des Gerichtshofes erschienen in schwarzen hermelinverbrämten Roben, ihren Präsidenten an der Spitze, der das Commandeurkreuz der Ehrenlegion an einem breiten Bande um den Hals trug. Plötzlich vernahm man einen hellen Glockenton: die Flügelthüren unter dem Crucifix gingen langsam und weit auf und zu gleicher Zeit traten durch eine andere Doppelthür die Geschworenen ein. Nachdem sich sämmtliche Herren gesetzt hatten, ertönte ein zweiter Glockenschlag, und der Greffier rief mit lauter Stimme: „Die Sitzung ist eröffnet!“ und in demselben Moment entstand eine lebhafte Bewegung im Publicum, denn der Angeklagte ward von zwei Gensdarmen hereingeführt, und zwar an Handfesseln, den sogenannten „menottes“, ein widerwärtiger und im Grunde ganz überflüssiger Gebrauch, den die französische Justiz, die sich doch sonst so erleuchtet und human nennt, noch immer nicht abgeschafft hat.

Ich weiß nicht, ob sich einer meiner Leser schon in einer ähnlichen Lage befunden hat, wohlverstanden nicht in der des Doctors, sondern in der meinigen, nämlich einen Angeklagten und noch dazu einen criminell Angeklagten vor sich zu sehen, den man früher in der vornehmen Gesellschaft als Gentleman gekannt hat, mit dem man persönlich befreundet gewesen, mit dem man, wie ich, spazieren gefahren und dinirt und auf dessen Freundschaft man sich sogar, daß ich es nur gestehe, nicht wenig zugute gethan hat. Das Gefühl ist ein eben so peinliches wie beschämendes.

Ich erkannte übrigens den Doctor sofort; es war ganz derselbe elegante, sorgfältig gekleidete feine Mann, wie ich ihn zum ersten Male bei Frau v. B. gesehen, sein Gesicht war vielleicht etwas bleicher als früher, aber seine Züge verriethen weder Angst noch Unruhe. Er sah flüchtig, jedoch ohne Affectation im Kreise umher; es schien mir, als wenn sein Auge auch an meinem Platze vorüberstreifte, dann blickte er unbewegt vor sich nieder.

Eine Todtenstille herrschte im Saal, als der Präsident die Worte sprach: „Accusé, levez vous!“ und darauf die üblichen Fragen an ihn richtete nach Namen, Alter, Stand, Geburtsort u. s. w. zur Feststellung seiner Identität; alsdann trat der Greffier vor und verlas die Anklageacte, die ich hier natürlich nur in einem kurzen Auszuge nach ihren Hauptpunkten wiedergeben kann.

Heinrich W.*) in Magdeburg, i. J. 1801 von bemittelten Eltern geboren und sorgfältig erzogen, studirte Medicin auf verschiedenen deutschen Universitäten, promovirte in Jena und kam i. J. 1833 nach Paris, um sich dort als praktischer Arzt niederzulassen, wozu er auch die Erlaubniß erhielt, die ihm aber zehn Jahre später wieder entzogen wurde, und zwar, wie das Gerücht ging, wegen Schwindeleien bei seinen magnetischen Curen, auf die aber die Anklage nicht weiter einging. Trotzdem setzte Doctor W. seine Praxis unbeirrt fort und machte von nun an den Somnambulismus zu seiner ausschließlichen Specialität. Die Epoche hierzu war sehr günstig, denn man beschäftigte sich, wie ich bereits oben bemerkte, in jener Zeit, wie in Deutschland, so auch in Frankreich viel mit dem Hellsehen und mit allen Erscheinungen „aus dem Nachtgebiete der Natur.“ Der Doctor hatte auch bald eine Menge Adepten bekommen, die ihm blind ergeben waren und ihm Alles auf's Wort glaubten, und deren unbegreifliche Bornirtheit ihm seine Intriguen und Machinationen sehr erleichterte. Er nannte sich geradezu einen Abgesandten Gottes, behauptete, in beständigem Verkehr mit den Engeln und mit Sanct Johannes, ja sogar mit Gott selbst zu stehen und bezeichnete seine sämmtlichen Aussprüche und Anordnungen als directe Ausflüsse des h. Geistes. Er hatte stets mehrere Somnambulen im Hause, welche Consultationen gaben und die Menge anzogen. Als er den günstigen Erfolg dieses Treibens sah, richtete er sich groß und glänzend ein und nahm auch Pensionaire in seinem Hause auf. Unter ihnen waren es namentlich die Eheleute V., deren ganzes Vertrauen er auf diese Weise gewann, so daß sie zu ihm zogen und ihm die Verwaltung ihres Vermögens übergaben,

*) Ich habe vorgezogen, nur den Anfangsbuchstaben des Namens hinzusetzen, denn wenn auch der Doctor W. längst gestorben und seine Person durch seinen Proceß der Oeffentlichkeit anheim gefallen ist, so könnten doch vielleicht noch in Deutschland Mitglieder seiner Familie leben, gegen welche eine solche Discretion zur moralischen Pflicht würde. Auch will ich ja hier weniger ein juristisches Referat als vielmehr ein Pariser Sittenbild liefern, obwol ich mich natürlich in Bezug auf den Proceß selbst streng an die Gerichts-Verhandlungen gehalten habe und zwar nach der Gazette des Tribunaux v. 31. März und v. 24. December 1852, wo die Sache noch einmal in der Appellation vorkam.

das über 100,000 Franken betrug und das in wenig Jahren völlig darauf ging. Die Engel, oder Sanct Johannes, hatten ihm, wie er vorgab, diese oder jene Finanzoperation gerathen, und der augenblickliche Verlust, wenn nämlich das Capital fort war und er weitere Summen verlangte, würde später hundertfach ersetzt werden. Und immer gaben ihm die einfältigen Leute neue Gelder und merkten den plumpen Betrug nicht.

Morgens und Abends wurden dabei in seinem Hause Betstunden gehalten, denen er selbst präsidirte und wo er den Anwesenden von seinen verschiedenen Unterredungen mit den Engeln u. s. w. Bericht abstattete; manchmal hatte er auch mit Jesus Christus gesprochen, der ihm befohlen, für den einen oder andern Zweck eine Summe von zehn oder zwanzigtausend Franken aufzunehmen, die dann auch bereitwillig von den Adepten zusammengebracht wurde. Man sollte den Unsinn für unmöglich und das Ganze für einen schlechten Witz halten, wenn nicht die Gerichtsverhandlungen alle diese Einzelheiten durch Zeugenaussagen und sonstige Beweise auf das Genaueste bestätigten. Nach den Betstunden wurden verschiedene Experimente mit den Somnambulen gemacht, von denen namentlich die eine, Celestine, in die wunderbarsten Extasen gerieth und dann in einen lethargischen Schlummer fiel, der manchmal bis an den nächsten Morgen dauerte. Sie hatte alsdann während der Nacht Briefe in englischer, deutscher, französischer und italienischer Sprache geschrieben, oft sogar lateinische Verse aus dem Horaz. Später verlegte sich der Doctor auch auf die Schatzgräberei und auf das Geisterbeschwören, wozu ebenfalls viel Geld nöthig war, und außerdem prophezeihte er das Ende der Welt als nahe bevorstehend und mahnte zur Buße und zur Entäußerung alles Irdischen. Er glich darin freilich dem Meilenzeiger, der nur den Weg zeigt, aber ihn selbst nicht einschlägt; im Gegentheil, er hatte den irdischen Freuden und Genüssen keineswegs abgeschworen und wenn sich seine Pensionaire reumüthig und zerknirscht in ihre Zimmer im obern Stock zurückgezogen hatten, begann unten in der Bel-Etage ein lustiges Leben; man gab kleine Soupers à la Régence, ein Titel, den man noch heute den Orgien gibt, wie sie unter der berüchtigten Regentschaft vor der großen Revolution im Palais-royal stattfanden. Bei jenen Soupers spielten alsdann die Somnambulen die Hauptrollen, aber nicht zu medicinischen Consultationen, sondern als Nymphen und Hetären, während der Champagner die Stelle des Magnetismus vertrat. Die Anklage citirte eine Menge von Briefen, die darauf Bezug hatten, deren Lectüre indeß, wegen ihres unsittlichen und oft cynischen Inhaltes unterbleiben mußte.

So trieb es der Doctor viele Jahre lang und zog immer neue Gimpel und Pinsel in sein Netz, die sich gutwillig rupfen ließen, oder doch seine Mühewaltungen theuer bezahlten. Er verkaufte auch sogenannte Hexenrecepte, dort für Jäger, um Glück auf der Jagd zu haben, hier für Verliebte, um sich den Gegenstand ihrer Sehnsucht geneigt zu machen, auch das Geheimniß des Jettatore, d. h. des bösen Auges, um

einem Feinde Unheil und Noth zu bereiten. Und immer fand er gläubige Abnehmer, und viele Clienten kamen von weither, um sich irgend ein derartiges Wunderrecept zu holen.

Die Frage drängt sich auf, was der Doctor mit all den beträchtlichen Geldsummen eigentlich angefangen habe, obschon er nicht wenig für seinen Hausstand und für seine sonstigen Bedürfnisse verausgabt haben mochte, denn bei seiner Verhaftung waren nicht nur seine Kassen leer, sondern er hatte noch weit über 100,000 Franken Schulden. Die Anklage nennt hier eine mysteriöse Persönlichkeit, mit welcher der Doctor in lebhaftem Briefwechsel stand, die in London wohnte und Niemand anders war als Ludwig XVII., d. h. ein Gauner, der sich für den Sohn des unglücklichen Ludwig XVI. ausgab. Der Leser weiß, daß der Dauphin, der heimlich aus dem Gefängnisse des Temple entflohen sein sollte, in den zwanziger und dreißiger Jahren vielfach in Europa auftauchte, auch bei einfältigen Leuten Glauben fand, bis der Schwindel entlarvt wurde .... „Ich selbst“, unterbrach der Präsident den Greffier, „habe schon drei solcher Kronprinzen zu verurtheilen gehabt, und mich dabei stets mehr über die Dummheit der Betrogenen, als über die Frechheit der Betrüger verwundert.“

Alle die obigen Punkte und eine Menge ähnlicher, die ich hier, um nicht allzulang zu werden, übergehe, konnten indeß nur eine zuchtpolizeiliche Anklage auf Schwindel und Geldschneiderei („escroquerie“) motiviren und waren nicht crimineller Natur, um den Urheber derselben vor die Assisen zu stellen; aber der saubere Herr Doctor war noch weiter gegangen.

Er hatte nämlich eine neue Kaffeemaschine erfunden und einen neuen Kaffee entdeckt, auf Beides ein Brevet genommen und als Handelsartikel geschäftlich ausgebeutet. Er richtete einen Laden für den Detailverkauf ein, freilich unter dem Namen einer seiner Somnambulen und überschwemmte ganz Paris und Frankreich mit seinen Prospecten und Reclamen. Seine Lieferanten bezahlte er mit Wechseln, die er später protestiren ließ, und als er endlich Banquerott machen mußte, entdeckte man eine sehr geschickt angelegte falsche Buchführung, die darauf berechnet war, seine Gläubiger irre zu leiten. Zugleich packte er seine sämmtliche, noch dazu unbezahlte Habe zusammen, um damit heimlich fortzugehen, was ihm auch glückte, wenigstens bis nach Havre — und dies Alles bewies hinreichend den absichtlichen commerziellen Betrug, der nach französischen Gesetzen sehr strenge bestraft wird.

Der Greffier trat nach Beendigung der Lectüre zurück und das Zeugenverhör begann. Es brachte aber im Allgemeinen wenig Neues, obwol noch viele pikante Einzelheiten, die ich indeß hier in meiner Erzählung unberücksichtigt lassen muß. Nur eines Falles will ich erwähnen, als weitern Beleg für die Bornirtheit und blinde Ergebenheit der Adepten. Von den bereits oben genannten Eheleuten B., die bei dem Doctor wohnten und deren ganzes Vermögen er im Laufe der Zeit erhalten und verthan hatte, starb die Frau nach einer kurzen Krankheit. Der Mann

ist Anfangs untröstlich, gibt sich aber sofort zufrieden, als ihm der Doctor versichert, dieser Todesfall sei eine Strafe Gottes, das habe ihm Sanct Johannes selbst gesagt.

„Und mit dieser einfältigen Versicherung haben Sie sich beruhigt?" fragte der Präsident den Gatten. „Gewiß, Herr Präsident", war die Antwort. „Glaubten Sie denn Alles, was Ihnen der Doctor sagte?" ‚Alles, Herr Präsident."

Auch die schöne Somnambule erschien, aber als Klägerin, denn sie behauptete, auf das Schrecklichste von dem Doctor hintergangen und sogar von ihm gemißhandelt worden zu sein. Ihre Aussagen fanden indeß wenig Glauben, weil man eine Menge Liebesbriefe von ihr an den Doctor unter seinen confiscirten Papieren gefunden hatte.

Endlich wurde zum Schlußverhör der Doctor selbst aufgerufen; sein Benehmen erweckte jedoch in dem gesammten Auditorium keine Sympathie. Er leugnete Alles rundweg, nannte die ganze Anklage eine unwürdige Machination seiner Feinde, die sich vereinigt hätten, um ihn zu verderben. Er stellte sich als Märtyrer hin und wagte sogar die gotteslästerlichen Worte: „Man kann mich meinetwegen einen Schwindler und Verbrecher nennen, hat man nicht auch dasselbe von Jesus Christus gesagt?" Dies erregte einen gewaltigen Sturm im Saal, den der Präsident nur mit Mühe beschwichtigte, aber es diente zugleich dazu, den Charakter des Angeklagten in seinem wahren Lichte zu zeigen.

Der Staatsanwalt (damals noch „procureur de la République") nahm darauf das Wort und hielt die Anklage in allen ihren Theilen aufrecht; er charakterisirte das Treiben des Doctors sehr richtig, indem er es ein Gemisch nannte von Mysticismus und Schwindel, von Devotion und Geldschneiderei, wo die Engel und Heiligen die vermittelnde Rolle spielten, um die leichtgläubigen Narren desto sicherer in's Netz zu locken und um das Ihrige zu bringen. „Nur kein Mitleid mit einem solchen Spitzbuben", so schloß er seine Rede, „der zu den gefährlichsten gehört, weil er die Frömmigkeit zum Deckmantel seiner Gaunereien gebraucht."

Endlich trat der Advocat des Doctors auf und bemühte sich, seinen Clienten so gut es gehen wollte, zu vertheidigen. Leider gelang ihm dies nur in äußerst beschränktem Maße, denn die einzelnen Indicien redeten zu laut, die Unredlichkeit und der Betrug lagen zu sehr auf der Hand, um die Schuld des Angeklagten zu vermindern. In Bezug auf die übernatürliche Seite des Processes, d. h. auf den Verkehr des Doctors mit der Geisterwelt, citirte der Advocat verschiedene Autoritäten und namentlich Swedenborg und Mesmer, wobei er wol nicht bedachte, daß gerade der Letztere zu Ende des vorigen Jahrhunderts ebenfalls in Paris in eine gerichtliche Untersuchung verwickelt gewesen, die ihm fast ein ähnliches Schicksal zugezogen hatte, wie es später den berüchtigten Cagliostro in der skandalösen Halsbandgeschichte traf. Die Vertheidigung stand mithin auf schwachen Füßen, und als sich nach einem kurzen und durchaus unparteiischen Résumé des Präsidenten die Jury zur Bera-

thung zurückzog, war wol Niemand mehr über die Verurtheilung des Angeklagten in Zweifel.

Schon nach zehn Minuten ertönte die Glocke, und das Gemurmel der vielen Stimmen legte sich augenblicklich: die Geschwornen traten wieder ein, ihr Sprecher ging bis dicht an die grüne Tafel der Richter und sagte mit langsamer, aber sehr deutlicher Stimme: „Auf Ehre und Gewissen, vor Gott und den Menschen, ja, der Angeklagte ist schuldig.“ Nur in Bezug auf den falschen Banquerott hatte die Jury mildernde Umstände angenommen. Der Gerichtshof verurtheilte hierauf den Doctor zu sechsjähriger Zuchthausstrafe und zum Verlust der bürgerlichen Ehrenrechte auf weitere sechs Jahre. Dieser vernahm das Urtheil mit anscheinender Gleichgültigkeit, er erhob sich, wie wenn er etwas sagen wollte, aber die Gensdarmen traten hinzu, legten ihm die Handschellen wieder an und führten ihn hinaus. —

Es war sieben Uhr Abends, als wir den Saal verließen. „Ich lade Dich ein, mit mir zu speisen“, sagte der Capitain, „aber nicht im Café anglais, sondern zu einem bescheidenen Diner im Palais royal, und nach Tische werden wir nicht in die Maison dorée gehen, sondern einen Spaziergang in den Elyseischen Feldern machen. Ehrlich währt am längsten.“

III. Im Zuchthause.

Wieder einige Jahre später machte ich einst mit guten Freunden einen Ausflug nach Rouen, um die herrliche Kathedrale, den berühmten Justizpalast und die vielen andern schönen Gebäude zu besehen, an denen die ehemalige Hauptstadt der Normandie so reich ist.

Wir hatten an der Table d'hôte die Bekanntschaft eines liebenswürdigen ältlichen Herrn gemacht, der uns über Vieles belehrenden Aufschluß gab und uns auch sonst bei unseren kleinen Excursionen auf das Freundlichste an die Hand ging. „Vergessen Sie nur nicht“, sagte er uns eines Tages nach Tische, „da Sie sich doch für mittelalterliche Baukunst interessiren, auf Ihrer Rückreise das alte Schloß Gaillon zu besuchen, das zu den bemerkenswerthesten architektonischen Denkmälern jener Zeit gehört, die sich überhaupt noch in Frankreich finden. Es ist freilich von seiner frühern Schönheit nicht mehr viel übrig geblieben, aber selbst das Wenige ist noch immer eines Besuches werth.“

„Schloß Gaillon“, sagte ich und suchte in meinem Gedächtniß nach einem Umstande, der mit diesem Namen zusammenhing, den ich bereits gehört hatte, ich wußte nur nicht gleich wo und wie.

„Das Schloß“, erzählte der Herr weiter „war Jahrhunderte lang die Residenz der Erzbischöfe von Rouen, die sämmtlich daran bauten und verschönerten, bis es in der großen Revolution der Verheerung und Plünderung anheimfiel. Das Hauptportal wurde sogar später nach Paris geschafft, wo man es in dem innern Hofe des Palais des beaux

arts aufgestellt hat. Zwei Flügel des Schlosses richtete man alsdann zu einer Arbeitsanstalt für Zuchthaussträflinge ein, und diese traurige Bestimmung hat das schöne Gebäude noch heute."

Bei dem Worte „Zuchthaussträflinge" klärte sich plötzlich meine unsichere Erinnerung auf: mir fiel der Wunderdoctor W. ein und ich entsann mich nun genau, nach seiner Verurtheilung gehört oder gelesen zu haben, daß er seine Strafzeit im Zuchthause zu Gaillon abbüßen würde. Ich sagte indeß den Freunden nichts davon, hatte ich mich doch längst bemüht, den schlimmen Doctor zu vergessen; ich fragte nur, ob es vielleicht möglich sei, die Erlaubniß zum Besuch des Zuchthauses zu erhalten.

„Gewiß", antwortete unser freundlicher Cicerone, „und ich kann Ihnen sogar einen Brief an den Unterpräfecten von Vernon geben, der sich glücklich schätzen wird, Ihnen in dieser Beziehung gefällig zu sein."

So fuhren wir denn am nächsten Tage mit dem Pariser Dampfer stromaufwärts nach Vernon, und kamen dort gegen Abend an, stiegen in dem uns gleichfalls empfohlenen Hôtel ab und waren vortrefflich aufgehoben. Alsdann begaben wir uns zum Unterpräfecten, der uns, Dank des bewußten Empfehlungsbriefes, auf das Zuvorkommendste empfing und uns einen seiner Secretaire für den folgenden Morgen zur Disposition stellte.

Unser Gasthof lag dicht am Seineufer und die Fenster meines Zimmers gingen auf den Fluß hinaus. Gegenüber in nicht gar weiter Entfernung stand im Mondlicht das alte Schloß Gaillon, auf einer Anhöhe, wie eine schwarze, phantastische Masse, nur einzelne spitze Thürme traten hervor und auf der hohen Mauer der vordern Façade schimmerte es dann und wann wie matter Lichtschein, vielleicht von den Laternen der Gefängnißwärter und Patrouillen, welche die vorgeschriebene nächtliche Runde machten; denn wenige Tage vorher, so erzählte man uns auf dem Dampfschiffe, hatten einige der schlimmsten Verbrecher einen Fluchtversuch gewagt, waren aber wieder eingefangen worden und seitdem hatte man die Wachen verdoppelt.

Mir war unten im Gastzimmer eine alte Chronik von Gaillon in die Hände gefallen, die ich unbemerkt mitnahm und in der ich nun vor Schlafengehen noch hin und herblätterte. Welch eine gewaltige, großartige Vergangenheit in jenen dunklen Mauern, die Geschichte von mehr als einem halben Jahrtausend! Von Ludwig dem Heiligen an, der i. J. 1260 das Schloß mit allen Liegenschaften und Gerechtsamen an den Erzbischof Rigault für 3000 Goldthaler verkaufte, um Geld zu seinem zweiten Kreuzzuge zu gewinnen, bis hinab zu dem letzten Besitzer, dem Erzbischof Dominicus, aus der noch heute blühenden Familie der la Rochefoucauld, und der in jenem Fürstensitze seinen allergnädigsten König und Herrn Ludwig XVI. empfing.

In dem ehemaligen Karthäuserkloster, das zum Schlosse gehörte und jetzt ebenfalls in Ruinen liegt, malte um die Mitte des 17. Jahrhunderts der berühmte Lesueur seine ersten ascetischen Bilder, die wir

jetzt in den Galerien des Louvre bewundern, und hundert Jahre früher hatte gar Heinrich III. seinen frivolen Hofhalt für einige Monate in Gaillon aufgeschlagen, freilich in Begleitung seiner bigotten Mutter, der berüchtigten Catharina von Medicis, die in den entlegensten Gemächern eines Seitenflügels durch Fasten und Gebet die wilden Streiche wieder gut zu machen suchte, welche die Mignons mit den leichtfertigen Hofdamen im Hauptgebäude begingen.

Auch die strenge Madame von Maintenon erschien ihrerseits auf dem Schlosse, aber in Schwarz und in der weißen Haube à la pécheresse, denn die Glanzzeit Ludwig's XIV. war längst dahin und die Glorie des roi-soleil war erblichen; sie wohnte dem Einzuge Nicolas Colberts, ihres Schützlings, bei, für den sie das Erzbisthum Rouen erlangt hatte. Der Erzbischof Nicolas, ein Sohn des großen Colbert, war ein prachtliebender Fürst, der über eine halbe Million auf die Verschönerung Gaillons verschwendete und nur bedauerte, nicht das Zehnfache aufwenden zu können, um sich dort ein kleines Versailles zu schaffen, wie er sagte.

Am großartigsten war aber der bereits erwähnte letzte königliche Besuch, derjenige Ludwig XVI. Am Abend des 28. Juli 1786 flammten alle Höhen auf beiden Seineufern von vielen tausend Freudenfeuern, eine unendliche Reihe berittener Diener mit Fackeln zog durch das Thal, und ihnen folgte eine mit acht weißen Pferden bespannte vergoldete Carrosse, in welcher der König saß, der von seiner Reise nach Cherbourg zurückkam, der letzten, wo er noch als absoluter Monarch mit dem ganzen Gepränge seiner königlichen Würde erschien. Das glänzende Gefolge und der unermeßliche Troß von Soldaten und Reisigen aller Art wurden im Schlosse selbst, in dem darunter liegenden gleichnamigen Flecken und in der Stadt Vernon untergebracht, und zwei Tage dauerten die Festlichkeiten. Als der König am Morgen durch Rouen gefahren war, wo man ihn ebenfalls mit allen denkbaren Ehrenbezeigungen empfing, zersprang nach den ersten Tönen die berühmte große Glocke der Kathedrale, die man damals unter dem Namen „la cloche d'Amboise" immer als die größte der Welt bezeichnete; ein trauriges Omen, das freilich Niemand beachtete — und kaum sieben Jahre später, nachdem die furchtbare politische Wandlung in Frankreich ihren blutigen Verlauf genommen, starb der unglückliche König auf dem Schaffot ....

Mitternacht war vorüber, als ich endlich das Buch zuschlug und mich niederlegte. Am nächsten Morgen waren wir früh bei der Hand, der Secretair des Unterpräfecten hatte sich bereits eingefunden und wir ließen uns nach dem Frühstück an das andere Ufer des Flusses übersetzen. Das Schloß lag im hellen Sonnenschein vor uns und hatte selbst in seinen Ruinen noch etwas Imposantes. Der nördliche Flügel war ganz zerfallen, in den zerklüfteten Mauern starrten noch hier und da einige Fensternischen oder die Reste einer steinernen Brüstung, die einst einem Altan oder einer offenen Galerie zur Einfassung gedient, Alles war dicht von Epheu überwuchert, mit herabhängenden Birken gleich Trauerweiden untermischt, ein trostloses Bild der Verödung. In den

weiten Höfen hoher Graswuchs rings um die verschütteten Bassins der ehemaligen Springbrunnen; nur ein Portal mit schlanken Säulen war noch wol erhalten und zeigte oben in dem gewaltigen Schlußstein der Wölbung das bourbonische Wappen mit den drei Lilien, von einem Cardinalshute überragt. Der südliche Flügel hingegen war wieder restaurirt, aber schmucklos und kasernenartig, nur drei lange einförmige Fensterreihen übereinander, die Eingänge mit schweren, eisenbeschlagenen Holzthüren versehen, und die dortigen Höfe außerdem durch hohe Mauern von den übrigen Räumlichkeiten des Schlosses getrennt. Das war eben das Gefängniß, wohin wir uns jetzt begaben.

Unser Führer meldete uns bei dem Officier, der den Wachtposten commandirte, das Gitterthor ging auf und man ließ uns in ein kleines Häuschen eintreten, wo wir unsere Namen in ein Buch schrieben und uns außerdem eine genaue Inspection unserer Taschen gefallen lassen mußten, ob wir nicht etwa irgendwelche Contrebande bei uns hätten. Der Officier entschuldigte sich mit seiner gemessenen Ordre, die neuerdings noch verschärft worden sei und wir ergaben uns in unser Schicksal. Alsdann erschien ein alter freundlicher Mann, eine Art Oberaufseher, der uns in Abwesenheit des Directors umherführte.

Das Zuchthaus in Gaillon ist eins der sogenannten Maisons centrales, d. h. ein Strafarbeitshaus, und die Gefangenen zerfallen in drei von einander abgesonderte Kategorien, nämlich die alten Bagnosträflinge, die auf Lebenszeit verurtheilt sind, aber nach ihrem sechzigsten Jahre von den Galeeren zu leichterer Arbeit in die Centralhäuser geschafft werden, alsdann die schwergravirten Verbrecher, die dem Bagno nur durch irgend einen glücklichen Nebenumstand entgangen sind, und drittens die „leichteren Sträflinge", deren Strafzeit nicht über sechs Jahre beträgt. Die Disciplin im Hause ist außerordentlich streng und für alle drei Abtheilungen gleich. Die zwölfstündige tägliche Arbeit besteht zumeist in Weben von Teppichen (sogen. Verbrecherdecken, die ja auch in Deutschland bekannt sind) und von sonstigen groben wollenen Stoffen, im Verfertigen von ordinairen Blech- und Holzwaaren, von Bürsten und Kämmen, ledernen Pantoffeln, Filzschuhen u. s. w. Die Sträflinge arbeiten ihrer zwanzig bis dreißig in großen Sälen unter mehreren Aufsehern, die das geringste Vergehen gegen die Hausordnung zum Bericht an die Vorgesetzten notiren. Namentlich ist das Sprechen verboten, und für ein einziges Wort ist schon manchmal Einer zu achttägigem Dunkelarrest bei Wasser und Brot verurtheilt worden. Nur in der Mittagsstunde, nach der Hauptmahlzeit, wo die Gefangenen in die verschiedenen Höfe hinabgeführt werden, dürfen sie das Schweigen brechen. Wir besuchten die Schlafsäle, die Refectorien und die Küchen und kosteten in den letzteren die traditionelle Bohnensuppe, die wir, ehrlich gestanden, abscheulich fanden, uns aber wohl hüteten, es zu sagen. Donnerstags und Sonntags wird eine kleine Fleischration gegeben, die hoffentlich besser ist, als jene Suppe. Aber Alles ist reinlich und gut gehalten und bei aller Strenge schien uns der Geist der Anstalt doch ein

humaner zu sein, was in der Regel vom Director abhängt, und der damalige von Gaillon war sehr beliebt.

Ein zweiter Inspector hatte sich zu uns gesellt, den ich leise nach dem Doctor W. fragte, indem ich mit wenig Worten seinen Proceß erzählte. „Gewiß kenne ich ihn", antwortete der Beamte, „wir nennen ihn den Pariser Magnetiseur; er gehört zur dritten leichten Abtheilung und ist im Musiksaal beschäftigt, wohin Diejenigen kommen, die keine schweren Arbeiten verrichten können."

Unter Musiksaal war die Werkstätte zu verstehen, wo Accordeons, Mundharmonikas und kleine Jahrmarktgeigen verfertigt wurden.

Als wir den Raum betraten (ich nicht ohne Herzklopfen) rief der Inspector laut: „à bas les casquettes!" und die Sträflinge erhoben sich und nahmen ihre runden grünen Mützen ab; dann arbeiteten sie weiter, ohne aufzusehen. Ihre Kleidung bestand, da es im Sommer war, aus einer Jacke und Hose von grauem ungebleichten Sackleinen, mit dem groben Hemde ihr ganzer Anzug; im Winter wird das Leinen durch einen Stoff aus grauer Frieswolle ersetzt, was beides in der Anstalt selbst verfertigt wird. Die Sträflinge weben sich somit ihr eigenes Gewand.

Der Beamte bezeichnete mir einen Mann, der nahe am Fenster stand und an einer Hobelbank kleine Holzleisten schnitzte. Als ich näher hinsah, erkannte ich den Doctor sofort, obwohl er uns nicht zu bemerken schien. Aber wie hatte sich der Unglückliche verändert! Sein spärliches Haar war weiß geworden und seine Züge waren wie die eines Todten.

Er schichtete mit zitternden Händen seine kleinen Leisten zusammen und griff alsdann zu einem Bret, um neue zu machen. Dabei schaute er manchmal verstohlen zum Fenster hinaus, dessen untere Hälfte noch dazu aus blinden Scheiben bestand, so daß er kaum mehr erblicken konnte, als ein Stück Himmelblau, denn die Aussicht war durch ein gegenüberliegendes Gebäude verdeckt. Aber jenes Blau mahnte an die blühende Landschaft draußen, es war die Freiheit, deren Luft der geringste Bettler athmete und die ihm nicht gehörte. Ich war erschüttert und wie im Fluge zog die Erinnerung an früher in mir vorüber: unsere Bekanntschaft bei Frau v. B., unsere Spazierfahrt in seinem eleganten Phaeton mit dem Neger Bob, unser Diner im Café anglais, seine prächtige Wohnung, der Assisenhof, seine Verurtheilung . . . Alles wie ein wüster Traum. Nun stand er da im Zuchthauskleide, er, der an Luxus und Wohlleben Gewöhnte, er, einst der gebildete Mann der feinen Gesellschaft, jetzt der Genosse von verworfenen Verbrechern, und er infam wie sie, vielleicht von Mördern, denn mancher, mit dem er unter einem Dache schlief, mochte wol einen Mord auf seinem Gewissen haben.

„Wenn ich etwas für ihn thun könnte", sagte ich leise zu dem Beamten, „ihm vielleicht eine Gabe zurücklassen, um ihm irgendwie seine schreckliche Lage zu erleichtern?"

„Nichts, gar nichts", antwortete dieser mit festem Tone, „er darf

nichts annehmen; es ist sogar den Besuchenden strenge verboten, die Sträflinge anzureden."

Dann gingen wir und ich kann noch heute nicht sagen, ob mich der Doctor auch seinerseits damals erkannt hat.

Ehe wir das Schloß verließen, zeigte man uns noch den Kirchhof, wo die Sträflinge, die in der Anstalt sterben, begraben werden. Es ist eine ebene sandige Fläche, von einer niedrigen Mauer umgeben, am Eingange steht ein großes steinernes Crucifix. Kleine, unscheinbare Kreuze von schwarzem Holz ohne Namen und Inschrift bezeichnen das Grab eines Sträflings; nur in der Mitte gewahrten wir ein einfaches steinernes Monument: es war das Grab eines der letzten Directoren, der vor seinem Tode den Wunsch ausgesprochen hatte, dort bestattet zu sein. Gewiß eine Art von Heroismus, zu welchem wol nicht Jeder den Muth in sich fühlen dürfte.

Auch der Wunderdoctor liegt jetzt dort begraben: denn wie ich später einmal zufällig erfuhr, ist er ein Jahr nach unserm Besuch, also vor Ablauf seiner Strafzeit, in jenem Zuchthause gestorben.

Gefangen.

Mit der Wolken Flug, mit der Winde Hast
Schweifen der Liebe Gedanken,
Aber vom stillen Zweig erfaßt,
Schmiegen sich innige Ranken.

Wie der Bogen den Pfeil entläßt,
Rauschte der Lerche Gefieder,
Aber zur Saat in's kleinste Nest
Sank am Abend sie nieder.

Und Millionen Augen ist
Dein Herz vorbeigegangen,
Doch von den zweien letzten bist,
Von zweien, Du gefangen!

J. G. Fischer.

Das Leben unserer Singvögel in der Gefangenschaft.

Von Pfarrer **Karl Müller** in Alsfeld.

Den wandernden Sängern haben wir draußen Lebewol gesagt. Sie zogen dahin mit dem stillen Geheimniß in ihrer Brust. Daß Futtermangel und Unwirthlichkeit der Jahreszeit das Räthsel des Wandertriebes nicht lösen können, beweist einmal schon das frühe Wegziehen mancher Arten, welche sonst von der Gunst der Witterung und dem Reichthum der Nahrung länger zurückgehalten werden würden, das beweist unwiderleglich die eigenthümliche und nur durch Annahme des Vorhandenseins von einem zwingenden Naturtrieb zu erklärende Unruhe, welche sich der Zugvögel im Gefangenleben während der Nacht in der Zeit bemächtigt, wo ihre Brüder und Schwestern die Reise in die Fremde oder in die Heimat unternehmen. Es liegt in der Beobachtung der Gefangenen zur Zugzeit ein Anlaß, die Liebhaberei in ernste Erwägung zu ziehen, diese freiheitgewöhnten Naturkinder in den engen Raum des Kerkers zu bannen und ihr Dasein und Leben sich dienstbar zu machen. Der Vogel möchte die Schwingen lüften und rühren zu kräftigem Schlag, um der stürmisch vorandrängenden Sehnsucht zum Wandern Ausdruck zu geben. Aber seine Fittige treffen anstatt der weichen Luftwellen das harte Gitter des Käfigs. Sein Schnabel durchschneidet nicht in kühnem Aufschwung und Vordringen die wogenden Luftschichten, sondern prallt ab an der Käfigdecke, immer wieder von Neuem gegen dieselbe anstoßend, weil der Naturtrieb unbändig den Vogel beherrscht und keine Besinnung und Ueberlegung gestattet. Diese Wanderwochen der Vögel sind dem zartfühlenden Menschen immer peinigend. Dieses Toben, Flattern und Anrennen dringt tiefer, als in das äußere Ohr. Das Gewissen richtet sich auf und vernimmt auch etwas davon. Es fängt an sich gegen die Macht der Leidenschaften zu empören. Vögel der Freiheit berauben, ist grausam und unverantwortlich — so urtheilen nicht Wenige. Ob sich aber dieses Urtheil auf gründliche Erfahrung und Beobachtung stützt, muß bezweifelt werden. Von dem in großem Maßstab betriebenen Vogelfang mittelst Vogelherden, Lerchengarnen und Meisenhütten reden wir nicht; denn über diese das Volk schändenden, von rohem Erwerbsinne erdachten und gegründeten Denkmäler beklagenswerther Verirrung, über diese lauernden Mördergruben sind alle klaren Köpfe im Urtheil einig. Oder wer möchte das Handwerk der an vielen Orten unseres deutschen Vaterlandes hausenden Vogelsteller in Schutz nehmen, welche die Gefangenen auf Märkten feilbieten und sich eben so wenig ein Gewissen daraus machen, das Eigenthumsrecht zu verletzen und ganze Gegenden

durch Wegfangen der edelsten Singvögel zu entvölkern, als Hunderte der letzteren durch rohe Vernachlässigung in der Behandlung dem elenden Hinsterben preiszugeben? Wir haben es mit dem Leben dieser Vögel unter dem Dach solcher Menschen zu thun, bei welchen ihnen verständige und liebevolle Behandlung zu Theil wird. Wir wollen ohne Vorurtheil aus ihrem Verhalten schließen, ob sie sich nicht im Umgang mit den sie gut behandelnden Pflegern glücklich fühlen.

Der Verlust oder die Entbehrung der Freiheit berührt den aufgezogenen, draußen dem Neste entnommenen oder gar den in der Stube gezüchteten Vogel natürlich wenig oder nicht; empfindlich aber je nach dem Charakter der Art und nach persönlichem Naturel den Wildling. Es währt immer eine geraume Zeit, bis sich der Gefangene an die neue, unbequeme Lage gewöhnt. Das scheue, wilde Wesen mancher Vögel erfordert darum von vorherein eine genaue Beachtung der vorzüglichsten Eingewöhnungsregeln. Das Widersinnige der Behandlung würde nur die Qual des nach Befreiung sich sehnenden Käfigbewohners mehren oder gar seinen Tod verursachen. Im Dämmern des anfänglich mit grünem Tuch verhängten Käfigs, wo der Anblick des Himmels und der Bäume nicht den Sehnsuchtsdrang steigert, an stillen Plätzchen, wo keine gefürchteten Erscheinungen ihn erschrecken und aufregen, unter der anziehenden Wirkung des passendsten und beliebtesten Futters, welches nebst dem Wasser vermöge seiner wolzuberücksichtigenden Stellung dem Vogel in die Augen fallen muß, wird der Eingekerkerte sich am Ersten beruhigen und in die Umstände fügen. Das sichere Zeichen seines wiederkehrenden Behagens ist das Ertönen seines Gesangs. Die Ursachen, warum der eine Sänger seine Stimme alsbald und oft erhebt, wenn er beim Beginn seiner Singzeit eingesperrt wird, der andere sich erst später, seltner, leiser und nur kurze Zeit hören läßt, liegen in individueller Eigenthümlichkeit verborgen. Lebhafte, in äußerem Betragen hitziges Temperament verrathende Männchen sind nicht immer die geneigtesten und fleißigsten Sänger. Ein genauer Kenner der launenhaften und unter dem Einfluß der augenblicklich waltenden Umstände leidenden oder heiter gestimmten Stubenvögel wird bei der Behandlung und Pflege scharf individualisiren und hiernach die Mittel zur Hebung ihres unterdrückten Seelenlebens anwenden, in der Folge aber ihnen nicht blos Raum zum Springen, sondern auch zum Gebrauch der Schwingen, den Zutritt reiner Luft und belebenden Lichtes, die Wohlthat möglichst gleichmäßiger normaler Wärme und den Genuß gesunder, naturgemäßer Nahrung in hinreichender Menge gewähren. Der vogelfreundliche Pfleger wird alle grausamen und gewaltsamen Mittel der Zähmung verabscheuen und durch sanften, geduldigen Verkehr das Vertrauen in den mißtrauischen, mit Scharfblick Wolthäter und Quäler unterscheidenden Wildlingen wecken. Er wird die Verantwortlichkeit, die er als Wärter der Gefangenen übernommen hat, als Gewissenssache betrachten und jeglichen Schaden von ihnen ferne zu halten suchen; er wird sie nicht als seelenlose Werkzeuge zur Befriedigung wuchernder Selbstsucht ansehen, sondern sein Herz in warme Beziehung

zu den Freuden und Leiden ihres Gefangenlebens setzen. Bei solcher Voraussetzung dürfen wir den Gefangenen ein längeres, ja oft viel längeres Leben, als ihren freien Brüdern in sichere Aussicht stellen und bald werden sie den Verlust des Freilebens bis auf zeitweise wiederkehrende Anwandlung der Unruhe und Sehnsucht vergessen und, indem sie sich wol und heimisch fühlen, ihrer theilnehmenden Umgebung Freude bereiten. Man muß den treuen Freund seiner befiederten Lieblinge mitten unter ihnen schalten und walten sehen, um eine Vorstellung zu erhalten von dem wechselseitigen Verhältniß. Die Käfige sind in geräumiger, hoher Stube, welche im Winter am besten durch einen gleichmäßige Wärme ausstrahlenden Porzellanofen geheizt wird, je nach der Neigung der Insassen angebracht. Die Nähe des Ofens, der Thüre und der Zimmerdecke ist dabei sorgfältig vermieden. Der Eintritt des Pflegers macht auf diese Stuben- und Käfigbewohner verschiedene Eindrücke. Die völlig Zahmen, seit Jahren durch gewohnten Umgang mit Menschen zutraulich Gewordenen sind entweder freudig erregt oder bleiben in ihrer Ruhe, die weniger Zahmen blicken mit vorgebeugter Haltung durch das Gitter und springen dann mit glatt gelegtem Gefieder auf den Sprunghölzern ihrer Käfige hin und her. Die schwer zähmbaren Drosseln und Amseln sind an solchen Orten untergebracht, wo ihnen die bekannten oder fremden in's Zimmer tretenden Persönlichkeiten nicht zu nahe kommen. Ihnen gegenüber beobachtet ihr Besitzer ein Verhalten, welches ihnen vor anderen ihrer Stubengefährten Ruhe gewährt und den Schein der Gleichgiltigkeit und des Nichtbeachtens trägt. Scharfes beobachtendes Hinsehen ängstet diese, das scheue Wesen nie ganz ablegenden Wildlinge. Eine Nachtigall oder ein Rothkehlchen, eine Lerche, eine Bastardnachtigall verfolgt jetzt neugierigen Blickes die Bewegungen des nach einer Ecke des Zimmers schreitenden Herrn. Dort steht der wolbekannte Mehlwurmtopf. Unruhig verlangend springt das lockende Rothkehlchen auf und ab, die Lerche kommt dicht an das Gitter und steckt auslugend ihr feines Köpfchen hindurch und piept, die Nachtigall tackt, das Blaukehlchen schnurrt, der Plattmönch grätzt, kurz, alle Vertrauten und in das Geheimniß Eingeweihten sind in freudiger Aufregung. Jetzt tritt der freundliche Mann schmeichelnd an den Käfig der Nachtigall heran und hält ihm den zappelnden Mehlwurm vor. Laut krähend erfaßt sie ihn und verschlingt ihn hastig. Nicht so ihre Nachbarin, die vor dem dargebotenen Wurm zurückweicht und gegen die Rückwand des Käfigs sich stemmt. Aber geduldig verweilen die Finger am Gitter, welche den Leckerbissen halten. Diesen Kampf des Vogels mit sich selbst muß man sehen, um zu erfahren, in welchen verschiedenartigen Nüancirungen seine Seele thätig ist. Die Regung der Furcht, die überlegende Sorge für deckende Stellung, das zögernde Erwägen des sichersten Angriffs auf die dargebotene Gabe, das verlangende Begehren, welches durch zeitweises sichtbares Vorschmecken seine überwindende Macht verräth — alle diese Zeichen der sich beständig kreuzenden, rasch miteinander abwechselnden oder auch zusammenwirkenden inneren Vorgänge geben uns ein treuwahrhaftiges

Bild geistiger Begabung und nöthigen uns das Geständniß ab: wie sind diese Thierchen doch so menschlich! Eine plötzliche, auffällige Bewegung der Hand, ein störender Blick drängt das fast zum Siege gelangte Begehren des Lüsternen zurück. Endlich siegt das Verlangen und mit rasch ausgeführtem Andrang bei immerhin gewahrter Vorsicht und im Augenblick des Erfassens der Beute geschickt ausgeführter rückgängiger Flugbewegung nimmt die widerspenstige Nachtigall die Gabe aus der Hand des allmäligen Bändigers ihrer mißtrauenden Besorgniß. Im weiteren Verlaufe des Rundganges, welchen der Wolthäter unter seinen Pfleglingen macht, lernen wir noch viele Unterschiede des Naturells der Arten und Individuen kennen. Die Lerchen zeigen in ihren auffallenden Bewegungen die oft und schnell wechselnden Gemüthsstimmungen an. In den beweglichen, bald nur leise gelüfteten, bald zur Holle aufgerichteten, bald wieder glatt gelegten Kopffedern erkennt der Vertraute des Seelenlebens dieser Vögel die reizbare Empfindung, die veränderliche Laune, die leicht erregbare Leidenschaft. Die Vorenthaltung des einmal gezeigten Mehlwurms bringt die Lerche oft außer sich. In raschem Lauf eilt sie im Käfig auf und ab, sträubt zur hohen Haube die Kopffedern, hackt mit dem Schnabel zornig gegen das Gitter und macht wol auch durch Geschrei ihrer Empfindung Luft. Das Rothkehlchen macht Complimente, lockt, gluckst und nimmt den Wurm zwar eifrig hin, trägt ihn aber gern noch eine Zeit lang im Käfig umher, um ihn dann am passendsten Plätzchen mit dem Schnabel zu tödten und in schlinggerechte Lage zu bringen. Die mit Hast und Geschrei die Gabe ergreifenden Vögel sind fast durchgängig ältere Gefangene, hier und da kann jedoch dieses Gebahren auch das Zeichen starker Abmagerung sein, in welchem Falle für reichlicheres und nahrhafteres Futter Sorge getragen wird. Welches verschiedene Temperament zeigt sich nun aber selbst unter gleichen Arten! Die eine Nachtigall bewegt sich flink und lebhaft im Käfig, schnalzt und hebt oft den Schwanz im Affect, während die andere bedächtig springt und in Haltung und Wendung von jener unverkennbar abweicht. Dieser oder jener Plattmönch, eine graue Grasmücke, ein Blaukehlchen, ein Laubsänger hält sich säuberlich und nett, während ein anderes Männchen sich beschmutzt und die Kanten seiner Federn an Flügel und Schwanz zerstößt, ungeachtet diese Erscheinungen in keiner abweichenden Käfigeinrichtung und Behandlung ursächlich begründet sind. Auch darauf nimmt der Versorger aufmerksame Rücksicht und wählt hier reineren Flußsand, dort statt allen Sandes Löschpapier, hier versetzt er erfahrungsgemäß die Sprunghölzer an geeignetere Stellen, dort beschneidet er dem zum nächtlichen Toben geneigten Vogel die Schwingen, um den Schaden abzuwenden. Das Reinigen der Käfige bringt selbst die völlig gezähmten Vögel in Aufregung. Vorsichtig zieht deshalb ihr Pfleger den Schieber zum Reinigen heraus, um die zerbrechlichen Füße zu schonen, und eben so rücksichtsvoll fügt er ihn wieder ein. Veränderungen bewirkende Maßregeln liebt der gefangene Vogel überhaupt nicht, denn die Gewohnheit beherrscht sein Leben in hohem Grade. Eine Versetzung seines Käfigs

bewirkt Unruhe und Unbehagen, oft völliges Verstummen. Sobald aber der gewohnte Platz wieder eingenommen ist, kehrt auch sogleich Behagen und Singlust wieder. Auffallende oder befremdende Auftritte können erregbare Naturen zur Verzweiflung bringen, sogar eine ungewöhnliche, in die Augen fallende Tracht ihres besten Freundes verwirrt ihrer viele. Konnte mich doch meine aufgezogene Amsel, welche den Nachtigallenschlag von einer Meisterin gelernt hatte, in meinem Ornat nicht sehen, ohne sich über diese Tracht wie wahnsinnig zu geberden. Was that daher ihr rücksichtsvoller Gönner? Er zog das unliebsame Kleid in einer andern Stube an und legte es auch dort wieder ab. Hunde und insbesondere Katzen ängstigen schon durch ihren Anblick die furchtsamen Thierchen, doch auch hierin thut die Gewohnheit Wunder, so daß aus dem erbittertsten Feinde nicht selten ein duldsamer oder gar warmer Freund wird. Das Rothkehlchen, welches ich als Stubengenossen eines Hundes und einer Katze kennen lernte, mit denen es Ruhestätte und Mahl theilte, vergesse ich nie. Kein Zahn, keine Kralle richtete sich gegen das harmlose Vögelchen, der Hund stöberte es sogar unter dem Bett hervor, um es auf seine Anwesenheit und sein Begehren aufmerksam zu machen, ihm in der Vertilgung der quälenden Schmarotzer behülflich zu sein. Der Eintritt fremder Hunde und Katzen scheuchte dagegen das Rothkehlchen unverzüglich an gesicherte Plätze.

Unter der täglichen wachehabenden Beobachtung, welche der Besitzer der Stubenvögel sich zum Gesetz machen soll, bietet sich des Interessanten im Bereiche der Erfahrungen gar Vieles dar und das Erforschen der mannigfaltigen Eigenthümlichkeiten ist in Wahrheit ein psychologisches Studium. Denn da sitzen, wie in einer Schulstube auf den Bänken die Knaben, hier in den Käfigen die Vögel, den Unterschied ihrer Begabung, ihrer Neigungen, Gewohnheiten, Untugenden und Tugenden kundgebend. Da zeichnen sich die Verständigen vor den Dummen, vor den Eigensinnigen die Lenksamen, vor den Zänkischen die Sanftmüthigen, vor den zum Erschrecken Geneigten die Gleichmüthigen aus. Und wenn man glaubt, man könne sie alle über einen Kamm scheeren, so begeht man denselben Grundfehler wie der Erzieher, welcher die Buben nach der Schablone behandelt. Ich sage nicht zu viel, wenn ich behaupte, daß die Behandlung der Stubenvögel neben der diätetischen auch eine pädagogische Wissenschaft ist, die aber nur dann Segen bringt, wenn sie sich naturgemäß auf der realen Grundlage der Anschauung und Erfahrung aufbaut. In dieser Wissenschaft, die nicht stille steht, sondern durch immer neue Beobachtungen und Forschungen erweitert, verbessert oder auch in ihren bereits vorhandenen Resultaten bestätigt und bekräftigt wird, liegt schon die Quelle eines hohen Genusses für den geistigen Menschen. Dieser Genuß wird natürlicherweise noch gesteigert durch das heitere Leben, welches diese Stubengenossen in die winterliche Einsamkeit bringen und wodurch sie uns die Unwirthlichkeit der rauhen, abschreckenden Natur draußen vergessen machen. Wenn die Sänger in den düsteren Wintertagen leise zu singen anfangen, träumt sich die Seele des Hörers schon hinüber in

den fernen Frühling. Eine poetische Weihe kommt über ihn in den sanften, wonnigen Rührungen und Schwingungen seines Gemüthes, die von den Tonschwingungen des Vogelliedes bewirkt werden. Welch ein Zauber spricht aus den kaum vernehmbaren Strophen der Nachtigall zu uns! Die Erinnerung mit ihren hundert schönen Erlebnissen taucht auf und bringt mit diesen Tönen das junge, sammetne, hellgrüne Buchenlaub, die schimmernden Apfelblüthen oder den duftenden Jasmin in Verbindung. Und das Gezwitscher der Blau- und Rothkehlchen, der Grasmücken und Laubsänger verfehlt seine erheiternde Wirkung auch nicht. Die Haidelerche jodelt und lullt leise, als ob die Töne aus weiter Ferne herüber kämen. Das geistige Auge sieht den Schnee der Haide im Strahle der Märzsonne schmelzen und den Lenz hinter den Bergen lauern. Der gedämpfte Ruf der Singdrossel führt uns Licht und Schatten, Sturm und Stille des wechselnden Aprilwetters, den rauschenden, überströmenden Waldbach, den Kampf der milderen mit den rauheren Elementen in dem Naturleben vor die Seele. Das Lied der Feldlerche versetzt uns in die junge, aufstrebende Saat; das der Amsel in das düstere Schattenreich der Nadelholzwaldungen — kurz, jeder dieser singenden Gefangenen weckt eine süße Rückerinnerung, schmeichelt unserer Seele mit dem Anschlag seiner Klänge an verborgene Saiten des Gemüths. Aus der undeutlichen Weise hebt sich nach und nach klarer die Melodie des Liedes oder Strophe um Strophe des Schlags heraus. Mit dem Steigen der Tage gestaltet sich Form und Charakter des Vortrags. Diese allmälige Entwirrung, Entwickelung und Gestaltung zu belauschen, die täglichen Fortschritte in der Einübung der nie in Vergessenheit gerathenden Weise der Wildlinge zu verfolgen, ist in hohem Grade fesselnd und lohnend. Aber auch das Leben aufgezogener, gelehriger Stubenvögel bietet uns sehr interessante Seiten zur Beschauung dar. Die zu Kunstfertigkeiten abgerichteten Stieglitze, Zeisige, Hänflinge und Kanarienvögel gelangen auch nach und nach erst zur Meisterschaft. Die gelehrigen Dompfaffen und Amseln üben erst zwitschernd das vorgepfiffene Lied oder die Letzteren auch den im vorhergehenden Sommer gehörten Schlag der Nachtigall ein und bekunden in immer lauterer, abgerundeterer, das Ganze oder nur Theile umfassender Wiedergabe größere oder geringere Befähigung oder auch sorgfältige oder mangelhaft empfangene Unterrichtung. Wie auch hierin wieder die einzelnen Exemplare auseinander gehen und von den Ausgezeichneten, welche den Ruhm ihrer Art aufrecht erhalten, bis zu den Unbedeutenden, die ihre Brüder gleichsam verleugnen, Abstufungen zu erkennen sind, entgeht keinem Erfahrenen. Oder sollte Jemand noch zweifelhaft sein über das Walten verschiedenen Grades der Begabung dieser Unterrichteten? Es giebt aufmerksame Hörer, die im Blick und Aufhorchen Lernbegierde und Intelligenz an den Tag legen, aber auch solche, die zwar Hörer, jedoch, wie sich später herausstellt, nicht Thäter sind. Andere berechtigen durch ihre äußere Unscheinbarkeit und geringe körperliche Ausbildung zu sehr mäßigen Erwartungen, aber siehe, eines Tages entpuppen sich die Verkannten und Vernachlässigten als Träger bewundernswürdiger Eigenschaften.

Wie anziehend und unterhaltend das Studium und Erforschen des Seelenlebens der Vögel in ihrer Gefangenschaft ist, geht aus dem Wenigen, was ich auf dem engen Raum innerhalb der mir gesteckten Grenzen darzustellen vermochte, hervor. Das Ergründen dieses Lebens ist eine Wissenschaft, die erst begonnen hat. Wer aber die Vögel kennen lernen will, muß in nahe Beziehung zu ihnen treten und den Verkehr mit ihnen unterhalten. Ihr Gefangenleben erschließt uns vielfach ihre inneren Vorgänge und wir können, wenn wir nicht hochmüthig und verächtlich, sondern gerecht und vorurtheilslos sein wollen, in der That tiefe Blicke thun in die geistige Werkstätte unserer beflügelten Sänger, die uns überzeugen, daß wir uns der Verwandtschaft mit ihnen nicht zu schämen brauchen. Von diesem Standpunkte aus betrachtet, findet das Halten der für Stube und Käfig geeigneten Vögel seine Rechtfertigung, und die leeren, von oberflächlichem Anblick und Verkennung des eigentlichen Zwecks hervorgerufenen Redensarten und Vorwürfe gegen Vogelliebhaberei müssen verstummen. Das Gesetz soll streng Wache halten über die Vogelfänger, die Vereine zum Schutz der Singvögel sollen rege Thätigkeit entfalten, die Männer der Wissenschaft dem Volk und der Regierung die Augen öffnen, damit die nützlichen und schädlichen Vögel erkannt und Mittel angewendet werden, erstere zu hegen und letztere zu vermindern. Aber was wird denn hierin gethan? Was wendet der Staat, was die Gemeinde, was der Einzelne für Erhaltung und Vermehrung unserer Singvögel an? Ist nicht gerade das materielle Interesse, die Gewinnsucht der Ackerbau treibenden Classe und die Gleichgiltigkeit roher Gemüther vielfach gegen die Bedingungen gerichtet, unter welchen sich viele unserer edleren Sänger bei uns ansiedeln? Sorget für busch- und baumreiche Anlagen, bereitet der Neigung der Familien und Arten entsprechende Wohnstätten, ihr Besitzer von Grundeigenthum, ihr Verschönerungsvereine, ihr Gemeinden, ihr Behörden, ihr Domänenverwalter, und ihr Regierungen Deutschlands im Norden und Süden, schließet vor allen Dingen einen internationalen Vertrag mit Italien ab, wonach dort unsere wandernden Sänger vor der Hinterlist der Schlingen und der Rücksichtslosigkeit der Mordgewehre in Zukunft bewahrt bleiben! Dann wird es bald um uns her jubeln und klingen in allen möglichen Vogelsprachen und man wird es der Menge nicht ansehen, wenn Einzelne, anstatt in Garten, Feld oder Wald, in der Vogelstube oder vor dem Fenster derselben ihren entzückenden Gesang erheben.

Harmlose Briefe eines deutschen Kleinstädters.

An den Herausgeber des „Salon".

Aus Deutschland Ende September 1869.

Denn meine Mittel erlauben mir das, lieber Freund. Seit Jahren verwende ich täglich einige Silbergroschen und mehrere Stunden auf das Lesen aller möglichen Zeitungen, und ich fühle mich sehr wohl dabei. Ich finde, das bildet den Geist, das Gemüth und den Stil. Alle meine geistreichen, gemüthlichen und stilvollen Eigenschaften verdanke ich den Zeitungen, und es freut mich, daß mir endlich einmal die Gelegenheit geboten wird, dies öffentlich auszusprechen. Früher sprach ich in meiner Einfalt, wie mir der Schnabel gewachsen war; erst aus den Leitartikeln und Correspondenzen habe ich mir einen Schatz von ganz fertigen Redensarten gesammelt, die ich immer verausgaben kann, wenn ich nichts zu sagen habe. Früher schrieb ich: „XX ist ein Stellenjäger", „Y ist ein Kriecher", „Z will sich das einmal überlegen"; jetzt schreibe ich: „XX trägt den Verhältnissen Rechnung", „Y leistet den gegenwärtigen Umständen Vorschub", „Z wird die Frage nächstens in den Vordergrund der Erwägung treten lassen." Sehen Sie, lieber Freund, das ist deutsch.

Noch mehr aber als Leitartikel und Correspondenzen wirken die kritischen Feuilletons veredelnd auf den menschlichen Geist. Ich weiß, mit welcher Gewissenhaftigkeit dieselben abgefaßt werden, und wenn also irgend ein Buch in einer Zeitung gelobt wird, so habe ich nichts Eiligeres zu thun, als zum Buchhändler zu stürzen und es mir sofort zu bestellen. Sie können sich denken, daß ich, da ich nach diesem System schon seit geraumer Zeit verfahre, mir allmählich eine recht ansehnliche und gewählte Bibliothek gesammelt habe. Lauter Meisterwerke, nichts als wahrhafte Bereicherungen unserer Literatur — nach der Versicherung der Zeitungen.

Vor einigen Wochen nun brachten viele unserer angesehensten politischen und literarischen Blätter sehr eingehende Kritiken über ein neues Gedichtbuch. Schon der Titel: „Lieder einer Verlorenen" von Ada Christen reizte mich. Und da der Verfasserin ein ganz ungewöhnliches dichterisches Talent zugesprochen wurde, da alle Kritiken in der Anerkennung der Gemüthstiefe und der echt poetischen Form dieser Lieder übereinstimmten, und da alle Kritiken mit einem thränenfeuchten, mitleiderfüllten „Arme Ada!" schlossen, so machte ich den Ihnen oben geschilderten Sturz zu meinem Buchhändler und verlangte laut brüllend die „Lieder einer Verlorenen". Der Buchhändler lachte mit arger List und gab mir ein kleines, dünnes Heftchen in grauem Umschlag. Achtzig Seiten, auf jeder Seite ungefähr acht Zeilen (zwei vierstrophige Verse) und zweite Auflage! Das war allerdings verlockend. Auf dem Wege vom Buchladen nach meinem Hause las ich das Heftchen zum ersten Mal, vor meinem Nachmittagsschläfchen zum Kaffee las ich es das zweite Mal, das dritte Mal las ich es am Abend, ich las es immer wieder, weil ich gar

zu entzückt davon war und es für meine Pflicht hielt, den Kaufpreis herauszuschlagen.

Ja, lieber Freund, das sind doch einmal wieder Verse, originelle Gedanken in origineller Form, gesunde Gesinnungen, anständige Gefühle, ergreifende Wahrheiten! Das sind in der That Gedichte, welche eine liebevolle Behandlung von Seiten der Kritik beanspruchen dürfen und eine zweite Auflage verdienen. Ich bin entzückt davon, ich kenne sie allesammt auswendig und mir thut nur leid, daß in meiner kleinen Stadt noch kein Orpheum, keine Musenhalle ist — dort könnte ich sie auch vortragen, und ich bin fest überzeugt: ces dames würden entzückt davon sein.

In unseren beschränkten Verhältnissen aber hat man für dergleichen gar keinen Sinn, und vergeblich habe ich mich abgemüht, meinen Nachbar, den Arzt, für die holde Ada zu begeistern. Dieser Doctor — von dem ich Ihnen, wie Sie sich vielleicht erinnern werden, in meinem ersten Briefe sprach — ist eigentlich ein abscheulicher Mensch; ich werde ihm nächstens die Freundschaft kündigen. Er liest Feuerbach, Strauß, Voltaire, schwärmt für den rebellischen Pater Hyacinth, lacht über Knak, leitet den Ursprung des Menschen vom Affen her, sieht nicht ein, daß in Spanien ein König als die von Gott eingesetzte Obrigkeit ein dringendes Bedürfniß ist — kurzum, dieser Doctor ist ein rechter Libertiner, ein Freidenker, ein Bösewicht. Neulich, als er mich zur Kegelpartie abholen wollte, machte ich wiederum einen Bekehrungsversuch. Ich hatte soeben Ada's himmlische Verse gelesen:

„Da bußt' ich helles, rothes Blut —
Bestellt mir ein graues Grab"

und kurz vorher die nicht minder himmlischen:

„O weh, im Magen ist mir
Auch gar so wunderlich;*)
Doch das allergrößte Uebel
Ist, daß ich denk' an Dich!"

— und durch diese erhabene Besingung der Brustschwindsucht und des verdorbenen Magens glaubte ich den alten Mediciner zu ködern. Und richtig, er biß an. Er setzte sich und hatte nichts dagegen einzuwenden, daß ich ihm einige der originellsten Dichtungen der armen Ada vortrug.

Ich begann aus dem Kopfe zu citiren:

„Ich küsse die Steine der Treppe . . ."

„Halt", rief der Doctor, „das ist ja Heine."

„Ach was, dummes Zeug", versetzte ich, „das ist Ada! Hier steht's —" und ich blätterte in dem kleinen Buche — „hier, auf Seite 25! . . . Sie haben doch Recht, Doctor! Ada sagt:

„Hab' angesehen die Steine,
Die oft sein Fuß betritt . . ."

aber hören Sie weiter:

„Sie hat dieselben Augen,
Die mich so elend gemacht!""

„Das ist ja wieder Heine", rief der Doctor dazwischen.

„Das auch? Wirklich! Eine Verwechslung von meiner Seite, ich bitte um Entschuldigung! Ada sagt:

„Und abermals dies Lächeln,
Das mich so elend gemacht",

*) Ada hat nämlich vorher in Champagner gekneipt.

aber hören Sie weiter:

„Mir ist, als ob ich die Hände
Auf's Haupt Dir legen sollt' . .““

„Heine!“ unterbrach mich der Doctor.

„Heine? Ach, ja! Ich bin zerstreut. Ada sagt ja ganz im Gegentheil (Seite 34):

„Du legtest die Hände mir auf's Haupt
Und sahst mich forschend an.“

Aber hören Sie weiter:

„Ich will auch pflegen und warten
Die Kinder, die bei Dir sind,
Vor Allem aber Dich selber,
Du armes, unglückliches Kind.“ “

„Heine!“

„Ich bitte um Verzeihung, Ada!“

„Heine!“ wiederholte der Doctor.

Dieser beharrliche Widerspruch ging mir denn doch über den Spaß. Ich blätterte wieder in dem kleinen Hefte und fand in dem schönen Gedichte „Eine Nacht“, auf Seite 34 und 35, folgende Verse Ada's:

„Du sollst nicht mehr verlassen sein,
Ich will Dich hegen und pflegen . .“

Ferner:

„Und weine nicht, so sprachest Du,
Mein armes, verlorenes Kind.“

Daß Heine so unverschämt die Poeten der Zukunft plündert, hätte ich ihm nie zugetraut. Und das geht noch weiter; wenn er z. B. sagt:

„Und wenn Du stirbst, so will ich
Weinen auf Deinem Grab“,

so ist das doch offenbar nichts Anderes, als ein anticipirter Diebstahl der folgenden Verse meiner Freundin Ada Christen, die in demselben Gedicht „Eine Nacht“ ausruft:

„Und weil Du bald stirbst, so will ich
Dich selbst zur Ruhe legen!“

Und wie unendlich schöner sind Ada's Verse! Weinen auf einem Grabe, das ist gar nichts, das kann am Ende Jeder; aber alle die polizeilichen Scherereien wegen der Beerdigung abmachen, alle Kosten tragen und die Bestattung selbst besorgen — das ist groß, das ist edel, das ist schön. — Begegnen sich die großen Geister hie und da, so gehen ihre Gedanken bisweilen auch weit auseinander. Heine sagt z. B.:

„Er spräche vielleicht ein höhnisches Wort,
Während ich sterbe vor Schmerzen.“

Ada dagegen:

„Er würde auch dann noch lachen,
Und ich, ich wäre todt!“

Größere Gegensätze sind kaum denkbar.

Der Doctor wollte zum Kegelschieben aufbrechen. Ich aber hielt ihn zurück: „Sie kommen mir nicht von der Stelle!“ rief ich. „Sie müssen Ada bewundern, die „arme Ada!“ Ada ist eines der merkwürdigsten Talente

unserer Zeit — das sagen alle Zeitungen, das versichern unsere größten kritischen Autoritäten und deswegen müssen Sie es glauben; es ist Ihre Pflicht und Schuldigkeit. Das Werk meiner Ada ist freilich nicht umfangreich, es ließe sich bequem auf einen Bogen zusammenfassen, und wenn man abzieht, was Heine ihr abgestohlen hat, so würde eine Quartseite genügen, um den ganzen Gedankenreichthum der armen Ada auf die Nachwelt zu bringen. Aber auf so wenigen Seiten ein solcher Reichthum des Flennens, des Wimmerns und Jammerns ist mir noch nicht vorgekommen. Namentlich im „Elend“ ist Ada groß.

„Es fragen mich die Leute,
Was mich so elend gemacht,
Ich sag' Euch, ich habe mein Elend
Mit auf die Welt gebracht“,

singt sie auf Seite 6; auf Seite 10 begegnen wir der Liebe, „die am Elend klebt“, auf Seite 20 sagt Ada zu ihrem Ungetreuen: „Du hast mich unsäglich elend gemacht“, auf Seite 26 ist es „abermals dies Lächeln, das mich so elend gemacht“; der Titel des Gedichtes auf Seite 37 heißt „Elend“, auf Seite 42 heißt es: „Es giebt viel Elend in der Welt, ein Elend aber kenne ich . . .“, auf Seite 44 entpuppt sich Ada als „ein armes Wesen, das von seinem Elend singt“; auf Seite 49 ist „übertünchtes Elend“ zu haben und sehr treffend bemerkt Ada: „Ihr sollt Euch wundern, Leute, wie ich mein Elend verwerthe“, auf Seite 50 ist Ada „elend und muß lachen“. Ada kommt jetzt in anständige Gesellschaft, aber ach! auch hier findet sie — Seite 58 — „auch hier die Sünd' und das Elend“; auf der folgenden Seite kommt das nachgerade allerdings „bekannte schwarze Elend“ wieder vor; auf Seite 82 werden zur Abwechslung „Moder, Schutt und Elend“ etwas kühn zusammengeworfen, Seite 84 läßt „unser feiger Muth alles Elend uns tragen“, und auf der letzten, der 85. Seite des Büchleins, versichert uns Ada, daß „sie versteht, ermißt ihr Elend“. Wir glauben's ihr nachgerade.“

„Hören Sie auf, Sie machen mich mit Ihrem Elend à jet continu wahrhaftig so elend . . .“, schrie der Doctor dazwischen und krümmte sich wie ein Wurm.

„Ruhig!“ rief ich. „Sie müssen Ada bewundern, eher lasse ich Sie nicht los. Ada ist eines der merkwürdigsten dichterischen Talente unserer Zeit — ich lese die Zeitungen und weiß Bescheid. Wünschen Sie Synonyma für das Elend?“

„Nein, ich wünsche, daß Sie mich zufrieden lassen.“

„So hören Sie: Wenn Sie ein „todtkrankes Herz“ oder „namenloses Weh“ begehren, so bemühen Sie sich gefälligst auf Seite 9. Wünschen Sie „in der Brust den Tod“? Seite 12. „Ein blutendes Herz“? Seite 21. Ein „schweres deutsches Gemüth“? Seite 29. Wünschen Sie — sich „beinahe todt zu sehnen“? Seite 32. Soll „jedes Wort ein Weh“ sein? Seite 38. Stehen „dunkle Sorgen“ zu Diensten? Seite 39. Behagt Ihnen „Ersticken im Koth“? Seite 40. „In der entweihten Brust wüste Leidenschaft“? Seite 41. „Lustiges Sterben“? Seite 43. Oder ein „zerfetztes Herz“? Seite 59, zu dem vielleicht ein „thränenblasses, verhärmtes Leidensangesicht“ nicht übel stehen würde, Seite 64, das mit einer „schmerzerstarrten Brust“, Seite 74, ein allerliebstes Ensemble bilden müßte. Auch in Schmerzen haben wir eine große Auswahl vorräthig, z. B. „schneidend Weh und unheilbare Schmerzen“ auf Seite 67, „dumpfen Schmerz“ auf Seite 74, „abgrundtiefe

Schmerzen“ auf Seite 76 rc. rc. — und nach alledem sagt Ada, der kleine Schäker, auf Seite 71: „Ich habe keine Schmerzensworte!“ — Ich danke, es geht . . . Nun, Doctor, sind Sie entzückt? Was sagen Sie zu diesem Reichthum? Suchen Sie einmal einen Dichter, dem eine so reichhaltige Pandorabüchse zur Verfügung steht, wie der „armen Ada“! Ja, Ada ist eines der merkwürdigsten Talente unserer Zeit — so steht's in den Zeitungen, und ihre Gedichte haben bereits die zweite Auflage erlebt. Ergo.“

Der Doctor steckte das kleine Buch in seine große Tasche und wir ergaben uns dem sinnigen Kegelspiel. Ich dachte an Ada, mir zitterte die Hand, mein Herz blutete, und ich machte immer nur „Pfeifenstiel“. Ich verlor die Partie mit Glanz, aber der Gewinn, den ich in mir trug, Ada zu verstehen und zu lieben, obwol sie nach ihrer eigenen Beschreibung etwas abgetakelt sein muß, ging mir über Alles.

Am andern Tage kam der Doctor wieder, er hatte das Buch gelesen, ich war nun meines Triumphes gewiß.

„Nun, Sie sind entzückt, begeistert, wie ich, wie die Kritik?“ fragte ich.

Der Doctor aber — ein böser Mann, wie ich nochmals bemerken will — räusperte sich und sprach mit priesterlicher Weihe: „Ich halte die Geschichte zunächst für eine Mystification. Irgend ein pfiffiger Spaßvogel, der seinen Heine in- und auswendig kennt, hat sich vermuthlich den Scherz erlaubt, in Heine'scher Manier einige ziemlich gleichgültige Verse zusammenzuschreiben, und um die Geschichte pikant zu machen, seinen ehrlichen Namen mit dem einer Dame vertauscht —

„O, laßt sie mich nicht nennen, keusche Sterne!“

„Solche Verse kann ich auch machen, und zwar zu jeder Zeit, z. B.:

„Du bist wie eine Tulpe
So fromm und rein und hold,
Du hast Diamanten und Perlen,
Hast Kupfer, Silber und Gold.

Und gehst mit einem Andern!
Das finde ich gemein.
Ich schau' Dich an und Wehmuth
Schleicht mir in's Herz hinein.“

„Wir höchst moralischen Deutschen hatten bereits das Lorettenthum in Tönen — Offenbach; es war witzig, toll, anspruchslos, und deshalb lasse ich's mir gefallen. Wir hatten ferner die Liederlichkeit in Farben — Makart; sie war geistvoll, künstlerisch, genial, und deshalb habe ich dagegen absolut nichts einzuwenden. Es fehlte noch die Prostitution in Worten, und in Ada Christen ist uns eine Sappho der Winselhalle erstanden; ihr Gewinsel ist lügnerisch, sentimental, anspruchsvoll und deshalb unerträglich. Ich will einmal annehmen, diese Ada Christen sei, was sie zu sein vorgiebt, ich will einmal zugeben, daß in diesen „Liedern einer Verlorenen“ wirklich eine Jammerbiographie in Versen enthalten sei — dann wäre dies Buch etwas Schlimmeres, als ein schlechter Witz; es wäre einfach abscheulich. Ich bin wahrhaftig kein Tugendprahler; ich schlage die Augen nicht zu Boden, wenn ich über die Schloßbrücke gehe, und erröthe nicht bei dem Gedanken, daß Alles hienieden nackt ist, mit Ausnahme der Heuchelei; ich kenne außerdem die schönen Hugo'schen Verse:

„Oh n'insultez jamais une femme qui tombe
Qui sait sous quel fardeau sa pauvre âme succombe!“

— aber Eines ist mir in tiefster Seele verhaßt: Das, was Julian Schmidt sehr treffend „sentimentale Cochonnerie“ nennt, das Laster, das sich mit Tugendfetzen behängt, das sich als ein Opfer der „Gesellschaft“ betrachtet, über sein Martyrium jammert; die Verwahrlosung mit dem Heiligenschein, Madame Tartüffe mit der Nummer der Sittenpolizei. Widerwärtig ist dies kunstvoll versificirte Renommiren mit Gewissensqualen, schauderhaft die Bacchantin mit sittsam frommem Augenaufschlag. Magdalene ist rührend weil sie schweigsam die Füße Christi umklammert, mit ihren Thränen netzt, und mit Salben salbt; sie würde abstoßend sein, wenn sie erzählen wollte, wie viel sie geliebt, und daraus den Anspruch auf ein entsprechendes Quantum Vergebung herleiten würde.

„Diese „Lieder“ haben mich geradezu entsetzt, nicht ihrer Immoralität wegen, nein, wegen ihrer namenlosen Verlogenheit und Heuchelei. Wer so gelebt hat, wie diese Ada gelebt zu haben vorgiebt, der gehe, wenn er Reue fühlt, in sein Kämmerlein und weine bitterlich, aber uns lasse er mit seinem Mitleid erbettelnden, kunstvollen Winseln ungeschoren. Die Reue soll rühren, das gefühlvoll gereimte Prahlen mit Liederlichkeit und entsprechendem Jammer ist nur ekelhaft. In diesen Liedern ist eben Alles Unnatur, Lüge, Heuchelei. Denn, um Vergebung, Miß Ada, man „jammert“ kein Gedicht, wie Sie sagen, weder „zähneknirschend“, noch anders. Man jammert in Prosa, und „gute Verse wollen gemacht sein“, sagt der weise Mirza Schaffy. Reime suchen, Verse schreiben, feilen, sichten, in den Druck geben, Correctur lesen — das ist eine ziemlich nüchterne Arbeit. Sie hätten Zeit gehabt, sich zu überlegen, daß Sie die Welt belügen. Gleichwol werden Sie von der Kritik ernsthaft behandelt, Ihre Gedichte haben schon jetzt eine verhältnißmäßig bedeutende Verbreitung gefunden und vielleicht trage auch ich zu der weitern Verbreitung derselben das Meinige bei. Ich gestehe offen, daß dies meinen Absichten nicht vollkommen entspricht — um so weniger, als die Käufer für eine ziemlich unbedeutende Waare einen relativ hohen Preis zahlen und, gleich mir, „hereinfallen“ werden. Ihnen zu Liebe, Mamsell, würde ich wirklich nicht die Freundlichkeit gehabt haben, ein Langes und Breites über Ihre Verse zu sagen. Ich habe an Ihnen nur zeigen wollen, wie viel dazu gehört, um in unserm Lande der Dichter und Denker Aufsehen zu machen. Denn wir sind ja immer noch die gediegenen, die sittlichen, die braven Deutschen — das versteht sich.“

Also sprach der Doctor. Ich aber seufzte: „Arme Ada! — Bei der dritten Auflage erbitte ich mir ein Freiexemplar Deiner „Lieder“. — —“

Ich sagte Ihnen, lieber Freund, daß ich ein eifriger Zeitungsleser bin. Ich beschränke mich nicht nur darauf, Zeitungen zu lesen, interessante Notizen schneide ich mir auch aus und klebe sie auf einen Bogen Papier. In diesem Monat habe ich mir folgende Berichte gesammelt.

Erster Bericht. In den Burgk'schen Gruben im Plauen'schen Grunde hat in Folge der Entzündung von schlagenden Wettern eine fürchterliche Explosion stattgefunden. Ueber 200 Menschen, zum großen Theil Familienväter, haben dabei das Leben eingebüßt. Welch' ein Glück, daß ungefähr die Hälfte der Knappschaft noch nicht angefahren war. Der Gedanke, daß alle Grubenarbeiter in dem tiefen Schacht das Leben hätten verlieren können, erfüllt uns mit Schaudern. Ein schwacher Trost in dem großen Unglück ist es noch, daß menschliches Versehen keine Schuld trifft. Es war Alles in schönster Ordnung.

Zweiter Bericht. In den Gruben zu Plymouth (Pennsylvanien) hat in Folge der Entzündung von schlagenden Wettern eine fürchterliche Explosion stattgefunden. Ueber 300 Menschen, zum großen Theil Familienväter, haben dabei das Leben eingebüßt. Welch' ein Glück, daß nicht die ganze Knappschaft angefahren war. Der Gedanke, daß alle Grubenarbeiter in dem tiefen Schacht das Leben hätten verlieren können, erfüllt uns mit Schrecken. Ein schwacher Trost in dem großen Unglück ist es noch, daß menschliches Versehen keine Schuld trifft. Es war Alles in schönster Ordnung.

Dritter Bericht. Bei der Anwesenheit des Königs in Königsberg hat ein entsetzliches Unglück stattgefunden. Das Geländer einer Brücke konnte dem Andrängen der durch den Ruf: „Die Brücke brennt" beängstigten Menge nicht widerstehen, es brach an dem einen Ende der Brücke, verschiedene Personen, deren Zahl noch nicht angegeben werden kann, stürzten in das Wasser und fanden dort ihren Tod. Welch' ein Glück, daß das Geländer nicht in der Mitte der Brücke gebrochen ist. Die Katastrophe wäre dann noch fürchterlicher geworden und Hunderte hätten ihr Leben verlieren können. Ein schwacher Trost in dem großen Unglück ist es noch, daß menschliches Versehen keine Schuld trifft. Es war Alles in schönster Ordnung.

Vierter Bericht. Ein schweres Unglück hat die Hauptstadt des Königreichs Sachsen betroffen. Das schöne dresdner Theater ist niedergebrannt. Welch' ein Glück, daß das Feuer am Tage ausbrach und bei der herrschenden Windstille nicht weiter um sich griff. Der Gedanke, daß das Unglück während einer Vorstellung hätte stattfinden und Hunderten von Menschen das Leben hätte rauben können, oder daß ein Windstoß die Flammen in das benachbarte Museum hätte tragen und unersetzliche Kunstschätze hätte einäschern können, erfüllt mit Schaudern. Ein schwacher Trost in dem großen Unglück bleibt es immerhin, daß menschliches Versehen keine Schuld trifft. Es war Alles in schönster Ordnung.

Unter diesen Berichten herrscht, wie Sie mir zugeben werden, eine gewisse Uebereinstimmung, und aus derselben ergeben sich ganz von selbst die folgenden Weisheitssätze, welche an Tiefe und Bedeutung mit den salomonischen Sprüchen und vielleicht sogar mit dem Ew. Aug. König'schen Preisroman concurriren können:

Kein Unglück ist so groß, daß es nicht noch größer gedacht werden könnte; und:

Jedes vorkommende Unglück ist ein Lobgesang zu Ehren der ausgezeichneten Verwaltung, welcher die Ueberwachung der Unglücksstätte oblag.

Namentlich bei dem dresdner Brande zeigt sich das bis zur Evidenz. Nun, die traurigen Ruinen der Gegenwart, welche die Vergangenheit anklagen und die Zukunft mahnen, mögen wol geeignet sein, so Manchem das Gewissen zu schärfen; und mit wahrhafter Rührung habe ich das Rundschreiben gelesen, welches Dingelstedt — pardon! — Herr von Dingelstedt, Director des k. k. Hofoperntheaters an seine Untergebenen gerichtet hat. Vor Allem schärft er ihnen ein, daß im Theatergebäude nur die sogenannten „schwedischen" Zündhölzchen, welche von der Verwaltung geliefert werden, gebraucht werden dürfen. Nun denke man sich, Dresden habe dieselbe Vorsicht gebraucht; der Beleuchtungsgehülfe, welcher mit Fabrikation der Gasschläuche beschäftigt war und, um den fatalen Geruch des Benzons zu vertreiben, das officiell eingehändigte Räucherkerzchen anzünden wollte, habe anstatt eines gewöhnlichen Streichholzes ein „schwedi-

sches" Zündhölzchen genommen, die Flamme habe seine mit Benzon getränkten Hände ergriffen und in demselben Augenblick habe auch der mit der Zündmasse bestrichene Leinwandstreifen lichterloh aufgeflackert, das Feuer habe nun mit fürchterlicher Schnelligkeit um sich gegriffen und in dem alten Geröll, welches für derartige Fälle auf dem Kronleuchterboden aufgespeichert war, reichliche Nahrung gefunden, so daß im Zeitraum von wenigen Minuten das ganze Gebäude in Flammen gestanden habe — man denke sich, mit Einem Worte, daß Alles so passirt wäre, wie es passirt ist, nur daß der zündende Funke nicht von einem gewöhnlichen, sondern von einem schwedischen Zündhölzchen hergerührt habe, würde das die Sache nicht vollständig geändert haben? Ja, ja! Schwedische Streichhölzchen — das ist es, was uns noth thut.

Im Uebrigen ist in den letzten Wochen nichts Erhebliches vorgekommen; eigentlich gar nichts. Hamerling hat nicht einmal eine neue Auflage seiner Gedichte veröffentlicht und der König unserer bedeutenden Stilisten hat wegen seines Romans in Amerika den Preis bekommen. In Basel hat man zur Abwechslung eine neue sociale Basis gefunden und für den Zukunftsstaat Statuten aufgesetzt, die meinen bescheidenen Wünschen durchaus entsprechen. Die Statuten sind kurz und gut: § 1. Alles gehört uns. § 2. Das Eigenthum ist unverletzlich. Ich habe sofort meine Zustimmung nach Basel geschickt. Rheingold ist in München aufgeführt worden; es scheint weniger Rheingold als das reine Blech zu sein. Pater Hyacinth macht viel von sich reden, alle Welt greift zum Brockhaus, um sich über die Persönlichkeit des strammen Barfüßers zu informiren. Dort findet man: „Hyacinth. Ein schöner Jüngling, den Apollo aus Versehen tödtete." Das ist er nicht. Ferner: „Hyacinth. Ein Edelstein der Alten, wahrscheinlich unser Saphir." Das ist er auch nicht. Ferner: „Hyacinthe. Ein bekanntes Zwiebelgewächs." Das ist er wieder nicht. Damit ist aber die Weisheit des treuen Allerweltsrathers für dieses Mal erschöpft. Und die meinige auch.

Büchertisch des Salon.

Es sieht bunt genug auf unserm Büchertisch aus. Während wir auf Reisen waren, hat sich Werk nach Werk gehäuft: Nachzügler der alten begegnen sich mit Vorboten der neuen Saison. Nehmen wir eins nach dem andern in die Hand, wie der Buchhändler sie geschickt und der Zufall sie geordnet. Obenauf liegt ein ganz frischer Band — frisch in jedem Sinne — mit zierlich in Farben gedrucktem Titel: „Novellen und Skizzen für ihre Freunde" von Helene (Berlin, 1869, Kgl. Geh. Oberhofbuchdruckerei, R. v. Decker). Die Verfasserin gehört den höchsten Gesellschaftskreisen von Berlin an und es ist nicht das erste Mal, daß sie vor dem Publicum erscheint. Schon vor zwei Jahren empfingen wir ein Buch voll hübscher, feinempfundener Lieder von ihr: „Aus Herz und Leben" und seitdem hatten wir das Vergnügen, sie mehrfach im „Salon" zu begrüßen. Eine von ihren kleinen Erzählungen, das Idyll: „Vergeblich", welches unseren Lesern in guter Erinnerung sein wird, findet sich auch in der vorliegenden Sammlung, die außerdem die Novelle in Briefen: „Ein Wiedersehen", die größere Erzählung: „Ina" (zuerst, wenn wir nicht irren, im Feuilleton der „Hamburger Nachrichten" erschienen), „In der elften Stunde" und ein zweites Idyll: „Wie alte Wunden heilen", enthält. Die Probleme, welche Helene wählt, sind einfach und durchaus der Sphäre des Empfindungslebens entnommen. Allein sie sind mit großer Anmuth behandelt und in echt weiblicher Weise gelöst: alles Gewaltsame liegt eben so fern, wie Leidenschaft und Pathos. Es sind Stimmungsbilder, welche die Verfasserin giebt, und sie berührt uns am Sympathischsten, wenn sie den Boden der Heimat betritt, um den sanften Reiz einer märkischen Einsamkeit, den Kiefernwald, den See, den Edelhof zu schildern, oder die mannigfaltigen Scenen eines Spaziergangs „unter den Linden" zu malen (denn „die nordische Residenz" soll doch wol unser Berlin sein). Dabei geht ein reiner Klang von Pietät und echter Frömmigkeit durch Helenen's „Novellen und Skizzen", welche wir namentlich den Damen und jungen Mädchen als anregende Lectüre warm empfehlen wollen. — Von einer andern unserer Mitarbeiterinnen, Adelheid von Auer, liegt gleichfalls eine neue Novelle vor: „Schwarz auf Weiß" (Berlin, Lesser), welche mit den früheren, unseren Lesern bekannten Novellen und Romanen derselben Verfasserin die Vorzüge scharfer, prägnanter Charakterzeichnung, eines tiefen, fast männlichen Ernstes in der Auffassung der Wirklichkeit, der gegebenen Verhältnisse theilt, ohne darum des poetischen Hauches zu entbehren, mit welchem die Dichterin — und das ist Adelheid von Auer — die Herbigkeit des Lebens nicht zu beschönigen, wol aber zu mildern und zu sänftigen weiß. — Von Adolf Glaser erhalten wir einen neuen Roman: „Was ist Wahrheit?" (Braunschweig, Westermann, 1869). Der Verfasser ist uns vor Allem lieb geworden durch seine außerordentlich gelungenen Nachbildungen holländischer Novellistik; seine wirklich wundervollen „Niederländischen Novellen"

(vorzüglich nach Beets, Cremer, Lennep ꝛc.) verdienen neben den anderen hervorragenden Werken nationaler Charakteristik, wie Björnson's Bauernnovellen, Erkmann-Chatrian's Geschichten aus dem Elsaß ꝛc. einen Platz. Glaser hat diese holländischen Novellen nicht nur übersetzt: er hat sie für die deutsche Literatur geradezu entdeckt und, indem er sie wiedergab, einen Ton getroffen, der uns ungemein anheimelt. Wir sollten meinen, daß dieser Gabe der Assimilation mehr zu Grunde liegen müßte, denn bloße Kenntniß des Landes und der Sprache; wir möchten an einen verwandten Zug der Seele — an eine ähnliche Stimmung glauben und wundern uns daher, daß Glaser in seinen eigenen Schriften diesem Zug auf die Darstellung stiller, kleinbürgerlicher Verhältnisse nicht folgt — ein kleines Genre, in dem aber seine holländischen Vorbilder so Großes geleistet haben! Glaser's Roman führt uns mitten in die bewegte Welt, und die Heldin desselben, ein hübsches Mädchen, aber ohne Familie wie ohne Vermögen und Bildung, macht alle Wandlungen und Stadien zwischen einer Soubrette und einer femme entretenue durch, während der Held, ein junger Baron, der jene leidenschaftlich liebt, durch eine ganz andere, harte Schule des Lebens gehen muß, bevor er sich überzeugt, wie sehr er sich in seiner Neigung getäuscht. Der Roman knüpft an die jüngsten Zeitereignisse, die Schlacht von Königgrätz ꝛc. an und wurzelt mit seinen Ideen durchaus in den freisinnigen Anschauungen der Gegenwart. Maßvoll gehalten und gut geschrieben, wird er den Leser angenehm unterhalten. — Der zweite Band der autorisirten Ausgabe von Iwan Turgénew's „Ausgewählten Werken" (Mitau, Behre 1869) enthält folgende vier Novellen: „Eine Unglückliche", „Das Abenteuer des Lieutenants Jergunow", „Ein Briefwechsel" und „Assja". — Welch' ein Genuß, diese Novellen zu lesen! Der — fast möchten wir sagen: elementare Zug des wahren Genius geht durch Alles, was Turgénew schafft. Am vollendetsten jedoch erscheint der Dichter in seinen kleinen Erzählungen. Diese sind Meisterwerke; Cabinetsstücke der Weltliteratur. Doch wir haben schon so häufig im „Salon" von Turgénew gesprochen und so viel zum Lobe seiner Schriften gesagt, daß uns Nichts weiter bleibt, als zu wiederholen: Lest sie! — Ein sehr merkwürdiges Buch ist Johannes Scherr's „Allgemeine Geschichte der Literatur" (Stuttgart, Conradi, 1869), welche in dritter, neubearbeiteter und stark vermehrter Auflage bis zur vierten Lieferung uns zugegangen ist. Scherr ist ein literarisches Original und was er schreibt, ist originell. Er ist nicht immer sehr fein, sehr polirt, sehr geschliffen (manchmal das gerade Gegentheil!), man wird sich oft versucht fühlen, ihm heftig zu widersprechen, und nicht selten geradezu brüsk abgestoßen werden von der Ansicht, die er vorbringt. Allein er besitzt das Geheimniß, immer interessant zu sein und mit seinem Geist und Witz, der unaufhörlich durch die nicht immer ganz klare Atmosphäre seiner Paradoxen spielt, selbst seine Gegner zu fesseln. Schon sein Fleiß und seine Arbeitskraft allein sind staunenswerth. Den ganzen Horizont der Weltliteratur, den Orient und die antike Welt, die romanischen, germanischen, slavischen Länder, Ungarn, Neugriechenland und in einem Anhang selbst moldau-walachische Sprache und Literatur — alles Dies in dem engen Rahmen von zwei nicht übermäßig starken Bänden zu umspannen, ist ein Unternehmen! Wir reserviren unser Urtheil, bis auch der zweite Band vorliegt; wollen aber schon jetzt bekennen, daß der Eindruck des ersten Bandes der eines ganz ungewöhnlichen Reichthums von Anregungen aller Art war. — Sehr viel unbedeutender erscheinen uns die „Tabel-

len zur Geschichte der deutschen Literatur" von Prof. Dr. Johann Wilhelm Schaefer (Altona, Haendke und Lehmkuhl, 1869), wiewol auch sie bereits in zweiter Auflage vorliegen. Wir können nichts Anderes, als Oberflächlichkeit darin erblicken, unter dem Jahre 1849 das Erscheinen von Redwitz' „Amaranth" notirt und im Jahre 1851 das von Roquette's „Waldmeister's Brautfahrt" vergessen zu sehen; und suchen vergebens den Grund, warum Benedix' Lustspiele und Hammer's Dichtungen nach den verschiedenen Jahrgängen genau sortirt, mit keinem Wort aber erwähnt ist, daß im Jahre 1859 einer der bedeutendsten Romane der Gegenwart zuerst veröffentlicht ward: „Problematische Naturen" von Friedrich Spielhagen, der allerdings für Herrn Prof. Dr. Johann Wilhelm Schaefer überhaupt noch nicht zu existiren scheint. Es ist wunderlich, in der That, wie diese Herren Professoren Literatur „zum Gebrauch in höheren Unterrichtsanstalten" machen! — Eine höchst werthvolle Bereicherung hat die „Bibliothek der deutschen Nationalliteratur des achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderts" durch „Herder's Ideen zur Geschichte der Menschheit", mit Einleitung und Anmerkungen von Julian Schmidt (Leipzig, Brockhaus, 1869) erhalten. Die Einleitung von Julian Schmidt (86 Seiten) ist ein kleines Werk für sich; geschrieben mit jener Eleganz und Schärfe, die wir an dem berühmten Verfasser der „Deutschen Literaturgeschichte" so sehr bewundern, stellt sie uns mitten hinein in die geistige Bewegung des vorigen Jahrhunderts und giebt, indem sie immer vom Einzelnen ausgeht, uns zugleich ein bedeutendes Bild des Ganzen. Die Anmerkungen sind zwar von der prägnantesten Kürze; doch werfen sie nach allen Seiten ihre Schlaglichter. Das Einzige, was wir vermissen, ist — ein Register! Wann endlich werden wir diesen Fortschritt machen, der — übrigens in den meisten Fällen mehr Sache der Verlagshandlung, als des Herausgebers — uns Studium und Lectüre wissenschaftlicher Werke so sehr erleichtern würde? — Eine Ehrenschuld gegen einen der liebenswürdigsten Dichter der deutschen Nation löst die neue Ausgabe der „Gedichte von Ludwig Heinrich Christoph Hölty", nebst Briefen des Dichters, von Karl Halm (Leipzig, Brockhaus, 1869). Der Sänger des Liedes „Ueb' immer Treu' und Redlichkeit" war uns aus den früheren Ausgaben von Voß und Voigt nur sehr unvollständig bekannt; hier ist mit kritischer Treue, nach Vergleichung der Originalhandschriften, nicht nur der Text der bekannten Gedichte vielfach berichtigt, sondern es ist eine bedeutende Zahl bisher unbekannter hinzugefügt worden aus dem Voß'schen Nachlaß in der Münchner Bibliothek, dem Bundesbuch des Hainbundes, im Besitz des Herrn Prof. Klußmann in Rudolstadt, und mehreren anderen Privatsammlungen. Der Anhang giebt Briefe an Miller, Boie, Voß u. A., welche von Poesie, schönen Mädchen und Nahrungssorgen handeln. „Ich leide gewaltigen Geldmangel und stecke in Schulden", ist der beständige Refrain. Hölty möchte gern nach Hamburg gehen, „aber wie kann ich jährlich 150—200 Thaler mit Schriftstellern verdienen?" — Dabei nimmt sein Brustleiden einen rapiden Verlauf. Am 4. August 1776 schreibt er aus Hannover: „Stürb' ich jetzt, ich müßte, wie Aristides, publico sumtu begraben werden." — Vier Wochen später war er todt, im Alter von 27 Jahren. Er liegt begraben auf einem der Vorstadtkirchhöfe von Hannover und wir erinnern uns, das Bild seines Grabes in der Voigt'schen Ausgabe seiner Gedichte gesehen zu haben. —

Im Rauchzimmer.

Von allen Zeiten, aus denen das Jahr sich zusammensetzt, ist mir die liebste die: „Wenn die Schwalben heimwärts ziehn.“ Ich habe, für meine Person, Nichts gegen die Schwalben einzuwenden; sie waren mir ganz willkommen, als sie sich unter dem bescheidenen Giebel meines kleines Landhauses ansiedelten. Es freute mich, sie dort ihr Nest bauen, sich traulich einrichten, eine Familie zur Welt bringen und nach durchaus rationellen Grundsätzen erziehen zu sehen. Sie flogen ein, flogen aus, thaten ihre Arbeit bei Tag, gingen früh zu Bett am Abend, waren früh auf am andern Morgen und führten Alles in Allem ein musterhaft idyllisches Leben, wie man es auf dem Lande führt. Man hat keine Gelegenheit, es anders zu machen. Es ist eine Schule der Geduld, der Beschaulichkeit und tausend anderer Tugenden, die man in der Stadt weder übt noch besonders schätzt. Doch sind die Schwalben darum nicht zu beklagen; sie reisen über das Meer und ich habe gehört, daß der Khedive auch sie eingeladen hat, der Eröffnung des Suez-Canals beizuwohnen. Glückliche Schwalben! Sie werden, nachdem sie die Gastfreundschaft Egyptens genossen, weder ein Feuilleton darüber zu schreiben, noch einen Orden dafür anzunehmen haben. Und da sie mir obendrein versprachen, nächstes Jahr wiederzukommen, so war der Abschied nicht halb so schwer, als es im Liede heißt.

Im Gegentheil: ich verfolge die Fortschritte des Herbstes mit einem aufrichtigen Vergnügen. Ich sage mir: die Reize des Landaufenthaltes sind erschöpft. Das Meer wird unsicher. Die Bäder schließen. Die Wettrennen sind vorüber. Was bleibt mir übrig, als auch an die Heimkehr zu denken? Ich erwarte nur noch den Augenblick, wo man sich anständigerweise wieder in den Straßen der Stadt zeigen darf. Denn ich möchte wahrhaftig nicht früher zurückkommen, als mein Nachbar X., der sich ohnedies schon dadurch auszeichnet, daß er früher geht. Aber nichts kann mich hindern, das Leben in einer Stadt, z. B. Berlin, höchst unterhaltend zu finden. Es geschieht dort immer etwas Neues. Wenn das Ballet Ferien hat, so giebt es Volksaufläufe in Moabit; und während das Wallner-Theater seine alten Possen vom vergangenen Jahre aufwärmt, um seine neuen für den Winter zu sparen, geht es in den Vereinen und Volksversammlungen so lustig her, daß man Helmerding und Neusche weniger vermißt. Ich lobe mir den naturwüchsigen Humor, der eine gesunde Prügelei nicht ausschließt. Es ist so erfrischend zu sehen, daß die Jugend noch Muskeln hat! Daß der Mannesmuth nicht ausgestorben und die Helden, wiewol selten geworden, doch nicht gänzlich fehlen.

Inzwischen hat das Schauspiel seine Vorstellungen begonnen und die Oper studirt ihr neues Werk ein. Wie gut ist es, zu dieser großen Mehrheit zu gehören, die man das Publicum nennt. Für das Publicum arbeitet der Dichter, der Regisseur, sogar der Intendant selber! Dem Publicum,

wenn es gestärkt aus den Bädern zurückkehrt, bietet der Schriftsteller allerunterthänigst sein neues Buch an; und er ist glücklich, wenn das Publicum huldreichst geruht, den Band nur zu lesen. Alle Novitäten der Saison werden ihm zu Füßen gelegt; und wie viel davon läßt es liegen! Andere seufzen: Wenn ich König wäre! Ich bin damit zufrieden, wenn ich Publicum sein darf.

Denn man muß wissen, daß in der großen Stadt Jeder abwechselnd bald Publicum, bald Schauspieler ist, und daß man nicht leicht beobachten kann, ohne beobachtet zu werden. Das giebt dem Gesicht der Gesellschaft einen kleinen piquanten Zug von Bosheit, der mir übrigens nicht mißfällt. Jeder sagt sich, daß er im gegebenen Augenblick kritisirt werden wird, und er erlaubt sich daher das Vergnügen, auch die Andern zu kritisiren. Goethe bemerkt einmal irgendwo, daß die Liebe zur Einsamkeit, zum Alleinsein in und mit der Natur eine Schwäche werden könne, die darin ihren Grund habe, daß man keinen Widerspruch dulden wolle. Denn die Natur widerspricht bekanntlich Niemandem, und wenn er barock wäre, wie Bogumil Goltz, oder langweilig, wie Professor —. Doch ich bin noch nicht in der großen Stadt und habe deswegen auch kein Recht, indiscret zu sein. Die Gesellschaft ist die bitterste Schule, durch welche die Eitelkeit je gegangen. Sie duldet keine Monologe. Sie findet die Lächerlichkeiten mit einem bewunderungswürdigen Scharfblick heraus, während sie viel langsamer darin ist, die guten Eigenschaften zu erkennen. Sie ist schonungslos, malitiös, sarkastisch; aber dennoch giebt es kein anderes Mittel, sich vor ihr zu retten, als — sich ihr anzuschließen.

Die Salons öffnen sich bereits zu ihrem Empfange. Bald werden sie Alle versammelt sein aus Nord und Süd, vom Strand und aus den Alpen. Ich sehe sie schon sitzen auf den Fauteuils und auf den Tabourets. — „Sie sind in München gewesen? Was sagen Sie zu der Ausstellung? Oder von Richard Wagner? . . .“ — „Sie kommen von Paris! Sie sahen den sterbenden Cäsar!“ — „Als ich Rom verließ, war jede Wohnung im Voraus schon vergriffen. Der Andrang zum Concil wird ungeheuer werden.“ — Andere waren in England, oder in Amerika, oder bitten um die Erlaubniß, der Dame des Hauses einen Freund vorstellen zu dürfen, der — was weiß ich? — aus dem Innern von Afrika kommt. Der Salon, die Gesellschaft hat etwas entschieden Kosmopolitisches; ich werde niemals in Verlegenheit sein, mit irgend einem Ausländer, vorausgesetzt, daß er denselben Horizont geistiger Interessen hat, ein Gespräch anzuknüpfen und zu führen. Denn, um von Politik ganz zu schweigen: so sind die großen Bewegungen in Kunst und Literatur ein Thema, welches sich den Gebildeten aller Völker bietet. Ich werde z. B. dem Engländer mit aller Aufmerksamkeit folgen, der mich über die famosen Byron-Enthüllungen der Mrs. Beecher-Stowe unterhält, oder dem Franzosen, der mir die Schönheiten des „l'homme qui rit“ entwickelt; ich verlange dafür aber von ihm, als Gegenleistung, das Versprechen: Berthold Auerbach's „Landhaus am Rhein“ zu lesen. Man wird daraus entnehmen, daß ich wenigstens ein gründlicher Kosmopolit bin. Alle diese verschiedenartigen Anregungen gewährt mir der Salon. Innerhalb der zwei oder drei Stunden eines solchen Abends kann ich über Alles sprechen oder sprechen hören, was die Welt im Augenblick beschäftigt und wenn ich Ariel's Flügel hätte, ich würde nicht rascher fliegen. Und wie viel Annehmlichkeiten hat man auf dem Wege! Wie viel kleine Geheimnisse

aus Ems oder Baden-Baden oder Ostende nimmt man im Vorübergehen mit! Wie viel Persönlichkeiten müssen Revue passiren! Und wie rasch [illegible] Alles geht und wie unerbittlich!

Doch ich will Euch Etwas im Vertrauen sagen: der Salon ist gut, und man amüsirt sich vortrefflich darin; — aber was wäre der Salon ohne die Cigarre, die man nachher raucht? Darum Ihr, die Ihr der gleichen Ansicht huldigt, tretet mit mir in mein kleines Rauchzimmer. Ich habe, außer einem Glase Grog, eine ganz capitale Cigarre für Euch: neue Ernte, 69er. Ihre Eigenthümlichkeit besteht darin, daß sie dunkel, fast schwarz aussieht. Man sollte sie für ein bitterböses Kraut halten. Allein man wird sich bald überzeugen, daß man sich getäuscht hat. Es ist eine milde Cigarre, die Niemandem etwas zu Leide thut. Wer den starken Tabak liebt, z. B. den Shag, der wird ihn aus einer andern Quelle beziehen müssen, und mein Freund, der Kleinstädter, wird ihm sagen, wo er am Besten zu haben sei.

Druck von A. H. Payne in Reudnitz bei Leipzig. —

Der Salon.

Die Reise nach Freienwalde.

Novelle von **Adolf Wilbrandt.**

„Ich war lange nicht in Freienwalde; warum fahre ich eigentlich nicht einmal hin? Warum fahre ich heute nicht nach Freienwalde? Warum nehm' ich nicht diese Droschke da, die eben langsam vorbeifährt, und lasse mich, wie ich gehe und stehe, zum Stettiner Bahnhof transportiren?" — Herr Valentin Weinberg, indem er dies bei sich dachte, sah nach seiner Uhr — der nächste Zug ging in fünfunddreißig Minuten — fühlte nach seiner Geldbörse, und rief die Droschke heran. Er stand eben in der Wilhelmsstraße in Berlin, nicht weit von den Linden, wo ihn die unnatürlich warme Aprilsonne beschien, und kämpfte schon seit einer Viertelstunde mit dem dunklen Gefühl, daß ihm ein kleiner Ausflug recht ersprießlich sein würde. Er stellte sich das alte Pfarrhaus seines Freienwalder Gastfreundes, die hohen, kühlen, halbdunklen Zimmer hinter den Kastanienbäumen, die Todtenstille in dem kleinen Städtchen äußerst einladend vor. Ein idyllischer Abendspaziergang nach der Oder zu, Fräulein Gretchen an seiner Seite — denn Valentin Weinberg war unverheirathet, dreißig Jahre alt und von unbestimmten, aber starken Gefühlen; — frischer Wiesengeruch und die schönen Saaten bei diesem heißen Frühjahr — denn Valentin Weinberg war mit Leidenschaft Landmann. Indem er in seiner Droschke durch die lärmenden Straßen rollte, triumphirte er im Stillen, daß er von den drei Wochen, die um seiner Geschäfte willen noch in Berlin zugebracht werden mußten, wenigstens ein Zehntel vor's Thor hinaustrage. So rollte er endlich in den Stettiner Bahnhof ein, sprang vom Wagen, kaufte sich sein Billet dritter Classe nach Freienwalde — denn bei warmem Wetter war es sein Grundsatz, dritter Classe zu fahren — und ging nun mit dem ganzen Sonnabend-Gefühl eines fahrenden Schülers, ein gedachtes Ränzelchen auf dem Rücken, eine wirkliche Cigarre im Munde, in die Einsteig-Halle hinaus.

Wahrhaftig, bei dieser Hitze, dachte er, ist es eine wahre Thorheit, sich in die heißen Polster zweiter Classe zu setzen! — Und indem er das dachte, sah er eine junge Dame, die eben im Begriff war, in einen Wagen zweiter Classe zu steigen, und bei diesem Unternehmen das Täschchen, das ihr am Arm hing, auf den Perron fallen ließ. Valentin sprang hinzu, hob es mit einer graziösen Bewegung auf — er konnte in seinen Bewegungen sehr anmuthig sein — und indem er mit der einen Hand seinen Hut lüftete, gab er mit der andern der Dame das Ledertäschchen zurück. Er blickte dabei in ihre blauen Augen, die ihm durch einen recht warmen Strahl liebenswürdig dankten. „Ich danke Ihnen,

mein Herr!“ setzte gleich darauf ihre feine, helle Stimme hinzu, wie wenn der Blitz der Augen vorangegangen und dann, nach einem Naturgesetz, das dazu gehörige Geräusch gefolgt wäre. Sie sagte es, wollte in demselben Augenblick vom Tritt in den Wagen steigen, that aber einen unsichern Schritt und schwankte wieder zurück. Sie versuchte zu lächeln — ein ganz allerliebstes Lächeln —, griff aber doch ängstlich nach einem Halt und ließ sich, ohne es zu wollen, gegen Valentin's Schulter sinken. „Oh!“ sagte sie sehr verwirrt. Dann richtete sie sich geschwind wieder auf, bekam eine nachträgliche Blässe und hinterher ein gewaltiges Erröthen, ließ sich von den kräftigen Armen ihres Ritters in das Coupé hineinheben, stammelte einige Dankesworte, die man nicht hören konnte, und sank dann in ihren Eckplatz, hinter dessen Lehne ihr Gesicht verschwand.

„Das ist ein Mädchen — o —!“ dachte Valentin, als er nach dieser kurzen Begegnung zurückgetreten war und nun auf dem Perron auf- und niederging. Er fühlte sich in eine angenehme Wallung versetzt, die ihn wundervoll aufregte. Die Bahnhofsuhr zeigte noch zehn Minuten bis zur Abfahrt; eine Weile konnte er sich also ruhig seinem Gefühl überlassen. Es war ihm, als müßte er ihr reizendes Lächeln nachmachen; seine Mundwinkel versuchten es auch, ohne daß er es wußte, doch gelang es nicht ganz. Aus einiger Entfernung sah er nach ihrem Coupé zurück: an ihrem grauen Kleid, das zum Theil sichtbar war, und den braunen Stiefelchen konnte er es erkennen. Doch ihr Gesicht blieb versteckt. Er sah nur ihre Wagennummer, 875. „Könnte es etwas Angenehmeres geben“, dachte er, „als wenigstens eine Stunde — bis bei Neustadt-Eberswalde meine Zweigbahn kommt — zweiter Classe neben dieser Dame zu sitzen und noch einige Male ihr Lächeln zu studiren? Statt daß ich nun in meinen Plebejerkasten steigen soll — es war auch eine ganz einfältige Idee, dritter Classe fahren zu wollen! — um dieses liebenswürdige Mädchen in aller Ewigkeit nicht wiederzusehen? So — also deswegen fährt man mit demselben Zug in die Welt hinaus — dazu hat man Eisenbahnen und Perron-Abenteuer —? Wenn ich nur ein Billet zweiter Classe genommen hätte — —“ Ueber diesen Gedanken hatte er sich dem Billet-Schalter, wo sich die Reisenden drängten, ganz langsam genähert; schob auf einmal sein Kärtchen „Berlin-Freienwalde“, das er in der Hand hielt, in die Westentasche, zog seine Geldbörse und drängte sich gleichfalls vor. „Nach Freienwalde, zweiter Classe!“ rief er entschlossen in den Schalter hinein. „Es kostet sehr wenig“, setzte er in Gedanken hinzu und freute sich über diese kleine Verschwendung. Gleich darauf hatte er sein Billet; lief zu dem Wagen Nr. 875 zurück, suchte seine Leitsterne, die kleinen braunen Stiefelchen, und stieg dann zart über sie weg in das Coupé hinein.

„Ich hoffe, Sie haben sich vorhin nicht wehe gethan!“ sagte er, sobald er der jungen Dame gegenüber Platz genommen hatte, denn dieser Platz war noch leer.

„O ganz und gar nicht!“ antwortete dieselbe silberne Stimme, die

ihn vorhin schon entzückt hatte. „Ich war ja in so guten Händen“, setzte sie lächelnd hinzu.

Valentin mußte unwillkürlich seine großen und nicht sehr weißen Hände betrachten (er hatte bei der Hitze die Handschuhe ausgezogen); durch eine sonderbare Ideenverbindung kamen sie ihm gegen früher verschönert vor, und unvermerkt streichelte er die eine mit der andern. Er fühlte ein ganz außerordentliches Wohlbehagen, der Dame nun wirklich gegenüberzusitzen, ein richtiges Billet in der Hand und ein unbrauchbares in der Tasche. Als hätte er sie durch diese Handlung in Besitz genommen, sah er das Fräulein — denn für eine Frau konnte er sie nicht halten — nun mit einem freundlich triumphirenden Blick von oben bis unten an. Sie war zu seinem großen Vergnügen äußerst einfach gekleidet, und doch stand ihr Alles gut. Ein gewöhnlicher Regenmantel, den sie trotz der Wärme noch nicht abgelegt hatte, fiel über ihr graues Kleid; auf dem Köpfchen — denn ihr Kopf war nicht groß — saß ein schwarzes Hütchen, über das ein künstlicher Zweig von weißen Rosen in den Nacken fiel. Darunter dunkelblondes Haar, nicht sehr lang und einfach heruntergekämmt, aber von allerliebstem Fall und unten ein wenig gelockt. Eine sehr offene Stirn, die blauen Augen, die Valentin schon kannte (doch sah er sie wieder an), und eine zierliche Nase, über die er sich ganz besonders freute. Eben war er im Begriff, sich auch ihren Mund zum Bewußtsein zu bringen, als sie ihn öffnete und mit etwas verlegener Heiterkeit fragte: „Sie rauchen wol gern, mein Herr?“

„Wie meinen Sie?“ fragte er zurück. Statt der Antwort warf die junge Dame einen Blick nach rechts, dem er folgte, und nun bemerkte er, daß noch zwei andere Frauenzimmer in demselben Coupé saßen, die mit vorwurfsvollen Augen zu ihm herüberstarrten. Er sah nicht viel mehr von ihnen, als die Augen, weil er eben eine große Dampfwolke in dieser Richtung ausgesendet hatte. Doch plötzlich erschrocken nahm er die Cigarre zwischen die Finger, sah wieder das Fräulein an und fragte möglichst gefaßt: „Ich bin — ich bin wol in ein „Coupé für Nichtraucher“ gerathen?“

„Sie haben es errathen, mein Herr!“ sagte sie unschuldig lachend. „Es scheint, daß Sie das erschreckt. Uebrigens glaube ich, Sie haben noch Zeit, in ein anderes Coupé zu steigen, wenn Sie die Cigarre nicht entbehren können.“

„Ganz im Gegentheil, mein Fräulein!“ erwiederte er und warf seine Cigarre zum Fenster hinaus. „Ich bitte nur um Entschuldigung wegen meines Irrthums. Am Rauchen selbst liegt mir nichts!“ — Er wurde roth, indem er das sagte, denn er hatte die häßliche Gewohnheit, bei einer Lüge allemal zu erröthen. Es gab keinen leidenschaftlichern Raucher, als ihn. Zum ersten Mal in seinem Leben sah er sich auf einer Reise ohne Cigarre im Munde. Die kluge junge Dame schien auch sein Rothwerden richtig zu verstehen; denn sie lächelte vor sich hin, zog ihre feinen Brauen etwas in die Höhe und schwieg.

Der Schaffner trat in die Thür, bat sich die Billette aus und ver-

schwand dann wieder; die Glocke ward zum letzten Mal geläutet, der Betriebsinspector pfiff, die Locomotive antwortete und langsam rollte der Zug in den hellen Nachmittag hinein. Zuerst durch den endlosen Bahnhof, dann an der Vorstadt hin, zwischen hohen Häusern, die nach und nach immer einzelner, immer kleiner, immer ländlicher wurden, bis das freie Feld zu beiden Seiten ergrünte. Das Fräulein sah zum Fenster hinaus; sie schien von der großen Stadt ernsthaften Abschied zu nehmen. Ein ganz leiser Seufzer kam ihr über die Lippen; und nun betrachtete Valentin ihren Mund. Er war zusammengepreßt, eher schmal als voll, eher klein als groß; auch von etwas bläßlicher Farbe. Er schien im ganzen Gesicht das Nachdenklichste und — was freilich für einen Mund sonderbar drollig klingt — das Verschwiegenste zu sein. Valentin hielt es für seine Pflicht, nun auch das Kinn zu betrachten. Es war recht mädchenhaft rundlich, aber stark und groß, wie wenn die Willenskraft der kleinen Dame es hervorgetrieben und sich dann, wie in einem Gipsabguß, darin abgeformt hätte. Auf einmal zuckte es; — die junge Dame schien über die physiognomischen Studien ihres Nachbars ungeduldig zu werden. Sie zog ihren Kopf zurück, lehnte sich in ihre Ecke und machte die Augen zu.

„Dieser Entschluß kam ihr offenbar aus dem Kinn!“ dachte Valentin, der sich ganz in ihren Charakter zu versenken suchte — er wußte selbst nicht, warum — und mußte innerlich lachen. Es fiel ihm nun auf, wie reizend das Mädchen mit geschlossenen Augen war, zumal da ihre Wangen von der Wärme sich rötheten. Sie schob den geöffneten Regenmantel, ohne aufzusehen, mit der Hand zurück, und ein allerliebstes graues Jäckchen erschien, das sich mit jedem Athemzug senkte und hob und von dessen drittem Knopfloch — aus einem Veilchenstrauß — nun ein starker, süßer Duft zu ihm herüberdrang. „Das muß mich für die Cigarre entschädigen!“ seufzte er vor sich hin. „Mein Gott, was für Opfer der Mensch seiner Neugierde bringt!“ — Das Bild einer langen, braunen, schlanken Cigarre tanzte ihm fortwährend vor den Augen. Um sich zu zerstreuen, zu beschäftigen, griff er endlich in die linke Rocktasche, in der er einige Täfelchen Chocolade aufzubewahren pflegte. Er zog ein Packet in grünem Papier heraus, brach eine Tafel durch und fing an zu essen. Die Thätigkeit that ihm wohl. Sie beschwichtigte seine Phantasie und stillte zugleich den erwachenden Hunger — denn er hatte noch nicht zu Mittag gespeist, und vor zwei Stunden keine Aussicht dazu. So sah er eine Weile in seinen Schooß und zerdrückte die Chocolade. Als er dann wieder aufblickte, trafen ihn die blauen Augen, die sich mittlerweile geöffnet hatten und die kleinen Täfelchen aufmerksam zu betrachten schienen.

„Darf ich Ihnen anbieten?“ fragte er zuvorkommend. Das Mädchen nickte anmuthig mit dem Kopf und antwortete ohne alle Ziererei, sie nehme es dankbar an. Er hielt ihr ein Täfelchen hin. Sie ließ es sich zwischen die kleinen Finger stecken und sagte munter: „Nicht wahr, mein Herr, die Chocolade ist gut?“

„Ja gewiß, das ist sie! Aber Sie urtheilen ja, mein Fräulein, ehe Sie kosten?"

„O, ich brauche nicht erst zu kosten, ich kenne sie!" — Ein eigenthümliches Lächeln flog ihr über's Gesicht. „Wo kaufen Sie sie, mein Herr?"

„Sie können mich tödten, mein liebes Fräulein, aber ich weiß es nicht. Wo ich so einen Laden sehe, da gehe ich einfach hinein."

„Nun, die Chocolade ist aus unserer Fabrik!" sagte sie und blickte ihn ruhig an.

Valentin starrte ihr überrascht in's Gesicht. Sie schien sich daran zu weiden. „Ja wol, aus unserer Fabrik!" wiederholte sie nach einer Weile, wie wenn er sie ersucht hätte, es noch einmal zu sagen. „Schmeckt sie Ihnen nun nicht mehr, mein Herr?" setzte sie mit scherzhafter Koketterie hinzu. „Vielleicht habe ich Ihnen dieses Päckchen da eigenhändig verkauft, ohne daß wir Beide es wissen."

„Sie besitzen also eine Chocoladefabrik?" fragte Valentin.

„O nicht doch, nicht doch! So eine Potentatin bin ich nicht. Alles, was ich besitze, ist im Packwagen, in meinem Koffer. Ich habe nur — für wenig Geld und noch weniger gute Worte — verkauft, Buch geführt, verwaltet. Uebrigens nur bis gestern; seit heute Morgen nicht mehr."

Ganz unwillkürlich sah Valentin an ihrem Anzug herunter, dessen Einfachheit er nun verstand. Sie bemerkte es und konnte nicht umhin, einen Augenblick zu erröthen. „Was hilft es!" sagte sie dann wieder heiter; „ich habe mir alle Mühe gegeben, Millionärin zu werden, aber es wollte nicht gehen. Es fehlte am Geld dazu! Jetzt hab' ich mich mit der Armuth begnügt, die leichter zu haben ist; und" — sie sah ihn reizend an — „Armuth schändet ja nicht."

„Nein, gewiß nicht, mein Fräulein! Mich wundert nur — —" Er suchte eine Weile nach den rechten Worten.

„Was wundert Sie, mein Herr?" fragte sie neugierig.

„Daß ich — daß Ihr Gesicht so gar nicht danach aussieht, hinter einem Ladentisch — — Sie sehen so distinguirt aus!" — Er hatte kaum dieses Wort gefunden, so mußte er über die Anstrengung und über ihren Erfolg innerlich lachen.

Das Fräulein lachte mit, aber äußerlich. „Ich weiß nicht, mein Herr, was Sie darunter verstehen: ob es ehrenvoll ist, oder nicht! Uebrigens habe ich bis zu meinem siebzehnten Jahr nie daran gedacht, daß ich einmal Chocolade verkaufen und Rechnungen schreiben würde. Ich hätte gewiß darauf geschworen, ich wäre zu gut dafür! Aber all' mein Französisch und Englisch — Sie sehen, wie schlecht es mich davor geschützt hat, hinter einem simplen Ladentisch — „der Noth gehorchend, nicht dem eignen Trieb —"

„Sie citiren Schiller!" fiel Valentin ihr in komischem Erstaunen in's Wort.

„So —? Woher wissen Sie das?" fragte sie und sah ihm klug in's Gesicht.

„Nun, weil dieser Vers der Anfang der „Braut von Messina“ ist!“

„Ei, ei, mein Herr, diese Kenntnisse —!“ Indem sie das sagte, flog ein so feiner Zug über ihr Gesicht, daß es unmöglich war, den stillen Sinn ihrer Worte nicht zu errathen. Valentin errieth ihn und sein bräunliches Gesicht ward dunkelroth. „Verzeihen Sie!“ sagte er. „Sie haben Recht: der Eine kann sich so gut verwundern, wie der Andere. Und ich sollte nur ganz besonders stille sein. Ich sehe nicht danach aus“ — er lächelte bescheiden und liebenswürdig — „als ob ich Schiller und Goethe in der Tasche hätte.“

„Mein Gott, wie sehen wir Alle aus!“ fiel sie ihm höchst drollig in's Wort. „Ich kenne kein Gesicht, das nicht viel geistreicher sein könnte! „Behandelt Jeden nach Verdienst, und wer ist vor Schlägen sicher?“ — Aber ich citire schon wieder. Ach Gott! Ich werde nun bald irgendwo am Ende der Welt sein, wo ich Schiller und Shakespeare noch weniger brauchen kann, als in der Chocoladefabrik in der Mohrenstraße.“

„Wandern Sie auch aus, mein Fräulein?“ fragte jetzt eines der beiden Frauenzimmer, die mit Valentin auf derselben Seite saßen — sonst war das Coupé leer — und rückte etwas näher, um sich besser in das Gespräch einmischen zu können. Valentin fuhr förmlich zusammen, als er die scharfe Stimme plötzlich wie aus dem Hinterhalt hervorbrechen hörte. Es war ihm zu Muth, wie wenn zwischen zwei Menschen, die behaglich plaudernd auf der Straße stehen, auf einmal ein Dachziegel niederprasselt. Mit einer hastigen Bewegung wandte er sich um und sah die Sprecherin an. Sie war, gleich ihrer Nachbarin, geschmacklos bunt und überladen gekleidet, das kleine Hütchen voll Federn, die Stirn in die Höhe gerunzelt, was sie um zehn Jahre älter erscheinen ließ, als sie war; über den jugendlich vollen, aufgeworfenen Lippen ein fast unweibliches Bärtchen. Ein riesiger Chignon zog ihren Kopf, der ohnehin nicht in die Höhe strebte, ganz nach hinten. Man sah ihrem Aufputz, ihrem Mienenspiel an, daß sie von Hause aus nicht häßlich, aber durch einen unwiderstehlichen Naturtrieb genöthigt war, sich auf jede Weise zu entstellen.

„Wandern Sie auch aus, mein Fräulein?“ wiederholte sie, da das junge Mädchen auf die erste Frage nicht Acht gegeben, sondern sich in seine Gedanken vertieft hatte. „Ich meine nur, weil Sie sagen, daß Sie an's Ende der Welt wollen?“

„Ja, so ungefähr!“ gab die Andere zur Antwort.

„Auch nach Amerika?“

„So etwas könnte es sein!“

Valentin horchte hoch auf. Er hatte sich bisher noch nicht vorgestellt, daß seine reizende Reisegefährtin auch einen Reisezweck haben werde. Nach Amerika! dachte er und sah sie erschrocken an, wie wenn sie im nächsten Augenblick zwölfhundert Meilen von ihm entfernt in New-York landen könnte. „Was haben Sie in Amerika zu suchen, mein Fräulein?“ fragte er aufgeregt und beinahe vorwurfsvoll.

„Mein Glück!“ sagte sie mit einem elegischen Lächeln.

„Wollen Sie drüben heirathen?“ fing die scharfe Stimme neben Valentin wieder an. „Gehen Sie auch zu den Mormonen, mein Fräulein?“

Das Mädchen starrte der Fragerin sprachlos in's Gesicht. Erst nach einer längern Pause sagte sie: „Was soll ich bei den Mormonen?“

„Um Vergebung — ich fragte nur. Sie wollen es also nicht. Sie gehören also nicht zu dieser Secte; wollen auch wahrscheinlich nicht zu ihr gehören.“

„Nein“, sagte sie kurz.

Valentin, den das sonderbare Gespräch zu interessiren anfing, sah das Frauenzimmer mit den Stirnrunzeln aufmerksamer an. „Erlauben Sie“, fragte er: „Sie wollen also hin?“

„Wohin?“

„Nach dem großen Salzsee, zu den Mormonen?“

„Ja, mein Herr; ich und diese meine Freundin hier; wir wollen's drüben versuchen.“

„Sie wollen dort Männer heirathen, die schon andere Frauen haben?“

„Wahrscheinlich. Das ist nicht das größte Unglück, mein Herr.“

Valentin lachte. „Und Sie kennen wahrscheinlich Ihre Männer noch ganz und gar nicht? Sie reisen ihnen so auf's Gerathewohl in die Arme?“

„Ich habe einen Bruder bei den Mormonen“, sagte das junge Frauenzimmer unbefangen; „der wird uns drüben verheirathen. O, es ist ein recht hübsches Leben in Utah! Es sind reiche Leute dort — und sehr gebildet. Unsere Eltern haben uns nichts zu geben; mein Vater — ach Gott, es ist ein armer Schneider in der Chausséestraße, der selbst nichts zu beißen hat; und Elisen ihr Vater — —.“ Sie sah ihre Freundin an, die ein etwas verlegenes, einfältiges Gesicht machte; dann sagte sie nach einer kleinen Pause: „Sie weiß nicht einmal, ob sie einen hat. Na, und wenn drüben auch nichts los ist“ — sie lachte — „so haben Europa und Amerika sich nichts vorzuwerfen.“

„Sie sind offenbar eine Berlinerin!“ sagte Valentin.

„Das wollte ich meinen: eine rechte, echte!“ — Sie wandte jetzt lebhaft den Kopf und sah zum Fenster hinaus. „Da kommen wir schon an das große „Odergebirge“, nun kann Neustadt-Eberswalde nicht mehr weit sein! Elise, sieh Dir das noch einmal an, bei den Mormonen siehst Du solche Gletscher nicht wieder!“

Neustadt-Eberswalde! — Das Wort fuhr Valentin auf einmal durch Mark und Bein. Ein niedriger, sanfter Höhenzug näherte sich der Bahn und der Zug brauste mit abscheulicher Geschwindigkeit daran entlang. Noch ein paar Minuten, dachte er, und ich soll aussteigen und dieses reizende Mädchen „an's Ende der Welt“ fahren lassen! — Er blickte sie an; sie hatte sich, offenbar durch die Reden der „Mormonin“ abgestoßen, an's Fenster vorgeneigt, als wolle sie die Gegend betrachten, und zu Valentin's größter Ueberraschung traten ihr langsam ein paar Thränen in die Augen. Das ganze seltsame Gespräch schien irgend etwas

Trauriges, Peinliches in ihr aufgeweckt zu haben, denn sie hielt die Lippen fest zusammengepreßt — was ihr reizend stand — und wurde blasser und blasser. Valentin ward ganz elend zu Muth. Ihr Profil gefiel ihm so sehr, und sie schien so versteckten Kummer zu haben, und er sollte aussteigen. „Mein Fräulein!“ sagte er plötzlich. Sie sah ihn von der Seite an. — „Mein Fräulein! Sie wollen also auch unser Europa verlassen?“

„Ja“, erwiederte sie. „Was liegt Europa daran?“

„Das ist eine complicirte Frage, mein Fräulein! Warum wollen Sie uns verlassen?“

Der warme Ton seiner Stimme schien sie etwas zu verwirren. „Warum?“ wiederholte sie. „Warum? Weil es so sein muß. Doch das kann Sie ja nicht interessiren, mein Herr. Jeder hat sein Schicksal.“

„Mich nicht interessiren! — — Warum sagen Sie das so traurig, daß Jeder sein Schicksal hat? Gewiß — schütteln Sie nicht den Kopf! — Sie sagten es traurig. Warum wollen Sie nach Amerika?“

„Um mich zu verbessern!“ erwiederte sie mit einem liebenswürdig elegischen Lächeln.

Die Locomotive that einen langen Pfiff, der Zug fing an langsamer zu fahren. Ein freundliches Städtchen, anmuthig eingehügelt, trat rechts hervor; die zum Theil bewaldeten, zum Theil besäeten Anhöhen glänzten in der Sonne Weiter hinaus konnte man ein sich abzweigendes Bahngeleise erkennen, das sich hinter den Hügeln verlor. Valentin bemerkte es und fühlte plötzlich eine ganz sonderbare Beklemmung, eine heftige Angst, wie wenn ihm ein großes Unglück begegnen sollte. „Das da ist die Bahn nach Freienwalde!“ murmelte er verstört vor sich hin. Auf einmal war ihm, als ob er das junge Mädchen seufzen hörte. „Man darf nicht wissen“, fragte er nun laut, in großer Aufregung, „warum Sie sich drüben zu „verbessern“ wünschen?“

Sie that, als hörte sie nicht.

„Mein Fräulein — —“

Sie unterbrach ihn hastig, um zu fragen: „Dies ist wohl die Station Neustadt-Eberswalde, mein Herr?“

„Ja, ohne Zweifel, das ist sie! — Und wohin reisen Sie heute?“ fragte er mit plötzlichem Entschluß.

„Ich? nach Pasewalk! — Und Sie?

„Ich auch.“

„Auch nach Pasewalk?“

„Auch nach Pasewalk — allerdings!“

Sowie er das heraus hatte, fühlte er sich wie von einem Alpdruck befreit und griff mit triumphirendem Gesicht nach seinem Hut, der neben ihm lag. Der Zug hielt, die Bahnhofsglocke ward zum ersten Mal geläutet. Im nächsten Augenblick öffnete sich die Wagenthür und Valentin sprang hinaus. Er lief auf den Schalter zu: „Nach Pasewalk, zweiter Classe!“

Er kam auf den Perron zurück, ein anderer Mensch als zuvor.

„In Pasewalk wird übernachtet“, sprach er halblaut vor sich hin; „bis dahin fahren wir noch drei Stunden zusammen, das Andere findet sich — morgen!“ — Indem er dies sehr vergnügt in seinen Bart murmelte, rannte er gegen einen mittelgroßen, breitschultrigen Menschen an, der, einen mächtigen Strohhut über dem verbrannten Gesicht, ihm grade entgegenkam und mit einem kräftigen englischen Fluch und aufgebrachter Miene stehen blieb. Valentin griff an seinen Hut und entschuldigte sich. Der Andere schien Lust zu haben, noch ein kleines Gewitter loszulassen; aber das gutmüthige Gesicht seines Gegners entwaffnete ihn. Indem sie so an einander vorbeigingen, fiel es Valentin auf, daß der Mann mit dem Strohhut, der gleichfalls die Stirn ganz gewaltig runzelte, auffallende Aehnlichkeit mit der stirnrunzelnden Mormonin hatte. Gleich darauf sah er diese junge Dame sammt ihrer Begleiterin aus dem Waggon Nr. 875 aussteigen, mit den Augen umherforschen und schnell auf den Strohhut zugehen. Einige Ausrufungen, die er nicht verstand, Händeschütteln, eine Art von Umarmung — dann ward die Glocke zum zweiten Mal geläutet, die Schaffner trieben zum Einsteigen, Valentin sah nur noch, wie die Drei in einen andern Wagen hinaufkletterten, und kehrte in sein eigenes Coupé zurück.

Die junge Dame schien seine Rückkehr mit einiger Neugier abgewartet zu haben; wenigstens stand sie in der Thür, als er kam, und sah ihn mit einem gewissen Lächeln herantreten. Als er einstieg, fand er sich mit ihr allein — das that ihm unendlich wohl. Es war ihm, als hätten sie miteinander dasselbe Zimmer gemiethet und wollten nun die Reise durch das Leben gemeinschaftlich antreten. Ein Kind, das hinter die Schule geht, um Veilchen zu pflücken, kann nicht glücklicher sein, als Valentin war, wie nun der Zug sich in Bewegung setzte und nach und nach das ganze Neustadt-Eberswalde und die Bahn nach Freienwalde ihm aus den Augen kam. Er freute sich, daß Fräulein Gretchen nun gewiß mit einem anderen Verehrer spazieren gehen und sein Freund, der Pastor, ungestört über seiner Morgenpredigt brüten würde. Das Reisen war ihm noch nie so besonderlich, so sonntäglich, so romantisch vorgekommen. Um das Gefühl, daß er auf der Reise sei, ganz auszukosten, legte er seinen Hut — als sein einziges Gepäck — oben auf das Drahtnetz, hängte seinen rechten Arm in den Fenstergurt und lehnte sich, so tief er konnte, in seine Ecke zurück, seiner Reisegefährtin gegenüber.

„Wie schön die Saaten hier stehen!“ sagte er recht behaglich, da er das Fräulein wieder heiter und unbefangen in's Land hinausblicken sah.

„Und besonders der Weizen hier zunächst an der Bahn!“ erwiederte sie und wies mit dem kleinen Zeigefinger hinaus.

„Der Weizen? Wie, mein Fräulein — den erkennen Sie? so jung, wie er noch ist?“

„Sie wollen sich schon wieder verwundern!“ fiel sie scherzend ein. „Ich bin keine Städterin, mein Herr. Bin auf dem Lande aufgewachsen, draußen in der Lausitz — ein richtiges Landmannskind. Ich wußte noch

keine Silbe von Schiller und Goethe, als ich schon Weizen und Roggen, anderthalb Zoll hoch über dem Boden, unterscheiden konnte."

„Mein Gott, das ist ja sehr merkwürdig!" sagte er ganz außer sich und starrte sie wie ein Jahrmarktswunder an. „Da passen wir ja — — ich will sagen, da treffen wir ja eigenthümlich zusammen. Sehen Sie mir's nicht an, mein Fräulein, daß ich ein Landmann bin?"

„Ich dachte wol so etwas!" antwortete sie mit einem munteren Blick. Seine fast elegante großstädtische Kleidung, sein militairischer Schnurrbart sahen nicht eigentlich nach Landwirthschaft aus; aber das luftbraune Gesicht, die treuherzigen blauen Augen, die ganze kräftige, etwas schwere Gestalt ließen etwas davon errathen. „Sie scheinen furchtbar gesund zu sein!" setzte sie heiter hinzu.

„Ja, das bin ich, bei Gott! Die Masern und das Zahnen abgerechnet, hab' ich noch wenig Lebensgefahren durchgemacht: zwei bis drei Schnupfen im Ganzen. Arbeiten kann ich für Zwei! — Nicht wahr, der Weizen hier gefällt Ihnen, mein Fräulein; aber wenn Sie erst meinen sehen würden —"

„Sie haben ein Gut?"

„Ich habe ein recht hübsches Gut, — ja, mein Fräulein. Strenger Weizenboden, etwas zu viel Weideland; aber das macht sich! Das Gut liegt in — in Hinterpommern", setzte er etwas verschämt hinzu. „Kennen Sie Hinterpommern?"

„Ich habe nicht die Ehre."

„Hinterpommern — man spricht gewöhnlich etwas boshaft davon! Ein Onkel von mir pflegte, wenn er in der Unterhaltung auf Hinterpommern kam, immer hinzuzusetzen: „mit Respect zu sagen." Aber lassen Sie sich dadurch nicht irre machen; es ist doch ein nettes Land! Auch viel guter Boden! O, es ist Schade, daß wir jetzt nicht auf der Bahn von Stargard nach Belgard fahren: da könnte ich's ihnen zeigen."

„Hinterpommern?"

„Mein Gut, liebes Fräulein, meinen Weizen. Hier steht er ja auch recht hübsch, aber nicht so fett, nicht so fett! — — Ja, das wäre reizend", sagte er dann in einem neuen Gedanken und mit zutraulichem Lächeln, „wenn wir jetzt, statt nach Angermünde, mit einander auf meinen Hof führen!"

„Sie sind verheirathet?" fragte sie, ohne auf diesen Gedanken einzugehen.

„O nein! Ganz im Gegentheil!" — Er seufzte ein wenig. — „Ich lebe da sehr allein. Das ist die Schattenseite. Man wirthschaftet doch auch nicht den ganzen Tag! Verkehr — Verkehr hab' ich nicht viel. Mit meinen Nachbarn spiel' ich zuweilen Whist, — zuweilen auch etwas Beethoven, vierhändig. Sonst les' ich in meinen Büchern. Volkswirthschaft ist meine Liebhaberei; besonders der Carey, den hab' ich nun schon dreimal von vorn bis hinten gelesen — kennen Sie Carey, mein Fräulein?"

„Ich habe nicht die Ehre!" sagte sie lächelnd. „Aber warum heirathen Sie nicht?"

„Ja — das ist eine sehr natürliche Frage. Warum heirathe ich nicht? — Es scheint, die Rechte hat sich noch nicht gefunden."

„Wahrscheinlich wird es Ihnen zu schwer, sich zu verlieben!" warf sie neckisch ein.

„O Gott, Sie irren!" antwortete er mit einem kleinen Anflug von Selbstverspottung. „Früher wol — da haben Sie Recht; aber jetzt gar nicht mehr. Ich bin wie die Pappeln, mein Fräulein."

„Was verstehen Sie darunter?"

„Sehen Sie, die Bäume sind grade so verschieden wie die Menschen, mein Fräulein! Geben Sie einmal im Frühling Acht: zuerst schlagen die Kastanien aus, dann werden auch die Birken grün, dann die Eschen, und nun können's auch die Buchen und Linden nicht mehr lassen; — aber die Pappeln sind die schwerfälligsten, die kommen zuletzt. Doch nun sehen Sie einmal die Pappeln an, was für ein unruhiges, zitteriges, gefühlvolles Laub die bekommen! Wenn nur das leiseste Lüftchen geht, so fangen ihre Blätter an, sich fieberhaft zu bewegen."

„Und damit vergleichen Sie sich?" fragte das Mädchen und lachte.

„Ich habe auch erst so spät Blätter bekommen!" sagte er mit Humor, und dabei zeigte er auf sein Herz.

„Und auch so gefühlvolle?"

Er nickte.

„Und doch heirathen Sie nicht?"

„Sobald die Rechte mich will!"

Indem er das sagte, blickte er das Mädchen mit herzlich verliebten Augen an; — doch sie gab nicht Acht darauf, denn sie sah vor sich nieder. Seine letzten Worte schienen sie auf einmal wieder nachdenklich, schienen sie traurig zu machen. Der Zug hielt eben an. Sie wandte ihr Gesicht nach dem Fenster. „Sind wir schon in Angermünde?" fragte sie, um sich in ihren Gedanken zu unterbrechen.

„Nein, mein Fräulein, noch nicht. Das ist nur so eine Nebenstation; sehen Sie, es geht gleich wieder weiter. Wie hübsch hier auf dem kleinen Bahnhof die eingesetzten Levkoien blühen! — Sie sind also auch ein richtiges Landmannskind, liebes Fräulein?"

„Ja, und von ganzem Herzen!"

„Und sind zwischen Wies' und Acker aufgewachsen?"

„Bis ich erwachsen war. Wir hatten damals auch ein Gut, mein Herr; — doch das ist lange vorbei! Mit der Mutter wirthschaften, das war meine ganze Lust. Um neun bei der Uebersetzung aus dem Shakespeare, um zehn in der Milchkammer, um elf in der Küche."

Valentin starrte sie mit strahlenden Augen an. „Und Sie verstehen also die ganze Wirthschaft, mein Fräulein?"

„Ich fürchte, ich bin nicht ganz mit der Zeit fortgeschritten", sagte sie lächelnd; „denn das Alles ist schon eine Weile her, mein Herr! Und die Zeit marschirt heutzutage so schnell. Und wozu auch — es ist ja nun vorbei!" setzte sie schwermüthig hinzu.

„Sie würden also gern wieder auf dem Lande leben?“ fragte Valentin. „Sie würden lieber —“

„Ja, das würde ich thun“, unterbrach sie ihn halb zerstreut und müde, die Augen in ihrem Schooß.

„Und es würde Ihnen Vergnügen machen, eine Landfrau zu werden?“

Ueberrascht sah sie auf, überflog ihn mit einem Blick. „Ach, Sie fragen so viel!“ sagte sie dann mit einem elegischen Verziehen der Mundwinkel und blickte wieder auf das Täschchen in ihrem Schooß. „Es kommt ja nicht darauf an, was mir Vergnügen macht oder nicht! Das Schicksal“ — sie brach ab, und aus wirklicher Ermüdung oder aus Vorsatz fielen ihr die schon halb verschleierten Augen zu. „Nehmen Sie mir's nicht übel“, fragte sie nach einer Pause mit ihrem freundlichsten Ton, „wenn ich ein bischen einschlafe? Ich habe diese letzten Nächte so außerordentlich wenig — Zeit dazu gehabt — und die Nachmittagssonne — die Frühlingsluft —“

„Um Gottes willen, mein Fräulein, ich bitte Sie! Am Ende bin ich daran Schuld, daß Sie nicht schon längst schlafen. Ich muß um Verzeihung bitten —“

Sie hatte sich in ihre Ecke zurückgelehnt, schüttelte jetzt freundlich verneinend den Kopf; dann drückte sie die dunklen Wimpern noch fester an und fing an, lange tiefe Athemzüge zu thun. Die Sonne fiel schräg in den Wagen herein und auf ihren Platz, über ihr graues Jäckchen. Valentin stand leise auf, um an's andere Fenster zu treten und den blauen Vorhang niederzulassen. Dann ging er ebenso leise an seinen Platz zurück, setzte sich wieder dem Mädchen gegenüber. Etwas vorgebeugt saß er da, horchte auf ihren Athem und hatte so ein wohlthuend sicheres Gefühl, zu hören, wie das Leben in ihr aus- und einging. Sie schien bald zu entschlafen. Im ganzen Coupé rührte sich nun nichts mehr als eine summende Fliege, die nach einiger Zeit zum Fenster hinausflog. Auch in den Nachbar-Coupés war Alles still. Nur ein einziges Mal bewegte sich der Schaffner draußen am Wagen entlang, warf im Vorbeigehen einen zweideutig lachenden Blick zum Fenster herein und verschwand wieder wie ein Schatten. Von den Feldern, an denen der Zug vorüberfuhr, stieg hier und da eine einzelne Vogelstimme auf, oder ein Dorfhund bellte in der Ferne. Sonst war es weit und breit nachmittagsstill, und es hörte sich an, wie wenn die ganze Ukermark schliefe.

Nur desto wachsamer saß Valentin da, die Augen auf das graue Jäckchen und den stummen Mund ihm gegenüber geheftet und in seine Gedanken versunken. Er sagte sich, daß er allerdings so eine Pappel sei, wie er sich vorhin beschrieben, und daß jetzt ein außerordentlich starker Wind durch seine Blätter gehe. Dann stellte er sich seine Zimmer auf dem Gutshof vor, ging in Gedanken einsam und melancholisch darin herum, ließ jetzt auf einmal das Fräulein durch die Gangthür eintreten und bekam bei diesem Anblick einen starken Ruck in der Brust. Dann sah er sie wieder in ihrer holden Wirklichkeit in der Wagen-Ecke liegen, die Arme so zierlich über der Brust gekreuzt, und gerieth außer sich vor

Wohlgefallen an ihr. Er wiederholte sich alle ihre Worte über die Landwirthschaft und daß sie so gern wieder da draußen leben würde. „Es ist sonderbar", dachte er: „ich kenne sie erst seit ein Uhr, aber mir ist zu Muth, als ob wir schon auf der Hochzeitsreise wären! Das ist eine Frau für's Land — eine Frau für mich! Sie versteht Alles — ach Gott, und wenn sie nicht auch noch so reizend wäre; — aber sie ist es, sie ist es!" — Er sah sie wieder darauf an, und sie war es wirklich. Ihre blassen Lippen und Wangen rötheten sich im Schlaf, lockten so sehr, sie zu küssen. So sollten sie nun immer aussehen, dachte er, wenn er sie erst draußen auf dem Lande hätte. Wie sie da aufblühen sollte! — Irgend einen stillen Kummer schien sie zu haben, einen Druck auf der Seele. Sein ganzes ehrliches Herz brannte, ihr den wegzufragen und wegzufangen. Sie sollte nicht auswandern, nein, nein! — Er dachte sie sich wieder erwacht — doch hatte er nicht den Muth, sie aufzuwecken — und dachte sich mit ihr in Pasewalk, und wie es ihm gelingen müsse — — Er wußte nicht wie, noch was. Es that auch nichts. Er war einstweilen froh, ihr gegenüberzusitzen, sie allein zu haben, und ließ sein Pappellaub zittern, wie es wollte.

So kamen sie nach Angermünde, wo der Zug eine Weile anhielt. Niemand stieg bei ihnen ein, das Fräulein schlief ruhig fort. Einen Augenblick dachte Valentin, wie nützlich es wäre, in die Restauration zu eilen und irgend etwas Eßbares zu holen: denn sein Hunger wuchs mittlerweile sehr bedrohlich heran und das bischen Chocolade war aufgezehrt. Aber dann sah er wieder auf seinen „Schatz", fürchtete, daß irgend Jemand inzwischen einsteigen möchte, und fand nicht den Muth, seinen Wachtposten zu verlassen. Der Zug ging weiter, und die Bewegung hatte alsbald den unglücklichen Erfolg, auch seine Phantasie in rascheres Rollen zu bringen. Er sah sich bald vor einer langen Tafel, bald einem Büffet gegenüber und eine solche Auswahl von kalten und warmen Speisen, daß ihm übel und weh wurde. Hätte ich mich doch nicht so an's Mittagessen gewöhnt! dachte er sorgenvoll. Der Geruch seiner Cigarren in der Brusttasche stahl sich zu ihm herauf und vermehrte seine Bedrängnisse. „Wenn ich nur wenigstens rauchen dürfte", dachte er, „um mir den nichtswürdigen Hunger zu vertreiben — das wäre wundervoll; — aber ich darf es nicht! — In alten Liebesgeschichten heißt es so oft (er sah dabei seine holde Schläferin mit melancholischem Vergnügen an): „Er konnte sich nicht satt an ihr sehen"; — ja, ich kann leider bezeugen, daß es buchstäblich wahr ist!" — — Indessen schlief das Fräulein auf's allerfriedlichste fort. Sie schien angenehm zu träumen, wenigstens verzog zuweilen ein kleines Lächeln ihren ernsten Mund. Das Klingeln und Pfeifen auf den Stationen weckte sie nicht auf. Sie kamen an Prenzlau vorüber, rollten schon auf Pasewalk zu. Nun endlich packte Valentin eine bange, wachsende, rasende Ungeduld. Noch hatte er ihr ja nichts von dem gesagt, was er ihr sagen wollte. Es fiel ihm auf einmal ein, daß sie wahrscheinlich in Pasewalk auf dem Bahnhof erwartet werde; ein ganzes Dutzend harrender, zurufender, um den Hals fallen-

der Tanten und Cousinen stieg vor ihm auf — und wie das Mädchen ihm dann ein letztes Nicken zuwerfen werde — — Und nur noch eine Viertelstunde bis dahin — —

Das Fräulein machte hastig die Augen auf, sah sich von ihrem Gegenüber am Arm gepackt und sein angstvolles Gesicht auf sie gerichtet. „Was giebt's?" fragte sie noch schlaftrunken, aber sichtlich erschreckt. „Was ist geschehen — was giebt's?"

„Ich dachte — Sie haben — — Sie haben im Schlaf um Hülfe geschrieen, mein Fräulein!" sagte er schnell gefaßt. „Und da weckte ich Sie denn auf. Nicht wahr, Sie hatten einen ängstlichen Traum?"

„Daß ich nicht wüßte!" sagte sie verwundert.

„Uebrigens, was ich noch fragen wollte: wo denken Sie in Pasewalk zu übernachten, mein Fräulein? Oder werden Sie — oder werden Sie von Ihren Verwandten erwartet?"

„Ich werde gar nicht in Pasewalk übernachten, mein Herr!" antwortete sie müde. „Ich fahre weiter."

„Sie fahren weiter?"

„Ja. Nach Mecklenburg. In Berlin sagte man mir, ein directes Billet bis an mein Reiseziel würde ich nicht bekommen, darum nahm ich ein Billet bis Pasewalk, wo die Bahn nach links abgeht."

„Und wollen dort noch heute ein neues nehmen?"

„Ja freilich."

„Wohin?"

„Nach Güstrow, in Mecklenburg-Schwerin. Bei Nacht komm' ich dort an."

„Nach Güstrow?"

„Ja, mein Herr!"

„So hätten Sie" — sagte er, sich von seiner Ueberraschung erholend — „So hätten Sie wohl auch in Berlin schon ein directes Billet bekommen, mein liebes Fräulein. Doch gleichviel. Ich werde Ihnen in Pasewalk Billet und Koffer besorgen, wenn Sie freundlichst erlauben."

„Sie sind sehr gütig, mein Herr! — Und Sie bleiben in Pasewalk?"

„Ich? O nein! Ich reise gleichfalls nach Güstrow."

Ein Schimmer von freudiger Ueberraschung flog über ihr Gesicht. „O, das ist schön!" flüsterte sie. „Aber Sie sagten doch, daß Sie nur bis Pasewalk reisten?"

„Ich? O nein! Ich bin ganz in demselben Fall, wie Sie. Aus reiner Laune" — er erröthete wieder stark — „hab' ich mein Billet nur bis Pasewalk genommen; und nun nehm' ich das zweite."

„O, das trifft sich gut!" — Sie sagte das sehr vergnügt; plötzlich aber sah sie verlegen weg, wurde gleichfalls dunkelroth übergossen und stand auf, um durch das Fenster zu sehen. Der Zug brauste unterdessen in großer Schnelligkeit fort, immer durch ebenes Land, das sich hier und da ein wenig hügelte; endlose Aecker, breite Wiesenstreifen, dunkle Nadelholz-Linien in der Ferne. Es fiel Valentin plötzlich wie ein Hammer

auf's Herz, daß er so in die Welt hinausfahre, wie ein Narr. Dann starrte er wieder die weißen Rosen im Nacken des Mädchens an — und wie er unmöglich umkehren könne, ohne sein Schicksal diesen weißen Rosen gegenüber entschieden zu haben — und dieser zweite Hammer fiel ihm noch schwerer auf's Herz; und so stand er gleichfalls auf, griff nach seinem Hut und setzte sich wieder hin.

„Mein Fräulein —!“ wollte er eben sagen, um seiner überladenen Seele Luft zu machen, als die Locomotive langathmig pfiff und der Bahnhof von Pasewalk zu seiner Rechten erschien. Das Fräulein fuhr auf, setzte sich den verschobenen Hut zurecht und hängte sich das Ledertäschchen über den Arm. „Wir müssen hier doch aussteigen?“ fragte sie. Valentin nickte. „Geben Sie mir Ihren Gepäckschein, mein liebes Fräulein — geben Sie her“, sagte er mit etwas gepreßter Stimme. Sie gab ihm den Schein und ihre Geldbörse dazu. „Sie wollen also die Güte haben —?“ fragte sie und sah ihm mit reizender Müdigkeit in's Gesicht.

„Ich besorge Alles, geben Sie ruhig her!“ — Der Zug fuhr langsam in den Bahnhof ein, der Schaffner kam und öffnete das Coupé. Valentin stieg vor seiner Dame aus und reichte ihr dann die Hand. Sie gingen auf die andere Seite hinüber, hier stand der Zug nach Strasburg und Mecklenburg schon bereit. Sobald Valentin ein leeres Coupé zweiter Classe sah, hob er seine Dame hinein und bat sie, ihn zu erwarten. Dann eilte er fort, für die Billette und den Koffer zu sorgen. Am Schalter erst fiel ihm ein, ob er auch Geld genug bei sich habe, um diesen wachsenden Reise-Bandwurm ernähren zu können. Seine Brieftasche war leer. Er suchte all' sein Silbergeld zusammen und fand, daß es eben für die Reise nach Güstrow ausreichte; fünf Silbergroschen blieben ihm noch übrig. Es wurde ihm seltsam zu Muth. Auch in der Geldbörse des Fräuleins blieb nur ein kleiner Rest, nachdem er Alles bezahlt hatte. Er ging durch das Bahnhofsgebäude zurück und kam am Buffet vorbei. Sein Hunger saß ihm auf einmal wieder zwischen den Zähnen. Fünf Silbergroschen hätte ich noch für ihn! dachte er halb verstört. Aber im nächsten Augenblick siegte schon sein Gemüth über seinen Appetit; er dachte an das Fräulein, das gewiß auch ein kleines Vesper-Gelüst verspüren würde, und ritterlich griff er in die hohle Geldtasche, um für das letzte Silberstück ein Fleischbutterbrod und ein paar Apfelsinen zu kaufen. Der Duft war ihm allzu aufregend, er steckte sie in die Tasche. So kam er endlich, aber noch zur rechten Zeit, an den Zug zurück. Er erkannte sein Coupé an den braunen Stiefelchen, stürzte darauf zu, und als sich der Wagen eben in Bewegung setzte, hatte er sich hineingeschwungen und sah sich athemlos um.

Sein Glück hatte ihn nicht verlassen, Niemand war eingestiegen — aber das Fräulein lag schon wieder und schlief. Sie hatte das halbe Gesicht in ihre Ecke gedrückt und die Hände im Schooß, und athmete lebhaft. „O!“ sagte Valentin unwillkürlich, mit einem bekümmerten Seufzer. Doch davon erwachte sie nicht. Eine Weile stand er und

wartete, ob sein auf sie gehefteter Blick (nach einem alten Aberglauben) sie nicht aufwecken werde; aber die ihm zugekehrte rechte Wange war gegen diesen Blick so unempfindlich, daß die junge Dame nur in tieferen Schlaf versank. Valentin setzte sich, legte seine Rocktasche mit den Früchten und dem eingepackten Butterbrod vorsichtig bei Seite, und über dieser Bewegung wachte zwar nicht das Mädchen, aber sein Hunger auf. „O Gott, wie verschieden die Romane und die Wirklichkeit sind!“ dachte er im Stillen; „in den Romanen zeigt man seine Liebe durch großartige, ritterliche Thaten, die man für die Geliebte thut — in der Wirklichkeit hungert man für sie! Ich für meine Person wollte lieber drei Riesen umbringen, die es gar nicht giebt, als mit diesem Abendbrod in der Tasche den Tantalus spielen!“ — Im nächsten Augenblick dachte er, ob er nicht, da sie doch allen Appetit verschlafe, das Butterbrod und die Apfelsinen aufessen sollte; — aber diese Versuchung dauerte nur einen Augenblick. Er schüttelte unwillig den Kopf, um sich einzuschüchtern, dachte dann an den Moment, wo sie aufwachen und ihm für diese Opfergabe auf's freundlichste danken werde, und so zum Ausharren ermuthigt, lehnte er sich gleichfalls in seine Ecke zurück.

Der Zug brauste nach Strasburg und bald darüber hinaus, verließ die Ukermark, schlängelte sich in's Strelitzische hinein und immer so fort, der Abendsonne entgegen. Die Betrachtung der Saatfelder rechts und links begann Valentin zu ermüden. Er pfiff einige Male eine Melodie vor sich hin, ob vielleicht ein bischen Musik das Fräulein aufwecken könnte; doch über dem gleichmäßigen Lärm der rollenden und aufstoßenden Wagen gingen wahrscheinlich diese Töne verloren, denn ihr kleines unachtsames Ohr schlief ruhig fort. „O Gott — wenn ich sie wenigstens küssen dürfte!“ dachte er endlich. „Wenigstens diese eine Wange da, die mich so schlafroth anlächelt!“ — Er beugte sich langsam vor, und wer weiß, was er in seinem chaotischen Gefühl von Hunger, Kummer und Verliebtheit gethan hätte, wenn ihr nicht eben das Täschchen aus den Fingern geglitten und über ihre Kniee weggerutscht und zu Boden gefallen wäre. Von diesem Fall sprang es auf und ein kleines Taschenbuch rollte daraus hervor. Valentin griff zu, und als er das Büchlein aufhob, das sich geöffnet hatte, blickten ihm die Augen einer Photographie entgegen, die Augen eines Mannes in Visitenkarten-Format, der in das kleine Taschenbuch eingelegt war. Unwillkürlich fuhr er bei dieser Entdeckung zusammen. Das Gesicht des photographirten Mannes sah sehr herausfordernd aus; war offenbar das Gesicht eines Dreißigers; schien keineswegs einen Bruder vorzustellen, denn es war nicht die mindeste Aehnlichkeit zwischen ihm und dem Fräulein zu entdecken; — dagegen hatte Valentin das sonderbare Gefühl, als müsse er diesem Menschen schon irgendwo, und zwar vor Kurzem erst, begegnet sein. Er suchte sich vergebens des Wie und Wann zu erinnern. Was hatte dieses Gesicht in des Fräuleins Taschenbuch zu thun? Wen und was stellte es vor? — Es überlief ihn heiß, und indem er sich mit Photographie, Büchlein und Tasche in die Höhe richtete —

„Wie, mein Herr — was machen Sie da?" sagte das Fräulein, das über einem plötzlichen, markdurchschneidenden Bremsen aufgewacht war und ihn nun befremdet anstarrte.

„Verzeihen Sie! Mein bestes Fräulein —!" stammelte er sehr verwirrt. „Ich wollte nur — — Das Täschchen war Ihnen entfallen."

„So?" — fragte sie gedehnt.

„Könnten Sie mir zutrauen, mein Fräulein, daß ich mich so unverschämt in Ihre Geheimnisse eindränge? oder daß ich wol gar — — Dieses Taschenbuch lag offen auf der Erde", sagte er blutroth. „So wie ich es da halte, hab' ich es aufgenommen — und hier haben Sie's wieder."

„Um Gottes willen!" sagte sie nun mit dem gutmüthigsten Lächeln. „Ich habe Sie beleidigt! Nein, das wollte ich nicht. Bei Gott, nein; man sieht es Ihnen ja an" — und sie blickte ihm in die ehrlichen blauen Augen — „daß Sie — — Seien Sie mir nicht böse, und haben Sie meinen Dank."

„Ich brauche keinen Dank", sagte er wieder in guter Laune. Aber nun warf er noch einen letzten Blick auf die Photographie und zog unwillkürlich die Stirn in Runzeln zusammen.

Die junge Dame schien es zu bemerken. Sie wurde flüchtig blaß, suchte aber eine unbefangene Miene zu machen. Eine Weile hielt sie die Photographie, die er ihr zurückgegeben hatte, unschlüssig in der Hand; endlich drehte sie sie um, und ohne hinzusehen sagte sie: „Diese Photographie — — Dieser Mann da ist mein Verlobter, mein Herr."

Valentin fuhr zurück.

Sie blickte ihn ernsthaft an. „Und ich fahre heute nach Güstrow", setzte sie hinzu, „um dort morgen mit ihm getraut zu werden."

„Das läßt sich denken!" sagte er in seiner grenzenlosen Verstörtheit, um doch etwas zu sagen.

„Und ich gehe dann — —"

Sie brach ab, da er sie nicht mehr zu hören schien; denn er hatte das Gesicht zum Fenster hinaus gerichtet und beugte sich vor, um ihr auch seine Blässe zu verdecken. Es entstand eine Pause, die nicht beklommener sein konnte. Der Zug hielt an, es schien eine der größeren Stationen zu sein. Eine Menge Volks stand auf dem Bahnhof, drängte sich in der Abendsonne auf und ab, oder betrachtete müßig die Reisenden an den Fenstern und die Aussteigenden. Auch Valentin sah scheinbar die Menschen an, indeß er innerlich nach Fassung rang. Auf einmal wandte er sich nach dem Mädchen zurück, dessen Gesicht sich nun auch entfärbt und seltsam verdüstert hatte.

„Sie wollten sagen, mein Fräulein", nahm er das Wort. — „Sie wollten sagen, daß Sie dann mit Ihrem Gemahl nach Amerika gehen?"

„Sie haben's errathen", sagte sie mühsam und nickte.

„Und Sie lieben ihn?"

Valentin hatte diese vier Worte kaum herausgestoßen, als er selbst erschrak. In seiner Verfassung war es ihm unmöglich, die Dinge anders

zu sagen, als er sie empfand. Aber er erschrak über ihr Gesicht. Er sah nun erst die Melancholie, die sich darüber ausgebreitet hatte, und die Anstrengung, ihre Gefühle zu verbergen. Endlich sagte sie mit einer Art von Ruhe:

„Nein.“

„Wie — Sie lieben ihn nicht?“

„Ich sagte es schon, mein Herr.“

„Und Sie wollen ihn heirathen?“

Das Mädchen sah ihm beklommen in's Gesicht. Doch seine guten, zuverlässigen Augen, seine aufgeregte Theilnahme löste sichtlich ihre ganze Seele auf — plötzlich liefen ihr die Thränen über die Wangen hinunter. „Ich will ihn heirathen — ja!“ sagte sie wie in ihr Schicksal ergeben. „Ich will ihn heirathen, weil es so sein muß — — O!“ unterbrach sie sich plötzlich, „was werden Sie von mir denken?“

„Nichts, als daß Sie unglücklich sind — und daß ich das sehr traurig finde“ — sagte er kummervoll.

Der Ton seiner Stimme trieb ihr vollends die Thränen in die Augen. „Sie müssen nicht schlecht von mir denken!“ fiel sie ihm in's Wort. „Ich heirathe ihn — um meines Bruders willen. Ich kenne ihn nicht. Mein Bruder kennt ihn — und meinem Bruder und meiner Mutter zu Liebe — — Sehen Sie, das ist es!“ setzte sie weinend hinzu, als sei damit Alles gesagt.

„Das ist ein sonderbares Schicksal, mein Fräulein! Warum heirathen Sie nicht sich selbst zu Liebe, sondern Andern? Warum —“

„Warum? Mein Bruder ist in Noth; Sie glauben gar nicht wie sehr! Meine Mutter nun auch. Und ich allein kann etwas für sie thun. Wenn ich den Mann da nehme“ — und sie zeigte mit einer unwillkürlich verächtlichen Bewegung auf die Photographie — „so ist ja alle Noth vorbei, mein Herr! Er ist reich. Mein Bruder, meine Mutter können dann leben, ohne in Sorgen zu vergehen. Und das ist doch auch etwas!“ setzte sie weinend hinzu.

„Ihr Vater lebt nicht mehr?“ fragte er gerührt.

Sie schüttelte den Kopf.

„Und Alles, was er hatte, ist fort?“

Sie nickte, und eine leise Handbewegung bestätigte es.

„Und Sie kennen Ihren Verlobten nicht?“

„Wie soll ich ihn kennen — als Kind hab' ich ihn gesehen, seitdem nicht wieder! In Amerika war er. Jetzt ist er zurückgekommen, eine Frau zu suchen und Deutschland wiederzusehen. Und ist zu meiner Mutter gegangen und zu meinem Bruder — und sie haben mir nach Berlin seine Photographie geschickt — diese da — und nun fahr' ich nach Güstrow, um das zu thun, was sie wollen.“

„Und opfern Ihr Glück, Ihre Jugend, Ihre Zukunft — Alles opfern Sie auf?“

„Mein Glück? Meine Zukunft?“ wiederholte sie mit einem trübseligen Lächeln. „Was hätte ich für eine Zukunft, mein Herr? Für

mein bischen Lebensunterhalt anderen Menschen zu dienen; Jahr aus, Jahr ein. Und oft was für Menschen!" — Sie sah vor sich hin, als sähe sie einige von ihnen, die ihr das Leben arg verbittert hatten. „O — ich war heute Morgen froh wie ein Kind, als ich von meinem Ladentisch Abschied nahm — und mir sagte, daß mein europäisches Sklavenleben nun ein Ende hätte! Und was nun auch drüben in Amerika kommen mag" — — Sie suchte durch ihre Mienen auszudrücken, daß sie mit ihrem Schicksal völlig zufrieden sei. Aber die Thränen liefen noch immerfort, und sie zog ihr Taschentuch und legte es sich über das ganze Gesicht.

„Und ich kann nichts für Sie thun?" sagte Valentin, ohne recht zu wissen, was er sagte.

„Was wollten Sie für mich thun?"

„Sie haben sich verkauft und dabei soll es nun bleiben? Sie fühlen sich an diesen Mann gebunden — wirklich gebunden, mein Fräulein?"

„Ich habe Ihnen schon gesagt, daß er mein Verlobter ist!" antwortete sie.

Valentin verstummte. Der Wagen rollte schon längst wieder auf der Bahn dahin, und das Getöse unter ihren Füßen, das mit der schnelleren Bewegung wuchs, machte es ihm leichter, zu schweigen. Jedes Glücksgefühl war in ihm ausgelöscht. Er dachte, wie diese Reise begonnen hatte und wie sie nun enden sollte, erschien sich wie ein Wahnsinniger und stand plötzlich in seiner Fassungslosigkeit auf, um in dem engen Coupé auf und nieder zu gehen.

„Sie brauchen mich wirklich nicht zu bedauern, mein Herr!" sagte das Mädchen nach einer langen Pause. „Die Meisten sind nicht glücklicher als ich. Mein Gott, ich hass' ihn ja nicht! Und dann" — sie lächelte melancholisch — „sie beneiden mich ja Alle, daß ich eine wohlhabende Frau werde! Eine Frau, die schon als Braut nicht mehr dritter Classe fahren darf — Sie sehen ja" — — Und sie warf einen halb ironischen Blick im Coupé umher. „Und es schmeichelt Einem doch auch, wenn man schon nach der bloßen Photographie und nach ein bischen Jugenderinnerung so ohne Weiteres geliebt wird!" — Sie sagte das mit herber Selbstverspottung und blickte ihn an, als wolle sie auf seinem Gesicht eine ebenso ironische Antwort lesen. Doch als sie nun seine ernste und tiefbekümmerte Miene sah, brach sie sogleich wieder in Thränen aus und fing an laut zu weinen.

„Das ist eine traurige Geschichte!" sagte Valentin, nachdem er noch eine Weile geschwiegen und auf ihr nach und nach leiser werdendes Weinen gehorcht hatte. Er fühlte sich ebenso unglücklich, wie sie, ja noch viel unglücklicher; aber was sollte er sagen. Plötzlich kam ihm der Duft der beiden Orangen zu nahe, und um etwas zu thun, holte er eine von ihnen aus der Tasche und hielt sie so vor sich hin. Das Mädchen, das sich wieder zu fassen suchte, sah auf und warf einen Blick auf die rothe Frucht. „Gott — wenn ich Ihnen mit einer Erfrischung dienen könnte!" sagte er nun halblaut, in sehr mitleidigem Ton.

Sie schüttelte den Kopf.

„Ich habe diese Orangen für Sie gekauft, mein Fräulein!" setzte er aufmunternd hinzu.

„Ich danke Ihnen von Herzen", antwortete sie und sah ihn sehr freundlich an. Darüber begegneten sich ihre Blicke, und zwar so warm, daß das Mädchen nach einer Weile in Verwirrung gerieth und die noch feuchten Augen in ihren Schooß sinken ließ. „Ich danke Ihnen", wiederholte sie gedämpfter; „aber ich mag nichts essen."

„Nicht einmal so eine kleine Apfelsine?" sagte er bittend.

Der Ton seiner Stimme schien auf sie zu wirken. Um doch für seine Freundlichkeit nicht unempfänglich zu sein, vielleicht auch um die Unterhaltung wieder harmlos zu machen, nahm sie ihm die Apfelsine mit dankendem Kopfnicken aus der Hand und holte ein kleines Messer aus ihrem Täschchen hervor. Indem sie ein letztes leises Schluchzen unterdrückte, schnitt sie rund um die Orange herum, nur in die Schale, ohne das Fleisch zu verletzen, begann dann die dicke rothe Haut mit äußerst geschickten Fingern abzulösen. Valentin sah ihr andächtig zu. Er hatte sich ihr wieder gegenübergesetzt. Sowie sie fertig war, breitete sie etwas Papier über ihren Schooß, zertheilte die Frucht, bis alle die Stücke in ihren dünnen Häutchen wie ein Kranz nebeneinander lagen, und sah ihn nun wieder an. „Bitte, nehmen Sie!" sagte ihre silberne Stimme.

„Die Apfelsine ist für Sie", entgegnete er abwehrend.

„Ich esse sie nicht allein. Wollen Sie nicht mit mir theilen?"

Auf diese Worte griff er zu, ohne sich länger zu sträuben. Sie nahm nach ihm. „O weh!" sagte er, als er gekostet hatte — „die Apfelsine ist sauer, und wir haben keinen Zucker, sie nachzusüßen."

„Die Gesellschaft muß es thun!" sagte sie liebenswürdig. Ein paar helle Tropfen standen ihr noch im Auge; ihr freundliches Lächeln nahm sich um so lieblicher aus. „Jetzt kommen Sie wieder!" setzte sie hinzu. „Es geht Stückchen um Stückchen."

„Nur weil Sie es so wollen!" sagte er und nahm wieder. Ein eigenthümlich melancholisches Wolbehagen erfüllte ihn, in so vertraulicher Gemeinschaft mit ihr zu essen. So saßen sie sich gegenüber und in all' ihrem Unglück aßen sie die Apfelsine Stück um Stück, aßen auch die zweite, und fingen an wieder zu scherzen, als sei nichts geschehen. Die Sonne ging unter und warf ihnen noch vom Horizont die letzten rothen Strahlen schräg in's Gesicht. In dieser Beleuchtung nahmen sie sich Beide so sonderbar aus, daß sie lachen mußten. Doch über dem Lachen fuhr Valentin auf einmal wieder ein Stich in's Herz. Er erschrak über seine eigene Stimme, starrte dem Mädchen in das angeglühte Gesicht und schüttelte sich. „Mein Gott, wie kann man noch lachen!" sagte er vor sich hin.

„Was haben Sie?" fragte sie geängstigt.

„Nichts!"

Er wandte sich von ihr ab und sah zum Fenster hinaus. Mit der

Schnelligkeit, mit der der Zug durch die grüne Landschaft dahinflog, jagten sich ihm plötzlich die Gedanken im Kopf. Noch anderthalb Stunden vielleicht und sie stieg in Güstrow, bei Lampenschein, aus, und er dann mitten in Mecklenburg allein in der Nacht! Und sie in den Armen dieses — — Und dann fort mit ihr nach Amerika — in's Unglück — Und er ohne sie — —

„Es darf nicht sein! Es soll nicht sein!" dachte er halblaut, als wär' er mit sich allein.

Das Mädchen hörte ihn nicht: denn sie hatte das Papier auf ihrem Schooß still zusammengeknittert, den Kopf wieder in die Ecke gelehnt, und sank nun auch in ihre Gedanken zurück. Es dauerte nicht lange, so war ihm, als ob er sie leise weinen hörte. Er fuhr in die Höhe. Eben hatte er sich in fieberhafter Angst mit allerlei unmöglichen Plänen beschäftigt, wie er die Heirath, die Trennung, sein Unglück verhindern könnte. Und nun weinte sie — — „Bei Gott, ich bin im Stande, es zu thun!" murmelte er zwischen den Zähnen.

„Sagten Sie etwas?" fuhr das Mädchen auf.

Valentin schüttelte den Kopf. In dem Augenblick sah er, daß der Zug sich langsamer bewegte, daß mehrere Geleise neben einander erschienen. Eine Gasfabrik, dann einige Bahnhofsgebäude tauchten im letzten Abendlicht auf; dahinter Kirchthurm und Häuser einer Stadt. „O, hier wird gehalten!" sagte sie rasch. „Ob man hier aussteigen kann? Ich halt's im Coupé nicht mehr aus — ein wenig Luft — ein paar Schritte."

Der Wagen fuhr am Perron entlang, blieb dann dröhnend stehen. „Kann man hier aussteigen?" fragte Valentin, der links an's Fenster trat, den nebenhergehenden Schaffner. „Fünf Minuten!" antwortete der Mann. „Hier wird eine andere Locomotive vorgespannt, mein Herr."

Valentin warf einen Blick auf das Fräulein, der sie ermuthigte, und sprang, ihr voran, hinaus. Sie folgte ihm in hastiger Aufregung. Die Augen hatte sie schnell getrocknet, und ihr Täschchen am Arm stand sie nun auf dem Asphaltpflaster vor dem Gebäude da, auf dem sich nur einige Bahnhofsbeamte hin und her bewegten.

„Nur ein wenig Athem schöpfen!" sagte sie.

„Darf ich Ihnen dabei Gesellschaft leisten?"

Sie nickte.

„Wollen wir ein paar Schritte auf- und niedergehen?"

Sie nickte wieder.

Er wandte sich nach links, sie folgte ihm. In seinem Leben war ihm noch nicht so beklommen zu Muth gewesen, wie jetzt. Er fühlte, in diesen fünf Minuten müsse sich sein ganzes Schicksal entscheiden; die große Halsader schlug ihm wie ein Eisenhammer — er fürchtete sich nur vor Ihr und vor sich selbst.

„Lassen Sie uns auf diesem schönen Pflaster ganz bis zu Ende gehen!" sagte er mit vor Aufregung zitternder Stimme.

„Haben wir Zeit?"

„Zeit genug!“ antwortete er zuversichtlich. „O, das ist eine hübsche Gegend!“ setzte er, indem sie immer weiter gingen, hinzu. „Sehen Sie die Berge da drüben mit den schönen Wäldern? Und wie gut die Stadt sich ausnimmt — hier hinter Ihrem Rücken.“

„Wo sind wir hier?“ fragte sie.

„Ich glaube, man nennt dies hier die mecklenburgische Schweiz!“ sagte er mit sehr mühsamem Lächeln. Vor vielen Jahren war ich einmal hier. O, wie das bischen Abendwind Einem gut thut.“

Das Mädchen sah ernst und trüb in die Welt hinaus. Sie schwiegen Beide. Auf einmal fuhr sie auf: „Mein Gott, es ist ja die höchste Zeit, zurückzukehren, mein Herr.“

„Nicht doch! Es eilt nicht.“

„Ich habe es läuten hören!“

„Zum ersten Mal.“

„Nein, nein! Lassen Sie uns zurückgehen. Sehen Sie nur, wie weit wir uns von den Wagen entfernt haben!“

Die neue Locomotive dampfte schon vor dem Zug. Ein schriller Pfiff ließ sich hören. Mit einem Lächeln voll verzweifelter Entschlossenheit wandte sich Valentin nach dem Zug zurück und sagte: „Gut, so gehen wir, mein Fräulein.“

Im nächsten Augenblick fing die Locomotive schon langsam zu keuchen an, dann immer rascher und rascher; die weißen Wölkchen zerflatterten in der Luft, und das Fräulein sah nun deutlich, wie der Zug sich entfernte.

„Um Gottes willen!“ rief sie erschrocken aus. „Laufen wir, laufen wir! Wir kommen zu spät!“

„Hier hilft kein Laufen mehr“, sagte Valentin mit merkwürdiger Ruhe. Bei Gott — der Zug ist schon fort.“

„O!“ — sagte sie zu ihm gewandt, in einem Ton des Vorwurfs, der ihr dann aber auf den Lippen erstarb. „Was haben Sie — — Was haben wir nur gemacht!“ — Sie erschrak auf einmal heftig und fing an zu zittern.

„Mein Gott, Sie ängstigen mich!“ rief Valentin, der nun selbst erschrak. „Ich bin Schuld, ich muß um Verzeihung bitten. Ich dachte nicht — —“ Er wollte sich rechtfertigen, aber schon im Vorgefühl der Lüge wurde er roth und verstummte.

„Was soll nun geschehen! Was sollen wir nun thun!“ fiel sie ihm in's Wort. „Es geht heute kein Zug mehr. Es wird Nacht! Und wir — wir müssen hier bleiben!“

„Ja, im Ernst, so scheint es!“ erwiederte Valentin, der jetzt einen Anflug von Triumph nicht unterdrücken konnte. „Es ist — ein Unglück, mein Fräulein. Zürnen Sie mir nur nicht! Morgen mit dem ersten Zug fahren wir nach, und so ist nichts verloren.“

„So ist wenigstens Zeit gewonnen!“ wollte er eigentlich sagen; aber er behielt es bei sich. Ein zurückgedrängtes Jauchzen saß ihm in der Kehle, daß sie wenigstens für heute nicht von ihm zu trennen sei. Er

ging neben ihr her, da sie nun unruhig nach dem Bahnhofsgebäude zurücklief, sah ihr nach den Augen, und glaubte zu sehen, daß auch sie sich schon zu fassen begann. „Man erwartet Sie heute Abend ganz bestimmt?“ fragte er endlich, so sanft als möglich.

„Ja, allerdings!“

„Hm!“ sagte er und suchte in diese Silbe das tiefste Bedauern zu legen. — „So sollte man telegraphiren“, setzte er nach einer Pause hinzu.

„Ja, das sollte man!“

„Sie erlauben mir, dafür zu sorgen, mein Fräulein; es versteht sich, daß ich es thue!“ — Indem er das sagte, fiel ihm plötzlich ein, daß er keinen Pfennig mehr in der Tasche habe. „O weh!“ murmelte er verstört.

„Was giebt's?“ fragte sie.

Valentin stand still und blickte ihr ehrlich in's Gesicht. „Es ist nur gar zu sonderbar!“ sagte er, wobei er krampfhaft zu lächeln suchte. „Sehen Sie, dieses Portemonnaie ist leer — ganz leer. Diese Brieftasche ist leer. Ich habe in Pasewalk meinen letzten Silbergroschen ausgegeben, mein Fräulein.“

Sie sah ihn befremdet an

„In Güstrow — in Güstrow erwartete ich Geld zu finden!“ fuhr er fort (natürlich erröthete er). „Ich hatte in Berlin Ordre gegeben, mir nachzuschicken. Nun hab' ich nichts — das ist komisch.“

„Ja, das ist komisch!“ sagte sie und hatte wieder Humor genug, zu lachen. „Und mir geht es ebenso“ — und sie zeigte ihm ihre offene Geldbörse. „Vier Silbergroschen! Wenn ich mit Ihnen theile, so hat Jeder zwei.“

„Wir müssen telegraphiren!“ wiederholte er, da ihm nichts Anderes einfiel.

„Ja — aber wovon? wofür?“

Valentin zuckte die Achseln. Sie hatten das Gebäude erreicht; vor der Thür des Telegraphen-Bureaus stand der Bahnhofs-Inspector in seiner rothen Mütze, ein jovialer Mann mit einer stattlichen, etwas beleibten Gestalt, eine Cigarre im Mund. „Guten Abend, mein Herr!“ sagte Valentin und trat auf ihn zu.

„Guten Abend!“ erwiederte der Inspector, der das Paar mit einem stillen Lächeln betrachtete.

„Darf ich fragen: wie heißt diese Station?“

„Malchin. Die Herrschaften sind wol aus Versehen ein Bischen sitzen geblieben!“

„Ja, so ist es. Sie haben ja den Zug ohne uns abgehen lassen.“

Der Inspector lachte. „Sie können ja einen Extrazug nehmen, meine Herrschaften!“ sagte er vergnügt.

Valentin lachte gleichfalls. „Davon abgesehen“, sagte er dann — „wie lange fährt man noch von hier bis Güstrow?“

„Eine Stunde, mein Herr.“

„Sie hören!“ sagte Valentin tröstend, zu dem Fräulein gewandt. „Und der Telegraph fährt ohne Zweifel noch schneller?“

„Man sagt es ihm nach!“ erwiederte der Inspector mit drollig ernstem Gesicht.

„Kann man heute Abend noch telegraphiren — nach Güstrow, mein' ich?“

„Gewiß.“

„Auch nach Berlin?“

„Ohne Zweifel.“

„Aber es kostet Geld?“

„O ja; eine Kleinigkeit!“

„Und nun haben wir keins!“ sagte Valentin mit etwas künstlicher Heiterkeit. „Wir haben die Entdeckung gemacht, daß wir zusammen nur vier Silbergroschen besitzen. (Das Fräulein sah verlegen vor sich hin.) Sagen Sie, Herr Inspector: trauen Sie mir auf mein ehrliches Gesicht?“

„Machen Sie keine Umstände!“ erwiederte der Inspector heiter. „Ich soll die Depeschen für Sie auslegen; — gut. Telegraphiren Sie, ich will Ihnen assistiren. Aber machen Sie rasch: sonst wird die Bude geschlossen.“

Damit winkte er, in das Telegraphen-Zimmer einzutreten, und schnitt Valentin den Dank mit einer Bewegung ab. Das Fräulein blieb vor der Thür verwirrt und unschlüssig stehen. „Sie müssen folgen, mein bestes Fräulein!“ sagte Valentin, gleichfalls etwas verlegen. „Sie müssen mir ja sagen, was und an wen ich telegraphiren soll.“

„Wann kann eine briefliche Antwort da sein?“ fragte sie aufgeregt.

„Aus Güstrow? Morgen Vormittag um neun!“ antwortete der Inspector.

Das Fräulein that einen tiefen Athemzug. Sie trat nun ein und dictirte leise: „Rudolf Müller, Güstrow. Ich habe hier den Zug versäumt und bitte, mir Geld zu schicken oder mich abzuholen.“

„Und Ihr Name?“ fragte Valentin

„Betty.“

„Betty!“ wiederholte er vor sich hin. Den Namen liebte er sehr. „Sie telegraphiren an Ihren *Bruder*?“ fragte er mit verzeihlicher Neugier.

„Ja.“

Er nahm ein zweites Blatt vom Pult, um nun auch an seinen Vetter in Berlin zu telegraphiren, daß er sich schleunigst hierher Geld erbitte; alles Andere mündlich. Der Inspector zog seine Geldbörse, um zu zahlen. „Bitte, keinen Dank!“ sagte er abwehrend zu Valentin. „Sie wünschen nun vermuthlich in einen Gasthof zu gehen?“

Valentin nickte.

„Ich werde Sie hinführen lassen!“ — Er rief einen Packträger des Bahnhofs heran, der eben vorüberging. Mittlerweile war es beinahe dunkel geworden; der Mond stieg auf, als sie in's Freie hinaustraten. Valentin bot dem Fräulein seinen Arm; doch unter einem Vorwand lehnte sie ihn mit unsicherer Stimme ab. Ihr kurzer Anflug von guter Laune war wieder weggeweht. Sie lächelte wol, wenn er etwas Freund-

liches sagte, doch ohne daß ihr Gesicht den befangenen Ausdruck verlor. Zuweilen schien sie nicht einmal zu hören, was er ihr sagte. Ihm ward wieder außerordentlich beklommen zu Muth. So kamen sie durch ein alterthümliches Thor und eine stille Straße auf den Marktplatz neben der Kirche, wo der vornehmste Gasthof stand. Als sie im Thorweg den Kellner und den herzutretenden Wirth begrüßt hatten und Valentin das Fräulein in das Speisezimmer führen wollte, um zu Abend zu essen, erklärte sie, daß sie durchaus keinen Hunger habe und zu Bette verlange. Ihr blasses, aber entschlossenes Gesicht zeigte, hier sei kein Zureden am Platz. Der Kellner kam mit Licht, sie auf ihr Zimmer zu führen. „Gute Nacht!" sagte sie halblaut und wandte sich ab. Valentin ging ihr bis an die Treppe nach: „Sie sind mir böse, mein Fräulein?"

„Nein!" antwortete sie, schüttelte lebhaft den Kopf, wechselte die Farbe, und stieg dann auf ihren raschen Füßen die Treppe hinauf. So blieb er unten allein. In sehr verworrenen Gefühlen trat er in's Speisezimmer, setzte sich an einen einsamen Eckplatz, ohne auf die übrigen Gäste Acht zu geben. Sein zurückgedrängter Hunger brach mit unwiderstehlicher Kraft wieder hervor; aber es war ihm noch nie so trübselig vorgekommen, wie heute, daß er allein aß. Er hatte sich so lebhaft darauf gefreut, ihr reizendes Gesicht sich gegenüber zu sehen. Es war ihm zu Muth, wie wenn er sich schon seit Jahren an sie gewöhnt hätte. Endlich hielt er es nicht mehr aus, so dazusitzen, ließ den Rest seines Weines und den Rest seines Hungers stehen und zog sich gleichfalls zurück. Es war erst neun Uhr. Ihm kam es vor, als hätte er den längsten und inhaltreichsten aller Tage erlebt — aber nur im Traum; und so weiterträumend schwankte er, wie vom Wein trunken gemacht, die Treppe hinauf.

Sein Zimmer lag neben dem des Fräuleins; er hörte sie auf und ab gehen, sie war also nicht zu Bett. Ihm widerstand es gleichfalls, sich zu Bette zu legen. Er ließ sein Licht brennen, setzte sich auf sein Sopha und starrte durch das Fenster in den aufsteigenden Mond hinaus. Seine sonderbare Lage trat ihm in ihrer ganzen Abenteuerlichkeit vor Augen, machte ihn sorgenvoll, schwermüthig und unendlich verliebt. Dann lächelte er wieder vor sich hin, daß sie da drüben auf und ab gehe und nicht in Güstrow und ihm so nahe sei. Dann hörte er sie seufzen, aber nur ein paar Mal, darauf wurde es wieder still. Sie rührte sich auch nicht mehr. Es dauerte nicht lange, so stand nun Valentin auf und ging, ruhelos wie er war, zwischen Thür und Fenster auf und nieder. Inzwischen schien auch das Mädchen nicht zu schlafen: denn als er endlich, des Gehens müde, sich auf die Bettkante setzte, fing sie in ihrem Zimmer wieder zu wandeln an. Er hörte zu, ohne an Schlummer zu denken. So verging fast die ganze Nacht. Es war ein eigenthümliches Gefühl, das sie abhielt, gleichzeitig auf und ab zu gehen; aber sie wechselten von Zeit zu Zeit. Valentin's Kerze brannte bis auf den Leuchter herab; endlich kam der frühe Tag mit Vogelgesang, der aus den Bäumen um die Kirche her lieblich herüberflötete. Mit überwachten

Augen legte sich Valentin in das offene Fenster, ließ die frische Morgenluft seine Schläfen kühlen und sah auf den todten Platz und zu der hohen gothischen Kirche hinauf und wie das Morgenroth über den Häusern aufzusteigen begann. Zuletzt drückte er die Augen ein und lag so im halben Schlaf. Als er sie wieder öffnete und um sich blickte, bemerkte er Fräulein Betty, deren Arme gleichfalls auf dem Fenstersims lagen und die blaß und mit dunkel beringten Augen zu ihm herübersah.

Durch ihren Anblick überrascht, fand er kaum die Worte, ihr guten Morgen zu wünschen. „Wie haben Sie geschlafen?“ setzte er sehr zerstreut hinzu.

„Wie Sie!“ antwortete sie kurz.

„Die Luft — nicht wahr, die Luft thut Einem gut!“ sagte er und athmete sie mit offenen Lippen ein.

„O!“ seufzte das Mädchen. „Es würde Einem noch besser thun, in ihr spazieren zu gehen.“

„Darf ich Ihnen meine Gesellschaft anbieten?“ fragte er mit einiger Förmlichkeit. Sie blickte ihn freundlich an, als wünsche sie ihr ablehnendes Benehmen von gestern gut zu machen, und nickte ihm zu. Im nächsten Augenblick war sie vom Fenster verschwunden und schien durch's Zimmer zu gehen, um sich zu rüsten.

Valentin fühlte sich auf einmal wie neu belebt, er wußte selbst nicht, warum. Sogleich griff er zum Hut, und als er draußen auf dem Vorplatz erschien, kam ihm Betty's bewegliche Gestalt schon entgegen. „Man wird hoffentlich nicht glauben“, sagte sie scherzend, daß wir schon so früh ausfliegen, um unser Hôtel ohne Bezahlung zu verlassen! Alles, was von uns zurückbleibt, ist mein Ledertäschchen.“

Sie sagte das mit wirklicher Heiterkeit, aber doch erschreckte ihn ihr bleiches und überwachtes Gesicht. Sie sah aus als wäre sie krank, und er konnte nicht umhin, diese seine Empfindung auszusprechen.

„Wie sollte ich krank sein?“ erwiederte sie rasch und schüttelte den Kopf. „Kommen Sie — lassen Sie uns in's Freie gehen!“ — Damit schnitt sie ihm jedes weitere Wort über ihren Zustand ab und ging voran, in die nächste Straße hinein. Sie kamen durch dasselbe Thor, durch das sie gestern eingezogen waren, zur Stadt hinaus und am Bahnhof vorbei und auf die große, von Bäumen eingefaßte Chaussée, die quer durch das ebene Land auf die Waldhügel zuführte. Auf den weiten Wiesen rechts und links weideten bunte Heerden, deren Farben in der Morgensonne glänzten; dazwischen zog sich ein kleiner Fluß in äußerst eigensinnigen Windungen hin. Feiner Nebelduft stieg von seinen blitzenden Schlangenbewegungen auf; auch von den kleinen viereckigen Seen, die man in das dunkle Torfland eingeschnitten hatte. Um so reiner und schleierloser lagen die besonnten Wälder auf den Hügeln da, die über den maigrünen Saatfeldern wie bepflanzte Grenzwälle aufstiegen. Weiter rechts kahle, bräunliche Anhöhen, zum Theil mit dünnen Saaten bestellt. Ein gelinder Wind strich die Ebene entlang und schien alles Lebendige zu wecken und zu erfrischen.

„Nicht wahr, das thut Ihnen gut?“ fragte Valentin zärtlich, da er das Mädchen mit immer noch gespannten Zügen und aufgeregten Augen umherstarren sah.

„O ja, es thut mir gut!“ sagte sie schwach.

Er führte sie weiter, zeigte ihr das Land, verglich es mit seiner Heimat, und fing an, ihr von seiner schönen Jugend auf dem Lande, von seiner eigenen Besitzung zu erzählen. Sie hörte ihm, wie es schien, nicht ohne Anstrengung, aber aufmerksam zu. Ein paar Male strauchelte sie und dann griff er nach ihrem Arm, um sie zu halten; und dann sagte sie erröthend, daß ihr Fuß heute so leicht einknicke, sie wisse nicht, warum. Aber sie gehe gern und wolle noch nicht zurück. So kamen sie an das Chausséehaus, an dessen Schlagbaum zwei Straßen zusammenliefen, wandten sich nach rechts, wo der Weg in den ansteigenden Wald hineinführte, und vertieften sich in ein neues ländliches Gespräch. Nicht weit vom Waldsaum lag ein Gehöft an der Straße, klein, mit einem niedrigen, einfachen Herrenhaus, aber für das Auge des Landmanns reinlich und behaglich anzusehen. Hier stand Valentin still, brach mitten in einem Satze ab und blickte mit einem leisen Seufzer nach dem Hof hinüber.

„Warum seufzen Sie?“ fragte das Mädchen.

„Warum ich seufze? — Fräulein Betty, sehen Sie dort nach der Thür.“

„Ja — dort steht eine junge Frau!“

Es war offenbar die Hausfrau, die auf der Schwelle stand; im Morgenrock, eine weiße Küchenschürze vorgebunden, die Wangen, wie es schien, von Arbeit und Lebenslust rosig angefärbt, und mit strahlenden Augen.

„Und nun sehen Sie dort nach der Scheune, Fräulein Betty!“ fing Valentin wieder an.

Von der nächsten Scheune kam ein Mann gegen das Haus herangeschritten, den die junge Frau sichtlich erwartete; eine schlanke, kräftige Gestalt im grauen Rock, blond und blauäugig, und gleichfalls ein strahlendes Lächeln in dem jugendlichen, schön gebräunten Gesicht. Er ging mit großen Schritten auf das Weibchen zu, trocknete sich im Gehen die Stirn, rief sie zärtlich an, und sowie er sie erreicht hatte, nahm er sie in den Arm und gab ihr einen Kuß.

„Hm!“ seufzte Valentin laut vor sich hin. „Haben Sie das gesehen, Fräulein Betty?“

Das Mädchen erwiederte nichts, sondern suchte zu lächeln.

„O Gott“, seufzte Valentin von Neuem. In diesem Augenblick sah das zärtliche Paar zu den beiden Wanderern herüber. Die junge Frau lächelte etwas verschämt, machte sich los und lief in das Haus hinein. Der Mann lachte und ging ihr nach. Dann war wieder Alles still.

„Mein bestes Fräulein!“ sagte Valentin, und wiederholte nach einer Weile die drei Worte noch einmal. „Ich — ich halt' es nicht länger aus. Es ist ein unmöglicher Zustand.“

„Was?“ fragte sie verwirrt.

„Fräulein Betty — haben Sie dort die beiden — die beiden Leute gesehen?“

Sie antwortete nicht, bewegte auch nicht den Kopf.

„Ach Gott, was red' ich da Alles? — Fräulein Betty, ich habe gestern den Zug mit Absicht versäumt. Ich will nicht, daß Sie den andern Menschen da heirathen. Ich liebe Sie, Fräulein Betty.“

Das Mädchen starrte ihn weniger befremdet, als geängstigt an. Sie schien schon lange gefürchtet zu haben, daß so ein Ausbruch, so eine Enthüllung bevorstehe. Auf einmal traten ihr Thränen in die Augen, aber sie blieb ganz still.

„Ja wol, ich habe Sie gestern mit Absicht zurückgehalten!“ fuhr er fort, da sie gar keinen Laut vernehmen ließ. „Nicht wahr, das ist unpassend. Das hätte ich nicht thun sollen. Aber ich hab' es gethan! — Fräulein Betty, warum wollen Sie sich an diesen Menschen verkaufen? Warum wollen Sie sich so wegwerfen? Wie können Sie den Muth dazu haben? Wissen Sie nicht, daß Sie zu gut dafür sind?“

Das Mädchen seufzte tief auf.

„Wissen Sie nicht, daß es sündlich ist, seine Seele so zu verkaufen? Soll das eine Ehe sein? — Herr Gott im Himmel — — Sehen Sie mich einmal an! Hier steh' ich, Fräulein Betty, und liebe Sie wie ein Narr. Nein — das ist nicht wahr. Ich habe noch alle meine Sinne; es ist nur, daß — daß ich Sie von Herzen lieb habe, Fräulein Betty, und daß Sie wie zu meiner Frau geschaffen sind — — Und nun wollen Sie fort, um diesen Menschen zu heirathen!“

„Ach!“ seufzte sie, wie wenn das für immer ihr letzter Athemzug sein sollte. „Wissen Sie nicht, daß ich gebunden bin?“

„Nein, nein, Fräulein Betty —“

Bei diesen Worten brach er ab, denn er sah, daß sie die Augen schloß, ihre Lippen kreidefarben wurden und die Hände unsicher in die Luft griffen. Die schlaflose Nacht, die Aufregung dieser Tage, der Morgengang hatten ihr alle Kraft genommen, auch das noch zu überstehen. Valentin mußte sie halten, da sie umzusinken drohte, und legte sie bestürzt an seine Brust. „Um Gotteswillen“, sagte er, „wollen Sie hier vor meinen Augen — — Was hab' ich Ihnen gethan?“

„Ich kann nicht mehr!“ war ihre ganze Antwort. Sie versuchte sich aufzurichten und aus seinen Armen zu lösen, aber sogleich fühlte sie, daß sie zu schwach war, ungestützt zu gehen. Mit wieder zufallenden Augen ließ sie sich von ihm führen, von der Straße weg dem Hause zu, da sonst ein Ruheplatz nirgends zu erblicken war. Der Hausherr trat soeben wieder hervor, einen Wanderstock und ein paar Handschuhe in der Hand. Sowie er die Beiden sah und das todtblasse Fräulein in des Anderen Armen, sprang er eilig hinzu. „Linchen! Frau!“ rief er aus. „Was ist geschehen?“ sagte er dann zu Valentin gewandt. „O, das Fräulein ist unwohl! Ich bitte, führen Sie sie in unser Haus — lassen Sie mich Ihnen helfen.“

Valentin dankte, und von den beiden Männern gestützt schwankte Betty, zwar mit offenen Augen, aber verstört, schwer athmend und die Lippen halb geöffnet, über die Schwelle, wo die Hausfrau sie in aufgeregter Theilnahme empfing. Sogleich lief das junge Weib an die nächste Thür, und man trat in ein großes, freundlich kühles Gemach und von da in ein zweites, das Wohnzimmer der Frau. Hier ließen sie Betty auf das Sopha nieder und Valentin drückte sie sanft gegen die Lehne zurück. Nach ein paar Augenblicken kam die junge Frau durch eine andere Thür herein, ein Fläschchen mit Kölnischem Wasser und eine Essigkruke in der Hand. „Das wollen wir schon machen!" sagte sie geschäftig. Der Mann wollte ihr das Fläschchen aus der Hand nehmen, um zu helfen, aber sie hatte es schon geöffnet, wehrte ihn ab und fing an, Betty's Stirn zu besprengen und ihr die Schläfen zu reiben. „Ach, was für ein hübsches Fräulein!" sagte sie dann gerührt.

Valentin nickte unwillkürlich und empfand ein sehr beruhigendes Gefühl, zu einer so verständigen Frau gekommen zu sein. In seiner Bewegung drehte er sich herum, drückte erst dem jungen Hausherrn und dann dem Weibchen die Hand. Betty schien sich inzwischen nach und nach zu erholen. Die erste Farbe kam ihr wieder zurück; die Augen hielt sie geschlossen, aber, wie es schien, mehr um nicht zu sehen, als weil ihr die Kraft gefehlt hätte. Endlich schickte die junge Frau die beiden Männer hinaus, und Valentin, von dem freundlichen Wirth geführt, trat wieder in's vordere Zimmer und hörte durch die geschlossene Thür, wie die Frau weich und herzlich dem Mädchen zusprach, und endlich auch Betty's gedämpfte Stimme. Er fühlte, wie ihn gleich bei ihrem ersten Ton die Fassung wieder verließ. Kaum, daß es ihm gelang, ein paar Worte zu finden, wie sie ihm in seiner Lage passend schienen, seinen Dank zu sagen, seinen Namen zu nennen. Dann besann er sich einen Augenblick, ob er das Fräulein für seine Schwester, oder für seine Braut, oder für was er sie ausgeben sollte; doch weil ihm dabei das Blut in's Gesicht und zum Herzen schoß, that er nur einen tiefen Athemzug, starrte dem jungen Mann auf die Weste und sagte nichts.

Der Hausherr schien Valentin's Aufregung zu bemerken und sich das Nöthige dabei zu denken; aber er lächelte nur für sich hin und schwieg ebenfalls. Jeder trat an ein Fenster und sah auf die Viehställe und Scheunen hinaus. Endlich kam das Frühstück, das der junge Mann vorhin leise bestellt hatte, von einer Magd hereingetragen, die es stumm auf den Tisch stellte und sogleich wieder verschwand. „Sie werden heute noch nichts genossen haben!" sagte der Wirth zum Gast. Valentin versuchte nicht, zu leugnen, sein Hunger fing plötzlich an, auf die Seite des Frühstücks zu treten. Sie setzten sich, er aß und trank und horchte dazwischen nach der geschlossenen Thür. Betty's Stimme war wieder still geworden. Nach einer Weile erschien dann auch die Hausfrau auf leisen Füßen und berichtete, das Fräulein sei offenbar erschöpft, es habe nach Schlaf verlangt, dann wieder aufstehen wollen, sei aber endlich, nach einigen Beruhigungsversuchen, plötzlich eingeschlummert.

„Sie haben keine Eile, wieder fortzugehen?“ fragte der junge Mann. Valentin verneinte. Es sei gut so, und er danke von Herzen für alle die Freundlichkeit. Als Antwort darauf fing die junge Frau zu lächeln an: sie müsse nun leider in die Küche und ihr Mann nach der Ziegelei; der Herr werde es ja wol nicht übel nehmen, wenn man ihn auf einige Zeit sich selbst überließe. Wenn irgend etwas vorfiele, so möge er sie nur rufen. „Da ist auch die neueste Zeitung!“ setzte sie, wie zu seinem Trost, hinzu. Valentin nahm die Zeitung sogleich in die Hand und versicherte, daß ihm grade unendlich daran gelegen sei, sie zu lesen. Die junge Frau sah ihm freundlich in die Augen — mit einiger weiblicher Neugier, wie es schien —, und mit dem Versprechen, bald wieder da zu sein, und einem treuherzigen Gruß gingen Mann und Frau zur vorderen Thür hinaus.

Es wurde nun völlig still, und Valentin, von der Liebenswürdigkeit dieser Menschen gerührt, von der sonderbaren Situation überwältigt, warf sich in eine Sophaecke, um die neuesten Weltbegebenheiten zu studiren. Schon im ersten Berliner Artikel blieb er stecken — bei der Frage, ob es noch in diesem Jahr zum Krieg mit Frankreich kommen werde, oder nicht —, um die Zeitung ein wenig tiefer sinken zu lassen und auf ein Geräusch zu horchen, das er selber gemacht hatte. Er glaubte, Betty habe sich gerührt. Aber er hörte nichts. Sein ganzes Schicksal, seine Liebeserklärung, seine Seelenangst tanzten ihm im Puls. Da liegt sie nun nebenan, dachte er, in einem unbekannten Landhaus in Mecklenburg, und ich sitze hier und thue, als wenn ich lese! — Das ist eine sonderbare Reise nach Freienwalde! staunte er vor sich hin.

Die junge Hausfrau erschien einige Male leise in der Thür, flüsterte ihm zu, daß das Fräulein noch immer schlafe, ohne sich zu rühren, und glitt dann wieder hinaus. So vergingen Stunden. Die Schatten, die draußen die Gebäude warfen, wurden kürzer und kürzer; die Fliegen summten unruhiger im Zimmer umher. Endlich stand Valentin auf, der auch seine Unruhe nicht mehr zu bändigen wußte. Er ging an die Thür zum anderen Zimmer und lauschte. Es blieb Alles still. „Herr Gott!“ seufzte er. Es schien ihm ganz unmöglich, noch so eine Stunde zu überleben, ohne Betty zu sehen. Er bildete sich ein, vielleicht sei eben diese Todtenstille ein bedenkliches Zeichen. Durch die Angst, die ihm dieser Gedanke machte, ermuthigt, legte er seine Hand auf den Thürdrücker, öffnete geräuschlos und trat ein. „Nur um zu sehen, ob sie wirklich schläft!“ sagte er zu sich selbst.

Ja, in der That, sie schlief. Sie lag so bequem und anmuthig da wie er sie noch nicht gesehen hatte, und schlief wie ein Kind. Kein Athemzug war zu hören. Auf ihrer blassen Stirn lag wol noch ein kleiner ängstlicher Zug, aber sonst war ihr nichts Betrübliches anzusehen. „Ich kann mich also wieder zurückziehen!“ dachte Valentin, blieb aber ruhig stehen. Der Anblick war ihm zu tröstlich. Ihre kleinen Hände lagen so weich übereinander auf der Decke, die das junge Weibchen über sie hingebreitet hatte, und da sie den Kopf etwas auf die Seite gelegt, zeigte

sich ihr rundliches, weißes Hälschen so schön. Eine Weile lag sie noch bewegungslos da; dann aber fing sie an den Kopf zu rühren, den einen Arm an sich heranzuziehen und die Lippen zu öffnen, wie wenn sie sprechen wollte. Offenbar träumte sie. Auf einmal hob sich ihr Busen stärker und sie murmelte halblaut: „Ach ja, ich habe Sie lieb!“

Valentin erschrak heftig, von ihrer herzlichen Stimme so ein Wort zu hören. Das Mädchen zog bald darauf die Brauen zusammen, machte ein finsteres Gesicht und murmelte allerlei, das er nicht verstand. Endlich hörte er: „Ich will ihn nicht! Ich will ihn nicht! Nein, es soll nicht geschehen!“

„Wen wollen Sie nicht?“ fragte er unwillkürlich. Es schien, als setze sie im Traume das Gespräch von vorhin fort, das ihre Ohnmacht abgebrochen hatte. „Wen wollen Sie nicht?“ fragte er noch einmal in begreiflicher Aufregung. Die Schläferin schien das Geräusch seiner Stimme zu hören und dadurch in ihrem Traum gestört zu werden: denn sie veränderte die Züge, machte eine unruhige Bewegung und lag dann, statt zu erwachen, wieder in ausdruckslosem Schlummer da. Valentin bereute, daß er sie gestört hatte. Ganz leise trat er heran und blieb neben ihr stehen, immer die Augen an ihren Lippen. Es dauerte nicht lange, so kamen ihr, wie es schien, die Traumbilder zurück. Sie hatte das Gesicht ihm zugekehrt, ohne es zu wissen, und mit einer plötzlichen Halsbewegung sagte sie laut: „Wie heißen Sie?“

Valentin mußte lächeln. Es fiel ihm ein, daß er ihr noch immer nicht seinen Namen genannt hatte; offenbar redete sie mit ihm. „Was sie sich nun wol selber darauf antwortet!“ dachte er vergnügt, trotz all' seiner Beklemmung. Aber sie schien die Antwort ganz umsonst zu erwarten. Beunruhigt und ungeduldig warf sie sich umher, stieß mit ihrem Arm gegen die Sophalehne und wachte darüber auf.

„O!“ sagte sie verwirrt, als ihre aufgerissenen Augen erkannten, wer vor ihr stand. Valentin aber hielt sich nicht länger, kniete — zum ersten Mal in seinem Leben — neben ihr hin, um ihr näher zu sein, und erwiederte treuherzig, doch mit etwas zitternder Stimme: „Wie ich heiße, Fräulein Betty? Valentin Weinberg heiße ich — und ich gehe zu Grunde, wenn Sie einen anderen Menschen heirathen, als mich.“

„Mein Gott, was kann ich dazu thun?“ seufzte sie, noch mit einem Rest von Schlaftrunkenheit kämpfend und vor Scham über und über roth.

„Was Sie dazu thun können? — Sie haben vorhin im Schlafe gesagt, daß Sie ihn nicht wollen. Sie haben gesagt: Ach ja, ich habe Sie lieb! — Wen haben Sie lieb, Fräulein Betty?“

„Ich weiß es nicht“, sagte sie verlegen.

„Mein Gott, wie können Sie das nicht wissen? — Sind Sie krank, Fräulein Betty? Oder wollen Sie mich nur unglücklich machen? Mich — und sich — und uns Beide? — O, es wäre sehr Schade, wenn wir Beide unglücklich würden!“ setzte er mit einem tiefen Seufzer hinzu.

„Ach Gott ja!“ seufzte sie nun auch.

Er hatte ihre Hand ergriffen und wollte sie eben küssen — denn so hielt er's nicht länger aus — als das Mädchen in die Höhe fuhr und mit einem schreckhaften Blick nach der Thür ihm die Hand entriß. Erschrocken wandte auch er sich um (zugleich sprang er auf) und sah hinter sich, in der offenen Thür, drei junge Männer stehen: den Herrn des Hauses, den Mann von der Photographie, mit hochgerunzelter Stirn und einen schwarzen Hut auf dem Kopf, und einen Dritten, der hinter diesem Hut noch im Schatten stand.

„Herr, was machen Sie da?" schrie der Mann mit den Runzeln mit wahrhaft furchtbarer Stimme, als ob er den verwegenen Valentin mit jeder Silbe niederschlagen wollte. „Was thun Sie mit meiner Braut? Sind Sie von einer Galeere weggelaufen, daß Sie ohne Weiteres Mädchen entführen — —" Er konnte vor Wuth den Satz nicht zu Ende sprechen und trat mit geballter Faust auf den Entführer zu.

Valentin schoß alles Blut in's Gesicht. Es ward ihm auf einmal deutlich, daß er der Welt gegenüber eine schlechte Sache hatte, und zugleich fuhr ihm sein ganzer Haß auf diesen Menschen bis in die Fingerspitzen, sein ganzer Stolz in die Augen. „Was ich mit diesem Fräulein da zu reden habe, ist meine Sache!" antwortete er zuversichtlicher, als ihm zu Muthe war. „Was führt Sie in dieses Haus, mein Herr — was wollen Sie hier?"

„Was ich hier will? — Herr, sind Sie von Sinnen? — Wir bekommen ein sonderbares Telegramm, wir machen uns mit dem Frühzug auf, wir fahren alle Drei hierher, das Fräulein zu holen —"

Valentin sah sich unwillkürlich um: er bemerkte nur den Bräutigam und den jetzt vortretenden Bruder, einen bleichen, schüchternen, etwas verkümmerten Menschen, der gleichwol an der Aehnlichkeit mit dem Mädchen zu erkennen war — ein Dritter war nicht zu sehn.

„Wir hören auf dem Bahnhof, wohin Sie gegangen sind — finden Sie nicht im Hôtel — erfahren auf der Straße, daß Sie mit einander vor's Thor hinausspaziert — fragen uns weiter und weiter — und da liegen Sie und knieen vor meiner Braut! Herr, zum Teufel, wer sind Sie? Ich will sechsundsechzigmal in die Hölle verdammt sein, wenn ich Ihnen nicht alle Knochen zerbreche! Ich sage Ihnen — Sie sollen sich mit mir schießen, oder ich schmettere Sie nieder wie einen Hund!"

„Ich ziehe das Erstere vor!" erwiederte Valentin, der nun auch vor Wuth zu zittern anfing. „Es soll mir ein außerordentliches Vergnügen sein, wenn ich Ihnen Ihre grobe Seele zum Halse hinausjagen kann!"

„Meine Herren —!" rief jetzt der Landwirth dazwischen, dem diese Scene in seinem eigenen Hause schlecht zu behagen schien. Betty war vom Sopha aufgesprungen und offenbar bereit, sich zwischen die Gegner zu werfen; der Bruder blickte etwas furchtsam drein. Indessen Valentin sah und hörte nicht mehr. Nie in seinem Leben war es ihm in den Sinn gekommen, sich mit irgend einem Menschen schießen zu wollen; aber in diesem Augenblick kam ihm ein Duell als die menschen-

würdigste und nützlichste Handlung vor. „Herr!" rief er, indem er seinem Feind noch näher trat — „Sie werden dieses Fräulein da nicht heirathen!"

„Ich werde sie nicht heirathen?"

„Nein!"

„Wer will mich etwa daran hindern?"

„Ich! indem ich Sie tödte!"

„Indem Sie mich tödten?"

„Ja!"

„Nun, Gott verdamm' mich — —"

Der Mann mit den Runzeln suchte noch nach dem Nachsatz, als im Nebenzimmer eine helle, scharfe Stimme laut wurde, die Valentin schon gehört zu haben meinte. Er blickte hinaus und sah, daß neben der jungen Hausfrau eine zweite Dame im Federhut und gelbem Ueberwurf vom Hausflur her eintrat und die Augen lebhaft umherlaufen ließ. „Wo ist meine liebe Schwägerin?" rief sie wie eine Trompete in die Luft hinein. „Die Männer sind mir so rasch vorangerannt, ich konnte nicht mitkommen."

Im nächsten Augenblick trat die Dame auf die Schwelle, drängte sich bei den Männern vorbei — und die beiden zukünftigen Schwägerinnen standen sich überrascht gegenüber. Sie erkannten sich alle Beide. Das Frauenzimmer im Federhut, mit dem ungeheuren Chignon, war die „Mormonin" von gestern. Sowie sie Betty und Valentin entdeckte, zog sie vor sprachloser Bestürzung die Stirn in die Höhe und stand nun wie eine jüngere und blassere Nachbildung ihres Bruders da.

„Halt!" rief Valentin auf einmal überlaut, wie wenn Alles davonlaufen wollte. „Mein Herr — thun Sie Ihren verdammten Cylinder fort: Sie sind der Mann mit dem Strohhut!"

„Was soll das heißen?" fragte der Amerikaner, den die Bestürzung seiner Schwester etwas aus der Fassung brachte.

„Sind Sie nicht gestern von Neustadt-Eberswalde in einem Strohhut nach Güstrow gefahren?"

„Ja, allerdings! Ich glaubte, meine Braut sei schon am Tage vorher —"

„Das ist hier ganz gleichgültig! Sie sind mit dieser Dame da gefahren, und diese Dame da ist Ihre Schwester?"

„Ja — was geht Sie das an?"

„Was mich das angeht? — Herr, Sie sind ein Mormone!"

Diese Worte donnerte Valentin so kräftig heraus, daß die ganze Gesellschaft ein unwillkürlicher Schauder überlief. Betty war nahe daran, wieder umzusinken, die junge Hausfrau stieß einen kleinen Schrei aus.

„Wie viele Frauen haben Sie schon in Amerika?" fuhr Valentin mit der Stimme eines Untersuchungsrichters fort. Der Mormone antwortete nicht. Er war so bleich geworden, als es bei seiner verbrannten Haut noch möglich war, und schien nur über seinen Rückzug nachzudenken.

„Sie haben zwei, drei oder vier Frauen in Amerika?" fragte Valentin unerbittlich weiter. „Und dieses Fräulein da sollte Ihre fünfte

werden? Dieses Fräulein da? — Herr, wissen Sie, daß Sie für so eine Niederträchtigkeit den Galgen verdienten?"

Der Mormone fuhr auf und wollte etwas erwiedern, aber Valentin's Blick und die Gesichter der ganzen Gesellschaft schüchterten ihn ein. „Herr —!" sagte er endlich, ward aber sogleich wieder von Valentin unterbrochen.

„Ich glaube nicht, daß dieses Fräulein geneigt ist, Ihre fünfte Gattin zu werden!"

Betty schüttelte heftig den Kopf. „Ich kenne Sie nicht mehr!" sagte sie dann hastig zu dem Amerikaner gewandt. „Leben Sie wohl!"

„Sie hören: das Fräulein wünscht Ihnen Lebewohl!" setzte Valentin hinzu, da der Andere noch immer auf demselben Fleck stand und sich die Lippe biß. Doch als nun auch Betty's Bruder sich aus seiner Betäubtheit ermannte und auf den Mormonen zuging, als wenn er ihn demnächst mit irgend einem vergifteten Wort erdolchen wollte, verlor dieser den letzten Rest von Haltung und drehte sich um. „Gut!" sagte er nur noch, um das letzte Wort gesagt zu haben, ging dann, den Hut auf dem Kopfe, aus der Thür, und gleich darauf war auch der Federhut seiner Schwester hinter ihm drein verschwunden.

„Ein Betrüger bist Du! ein elender Betrüger!" rief Betty's Bruder ihm nach, der jetzt erst zu Worte kam. Der arme Mensch schien ganz zerbrochen zu sein. Er getraute sich nicht, seine Schwester anzusehen, die sich gegen den Ofen gelehnt hatte und weinte, und fuhr sich von Zeit zu Zeit mit den Händen durch's Haar. „Herr meines Lebens!" sagte er zwischendurch. Endlich faßte er wenigstens den Muth, Valentin in's Gesicht zu blicken. „Kein Mensch hat so etwas von ihm gedacht, mein Herr!" murmelte er, wie um sich zu entschuldigen. „Kein Mensch in der ganzen Stadt!"

„Schon gut, schon gut!"

„Es thut mir sehr leid, mein Herr", setzte er schüchtern hinzu, „daß Sie so eine Geschichte — — Wahrhaftig, es thut mir sehr leid!"

„Mir nicht", erwiederte Valentin gutmüthig und mit einem heimlich fröhlichen Blick auf die weinende Betty —, „wenn nur das Ende gut ist!" — Und damit ließ er den Bruder stehen und ging auf die Schwester zu. „Haben Sie noch nicht genug geweint, Fräulein Betty?" fragte er so sanft und leise, daß ihn die Anderen beim besten Willen nicht hörten.

Sie schüttelte nur den Kopf.

„Nicht wahr, es kommt nicht viel Gutes dabei heraus, wenn man sich aufopfern will? — Ach Gott, warum legen Sie sich nun wieder das Tuch vor die Augen. Betrügen ist ja so leicht! Wenn Sie mir nur endlich sagen wollten, was Sie über mich denken?"

„Es kann mich nun ja Niemand mehr heirathen!" sagte das Mädchen trostlos.

„Das ist noch die Frage!" antwortete er vergnügt, da ihm aus ihrer Antwort ein heimliches Ja in's Ohr klang. „Darüber denke ich

ganz anders als Sie! — Fräulein Betty, ich habe noch keine Frau, keine einzige. Ich darf also noch heirathen! Können Sie einem armen Junggesellen, der nur um Ihretwillen bis hierher gereist ist, gar nichts Tröstliches sagen?"

Sie sah ihn wenigstens an. „Ich schäme mich bis in den Tod!" seufzte sie.

„Das würde ich nicht thun! Betty, thun Sie das nicht! — — Können Sie mich gar nicht ein Bischen lieb gewinnen?"

„Ach!" sagte sie und hob die Hände, ohne es zu wissen, um sie ihm sanft auf beide Schultern zu legen. „Ach, Sie wissen es ja!" — —

Die junge Frau sah das Paar, das weltvergessen neben dem Ofen stand; sah, wie Valentin das Mädchen nun an sich zog, und mit weiblichem Wohlgefallen lächelnd und den Männern winkend ging sie leise zur Thür hinaus. Ihr Gatte und Betty's Bruder folgten. Auch im Nebenzimmer stand ein mächtiger Kachelofen; an den gelehnt blieb das Weibchen stehen, neben ihr die Männer, und alle Drei horchten nun andächtig durch die offene Thür.

Eine Weile hörten sie nichts, dann nur ein Flüstern — Betty sprach gar zu leise —; dann wieder Valentin's gedämpfte, aber verständliche Stimme.

„Gleich im Anfang hab' ich Dir gefallen? — Hab' ich das? — O dafür muß ich Dich küssen" — — Und nun schien er's zu thun.

Dann lispelte sie wieder, und man verstand kein Wort.

„Wahrhaftig? In dieser Nacht? — Nein, davon ahnte ich nichts! Nein — Während Du den Gedanken hattest, in's Wasser zu gehen, um Allem ein Ende zu machen — währenddessen sagte ich mir hundertmal, Du würdest vielleicht in acht Tagen schon eine ganz zufriedene Frau sein, und mich in einem halben vergessen! — — Und nun hast Du Vertrauen zu mir, daß ich Dich glücklich mache?"

Wieder das nutzlose Flüstern.

— „Ja, Betty, so wahr ich lebe!" — — Er schien sie auf's Neue zu küssen. — — „Weißt Du denn noch nicht, daß ich eigentlich auf der Reise nach Freienwalde war? Und daß nur Dein Stolpern auf dem Wagentritt — — Ach, sie kann wieder lächeln! — — Was meinst Du, Betty? Da wir doch bald heirathen müssen — widersprich mir nicht! — — wollen wir uns nicht von meinem lieben Freund, dem Freienwalder Pfarrer, trauen lassen? Ganz stille unter uns — Dein Bruder brächte uns hin — und so wäre das Ganze doch die richtige Reise nach Freienwalde geworden!"

Betty antwortete leise; es schien eine verschämt verneinende Bejahung zu sein; aber man konnt' es nicht hören.

Aus Heinrich Heine's hinterlassenen Papieren.

Der literarische Nachlaß Heinrich Heine's, dessen Veröffentlichung man seit langen Jahren vergeblich erwartete, wird nun endlich in kurzer Frist das Licht der Welt erblicken. Die Hoffmann und Campe'sche Buchhandlung in Hamburg hat sämmtliche bisher ungedruckte Manuscripte des Dichters von seiner Wittwe angekauft und dieselben Herrn Adolf Strodtmann, dem Biographen Heinrich Heine's und Herausgeber seiner sämmtlichen Werke, zur Sichtung und Ordnung übergeben. Es haben sich gegen hundert Gedichte vorgefunden, unter welchen manche von vorzüglicher Schönheit und zum Theil von beträchtlichem Umfang sind. Als die werthvollste Reliquie wird uns ein großes erzählendes Gedicht bezeichnet, das in den bekannten vierfüßigen Trochäen des Sommernachtstraumes „Atta Troll" die romantische Irrfahrt eines alten spanischen Haudegens, Juan Ponce de Leon, nach der Wunderinsel Bimini behandelt, wo er, einem alten Ammenliede vertrauend, den Quell der Verjüngung zu finden hofft. Auch an noch unveröffentlichten Prosaarbeiten hat der Nachlaß des Dichters eine nicht unerhebliche Ausbeute geliefert. Das größte Interesse wird eine Sammlung von mehr als dreihundert aphoristischen Gedanken und Witzeinfällen über literarische, politische und gesellschaftliche Zustände und Persönlichkeiten erregen. Heine scheint die Gewohnheit gehabt zu haben, so oft ihm ein besonders geistreicher Gedanke kam, denselben kurz zu notiren, um ihn später bei sich darbietender Gelegenheit in seinen Schriften zu verwenden. Wir sind in den Stand gesetzt, unseren Lesern nachstehend eine kleine Auswahl dieser Impromptus und einige der kürzeren Nachlaßgedichte mitzutheilen.

Lied.

Wenn junge Herzen brechen,
So lachen drob die Sterne,
Sie lachen und sie sprechen
Herab aus der blauen Ferne:

„Die armen Menschen lieben
Sich zwar mit vollen Seelen,
Und müssen sich doch betrüben,
Und gar zu Tode quälen.

„Wir haben nie empfunden
Die Liebe, die so verderblich
Den armen Menschen drunten;
Drum sind wir auch unsterblich."

Warnung.

Verletze nicht durch kalten Ton
Den Jüngling, welcher dürftig, fremd,
Um Hülfe bittend zu Dir kömmt —
Er ist vielleicht ein Göttersohn.

Siehst Du ihn wieder einst, sodann
Die Gloria sein Haupt umflammt:
Den strengen Blick, der Dich verdammt,
Dein Auge nicht ertragen kann.

Guter Rath.

Gieb ihren wahren Namen immer
In Deiner Fabel ihren Helden.
Wagst Du es nicht, ergeht's Dir schlimmer:
Zu Deinem Eselbilde melden
Sich gleich ein Dutzend graue Thoren —
„Das sind ja meine langen Ohren!"
Ruft Jeder, „dieses gräßlich grimme
Gebreie ist ja meine Stimme!
Der Esel bin ich! Obgleich nicht genannt,
Erkennt mich doch mein Vaterland,
Mein Vaterland Germania!
Der Esel bin ich! I-A! I-A! —"
Hast einen Dummkopf schonen wollen,
Und zwölfe sind es, die Dir grollen.

Zum „Lazarus."

Stunden, Tage, Ewigkeiten
Sind es, die wie Schnecken gleiten;
Diese grauen Riesenschnecken
Ihre Hörner weit ausrecken.

Manchmal in der öden Leere,
Manchmal in dem Nebelmeere
Strahlt ein Licht, das süß und golden
Wie die Augen meiner Holden.

Doch im selben Nu zerstäubet
Diese Wonne, und mir bleibet
Das Bewußtsein nur, das schwere,
Meiner schrecklichen Misère.

Wo?

Wo wird einst des Wandermüden
Letzte Ruhestätte sein?
Unter Palmen in dem Süden?
Unter Linden an dem Rhein?

Werd' ich wo in einer Wüste
Eingescharrt von fremder Hand?
Oder ruh' ich an der Küste
Eines Meeres in dem Sand?

Immerhin! Mich wird umgeben
Gotteshimmel, dort wie hier,
Und als Todtenlampen schweben
Nachts die Sterne über mir.

Gedanken und Einfälle.

Der Gedanke ist die unsichtbare Natur, die Natur der sichtbare Gedanke.

*

Wie Mancher ging aus, die Kirche zu schmähen, zu befeinden, und änderte plötzlich seinen Sinn und kniete nieder und betete an. Es ging Manchem wie Bileam, dem Sohne Boer's, der Israel zu fluchen auszog und gegen seine Absicht es segnete. Warum? Und doch hatte er nur die Stimme eines Esels gehört.

*

Seid ganz tolerant oder gar nicht, geht den guten Weg oder den bösen; um am Scheidewege zagend stehen zu bleiben, dazu seid Ihr zu schwach — dies vermochte kein Herkules, und er mußte sich für einen der Wege bald entscheiden.

*

Die Juden, wenn sie gut sind, sind sie besser, wenn sie schlecht, sind sie schlimmer als die Christen.

*

Es sind in Deutschland die Theologen, die dem lieben Gott ein Ende machen — on n'est jamais trahi que par les siens.

*

Jede Religion gewährt auf ihre Art Trost im Unglück. Bei den Juden die Hoffnung: „Wir sind in der Gefangenschaft, Jehova zürnt uns, aber er schickt einen Retter." Bei den Mahomedanern Fatalismus: „Keiner entgeht seinem Schicksal, es steht oben geschrieben auf Steintafeln, tragen wir das Verhängte mit Ergebung, Allah il Allah!" Bei den Christen spiritualistische Verachtung des Angenehmen und der Freude,

schmerzsüchtiges Verlangen nach dem Himmel, auf Erden Versuchung des Bösen, dort oben Belohnung. — Was bietet der neue Glaube?

*

Ein Buch will seine Zeit, wie ein Kind. Alle schnell in wenigen Wochen geschriebenen Bücher erregen bei mir ein gewisses Vorurtheil gegen den Verfasser. Eine honette Frau bringt ihr Kind nicht vor dem neunten Monat zur Welt.

*

In der Kunst ist die Form Alles, der Stoff gilt Nichts. Staub berechnet für den Frack, den er ohne Tuch geliefert, denselben Preis, als wenn ihm das Tuch geliefert worden. Er lasse sich eben die Façon bezahlen und den Stoff schenke er.

*

Die Daguerreotypie ist ein Zeugniß gegen die irrige Ansicht, daß die Kunst eine Nachahmung der Natur sei. — Die Natur hat selbst den Beweis geliefert, wie wenig sie von Kunst versteht, wie kläglich es ausfällt, wenn sie sich mit Kunst abgiebt.

*

Man preist den dramatischen Dichter, der es versteht, Thränen zu entlocken. — Dieses Talent hat auch die kümmerlichste Zwiebel, mit dieser theilt er seinen Ruhm.

*

Die wehmüthig niedergedrückte Zeit, der alles Laute untersagt war und die sich auch vor dem Lauten fürchtete, gedämpft fühlte, dachte und flüsterte, fand in dieser gedämpften Poesie ihre gedämpfte Freude. Sie betrachtete die alten, gebrochenen Thürme mit Wehmuth und lächelte über das Heimchen, das darin melancholisch zirpte.

*

In der Zeit der Romantiker liebte man in der Blume nur den Duft — in unserer Zeit liebt man in ihr die keimende Frucht. Daher die Neigung zum Practischen, zur Prosa, zum Hausbackenen.

*

In der Poetenwelt ist der tiers état nicht nützlich, sondern schädlich.

*

Man weiß nicht, warum unsere Fürsten so alt werden — sie fürchten sich zu sterben, sie fürchten in der andern Welt den Napoleon wieder zu finden.

*

Wo das Weib aufhört, fängt der schlechte Mann an.

*

Daß der Gatte Xantippe's ein so großer Philosoph geworden, ist merkwürdig. Während allem Gezänk noch denken! Aber schreiben konnte er nicht, das war unmöglich: Sokrates hat kein einziges Buch hinterlassen.

*

Jeder, wer heirathet, ist wie der Doge, der sich mit dem Adriatischen Meer vermählt — er weiß nicht, was drin, was er heirathet: Schätze, Perlen, Ungethüme, unbekannte Stürme.

*

Neben jeder Krippe, worin ein Heiland, eine welterlösende Idee, den Tag erblickt, steht auch ein Ochse, der ruhig frißt.

*

Wir begreifen die Ruinen nicht eher, als bis wir selbst Ruinen sind.

*

Größer als alle Pyramiden, als der Himalaya, als alle Wälder und Meere, ist das menschliche Herz — es ist herrlicher als die Sonne und der Mond und alle Sterne, strahlender und blühender — es ist unendlich in seiner Liebe, unendlich wie die Gottheit, es ist die Gottheit selbst.

Der Eifersüchtige.

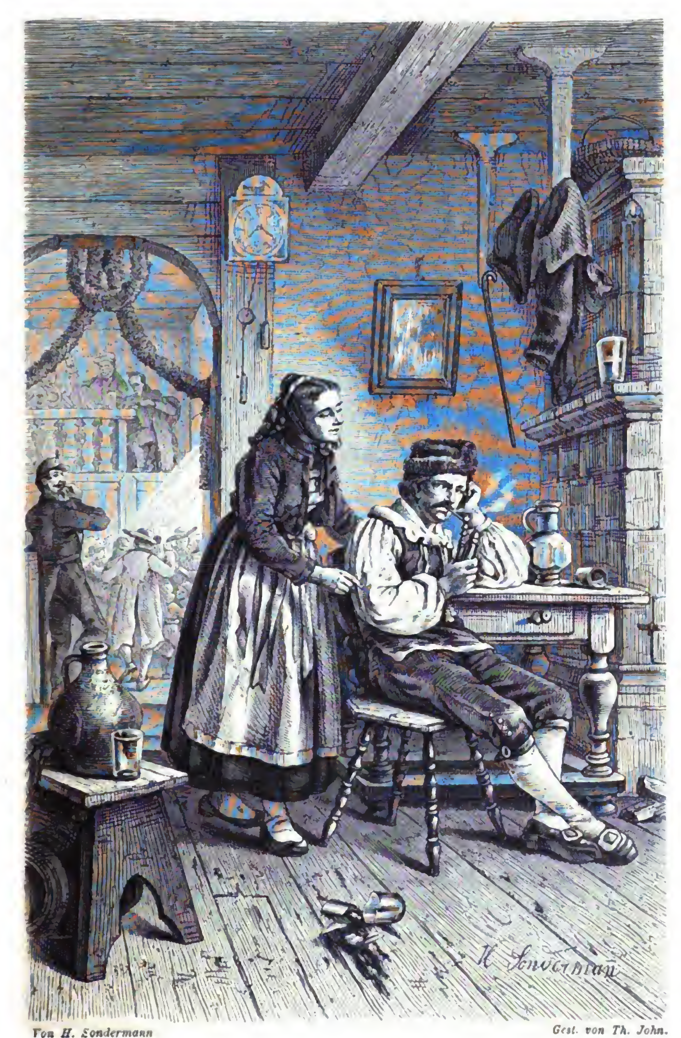
(Zu dem Bilde von Sondermann.)

Die Liese tanzt, ich sitz' allein.
Da schlag' ein Donnerwetter drein!
  Da liegt das Glas in Scherben.
Mir schmeckt kein Bier und kein Tabak;
Das Militair ist ihr Geschmack,
Sie thut's mir recht zum Schabernack —
  Und sollt' ich gleich verderben,
  Den Burschen muß ich gerben.

Nun kommt die Liese: „Sei doch gut!"
Da hat sich was! Mir kocht das Blut.
  Bin auch Soldat gewesen.
Das hat mir alle Lust vergällt,
Daß Der da besser Dir gefällt
Und mich noch recht zum Besten hält —
  Na wart'! Mit Stock und Besen
  Wird Euch der Text gelesen.

H. G.





Von H. Sondermann Gest. von Th. John.

Der Eifersüchtige.

Vom Burgtheater und vom Theater überhaupt.

Skizze von **Bauernfeld.**

> Wir haben Schauspieler, aber keine Schauspielkunst.
> Hamburgische Dramaturgie.

In den Zwanziger Jahren, noch unter Leitung des trefflichen Schreyvogel, etwa bis zum Jahre 1840, prangte das Burgtheater in seinem vollsten Glanze. Ich brauche nur Namen aus der frühesten Periode zu nennen wie Rose, Koberwein, Koch, Korn, Krüger, Costenoble, Anschütz, Wilhelmi. Auch Heurteur und die Komiker Bauman und Wothe dürfen nicht vergessen werden. Unter den Damen glänzte als erster Stern die große Sophie Schröder, ihr stand zunächst die höchst bedeutende Sophie Müller, die wir leider frühzeitig verloren. Antonie Adamberger und Julie Löwe excellirten im feinen und höheren Lustspiel, Wilhelmine Korn (die erste „Melitta"), später Auguste Anschütz, geb. Butenop, im naiven Fach. Meister Fichtner kam bereits im Jahre 1824 als Anfänger hinzu, fand seine künftige Gattin Betti Koberwein als aufkeimendes Talent. Sie wuchsen rasch mit einander und an einander empor. — Dem schönen Kreise traten in der Folge noch bei: Löwe, La Roche, Herzfeld, Therese Peche, Karoline Müller, Julie Rettich, Mathilde Wildauer. Mit Luise Neumann, 1839, schließt sich die eigentliche Glanzperiode ab und einzelne Größen traten seitdem nur mehr sporadisch auf, wie Dawison, Marie Seebach, Friderike Goßmann, leider keine Fixsterne, sondern nur Kometen, in ihren Gastrollen-Ellipsen und Hyperbeln im Theater-Weltenraum ruhelos umherschweifend. — Doch fehlte es auch nach ihnen und bis zum heutigen Tage nicht an bedeutendem Zuwachs, welcher die Tradition von dem besten Zusammenspiel auf der ersten deutschen Bühne stets wach und lebendig erhält. In wie fern dieses Ziel durch die wechselnde Theaterleitung oder trotz ihrer erreicht wurde, soll diese Skizze anzudeuten versuchen. — Die besten Schauspieler machen noch immer kein gutes Theater. Das lebendige dramatische Material muß gut und zu Gutem verwendet werden. Das ist Sache des Dramaturgen. In der Auswahl der Stücke, in der Zusammenstellung des Repertoirs, in der richtigen Verwendung der darstellenden Kräfte wird der tüchtige Mann sich zeigen. Josef Schreyvogel war das. Als Dramaturg (mit dem Titel „Hofsecretair") waltete er seines Amtes vom Jahre 1814 bis 1832 mit allem Feuereifer für

die Kunst. Er war ein ernster Mann von gediegenem Charakter, von Wissen, Urtheil und Geschmack, in Geschäftssachen die Rechtlichkeit selber, verläßlich, unparteiisch, jeder Intrigue fern. Sein Hauptaugenmerk blieb natürlich das Repertoir, welches er mit Umsicht zusammenstellte, nicht ohne schwere Kämpfe mit der Censur, auch mit dem obersten Kämmerer. Wenn er da bisweilen zu schroff auftrat, suchte der gutmüthige und wohlwollende Theaterhofrath v. Mosel nach Kräften zu vermitteln, zu versöhnen.

Das Burgtheater brachte damals die Werke von Lessing, Goethe, Schiller, mehreres von Kleist, und von Shakespeare, so viel sich durchsetzen ließ. Auch das classische Theater der Franzosen war noch ziemlich stark vertreten. „Phädra" und „Rodogüne" erfreuten sich durch die Schröder einer besondern Beliebtheit.

Der vaterländische Collin mit seinem „Regulus", „Balboa" und „Mäon", stand in den zwanziger Jahren noch immer in Ansehen, und Kotzebue und Iffland gehörten unter die Stützen des Repertoirs. Den Rest bildeten ältere, längst bewährte Stücke, endlich die Neuigkeiten von Müllner, Houwald und Raupach, von Clauren, Töpfer, Holbein und Anderen. Auch die Einheimischen trugen ihr Scherflein bei: Deinhardstein und Frau von Weißenthurn, die Veteranin des Burgtheaters, seit 1789 bis gegen Ende der zwanziger Jahre seinem Verbande angehörig. Das moderne französische Theater war hauptsächlich durch Scribe vertreten.

Im Jahre 1816 ward die Poesie in Wien leibhaftig in's Leben gerufen. Grillparzer brachte seine „Ahufrau", bei welcher Schreyvogel zu Gevatter stand. Es scheint, daß die Darstellung dieser „Gespenster"- oder „Schicksals-Tragödie" im Burgtheater anfangs auf Hindernisse stieß, darum veranlaßte der Dramaturg ihre Aufführung im Theater an der Wien mit Heurteur und Sophie Schröder. Im August 1824 ward das Stück auch dem Burgtheater-Repertoir einverleibt, aber erst mit der „Sappho" wurde Grillparzer eigentlich hoftheatergerecht.

Schreyvogel war auch Schriftsteller. Seine Bearbeitung der „Donna Diana" hört und liest sich wie ein Originalwerk und kann noch immer als das Muster eines poetischen Lustspiels gelten. Eben so waren „Das Leben ein Traum" (im Theater an der Wien) und „Don Gutierre" vollkommen geeignet, das deutsche Repertoir zu bereichern, der Dramaturg vergaß aber seine eigenen Schöpfungen, als der fruchtbare und bald die deutsche Bühne beherrschende Raupach erschienen war, für welchen er eine besondere Vorliebe hegte. Er brachte nach Möglichkeit alle seine neuen Stücke, bisweilen drei bis vier in einem Jahre. Freilich daß nicht alle zündeten, aber viele hielten an, wie „Isidor und Olga", „Corona von Saluzzo", „Die Schleichhändler", „Der Nibelungenhort", „König Enzio", vor Allem „Vormund und Mündel", eine Mustervorstellung durch Korn, Costenoble und Sophie Müller. „Der Müller und sein Kind"

nicht zu vergessen, der sich noch jetzt an jedem Allerseelentage auf vier oder fünf Wiener Theatern zu Tode hustet, dabei „gar nicht umzubringen“ ist!

„Raupach hat jedenfalls seine großen Verdienste um die deutsche Bühne, und das „Junge Deutschland“, welches ihn mit kritisch-theoretischer Keule erschlug, hat ihn in theatralischer Praxis nichts weniger als übertroffen.

Unter Schreyvogel brachte auch ich meine Erstlinge: „Leichtsinn aus Liebe“ und „Liebesprotokoll.“

Man sieht, das Burgtheater brachte damals, was mit Ehren zu bringen war. Man hielt auf Anstand, das Gemeine war ausgeschlossen. Auch die einactigen Ephemeren und die eigentliche Posse. Mit dem an und für sich vortrefflichen „Versprechen hinterm Herd“ hatte der Tempel in der Folge seine Keuschheit eingebüßt.

In den Rollenbesetzungen erwies sich der Dramaturg eben so einsichtig als gewissenhaft und parteilos. Er kannte keine Vorliebe, das Talent gab bei ihm den Ausschlag. Die Proben neuer Stücke leitete er selbst, wobei es ihm vor Allem zu thun war, ein harmonisches Zusammengreifen im Sinn und Styl des Autors zu erzielen, ohne sich in kleinliche Details einzulassen, auf's Höchste, daß er hie und da eine Nuance anrieth. Bei bedeutenderen Stücken wurde über Charakter und Darstellungsweise der Hauptrollen mit den Künstlern Rücksprache gepflogen, die etwa nöthigen historischen, auch ästhetischen Anmerkungen nicht gespart. Bei fertigen Schauspielern überläßt man das Individualisiren am besten ihrer eigenen Beurtheilung und Ausführung; zu vieles reinreden, Nergeln oder gar ein gewisser Schulmeisterton würde die Leute, die sich als Künstler fühlen, mit Recht verstimmen. Dagegen müssen eigentliche Anfänger gehörig geschult werden, in Sprache, Mimik, Gang, Haltung, in Allem; auch darf man den Lehrling nicht gleich in ein neues und schwieriges Fach werfen, dem er nicht gewachsen ist, man läßt ihn seine Kräfte für's Erste an kleineren Rollen versuchen und üben. Auf diese Weise verfuhr Schreyvogel mit dem jungen Fichtner, den er im Jahre 1824 vom Theater a. d. Wien übernommen hatte. Er verkehrte viel mit ihm, ließ ihn das Theater täglich besuchen, machte ihn auf die Spielweise Anderer, zumeist des feinen und eleganten Korn aufmerksam, in dessen Fußstapfen der Neuling treten sollte — doch brauchte es geraume Zeit, bevor er ihn mit einer größern Aufgabe betraute. Fichtner wuchs schnell empor, von Rolle zu Rolle, aber bereits ein vollendeter Meister, hatte er niemals ein Hehl daraus gemacht, was er theoretisch dem Dramaturgen, praktisch dem ältern Collegen zu danken habe.

Auf den höchst bedeutenden Ludwig Löwe längst aufmerksam geworden, der sich auf der Prager Bühne meist im Lustspielfach bewegte, lud ihn Schreyvogel auf Gastrollen, gewann ihn im Jahre 1820 für immer. Die Begeisterungsglut, die in dem großen Talente bisher noch nicht völlig zum Durchbruch gekommen war, eignete den Künstler vorzugsweise für feurige Liebhaber und jugendliche Helden, die dem Burg-

theater fehlten. Der Dramaturg hatte Ludwig Löwe's höhere Weihe längst erkannt und ihn so auf dem richtigen Wege seinem großen Ziele zugeführt. Bald war nun ein Rivalisiren zwischen dem feurig brausenden Löwe und dem älteren eleganten und immer maßvollen Korn. Das Publicum theilte sich anfangs in zwei Lager, auch das weibliche, bis man zur Einsicht gelangte, daß zwei Vortrefflichkeiten sehr wohl neben einander bestehen können.

Schreyvogel brachte uns auch Sophie Schröder bereits im Jahre 1815. Seine ferneren Engagements waren: Wothe, Kettel, Costenoble, Heinrich und Auguste Anschütz, Heurteur, Wilhelmi, Rüger, Sophie Müller, Therese Peche, Caroline Müller, Herzfeld. Diese Künstler wurden dem Burgtheater nach und nach gewonnen vom Jahre 1816 bis 1829. Sie boten mit den bereits vorhandenen Talenten ein Zusammenspiel, besonders im Lustspiel, dergleichen man schwerlich je wieder sehen wird. Die „Wiener Schule“ war damals berühmt. Wenn der strenge Hamburger Dramaturg seiner Zeit über die moderne Schauspielkunst vielleicht gerechte Zweifel hegte, so war doch späterhin durch Goethe in Weimar eine eigentliche Kunstwirkung erzielt worden. Dasselbe mag für Wien gelten, wo alle Schauspielerkräfte eifrig zusammen strebten, um im schönen Einklang ein harmonisches Ganzes zur Erscheinung zu bringen.

Schreyvogel hatte dem Burgtheater zu diesem Glanze verholfen, als er plötzlich mitten in seiner Wirksamkeit durch eine Hofintrigue gestürzt wurde, nach achtzehnjähriger rastloser Thätigkeit. Der spätere Laube hatte beiläufig eben so lange ausgehalten, als auch ihn die Hof-Nemesis ereilte.

Schreyvogel starb am 28. Juli 1832. Genau vor zwei Monaten war ihm das Pensionsdecret zugestellt worden. Er starb an der Cholera, hieß es — eigentlich aber an der Kränkung, am k. k. Oberstkämmereramte und am „österreichischen System.“

Le dramaturge est mort, vive le dramaturge!“ — An Schreyvogel's Stelle trat Deinhardstein als „Vicedirector“, bald auch mit dem Titel „Regierungsrath“. Er war ein echter Vollblut-Wiener, so aus der alten Zeit — leichtlebig, wie seine Zeitgenossen Castelli und Daffinger, auch ziemlich leichtsinnig. Konnte man dem Verfasser von „Garrick in Bristol“ das Talent nicht absprechen, war er durchaus nicht ohne Geist und Geschmack, so fehlte dagegen der rechte Ernst zur Sache, der Fleiß, die Ausdauer, vor Allem das, was man Charakter nennt. Er behandelte die Bühnenleitung lässig, nicht wie ein ernstes Geschäft, mehr wie ein Ding zu seinem Amusement. Auf den Proben sah man ihn nur selten, auch die Zusammenstellung des Repertoirs überließ er meist den Regisseurs, die zahllos eingelaufenen Manuscripte blieben häufig ungelesen, im Uebrigen ließ der Lebemann den Zufall und sein gutes Glück walten. So fielen ihm auch bald nach dem Antritte seiner Direction bedeutende Kräfte wie von selber zu: Karl La Roche, die Rettich's, Mathilde Wildauer.

Die Kunst-Anstalt als solche war noch nicht eigentlich gefährdet, denn noch herrschte ein gewisser esprit de corps unter den bedeutenden Künstlern selbst, auch walteten die Schreyvogel'schen Traditionen noch vor — doch konnte man bald gewahren, daß ein einiger und ordnender Plan fehlte, der Geist, der über dem Ganzen schweben, es gehörig befruchten, frisch beleben, zu den großen Kunstzielen siegreich weiterführen soll. Stillstand ist bereits Rückschritt. Das gilt für's Leben, wie in der Kunst. — Auch die eigentliche Administration war unter Deinhardstein in die heilloseste Verwirrung gerathen, so wie das Oekonomie- und Kassewesen. Doch ließ man die Dinge nach alter österreichischer Weise Jahre lang so gehen und fortbestehen! Zuletzt wurden der Leichtsinn und die Fahrlässigkeit des Vicedirectors gar zu auffällig. Man sah sich anderwärts um und glaubte in der Person des alten Theaterpracticus Holbein den rechten Mann gefunden zu haben, um das Institut, welches nahe daran war, aus Rand und Band zu gehen, wieder in Ordnung und regelrechten Gang zu bringen.

Franz von Holbein war bereits ein Sechziger und darüber, als er von seinem Gönner, dem Grafen Kolowrat, im Jahre 1842 zur Leitung des Hofburgtheaters berufen wurde. In einer Hinsicht war die Wahl dieses schlauen Theater-Ulysses keine gar zu üble! Regierungsrath Holbein war die Ordnung selber und brachte den Geschäftsgang so wie die ökonomische Verwaltung bald wieder in das alte Geleise. Auch die aufgehäuften Manuscripten-Rückstände wurden (eine Zeit lang mit Friedrich Halm's und meiner Beihülfe) gewissenhaft „erledigt". Nur leider, daß Holbein seinen Ordnungsfanatismus auch auf die Kunst übertrug! Er führte eine Unzahl von schriftlichen Schemen und Schematismen ein, von alten und neuen Repertoir-Ausweisen, von Tagesberichten der Regisseure und dergleichen. Alles und Jedes wurde schriftlich und „actenmäßig" behandelt; die Rollen erschienen als „Fascikeln", zur Registratur der „gaye science" eingereiht. Der Mann arbeitete im Schweiße seines Angesichts vom frühen Morgen bis zum Abend als ehrlicher Oberbeamter des „Theatergefälls". Wenn sich der Dramaturg als Chef eines Theaterbureaus benimmt, so werden sich auch die Schauspieler bald nur als Beamte empfinden, die zu den Proben wie in's Amt gehen, über jeden „freien Abend" jubeln, den Ferien-Monat kaum erwarten können. — So kam es auch. Die älteren Mitglieder fingen bereits zu berechnen an, wann ihre Zeit um sein und es ihnen vergönnt sein würde, ihren Ruhegehalt cum otio et dignitate zu genießen. Kurz, der pedantische und schwerfällige Holbein verstand es eben so wenig als der Leichtfuß Deinhardstein, der Kunst auf die Beine zu helfen. Das Institut war trotz der noch vorhandenen, nur schlecht benutzten künstlerischen Kräfte augenscheinlich immer mehr und mehr in Verfall gerathen, was sich sowol im Repertoir bei der Wahl der Stücke und ihrer Besetzung, wie bei den häufig schleppenden Vorstellungen kund gab. Unter dem Ordnungsmann erlahmte sogar der frühere esprit de corps.

Eine große Maßregel, für die ihm Vieles verziehen sein mag, wußte Holbein demungeachtet durchzusetzen: die Einführung der Tantième statt der bisher üblichen, mehr als mäßigen Honorare. Bereits vor Jahren hatte ich gemeinschaftlich mit Friedrich Halm einen Schritt in dieser Richtung bei einem der Herren obersten Kämmerer versucht. Die Excellenz („ein früherer Oberſthofküchenmeister") hatte uns Anfangs geduldig angehört, auch unsern Vorschlag, das Loos der dramatischen Schriftsteller zu verbessern, im Princip gebilligt, nur erschrak der Mann über die neue Form der Sache. Die Hoftheaterkasse, eine kaiserliche Kasse, soll für den Theaterdichter Bilanz und Auszüge machen, ein oberster Hoftheaterdirector gleichsam als eine Art Cassier fungiren! Das ging der Excellenz nicht ein und wir brannten vollständig ab. Was uns damals mißlungen war, wußte Holbein im Jahre 1844 in Verbindung mit dem Berliner-Hoftheater auch für Wien in Princip und Form durchzusetzen.

Im Jahre 1848 zeigte sich begreiflicher Weise wenig Theaterlust. Die freiheitliche Strömung hatte sich zwar sogar in die ehrwürdig-schmutzigen Räume des Hofburgtheaters ergossen und selbst der vorsichtige und überaus ängstliche Regierungsrath Holbein säumte nicht, die vor dem März höchst verpönten Stücke von Gutzkow und Laube zu bringen, allein weder „Uriel Acosta" noch „Struensee" oder „Die Karlsschüler" waren im Stande, mehr als einen vorübergehenden Antheil bei dem freiheitstrunkenen Publicum hervorzurufen. Verbrüderungsfeste, Fahnenweihen und stürmische Wahlversammlungen boten bald ein Spectakel dar, welches weit mehr Anklang fand als die keuschen Spiele Melpomene's und Thalia's. Nur die Vorstadtbühnen, denen es vergönnt war, derb und keck mitten in die Zeitereignisse zu greifen, durften sich ab und zu eines vollen Hauses erfreuen. So hatte auch der sarkastische Nestroy mit seiner „Revolution in Krähwinkel" für jene Tage einen glücklichen Griff gethan. Die Wiener jubelten ihm zu, ohne zu gewahren, daß sich die Posse über sie selbst lustig gemacht.

Die Logen des Burgtheaters waren längst geräumt oder in Abwesenheit der „Herrschaften" nur von deren Kammerdienern und Kammerjungfern besetzt, Parterre und Galerien boten täglich mehr und mehr gähnende Lücken dar, in den Schreckenstagen hatten sich die „schwarzgelben" Hofschauspieler selber in alle Welt zerstreut. Im Jahre 1849 kehrte mit der alten Ordnung beiläufig auch die alte Theatercensur zurück, doch hatte man längst das Bedürfniß gefühlt, dem schwachen Regimente Holbein's ein Ende zu machen. Inzwischen war eine Art Interregnum eingetreten.

Heinrich Laube saß im frankfurter Parlamente und stimmte in österreichischem Sinne, als die Theater-Unterhandlungen mit ihm in Zug kamen, durch Vermittlung des Grafen Moritz Dietrichstein und nicht ohne Einfluß unserer Luise Neumann.

Als Laube zu Neujahr 1850 sein Amt als „artistischer Director" antrat, fand er die Meister Anschütz, Löwe, Fichtner, La Roche und

Wilhelmi beinahe noch alle in voller, ungebrochener Kraft; Talente wie Josef Wagner, Lukas, Beckmann, standen ihnen zur Seite, auch der Komiker Wothe ist zu nennen, und der bedeutende Dawison war eben hinzugetreten. Von den Damen hatten Therese Peche und Betty Fichtner allerdings bereits ihren Zenith erreicht, dagegen wirkten Julie Rettich und Christine Hebbel noch voll und frisch, nicht minder Luise Neumann und Mathilde Wildauer. In ihrem neuen Fache der komischen Alten erwies sich Amalie Haitzinger ihres frühern Rufes und Ruhmes vollkommen würdig, und Auguste Brede wie Therese Grafenberg und Auguste Koberwein gehörten zu den „utilités", wie sie nicht jede Bühne aufweisen kann. Auch angehende und hoffnungsvolle Talente, wie der junge Devrient, fehlten nicht. Mit solcher Garde läßt sich schon etwas ausrichten! Dazu kamen unter Laube gleich anfangs noch der tüchtige Lußberger und Meixner, der freilich die von Leipzig her gewohnten „Liebhaber" bald aufgeben mußte, um sich (durchaus nicht zu seinem Nachtheil) auf das Derbkomische und scharf Charakteristische zu verlegen.

Laube besaß Energie, Fleiß und Ausdauer, auch Routine, vor Allem aber eine ungeheure Theaterlust. Nur Eines kann ich meinem literarischen Genossen (er möge mir verzeihen!) nicht zuerkennen — das zarte, ungreifbare und undefinirbare Ding: Geschmack genannt, „Le talent de la grace", wie es Victor Hugo bezeichnet. — Laube hatte den Leipziger Geschmack — den wollte er den Wienern einimpfen. Das zeigte sich bald im Repertoir sowie in den Rollenbesetzungen, wo bisweilen die wunderlichsten Erscheinungen zu Tage kamen, da Freund Laube überdies nicht ungern experimentirte. So erinnere ich mich z. B., daß er „Fichtner's frühere Rolle in den „Bekenntnissen", den jungen Assessor „Bitter", dem von ihm begünstigten Meixner zugetheilt hatte. Zum Glück kam ich zu rechter Zeit dahinter, veranlaßte eine passendere Besetzung dieser Liebhaberrolle. — Lewinski wurde in der Folge von Laube endeckt und sogleich zu allem Möglichen verwendet. In „Götz von Berlichingen" spielte der junge Mensch den „Bruder Martin" und bald darauf den Knappen oder Knaben „Georg", eine Rolle, die seit Erschaffung der theatralischen Welt sich immer nur in den Händen einer weiblichen Darstellerin befunden hatte. Der Darsteller des „Franz Moor" nahm sich auch wunderlich genug als kindlicher Jüngling aus und war nahe daran, ausgelacht zu werden. Er spielte die Rolle kein zweites Mal.

Fräulein Kratz hatte der artistische Director als „Goßmann-Doublette" engagirt, da er mit dem bisweilen etwas grillenhaften Grillen-Original in Zwiespalt gerathen war. Aber die neue „Grille" wollte nicht recht einschlagen und plötzlich sahen wir sie zu unserem höchsten Erstaunen auf dem Theaterzettel als „Lady Percy" prangen.

Flectere si nequeo superos, Acheronta movebo!

Laube glaubte mit einem Mal ein tragisches Talent an der cidevant Darstellerin der „Verwandelten Katze" entdeckt zu haben. —

Aeltere Wiener Theater-Habitués werden sich der Scene in „Heinrich IV.“ erinnern. Ludwig Löwe gab den „Heißsporn Percy“ unvergleichlich. Die große Sophie Müller machte mit den Versen:

„Ich breche Dir den kleinen Finger, Heinrich,
Willst Du mir nicht die ganze Wahrheit sagen“ —

immer das ganze Haus rebellisch.

Nun, nicht jede Schauspielerin kann oder soll eine Müller, eine Goßmann, ein Genie sein — aber man soll und darf ein mäßiges, auch brauchbares Talent nicht zu Rollen verwenden, bei denen vorzugsweise irgend ein genialer Zug zur Erscheinung und zum Ausdruck zu gelangen hat. Julie Rettich mußte ihrer Zeit die Lady Percy spielen, als würdige Nachfolgerin der Müller, später etwa Frau Gabillon, durchaus nicht das Grillen-Kätzchen.

Besetzte Laube die Rollen nicht immer richtig, so kann man ihn auch von dem Vorwurf nicht völlig frei sprechen, daß er die älteren Meister-Künstler zu frühzeitig bei Seite geschoben — zu Gunsten des jungen Nachwuchses, vielleicht auch zum Schaden der Kunstjünger! Denn woran sollen sich diese bilden, wenn nicht an ihren Vorgängern? Was alte und neue Schule! Es giebt nur gute und schlechte oder mittelmäßige Schauspieler und den Besten kann der gute immer etwas abgucken.

Fichtner hat, wie früher erzählt worden, nicht wenig an Korn gelernt, und Sonnenthal konnte noch immer an Fichtner und Löwe lernen, wie Lewinsky an Anschütz und La Roche. — Wenn Laube in seiner Geschichte des Burgtheaters nicht undeutlich merken läßt, daß er eine bereits „lecke“ Gesellschaft vorgefunden, so erinnere ich dagegen nur an alle oben citirten Künstlernamen. Dieser und Jener fing zu altern an, das ist richtig, und man mußte daran denken, drohende Lücken auszufüllen — doch Männer wie Anschütz und Löwe hatten ein Recht, sich zu beklagen, wenn man bereits vor zwanzig Jahren anfing, sie zu vernachlässigen, anstatt ihre Mustervorstellungen so lange auf dem Repertoir zu erhalten, als nur immer anging.

Hatte Laube die älteren Schauspielergrößen allzusehr in Schatten gestellt, so machte er dagegen ein Unrecht seiner Vorgänger gegen den ersten dramatischen Dichter Oesterreichs wie des jetzigen Deutschland wieder gut. Er brachte sämmtliche Dramen Grillparzer's in bester Besetzung wieder auf's Repertoir, mit Ausnahme von „Weh' dem, der lügt“, gegen welches wunderliche Lustspiel der Dichter selbst Einwendungen erhoben hatte. — Auch Shakespeare war bald mehr gang und gäbe als bisher, und sich selbst und Gutzkow vergaß Laube nicht, wie er auch meinen Lustspielen Gnade widerfahren ließ. — Ab und zu erfaßte ihn die Passion, eine Masse einactiger Kleinigkeiten zu bringen, à la Ascher, dessen Bühne sich nach und nach fast in Atome aufzulösen droht. Zuletzt wurde das Burgtheater von dem französischen Social-Schauspiel überwuchert. Was aber zu thun? Die deutsche Dramatik hat in den letzten zwanzig Jahren wenig Bleibendes und Dauerndes erzeugt; die Franzosen

sind immer fruchtbar und rührig und diese pikanten, wenn auch scabrösen Sachen werden von Charlotte Wolter und Sonnenthal so trefflich dargestellt, daß man ihre Berechtigung auf dem ersten deutschen Theater kaum zu bestreiten mag. Mit den beiden zuletztgenannten bedeutenden Schauspielerkräften hatte Laube den Künstlerkreis des Burgtheaters zumeist bereichert.

Die Bühne ist ein Saturn, der seine Kinder rasch verschlingt. Wilhelmi, Anschütz, Julie Rettich, Beckmann sind nicht mehr, Fichtner, Luise Neumann, die anmuthige Marie Boßler, die hoch talentirte Emilie Scholz gehören dem Privatleben an; Löwe und La Roche sind nun wirklich alte Herren, auch Mama Haitzinger kann sich leider nicht verjüngen — auf Josef Wagner hoffen wir noch. Aus Laube's Nachlaß blieben uns Sonnenthal mit Charlotte Wolter und Lewinski, die Gabillon's, die Hartmann's, Fräulein Bognár, meine geistreich-unstete Freundin Auguste Baudius, ferner Meixner, Franz, Baumeister und Förster, Krastel und Schöne.

Seitdem kein neuer Zuwachs!

Die tragische Ziegler schwebt einstweilen nur als Fata Morgana vor uns.

Es scheint, Laube hatte das Möglichste gethan, das Theater erhalten, so gut es anging. Sein häufiges Experimentiren, sein Parteinehmen für die sogenannte „junge Schule", so wie sein barsches Wesen wurden ihm zum Vorwurf gemacht, doch sind seine Vorzüge überwiegend, seine kleinen Schwächen längst vergessen. Sein Eifer bei den Proben, sein Einwirken auf die jüngeren Schauspieler, der Geist, den er ausströmte wie einflößte, das Alles wird gegenwärtig auch von seinen bisherigen Gegnern anerkannt und gepriesen. Auch die dramatischen Schriftsteller hatten sich im Ganzen nicht über ihn zu beklagen. Die Arbeitskraft, die ihm innewohnt, machte es ihm möglich, die eingelaufenen Manuscripte nicht nur rasch und obenhin zu durchfliegen — er ging auch gründlich in die Sache ein, schlug Aenderungen vor, feilte und änderte nach Umständen selbst, correspondirte darüber ausführlich mit den Autoren. So schrieb er mir häufig über meine neuen Sachen, hatte aber, da ihm meine Wuth des „Umarbeitens" bekannt war, meist mehr Mühe mich vom Abändern abzuhalten, als mich dazu anzueifern.

Alles in Allem genommen, hatte man an Laube einen tüchtigen und energischen Theaterlenker gefunden, als welcher er sich auch im Laufe der Jahre bewährte.

Warum hat man ihn also plötzlich bei Seite geschoben? Ich weiß es nicht. Niemand weiß es. Das sind Hofgeheimnisse. Vielleicht hat die Nemesis den quondam Demokraten ereilt! Mit Laube's Eintritt zum Hofburgtheater war zu gleicher Zeit die deutsche Central- oder Polizeigewalt fertig geworden und späterhin erfolgte auch die Aufhebung der österreichischen Constitution, statt deren Schablonen-Verfassungen für sämmtliche Kronländer entworfen wurden.

Laube sagte mir damals:

„Sie sind noch immer liberal? Sie sind nicht wol bei Trost! Jetzt herrscht die Reaction — und die dauert wenigstens ihre dreißig Jahre!“

Er sagte das freilich wie halb im Scherz und der ehemalige Volksmann hat sich in der Folge gegen den jedesmaligen Ober-Kämmerer mannhaft genug benommen, die Interessen der Kunst nach Kräften vertheidigt und beschützt! Trotz alledem warf ihn die Reaction zuletzt doch über Bord. — Diese Fabel lehrt, daß man Gott und dem Teufel nicht zu gleicher Zeit dienen kann und daß sich die Hoftheater beiläufig überlebt haben.

Wenn der sensitive Schreyvogel bald nach seiner Pensionirung zusammenbrach und starb, so wurde der robuste und widerstandsfähigere Laube bei ähnlicher Calamität erst recht lebendig. Kaum war er von dem Schauplatz seines Wirkens abgetreten, als seine polemischen Artikel in der „Neuen Freien Presse“ erschienen, in denen er zu beweisen suchte, daß das Burgtheater nach ihm sogleich in Verfall gerathen sei. Die Wahl der Stücke wurde getadelt, die Rollenbesetzung, die Scenirung, Alles und Jedes — kurz, der dramaturgische Ajax schlug mit der Keule d'rein. Das Merkwürdigste war, daß ihm die Fehler und Schwächen seiner vormaligen Lieblinge mit einem Mal hell und klar in die Augen sprangen. Die früher hoch gehaltene Heldin betonte nun plötzlich unrichtig und sprach ein fehlerhaftes Deutsch; der Held war steif und linkisch, der Liebhaber monoton, die Lustspielerinnen manierirt und affectirt. Man merkt es ihnen Allen wie dem schleppenden Zusammenspiel an, daß die leitende Hand fehlt, der leitende Geist!

Man schrie von Oben Zeter über diese heftigen Angriffe und strich die Stücke des rücksichtslosen Kritikers augenblicklich vom Repertoir. — Das war jedenfalls gefehlt. Das Publicum, unbekümmert um die Zwistigkeiten der Bühnenlenker, hatte ein Recht auf seine Lieblingsstücke, die man ihm nun vorenthielt.

Allein —

Quidquid delirant reges, plectuntur Achivi!

Man muß Laube entschuldigen. Die Leidenschaft riß ihn hin, wie er das schließlich selber eingestand. Sein naiver Zorn hatte auch seine Berechtigung. Daß man einen Mann von solchen Verdiensten so ohne Sang und Klang fortgeschickt, kennzeichnet die Partei. Einem mehrjährigen Hof-Ofenheizer hätte man nicht so übel mitgespielt. Aber im Stillen hatten sie's dem liberalen Schriftsteller von jeher auf der Nadel, und so mußte sein „Statthalter von Bengalen“ und mein Griff in die — oder „Aus der Gesellschaft“ zum Vorwand dienen, um den unliebsamen Mann zu entfernen.

Eine der liebenswürdigsten Persönlichkeiten ist gegenwärtig Intendant des Burgtheaters (unter dem Oberst-Hofmeisteramte), ein Schriftsteller von Geist und Geschmack, ein Mann voll Humanität, von dem besten Willen beseelt. — Ihm zur Seite steht ein höchst respectabler Director, der sich auch mit den Künstlern auf das Beste verhält.

Und doch will die Sache nicht recht vorwärts! Woran liegt das? — Leider, daß die Intendanz auch das Operntheater umfaßt und daß der arme, geschäftsgequälte Intendant zugleich in der Hofbibliothek und im Herrenhause zu sitzen hat! Wer kann von ihm noch verlangen, daß er den Proben alter und neuer Stücke beiwohnen, mit den Schauspielern sich besprechen, berathen, in ein persönliches Verhältniß mit ihnen treten soll, wie ihrer Zeit Schreyvogel und Laube! — Und das Persönliche macht's eben aus. Auch bedarf es einer sichern und festen Hand. Intendanten, Theaterhofräthe und Beiräthe, Vicedirectoren und Dramaturgen machen das Kraut nicht fett! Vielherrschaft taugt nicht, Einer muß Herr sein — das gilt für's Leben wie auf der Bühne! Ein thätiger, lebendiger, energischer Geist muß an der Spitze stehen, ein Mann von Wissen, Geschmack und dramatischem Verständniß, so Einer, der weiß was er will, und der seinen Willen auch durchzusetzen versteht, der ohne Parteilichkeit nur das Wesen der Kunst im Auge, das Ganze zu beleben, seinen Geist und seine Begeisterung der gesammten Künstlerschaft einzuflößen vermag. Einem solchen Mann werden alle ähnlich Gesinnten Vertrauen schenken, wetteifernd ihr Bestes thun, die Widerspenstigsten sich bald fügen lernen. Schröder, Iffland, Goethe, Immermann waren Theaterdirectoren in diesem Sinn. — Wo aber einen solchen Mann hernehmen? — Er war zwar beiläufig da — nur in dualistischer Gestaltung, wie das moderne Oesterreich überhaupt. Der humane Münch, den energischen Laube zur Seite, hätten mit einander die beste Direction für das jetzige Burgtheater abgegeben. Warum hat man die beiden Hälften getrennt? Nun grollt die eine in Leipzig, die andere quält sich in Wien! Ist der dramaturgische Dualismus nicht etwa noch hinterher in Ausführung zu bringen?

Schließlich sei aber noch bemerkt, daß ein Theater unschwer zu leiten ist, wenn eine Anzahl guter Autoren alljährlich neue Stücke bringen, wie zu Goethe's, Schiller's, Kotzebue's und Iffland's Zeiten, und wenn zugleich immer neue schauspielerische Talente aus einem kunstgetränkten Boden hervorschießen wie in der guten alten Zeit. Da gab es auch noch ein gutes Publicum, das an seine Dichter glaubte — et vice versa! Da träumte selbst der große Lessing durch ein paar Tage von einem Theater der Deutschen, da schrieb Schiller seine Abhandlung: „Die Schaubühne als eine moralische Anstalt betrachtet", und da liefen die Studenten von Jena nach Weimar, um der Aufführung der „Wallenstein-Trilogie" beizuwohnen, des einzigen deutsch-dramatischen Nationalwerkes. Wir sind nunmehr politische, literarische wie theatralische Epigonen und unser Aller Devise lautet: „Arme Leute kochen mit Wasser!"

Wenn aber Lessing zuletzt daran verzweifeln mußte, den Deutschen ein Nationaltheater zu verschaffen, so hat sich seitdem in der Hauptsache nichts geändert. Der Charakter der Deutschen ist noch immer der: „keinen eigenen haben zu wollen". Der „Norddeutsche Bund" hat da nichts gebessert! — Und das Theater! Man behauptet, Wien, das

nicht mehr, oder noch nicht zu Deutschland gehört, besitze noch immer vergleichsweise die beste deutsche Bühne. Mag sein! Aber was beweist das? Wenn die beste deutsche Bühne weder gut noch deutsch ist! Wir leben noch immer vom Abhub der französischen dramatischen Küche. Wir sind auch noch immer nicht so weit gekommen, unser politisches und sociales Leben im Großen und Ganzen aus Eigenem zu gestalten und so bieten wir dem deutschen Dramatiker auch keinen lebendigen Stoff zur Wiedergestaltung dar. Feuillet und Sardou haben leicht sociale Schauspiele schreiben, sie schöpfen aus ihrer Gesellschaft, es ist Geist aus ihrem Geiste, Fleisch von ihrem Fleische! Und wenn sie bisweilen Wechselbälge schaffen, so sind es eben Abbilder der Wirklichkeit, „Daguerrotypen" meinethalben, aber sie leben! Und wie schon der junge Goethe schrieb: „Malt einen Amor oder ein Stachelschwein! Gleichviel! Wenn's nur lebt!"

In Paris geht immer etwas vor, in Wien und Berlin so viel wie nichts — und aus nichts wird eben nichts.

Noch einmal die Schauspielkunst!

Vor Zeiten glaubte man, daß es ein derlei Ding gebe, jetzt längst nicht mehr! Man läuft einer „schönen Helena" nach oder einer „Grille", bewundert Dawison oder sonst einen Virtuosen, man bringt das deutsche Schauspiel in einem Nothstall unter und verbaut Millionen für einen Palast, um darin mittelmäßig singen und tanzen zu lassen. Die Idealisten haben sich darum aus Verdruß auf das „Drama der Zukunft" geworfen. Das ist echt deutsch! Classische Vergangenheit oder nebelhafte Zukunft — nur niemals die Gegenwart! Die ist nicht für die „Nation der Denker" und — Träumer!

Die armen Schauspieler sind zu bedauern. Sie thun ihr Möglichstes. Doch wenn sie „der Spiegel und die abgekürzte Chronik des Zeitalters" sind, wie sollen sie besser sein als die Zeit, welche sie abzuspiegeln berufen sein sollen?

Es giebt Zuschauer, aber kein Publicum. Darum haben wir Schauspieler und keine Schauspielkunst.

Mit diesem „Trumpf" wollte ich meinen Artikel schließen! Aber nachdem ich die letzten Worte niedergeschrieben (am 27. Juni 1869) kommt mir der Auszug eines Briefes von Dumas fils zur Hand, worin der blasirte Autor des „Demi-monde" erklärt: er wolle in Zukunft weder Stücke schreiben, noch deren kritisiren. Und das warum? Erstens: weil das Publicum gleichgiltig geworden sei und Gutes wie Schlechtes, Alles in einen Topf werfe. — Dieser Grund läßt sich hören und wir können der Klage des Parisers nur seufzend beistimmen: C'est tout comme chez nous! — Aber zweitens! Man höre: Weil die Welt ohnehin binnen Jahr und Tag untergehen werde, vielleicht schon in sechs Monaten. — Das erinnert an Nestroy's Wienerisches Couplet:

„Die Welt lebt in kein' Fall mehr lang, lang, lang!"

Doch der Franzose meint das nicht im kosmischen Sinn, sondern nimmt es figürlich: Eine politisch-sociale Umwälzung stehe vor der Thür,

die „Action“ werde sogleich beginnen und darum brauche man kein Theater mehr, keine Literatur und keine Kritik. Er — Monsieur Dumas fils — wolle darum seine „Bude“ schließen, wie der Verherrlicher des Cameliendamenthums den Schauplatz seines bisherigen dramatischen Wirkens unwillkürlich und nicht ganz unpassend bezeichnet. Aber die Katze läßt das Mausen nicht! Er deutet an, daß vielleicht dennoch ein Theater bestehen könne, nur müsse sich dieses Schauspiel der Zukunft „zur Verfügung der Massenbewegung stellen“. — Es müsse ferner, um von „ungeheurem Nutzen“ zu sein, die „Fundamental-Fragen der Gesellschaft aufrütteln und erörtern“. — Diese Fragen sind: „die Ehe, die Familie, die Liebe, der Ehebruch, die Prostitution, das Gewissen, die Ehre, die Glaubenslehre, die Nationalitäten, die Racen, das Recht, die Gerechtigkeit, die Erbschaft, die Religion, der Atheismus.“ — Eine riesige enumeratio partium! Man sieht, die französische Zukunftsbühne ist von ihrem prophetischen Verkündiger breit genug angelegt. Nebenbei bemerkt, sind einige jener Fundamentalfragen auf den Pariser Theatern bisher genugsam „aufgerüttelt und erörtert“ worden, z. B. der Ehebruch, die Prostitution.

Aber im Ernste gesprochen!

Was ist das für eine neue Dramaturgie, die alles Vorhandene und Dagewesene, die griechischen Tragiker, Shakespeare, Racine und Schiller über den Haufen und sich selber als Zugabe mit in den Topf wirft! Und wie kann dieser hypochondrische Lustspieldichter das neue Theater voraus verkündigen? Die Dichter sind nur Seher, wenn sie dichten, nicht wenn sie kritisiren. Auch kritisirt man mit dem Verstande, nicht mit der Phantasie. Aristoteles hat seine ewigen Regeln nicht aus einem kranken Gehirn geschöpft, sondern aus den dramatischen Werken, die ihm vorlagen. Er hat die Dichter studirt, ihre Schöpfungen erklärt, sie untereinander verglichen, mit Scharfsinn den Kern herausgefunden, der eigentlich die Tragödie zur Tragödie macht, und so als Resultat seiner tiefen Forschung gewisse allgemeine Normen festgestellt, die bis zu den Tagen des Herrn Dumas fils ihre unwandelbare Geltung hatten. Lessing verfuhr eben so, verfolgte die Wege seines großen Vorgängers. Und nun kommt plötzlich einer mit den Fundamentalfragen der Gesellschaft und der theatralischen Massenbewegung! Der Mensch ist leberkrank, schickt ihn nach Karlsbad! — Oder er ist mit seinem letzten socialen Schauspiel durchgefallen. Vielleicht ärgert ihn der Succeß seines Collegen mit der „Patrie“, deren er flüchtig erwähnt, dabei aber völlig vergißt, daß dieses blutige Drama bereits genug und übergenug „Massenbewegung“ enthält. Und am „fundamentalen Ehebruch“ fehlt es darin auch nicht!

An politischer und socialer, an Nationalitäten- und Racen-Verwirrung wie an kirchlich-religiösem Durcheinander, haben wir leider keinen Mangel — es fehlte noch, diese Völkerzwistigkeiten, diese Glaubens- und Gewissenskämpfe mit ausgesprochenen Tendenzen auch auf die Bühne zu verpflanzen!

Zuletzt würden sich Publicum und Schauspieler in die Haare gerathen. — Auch ich glaube übrigens an ein Drama der Zukunft. Wir leben in einer Uebergangsepoche, die dem Düfteln und Radotiren günstiger ist als dem Schaffen und Vollbringen. Neue Staatenbildungen stehen bevor, eine erneuerte Gesellschaft — darin bin ich mit dem verdrießlichen Ex-Lustspieldichter einverstanden. Wenn die Kämpfe vorüber sind, dann wird hoffentlich Ruhe eintreten, Behagen. In jenen halcyonischen Tagen, die uns vor der Hand leider nur als Zukunftsbilder vorschweben, wird auch die Kunst und Poesie wieder ihr lösendes Wort sprechen, das unter dem Waffengeklirr erschreckt und verstummt war. Inter arma silet. Dann werden neue dramatische Genies auftreten und neue Werke schaffen, welche man, wie die ihrer Vorgänger, nach den alten Regeln von Aristoteles und Lessing beurtheilen wird. Die verworrenen Lucubrationen, welche ein eitler und übellauniger Poet in seinem Briefe an das Pariser Journal „Le Gaulois" niedergelegt, werden dann längst vergessen sein.

Aber zwei Dinge stehen fest: das Publicum ist gleichgiltig und die dramatischen Dichter fühlen sich unbehaglich.

Ich hoffe übrigens, daß der „Salon" meinen Artikel noch zu rechter Zeit bringen werde, damit ihn die Welt noch lesen könne, die dann in's Himmels und in Dumas fils Namen untergehen mag!

Das letzte grüne Blatt am Baum.

Du, mitten in fahlen und welken Blättern,
Verschont allein von des Herbstes Wettern,
Noch in den Tagen, den glanzlos kalten,
Suchst Du den Sommer Dir festzuhalten. —
Vergeb'nes Hoffen, vergeb'nes Müh'n!
Nicht weckst Du das längst entschlaf'ne Blüh'n;
Das Welken und Sterben in seinem Lauf
Hältst Du nicht auf!

Gottfried Wandner.

Till Eulenspiegel.

Von **Hermann Grieben.**

Etwa vier Meilen südlich von Lübeck, im jetzt preußischen Herzogthum Lauenburg, liegt an einem von Waldhügeln schön umkränzten Landsee das Städtchen Mölln. Ursprünglich war es eine Mühle mitten im Sachsenwalde; noch heute führt es davon den niederdeutschen Namen und im Wappen das Mühlrad. Frühzeitig, wol schon von Heinrich dem Löwen, dem Gründer der Lauenburg und dem Stifter des Bisthums Ratzeburg, mit Stadtgerechtsamen bewidmet, ward es eine nicht unwichtige Station an der großen Heerstraße, welche im Mittelalter aus Binnendeutschland über Lüneburg nach Lübeck führte. Zum Range einer Hansastadt vermochte es sich jedoch nicht emporzuschwingen; das allzunahe Lübeck ließ es nicht aufkommen, sondern nahm es 1359 geradezu unter seine Botmäßigkeit, welche fast vierhundert Jahre, bis 1748, andauerte. Seitdem ist Mölln bis auf die heutige Zeit der Mittelpunkt des landwirthschaftlichen Verkehrs im Herzogthum und ein nicht unbedeutender Kornhandelsplatz gewesen. Der bereits im vierzehnten Jahrhundert angelegte Stecknitz-Canal war ihm dabei sehr zu Statten gekommen, da derselbe den Möllner See einerseits durch die Delvenau mit der Elbe und andererseits durch die Stecknitz mit der Trave in Verbindung gesetzt hatte. In neuerer Zeit hat diese Wasserstraße an ihrer ehemaligen Bedeutung sehr viel verloren; seit dem Jahre 1851 ist die Eisenbahn an ihre Stelle getreten; Mölln hat aber auch dadurch sehr gewonnen. Der Bahnhof befindet sich am südlichen Ende der Stadt und zeigt durch die in seiner unmittelbaren Nähe neuerbauten großen Kornspeicher, welche Waare von hier aus vorzugsweise verladen wird. Die Abfahrt nach Lübeck geht über einen quer durch den tiefen See geschütteten Bahndamm, welcher der früheren Schönheit des Wasserspiegels allerdings einigen Abbruch gethan, sich aber durchaus nicht hat vermeiden lassen, da ein anderer Ausweg nach Norden nicht möglich war. Ueberdies ist dem Thalkessel, in welchem das Städtchen zwischen Wald und Wasser so traulich und idyllisch eingeschmiegt erscheint, noch eine solche Fülle landschaftlicher Reize verblieben, daß auch die Freunde der Naturschönheit es der Dampf-Industrie eher Dank wissen sollten, von ihr gerades Weges vor dies freundliche Bild geführt zu werden. Da liegt auf einer Halbinsel, Haus bei Haus zusammengeschaart, das Städtchen, über seinen ziegelrothen Dächern ragt die uralte Kirche empor und hinter dem Ganzen steht der schöne grüne Wald auf den Berglehnen ringsum. Nicht minder schön, wenn nicht schöner noch, sind die Aussichten, welche ver-

schiedene Punkte der Umgegend und namentlich auch der hochgelegene Raum um die Kirche her dem stillen Spaziergänger gewähren.

Wenn wir die Leser des „Salon“ in diesen mit norddeutscher Naturschönheit so reich bedachten lauenburgischen Kornhandelsplatz führen, so haben wir dabei allerdings noch einen besonderen Zweck. Die Ueberschrift hat ihn bereits angedeutet. Wir wollen einer interessanten Curiosität Möllns, dem Grabstein und der Hinterlassenschaft Till Eulenspiegels, des berühmtesten Schalksknechtes deutscher Nation, einen Besuch abstatten und bei dieser Gelegenheit einmal alles Das kurz zusammenstellen, was man von jenem wunderlichen Patron, der so unsterblich in der Sage des Volkes lebt, eigentlich weiß. Die Wissenschaft behauptet freilich, sie wisse gar nichts von ihm; wir wollen uns aber dadurch nicht irre machen lassen, sondern der Sache selber auf den Grund gehen.

Till Eulenspiegel soll hier zu Mölln im Jahre 1350 gestorben sein, muß also, wenn dies wahr ist, in der ersten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts gelebt haben. Er war mithin ein Zeitgenosse Dante's. Aus der „göttlichen Komödie“ dieses großen Dichters wissen wir, wie gewitterschwül es damals in der Welt war. Das Mittelalter ging auf die Neige, der seitherige Geist war schal und abständig geworden, der neue gohr noch unterirdisch in den Fässern. Die Kirche gerieth in Verfall, mit ihr das heilige römische Reich. Der Autoritätsglaube war gestorben, die Reflexion lehnte sich gegen die geistlos gewordenen Gebote auf. Was seither noch zusammengehalten, zersetzte sich und zerbröckelte, die einzelnen Elemente begannen sich selbstständig zu sondern und nach eigener Gestaltung zu ringen. Einstweilen schienen alle frischen Quellen des Culturlebens versiegt und die Sittenzustände der menschlichen Gesellschaft in Fäulniß übergegangen zu sein. Durch Habgier und sinnliche Genußsucht war der Clerus in Haupt und Gliedern ein Spott der Völker geworden, der gemeinste Eigennutz regierte die Fürsten der Erde, Dummheit und Niederträchtigkeit schossen überall üppig in's Kraut; es war, als hätte das Thierische sich zum Herrn der Welt gemacht. Wahrlich, eine bange, gewitterschwüle Zeit!

Wol thürmte die Baukunst, als wollte sie dem gestorbenen Glauben Denkmäler stiften für eine dereinst wieder gläubige Nachwelt, erhabene Dome auf, versteinerte Abbilder der lebendigen Kirche; wol zeugte in Italien Dante's gewaltiges „Kaiserlied wider den Papst“ für „Gottes Ordnung“; wol leuchtete vom Rütli her ein Alpenglühen, ein Widerschein von der kommenden Sonne der Freiheit; wol ging am Horizont der norddeutschen Tieflande glänzend der Stern der Hansa auf. Aber die Luft blieb schwül und düster verhängt der Himmel. Fern im Osten grollte der Türke und pochte bereits mit Donnerschlägen drohend an die Pforten des Abendlandes. Ihm voran aber wandelte mit unheimlichen, gespenstischen Schritten der schwarze Tod, die Pest.

So stand es mit der Welt um die erste Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts; das war das Zeitalter Dante's und — Eulenspiegels.

Warum wir denn zwei so grundverschiedene Geister zusammenstellen? Was denn der erhabene Sänger der „göttlichen Komödie“ mit dem gemeinen Schalksnarren, Italiens glühender Patriot mit dem niederdeutschen Possenreißer zu schaffen hat?

Je nun, weil sie Zeitgenossen waren, Söhne einer und derselben verrotteten Zeit, Charaktergestalten ihres Jahrhunderts, jeder nach seiner eigenartigen Anlage und Lebensstellung, der eine so, der andere so.

Beide sind bis zu ihrem Lebensende ruhelos im Lande umhergefahren und haben, jeder nach seiner Weise, der Mitwelt den Spiegel vorgehalten, damit sie sich darin beschaue, wie häßlich, wie grundhäßlich sie sei.

Der Eine schrieb die „Komödie“, wie er sich selbst berühmt, in vulgari; der Andere spielte sie, in vulgärster Art. Der Eine wandelte durch die Schwefelsümpfe der Hölle, der Andere durch den Unflat der gemeinsten Wirklichkeit. Beide geißelten die Thorheit und Verderbtheit der Welt, der Eine mit ingrimmigem Zorn, der Andere mit gellendem Gelächter.

Jener schritt in dem weiten, wallenden Gewande der Allegorie dahin; dieser kam in der knappen Schellenjacke der Narrenspossen und Schwänke dahergesprungen. Jener prunkte mit dem gesammten Wissen seiner Zeit, dieser trug den „Vogel der Weisheit“, die Eule, im Wappen; jener zeigte im Spiegel die Unterwelt, dieser die verkehrte Welt. Beide demonstrirten in Bildern, Beide schlugen den Sack und meinten den Esel. Berühmt sind sie Beide geworden, mit Sang und Klang wandeln sie durch die Geschichte der Nachwelt.

Denn nur das Gemeine geht klanglos zum Orkus hinab.

Till Eulenspiegel, der niederdeutsche Bauernschalk, war kein gemeiner, sondern in der allgemeinen Verrottung seiner Zeit ein ungewöhnlicher Mensch. In ihm hatte der dem deutschen Volksgeiste innewohnende Humor zum ersten Male persönliche Gestalt gewonnen; zum ersten Male war durch ihn die Idee des Hanswurst zur derben Wirklichkeit geworden. Aus der niedrigsten Volksclasse entsprungen und als Taugenichts verschrieen, hatte er es zum Zweck seines Lebens gemacht, den in abgestandener Cultur sinnlos gewordenen Weltlauf zu parodiren und die Sitten und Gebräuche seiner Zeitgenossen in ihrer inneren Wurmstichigkeit und Hohlheit bloszulegen. Es ist wahr, er ging dabei mit stark drastischen und wol auch unflätigen Mitteln zu Werke; aber die Zeit war auch darnach angethan. Hat nicht auch Dante, um die von Gott verworfene Mitwelt nach Gebühr zu zeichnen, seinen Pinsel in die Farben der Hölle getaucht und hinausgegriffen bis an die äußersten Scheidelinien des Gräßlichen und Häßlichen? Am Hofe eines deutschen Fürsten, des Herzogs Otto des Fröhlichen von Steiermark († 1347), durfte dazumal zum höchsten Gaudium der „feingebildeten Welt“ der Pfaff vom Kalenberge, der sich aus einem verbummelten Wiener Studenten zum Kaplan, Beichtvater und geistlichen Schalksnarren aufgeschwungen, seine frivolen und nicht selten höchst unsauberen Späße treiben. Wie sollte es dem

Bauernschalk, der, aus dem niedrigsten Stande entsprungen, frei durch aller Herren Länder herumvagirte, zu verübeln sein, daß er nicht eben gar fein, prüde und wählerisch in dem Material und in der Form seiner Schwänke gewesen ist? Verleugnete er doch, auch in der schmutzigsten Schale, niemals den kräftigen Kern der niederdeutschen Bauernnatur. Er war ein Plebejer, aber ein humoristischer, der das Gemeine niemals zum Zweck, sondern stets nur als Mittel nahm. Mit wenig Witz und viel Behagen sich, lediglich zum Kitzel und zum Gelächter eines frivolen Publicums, wie ein Thier im Kothe zu wälzen, das war seine Sache nicht; ihm kam es jederzeit nur darauf an, sich selber über die verkehrte Welt lustig zu machen und dem Eulengeschlecht, dem überklug gewordenen Nachtgevögel der Pfaffen, Ritter und Pfahlbürger den Bauernspiegel des gemeinen Mutterwitzes, des gesunden Menschenverstandes vor's Gesicht zu halten. Die „Spiegel" waren damals Mode. Der Sachsen- und der Schwabenspiegel z. B. zeigten in einer Reihe von richterlichen Entscheidungen, was denn in deutschen Landen eigentlich Rechtens sei. Ebenso legte auch der lustige Schalksknecht sich den allegorischen Namen bei und verübte unter den Symbolen Eule und Spiegel eine Reihe von Streichen, um darinnen der Welt das umgekehrte Bild ihrer dummen und niederträchtigen Sittenzustände vor Augen zu führen. Der Sohn des niedrigsten Standes, der niederdeutsche Bauer in seiner geistigen Ueberlegenheit und urwüchsigen Naturkraft gegenüber der Verrottung und Fäulniß der höheren Volksclassen, — das war der Humor davon. — — — —

So weit wäre nun immerhin Alles recht schön, wenn nur — Eulenspiegel wirklich existirt hätte. Da kommen aber die Schriftgelehrten der Sagenforschung und beweisen uns quellenmäßig und mit allerhand scharfsinnigen Schlußfolgerungen, daß es niemals auf deutscher Erde einen einzelnen bestimmten Mann gegeben habe, der so, wie das Volksbuch ihn beschreibe, im Lande umhergefahren und eine Geißel der Dummheit und Niederträchtigkeit gewesen sei. Sie sagen uns, schon der allegorische Name und die daraus abgeleiteten Symbole müßten uns belehren, daß Eulenspiegel keine bestimmte lebendige Person gewesen sein könne; die lustigen, tückischen und boshaften Schwänke einer ganzen Volksclasse seien es, die sich allmählich im Laufe der Jahre angesammelt, einen Träger gesucht und solchen in einer eigens dazu aus der Phantasie geschaffenen Sagenfigur gefunden hätten; dann habe Irgendwer den ganzen Anecdoten-Schwarm zu Papier gebracht und schließlich sei denn der Held des Volksbuches, wie das so zu geschehen pflege, zu dem ganz unverdienten Ruhm einer geschichtlichen Persönlichkeit gelangt.

In unserer harmlosen Jugend haben wir an den persönlichen Eulenspiegel geglaubt; jetzt aber sind wir so verwünscht gescheidt geworden, daß wir das Gras wachsen hören müssen, wir mögen wollen oder nicht. Wir wissen es jetzt ganz genau, nach welchen Gesetzen die Mythen, Märchen und Sagen im blauen Aether entstehen, sich ballen und in sich selbst einen Kern bilden, der schließlich Menschengestalt annimmt und ein

persönliches Wesen zu sein scheint, aber in der Spectral-Analyse kritischer Forschung wieder zu blauem Aether zerfließt. Der Wissenschaft zu Liebe verpuffen wir zum Zeitvertreib noch Sonne, Mond und alle Sterne in die Luft. Und da wir nun nicht mehr an den persönlichen Eulenspiegel glauben dürfen, so muß er dran glauben. Fort mit ihm!

Doch halt! So ganz ohne Verhör und Voruntersuchung wollen wir den armen Burschen denn doch nicht über Bord werfen. Laßt uns zuvor seine Personalacten einfordern! Ach, Du lieber Gott, die sind freilich dürftig genug. Ein simpler Landstreicher, der niemals in hoher Politik, in Kriegs- und Staatsactionen sich ausgezeichnet: welche Legitimationspapiere für seine culturgeschichtliche Existenz soll er denn beibringen können? Sein Familienname ist verschollen. Alles, was man von ihm sagt, ist Sage und gerade darin besteht ja sein Verbrechen. Hätte der Volksmund niemals von ihm gesprochen, wäre er ein stiller Mann geblieben in seinem Grabe hier zu Mölln.

Also hier ist er wirklich gestorben und begraben? Wo ist das Grab? Zeigt uns die Stätte! Ach, es ist keine Spur mehr davon vorhanden; fünf Jahrhunderte sind darüber hinweggerauscht und nach der jüngsten Restauration der Kirche ist der ganze Friedhof planirt und mit Gartenanlagen ausgestattet worden. Die sterblichen Ueberreste des Begrabenen sind längst dem Stoffwechsel verfallen und auch die „Linde", welche ehedem die Stätte beschattet haben soll, wird nicht mehr gefunden. Man sagt, sie sei „im letzten Kriege", womit auch der dreißigjährige Krieg gemeint sein kann, umgehauen worden. Einer anderen Sage zufolge wäre sie, da jeder Besucher einen Nagel hineingeschlagen, verdorrt und schließlich hätte man sie splitterweise als wirksames Mittel gegen Zahnweh verkauft.

Aber die Steinplatte, die auf dem Grabe gelegen oder gestanden, sie ist noch da; sie schwebt nicht nur „gerettet auf des Pindus Höh'n", sondern befindet sich noch leibhaftig hier an Ort und Stelle. Zu Anfang des vorigen Jahrhunderts, heißt es, wurde sie auf Beschluß des Rathes, um sie vor gänzlicher Verwitterung zu bewahren, aufgenommen und an die Nordseite des Kirchthurmes in die Nische des zugemauerten Portales gestellt. Jetzt ist davor ein Breterverschlag, zu welchem der Küster den Schlüssel führt. Wird nun diese Holzthür geöffnet, so erblickt man auf der an die Mauer gelehnten ziemlich hohen, aber schmalen Platte die in rohen Umrissen ausgemeißelte und mit Temperafarben schwach ausgepinselte Figur des Schalksnarren, der, mit der Schellenjacke angethan, einen mit zwei Federn besteckten Spitzhut auf dem Kopfe, in der rechten Hand die Eule und in der linken den Spiegel trägt. Die rohe Grimasse im Ausdruck des Gesichtes bezeugt, daß der Bildhauer wenigstens den besten Willen gehabt, dem humoristischen Charakter des Helden in irgend einer Weise gerecht zu werden. Unter der Figur steht, in zehn Zeilen vertheilt, eine an den Rändern schon stark verwitterte Inschrift, welche, soweit sie noch erkennbar, nach der uns vom Herrn Rector Sommer in Mölln gefälligst besorgten correcten Abzeichnung folgendermaßen aussieht:

Anno 1350 is dat st
en upgehaue un
de vlenspegel le
r under begrab
marcket wol un
encket dran. w
de gwest si up
lde . . . .

Zwei Sachverständige, Hoffmann von Fallersleben und Lappenberg, sind über das Alter dieser Inschrift durchaus verschiedener Meinung. Ersterer (s. sein jüngst erschienenes „Mein Leben", III, 219) bemerkt „in Betreff der Buchstaben, daß die Schrift dem vierzehnten Jahrhundert angehört und sich in derselben Form auch auf Grabsteinen in der Kirche aus derselben Zeit wiederfindet." Lappenberg dagegen hat gemeint, ihm „scheine die Inschrift der ersten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts anzugehören", was Hoffmann wiederum entschieden bestreitet, indem er darauf anträgt, daß eine „photographische Abbildung" der Steinplatte angefertigt werde. Es existirt allerdings schon eine solche, sie ist aber grundschlecht. Denn der Küster, der sie zu sechs Schillingen das Stück feilbietet, hat sie offenbar nicht vom Original, sondern von einer Zeichnung abnehmen lassen, welche die Unterschrift durchaus fehlerhaft copirt und, wie es scheint, sogar verballhornt hat, nämlich so:

Anno 1350 ist dütt ouchp
gehauden, Eulenspegel
hier unter begraben.
mercket woll und denket
dran watt ich bin gewest
oudp Erden füllen diesse
mie hier glieck werren. (?)

Neben der Steinplatte hängen in derselben Nische die „Reliquien" Eulenspiegel's, nämlich ein verrosteter Degen mit einfacher Parirstange, ein eiserner, ebenfalls stark verrosteter Sporn, ein hölzernes Trinkmaß und ein aus Eisendraht geflochtenes Panzerhemde, das aber auch wol ein Schnappsack gewesen sein mag. Wer kann wissen, woher dies Gerümpel stammt! Mittelälterthümlich sieht es genug aus, aber ihm fehlt die Beglaubigung, daß es zu dem Nachlaß gehört, den der Rath von Mölln nach Eulenspiegel's Tode mit Beschlag belegt haben soll.

So bliebe denn also doch der Grabstein als möglicher Weise echt bestehen. Es darf indessen nicht verschwiegen bleiben, daß er — nicht der einzige seiner Art sein soll. In Damme bei Brügge, wird uns gesagt, steht an der Kirchthür ebenfalls eine Steinplatte angelehnt, welche folgende Inschrift zeigt:

Sta viator! Thylium Ulenspiegel aspice sedentem et pro ludii et morologi salute deum precare suppl. Obiit a. MCCCI.

Die Sache scheint bedenklich, wenn es mit diesem Alibi seine Richtigkeit hat. Wir haben diesen angeblichen Zeugen aus Belgien vorladen lassen; er ist aber nicht erschienen. Er wird wohl nicht mehr ausfindig zu machen gewesen sein. Personen, die ihn früher zu Protocoll vernommen, haben die Vermuthung geäußert, es könne wol Eulenspiegel's „Vater" 1301 in Damme gestorben und allda begraben worden sein. Nach anderer Annahme hätte jene lateinische Inschrift ganz und gar nichts mit einem Eulenspiegel zu schaffen, sondern wäre ursprünglich dem nachweislich im Jahre 1301 zu Damme verstorbenen Jacob van Maerlant gewidmet gewesen. Dieser Vater der niederländischen Literatur war nämlich Verfasser eines historiael spieghel, welche beiden Worte aus ihrem verwitterten Zustande immerhin von einem späteren Ballhorn wol als Thyl Ulenspiegel entziffert und „rectificirt" worden sein mögen. Diese Conjectur ist uns aber zu spitzfindig. Warum kann der Stein denn nicht von Lübeck nach Brügge (beide Städte standen ja zur Zeit der Hansa in lebhaftestem Handelsverkehr), etwa als Ballast mitgebracht worden und in Damme, dem alten Hafen Brügge's, liegen geblieben sein? Da das uns indessen, wie gesagt, nicht persönlich vorgeführt worden ist, enthalten wir uns jeder weiteren Muthmaßung über ihn und bleiben bei dem Möllner Monument stehen, zumal da dessen Inschrift nicht nur mit dem Zeugniß des Volksbuches übereinstimmt, sondern auch von der Hettlingischen Sassenchronik, wenigstens im Jahresdatum, ausdrücklich bekräftigt wird.

Letztere, die allerdings erst im Jahre 1455, also hundert Jahre nach dem Tode Eulenspiegel's, aufgezeichnet worden ist, aber seine Wissenschaft aus der noch immerhin ziemlich lebendigen Erinnerung des Volkes geschöpft haben kann, besagt wörtlich:

> **„A. 1350 Eyne Pestilencien was sere gruwelick over de ganse Werlde, dat yt wart geheten de grote Dot. unde sterff so hefftigen, dat me in velen Steden de Doden moste vören in andere Stidden, up andere Kerckhove, dat öre Kerckhove to lüttingk waren. to Brunswick sterff dat Barvoten-Kloster de Monicke all uth, up einen kleynen Monik na. De sterve wart so grot, dat me lovede des hiligen Cruces Dages Erhogingk to vyren, dosulffest sterff Ulenspeygel to Möllen, unde Gheyselen Broder kemen an.**

Nimmt man nun an, daß die mündliche Ueberlieferung Eulenspiegeln durch die Pest dahingerafft sein ließ und zwar am Kreuzerhöhungstage (wie ja auch Dante an einem solchen Feiertage, 14. September, gestorben sein soll), so konnte der Chronist wol zu Protocoll nehmen, daß im Jahre 1350, wo der schwarze Tod über ganz Europa hereinbrach, in Braunschweig das ganze Barfüßerkloster ausstarb und die Geißelbrüder wieder erschienen, zu Mölln auch der allbekannte Schalksnarr sein Leben habe beschließen müssen.

Da kommen denn aber die Forscher wieder und sagen, solch' ein Todtenschein beweise ganz und gar nichts; die aus lauter fliegenden

Anecdoten zusammengeballte Historie vom Eulenspiegel sei in der zweiten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts schon so compact gewesen, daß nicht nur die große Masse des Volkes, sondern auch ein Chronist sie auf bloßes Hörensagen hin habe für wirkliche Geschichte halten können; bei dem gänzlichen Mangel an anderen Zeugnissen müsse man die beigebrachten Urkunden, den Todtenschein sowol wie den Grabstein, gar nicht zu gedenken des Reliquien-Gerümpels, für, wenn auch in gutem Glauben, gefälscht erachten: die fertige Sage allein sei die Mutter jener angeblich historischen Denkmale Darnach wäre also das Möllner und ebenso das Damner Eulenspiegel-Monument erst auf der Scheide des 15. und 16. Jahrhunderts gestiftet worden.

Man sieht, alle unsere Beweise für die leibhaftige Existenz eines persönlichen Eulenspiegel's stehen auf gar schwanken Füßen. Auch das Monument von Mölln soll nur ein Schwank der Sage sein. Es wird uns am Ende wol nichts übrig bleiben, als den „Zeitgenossen Dante's" wirklich über Bord zu werfen. Wir opfern Dich ungern, Du kecker Gesell, aber die Wissenschaft ist unbarmherzig. Sie hat Dich in das Chaos Deines Ursprunges aufgelöst; Du bist ihr nur noch eine allegorische Figur, im besten Falle der poetische Träger der verschiedenen Schalksstreiche einer ganzen Volksclasse von zwei Jahrhunderten. Eins aber kann sie Dir nicht nehmen, das muß sie Dir lassen: Deine Unsterblichkeit im Volksbuch.

Dies Buch soll uns jetzt Rede stehen. Wer hat es zuerst verfaßt? Wer hat der schwebenden Sage zuerst Form und Styl gegeben? Man weiß es nicht. Wenn es in dem Vorwort zu einer alten Ausgabe heißt: „Da man zählet 1302, bin ich durch etliche Personen und gute Gönner gebethen worden, die Historien und seltzamen schalkslistigen Possen Tyll Eulenspiegels, eines Bauern Sohn, zusammenzubringen und zu beschreiben, welches ich nicht wohl füglich habe abschlagen können", so ist die Jahreszahl 1302, falls sie nicht auf Grund des obenerwähnten Dammer Grabsteins absichtlich gefälscht worden, ein offenbarer Druckfehler, wie denn auch statt ihrer in anderen Ausgaben 1383 und 1382 zu lesen steht. Sind diese richtig, so würde das Buch also zuerst handschriftlich verbreitet worden und in dieser Form möglicherweise auch dem Sassenchronisten zur Kenntniß gekommen sein. Und so sind wir denn auch, wie die Sachen nun einmal liegen, gar nicht mehr abgeneigt, anzunehmen, daß schon im vierzehnten Jahrhundert allerhand lustige Geschichten und Schwänke, in denen der Volkshumor die Zustände und Sitten der Zeit gegeißelt, handschriftlich gesammelt und unter dem allgemeinen Titel „Der Eulenspiegel" (nach Art des Sachsen-, Schwaben- und manchen anderen Spiegels) verbreitet wurden. Nach und nach gewann der Titel persönliche Gestalt. Es hieß nicht mehr: im Eulenspiegel steht das und das zu lesen, oder: der Eulenspiegel erzählt dies und jenes, — sondern die Thaten, die das Buch verzeichnet hatte und der Volksmund täglich vermehrte, wurden einer einzigen Person in Rechnung gestellt und diese Person führte den Namen der Sammlung: Der Eulen-

spiegel. So etwa haben wir uns jetzt die Entstehung der Sage zu denken.

Handschriften des alten Volksbuches existiren nicht mehr. Der ältestbekannte Druck, der den Text in niederdeutscher Sprache gebracht hat, dürfte der von Michiel von Hochstraten in Antwerpen (um 1483) gewesen sein. Derselbe führt den Titel:

Ulenspieghel Van Ulenspieghel Leuen en schimpelyche werken ende wonderlyche Auonturen di hi hadde want hi en liet hem gheen Boeuren verdrieten.

Ein Exemplar dieses ersten Druckes soll sich im Besitz des 1798 zu Kopenhagen gestorbenen dänischen Geschichtsschreibers P. Fr. v. Suhm befunden haben, der seine ganze 100,000 Bände starke Büchersammlung der Königl. Bibliothek in Kopenhagen vermachte. Es scheint aber inzwischen abhanden gekommen zu sein; wenigstens hat nichts mehr davon verlautet.

Dagegen existiren noch zwei freilich nicht ganz vollständige Exemplare eines von Servais Kruffter in Köln, vermuthlich um 1521 gedruckten niedersächsischen Textes unter dem Titel:

Eyn kurtz weilich lesen van Dyelulenspiegel, geboren uyß dem land Brunzwyk. Wat he seltzamer boitzen bedreven hait syn Dage, köstlich tzo lesen

Der eine Druck befindet sich in der königlichen Bibliothek zu Berlin, der andere in der kaiserlichen Bibliothek in Wien. Beide ergänzen sich in ihren Lücken gegenseitig so glücklich, daß ein ganz vollständiger Text hat hergestellt werden können, der, auf 104 Seiten photolithographisch nachgebildet, bei Ascher in Berlin 1865 erschienen ist.

Der Erste, der eine hochdeutsche Uebersetzung lieferte, war der bekannte Franciscaner Thomas Murner. Sein Buch wurde in Straßburg 1519 gedruckt, ist jetzt aber nur noch in einem einzigen Original-Exemplare vorhanden, wonach Marbach, Lappenberg (1854) und Simrock (1864) ihre Ausgaben veranstaltet haben. In Köln 1539 und in Augsburg 1540 erschienen „myt schönen figuren“ geschmückte Nachdrucke des „newlich auß Sachsischer sprach vff gut Teutsch verdolmetschten“ Murnerschen Textes und zugleich wurde das Buch in fast alle europäischen Sprachen übersetzt: in's Niederländische, Englische, Französische, Italienische, Dänische, Polnische, Böhmische 2c., ja selbst in's Lateinische, einmal in Jamben (Triumphus humanae stultitiae vel Tylus Saxo, Utrecht 1558) und ein anderes Mal in Distichen (Noctuae speculum, Frankfurt a. M. 1567).

Es sind im Ganzen 96 Historien. Die erste beginnt also: „Bei dem Walde Melme im Lande Sachsen im Dorfe Knetlingen ward Eulenspiegel geboren. Sein Vater hieß Claus Eulenspiegel und seine Mutter Anna Wibeken. Und da sie des Kindes Eulenspiegel genaß, da schickten sie es gen Ampleven in das Dorf zur Taufe und ließen es heißen Till

Eulenspiegel. Und Till von Utzen, der Burgherr von Ampleven, war sein Taufpathe. Ampleven ist das Schloß, das die Magdeburger vor fünfzig Jahren mit Hülfe der anderen Städte als ein arg bös Raubschloß zerbrachen. Die Kirche und das Dorf dabei hat im Besitz der würdige Arnold Pfaffenmeier, Abt zu St. Egidien."

Dieser Eingang läßt an Bestimmtheit in der Angabe der Oertlichkeiten so wenig zu wünschen übrig, daß dem naiven Leser an der Wahrhaftigkeit der ganzen Geschichte nicht füglich ein Zweifel aufsteigen kann. Ist doch der „Wald Melme" (das Waldgebirge Elm im Braunschweigischen), sowie die Dörfer Kneitlingen und Ampleben noch heute in der Nähe von Schöppenstädt richtig vorhanden. Anders steht es aber schon mit den Personennamen. Daß „Eulenspiegel" ein bildlicher, ein allegorischer Name ist, muß auch Der zugeben, dem der Träger desselben noch als eine geschichtliche Person gilt. Wie es sich mit dem Vornamen „Till" verhält, ist nicht zu ermitteln; mit dem niedersächsischen Worte „till", das zwar aufheben, aber nicht aufziehen bedeutet, hat er sicherlich nichts zu schaffen. Dagegen ist das niederdeutsche „utzen", das noch heute im gemeinen Sprachgebrauch soviel wie aufziehen, necken, foppen bedeutet, in dem Namen des raubritterlichen Pathen mit Bestimmtheit wieder zu erkennen, wie denn auch der würdige „Pfaffenmeier" nicht ohne satirische Anspielung auf den geistlichen Stand überhaupt also heißt. Der Zuname der Mutter, „Wibeken" (nicht Wertbeck, wie in einigen späteren Ausgaben falsch zu lesen steht) bedeutet nichts weiter als Weibchen, die Ehefrau des Claus. Wir haben es also gleich von vorn herein mit erdichteten Personen zu thun.

Die Historie fährt nun weiter fort zu erzählen: „Auf dem Heimwege von der Kirche fiel die Taufgothe, welche das Kind trug, aber, vom Kindelbier trunken, des Steges nicht achtete, in eine Pfütze, so daß der Täufling über und über besudelt wurde und in einem Kessel voll warmen Wassers von Kopf bis zu den Füßen sauber gebadet werden mußte. So kam es, daß Eulenspiegel an Einem Tage dreimal getauft ward. Als er nun so alt geworden war, daß er stehen und gehen konnte, da machte er viel Spiels mit den Kindern; das war niedlich. Wie ein Affe tummelte er sich auf den Kissen und im Grase, so lange bis er drei Jahre alt ward. Da befliß er sich aller Schalksstreiche, so daß bei den Bauern allgemeine Klage über ihn war. Mit eklen Grimassen verhöhnte er die Leute, wenn sein Vater mit ihm durch das Dorf ritt und ihn entweder hinter sich oder vor sich auf dem Pferde sitzen ließ. Das fromme Kind war halt in einer unseligen Stunde geboren; es saß ganz still und that Niemand nichts und doch warf man ihm Erzschalkheit vor.

Also zog die Familie von Knetlingen fort in's Magdeburgische, in ein Dorf an der Saale, wo die Mutter daheim war. Dort starb der alte Claus und seine Witwe fristete kümmerlich ihr Dasein. So ward Till sechzehn Jahre alt und wollte kein Handwerk lernen; er trieb sich umher und machte allerhand Streiche und Gaukeleien. So tanzte er zum Ergötzen der Dorfjugend auf dem Seile und als er dabei einmal in die

Saale geplumpst und dabei tüchtig ausgelacht worden war, nahm er dadurch Rache, daß er Junge und Alte sich um ihre eigenen Schuhe raufen ließ. Darob mußte er sich vier Wochen versteckt halten und um doch etwas zu thun, ward er ein Flickschuster. Deß freute sich seine Mutter sehr; denn sie litt große Noth und hatte nichts zu essen. Da lief Till eines Tages nach Staßfurt und betrog einen Bäcker um einen Sack voll Brod, damit seine wackere Mutter nicht verhungere. Das war seine erste Gaunerei. Von nun an beging er nichts als Narrenspossen, Schabernack, Schalksstreiche und Unflätigkeiten aus eitel Muthwillen und Schadenfreude. So zog er z. B. an zweihundert Hühner auf lauter Schnüre, daß sie einander elendiglich hin- und herzerrten. Er kroch in einen Bienenkorb, den zwei Diebe zu stehlen kamen, und als sie ihn in dunkler Nacht forttrugen, foppte er sie unsichtbar, daß einer den andern deshalb auszankte und schließlich beide sich prügelten. Er verdang sich einem Junker als Hofjunge, ward aber fortgejagt, weil er Senf und und Hanf verwechselt hatte. Einem Pfarrer, dem er als Knecht diente, fraß er ein gebratenes Huhn vom Spieße weg und als die einängige Köchin ihn schalt, betheuerte er seine Unschuld und sagte, mit einem Auge könne sie freilich nur ein Huhn sehen; um das andere zu erblicken, solle sie nur auch ihr anderes Auge aufmachen. Dem Pfarrer aber, der wissen wollte, wo das andere Huhn geblieben sei, antwortete er, das da noch am Spieße stecke, das sei ja eben das andere. Da lachte der würdige Herr, verzieh und sagte, nun solle der Knecht aber auch alle Arbeit so thun, wie die Köchin es „gerne sehe". Sintemalen diese nun Alles mit nur einem Auge sah, that Till nunmehr Alles nur halb, indem er, statt einen Eimer voll Wasser zu bringen, ihn nur halbgefüllt, statt zwei Scheiten Holz nur eins brachte und dergleichen. Der Pfarrer hatte ihn liebgewonnen und machte ihn zu seinem Küster. Beide wetteten auf einen unflätigen Streich, der die Kirche entweihte, um eine Tonne Bieres, welche Till natürlich gewann. Um Ostern beim Passionsspiel ließ er die Köchin den Engel am Grabe darstellen und legte den ebenfalls mitwirkenden Bauern so anzügliche Reden in den Mund, daß eine allgemeine Prügelei entstand. Er selber aber lief zeitlich davon und kam nicht wieder.

In Magdeburg machte er öffentlich bekannt, er wolle vom Rathhause herab durch die Luft fliegen, und als der ganze Markt voll leichtgläubiger Leute stand, die das mit ansehen wollten, lachte er sie alle aus. Der Bischof, der auf Giebichenstein residirte, ließ ihn zu sich kommen und nahm an ihm großes Wohlgefallen. Ein rechtsgelehrter Doctor aber bei Hofe, der sich gar weise dünkte, sah sehr scheel dazu und sagte, wenn Fürsten sich Narren hielten, würden sie selber zu Narren. Dafür nahm Till als verkleideter Arzt ihn in die Kur und richtete ihn dermaßen zu, daß er kleinlaut eingestehen mußte, durch den Narren klug geworden zu sein. Nachdem der Schalk so seine erste Probe als Arzt rühmlichst bestanden, practicirte er weiter, half in Peine einem kranken Kinde und machte in Nürnberg für zweihundert Gulden das ganze Spital gesund. Er kündigte nämlich den Kranken an, daß er den Schwächsten

von ihnen zu Pulver verbrennen und damit die Uebrigen kuriren wolle. Da liefen Alle, damit Keiner als der Schwächste zurückbliebe, zum Hause hinaus und erklärten sich für geheilt. Nach dreien Tagen kamen sie freilich wieder und der Spitalmeister sah, daß er um sein Geld geprellt war. In Braunschweig ging Till zu einem Bäcker in Arbeit und formte über Nacht aus sämmtlichem Teig nichts als Eulen und Meerkatzen; denn also hatte ihm der Meister im Zorn auf die Frage, was gebacken werden solle, geheißen. Er mußte freilich den also vergeudeten Teig bezahlen, aber er zog nun mit seiner Waare auf den Markt, bot sie feil und löste viel Geld daraus. In Uelzen verdang er sich wieder bei einem Bäcker; der war karg und wollte ihm kein Licht geben, wenn er über Nacht das Mehl siebte; das könne auch „im Mondschein“ geschehen. So ging denn Till hin und siebte den sämmtlichen Mehlvorrath in den mondbeschienenen Hof; als der Meister ihm darob fluchte, er möge sich an den Galgen scheeren, ging er stracks nach dem Hochgericht, nahm ein dort hangendes Gerippe und brachte es heim. Sodann begab er sich abermals auf die Wanderschaft. Man erzählt von ihm, daß er immer weinte, wenn er bergabwärts ging; denn er wußte, daß bald wieder ein Berg komme; wenn er aber bergauf schritt, pflegte er zu lachen, denn er freute sich schon im Voraus, daß er bald wieder in's Thal hinabsteigen könne“ (Historie 21). Auch Kriegsdienst nahm er einmal beim Grafen von Anhalt, zuerst als Thurmwächter; da er aber als solcher nicht blieb, wenn der Feind nahte und wiederum, wenn kein Feind zu sehen war, unaufhörlich Lärm machte, wurde er zum Troßknecht degradirt, was ihm gar nicht behagen wollte. Er entwich nach Dänemark, wo er die Gunst des Königs dermaßen gewann, daß ihm als besondere Gnade erlaubt wurde, sein Pferd mit dem „besten Beschlage“ versehen zu lassen. Er wählte goldene Hufe mit silbernen Nägeln, was hundert Mark kostete und vom König bezahlt wurde. Sodann beging er im Lüneburgischen eine solche Büberei, daß er gehenkt werden sollte, sofern er sich wieder da blicken ließe. Er kam und ging aber nach wie vor. Da begegnete ihm eines Tages der Herzog, und der Schalk, der nicht ausweichen und entrinnen konnte, sah kein anderes Mittel, sein Leben zu retten, als sein Pferd zu schlachten und in dessen Inneres hineinzukriechen. „Hier bin ich auf meinem Grund und Boden“, sagte er, „und werde Friede haben in meinen vier Pfählen.“ Da lachte der Herzog und ließ ihn ungehenkt. Till aber kaufte sich ein anderes Pferd und spannte es vor einen Karren, den er mit Erde füllte, damit er im Lüneburgischen stets auf „eigenem Grundbesitz“ stehe. Es half ihm jedoch nichts, er wurde ernstlich des Landes verwiesen.

Nun zog er gen Marburg an den Hof des Landgrafen von Hessen. Dort gab er sich für einen Künstler aus und malte im Schlosse allerhand Schildereien. Als er damit fertig war, führte er die ganze hohe Gesellschaft in die Säle, deren Wände er bemalt haben wollte. Es war durchaus nichts zu sehen, aber Alle lobten die kunstfertige Arbeit; denn der Schalk hatte vorausbemerkt, daß, wer unehelich geboren sei, nichts

als weiße Wände erblicken werde. Nur ein Hoffräulein war so naiv, zu erklären, daß sie wirklich nichts sehe. In Prag gab Till sich für einen berühmten Gelehrten aus und disputirte dort an der hohen Schule mit Rector, Doctoren und Studenten. Ebenso wollte er es in Erfurt machen, wo (Historie 28) „eine große und hochberühmte Universität ist", aber die Collegaten, um sich nicht von ihm überlisten zu lassen, gaben ihm als Probestück auf, er solle einem Esel lesen lehren. Er that es und ließ seinen Schüler aus einem alten Psalter, zwischen dessen einzelne Blätter Haferkörner gestreut waren, die beiden Vocale I und A lesen. Soviel kann er schon, sagte der Schalk, ich hoffe, es soll noch gut werden. Er verzichtete aber auf den weiteren Unterricht, da es doch zuviel Schweiß gekostet hätte, die Esel in Erfurt alle klug zu machen. (Hierbei ist zu bemerken, daß die Universität Prag allerdings 1348 bereits bestand, dagegen die Universität Erfurt erst 1378 gestiftet und erst 1392 wirklich eröffnet wurde.)

Nachdem Eulenspiegel in Sangerhausen die Pelze, welche die Frauen der Stadt ihm „zum Waschen" gebracht, in heißes Wasser gethan und vollständig zerbrüht hatte, zog er gen Pommern, wo man ihn noch nicht kannte. Denn wo er einmal gewesen, da war er zum andern Mal nicht willkommen, es wäre denn, daß er sich verkleidet und unkenntlich gemacht hätte. Und als er nun darüber sann, wie er mit Müßiggang sich ernähre und Geld erwürbe, fiel er darauf, sich für einen Stationirer auszugeben und mit dem Heiligthum im Lande umherzureiten. Er verkleidete sich also in einen fahrenden Priester, nahm einen Todtenkopf, ließ ihn in Silber fassen und kam in das Land Pommern, wo sich die Priester mehr an's Saufen halten, als an's Predigen. Und wenn dann etwa in einem Dorf Kirchweihe war oder Hochzeit oder andere Versammlung der Landleute, so machte sich Eulenspiegel zu dem Pfarrer und bat ihn, daß er den Bauern sein Heiligthum anpreisen dürfe, damit sie sich bestreichen ließen; das Opfer, das dafür einkäme, wollt' er mit ihm theilen. Die ungelehrten Pfaffen waren damit zufrieden, wenn sie nur Geld bekamen. Und wenn am allermeisten Volk in der Kirche war, stieg er auf die Kanzel und sprach von dem Haupte St. Brandan's, das er bei sich hätte und, wie ihm befohlen wäre, damit für den Bau einer neuen Kirche zu sammeln, aber nur mit reinem Gute; von unreinen Händen nähme er nichts. Also drängten sich alle Leute, das Haupt zu küssen, das er von irgend einem Kirchhofe genommen; und Alle kamen mit ihren Opfern und die unreinsten wollten die ersten sein. Er aber nahm das Opfer von Bösen und Guten und verschmähte nichts. Und so fest glaubten die einfältigen Leute an seine schalkhafte Sache, daß sie meinten, wer nicht opfere, wäre nicht rechtschaffen. Auch waren Etliche, die zwei oder dreimal opferten, damit das Volk es sähe und sie für unbescholten hielte: Eulenspiegel aber erklärte Alle, die geopfert hatten, für sündenfrei und galt allgemein für einen frommen Prediger, so meisterlich wußte er die Büberei zu verhehlen. Bei diesem Ablaßkram in Pommern war heidenmäßig viel Geld eingekommen und Eulenspiegel dadurch ein reicher Mann geworden. Er

ging nach Nürnberg, um dort seinen Gewinn in Ruhe zu verzehren; allein er konnte nicht davon lassen, den Leuten einen Possen zu spielen. Einmal des Nachts schreckte er die Scharwächter aus ihrer Ruhe auf und ließ sie, als sie hinter ihm drein waren, allesammt von der Brücke in die Pegnitz stolpern. Um für diesen Schwank nicht gestäupt zu werden, floh er eiligst von hinnen, denn das hatte er für gewiß vernommen: „Die Nürnberger hängen Keinen, sie hätten ihn denn."

Darauf gedachte er aber auch des Sprichworts:

Wandre gen Rom, frommer Mann,
Und komm' her wieder nequam!

Und so zog er denn auch nach Rom, bekam dort den Papst zu sprechen und verschaffte auch seiner Wirthin Audienz beim heiligen Vater. (Zu dieser ziemlich harmlosen und eben nur muthwilligen Historie ist zu bemerken, daß seit 1307 die Päpste gar nicht in Rom, sondern in Avignon residirten; es müßte denn Nikolaus V. gewesen sein, den Eulenspiegel in der Zeit von 1328—1330 in Rom gesehen haben soll. Offenbar ist die Historie aber erst später entstanden, als die Päpste ihren Sitz von Avignon wieder nach Rom verlegt hatten, was bekanntlich 1377 geschah.)

Durch die Römerfahrt wurde Eulenspiegel übrigens nicht viel gebessert; er blieb ein Schalk vor wie nach. In Frankfurt a. M. prellte er die ganze Judengemeinde auf eine höchst unsaubere Weise um tausend Goldgulden. Einen Pfarrer, der, was er ihm gebeichtet, nicht geheim gehalten, drohte er beim Bischof zu verklagen, ließ sich aber, was er gerade bezweckt, mit einem Pferde abfinden. Einem andern schenkte er eingeseifte Würste, die er vom Abdecker hatte anfertigen lassen. In Mecklenburg nahm er Dienste bei einem Schmied und als dieser ihm geheißen, „eins für's andere zu schmieden", that er buchstäblich also und schweißte die Zange, die Hämmer, den Feuerspieß, den Schürhaken und den ganzen Nägelvorrath alles zusammen aneinander. Dann malte er, wie er gewöhnlich that, wenn er einen Streich verübt, wo man ihn noch nicht kannte, über die Hausthür eine Eule und einen Spiegel mit der Ueberschrift: Hic fuit. Einem Schuster zerschnitt er alles Leder über einen kleinen Leisten zum linken Fuß, einem andern goß er Fischthran statt Schmalz in die Suppe; einem dritten, der es ihm gleichthun wollte und ihm seine Stiefeln nicht geschmiert sondern gespickt hatte, schlug er die Fensterscheiben ein, nur um freundlichst hereinzufragen, von welchem Thier der Speck genommen sei. Als Brauknecht sott er einen Hund, der Hopf hieß, statt des Hopfens. Ebenso buchstäblich führte er die Befehle eines Schneidermeisters in Berlin aus und machte eine ganze Nacht hindurch sich das Vergnügen, „die Aermel an den Rock zu werfen", statt sie anzunähen. Denn er wollte es den Leuten anstreichen, daß „sie ein Ding anders zu sagen pflegen, als sie es meinen." In Brandenburg ließ er drei Schneidergesellen vom Ladentische herunterpurzeln, dessen Pfosten er bei Nacht durchgesägt hatte. Sodann berief er nach Rostock einen allgemeinen Schneidercongreß. Aus den wendischen Städten und

aus dem ganzen Sachsenlande kamen die Kleidermacher zusammen, um zu hören, was Eulenspiegel ihnen Wichtiges zu verrathen habe. Er aber hielt an sie eine kurze Rede und sprach: „Wenn Ihr einfädelt, vergeßt nicht, am Ende des Fadens einen Knoten zu machen.“ Das war das große Geheimniß der Schneiderkunst. Auch den Kürschnern spielte er manchen Possen. In Lübeck aber wäre es ihm fast schlimm ergangen. Dort ließ ihn der Zapfer des Rathskellers, den er um eine Kanne Wein betrogen, wegen Diebstahls in's Gefängniß führen und richten. Das Urtheil lautete auf Tod am Galgen, doch sollte die letzte Bitte des Delinquenten gewährt werden. Als nun Eulenspiegel unter dem Galgen stehend seine letzte Bitte vortrug und der Zapfer, den sie anging, sie nicht erfüllen wollte, mußte der Rath sich entschließen, das Urtheil aufzuheben und den Schalk laufen zu lassen.

So ging Eulenspiegel frei aus und fuhr fort, alle Welt zu hänseln. In Helmstadt fabricirte er aus ganzen Kuhhäuten eine Reisetasche, weil der Besteller sie so groß als irgend möglich verlangt hatte. Desgleichen als Schreinergesell machte er nichts als Unfug. Dem Bischof von Trier stellte er sich als Brillenmacher vor und klagte, daß sein Geschäft so schlecht gehe, weil „die großen Herren, Päpste, Cardinäle, Bischöfe, Kaiser, Könige, Fürsten, Richter und Räthe der Städte und Länder, Gott erbarm' es, soviel durch die Finger sehen und das zuweilen um Gut und Gaben“. Früher, meinte er, „pflegten die Fürsten und Herren in den Rechten zu lesen und zu studiren, daß Niemand Unrecht geschehe, und dazu brauchten sie Brillen. Auch die Pfaffen studirten dazumal mehr als sie jetzt thun; jetzt sind sie so gelehrt, daß sie ihre Bücher gar nicht mehr aufthun und auch keine Brillen mehr brauchen.“ (Historie 61.) In einer Stadt an der Weser ging er auf den Markt und säete lauter kleine Steine aus. Gefragt, was das bedeute, sagte er: „Ich säe Schälke.“ Die Kaufleute bemerkten darauf, die brauche er nicht erst zu säen, deren gäbe es in der Stadt schon mehr als gut sei; warum er nicht lieber fromme Leute säe. „O, die gehen hier nicht auf!“ war Till's Antwort. So las er denn seine Steine auf und ging zehn Meilen weiter in eine andere Stadt (an der Elbe), wo der Weg nach Dietmarschen führt. Man wollte ihn dort nicht einlassen, als er aber den Sack mit den Steinen aufhob, um ihn in ein Schiff zu setzen, riß derselbe mitten durch „und die Saat blieb da liegen und trug hundertfältige Früchte“. (Historie 70.) In Köln bezahlte Till einen Wirth, bei dem er nichts verzehrt, sondern nur den Bratengeruch geathmet hatte, mit dem Klange eines Weißpfennigs. Einmal hatte er sich im Hofe seiner Herberge auf ein daliegendes Rad gesetzt und die Wirthin so beiläufig nach Eulenspiegel gefragt. „Ach, das ist ein Schalk, von dem mag ich nichts wissen“, antwortete die Frau; „alle Leute sagen, er sei ein böser Bube.“ Till sprach: „Hat er Euch je ein Leids gethan? Daß er ein Schalk ist, habt ihr vom Hörensagen und vom Hörensagen kommen die Lügen in's Land.“ Die Frau sprach: „Ich sage wie ich's von den Leuten gehört habe. Es wird ihm doch noch übel ergehen.“ Till sprach: „Das ist schon geschehen, er

liegt auf dem Rad." Und dabei streckte er sich lang aus und die Wirthin sagte: „Gott sei gelobt!" Da sprang er auf und rief: „Ade! Ich bin's, ich fahr dahin." Nachdem er so noch einige Zeit umhergestrolcht, kam er auch gen Paris an die Hohe Schule und erklärte dort alle Doctoren für „große Narren", daß sie stets lernen wollten, was sie nicht wüßten, und Keiner thäte, was er wüßte. Schließlich kam ihn über sein abenteuerliches Leben eine Galgenreue an; er ging in's Kloster Marienthal, machte aber auch dort wieder allerhand lose Streiche, so daß ihn der Abt zum Teufel jagte.

In Mölln endlich war es nun, wo er, wie die letzten sechs Historien berichten, sein Leben beschloß. Sehr krank und elend kam er dort an und nahm, um der Arzenei willen, Herberge bei einem Apotheker. Als aber dieser, der selber etwas schalkhaft war, ihm einen Possen zu spielen suchte, diente er ihm mit einem noch derberen Schwank, so daß er aus dem Hause gestoßen und in ein Spital gebracht wurde. Das hieß zum heiligen Geiste. Da sagte er zu den Leuten, die ihn dahin führten: „Ich habe stets darnach getrachtet und Gott allezeit gebeten, daß der heilige Geist in mich käme; nun sendet er mir das Widerspiel, daß ich in den heiligen Geist komme. Er bleibt aus mir und ich komme in ihn." Die Leute lachten sein und gingen hinweg. Denn wie eines Menschen Leben, so ist auch sein Ende. Als seine Mutter vernommen, daß ihr Sohn todtkrank läge zu Mölln, kam sie zugereist, denn sie hoffte noch etwas zu erben. Aber Till trieb auch mit ihr seine Späße und vermachte ihr nichts, weil er eben nichts besaß. Da er nun wol fühlte, daß er nicht wieder auf die Beine käme, ließ er sich zureden und schickte sich an, zu beichten und Gottes Recht zu nehmen. Eine alte Beguine mahnte ihn, seine Sünden zu bereuen, damit er desto süßer sterben möge. Er aber antwortete: „Ich will nicht süß sterben; denn der Tod ist bitter. Und warum soll ich heimlich beichten? Was ich in meinem Leben gethan habe, ist viel Land und Leuten bekannt. Wem ich etwas Gutes gethan habe, der wird es mir wol nachsagen; hab' ich Einem etwas Böses gethan, der wird das meiner Reue wegen nicht verschweigen." Und als er dann doch zu beichten begann und nichts als Unflätereien vorbrachte, verließ ihn die Nonne im Zorn und rief: da möge ihm der Teufel antworten. Da er aber durchaus beichten sollte, wurde ihm ein Pfaffe zugeführt. Dieser sprach ihm zu, er möge um seiner Seelen Seligkeit willen alle seine Sünden bereuen und wenn er etwas von Geld habe, zu Gottes Ehre vertheilen an arme Priester. Till versprach es, hieß den Beichtiger wiederkommen und ließ ihn dann in einen Topf greifen. Natürlich war dies auch wieder einer seiner unflätigen Schwänke. Der Pfaffe lief von dannen und mochte nichts weiter hören. Der Kranke aber machte nun sein Testament und vermachte sein Hab' und Gut, das er in eine mit köstlichen Schlössern wohl verwahrte Kiste gethan, zu gleichen Theilen seinen Freunden, dem Rath zu Mölln und dem Kirchherrn daselbst; doch sollten sie seinen Leichnam in geweihtes Erdreich begraben und seine Seele nach christlicher Ordnung mit Vigilien und Messen berathen, was

denn auch versprochen ward. Und Eulenspiegel starb. Sein Leichnam ward auf eine Bahre gesetzt und die Vigilien sollten eben beginnen, als eine große Sau gelaufen kam, gegen die Bahre rannte und den Sarg herunterstieß. Darob großes Getümmel im ganzen Spital. Die Beguinen hoben den Sarg wieder auf die Bahre, legten ihn aber verkehrt, so daß Eulenspiegel auf den Bauch zu liegen kam. So trugen sie ihn hinaus auf den Kirchhof und die Pfaffen lachten und sagten: „Er zeigt selber, daß er verkehrt liegen will und nicht wie andere Christenmenschen.“ Bei dem Begräbniß ging es aber noch wunderlicher zu. Als man den Sarg in's Grab senken wollte, da riß das Seil, auf dem das Fußende lag, entzwei und der Sarg schoß in's Grab, also daß Eulenspiegel auf die Füße zu stehen kam. Da sprachen alle Anwesenden: „Lasset ihn stehen! Er ist wunderlich gewesen in seinem Leben, wunderlich will er auch im Tode sein.“ Also warfen sie das Grab zu und ließen ihn stehen.

Vier Wochen nach dem Begräbniß kamen Eulenspiegel's Freunde, der Rath und der Kirchherr zusammen und öffneten die Kiste, um den hinterlassenen Schatz zu theilen, fanden aber nichts darin als Steine und schieden in Unwillen von einander. Der Rath und der Kirchherr wollten den todten Schalk ausgraben lassen; als sie aber damit begannen, war er schon faul, daß Niemand bei ihm bleiben mochte. Also blieb er in seinem Grab und ward ihm zum Gedächtniß ein Stein darauf gesetzt. Da hieben sie eine Eule und einen Spiegel ein, den die Eule in den Klauen hält und dabei schrieben sie:

Diesen Stein soll niemand erhaben;
Hier steht Eulenspiegel begraben.
Anna Domini MCCCL Jahr.

So lautet, nach Simrock's Angabe, die Inschrift, wie sie der erste hochdeutsche Druck des Volksbuches (Straßburg 1519) registrirt hat. Andere Ausgaben bringen eine andere Lesart, nämlich:

Anno 1350 is disse Steen upgehäven:
Till Ulenspiegel ligt hir uprecht begräven.

Die Schlußzeilen, die man auf dem Möllner Grabstein liest, kennt das Volksbuch gar nicht; sie sind in keiner Ausgabe notirt und kommen so auf alleinige Rechnung des Steinmetzen von Mölln.

Die Sage vom Eulenspiegel hat übrigens auch noch einen Epilog. Im Jahre 1516, heißt es, kam der päpstliche Legat Angelus Arcimbaldus, der in Lübeck als Ablaßkrämer über 200,000 Ducaten zusammengeschlagen hatte, auch gen Mölln und „die Möllnschen hielten fleißig bei ihm an, daß „„de oll Herr““ canonisirt und in den Kalender gesetzt würde und hätten wol etwas daran gewandt, er hat aber nicht gemocht und ist ungesegnet von dannen gezogen.“

Ueberblicken wir nun die ganze Reihenfolge der Eulenspiegeleien, so können wir uns nicht verhehlen, daß sie ungemein reich an Plagiaten ist. So sind z. B. die Historien vom Haupt des heiligen Brandanus, vom Esel, der buchstabiren gelernt, von der Heilung des Siechenhauses, vom Doctorexamen in Prag, von der unsichtbaren Malerei in Marburg rc.

ganz ebenso schon in der von Striker (um 1230) bearbeiteten Geschichte des Pfaffen Amis zu lesen. Johann von Nürnberg, der fahrende Schüler, Morolf, Nithart, der Pfaff vom Kalenberge, Peter Leu von Hall und mancher andere Schalksnarr des vierzehnten und fünfzehnten Jahrhunderts: sie alle können kommen und ihr Anrecht auf diese oder jene Anekdote geltend machen, sodaß schließlich für die Person Eulenspiegel's nicht allzuviel Originalwitz übrig bleiben würde. Einen zu bereichern unter Allen, mußte jene Narrenwelt zerfallen; Eulenspiegel wurde ihr Universalerbe. So stellt sich denn das ganze Buch als eine Sammlung von allerhand Schwänken dar, die nicht von einem Einzelnen, sondern von Vielen verübt, im Volksmunde weiter- und weitererzählt, als ein „Eulenspiegel", d. h. als ein Spiegel für die Eulen, codificirt und schließlich als die Eigenthaten dieses zu einer menschlichen Person erhobenen Spiegels aufgefaßt worden sind. Sogar der Epilog von dem Antrage der Möllner, ihren „ollen Herrn" zu canonisiren, ist nur ein Doppelnachklang aus anderen Sagen, theils aus dem Lalenbuch, theils aus dem „Pfaffen Amis", der sein Leben als frommer Abt beschloß und heilig gesprochen wurde. Nun begreift sich auch, warum Eulenspiegel gerade in der Nähe von Schöppenstädt geboren und in Mölln gestorben und begraben sein mußte. Beide Städte standen damals, wie viele andere, unter dem Spotte jenes Volkshumors, der die lustigen Geschichten vom Pfahlbürgerthum ersann und in dem berühmten Buche von den Schildbürgern zusammenfaßte. Das gute Mölln braucht heute nicht mehr darüber empfindlich zu sein. Es ist vielen anderen Ortschaften im heiligen römischen Reich nicht besser ergangen und es hat ihrem Rufe bei der Nachwelt nichts geschadet. Wenn eine deutsche Stadt so rührig und betriebsam die Pflichten des Tages erfüllt, wie Mölln, so mag sie auch mit guter Laune jene mittelalterlichen Curiositäten vorweisen, die ja doch nun einmal zur deutschen Cultur- und Literaturgeschichte gehören.

Mag der Möllner Grabstein „ächt" sein oder nicht: Eulenspiegel ist im Volksbuche lebendig auferstanden; als der persönlich gewordene Sammelbegriff aller dem deutschen Geiste innewohnenden satirischen und humoristischen Gelüste wandelt er unsterblich in der Erinnerung des deutschen Volkes und wo noch heute ein lustiger Schwank, ein Schalksstreich oder dergleichen verübt wird, ist er immer zugegen. Wenn wir Fritz Reuter's „Läuschen und Riemels" vortragen hören, in denen der niederdeutsche Volkshumor sich wieder einmal in seinem ganzen Muthwillen offenbart hat, wenn wir im Kölner Carneval die Spottlust der „Köll'schen Jungen" übermüthig sprudeln und sprühen, aus dem Kladderadatsch die Witzraketen aufsteigen und unsre akademische Jugend ihre tollen Streiche verüben sehen: dann fühlen wir wol die Nähe des Erzschalksnarren und sagen: Hie Eulenspiegel allewege!



Hans Makart.

In Makart's Atelier.

War das ein Sturm in der Wiener Künstlerwelt, als im letzten Carneval Hans Makart's „Sieben Todsünden" ausgestellt wurden! Der kleine Saal des neuen Künstlerhauses, in welchem das dreigetheilte Riesenbild hing, sah ein ganz ungewohntes Gedränge. Drei, vier Mann hoch standen die Kunsthändler, die Kritiker, die Maler davor; lobend, tadelnd, streitend, mit Händen und Armen durch die Luft fuchtelnd. Kaum daß der Laie, der Kunstfreund, der da schauen und genießen wollte, ohne über Farbengebung und Zeichnung, Entwurf und Ausführung des Gemäldes seine Weisheit zu entwickeln, kaum daß ein solches unzünftiges Menschenkind ein Plätzchen fand, das Bild mit Muße zu betrachten Es wirkte wie eine Hohlkugel, die in eine dichtgeschlossene Colonne platzt. Ruhige Anerkennung, gemäßigten Tadel fand es nicht; Vertheidiger wie Gegner brauchten die leidenschaftlichsten Ausdrücke. Die junge Schaar der Rahl-Schüler rang nach Worten, um ihrer Entrüstung die passendste Form zu geben. Den Coloristen, den Verehrern und Malern der classischen Schönheit, wenn sie dieselbe gleich nach ihres Meisters Beispiel allzu dick zeichnen, mußten die dämonischen Weiber, das gelbschwarze, angekränkelte Fleisch Makart's widerlich erscheinen. Die Wildheit des Bildes erschreckte sie, und sie fielen, was ihnen besonders gut stand, sogar in moralische Abhandlungen. Unsittlich, unerlaubt, abscheulich! So urtheilten sie, die Zöglinge des Urheiden Rahl, und stimmten der Meinung der Damen zu, welche Makart's geniale Schöpfung ohne Ausnahme höchst anstößig fanden, jedoch mit allem Eifer, mit den schärfsten Lorgnons das Studium der in schamhaftes Halbdunkel gehüllten Gruppen betrieben. Anders dachten die älteren Meister. Von ihnen erhielt Makart neidlose, ungetheilte Anerkennung. Der alte Pettenkofen, dessen ungarische Bildchen ihm einen Weltruhm verschafft haben, sagte von den „Sieben Todsünden", nachdem er sie lange betrachtet hatte: „Es ist schmerzlich für mich alten Mann, wenn mir so ein junger Bursche zeigt, daß ich eigentlich wenig kann." Fritz Amerling, der ewig frische, unverwüstliche Sechziger, die Prachtausgabe einer fröhlichen Künstlernatur, gerieth über Makart's Bild förmlich in Zorn. „Als ich nach Hause kam", sagte er mir, „da war's mir, als ob ich meinen Pinsel wegwerfen und die Palette zerbrechen müßte." Je mehr die Jungen eiferten, desto erhitzter wurden auch die Alten. „Trotz aller Fehler, die Ihr an dem Bilde findet, und trotz aller, die es wirklich hat", rief ein alter Meister den jungen Akademikern zu, „Eines sage ich Euch: Wenn Ihr Euch auf den Kopf stellt, Ihr bringt Alle miteinander kein solches Bild fertig."

Unsäglich komisch war bei alledem das Verhalten der hiesigen Kunstkritik. Es ging ihr anfangs mit dem Bilde wie dem Botaniker mit einer neuentdeckten Pflanze; sie wußte nicht, wie sie es classificiren sollte. Schreckliche Verlegenheit! Kein Schema, keine altgewohnte Formel wollte für die „Sieben Todsünden" passen; man lief Gefahr, die achte zu begehen, wenn man darüber schrieb, nämlich — Unsinn zu reden! Auch konnte man es leicht mit seiner Coterie unter den Künstlern verderben, ja sogar in den Ruf der Unsittlichkeit kommen, wenn man lobte. Die meisten Kritiker hüllten sich also in vornehmes Schweigen. Erst als Herr Pecht einen begeisterten Aufsatz von München herein in die Wiener Kreise schleuderte, brach das Eis. Nun mehrten sich die Stimmen der Anerkennung, der Bewunderung. Auch die officielle Welt überzeugte sich, daß Makart ein großes Talent sei, als der Kaiser ihn nach Wien berief und ihm ein eigenes Atelier bauen ließ. Früher hatte sie keine Notiz von ihm genommen, höchstens über die Nacktheiten seines Bildes prüde die Nase gerümpft; nun begann sie sich für ihn zu interessiren. „Hamerling in Farben" hatte ich das aufgehende Gestirn in einem öffentlichen Blatte genannt und hinzugefügt, ich wüßte kein größeres Lob, als diese drei Worte; die Bezeichnung fand Beifall und hat sich bereits eingebürgert.

Hamerling in Farben! War es nur ein zufälliger Einfall, der mich diese Bezeichnung brauchen ließ, oder war es eine wirkliche, tiefbegründete geistige Verwandtschaft? Ich glaube, die letztere. Dieselbe Gluth der Empfindung, die gleiche Lust an nervenaufregenden Schilderungen, die Hamerling's Feder führt, lenkt Makart's Pinsel. Das Bacchanal in Nero's Zeiten, die Orgien der Wiedertäufer fließen in den „Sieben Todsünden" zusammen; antike und moderne Welt, die göttliche Nacktheit des Alterthums, die lüsterne Gier der Neuzeit begegnen sich. Auch der kränkelnde, ungesunde Zug, den die heitere Heidenwelt nicht kannte, das leise Grauen inmitten des Genusses, auch das hat Makart mit Hamerling gemein. Nur daß er bei dem Maler weit stärker und anschaulicher hervortreten mußte als bei dem Dichter. Makart hat wol mit Absicht jenen kranken Fleischton gewählt, der dem Bilde, ganz ohne Zusammenhang mit dessen Composition, den Titel „Die Pest in Florenz" eingetragen. Wären diese entblößten, in Wollust sich bäumenden Frauenkörper frisch und rosig, schwellend in kräftiger Gesundheit, dann möchte das Bild so bedenklich geworden sein, daß man es kaum mehr öffentlich ausstellen durfte. So aber sind diese zügellosen Weiber alle krank, sie tragen den Keim des Todes in sich, die Strafe der Sünde wird uns mit dieser zugleich veranschaulicht! Makart ist also eigentlich ein sehr moralischer Mensch, er predigt mit seinem Bilde die Tugend. Daß es nicht Alle so auffassen, glaube ich gern. Es sind nicht blos zarte Engländerinnen, die über solche kühne Darstellungen ihr entrüstetes „shocking" rufen und von der Kunst zu allererst verlangen, daß sie anständig sei. Das Letztere nun kann man von Makart's Bild allerdings nicht sagen; aber was soll der Vorwurf der Anstößigkeit? „Die Todsünden", meinte

ein wohlwollender College Makart's, „sind niemals anständig". Der Mann hatte Recht.

Nachdem man das Bild zur Genüge betrachtet und der hiesige Kunsthändler Plach es gekauft hatte, um es auf Reisen zu schicken, wollte Alles den Maler sehen und kennen lernen. Ein wahres Glück für ihn, daß er damals noch nicht hier war! Denn er hätte sich der Neugierigen nicht erwehren können, und die goldene Jugend, sonst nur der Kunst des Ballets ergeben, wäre zu ihm gepilgert in der Hoffnung, pikante Zeichnungen in seiner Mappe zu sehen. Aber Makart hatte Besseres zu thun, als den Troß der Gaffer zu befriedigen, für die ein Maler in die Mode kommt wie ein neuer Frackschnitt; er ging dem Streit und Geschrei über sein Bild aus dem Wege und machte zur selben Zeit seine Hochzeitsreise. Dann kehrte er wieder nach München zurück und bereitete seine Uebersiedlung nach Wien vor. Hier hat die Theilnahme für seine weitere Entwicklung, die Anerkennung seines großen Talentes unter den Kunstfreunden nicht abgenommen, aber das große Publicum beschäftigt sich nicht mehr mit ihm. Das hat ihn über der Krankheit Napoleon's III. und der noch schlimmern der Wiener Börse beinahe vergessen. Wenn ich mich während des Sommers um Makart erkundigte, wußte man mir selbst in Künstlerkreisen nicht zu sagen, ob er schon angekommen sei. Ich war jedoch hartnäckig in meinen Nachforschungen und endlich erfuhr ich, er sei wirklich da und Anfangs September in das neue, für ihn erbaute Atelier in der ehemaligen kaiserlichen Kunsterzgießerei eingezogen. Da ließ es mir keine Ruhe mehr, ich mußte Makart aufsuchen.

Die Gebäude der Kunsterzgießerei liegen in der Wiener Vorstadt Wieden. Sie bedecken einen weiten Raum und bilden ein echtes Chaos von Häusern und Häuschen, Gärten und Höfen, Ateliers und Werkstätten, zwischen denen ein Durchgang von der Favoritenstraße nach der Karlsgasse führt. Im Ganzen ein unharmonisches, regelloses, theilweise wüstes Durcheinander; reif zum Abbruch und auch dazu bestimmt. In den vorderen Häusern sind Bureaux untergebracht; ein Photograph, der mit seinen Erzeugnissen die Wände des Thorwegs schmückt, hat in einem der Höfe einen Kiosk aufgestellt, dessen Styl eine überraschende Vereinigung von chinesischem und türkischem Geschmack entwickelt; neben einer Communalzeichenschule ist eine Waschfrau etablirt; kurz, es sieht eben so bunt als unmalerisch aus. Die Idee, hier ein Atelier zu bauen, ist im Grunde fürchterlich. Das Auge eines Künstlers muß durch diese Umgebung stündlich verletzt werden. Aber an besseren Plätzen ist keine Stätte für Ateliers; dort stehen Kasernen und Zinshäuser. Makart mag also noch sehr zufrieden sein. Liegt doch eine schmeichelhafte Huldigung darin, daß der Staat, sonst nur auf Hinterlader und Kugelspritzen bedacht, überhaupt Etwas für ihn, den still schaffenden Künstler, gethan hat.

Das Atelier, in einfachen Verhältnissen erbaut, so daß man es ohne das große Fenster an der Nordseite wol für ein kleines Magazin halten könnte, liegt in einem eingeplankten, niedlichen Gärtchen. Ein Fremder muß lange suchen, bis er es findet. Gegenüber steht ein einstöckiges

Haus, an dessen Wänden sich wilde Reben hinaufziehen. „Da wohnt Herr „von" Makart", sagte nach echter Wiener Weise die höfliche alte Hexe, die mir den Weg wies. Ich stand vor der Thür; der heftige Sturm, der gerade wüthete, hatte ein junges Bäumchen, das an der Schwelle wuchs, umgebogen und es quer vor den Eingang gelegt. Aus dem Hause drang kein Laut, es war so still darin, als ob Alles schliefe. Dazu der ungepflegte Garten, die Einsamkeit mitten in der großen Stadt — ich mußte an Dornröschen denken. Mehrmaliges Pochen blieb unbeantwortet, endlich schob ich das geknickte Bäumchen bei Seite und trat ein. Zwei Minuten später, nachdem ich dem herbeieilenden Mädchen meine Karte gegeben, stand Hans Makart vor mir.

Der Maler der „Sieben Todsünden" gehört zu jenen zahlreichen talentvollen Menschen, deren Begabung sich auf Kosten ihres Körpers entwickelt hat. Der alte indische Glaube sah im Leben einen Verbrennungsproceß, die Hymnen der Veda's brauchen dasselbe Wort für Brennen und für Leben, und die neuesten physiologischen Forschungen haben nachgewiesen, daß die uralte brahmanische Anschauung mit den Gesetzen der Wissenschaft zusammenfällt. Leben ist Verbrennen, der Mensch gleicht einer Kerze; der geniale Mensch brennt, indem er lebt und schafft, als Opferkerze am Altare der Gottheit. Wohl dem, der viel Wachs hat. Makart zählt zu Denen, bei welchen der Docht zu stark und des Wachses zu wenig ist. Ein kleiner, schmächtiger, zarter Mann mit bleichem Gesicht, das ein dichter schwarzer Bart umgiebt, verräth er nur in den großen, glühenden Augen den bedeutenden, ungewöhnlichen Menschen. Sein Wesen ist zurückhaltend, fast scheu, seine Sprache langsam, unsicher. Man hat den Eindruck, als müßte er nach Worten haschen, als wären seine Gedanken weit weg mit irgend einem Entwurfe beschäftigt. Uebrigens war er bei meinem Besuche wol ernster und zerstreuter als gewöhnlich. Mit Grund. Denn seine junge Frau lag krank, sie hatte acht Tage zuvor ein todtes Kind geboren und der Künstler mochte an ihrem Bette manche Nacht gewacht haben.

Nach der ersten Begrüßung führte mich Makart hinüber in sein Atelier, dessen Wände noch nackt stehen, weil die Feuchtigkeit des Zwischen-Mauerwerks den Tapeten widerstrebt. Ich habe das, so wie den antiken Schrank, der in keinem Maleratelier fehlt, erst viel später bemerkt; denn meine Augen waren auf die Bilder gerichtet. Die zu sehen, war ich ja gekommen.

In der Mitte des Saales, in großem weißen Rahmen, stand die „Julie", die nun bald ihre Runde durch die Welt machen wird. Der Maler hat den Moment gewählt, in welchem der Hochzeitszug in das Schlafgemach dringt und die vermeintliche Todte auf ihrem Lager hütet. Obwol kaum halb vollendet, läßt das Bild doch schon alle Gestalten deutlich erkennen und selbst der große eigenthümliche Farbenreiz, den Makart besitzt, zeigt sich schon an einzelnen Stellen. Julie, ein bleicher Engel mit herrlichen Zügen, liegt ganz im Vordergrunde, Graf Paris beugt sich ängstlich über sie und legt behutsam prüfend die Hand auf das

Herz seiner Braut. In seinem Gesichte malen sich Neugier und Zweifel, er kann das Schreckliche noch nicht glauben: Hinter ihm steht das Elternpaar. Der alte Capulet blickt düster vor sich hin, als wollte der Groll über das feindselige Geschick den Schmerz um das Kind überwinden. Die Mutter aber verhüllt sich weinend das Antlitz, sie zweifelt nicht mehr, für sie ist das Entsetzliche nur zu gewiß. Im Hintergrunde sieht man die Brautjungfern und Gäste, die in die anstoßende Halle hereinströmen. So skizzenhaft noch Alles gehalten ist, jeder Beschauer empfindet den mächtigen Eindruck im Voraus, welchen das fertige Bild machen wird. Der Zauber, der um Julien's Antlitz und Gestalt gewoben ist, wirkt unwiderstehlich. Mit diesem einen Kopfe wird Makart beweisen, woran Viele zweifeln mögen, daß er auch die reine Schönheit malen kann.

Seitwärts auf einer kleinen Staffelei hängt ein gleichfalls erst halbvollendetes Bildchen. Es stellt einen Mönch dar, der sich in seiner kahlen Zelle die Zeit vertreibt, indem er auf der Geige spielt. Es mögen Erinnerungen vergangener Tage sein, Erinnerungen stürmischer Art, die er aus den Saiten mit kunstgeübter Hand heraufbeschwört, denn sein Auge strahlt in düsterem Feuer und auf seinem Gesichte liegt eine reiche, bewegte Lebensgeschichte. Das Bild hat eine tiefe Idee, man denkt, während man es ansieht, an mehr als an Farbe und Zeichnung. Darüber an der Wand hängt eine große Landschaft, eine wilde italienische Felsengegend, Tempeltrümmer im Vordergrunde. Das Bild hat ein schweres, trübes Colorit; es sieht beinahe aus, als ob die Zeit, die Alles verdunkelnde, es bereits angeraucht hätte. Ganz überrascht fragte ich Makart: „Sind Sie denn auch Landschaftsmaler?“ — „Zuweilen“, erwiederte er; „das Bild da habe ich zum Spaß gemalt.“ Dann erzählte er, die Landschaft sei auf der letzten Pariser Ausstellung gewesen, eine Großfürstin von Rußland habe sie kaufen wollen. Der Kunsthändler aber, der den Ankauf vermitteln sollte, sei plötzlich in ein Bad gereist und da habe sich die Sache zerschlagen. „Nun gefiel es mir nicht mehr und da übermalte ich den Mittel- und Hintergrund; jetzt wird ein neues Bild daraus.“

Noch ein viertes Bild lehnte in einem Winkel; kaum angefangen, so daß man nicht wußte, was daraus werden soll. Es wird die Erscheinung der Hexen aus „Macbeth“ darstellen; Makart hat eine entschiedene Vorliebe für Shakespeare'sche Stoffe. Wunderbar werden die drei Hexen ausfallen, deren sorgfältig ausgeführte Zeichnung mir der Künstler zeigte. Das sind keine gewöhnlichen alten häßlichen Weiber, wie wir sie meist auf den Macbethbildern sehen, sondern wahrhaft dämonische Köpfe. Alles Böse, dessen die menschliche Natur fähig ist, alle niederen Leidenschaften sprechen aus den Zügen dieser furchtbaren Dreiheit. Das ist die Hölle, deren Versuchung an den siegreichen Feldherrn herantritt. Eben so fleißig wie die Hexen arbeitet Makart alle seine Entwürfe. Es sind nicht flüchtig hingeworfene, sondern beinahe ganz ausgeführte Zeichnungen, die seine Mappe füllen. Da finden sich denn auch alle jene Figuren und Gruppen, aus deren Zusammenstellung und organischer

Verbindung die „Sieben Todsünden“ erwuchsen. Man sieht aus ihrer mannigfachen Umarbeitung, wie reiflich Makart das Bild erwogen, wie langsam er es componirte. Man begreift, wenn man alle diese Zeichnungen sieht, deren Entstehung in verschiedene Jahre fällt, wie der Künstler bei seiner großen Pinselfertigkeit das Riesenbild in der kurzen Zeit von sechs Wochen malen konnte. Es handelte sich eben nur mehr um die technische Ausführung; die Idee, die Gruppen, die ganze Handlung des Bildes waren längst vorbereitet und durchgedacht.

Während ich die Blätter betrachtete, die mir Makart mit liebenswürdiger Bereitwilligkeit vorlegte, erzählte er in seiner langsamen, leisen Sprechweise Einiges aus seinem Leben. Viel war es nicht; er ist entweder nicht mittheilsam, oder er hat, wie so viele bedeutende Naturen, stets mehr innerlich als äußerlich gelebt. In der reizenden Alpenstadt Salzburg, zwischen dem Vaterhause Mozart's und dem Grabe des ruhelosen Paracelsus geboren, ist Makart gegenwärtig neunundzwanzig Jahre alt. Frühzeitig regte sich in dem Knaben das Talent; er begann die Gestalten seiner Phantasie hinzuzeichnen, sobald er weißes Papier zur Hand hatte. Ein als Kunstdilettant und Kunstfreund wohlbekannter Onkel, Namens Kirchmayr, sah die Skizzen des Neffen und gab den Anstoß, daß man ihn an die Akademie nach Wien schickte. Allein Makart und die Akademie vertrugen sich nicht miteinander, schon damals nicht. Nach einem Jahre brannte der angehende Künstler plötzlich durch und erschien wieder im Vaterhause. Natürlich schlugen Vettern und Basen über den ungerathenen Jungen die Hände zusammen. Man hielt Familienrath und dessen Beschluß lautete dahin, Hans solle Graveur werden und zu einem Meister dieses mühsamen Kunsthandwerks in die Lehre gehen. Wieder griff der Onkel hülfreich ein und rettete so Makart seinem wahren Berufe, der deutschen Malerei ein großes Talent. Er sandte den neunzehnjährigen Jüngling im Herbste 1859 nach München, wo er bald unter die Schüler Piloty's aufgenommen ward. Er nahm jedoch von der Malweise seines Lehrers wenig an; als Schüler Piloty's erkennt man ihn blos an dem reichen Gedankeninhalt seiner Bilder. In diesen liegt ein Piloty verwandter Geist. Nur stürmt in Makart noch das ganze Feuer der Jugend, während sich in Piloty der schäumende Most bereits zu goldenem Wein abgeklärt hat.

Nachdem wir eine Stunde geplaudert, nahm ich Abschied von dem reichbegabten Künstler. Ich ging mit dem Bewußtsein, daß ich die Werkstätte eines großen Talentes geschaut, mit dem herzlichen Wunsche, Hans Makart möge in Wien fröhlich weiterschaffen und hier eine zweite Heimat finden.

Karl v. Thaler.

Im Dorf-Salon.

Genrebild aus dem Béarn.

Von **Claire von Glümer.**

> Ah, ma meï, qu'es doun hourouse,
> D'aver ûo gouï coum you.
> (Béarnisches Tanzlied.)

Unter den kleinen weißen Häusern, die den Platz von Jurançon umschließen, ist das der Mutter Sylvaine eins der kleinsten und ältesten. Es ist eine echt béarnische „Case", deren einziges Gemach im Erdgeschosse zugleich als Küche, Schlafstube, Eßsaal und Besuchzimmer dient. Sein Fußboden besteht nur aus festgestampftem Lehm, sein Fenster hat kein Glas, seine Thür von rohem Eichenholz kein Schloß und der hohe Kaminmantel ist aus kaum behauenen grauen Marmorblöcken schwerfällig zusammengefügt. Aber trotzdem ist dies Häuschen der Inbegriff der Behaglichkeit. Die Wände sind blendend weiß, Tisch und Bänke rein gescheuert; das große Bett ist mit Sergevorhängen verhüllt, neben dem Kamin prangt eine Doppelreihe blitzender Kupferkasserolen, an der Decke hängen Speckseiten und schön geflochtene Zwiebelschnüre, und da sich für jeden Gast ein Glas Wein und ein paar geröstete Kastanien finden, da Mutter Sylvaine jederzeit für die klugen Gespräche der Alten ein offenes Ohr hat und für die Freuden der Jugend einen freundlichen Blick, ist's kein Wunder, daß sich den ganzen Winter hindurch zum Feierabend ein großer Kreis bei ihr versammelt.

Auch heute sind die Nachbarn und Freunde gekommen, obwol der Regen in Strömen niederschießt und der Nordwind die Eichen auf dem Platze zerzaust, daß sie ächzend die knorrigen Arme zusammenschlagen. Cadet Cabuchon, der große Weinbauer, und seine dicke, würdevolle Frau, Marianotte, die alte hagere Pfarrköchin mit der vornehmen, weißen, feingefältelten Stirnbinde über dem bunten Kopftuche, Jean-Baptiste, der lahme Schneider, „der klüger ist, als mancher Stadtherr", Prosper Badou, der Schmied, mit seiner unvermeidlichen kurzen Pfeife, und die Frau vom Hause nehmen die Ehrenplätze am Feuer ein, während sich hinter ihnen, in zwieter Reihe, die jüngeren Leute gruppirt haben.

Diese zweite Reihe sitzt ziemlich im Dunkeln, denn die Pechkerze im Eisenringe der Brandmauer erleuchtet nur den nächsten Kreis. Daher mag es wol kommen, daß das Spinnen der jungen Mädchen so gar wenig bringt. Marianotte ist freilich der Ansicht, daß die jungen Burschen daran Schuld sind und so oft Mutter Sylvaine ein neues Bündel trockener Reben auf die verglimmenden Kohlen legt, läßt die

Pfarrköchin die strengen Augen in die Runde gehen und runzelt die Stirn, wenn bei dem aufzüngelnden Flammenschein zwei geneigte Köpfe auseinander fahren.

Aber Jean-Baptiste, der Schneider, der mit der frommen Dame auf Kriegsfuße lebt, hat eben so scharfe Augen als sie und giebt den Beweis, daß die Kinder der Finsterniß klüger sind, als die Kinder des Lichts. Sobald er einen seiner Lieblinge — und dazu gehören Alle, die jung, hübsch und verliebt sind — durch den tugendhaften Eifer der Pfarrköchin bedroht sieht, bringt er ein neues unwiderstehliches Gesprächsthema auf: die Wahl des Maire, — oder die Ochsen, die der Bäcker gekauft hat — oder die letzte Maisernte. Der Cadet Caduchon, der Alles aus dem Fundament versteht, wie das bei einem so reichen Manne natürlich ist, giebt mit schallender Stimme seine Meinung darüber ab; Prosper Bacou wirft spöttische Bemerkungen dazwischen und Mutter Sylvaine bringt die Männer durch ihre Fragen dazu, immer weiter zu schwatzen — kurz, Marianotte kommt einmal wieder zu der schmerzlichen Ueberzeugung, daß die meisten Leute für Wohlanständigkeit und Tugend weder Zeit noch Sinn haben.

Inzwischen ist das Flüstern und Kokettiren fortgegangen und endlich kommt der Uebermuth der Jugend zum Ausbruch. Michel Landou, gewöhnlich der braune Michel genannt, macht den Sprecher.

„Laßt uns tanzen!" ruft er, indem er die Hand der neben ihm sitzenden Claudine erfaßt und Mutter Sylvaine, die immer bereit ist, auf solche Thorheiten einzugehen, stimmt das beliebte Tanzlied an:

Ah, ma mei, qu'es doun hourouse,
D'aver ûo gouï coum you.
(„Mutter, oh wie glücklich bist Du,
Daß Du mich zur Tochter hast!")

aber der rothe Martin, ein übermüthiger Bursche, der in Alles dreinreden muß, läßt sie nicht weiter singen.

„Wißt Ihr nichts Anderes, Mutter Sylvaine", ruft er aus; „immer die alte Litanei:

You qué cousi, you qué héli
You qué troussi la maisou
(„Nähe flink und spinne fein,
Halte Dir das Häuschen rein.")

so hieß es, als ich noch in die Schule ging und nur zusehen durfte, wenn die Großen tanzten; so habt Ihr gesungen, als ich mich vor drei Jahren nach Carcassonne vermiethete, und nun ich wieder da bin, ist's noch immer dasselbe ... Das hat man endlich satt! Besinnt Euch 'mal auf 'was Neues, Besseres."

„Was Besseres?" wiederholt der Schneider und seine kleinen Augen funkeln. „Ei, seht doch! Ist denn das Neue immer auch besser? Das Lied ist gut, mein Junge, und wenn Du jemals eins zu Stande bringst, das so viel Füße in fröhliche Bewegung setzt, so kannst Du stolz sein."





Gez. von E. Kurzbauer. *Gest. von I. Ruß.*

Die arme Kleine war ohnmächtig geworden.

(S. „Im Dorf-Salon.“)

Die Anwesenden lachen, aber der rothe Martin fühlt sich nicht besiegt.

„Was sollen die armen Füße machen, wenn ihnen nichts Anderes gesungen wird?“ giebt er spöttisch zur Antwort. „Ihr solltet nur hören, was man in Carcassonne singt, wo ich drei Jahre gedient habe und in Toulouse, wohin ich alle vier Wochen zum Markt gefahren bin . . .“

„Und in Montpellier, das Du auch 'mal gesehen hast!“ unterbricht ihn der Schneider. „Laß es gut sein, Rother! Deine fremden Städte gehen uns nichts an. Béarn — das weiß jedes Kind — Béarn ist der beste Theil von Frankreich; in Béarn ist's nirgend so gut, als im Lande von Pau und im Lande von Pau giebt's kein Dorf, das schöner, wohlhabender und lustiger wäre, als unser Jurançon. Nirgends sind die Männer so klug und die Frauen so hübsch! Hab' ich nicht recht, meine lieben Nachbarn und Freunde?“

„Ja! ja! in Jurançon ist's am Besten!“ ruft der Chor; aber der rothe Martin erträgt es nicht, daß Jean-Baptiste das letzte Wort behält.

„Freilich, Ihr müßt wissen, wo es am Besten ist!“ ruft er, sobald der Beifall verklingt. „Wer so weit in der Welt herumgekommen ist, als Ihr . . . Ich glaube gar, Ihr seid einmal in Bétharam gewesen, und das ist gut und gern vier Stunden von hier.“

Jetzt hat der rothe Martin die Lacher auf seiner Seite, aber Jean-Baptiste läßt sich dadurch nicht aus der Ruhe bringen.

„Kluge Leute brauchen nicht zu reisen, um zu wissen, wie es in der Welt draußen aussieht“, giebt er gleichmüthig zur Antwort. „Nicht wahr, Cadet Caduchon, nicht wahr, Mutter Sylvaine, Ihr seid auch nicht weit herumgekommen und wißt doch Bescheid! Und was mich betrifft, so brauche ich dazu nicht einmal eine besondere Klugheit; denn mein Vater ist mit dem großen Kaiser in Italien gewesen und über dem Rhein drüben und bis nach Rußland hinein . . . und von Allem, was er gesehen hatte, wußte er so gut zu erzählen, daß man es sozusagen leibhaftig vor Augen sah und mit erlebte . . .“

„Was Niemand besser bezeugen kann, als ich“, fällt Prosper Badou ein und seine listigen Augen glitzern unter den überhängenden Brauen. „Sind mir doch bei seiner Beschreibung der russischen Winternächte beide Ohren erfroren . . .“

„Schämt Euch, Prosper! wie könnt Ihr dieser Jugend solche Lügen auftischen“, ruft Marianotte empört und zu den lachenden Burschen und Mädchen gewendet, fährt sie fort: „An den erfrorenen Ohren ist Niemand schuld, als der Prosper selbst. In seiner Jugend ist er nämlich mehr auf der Isard- und Bärenjagd zu finden gewesen, als bei der Arbeit und da hat er sich eines Tages oben im Gebirge verirrt . . .“

„Das sind alte Geschichten, das wissen wir Alle!“ fällt ihr der kleine Schneider voll Ungeduld in's Wort. „Was aber das Tanzlied betrifft, das der rothe Martin verachten möchte, so hat es damit seine eigene Bewandtniß.“

„Seine eigene Bewandtniß? . . . Was ist's damit? . . . Erzählt, Jean Baptiste! erzählt!" heißt es rings im Kreise, die Fernsitzenden rücken näher, Mutter Sylvaine legt ein neues Rebenbündel in's Feuer und der kleine Schneider blickt triumphirend umher. Für diesen Abend ist er Matador! Prosper Badou, Marianotte und der rothe Martin sind aus dem Felde geschlagen, selbst der tanzlustige Michel ist besiegt, denn Geschichten hören ist noch jetzt, wie zur Zeit der schönen Margarethe von Valois, die Lieblingsunterhaltung der Béarner.

„Ja, ja, das Tanzlied!" fängt Jean-Baptiste nach der üblichen Kunstpause an, „mit dem hat es freilich seine eigne Bewandtniß und nicht umsonst ist es so beliebt geworden, daß weit und breit kein Carneval und kein Dorffest, keine Hochzeit und kein Jahrmarkt stattfinden, wo es nicht gesungen würde.

„Mutter, o wie glücklich bist Du,
Daß Du mich zur Tochter hast!
Nähe flink und spinne fein,
Halte Dir das Häuschen rein."

Das klingt so einfach als möglich, dumm wol gar — und doch haben diese Worte geholfen, ein böses Weib zur Vernunft zu bringen und ein paar junge Herzen glücklich zu machen. Der Segen der Heiligen ist eben nicht nur bei Denen, die Litaneien singen und in der Fastenzeit nichts als Sardinenköpfe essen, sondern auch bei fröhlichen Herzen und in lustigen Melodien."

Ein unwilliges Kopfaufwerfen der Pfarrköchin beweist, daß Jean-Baptiste verstanden worden ist. Er aber thut gleichmüthig einen tiefen Zug aus dem Weinglase, das ihm Mutter Sylvaine zuschiebt, streicht das lange graue Haar aus der Stirn und fährt, von den Blicken und Zurufen der Anwesenden ermuntert, zu erzählen fort:

„Was ich Euch jetzt mittheilen will, meine lieben Nachbarn und Freunde, ist eine so alte Geschichte, daß sich nur noch wenig Leute in Jurançon darauf besinnen werden. Ich war damals ein junger Bursche, zwanzig oder einundzwanzig Jahre alt, lustig wie nur Einer und trotz meines lahmen Fußes zu jedem tollen Streich bereit. Der lustigste und schönste unter uns war aber der Pierre Galoubet, der Sohn des reichsten Weinbauers, den es dazumal in Jurançon gab. Sein väterliches Haus lag am Ende der Dorfstraße, wo der Bach zum Gave hinunter fließt. So weit das Auge reichte, gehörte Alles diesseit des Baches seinem Vater; jenseit des Baches fingen die Felder des Bäckers Ducase an, der ebenfalls zu den Reichen zu zählen war. Eigentlich sollte ich sagen: die Felder der Bäckerin; denn der Etienne Ducase war ein armer Tropf, der nach einem bösen Nervenfieber sein bischen Verstand vollends verloren hatte, Tags über still vor sich hinlächelnd in der Sonne und Abends eben so am Feuer saß. Trotzdem ging in seiner Wirthschaft Alles wie am Schnürchen, denn seine Frau, die Maxime, war, was man ein meisterliches Weib zu nennen pflegt. Ohren hatte sie, wie ein Hase, Augen wie ein Luchs und eine Zunge . . . ja, für

die giebt es eigentlich keinen passenden Vergleich. Alles zitterte vor dieser Zunge, Niemand aber mehr als die älteste Tochter der Maxime, die blonde Madelon, ein zierliches, stilles Kind mit den sanftesten blauen Augen, die ich in meinem ganzen Leben gesehen habe. Die Madelon war ihrem armen Vater ähnlich und stand darum nicht in Gunst bei ihrer großen, starkknochigen, lautsprechenden Mutter, die ihre ganze Zärtlichkeit ihrer zweiten Tochter, der Marie Louise zuwendete. Die Marie-Louise war eigentlich mit ihrer vollen Gestalt, ihrem frischen Gesicht, ihren feurigen Augen, ihren glänzend schwarzen Haaren und weißen Zähnen ein schönes Mädchen zu nennen, aber ihr Hochmuth verdarb das Alles. Wenn man sie grüßte, nickte sie nur so von oben herunter und wenn jedes Adisiat*) aus ihrem Munde ein Goldstück gewesen wäre, hätte sie nicht geiziger damit sein können. Ihre liebste Unterhaltung war, sich im Spiegel zu besehen, oder bei Tanzgelegenheiten, Processionen und anderen Festen ihren Staat bewundern zu lassen. Zur Arbeit hielt sie sich zu vornehm und wenn sie mit dem Marktwagen nach Pau fuhr, geschah es nur, um sich neuen Putz zu holen. Kam sie dann mit ihren Einkäufen nach Haus, so hieß es: „Madelon, das Kopftuch muß bis morgen gesäumt sein . . . Madelon, die Schürze muß ich zur Sonntagsmesse haben“, und dann saß Madelon, nachdem sie ihre Hausarbeit fertig hatte, die halbe Nacht bei der Pechkerze und nähte, daß ihr die Augen trübe und die kleinen Hände lahm wurden. Zu sehen bekam man sie nur in der Kirche oder wenn sie Abends neben ihrem Vater saß. Mit einem Worte, es war bei der Maxime genau wie in dem Märchen von der bösen Königin: die Madelon wurde behandelt, als ob sie die Stieftochter wäre und die Marie-Louise war die hoffährtige Prinzessin, die Alles commandirt.

Jahre lang war das fortgegangen und weil es immer so war, gab Niemand mehr Acht darauf. Eines Abends aber, ich weiß es noch wie heute, wurde plötzlich ganz Jurançon an die kleine Madelon erinnert.

Es war im Hochsommer; der Tag war heiß gewesen, auch nach Sonnenuntergang blieb es schwül und so war es ungewöhnlich einsam auf der Dorfgasse, die ich von meinem Arbeitsplatz am Fenster der Rose Larry, wo ich jede Woche einen Tag zu nähen pflegte, übersehen konnte. Nur einige Kinder spielten vor den Häusern und beim Bäcker drüben saß der alte Ducase vor der Thür und wackelte mit dem Kopfe.

Auf einmal erhebt sich ein wüster Lärm, vom Platze her kommt es schreiend und stampfend die Gasse entlang. „Der Stier! der Stier!“ hör' ich rufen und in demselben Augenblick seh' ich ihn heranrasen, Schaum vor dem Maule, die Augen mit Blut unterlaufen, die Seiten mit dem Schweife peitschend und mit den Hörnern Rasenstücke und Erde umherschleudernd. Die spielenden Kinder flüchten in die nächsten Häuser, alle Thüren werden geschlossen, angstvolle Gesichter erscheinen an den Fenstern und alle wenden sich voll Entsetzen nach dem Bäckerhause, und

*) Adisiat oder Adichat (Gott befohlen): der übliche Gruß in Béarn.

Alle, die den Stier verfolgen, brechen in einen Schreckausruf aus, denn die Maxime macht ihre Thür zu, unbekümmert um den alten, kranken Mann, der noch draußen sitzt und blödsinnig vor sich hinlacht, während das wüthende Thier heranstürmt. . . Er scheint verloren! Da öffnet sich die Gartenthür neben dem Hause, Madelon stürzt daraus hervor, eilt auf den Vater zu, faßt seinen Arm, reißt den sich Sträubenden vom Sessel auf und sucht ihn fortzuziehen. Aber er strauchelt und fällt auf die Knie — jetzt ist er verloren! Da wirft sich Madelon mit ausgebreiteten Armen über ihn und ihr Gewand ist's, in das sich die Hörner des Ungethüms einbohren.

Im nächsten Moment habe ich nichts mehr gesehen; mein Herz stand still und unwillkürlich schlug ich die Hände vor die Augen. Aber gleich darauf hörte ich lautes Jubelgeschrei und als ich aufblickte, war der Retter da. Wie der heilige Georg sah er aus, als er so auf dem Nacken des Thieres kniete, dessen Hörner er mit beiden Händen niederhielt. Jeder Muskel seiner Riesengestalt war straff gespannt, seine rothe Schärpe glänzte im Abendlicht und sein langes schwarzes Haar war wie von einem Heiligenschein übergossen.

Aber nicht Sanct Georg, sondern der Pierre Galoudet war's, der so im rechten Augenblick als Helfer erschienen. Natürlich litt es mich nicht im Hause, doch ehe ich mit meinem lahmen Fuß hinüberkam, war der Stier gebunden; die Nachbarn hatten den alten Ducase aufgerichtet und der Galoudet hielt die kleine Madelon im Arm, die den Kopf an seine Schulter lehnte und bitterlich weinte, bis die Maxime mit einem Gesicht wie sieben Donnerwetter aus dem Hause trat und Mann und Tochter hineinholte

Daß diesen Abend überall wo sich Bekannte zusammenfanden, von nichts die Rede war, als von dem Kraftstück des Galoudet und von der Liebe und dem Muth, die Madelon bewiesen, versteht sich von selbst. In den ersten Tagen zogen die Leute wie zur Procession nach dem Bäckerhause, um die Madelon zu sehen, bis die Geschichte, wie Alles in der Welt, in Vergessenheit gerieth.

Nur Einer wurde nicht so schnell damit fertig, das war der Galoudet. Am vierten oder fünften Abend nach jenem Vorfall — es war ein Dienstag — kam er zu mir. Eine Weile sprach er von Diesem und Jenem, aber ich merkte wol, daß ihm 'was Besonderes auf dem Herzen lag. Endlich kam er damit heraus und wunderlich war's, wie er dabei die Augen niederschlug, das Barett in den großen Händen drehte und mit leiser Stimme sprach — genau wie ein verlegnes Frauenzimmer.

„Jean-Baptiste, ich denke, daß Du mein Freund bist", sagte er, „beweis mir das jetzt; das heißt, höre mich ernsthaft an und thu' was ich von Dir verlange, ohne weiter zu fragen."

„Was möglich ist, thu' ich schon", gab ich zur Antwort.

„Nun gut", fuhr er fort und athmete so schwer, als ob er einen Berg hinauf gelaufen wäre, „richt' es so ein, daß ich die Madelon einmal ungestört sprechen kann. Daß ich nichts Unrechtes im Sinn habe,

brauche ich Dir nicht erst zu sagen. Aber die Menschen sind schlecht und für nichts in der Welt möchte ich schuld sein, daß die Kleine in's Gerede käme. Darum muß die Sache vorsichtig angefangen werden und darum mußt Du mir helfen ... Du bist ein Schlaukopf! und bald muß es sein ... ich kann es nicht mehr aushalten."

„Aha, bist Du endlich auch so weit!" dachte ich mit einer kleinen Schadenfreude, denn bisher hatte sich Galoudet über Alles, was Liebe heißt, lustig gemacht. Aber er hatte ausdrücklich verlangt, daß ich ernsthaft bleiben solle. Ich bezwang mich also und antwortete:

„Die Madelon sprechen? Das wird sich schon morgen machen lassen. Ich arbeite morgen bei der Maxime und denke wol, daß sie mit der Marie-Louise zum Markte nach Pau fährt. Komm also um die Mittagszeit vorbei, ich sitze am Fenster und werde Dir zuwinken, wenn die Luft rein ist. Sollte Dich Jemand sehen, so bist Du bei mir gewesen."

Der Galoudet sagte: ich wäre ein echter, rechter Freund, sein Lebtag würde er mir das nicht vergessen und am folgenden Tage stellte er sich pünktlich ein. Ich gab das Zeichen, denn die Maxime war richtig mit ihrer Lieblingstochter nach Pau gefahren. Der Vater Ducase schlief in der Kaminecke im Lehnstuhl und die Madelon saß neben ihm und putzte Gemüse für den Suppentopf, der am Feuer brodelte. Plötzlich wurde sie dunkelroth und stand so hastig auf, daß die Rüben, Kohlköpfe und Zwiebeln, die sie auf dem Schooße hatte, in die Asche kollerten. Der Galoudet war eingetreten; er ging schnell auf sie zu, faßte ihre Hand und hielt sie fest, obwol sich das junge Mädchen nach der ersten Begrüßung loszumachen suchte.

„Wenn Du zu meiner Mutter willst ... die ist nicht zu Hause!" stieß sie mühsam hervor.

„Nein, zu Dir will ich", gab er zur Antwort, zog, ohne sie loszulassen, einen zweiten Schemel an's Feuer, setzte sich und zwang sie damit ihren früheren Platz wieder einzunehmen. Ich wollte fortgehen, denn ich hatte das fatale Gefühl, im Wege zu sein; aber Madelon fragte so ängstlich: „Wohin gehst Du, Jean-Baptiste?" und der Galoudet winkte mir so heftig zu, daß ich mich wieder setzte und die Arbeit zur Hand nahm, während er sanftmüthig, wie ich's ihm nimmermehr zugetraut hätte, zu sprechen fortfuhr.

„Höre mich an", sagte er, „und gieb mir aufrichtig Antwort ... aufrichtig wie in der Beichte: was hältst Du von mir?"

Sie blickte flüchtig auf, wurde roth, ihre Lippen bewegten sich, aber ich hörte keinen Laut.

„Man nennt mich den wilden Galoudet", fing er nach einer Pause wieder an, „und ich will's nicht abstreiten, daß ich den Namen verdiene. Thorheiten hab' ich in Menge begangen, aber nie eine Schlechtigkeit ... Glaubst Du mir das?"

Sie nickte nur, aber es schien ihm genug zu sein.

„Und wirst Du Dich durch die Thorheiten nicht abschrecken lassen,

mir zu vertrauen? zu glauben, daß ich es gut mit Dir meine?" fragte er weiter.

„Du hast es bewiesen", flüsterte sie.

„Bewiesen!" rief er; „Du meinst doch nicht durch die Geschichte mit dem Stier? Nein, Madelon, das hätt' ich für jede Andere auch gethan ... und jeder Andere hätt' es gethan, dem der Himmel solche Fäuste gegeben, wie mir. Aber nachher, als ich Dich aufrichtete, als Deine kleine zitternde Gestalt in meinen Armen, Dein liebes blasses Gesicht an meiner Brust lag, ging's mir auf einmal heiß durch alle Adern und bis in's Herz hinein. Seitdem hat mir der Gedanke an Dich keine Ruhe gelassen und wenn Du mich nicht willst, so weiß ich nicht, was aus mir werden soll."

Bei diesen Worten versuchte er, sie an sich zu ziehen, aber mit einer schnellen Wendung machte sie sich los und wollte aufstehen, er hielt sie am Kleide fest.

„Sei mir nicht böse, Madelon!" bat er und die Demuth in seinem sonst so übermüthigen Tone hatte für mich etwas Herzbewegendes. „Ich weiß, daß es so nicht in der Ordnung ist", fuhr er fort; „mein Vater hätte zu Deinen Eltern kommen und um Dich werben müssen. Das soll auch geschehen! Aber erst wollte ich mit Dir sprechen, wollte wissen, ob Du mich gern zum Manne nimmst, ob Du mich lieb haben kannst. Nur ein Wort, Madelon ... nur ein Ja oder Nein!"

Ich hörte wieder nichts und doch mußte sie geantwortet haben, denn der Galoubet nahm sie mit einem Freudenschrei in die Arme und sie sträubte sich nicht mehr. Ich aber ging nun wirklich hinaus und setzte mich mit meiner Arbeit in den Schatten des Flieders, der über den Gartenzaun niederhing; denn wo Zwei in dieser Sprache mit einander reden, hat kein Dritter dabei zu sein.

Ich ließ sie also ungestört, bis ich die ersten Marktwagen zurückkommen sah; dann ging ich wieder in's Haus und der Galoubet nahm Abschied. Vorher sagte er mir noch, daß sein Vater am nächsten Morgen auf ein paar Tage ins Gebirge reisen würde, um seinen Heerden nachzusehen und die Wolle der letzten Schur zu holen. Der Sohn wollte ihn dabei nicht stören; der Alte war nämlich ein eigener Kauz ... Einer von den Langsamen, die schwer verstehen und schwer zum Entschluß kommen, dann aber, was sie sich einmal vorgenommen haben, für das Beste und Wichtigste halten und Alles, was sie daran hindert, für ein Unglück oder eine Thorheit ansehen. Der Galoubet beschloß darum zu warten, bis der Vater von seiner Reise zurückkam, dann aber wollte er ihm seine Herzenswünsche offenbaren und die Verlobung sollte sogleich festgemacht werden. Hindernisse gab es nicht: an Vermögen standen sich die beiden Familien beinah gleich und gegen die Verwandtschaft konnte von keiner Seite etwas eingewendet werden. So galt es denn nur, sich ein paar Tage in Geduld zu fassen und um das dem Galoubet zu erleichtern, versprach ich, das Meinige zu thun, damit er seine Madelon hin und wieder ungestört sprechen könne.



Das that ich denn auch und es machte mir den größten Spaß, die neugierige Maxime und die hochnasige Marie-Louise mit allerhand Geschichten oder Complimenten vor dem Hause festzuhalten, wenn ich wußte, daß Madelon zum Begießen in den Garten gegangen war und daß der Galoudet am hintern Zaun auf sie wartete. Noch mehr aber freute mich das Glück der beiden Liebesleute. Der Galoudet sah aus, als ob die ganze Welt sein eigen wäre und die blasse, stille Madelon blühte auf wie ein Heckenröschen ... denn, merkt Euch das, Ihr Mädchen, ein besseres Schönheitsmittel als die Liebe eines braven Burschen giebt es nicht.

Mein Beistand wurde übriges länger gebraucht, als wir vorausgesetzt hatten. Noch ehe der alte Galoudet zurückkam, starb nämlich die Cadette Lennet, die Schwägerin seiner Schwester. In tiefer Trauer schickt es sich aber nicht, einen Heirathsantrag zu machen und so mußte sich mein verliebter Freund noch eine Weile gedulden.

Endlich kam der ersehnte Tag, der dem Heimlichthun ein Ende machen sollte. Es war im November, gleich nach dem Wollmarkt von Nay und da dieser gut ausgefallen war, hatte Vater Galoudet seine beste Laune. Natürlich wußt' ich durch seinen Sohn, an welchem Tage er zur Werbung gehen würde und hatte mich so eingerichtet, daß ich bei der Maxime auf Arbeit war, als er im Sonntagsrock und Hut, eine Blume im Knopfloch, die Zipfel des buntseidenen Halstuchs lang herunterhängend, mit feierlichem Schritt und feierlicher Miene im Bäckerhause erschien.

Die Sache nahm den herkömmlichen Verlauf: das weiße, rothgeränderte Tischtuch, das den Freiwerber willkommen heißt, wurde auf den Tisch gebreitet, ein Litre vom besten, vorjährigen Wein, Metturo,*) Käse, Kastanien und Trauben wurden aufgestellt; man aß, trank, sprach von Aeckern und Schweinen . . ., daß heißt nur die Maxime und der alte Galoudet. Vater Ducase saß freilich dabei, aber er lächelte nur und kaute und die beiden Mädchen waren, wie sich's gehört, beim Anblick der Blumen im Kopfloch aus der Hinterthür gegangen. Und dann, als das Essen vorüber war, räusperte sich der Vater Galoudet, sein rothes Gesicht wurde noch röther, seine große, breite Gestalt richtete sich noch höher auf und er begann seinen Spruch.

Er hätte einen Sohn, den er „etabliren" wolle, sagte er, einen Einzigen, wie die Frau Nachbarin wüßte und er frage bei ihr an, ob sie diesem Sohne ihre Tochter zur Frau geben wolle? Die jungen Leute würden bei ihm wohnen, die Hälfte seiner Einnahme beziehen und nach seinem Tode alle seine Aecker, Wiesen, Weinberge und Heerden erben. Natürlich erwarte er, daß auch die Frau Nachbarin ihrer Tochter eine entsprechende Aussteuer und Mitgift aussetzen werde.

Mit schicklicher Ruhe, die verschränkten Arme auf den Tisch gestützt, hatte ihn die Maxime angehört. Jetzt warf sie den Kopf zurück

*) Metturo: Brod von Maismehl.

und antwortete: ganz so reich wie der Galoudet wäre sie freilich nicht, aber die Aussteuer an Leinen und Betten läge fix und fertig in der Bodenkammer und in Pau, beim Kaufmann Pierrot ständen 8500 Francs, von denen jeder Tochter die Hälfte als Mitgift ausgezahlt würde. Das Uebrige bekämen die Kinder erst nach ihrem und ihres Mannes Tode; wenn der Galoudet damit einverstanden wäre, würde sie sich die Verschwägerung mit ihm zur Ehre rechnen.

Vater Galoudet neigte den dicken Kopf von einer Seite zu anderen.

„So, also 4250 Francs", sagte er mit bedenklicher Miene. „Nun, das ist freilich nicht viel . . . aber die Erbschaft wird schon gut machen, was die Mitgift zu wünschen übrig läßt . . . und da mein Junge nun einmal in Eure Madelon ganz vernarrt ist . . ."

„In die Madelon!" unterbrach ihn die Bäckerin und gab sich Mühe ein verwundertes Gesicht zu machen. „Von der Madelon habt Ihr die ganze Zeit gesprochen? . . . Dann muß ich freilich, so leid es mir thut, eine andere Antwort geben; denn die Madelon paßt nicht für Euren Sohn."

„Paßt nicht! . . Was wollt ihr damit sagen?" rief der alte Galoudet, während mir vor Schrecken die Scheere aus der Hand fiel.

„Nein, sie paßt nicht für ihn", fuhr die Maxime fort, indem sie mich mit boshaftem Seitenblick streifte. „Seht sie nur an, Nachbar Galoudet, und Ihr werdet mir Recht geben. Euer großer, schöner, lustiger Pierre und dies einfältige, blasse Ding! wie bald würde er sie satt haben und dann müßten wir Alle an dem Kreuze mitschleppen. Meine Marie-Louise dagegen ist wie für ihn gemacht und wird die stattlichste Frau, die man sich denken kann. Mit der würdet Ihr auf Jahrmärkten und Dorffesten Ehre einlegen und das Gesinde würde Respect vor ihr haben, während die Madelon . . ." Ein Achselzucken machte den Beschluß dieser liebevollen, mütterlichen Rede.

Der alte Galoudet kratzte sich hinter den Ohren.

„Das mag sein", sagte er, „aber mein Junge wird nicht wollen! . . . Nein! und ich will es auch nicht!" fuhr er mit der Faust auf den Tisch schlagend in zornigem Tone fort. „Ich habe gesagt die Madelon und bei der Madelon muß es sein Bewenden haben!"

„Und ich sage, die Marie-Louise!" rief die Maxime, „und ich denke doch, daß ich auch ein Wort mitzureden habe. Außerdem müßt Ihr wissen, daß die Madelon überhaupt nicht heirathen will."

Die Madelon nicht heirathen wollen! das war mir zu arg. Mit halber Stimme, aber laut genug, daß die Beiden mich verstehen konnten, fing ich zu singen an:

„Sagt dir ein Mädchen: ich freie nicht!
Lache ihr keck in das Angesicht.
Kommt nur der rechte Freiersmann . . "

Weiter ließ mich die Maxime nicht kommen.

„Wirst Du still sein! Wie kannst Du Dich so unschicklich benehmen!" schrie sie mich an und zu dem alten Galoudet gewendet fuhr sie fort: „Die Madelon hat eine so große Liebe zu ihrem Vater, daß ihr alles

Andere gleichgiltig ist. Sie hat gelobt bei ihm zu bleiben bis an seinen Tod und da er, wie der Herr Doctor sagt, bei all' seinem Elend sehr alt werden kann, seht Ihr wol, daß für die Madelon an's Heirathen nicht zu denken ist. Was nun meine zweite Tochter betrifft, so fällt es mir nicht ein, Euch zuzureden, Nachbar Galoudet. Ein Mädchen wie meine Marie-Louise braucht, Gott sei Dank, um den Freier nicht zu sorgen. Wenn ihr offne Augen und Ohren gehabt habt, müßt Ihr ja wissen, daß schon mehr als Einer bei ihr angeklopft hat. Aber den Ersten Besten nimmt sie nicht und jede Verwandtschaft ist ihr auch nicht recht. Nicht umsonst heißt es im Sprüchwort: Was hoch gebrütet wurde, will hoch nisten. Die Galoudet's und Ducase's hätten freilich zu einander gepaßt und ich will nicht leugnen, daß ich mich gefreut habe, als ich Euch mit den Blumen im Knopfloch kommen sah."

„Und doch sagt Ihr Nein und schickt mich fort, wie einen Hungerleider!" rief der Alte, indem er sich erhob und nach seinem Hute griff. Seine Stirnadern waren angeschwollen und seine vierschrötige Gestalt bebte vor Zorn.

Die Maxime vertrat ihm den Weg.

„Ist das meine Schuld?" fragte sie halb klagend, halb scheltend mit der ihr eigenen Zungengeläufigkeit. „Habe ich nicht gethan, was ich konnte, um die Angelegenheit in Ordnung zu bringen? Und meint Ihr, es wäre mir angenehm, wenn die Leute, die mich und meine Marie-Louise schon immer als stolz verschreien, die Köpfe zusammenstecken und sich zuflüstern: ich hätte den reichen Galoudet heimgeschickt und würde sicherlich noch vor Hochmuth närrisch werden? . . . Oder soll ich vielleicht, um das von mir abzuwenden, meiner eigenen Tochter die Schande anthun, den Leuten zu erklären, wie es gewesen ist . . . das heißt, daß ich Euch die Marie Louise zur Schwiegertochter angeboten und daß Ihr sie nicht gewollt habt?"

Während dieser Litanei war sich der alte Galoudet mit beiden Händen in die Haare gefahren und man sah es ihm an, daß er nicht mehr wußte, wo ihm der Kopf stand.

„Mir wäre sie ja recht!" schrie er, als die Maxime endlich 'mal Athem schöpfen mußte. „Aber wenn mein Junge nicht will . . ."

„Nicht will? . . . wenn Ihr wollt?" fiel ihm die Maxime in's Wort. „Das muß ich sagen, das ist eine sonderbare Kinderzucht. Wer hat dafür zu sorgen, daß die Jugend das Rechte und Vernünftige thut? Vater und Mutter! Wen trifft der Vorwurf, wenn eine Heirath leichtsinnig geschlossen wird? Vater und Mutter! . . . Darum haben die Kinder aber auch nicht dreinzureden, sondern zu thun, was erfahrene Leute für gut halten. Seit Menschengedenken ist das so Brauch gewesen und in Familien, die auf sich halten, wird es so bleiben. Nach der neumodischen Art freilich, die auch Ihr, wie ich mit Verwunderung sehe, für die beste haltet, ist davon nicht mehr die Rede, und wenn Euerem Sohne die Tochter der Bettel-Marie gefiele, so könntet Ihr nichts dagegen haben und müßtet sie als Schwiegertochter in Euer Haus nehmen."

Das war zu viel für den Alten.

„So, müßt' ich das?" rief er mit heiserem Lachen. „Da könntet Ihr Euch doch im Irrthum befinden ... Ihr seid eine kluge Frau, aber den Nicolas Galoudet kennt Ihr nicht aus. Seht doch! ... Die Tochter der Bettel-Marie in mein Haus! ... Ich will hoffen, daß Ihr das nicht im Ernst gemeint habt! Die Galoudet's besitzen auch ihren Stolz und halten auf angesehene Verwandtschaft und haben allezeit Weiber gehabt, die sich zeigen konnten. Meine Frau war eine Tochter vom reichen Vidal, meine Mutter eine Landon, meine Großmutter ..."

„Aber Nachbar Galoudet, wer zweifelt denn an Dem, was gewesen ist?" fiel ihm die Maxime in's Wort. „Ich bedaure ja nur, daß es nicht so bleiben wird, wenn das neumodische Wesen bei Euch einreißt. Euer Sohn ist ein schöner, gescheiter, braver Bursche, ganz wie Ihr in Eurer Jugend gewesen seid, nur Eure große Vernunft hat er nicht, sondern ist ein bischen oben hinaus und von heißem Blut. Ihr sagt selbst, daß er sich in meine Madelon verliebt hat. Dazu ist doch aber wirklich kein Grund vorhanden. Das Mädchen ist eher häßlich als hübsch und so langweilig, daß sie einen Heiligen zur Verzweiflung treiben könnte. Nun meine ich, wenn er sich dies eine Mal geirrt hat, so kann er sich auch zum zweiten Male irren und Euch plötzlich eine Schwiegertochter bringen, die Euch nicht gefällt und die nicht in Eure Verwandtschaft hineingehört. Hab' ich nicht Recht, Nachbar Galoudet?"

Der Angeredete, der bisher mit verschränkten Armen und verdutztem Gesicht dagestanden hatte, murmelte etwas von einer verfluchten Geschichte und fing an im Zimmer auf und ab zu gehen. Es war offenbar, daß er die Einflüsterungen des bösen Weibes in seinem schwerfälligen Geiste wiederkäute. Wenn ich jetzt das rechte Wort fand, war es vielleicht möglich, meinem Kameraden zu nützen ... aber ich suchte zu lange und ehe ich mich zu sprechen entschloß, fing die Maxime wieder an

„Nehmt die Sache nicht zu schwer", sagte sie. Es kann sich ja auch in einer guten Familie eine Frau finden, die Eurem Pierre gefällt und für ihn paßt und ist er erst verheirathet, so ist Alles gut."

Der alte Galoudet trocknete sich die Stirn.

„Freilich, freilich! Darum wär's am Besten, wenn der Junge bald heirathete", murmelte er, seine Wanderung fortsetzend. Plötzlich blieb er vor der Maxime stehen. „Und das soll er! ... Eure Marie-Louise soll er heirathen!" rief er aus, „und das gleich ... ich will Ruhe haben!"

Die Augen der Maxime funkelten, wie die der Katze, wenn sie die Maus in den Krallen hat; sie bezwang sich jedoch.

„Ihr meintet vorhin, daß sich Euer Pierre dagegen wehren würde", sagte sie ablehnend; „eine Andere ist ihm vielleicht lieber."

Aber sie hatte den alten Galoudet glücklich auf den Punkt gebracht, wo er keinen Widerspruch mehr aufkommen ließ.

„Keine Andere!" schrie er mit geballter Faust auf den Tisch schlagend. „Eure Marie-Louise, das sag' ich und dabei bleibt es! Gebt mir die Hand, Frau Nachbarin ... was ich will, ist so gut wie schon ge-

schehen. Sonntag kommt der Junge und bringt Eurer Marie-Louise den Brautring."

Daß sich der Pierre nicht ohne Weiteres dazu verstehen würde, wußt' ich natürlich, aber unruhig und ingrimmig war ich doch und noch größer wurde meine Unruhe, als die Maxime, nachdem sie den Vater Galoudet hinausgeleitet hatte, in den Garten ging, wo — wie ich wußte — die arme Madelon mit klopfendem Herzen auf Entscheidung wartete. Aber Viertelstunde auf Viertelstunde verging, ohne daß sich Jemand sehen ließ. Selten ist mir das Stillsitzen und Fleißigsein so schwer geworden als an diesem Tage.

Nach einer Weile kamen die Maxime und die Marie-Louise in's Haus zurück. Die Mutter sah härter, die Tochter hochmüthiger aus als je und Beide sprachen von der Heirath der Marie-Louise mit dem Galoudet wie von einer ausgemachten Sache. Von der Madelon war dabei mit keinem Sterbenswort die Rede, was mich so in Wuth brachte, daß ich mich endlich nicht mehr bezwingen konnte. Ich sagte also, sie möchten das Fell des Bären nicht verkaufen, ehe sie ihn hätten. Der Pierre Galoudet wäre ein Eisenkopf und wenn er sich vorgenommen, die Madelon zu heirathen, würde er sich nicht zu der Marie-Louise bequemen.

Das Mädchen begnügte sich damit, mir über die Schultern einen verächtlichen Blick zuzuwerfen; aber die Alte fuhr auf mich los, daß ich meinte, sie würde mich beim Kopfe nehmen.

„Was unterstehst Du Dich! Kümmre Dich um Deine Angelegenheiten!" schrie sie mich an. Ich gab jedoch zur Antwort, daß ich, als der beste Kamerad des Galoudet, ein Recht hätte, in der Sache mitzureden und nun zog sie andere Saiten auf.

„Das Recht will Dir ja Niemand bestreiten", sagte sie in sanftem Tone. „Was mich ärgert, ist nur, daß Du die Geschichte von der falschen Seite ansiehst. Wenn Du es mit dem Galoudet gut meinst, mußt Du es dazu bringen, daß er seinem Vater den Willen thut. Der Alte hat nun einmal seinen Kopf darauf gesetzt, daß der Pierre in unsere Familie heirathet; die Madelon kann er aber nicht bekommen, die muß und will bei ihrem Vater bleiben. Das erkläre Deinem Kameraden und bring' ihn dazu, sich zu fügen. Wenn Dir das gelingt, will ich's nicht abstreiten, daß Du von allen jungen Burschen in Jurançon der gescheidteste bist."

„Aha, mit der Eitelkeit willst Du mich fangen!" sagt' ich zu mir selbst und laut fügte ich hinzu: „Thut mir leid, Frau Nachbarin, was ich selbst nicht glaube, kann ich auch keinem Andern einreden und ich glaub's nun einmal nicht, daß der Galoudet und die Marie-Louise zusammen gehören. Die Madelon hat er lieb . . ." weiter kam ich nicht, denn die Marie-Louise, die sich an den Kamin gesetzt hatte, wendete sich um und fiel mir in's Wort.

„Mutter!" sagte sie mit ihrer hoffährtigsten Miene, „Mutter, wißt Ihr nicht besser, wie man mit solchem Hungerleider umgehen muß! Versprecht ihm fünf Francs, zehn Francs meinetwegen und Ihr werdet ihn gleich aus einer anderen Tonart pfeifen hören."

Das war zu arg! Mitten in die Stube flog die Arbeit, die ich in den Händen hielt. Bebend vor Zorn steckte ich Fingerhut und Scheere in die Tasche, drückte mein Barett auf den Kopf, sagte nur:

„Arm bin ich, aber kein Judas!" und ging zum Hause hinaus.

Als ich mich einigermaßen beruhigt hatte, denn nichts hat mich Zeit meines Lebens so in Wuth gebracht, als die Meinung der Reichen, daß die Armen für ihr elendes Geld Alles thun müssen, was sie verlangen — sucht' ich den Galoudet auf.

Ich fand ihn im Hofe mit Holzspalten beschäftigt. Wenn ich nicht gewußt hätte, daß etwas vorgefallen war, hätt' ich's an der Art und Weise, wie er die Axt schwang und den Keil in den Eichenknorren trieb, errathen müssen. So mag der Held Roland ausgesehen haben, als er oben im Gebirge mit seinem Schwert den Felsen von einander hieb.

Der Galoudet ließ mir übrigens nicht lange Zeit, um Vergleichungen anzustellen.

„Weißt Du's schon?" rief er mir entgegen, indem er mit der Arbeit einhielt und sich die glühende Stirn trocknete.

„Soweit es die Maxime angeht, ja", gab ich zur Antwort; „das hab' ich Alles mit angehört. Aber hier ... wie ist's mit Dir und Deinem Alten abgelaufen?"

Der Galoudet lachte grimmig auf.

„Den hat die Maxime völlig toll gemacht und wir haben einen Höllentanz mit einander gehabt", erwiederte er. „Allein das nutzt ihnen Alles nichts! Die Madelon will ich und die Madelon nehm' ich, und wenn die ganze Welt dagegen ist!"

„Das freut mich!" sagt' ich; „und so hab' ich's von Dir erwartet. Allein, viel Aerger und Herzeleid wird es geben, bis Du zum Ziel kommst, darauf mach' Dich gefaßt.

„Meinst Du?" rief er und seine Augen blitzten mich so voll Zuversicht an, daß ich mir im Momente sagte, er müsse seinen Plan schon fix und fertig haben.

So war's denn auch und ganz nach seiner Art, das heißt keck und gewaltsam war das Mittel, das er gewählt hatte, — um, wie er sagte den boshaften Weibern Wasser in den Wein zu thun und seinen Vater zur Raison zu bringen. Er hatte nämlich nichts Geringeres im Sinn, als sich heimlich mit der Madelon trauen zu lassen.

„Der Jacquon Vidal wird es thun", versicherte er; „Du weißt er ist jetzt Abbé in St. Benoît und hat, als ich vor drei Jahren seine arme, kranke Mutter aus dem Feuer trug, bei unserer lieben Frau von Betharam geschworen, daß er mir jeden menschenmöglichen Wunsch erfüllen würde. Du siehst also, daß er uns trauen muß und es handelt sich nur darum, ihr Bescheid zu sagen und die rechte Zeit zu finden, um heimlich mit der Madelon nach St. Benoît zu gehen. Zu Beidem wirst Du helfen, Jean-Baptiste."

„Daran solls nicht fehlen", gab ich zur Antwort; „aber glaubst Du, daß sich die Madelon dazu versteht?"

„Natürlich thut sie das!“ rief der Galoudet mit einer Zuversicht, die keinen Widerspruch aufkommen ließ. „Frag' sie nur!“ fuhr er fort. „Frag' sie und das sobald als möglich. Wenn ich mit ihr spräche, könnten Maxime oder Marie-Louise auf argwöhnische Gedanken kommen und das Verstecken und Leisesprechen gelingt mir gar zu schlecht. Aber Du bist wie dazu gemacht, Jean-Baptiste und wirst die Geschichte in den rechten Gang bringen. Nur bald laß es sein . . . das Warten ertrag' ich nicht!“

Wie immer, wenn der Galoudet etwas verlangte, war ich bereit sofort an's Werk zu gehen; aber so aufmerksam ich Haus und Garten der Maxime beobachtete, es gelang mir den Abend nicht mehr, die Madelon zu sprechen. Erst am andern Morgen sah ich sie mit einem Korb voll Wäsche auf dem Kopfe nach dem Bache gehen, folgte ihr nach auf Umwegen, zwischen den Hecken hin — und fand sie glücklich allein.

Als ich sie erreichte, war sie in voller Arbeit; sie kniete auf der kleinen Waschbrücke und schlug mit dem Klopfer so emsig auf das nasse Zeug, als ob sie auf der Welt für nichts Anderes Sinn hätte. Aber als ich sie anrief und sie sich umwendete, sah ich, daß sie weinte.

Ich setzte mich zu ihr auf die Steine, die am Bache lagen und betete meinen Spruch. Halb knieend, halb auf den Fersen sitzend, mit niederhängenden Armen, die Hände gefaltet, das Köpfchen gesenkt, hörte sie mich an und als ich zu Ende war, sagte sie:

„Ich habe Dich aussprechen lassen, Jean-Baptiste, nun höre auf meine Antwort und widersprich mir nicht — es würde nichts helfen. Ich danke Dir für Deine gute Absicht und dem Pierre für die Liebe, die er mir beweist; aber ich bitte Dich, so sehr ich nur kann, mir nie mehr von der Heirath mit ihm zu reden, denn das ist aus und vorbei.“

„Das kann nicht Dein Ernst sein!“ rief ich aus. „Du hast dem Galoudet Dein Versprechen gegeben . . .“

„Aber ich darf es nicht halten . . . es war Unrecht, daß ich es gab!“ fiel sie mir in's Wort. „Meine Mutter will von der Heirath nichts wissen.“

„Also wegen der Laune eines bösen Weibes willst Du den Galoudet unglücklich machen?“ fragte ich. „Den besten Burschen der Welt, der Dich so lieb hat . . . so lieb, wie Du es gar nicht verdienst.“

„O Jean-Baptiste, quäle mich nicht!“ bat sie weinend, mit aufgehobenen Händen. „Der Mutter muß ich doch gehorchen; vor Allem aber muß ich bei meinem armen, kranken Vater bleiben. Die ganze Nacht habe ich die Heiligen angefleht mir einen Ausweg zu zeigen, aber umsonst! . . . es bleibt dabei, daß ich gehorchen muß. Daß es mir nicht leicht wird, kannst Du glauben . . . mir ist zu Muth, als ob mir das Herz mitten entzwei gerissen wäre . . . das sag' dem Pierre, und wenn Du es gut mit mir meinst, so bring' ihn dazu, daß er sich fügt wie ich mich fügen muß . . .“

Sie konnte vor Weinen nicht weiter sprechen und sah so unglücklich aus, daß ich nicht den Muth hatte, ihr noch länger zuzureden. Auch

zum Trost wußte ich ihr nichts zu sagen und ging, dem Galoudet Nachricht zu geben.

Anfangs wollte er mir nicht glauben; er war zu fest vom Gegentheil überzeugt gewesen und dann gerieth er in hellen, lichten Zorn. Alle Weiber wären falsche, feige, eigensüchtige Geschöpfe; keines wäre der Liebe eines wackern Burschen werth, schrie er; aber als ich einstimmte und sagte: das Beste, was er thun könne, wäre, ein so thörichtes, wortbrüchiges Wesen zu vergessen, sprang er um und machte mich für den Bescheid der Madelon verantwortlich. Ich hätte seine Sache schlecht geführt, hätte seine Liebe und Verzweiflung nicht geschildert, wie er mir aufgetragen; wenn er selbst mit ihr gesprochen, hätte sie gar nicht Nein sagen können, behauptete er und plötzlich nahm er sein Barett vom Thürnagel, stürzte zum Hause hinaus und mit langen Schritten, zornglühend wie er war, gerades Wegs dem Bache zu. Auf die Manier war freilich von Heimlichkeit nicht mehr die Rede.

Aber vielleicht konnten auch jetzt noch ein paar wachsame Augen von Nutzen sein. So schnell es mein lahmer Fuß erlaubte, ging ich ihm nach und schon von Weitem hörte ich die laute Stimme des Galoudet, doch nicht von der Waschbrücke her, sondern hinter den Haselnußsträuchen, die längs der Wiese stehen. Allerhand Wäschstücke lagen im Grase, der Korb dicht an der Hecke. Wahrscheinlich hatte die arme Madelon die Flucht ergreifen wollen und er hatte sie eingeholt und festgehalten.

Ich machte mich sofort daran, die Wäsche einzusammeln, dabei behielt ich den Dorfweg im Auge um bei drohendem Ueberfall ein Warnungszeichen geben zu können, war aber gezwungen, das Gespräch der Beiden mit anzuhören.

Der Galoudet hatte, wie unser alter Schullehrer zu sagen pflegte, alle Register gezogen. Er bat, drohte, schalt, wollte verzweifeln und sterben, wenn sich die Madelon weigerte, auf seinen Vorschlag einzugehen; aber sie wehrte sich wie ein Mann und blieb dabei, daß sie trotz ihrer Liebe zu Pierre weder gegen den Willen der Mutter heirathen, noch den kranken Vater verlassen dürfe.

„Den nehmen wir zu uns, das haben wir ja längst mit einander ausgemacht“, warf der Galoudet ein.

„Meine Mutter sagt, das könne sie nicht zugeben, die Leute würden darüber reden“, antwortete Madelon.

„So mag sie ihn behalten!“ fiel der Galoudet ein; „Du aber gehörst mir und ich werde mein Recht nicht aufgeben. Habe ich nicht Dein Wort und hast Du nicht bei allen Heiligen geschworen, daß Du mich lieb hast... lieber als Alles in der Welt! oder ist das nur Lug und Trug gewesen?“

„Nein, Pierre, nein . . das ist es nicht, aber sei gut und quäle mich nicht länger!“ bat das junge Mädchen. „Sieh, Du bist so schön und klug, und bei allen Menschen beliebt, daß Du Dich bald über mich trösten wirst. Mein armer Vater dagegen hat Niemanden, der ihn pflegt und lieb hat, als mich allein . . . Meine Stimme ist die einzige, die er versteht; nur von mir läßt er sich führen und bedeuten . . . ich wäre

eine schlechte Tochter, wenn ich von ihm ginge, würde nie mehr zur Ruhe kommen und so auch Dich unglücklich machen. Pierre, nicht wahr, das siehst Du ein und schickst Dich in Das, was einmal nicht zu ändern ist?"

„Verlangst Du nicht auch, daß ich die Marie-Louise heirathe?" fiel er heftig ein. „Nein, Madelon, so gern ich Dir zu Willen lebe, in dieser Sache kann und will und werde ich Dir niemals nachgeben. Du gehörst mir, ich gehöre Dir, dahinein hat kein Vater und keine Mutter zu reden und wenn Du den rechten Muth hast, so zwingen wir die Alten.."

Madelon seufzte.

„Du kennst meine Mutter nicht!" sagte sie. „Was die will, das setzt sie durch ... Du wirst Dich auch noch fügen müssen."

„Ich mich fügen!" schrie er, daß es bis nach Pau zu hören sein mußte. Unwillkürlich schob ich die Zweige auseinander und sah ihn mit glühendem Gesicht und blitzenden Augen der armen Madelon gegenüber stehen. „Ich mich fügen!" wiederholte er; „wenn Du das glauben kannst, kennst Du mich nicht. Ich verlange nichts als mein Recht, aber davon soll mich auch Niemand abbringen und wenn Du nicht gutwillig thust, was ich von Dir verlange, so werde ich Dich zwingen ... versuch's, Dich loszumachen, wenn ich Dich halten will ... versuch's!"

Bei diesen Worten packte er ihren Arm; sie stieß einen leisen Schrei aus, wankte und ehe ich sie, mich schnell durch die Büsche drängend, erreichen konnte, fiel sie zu Boden.

Die arme Kleine war ohnmächtig geworden, was mich bei diesem heftigen Auftritt, nachdem sie die Nacht nicht geschlafen und wahrscheinlich lange nichts gegessen hatte, gar nicht Wunder nahm. Aber der Galoudet that, als ob sie im Sterben läge und er sie gemordet hätte. Während ich Wasser vom Bache holte, sie anspritzte und ihre Hände rieb, lag er neben ihr auf den Knieen, verschwor sich bei allen Mächten des Himmels und der Hölle, daß er ihren Tod nicht überleben würde und als sie nach einer Weile wieder zu sich kam, war er völlig zerknirscht. Er gelobte, sie nicht wieder zu quälen, das heißt, er versprach, ihr in Dem, was sie für Recht erkannte, kein Hinderniß in den Weg zu legen, sie weder mit Gewalt noch Ueberredung von ihrer Pflicht abwendig zu machen, unter keinen Umständen an ihrer Liebe zu zweifeln und sein Herzeleid den Heiligen anheim zu stellen, welche sie Beide, wie Madelon versicherte, im himmlischen Jenseits für ihre Entsagung belohnen würden.

So trennten sie sich und für den Augenblick schien Alles in Ordnung. Der Galoudet, dem der Schrecken über die Ohnmacht des jungen Mädchens in allen Gliedern lag, versicherte, er wolle geduldig warten, bis es den Heiligen gefalle, die Madelon von der Pflicht gegen den Vater zu erlösen, das Uebrige werde sich schon überwinden lassen ... Aber ich wußte gleich, daß diese Vorsätze nicht aushalten würden.

Ein paar Tage ging der Galoudet still umher. Mir wär's lieber gewesen, er hätte getobt oder geklagt; denn sein Schweigen war gewöhnlich das Zeichen, daß er irgend eine neue Tollheit im Sinne trug.

Am nächsten Sonntag zeigte sich's denn auch. Die große Messe war kaum zu Ende, als er im vollen Staate, mit seiner breitesten rothen Schärpe in meine Kammer trat und mich aufforderte mit ihm zu der Maxime Ducase zu gehen.

„Zu der Maxime?" rief ich verwundert. „Ja, ja, komm nur!" gab er ungeduldig zur Antwort; „Du weißt, daß ich ihrer Tochter den Brautring zu bringen habe und dabei darf man doch nicht ohne Brautführer sein. Also komm! mein Vetter, der Nicolai Lennet, steht schon unten."

Ich wollte fragen, was seinen Sinn so schnell geändert hätte, aber er kletterte die Leiter, die zu meiner Bodenkammer führte, schon wieder hinunter und mir blieb nichts übrig, als ihm den Willen zu thun.

Brautwerbung, Verlöbniß und Hochzeit fanden dazumal noch überall nach der alten Weise statt, die jetzt immer mehr in Vergessenheit kommt. Den ersten Act, die Werbung, hatten die Eltern oder Vormünder allein miteinander abzumachen, wie das hier vom alten Galoubet und der Maxime geschehen war. Zum Verlöbniß begab sich der Bräutigam von zwei Brautführern begleitet in das Haus der Auserwählten. Gewöhnlich geschah dies am ersten Sonntage nach der Werbung und immer um die Mittagszeit. Obwol man erwartet wurde, verlangte der Anstand, daß sich die Brauteltern den Anschein gaben, als wüßten sie nicht, um was es sich handle und so machte denn auch die Maxime, als wir eintraten, ein möglichst gleichgiltiges Gesicht, fragte nach unserm Befinden — bei mir mochte ihr das ziemlich schwer werden, aber sie that es mit aller Höflichkeit — erkundigte sich nach den Anverwandten und fragte, womit sie aufwarten könne?

Wir nahmen Platz, wie sich's gehört; der Galoubet auf einem Schemel an der vordern Seite des Tisches, neben dem alten Ducase, der dabei sein mußte, wenn er auch nicht verstand, was gesprochen wurde; wir auf der Bank hinter dem Tische und während der Bräutigam nach der Vorschrift für Alles dankte, erklärten wir, daß uns ein Glas vom „Heurigen" ganz recht sein würde. Die beiden Mädchen waren bei unserm Eintritt natürlich wieder zur Hinterthür hinaus gegangen; jetzt machte die Maxime diese Thür auf und rief hinaus:

„Marie-Louise, wir haben Besuch bekommen, gute Freunde und Nachbarn . . . bring uns ein Glas Wein."

Darauf setzte sie sich zu uns an den Tisch und wir Alle warteten in feierlichem Schweigen, während sich der Galoubet gegen allen Gebrauch nach der Hinterthür umsah und die beiden Hände auf das Tischblatt stützte, als ob er sich damit eine Haltung geben müßte.

Lange zu warten hatten wir nicht, denn ein Litre Wein war zum Voraus für uns abgezogen und die Gläser standen sauber abgewischt in Bereitschaft. Die Marie-Louise hatte sich aber in ihrem Hochmuth nicht entschließen können, uns zu bedienen . . . ich Hungerleider mochte ihr wol besonders im Wege sein. Wie eine Prinzessin kam sie herein, die Hände in den Schürzentaschen, den Kopf zurückgebogen und hinter ihr

ging die arme Madelon mit dem Präsentirbret, auf dem die Gläser leise zusammenklirrten.

Bei ihrem Eintritt wurde der Galoudet dunkelroth; aber er faßte sich merkwürdig schnell und während sie das Bret auf den Tisch stellte und mit zitternder Hand den Wein in die Gläser goß, stand er auf, hielt den glitzernden Goldreif in die Höhe und sagte mit lauter Stimme, indem er dem alten Ducase und seiner Frau eine Reverenz machte:

„Aus langer Freundschaft und aus Achtung für Vater und Mutter und weil mir Eure Tochter gefällt und mein Vater mit ihrem Heirathsgut zufrieden ist, wie Ihr mit dem meinigen, komme ich nach seinem Willen und mit Eurer Zustimmung und verlobe mich Eurer Tochter mit diesem Ring und meinem Wort."

Darauf machte er mit dem Ringe das Zeichen des Kreuzes und während wir das bekräftigende „Ataou sio!" (Amen) riefen, faßte er sich schnell zur Linken statt zur Rechten wendend — die Hand der Madelon und schob ihr den Ring an den Finger.

Einen Augenblick waren wir Alle wie gelähmt, dann brach das Ungewitter los.

„Es gilt nicht! .. Gleich giebst Du den Ring wieder her!" schrie die Maxime, indem sie auf die leichenblasse Madelon zufuhr. Umsonst versuchte der Galoudet dazwischen zu treten; der alte Ducase, der nicht begriff, was hier vorging, zitternd aufstand und mit ausgestreckten Händen nach seiner Madelon rief, kam ihm in den Weg und so gelang es der wüthenden Mutter den Ring in ihre Gewalt zu bekommen.

„Zur Marie Louise, Dir gehört er!" rief sie triumphirend, indem sie auf ihre Lieblingstochter zutrat.

Aber Marie-Louise schüttelte den Kopf und schlug die Arme über der Brust zusammen, daß beide Hände versteckt waren.

„Den Ring soll ich nehmen . . . den Ring, den eine Andere am Finger gehabt hat?" rief sie mit der verächtlichsten Miene, die ich Zeit meines Lebens gesehen habe. „Thut mir leid, das kann ich nicht! Macht der Galoudet Dummheiten, so soll er auch dafür bezahlen, das heißt, er soll mir von Pau einen neuen Ring besorgen."

„Für Dich, Marie-Louise? ... Nie im Leben!" schrie der Galoudet und warf den Kopf zurück, daß ihm die langen schwarzen Haare wie eine Mähne um die Schultern flogen. „Die Madelon ist mir mit Ring und Wort verlobt, das halten wir Beide . . ."

„Da ist Dein Ring!" fiel ihm die Maxime in's Wort, indem sie ihm, während die Marie-Louise zornig auflachend zur Hinterthür hinausging, den Goldreifen vor die Füße schleuderte. „Nimm ihn nur wieder hin... die Madelon darf ihn unter keiner Bedingung behalten . . . ich leid' es nicht!"

„Schon recht!" antwortete der Galoudet, indem er den Ring vom Boden aufnahm und seine Stimme, die anfangs zitterte, wurde immer fester und entschlossener. „Schon recht! Gegen Gewalt kann die Madelon nichts ausrichten; aber meine Braut ist und bleibt sie trotz Allem,

was Ihr dagegen sagen mögt. Um sie hat mein Vater geworben, sie hat er im Sinne gehabt, als er das Heirathsgut feststellte, — vom Jean-Baptiste habe ich genau erfahren, wie Eure Unterredung mit ihm verlaufen ist. Wenn Ihr ihm nachher etwas Anderes eingeredet habt, so mögt Ihr es ihm und Euch selbst nur wieder ausreden . . . Weine nicht, Madelon!" fuhr er in sanfterem Tone fort und versuchte, sich der Kleinen zu nähern, aber die Maxime ließ es nicht zu.

„Mach', daß Du fortkommst!" rief sie, ihm in den Weg tretend, „und daß Du Dich nicht wieder hier sehen läßt, das rathe ich Dir!"

Der Galoudet wechselte die Farbe, seine Augen blitzten, seine Fäuste ballten sich, aber Madelon hob bittend die Hände auf und ihr zu Liebe bezwang er seinen Zorn. Ohne daß er der Alten ein Sterbenswort erwiedert hätte, machte er kehrt und ging zum Hause hinaus.

Wir folgten natürlich und sobald die Thür hinter uns zugefallen war, überhäuften wir ihn mit Vorwürfen. Ich sagte, daß er durch seine Unvernunft dem Fasse vollends dem Boden ausgestoßen hätte und der Lennet fand es unrecht, seine Brautführer in solcher Weise zu mißbrauchen. In der guten Meinung, daß sich der Vetter mit der Marie-Louise verloben wolle, wäre er hingegangen . . .

„Mit der Marie-Louise?" fiel ihm der Galoudet ins Wort und sein Ton sagte mehr als alle Versicherungen, daß ihm das unmöglich gewesen wäre. „Zu Füßen werfen wollt' ich ihr den Ring und dabei wollte ich Euch als Zeugen haben", fuhr er fort. „Was weiter geschehen ist, habe ich nicht vorher bedacht oder berechnet. Konnt' ich denn wissen, daß die Madelon den Wein einschenken würde? und erst als sie das that, ist mir der Gedanke gekommen, die Gelegenheit zu benutzen. Nun aber ist's geschehen, Euer Zeugniß als Brautführer hab' ich und wenn Ihr verständig seid, so macht Ihr weiter kein Federlesens, sondern helft mir, meinem Alten die Sache einzureden."

Daß der Galoudet darin Recht hatte, ließ sich nicht abstreiten und nach einigen Hin- und Herreden gaben wir das Versprechen, daß wir ihm helfen wollten. Uebrigens glaube ich, daß uns Beiden schlecht zu Muthe war, als wir den alten Galoudet mit schmunzelnder Miene an seiner Hausthür stehen sahen. Der Pierre dagegen schien sein Herz in beide Hände genommen zu haben, denn sobald wir auf des Alten: „Kommt herein Kinder, kommt herein!" ins Haus getreten waren, sagte er mit großer Ruhe:

„Setzt Euch, Vater, und hört mich an!" Dann erzählte er ihm ohne Umschweife, was bei der Maxime geschehen war und als der Alte bei der Ringgeschichte mit dem zornigen Ausruf: „Bist Du des Teufels!" in die Höhe fuhr, gab er gelassen zur Antwort:

„Vater, ein Mädchen, das zu hochmüthig ist, dem Bräutigam den Wein zu bringen, was doch seit Menschengedenken auch die vornehmsten Bräute thun, wäre keine gute Frau und keine gute Schwiegertochter geworden."

Nach dieser Erklärung ging er zum Hause hinaus. Die alte Base

Jeannette, die dem Galoudet die Wirthschaft führte und der Pierre Lennet, der Vater vom Nicolas, der zufällig da war, erklärten wie aus einem Munde, der Junge hätte Recht! Wir Brautführer stimmten ein; der alte Galoudet setzte sich wieder nieder, fuhr mit beiden Händen in die grauen Haare und wußte offenbar nicht, was er denken sollte.

Glücklicherweise kamen ihm die Nachbarn zu Hülfe. Daß die Geschichte noch ehe es zur Vesper läutete in ganz Jurançon herum war, versteht sich von selbst. Die Meisten gönnten der Maxime und ihrer hochmüthigen Tochter, daß sie in dieser Art angekommen waren, und die so dachten, beeilten sich den Vater Galoudet aufzusuchen und ihm zu sagen: sein Sohn hätte Recht gethan, er könne sich was auf ihn einbilden! Der Pierre wäre noch ein echter Béarner, stolz, entschlossen, klug, jeden Augenblick bereit, die ihm zugefügte Beleidigung zu bestrafen. Die Marie-Louise möge nun sehen, woher sie einen Mann bekäme . . . in Jurançon wäre keiner für sie. Im Grunde wäre sie auch viel zu hochmüthig, eitel, träge und vergnügungssüchtig, um einen guten Hausstand zu führen. Die Madelon dagegen würde natürlich als Frau eben so bescheiden und fleißig, sanft und sparsam sein, wie sie als Mädchen gewesen und der Pierre hätte nichts Gescheidteres thun können, als daß er sie gewählt. Der alte Galoudet, der, wie schon gesagt, noch nicht Zeit gehabt hatte seine Meinung über die Angelegenheit festzustellen, ließ sich von den Freunden überreden, und als Pierre wieder nach Hause kam, fand er zu seiner Verwunderung, daß der Vater mit ihm ausgesöhnt und bereit war, sein Verlöbniß mit der Madelon anzuerkennen.

Dem Einvernehmen zwischen Vater und Sohn kam das nun freilich sehr zu gut, im Uebrigen wurde aber nichts damit erreicht. Mochten die Beiden noch so fest behaupten, die Madelon wäre dem Pierre anverlobt, mochte ganz Jurançon dasselbe sagen, die Maxime blieb dabei, zwischen den Ducase's und Galoudet's könne von dergleichen nicht mehr die Rede sein und der Unverschämte, der ihre Marie-Louise beleidigt hätte, dürfe ihr nicht wieder über die Schwelle kommen. Ihr Herzblatt, dem die Verlobungsgeschichte, wie sie wol wußte, mehr Spott als Bedauern eintrug, hatte sie zu einer Base nach Orthez geschickt; sie konnte nun ihre ganze Zeit darauf verwenden, die Madelon zu überwachen und das gelang ihr so gut, daß der Galoudet, der abwechselnd in hellem lichten Zorne war oder sich der tiefsten Niedergeschlagenheit überließ, nicht ein einziges Mal Gelegenheit fand, das Mädchen zu sprechen.

So war das Jahr zu Ende gegangen. Die hochheiligen Feste: Weihnacht, Sanct Stephan, Neujahr, Dreikönig waren vorüber; da hieß es plötzlich, die Marie-Louise hätte in Orthez einen Freier gefunden, würde nächstens kommen, ihn der Mutter zu präsentiren und dann sollte sofort der Vorspruch sein. Durch die Plätterin Manon, die Vertraute der Maxime, wurde ferner bekannt, daß der Bräutigam aus guter, wohlhabender Familie, großer Schweinezüchter und Theilhaber einer der berühmten Schinkenhandlungen von Orthez sei. Die Marie-Louise würde also eben so vornehm als eine Kaufmannsfrau zu Pau. Daß sie selbst

in der Woche eine goldne Uhr an goldner Kette tragen würde, war bereits ausgemacht. Die Maxime strahlte förmlich und den Galoudet's schien es gerathen, diese gute Stimmung zu benutzen. Durch den alten Lennet, der zu Neujahr Maire geworden, also ein Mann von Einfluß und Ansehen war, ließen sie der Bäckerin Versöhnung antragen, aber umsonst. Die Maxime hatte, sobald sie die Absicht des Lennet errathen, rund heraus erklärt: er möge sich keine Mühe geben, dem Pierre Galoudet gäbe sie ihre Tochter nicht und kein Heiliger und kein Teufel solle sie von diesem Entschluß abbringen.

Kein Heiliger und kein Teufel! Als mir der Galoudet diese Worte mittheilte, fiel es mir wie Schuppen von den Augen und ohne mich zu besinnen, rief ich aus:

„Was giebst Du mir, wenn ich den Teufel finde, der dies böse Weib zur Raison bringt?"

Aber der Galoudet hatte wieder einmal seine kleinmüthige Laune. Es würde Alles nichts nützen, meinte er und selbst wenn ich die Alte zur Einsicht brächte, wäre nichts erreicht. Die Madelon hätte doch nicht die rechte Liebe zu ihm, sonst hätte sie sich unmöglich so ohne Weiteres fügen können.

Wenn der Galoudet dies Klagelied anstimmte, war nichts mit ihm zu machen, das wußt' ich schon. So ließ ich mir denn nun das Versprechen geben, daß er mich und die Kameraden in nichts hindern würde und ging an's Werk.

Der Carneval stand vor der Thür, der sollte uns helfen. Auch jetzt noch geht es, wie Ihr Alle wißt, zur Faschingszeit in ganz Béarn bunt und lustig genug zu, aber in meiner Jugend war es noch lustiger. Man hatte mehr Muth und Uebermuth als heutzutage, fragte nicht erst, ob man sich an Diesem oder Jenem die Finger verbrennen könne und brauchte sich nicht vor der Polizei in Acht zu nehmen, die jetzt ihre Nase in Alles hineinsteckt. Die Fastnachtscomödien, die von Alters her zur Strafe der Bösen und zum Schutz der Unterdrückten bei uns zu Lande gebräuchlich waren, kamen viel häufiger vor, als jetzt, wo man lieber etwas aus Büchern aufführt. Mancher Uebelthäter, den kein Richter fassen konnte, erhielt durch diese Spiele den verdienten Lohn; mancher wurde sogar durch sie zur Umkehr gebracht und wer eine solche Comödie erfand und ausführte, hatte Lob und Ehre davon. Mein Vorschlag, ein Fastnachtsspiel zu machen, wurde denn auch von allen Kameraden mit Jubel begrüßt. Der Eine brachte Dies, der Andere Das in Vorschlag; sobald der Gang des Stückes festgestellt war, fing in aller Heimlichkeit das Probiren an; Ankleidungen und Masken gab es von frühern Comödien her und als die Zeit der Aufführung herankam, ging Alles wie am Schnürchen.

Unser Stück — wie gewöhnlich eine Tanz-Pantomime mit Chorgesang — war einfach und verständlich. Auf einem Wagen, welcher von der bei jedem rechten Fastnachtsspiel noch heutigen Tages unentbehrlichen Teufelsschaar umgeben war, saß eine Alte mit zwei jungen Mädchen — d. h. der Nicolas Lennet und zwei andere Kameraden in Weiberkleidern



denn zu allen Zeiten haben in solchen Comödien nur Männer gespielt. Das eine Mädchen war groß und stark, saß aufgeputzt da und legte die Hände in den Schooß; das Andere, ein zierliches, kleines Ding, war eifrig mit Spinnen beschäftigt. Die Teufel stimmten ein Tanzlied an; ein Bursche mit rother Schärpe, einen Blumenstrauß an der Jacke, tanzte herbei — der Knecht des Lennet war es — und bewarb sich um die Spinnerin. Die Alte schüttelte den Kopf und gab ihm zu verstehen, daß er die Geputzte nehmen möge, aber er wollte nicht und wurde endlich von der Alten, die durch Geberden ausdrückte, daß sie die Fleißige nicht entbehren könne, fortgeprügelt. Die Geputzte, die inzwischen ihren Unwillen über den spröden Bewerber kund gegeben hatte, sah umher, ob kein Anderer käme, stieg vom Wagen, fing an zu suchen — immer tanzend natürlich — und fand endlich einen Burschen, der ein Ferkel vor sich her trieb und einen Geldsack unter dem Arm trug. Das große Mädchen verfolgte ihn, bis er ihr den ersehnten Verlobungsring auslieferte, zog ihn zum Wagen, zwang ihn, mit Schwein und Geldsack hinauf zu klettern und bat die Alte um ihren Segen, den sie auch bereitwillig ertheilte. Während sie so beschäftigt waren, kam der Freier der Spinnerin und koste mit ihr. Doch die Alte sah es, stürzte herbei, jagte ihn abermals fort und schlug unbarmherzig auf die Kleine los, sie zu schnellerer Arbeit anzutreiben, wobei die Große und ihr Freier mit schadenfrohem Lachen zusahen. Damit war denn aber auch das Maß des Bösen voll und der Gottseibeiuns, der in jedem Fastnachtsspiel den Ausschlag giebt, erschien. Eine Ofengabel als Spazierstock benutzend, schwang er sich auf den Wagen, stieß das Brautpaar hinunter, sprang mit der Alten hinterdrein, zwang sie niederzuknieen und setzte ihr seine Ofengabel auf den Nacken. Der Freier der Spinnerin kam zurück, sie warf sich in seine Arme und zum Schluß führten die beiden Paare einen Contretanz auf, während die Teufel, die sich bei den Händen faßten, in einer wilden Ronde um sie her tanzten.

So lange Jurançon steht, ward sicherlich kein Fastnachtsspiel mit so viel Lust und Liebe einstudirt, als dieses. Als der Carneval-Sonntag kam, waren wir so gut im Zuge, daß wir im Stande gewesen wären, uns vor König und Königin sehen zu lassen und doch schlug mir das Herz wie ein Schmiedehammer. Die Aufführung einer solchen Comödie ist keine Kleinigkeit... man kann viel Ehre oder viel Spott damit erwerben und ich hatte ja noch etwas Besonderes im Sinn. Vor der Hand ließ sich aber Alles auf's Beste an: die Marie-Louise war zurückgekommen, hatte ihren Bewerber mitgebracht, der in aller Eile die Verwandtschaft kennen lernen, Haus und Hof besehen und wenn Alles paßte noch vor der Fastenzeit — wo sich dergleichen nicht schickt — Verlobung halten wollte. Das Wetter war so gut, wie sich's um diese Jahreszeit nur irgend erwarten läßt und zur bestimmten Stunde, das heißt gleich nach der Vesper, waren alle Kameraden auf ihren Posten.

Im Hofe des Lennet, wo bei verschlossenem Thor auch die Proben abgehalten waren, hatten wir uns versammelt. Vom Platze herüber

klang das Summen und Rauschen einer großen Menschenmenge; man wußte natürlich, daß wir eine Fastnachtscomödie eingelernt hatten und wartete jetzt voll Ungeduld auf ihren Anfang. So nahm ich denn meinen Muth in beide Hände, gab das Zeichen, die Thorflügel wurden aufgemacht und der Zug setzte sich in Bewegung.

Voran gingen drei Musikanten mit Dudelsack, Flöte und Trompete; dann kamen der falsche Valoubet und der Freier von Orthez, maskirt und mit Narrenkappen statt der Baretts, übrigens im gewöhnlichen Sonntagsstaate und der Letzte, wie schon gesagt, mit Ferkel und Geldsack. Hinter ihnen fuhr der Wagen mit den drei Frauenzimmern; den Maulthieren, die ihn zogen, waren ebenfalls schellenbehangene Narrenkappen aufgesetzt und den Beschluß machte der Chor der Teufel, zu denen auch ich gehörte.

Unter dem Jubel der Dorfjugend zogen wir in die Mitte des Platzes und die Aufführung begann. Herrlich war es, wie der Nicolas Lennet und der Jaquou Caudal die Maxime und die Marie-Louise nachzuahmen wußten. Genau so nickte die Bäckerin nach rechts und links, genau so fuhr sie mit den Händen umher, während ihre Lieblingstochter dasaß wie ein ein hölzernes Heiligenbild, den Kopf nach hinten gebogen und die Hände kreuzweis über einander gelegt. Der Cadet Blandier aber ließ den Kopf auf die Brust sinken, wie die Madelon zu thun pflegte und drehte die Spindel mit einer Geschicklichkeit, als ob er sich Zeit seines Lebens damit abgegeben hätte und wir Teufel stimmten dazu das Lied an:

Ah ma mei, qu'es doun hourouse,
D'aver ûo goui coum you.
You qué cousi, you que héli,
You qué troussi la maïsou.
„Mutter, o wie glücklich bist Du,
Daß Du mich zur Tochter hast.
Nähe flink und spinne fein,
Halte Dir das Häuschen rein."

Das war ein Lachen unter den Zuschauern, die sich von allen Seiten herbeidrängten. Die Namen Maxime, Madelon, Marie-Louise, die hin und wieder flogen, bewiesen, daß unsere Carrikaturen erkannt waren und das neue Tanzlied gefiel so gut, daß schon bei der zweiten Wiederholung ein Theil des Publicums in die Hände klatschend mitsang:

„Mutter, o wie glücklich bist Du,
Daß Du mich zur Tochter hast . ."

Plötzlich aber — die falsche Maxime war eben dabei den Freier der Spinnerin fortzuprügeln — verstummte das Lachen, ein Flüstern ging durch die Menge; alle Köpfe wendeten sich der Richtung zu, wo im Gedränge eine wogende Bewegung entstand und im nächsten Augenblick erschien die Maxime Ducase — die echte Maxime — in der vordern Zuschauerreihe. Vergebens versuchten die Umstehenden sie zurückzuhalten, sie riß sich los, stürzte mitten unter die Spielenden und faßte den Dudelsackpfeifer am Arme.

„Willst Du gleich still sein! .. und Ihr Andern auch . . . Niemand soll sich einfallen lassen, das Schandstück weiter zu spielen!“ rief sie mit heiserer Stimme und zu den Zuschauern gewendet, fuhr sie fort: „Schämt Ihr Euch nicht, über solche Abscheulichkeiten zu lachen? Ist es erlaubt, daß man so mit Unsereins Spott treibt?“

„Oho, warum denn nicht? . . . Im Carneval sind wir Alle gleich . . . Jeder muß sich das gefallen lassen!“ riefen Zuschauer und Comödianten durcheinander. Einige der Kameraden fluchten über den tückischen Zufall — sie ahnten nicht, daß ich es war, der unserer Feindin heimlich eine Botschaft geschickt hatte — noch Andere riefen mit lauter Stimme nach dem Pierre Lennet und es währte nicht lange, da stand auch der würdige Herr Maire mitten unter Teufeln und Narren und fragte, was es gäbe?“

„Die Maxime Ducase stört das Fastnachtsspiel“ riefen die Comödianten. „Verbietet ihr das!“

„Nein, das Spiel müßt Ihr verbieten!“ fiel sie wüthend ein. „Seht her, Pierre Lennet“, fuhr sie fort und ihre ausgestreckte Hand und ihre Stimme bebten vor Zorn, „die Bunte dort ist meine Marie-Louise . . . das gelb angemalte Ungethüm daneben soll ich sein . . . selbst der Mathurin Laroche von Orthez wird, wie man sagt, in dem Schandstücke lächerlich gemacht . . . das müßt Ihr verbieten! Wozu seid Ihr Maire von Jurançon!“

Aber der Pierre Lennet hatte offenbar nichts dagegen, daß wir der Maxime einen Streich spielten. Er lachte über das ganze feiste Gesicht und meinte: seines Wissens würden Fastnachtsspiele nicht zum Verbieten gemacht, sondern zum Aufführen. Wenn sie glaube, daß ihr durch unser Stück eine Beleidigung angethan sei, möge sie uns verklagen. Für den Augenblick lasse sich nichts dagegen thun. Uebrigens würde auch das Verklagen seine Schwierigkeit haben, denn daß unser Spiel auf sie und die Ihrigen Bezug hätte, wäre nirgend gesagt.

Die Zuschauer fingen an, die Geduld zu verlieren. „Spielt weiter! spielt weiter!“ hörte man rufen; ich aber hielt es an der Zeit meinen letzten Trumpf zu wagen.

„Ihr habt Recht, Maxime Ducase“ sagte ich; „das Stück ist auf Euch und Eure Marie-Louise gemünzt; auch der Freier Eurer Goldtochter kommt darin vor — seht Ihr, dort steht er mit Schwein und Geldsack — und es ist möglich, daß er sich dadurch beleidigt fühlt und abreist, ehe die Verlobung in Richtigkeit gebracht ist. Von hier aus ziehen wir nämlich geradeswegs vor Euer Haus und halten dort, Euern Gast zu Ehren, die zweite Vorstellung.

„Hört Ihr's, Pierre Lennet, hört Ihr's!“ schrie die Maxime. „Das dürft Ihr nicht zugeben . . . Ihr müßt mir helfen . . .“

„Helft Euch lieber selbst!“ fiel ich ihr in's Wort; „gebt dem Galoubet die Madelon, so soll die Marie Louise ihren Freier von Orthez behalten . . . Ich wenigstens will dann nichts dagegen thun, das heißt, ich will mein Stück nicht weiter aufführen lassen.“

„Was sagt Er da? ... Nicht weiter aufführen? ... Das dulden wir nicht! ... Es wird gespielt!“ riefen Comödianten und Zuschauer durcheinander. Jetzt aber trat der Galoudet aus dem Gedränge, sein Gesicht glühte, seine Augen funkelten, die Niedergeschlagenheit der letzten Wochen war wie mit einem Zauberschlage von ihm genommen. Mit einem Satze war er bei mir, faßte meine Hand und im Kreise umherblickend rief er, daß es über all' das Tosen wegklang:

„Das war ein Freundschaftswort, Jean-Baptiste, ich danke Dir!... Von Euch Andern aber hoffe ich, daß Ihr Ja und Amen dazu sagt, wenn es mir und der Madelon zum Glück verhelfen kann.“

„Ja, ja!“ riefen die wackeren Burschen wie aus einem Munde und die Zuschauer klatschten in die Hände.

„Ich danke Euch!“ fuhr der Galoudet fort. „So komm denn her, Jean-Baptiste, und Du, Nicolas; Ihr sollt zum zweiten Male Zeugen sein, daß ich bitte: Maxime Ducase, gebt mir Eure Tochter Madelon zur Frau.“

Alles lachte. Ein paar Brautführer wie wir — der Eine in Weiberröcken, der Andere im zottigen Teufelskleide mit Hörnern und Schwanz war sicherlich nie dagewesen. Nur die Maxime stimmte nicht ein. Sie bedachte sich eine Weile, dann fuhr wie ein Blitz ein hämisches Lächeln über das gelbe Gesicht und sie fragte:

„Versprecht Ihr hier vor allen Nachbarn, daß Ihr nicht weiter spielen wollt, wenn ich Ja sage?“

„Das versprechen wir!“ riefen wir Alle.

„Gut denn, Pierre Galoudet“, fuhr die Maxime fort; „ich sage Ja zu deiner Werbung ... weiter spielen dürft Ihr also nicht.“

Wieder klatschten die Umstehenden in die Hände und der Galoudet, der in einem Moment blaß und roth geworden war, sagte: „Kommt, wir holen den Ring ... wir gehen zur Madelon ...“ die Alte vertrat uns den Weg.

„Nur nicht so hastig!“ sagte sie mit spöttischer Miene. „Erst mußt Du doch wissen, ob Dich die Madelon will!“

„O! ... Ausflüchte ... das gilt nicht! ... sie wird die Kleine zwingen, daß sie Nein sagt!“ riefen die Umstehenden; der Galoudet hob beschwichtigend die Hände auf.

„Gut, Ihr müßt sie fragen!“ rief er; „aber hier vor uns Allen und was sie sagt, soll gelten ...“

„Ja, ja! ruft die Madelon her!“ fielen die Kameraden ein. „Da kommt sie schon ... da ist sie schon!“ klang es von der andern Seite, eine Gasse öffnete sich im Gedränge und im nächsten Augenblick stand das junge Mädchen halb erschreckt, halb verwundert mitten unter den Maskirten.

„Die Marie-Louise schickt mich“, fing sie an, indem sie auf die Maxime zutrat, aber der Galoudet faßte sie an der Hand und zog sie an seine Seite.

„Madelon“, sagte er und obwol er laut genug sprach, um von Allen

gehört zu werden, bebte seine Stimme, „Madelon, Du sollst jetzt vor den Nachbarn und Freunden erklären, ob Du mich heirathen willst. Was Du sagst, soll gelten ... Deine Mutter hat es gelobt, nicht wahr, Maxime Ducase?"

„Ja, das habe ich gelobt", antwortete das falsche Weib und zog die Tochter vom Galoudet weg; „das heißt, sie haben mich dazu gewungen. Aber Du, Madelon, hast Deinen freien Willen und wenn Du Nein sagst, kann Niemand weder Dir noch mir etwas anhaben. Also besinne Dich, ehe Du Antwort giebst, und sieh Dich um: alle diese Masken sind da, um uns in einer schändlichen Fastnachtscomödie zu verspotten ... das Eine bin ich ... dort auf dem Wagen sitzt die Marie-Louise und die elende graue Creatur daneben sollst Du sein ... So haben sie Hohn und Spott auf uns werfen wollen und der das angestellt hat, ist Niemand als der Galoudet ..."

„Das ist nicht wahr!" fiel ich der Alten in's Wort. „Ich hab's ausgedacht .. Die Kameraden haben geholfen ... der Galoudet hat nichts dabei gethan."

„Aber er hat darum gewußt und hat es nicht gehindert", sagte die Maxime. „Da siehst Du, Madelon, wie seine Liebe für Dich beschaffen ist ... Unsere Schande ist auch Deine Schande ..."

„Nein!" rief der Galoudet, und es war, als ob ein paar Flammen in seinen Augen sprühten. „Nein, die Strafe trifft nur Den, der sie verdient hat! Uebrigens will ich nicht abstreiten, daß ich gewußt habe, was die Kameraden vorhatten. Vielleicht hätte ich sie davon abbringen können, aber mein Zorn ließ es nicht zu. Ist das ein Unrecht, Madelon, so wirst Du mir vergeben, wenn Du die rechte Liebe zu mir hast ... also thu, was Dein Herz Dir eingiebt ..."

Mit diesen Worten bot er ihr die Hand ... in athemloser Erwartung blickten die Umstehenden auf das junge Mädchen. Ein Zittern flog durch ihre Glieder, mit scheuem Seitenblick wendete sie das Köpfchen der Mutter zu. „Madelon!" flüsterte der Galoudet .... da legte sie ihre beiden Hände in seine ausgestreckte Rechte und mit einem Jubelschrei, auf den die Zuschauer mit hundertstimmigem Bravo Antwort gaben, riß er sie an sein Herz.

„Nun, Maxime Ducase, Ihr versteht wol", fing ich an; sie ließ mich jedoch nicht weiter sprechen. Noch einen bitterbösen Blick warf sie uns zu, dann machte sie rechtsum kehrt und stürzte sich so zu sagen kopfüber in's Gedränge. Kaum aber war sie unter den Zuschauern verschwunden, als alle Anwesenden wie auf Commando hinter ihr her sangen:

„Mutter, o, wie glücklich bist Du,
Daß Du mich zur Tochter hast;
Nähe flink und spinne fein,
Halte Dir das Häuschen rein."

Das Lied ist denn auch in diesem Carneval zu allen Contretänzen gesungen und obwol wir kein Fastnachtsspiel hatten, war es der ver-

gnügteste Fasching, den wir je erlebt haben. Jeder ließ sich unser Stück erzählen und Jeder freute sich über die Niederlage der Maxime, noch mehr aber über das Glück, das dem Galoubet und der Madelon aus den Augen lachte.

Was soll ich noch weiter sagen? Die Marie-Louise hat den Freier von Orthez wirklich geheirathet; die Mutter ist mit ihr gezogen, hat der Madelon die Sorge für den kranken Vater überlassen und der Galoubet, der der beste Ehemann von der Welt geworden ist, hat seiner Kleinen getreulich beigestanden, ihn zu pflegen.

Jetzt ist er längst schon todt; seit ein paar Jahren liegt, wie Ihr Alle wißt, auch die Madelon auf dem Kirchhof und der Galoubet ist fortgezogen und lebt im Lande von Bigorre, wohin er seine Tochter verheirathet hat.

Seitdem werde ich so ziemlich der Letzte gewesen sein, der von der Bedeutung des Tanzliedes genau Bescheid wußte. Nun aber wißt auch Ihr, welche Bewandtniß es damit gehabt hat, werdet es Euch hoffentlich merken und Euch nicht irre machen lassen, wenn wieder einmal ein Gelbschnabel kommen sollte, der das Lied langweilig findet und 'was Neues, Besseres haben will."

Den Theuren, die geschieden.

Die Sonn' ist nun geschieden
Am blauen Himmelsrand,
Es senkt ein tiefer Frieden
Sich ringsum auf das Land.

Es kehrt der Hirt vom Berge,
Der Pflüger kehrt vom Feld,
An's Ufer lenkt der Ferge,
Es wird so still die Welt.

Die Glocken hallen wieder
Weit über Strom und Thal.
Ihr alten Heimatlieder,
Was macht Ihr mir für Qual!

Ich habe keinen Frieden,
Es zuckt das wunde Herz;
Der Theuren, die geschieden,
Denk' ich in stillem Schmerz.

Wolfgang Müller von Königswinter.



Gez. von C. F Deiker Gest. von Th. John.

Auf der Lauer.

Wesen und Wandel unseres Fuchses.

Von **Adolf Müller.**

Da steht er, der Mephisto unserer Wälder, an einem Abhange des Gebirges auf dem Schleichwege seines Sommerlungerlebens; der alte „Rüde" (Männchen), abgetrennt und unbekümmert um das „Geheck" (die Nachkommenschaft), deren Pflege und Führung er, der egoistischste, treuloseste Familienvater, der sorgenden, opferwilligen Füchsin oder „Fäh" überläßt. Dem weichen Moospolster auf einsamem Steingeröll entstiegen, schleicht er seinen „Paß" (Gang), den arbeitenden Kopf voller Pläne der Beeinträchtigung fremden Eigenthums.

Wo soll ich anfangen und wo enden mit der Schilderung dieses interessantesten heimischen Thiercharakters?! So viel besungen und beschrieben in Sage, Gedicht und Schilderung, gleich verhaßt und verdammt von dem einseitigen Jäger und Bauer, als gelitten und gewürdigt von dem vorurtheilsloseren Thierkundigen, ist und bleibt er in Vielem, ja, in seinen wichtigsten Lebensverhältnissen noch ein Unbekannter. Gerade von der Seite, die ihn am besten kennen sollte, dem Jäger und Mann des Waldes, wird er noch heute durch die trübe Brille des Ueberkommenen beschaut. Wer sollte es denken, daß der Forstmann besonders die Lebensgeschichte unseres Waldthiers Reinecke am meisten mit Sagenhaftem und Unwahrem ausschmückt! Das sogenannte Jägerlatein wuchert noch jetzt frech auf dem Lebenspfade unseres Freibeuters, dem wir mit klarem, vorurtheilslosen Blick der Beobachtung nun zu folgen uns bemühen wollen.

Ich nannte unser Thier den treulosesten, egoistischsten Familienvater stracks entgegen so vielen Behauptungen von Autoren, namentlich der Jagdschriftsteller. Die Jäger sind Leute von reger Phantasie; diese aber muß der objectiven Ruhe, der ungetheilten Aufmerksamkeit bei der Forschung weichen, sobald es gilt, dem Wesen und Wandel eines Thieres nachzuspüren, es gleichsam im innersten Winkel seines Treibens zu belauschen.

Wie steht es aber mit den beiden hervortretendsten Epochen im Leben unsers Helden, dem Eheverhältniß und der Vaterschaft? Schlagen wir ein Buch der Thierkunde auf, da präsentirt sich uns der Fuchs in einem idealen Bilde, wie es nie und nimmer in der Wirklichkeit vorhanden. „Fuchs und Füchsin" — so sprach ich mich schon vor einigen Jahren solchen Fabeln gegenüber aus — „finden sich wie zwei getreue Seelen in einem Ritterroman; letztere wählt im Frühjahr einen ange-

messenen, selbstgegrabenen Bau, einen hohlen Baum oder ein Felsengewölbe u. dgl. m., um ihre Jungen zu werfen. Und nun folgt ein rührend musterhaftes Eheleben, das man mancherseits so weit gegangen ist, als für das ganze Leben bestehend zu bezeichnen. Der treue Herr Gemahl versorgt die (wahrscheinlich von den betreffenden Einehe-Gläubigen als sehr schwache Wöchnerin gedachte) Frau Füchsin mit Leckerbissen, die er ihr tagtäglich bis zur Genesung vom Wochenbett echt hausväterlich vor den Bau oder in das innerste Gemach der Feste Malepartus zuträgt. Wir empfangen in solchen Schilderungen ein eheliches Normalbild von Monsieur Reinecke, das „manchen unserer modernen Eheherren — wie ein gegen die Fuchsmonogamie aufgetretener erfahrener Jäger treffend bemerkt — beschämen könnte, welche nur hie und da der lieben Ehegattin einen Wochenbesuch abstatten."

Schon Vater Brehm hatte Recht, wenn er, auf Beobachtungen gestützt, behauptet, daß bei allen Thieren, mit Ausnahme der meisten Vögel, nicht die geschlossene Ehe, sondern die Venus vulgivaga herrsche und bei keinen sich der Vater um seine Kinder bekümmere. Aber ungehört blieb dieser im Allgemeinen richtige Ausspruch. Und so sehen wir sich in den Angaben über die Monogamie und das ganze Eheleben des männlichen Fuchses gleichsam eine gewisse Zoologen-Orthodoxie entfalten, ein Stück heiliger Ueberlieferung in den Bereich der Naturgeschichte gebracht, das sich zäh und fest, wie nur je ein Glaubenssatz oder eine Ueberlieferung der Kirche, in dem Schriftthum der Naturbeschreibung bis hierher behauptet hat.

Lichten wir diesen Schleier auf Grund gewissenhafter, nüchterner Beobachtungen, die sich freilich nicht auf bequemen Spaziergängen darbieten. In den stillen Dämmer der Dickung, in die Nacht der Haine, in die Einsamkeit der Halden und Waldhaiden muß Fuß und Auge gewendet, stunden- und tagelang gelauscht werden auf einen geheimen Zug des Thieres, dessen Charakteristik sich nach und nach auf dem Grunde der Beobachtung zum leibhaftigen geistigen Bilde abhebt, wie es körperlich so trefflich Meister Deicker auf unserm Bilde bringt.

Eine Haupteigenschaft steht sogleich im Vordergrund dieser geistigen Charakteristik: der Fuchs lebt nie in Monogamie, überhaupt in keinem Eheverhältniß mit der Füchsin. Wol „schlägt er sich" zu derselben, aber er verläßt sie auch wieder: denn er ist ein wahrer Vagabund auch in der Liebe. Ich habe es in zwei Fällen selbst gesehen, daß bei den Liebeswerbungen und den Kämpfen um die „Fäh" (Weibchen) das Recht des Stärkeren gilt. Dieser (gewöhnlich der größere) beißt regelmäßig in harten Kämpfen den Nebenbuhler, deren nicht selten noch andere sich zugesellen, ab und erntet allein der Liebe Lohn.

Ganz insgeheim wählt sich die Füchsin nach der Fuchszeit ihren Aufenthalt. Niemals sah ich den Fuchs dann in ihrer Begleitung. Eben so verborgen hält die Wöchnerin die Geburtsstätte ihrer Nachkommenschaft Schon vorher hat sich die Einsame ein ganz verborgenes Plätzchen auserkoren, viel mehr, als man gewöhnlich annimmt und merkt, eine Baum-

oder Felsenhöhle, einen Reiserhaufen, ja, zuweilen ein bloßes Versteck auf dem Boden einer Dickung. Wählt sie einen Bau, dann ist sie unbekümmert darum, ob er tief oder seicht, ob er ein sogenannter „Haupt“- oder „Noth“- und „Sommerbau“, ob er im Feld oder Wald gelegen ist. Sie wählt ihn meist da, wo sich ihr ein bequemes, ergiebiges Jagdrevier darbietet, und jagt und raubt gerade in der Nähe ihres Baues am meisten, wenn ihr Geheck noch klein ist, auch wieder ganz entgegen den Behauptungen so vieler Nimrode — dieser schlechtesten Naturforschern — die Meister Reinecke in Verbreitung der Fabel, er raube nie in der Nähe seines Aufenthaltes, eine Vorsicht und Ueberlegung am unrechten Orte zuschreiben — eine falsche, dem Naturell und den zeitweiligen Lebensverhältnissen des Thieres ganz zuwiderlaufende Charakteristik. Sobald die Füchsin Mutter ihrer hoffnungsvollen Nachkommenschaft ist, tritt sie aus der Sphäre ihrer gewöhnlichen Eigenheit. Anfangs zwar walten ihre Begleiter, Vorsicht und Scheu, noch vor, immer mehr verlieren sich diese aber mit dem Größerwerden des Gehecks, daß sie sogar um der lieben Kindersorge willen, aller sonstigen Scheu baar, in die Nähe ihres Aufenthalts kommende Hunde förmlich anfällt und gewöhnlich verjagt. Mehrmals ist dies einem meiner tapfersten Dachshunde begegnet, die unter dem sprechenden Zeichen der Verwirrung und des Entsetzens, mit der „Ruthe“ unter den Hinterläufen, das Weite suchten vor einer vom Bau sie verfolgenden Füchsin.

Das graugelbe, wollige Völkchen der Nachkommenschaft wächst unter vielfältig schon beschriebenem Spiel auf dem Baue rasch heran und wird im Sommer von der rührigen Alten in die deckende Flur und Haide geführt. Aber öfters schon viel früher macht es eine Reise von einem Schlupfwinkel zum andern im Rachen der Alten, wenn es dieser an einem Orte nicht geheuer scheint. Bis zum Herbste geleitet und geführt, tritt sodann das Geheck schon selbstständig auf; zwar hält es sich immer noch zusammen in einer Dickung oder in einer Flur, doch drängt sich in jedem einzelnen der Geschwister das Wesen der Selbstständigkeit mehr in den Vordergrund, bis der Winter endlich den ausgeprägten Reinecke über den Schnee dahintraben sieht.

Verfolgen wir das Thier nunmehr in seinem Wandel. Haben wir doch jetzt den doppelten Vortheil, daß wir sein Gebahren, selbst wenn es unserm Auge körperlich entzogen, aus der sprechenden Zeichenschrift seiner Spur herauslesen können. Wie sein Charakter entschieden, so prägt sich in der Spur des Fuchses auch eine eigenthümliche Bestimmtheit aus. Im Schritt oder Trab, regelmäßig einen Lauf vor den andern setzend, drückt Pfote um Pfote jene gerade Linie in den Schnee aus, welche der Waidmann so bezeichnend „das Schnüren“ nennt. An der „Röhre“ (Ausgang) des Baues kündet sie schon das ungleich schnellere Heraustreten des Fuchses im Vergleich mit dem des Dachses, der entgegen dem erstern bedächtig in der Röhre auf- und niedertaucht und dann erst die Oberwelt betritt. Hier vor der Röhre hat er „gesichert“ (aufgemerkt), bevor er im leisen „Troll“ waldaus gegangen. Dort am Trauf des

Waldes stand er abermals still; da hat er gleich einem Hündchen auf den Keulen gesessen und wol den Plan für seinen beginnenden Raubzug entworfen. Nun zieht die Spur im Zickzack, wie das Thier gerade seine Sinne leiten; jetzt schnürt sie gerade auf einen bebuschten Feldrain los. Richtig hat der Schlaukopf den Rain „im Winde" abgesucht — und hier plötzlich ist er im Schritt zusammengefahren ob des „Aufstiebens" eines „Volkes" Rebhühner, die neben der Hecke zusammengekauert die Eindrücke ihres „Gestöbers" (Ruheplatz und Losung) zurückgelassen. Wie mag er den „Dahinstreichenden" lüstern und um ein gut Theil Vorsicht reicher nachgeblickt haben! — Keine hundert Schritte weiter bemerken wir die Abdrücke neuen Handelns des fahrenden Raubritters. Aus der niedern Höhle eines alten Wildbirnstammes wußte er den Zehnten zu ziehen: — das lassen die zerstreuten Federn des Feldsperlings sehen, der in dem Loche zum letzten Male übernachtet. Aber dort auf jenem Rapsacker hat er seine Meisterschaft und zugleich seine Nützlichkeit für die Land- und Forstwirthschaft bewiesen. Denn in mancher Furche manifestirt sich der Mäusefang in der charakteristischen Spur der Luftsprünge, die der Emsige hier und dort den ganzen Acker entlang ausgeführt, um im Nu eine Feldmaus, welche die feine Fuchsnase unter der Schneedecke ausgewittert, in die kalte Welt heraufzuziehen und mit ein paar Bissen dem hungernden Magen zu übergeben. Hierher, auf den nächtlichen Plan des unermüdlich Mäuse-zehntenden Fuchses, tretet, Ihr Widersacher und Verfolger, die Ihr das Thier in ewigen Bann Eurer Vorurtheile gethan, und gebt ihm Absolution beim Anblick dieser eben so still als fördernd bewirkten Großthaten! Wie hier den wandernden Fuchs auf den Schneefeldern des Winters Tags und Nachts, so des Sommers in den Wiesengründen und Furchen der Felder die für das Geheck rastlos sorgende Füchsin — beide arbeiten sehen kann sie die Menschheit zu ihrem Nutzen. Aber der verblendete Bauer und der einseitige Jäger vergißt nur zu leicht in dem Schrei des Haushuhnes oder dem Klagen des Hasen, welche der rothe Räuber erhascht, die vielfältigen Wohlthaten, die dasselbe Thier auf einem und demselben Zuge in seinen stilleren Mäusejagden ausübt Diese aber stellen es geradezu als den Thätigsten in die ersten Reihen seiner Mäuse-vertilgenden Thierbrüderschaar, wie Katze, Iltis, Wiesel, Eule, Bussard und Würger in den so schädlichen Mäusejahren.

Nicht immer erfolgreich gehen die nächtlichen Streifzüge des Fuchses von Statten. Der strenge Winter mit seinem tiefen Schneegewande reckt ihm oft die Oede, Einsamkeit und Trostlosigkeit kahler Feldstrecken entgegen. Da steht der Hungernde mit eingezogenen, leeren Flanken, durch das kurze Gebell mit der heulenden Schlußstrophe seine Tage der Noth verkündend. Aber unser Held verzagt nicht so leicht. Wie Alle aus der Familie der „Hunde" kann er die Entbehrungen, die Hunger und Kälte auferlegen, zäh ertragen. Jetzt erkürt er sich das Dorf oder die Meierei zum Felde seiner Thaten. Von der nächsten Höhe aus sichert er nach den Hofraithen und wahrt die Stunde, wo der

verhaßte Hofhund den tiefsten Schlaf um die Mitternacht schläft. Dann schleicht er, ein Schatten der Nacht, von Haus zu Hof, von Hof zur Truhe. Jede Lücke des Zaunes weiß er noch vom Sommer her und benutzt sie gewiß zum Einbruch. Wehe dem Federvieh, dessen Stallung nicht gehörig verwahrt ist. Jede Nachlässigkeit der Bäuerin bestraft der wachsame rothe Schleicher. Die witternde Nase und die nachhelfende Pfote erweitern die Ritze der schlecht oder liederlich verwahrten Thür zur Spalte, die Spalte sprengend zum Eingang, und die letzte zappelnde Gans oder das letzte schreiende Huhn kündet dem erwachenden Schläfer im Bette, daß die Strafe über seine Sorglosigkeit gekommen. Was hilft all' das Gebell dem Kettenhunde — der Schlaukopf Fuchs weiß ihn gebannt an die Hütte — was gilt der nachgeworfene Besen oder die Mistgabel aus der Hand des fluchenden Bauern dem durch den lückigen Zaun dahinfliehenden Schalk, der aus dem ersten Hinterhalt heraus alsbald wieder sinnend lauert, um die vorher hier und dort verschleppte Beute zu verscharren oder in den sichern Gewahrsam seiner Burg zu schaffen. — Hier in der Feste „Malepartus“ liegt er nach solchen ergiebigen Raubzügen oft lange und tief schlafend.

Hier bin ich nun gerade am rechten Orte angelangt, um die noch jetzt cursirende Cardinal-Fabel über unser Thier aufzudecken, dem alle erdenklichen Schelmstreiche und Gaunereien aufgerechnet zu werden pflegen; der, wie Sir John Falstaff witzig, auch Andere witzig gemacht und durch seine Schalkhaftigkeit vielleicht ursprünglich einen anonymen schriftstellernden Schalk veranlaßt hat, das Märchen zu erfinden: Meister Reinecke vertreibe den Spießbürger „Grimbart“ dadurch aus seiner unterirdischen Burg, daß er seinen Koth („Losung“) und seinen übelriechenden Harn in und vor dieselbe absetze, ja daß er den grimmen Einsiedler sogar hinausbeiße. Der thatsächliche Beweis, daß den Dachs die Witterung des Fuchses und seiner Losung gar nicht besonders anficht, liefert schon die unumstößliche Wahrnehmung, daß in vielen Fällen der Dachs gerade „gangbare“ (bewohnte) Fuchsbaue im Herbste aufsucht und darin sein Winterquartier aufschlägt und daß ferner umgekehrt kaum ein Hauptdachsbau gefunden wird, in welchem nicht zu Zeiten der Allem sich bequemende Lumpaci-Vagabundus Fuchs mit dem oberen Stockwerken vorlieb nähme und wohlweislich unangefochten dem viel stärkeren Schläfer Grimmbart das Faulbett im „Kessel“ (die geräumige Stelle im unteren Stockwerke) überließe.

Wie den Hund, so glaubt man auch den Fuchs zeitweilig von der Tollwuth befallen. Aber die Krankheit des wilden Thieres ist, ausweislich der Ende des vorigen und zu Anfang dieses Jahrhunderts angestellten sorgfältigen Beobachtungen und anatomischen Erforschungen bei Saulgau im Württembergischen, mehr eine Seuche, die Verrücktheit oder Wahnsinn erzeugt, als die wirkliche Tollwuth. Denn von solch kranken Füchsen gebissene Thiere und Menschen sind niemals von Tollheit befallen worden und außerdem hat auch der verrückte Fuchs nicht wie der tolle Hund ein abgemagertes, verstörtes Ansehen, sondern ist meist sehr fett und

bei gutem „Balge" (Pelze). Merkwürdig ist die Weise, wie nicht selten diese Krankheit endet, indem der davon befallene Fuchs sich in Gewässern förmlich ersäuft, oder sich Kraft einer actenmäßig amtlich bewiesenen Thatsache erhängt. „Der Fuchs hing mit der Ruthe noch $1^1/_2$ Fuß über der Erde und hatte sich fest an einen quer über den Weg hängenden Kiefernast eingebissen — oder eigentlich so sehr verbissen, — daß er, selbst verendet — ohne den Ast mit abzuhauen — nicht losgemacht werden konnte. Alle übrigen Nebenäste von gleicher und niederer Höhe waren sehr verbissen und sowohl davon, als von dem so sehr vertretenen und verkratzten Boden konnte man deutlich abnehmen, daß dieser Fuchs eine längere Zeit nach diesen Aesten beißend gesprungen sein müsse, bis er endlich an dem stärkeren hängen blieb. Uebrigens war am Baume selbst nichts bemerkbar, was den Fuchs sonst — wie z. B. etwa eine Vogelschneiße ꝛc. — hätte reizen können. Er erhing sich also in einem wuthähnlichen Anfall oder weil er sonst Lust dazu hatte, vielleicht lebenssatt war, aus freien Stücken." —

Der Schlaf unseres Waldburschen ist nichts weniger als leise. Oftmals trifft ihn über diesem der Hagel des buschirenden Schützen, ja sogar der Knüttel des Treibers im Lager. Aber unerquicklich, von unruhigen Träumen durchzuckt, mag er den beutelos von den Streifzügen müde und hungriger als zuvor Heimkehrenden fliehen. In solchen Lagen faßt der Rastlose nicht selten den Entschluß zum Wandern vom Gebirge zur Ebene, vom Norden zum Süden. Mit dem untrüglichen Compaß der schärfsten Sinne versehen, mit dem sich allen Oertlichkeiten anbequemenden Naturell begabt, schlägt der sonst Ungesellige sich auch wol in solchen Zeiten zu Seinesgleichen, gemeinschaftlich das Schlaraffenland fremder Jagdgefilde durchjagend, aber nach einer guten Beute, oder auch noch während des Raubes schon im Streite mit dem Gesellen, diese lose Verbrüderung aufgebend.

Kein Wunder, wenn die Sonne des Nachwinters oder des Frühjahrs den vielgewanderten Fuchs-Odysseus in der Glorie seiner Meisterschaft bescheint, den, vielleicht um ein Glied seines Laufes kürzer, aber an Erfahrung um so reicher, kein „Eisen" (Falle) mehr berückt, der, durch den Hagel des vorstehenden Schützen gewitzigt, hier dem lärmenden Treiben jetzt rechtzeitig den Rücken kehrt, dort lange vor Ankunft dem Vogelsteller die Drosselbraten aus den Schlingen der Dohnenschneiße raubt; hier wieder, statt die offene Straße des bekannten Passes zu den beunruhigten Bauen zu wandern, den versteckten Pfad zu einer Feldrainhecke einschlägt, oder das luftige, aber sichere Lager auf schiefem Baumstrunke dem wärmenden, doch ungleich unsicheren in den Röhren eines Hauptbaues vorzieht. Und in dieser Meisterschaft mag er sich noch einmal zeigen in einem Bravourstück, das einst ein vielerfahrener Jäger und Naturbeobachter aus den im Schnee zurückgelassenen Spuren des kühnen Abenteurers erforschte, und das eben so sehr den herausfordernden Muth, als die Gegenwart des Geistes und das überlegte Handeln unseres Helden in Verlegenheit und Noth beurkundet.

An einer schroffen, von oben aber zugänglichen Felsenwand steht der „Horst" (Nest) eines Uhu zwischen Wurzeln und Lohden einer Eiche. Auf dem Horste sitzt der Uhu brütend. Da schleicht sich's über den Felsen rothschimmernd daher im ersten Dämmer des Märzmorgens. Jetzt tritt' in's Lichte: — hart über dem Felsen schlottert Reinecke dahin, einem halbgelähmten Thiere ähnlicher, als dem gewandten, elastischen Räuber. Aber nun fängt die scharfe Nase einen Luftzug auf, und wie durch einen Zauber strecken sich alle Gliedmaßen des Thieres. Rasch fährt der Kopf herum zur Seite, woher die Witterung vom Winde getragen wird, der eine Vorderlauf bleibt gehoben zum Schritte, wie er war, und der ganze Körper spannt sich, wie gebannt, zur Bildsäule. Nur die feuchte Nase arbeitet „windend" und die schiefen Mongolaugen mit dem eigenthümlichen senkrechten Pupillenstreifen sprühen lebendiges Feuer. Unser Waldräuberhauptmann hat den Horst unter sich gewittert, und sein lüsternes Auge wird nun des brütenden Uhu darüber „sichtig". Schnell ist dem kühnen Gedanken des Freibeuters der Körper dienstbar: das Hintertheil zieht sich zum Sprunge ein und im nächsten Augenblick fährt der Fuchs auf den Uhu zu. Aber dieser, durch sein leises Gehör von der Anwesenheit seines vierfüßigen Nebenbuhlers unterrichtet, wirft sich blitzschnell herum, auf den Rücken und packt mit einem seiner „Fänge" (Krallen) die Schnauze des Fuchses, diese mit derber Uhukraft zudrückend. Wie vom Hagel getroffen, bäumt sich der überraschte und in seiner Hauptwaffe wehrlos gesetzte Fuchs. Fort springt, tanzt, wälzt sich der Gepackte. Es entspinnt sich der interessanteste, seltenste Kampf zwischen den beiden Waldräubern, von denen einer um den andern indianerartig im bunten wirren Knäuel bald oben, bald unten erscheint. So geht's eine Zeit lang im Wirbel fort. Nichts läßt Reinecke unversucht: jetzt schlägt er trommelnd mit den Vorderläufen auf den Uhu los, nun wälzt er sich seitwärts hin und her, um sich im nächsten Augenblick vom Rücken fischartig wieder auf die Läufe zu schnellen, jetzt schlägt er mit hochgeschwungener „Lunte" (Schwanz) verzweifelt kopfüber Räder wie ein Bajazzo — Alles vergeblich: die Krallenfaust des Uhu sitzt ihm an der Hauptwehre wie ein Maulkorb. Da plötzlich hält der Fuchs einen Augenblick ein im Kampfe: — die Ueberlegung siegt über die blinden Leidenschaften der Wuth und der Verzweiflung und der rege Fuchskopf verschafft sich triumphirend einen Ausweg aus der drängenden Noth, aus der ihn der ringende Körper nicht zu bringen weiß. Stracks rafft der Fuchs sich auf zum Rennen in das nächste Dickicht und kaum einige Ellen in dessen verschlingender Verzweigung, streift er die gewaltige Fessel an dem federzerreißenden Gehölze ab. Befreit, entnüchtert sucht er die Dämmerung seines Schlupfwinkels auf, weiser und klüger als seine ränke- und raufsüchtigen Namensvettern auf den Hochschulen, die Runzelschrift der Erfahrung auf seiner Schnauze ausheilend.

Harmlose Briefe eines deutschen Kleinstädters.

An den Herausgeber des „Salon".

Aus Deutschland Mitte October 1869.

Ich war wirklich in Verlegenheit, lieber Freund. Die rechte Stimmung wollte nicht kommen, die Vorboten des Schnupfens hatten sich in meinem Gehirn eingenistet, mein Schneider hatte sich nach meinem Befinden erkundigt, und als mich der unerbittliche Kalender daran mahnte, daß der Termin, zu welchem ich Ihnen meinen Brief zugesagt hatte, vor der Thür stand, begriff ich erst den tief verborgenen Sinn der Worte Alphonse Karr's: „Bisweilen möchte man seinen Vater todtschlagen, um Stoff für das nächste Feuilleton zu bekommen."

Da überbrachte mir die Post einen Brief meines Newyorker Specialcorrespondenten, einen dicken Brief, recommandirt; ich öffnete ihn und jauchzte laut auf. Heureka! Der Stoff ist da! — Der Brief enthielt nämlich das Manuscript des neuesten amerikanischen Preisromans. Ich lasse denselben in getreuer Abschrift hier folgen. Ich hoffe Ihnen und den Lesern des „Salon" mit dieser Mittheilung eine rechte Freude zu bereiten. Sollte ich mich in meiner Voraussetzung aber täuschen, so schadet es auch nichts: Ihr Zorn wird wenigstens nicht mich treffen können, denn ich bin diesmal nichts als ein einfacher Abschreiber.

Der Roman lautet also:

Das Blutbad auf dem Gottesacker.

Historischer Roman.

Erstes Kapitel.

Der geheimnißvolle Mord.

Der Monat März des Jahres 1421 war bekanntlich außergewöhnlich warm. Die Kastanienbäume im Schloßgarten zu Puenamorte, dem freundlichen Dorfe in Andalusien, waren mit Blüthen bedeckt. Es waren Kastanienblüthen. Die andalusische Sonne senkte ihre goldigen Strahlen auf die Kastanienbäume herab, die, wie wir schon andeuteten, mit Blüthen bedeckt waren und ihre weißen Wipfel in die laue Märzluft hinausstreckten.

Der aufmerksame Beobachter würde bemerkt haben, daß hinter jedem der beiden Bäume, welche von dem alten Maurenschlosse zum Dörfchen führen, eine vermummte Gestalt sich versteckt hielt. Was wollten diese Vermummten? Sie schienen etwas zu erwarten, sonst würden sie nicht dagewesen sein. Ihr Blick verkündete Unheil, welches durch die blinkenden andalusischen Dolche, die sie im Gurte versteckt hielten, noch bedenklicher erschien. Führten sie etwas Böses im Schilde? Vermuthlich. Wer vermag das Dunkel ihrer finsteren Pläne zu durchdringen!

Ach, dieses Dunkel war nur zu hell. Denn in demselben Augenblicke, in welchem wir die lauernden Andalusier hinter den blüthenbedeckten Kasta-

nienbäumen im außergewöhnlich warmen Monat März des Jahres 1421 treffen, hörte man in der Ferne dumpfes Rollen.

„Er ist's!“ rief Sebastian.

„Er ist's!“ wiederholte Juan und schwang den andalusischen Dolch blutlechzend durch die Lüfte.

Das Rollen kam näher und mit ihm ein Wagen. In dem Wagen saßen zwei himmelblaue Augen von seltener Schönheit. Sie blickten lächelnd in den Frühling hinein. Zum letzten Male. Ein schriller Pfiff. Die Vermummten sprangen hervor und stürzten sich auf den Wagen und dessen Insassen. Hülferufen, Todesröcheln, Verschwinden der Vermummten war das Werk eines Augenblicks. Die Pferde lagen todt auf dem mit Dolchen übersäeten Boden, der Kutscher neben ihnen. Sebastian hatte ihn getödtet. Der Wagen war zertrümmert, und unter seinen Trümmern hauchte der schönste Jüngling Andalusiens sein Leben aus. Juan hatte ihm den tödtlichen Streich versetzt. Es war ein furchtbarer Anblick.

Die Kastanienbäume blühten.

Der Hülferuf der Sterbenden war nach einigen Minuten im Schlosse gehört worden, spät genug, um den Vermummten Zeit zur Flucht zu lassen. Als diese bewerkstelligt war, stürzte der alte Sennor della Puenamorte in fieberhafter Hast die breite Schloßtreppe herab und rief in wilder Verzweiflung: „Das war José's Stimme! Sie haben mir mein Kind, mein einziges Kind getödtet!“

Er wankte der Unheilsstätte zu. Der Anblick, welcher sich den Augen des betrübten Greises darbot, war, wie wir schon andeuteten, furchtbar. Unter den Trümmern des Wagens erkannte er die Leiche dessen, der sein Sohn gewesen war. Er bedeckte sie mit Küssen und einem schwarzen Tuche, welches er zu dem Behufe mitgenommen hatte.

Plötzlich wich die Trauer in seinen Blicken einer rasenden Wuth. Der Alte erhob sich, er reckte sein ehrwürdig weißes Haupt empor und rief mit fürchterlicher Stimme:

„Das war Adriano's Werk! Hier, vor Deiner Leiche schwöre ich, Dein Blut soll gerochen werden!“

Er hielt inne und fuhr fort: „Aha, Adriano, ich durchschaue Deine teuflischen Pläne. Du meinst, jetzt, nachdem mein José durch Dich hingemordet ist, jetzt falle mein Reichthum, mein Schloß Puenamorte mit seinen Ländereien Dir, als meinem nächsten Leibesverwandten zu? Nein, Adriano, Du hast Deine Rechnung ohne den Wirth gemacht. Du glaubst, José sei mein einziger Sohn gewesen?“ Er sah sich um, als er bemerkte, daß er unbelauscht war, fuhr er fort: „Nun, so erfahre, Adriano, daß ich noch einen Sohn habe, die Frucht einer heimlichen Jugendliebe. Mein Plan ist gereift. Jetzt geht die Verwechslung los!“

Er stürzte davon. Die Kastanienbäume blühten.

Zweites Kapitel.

Die Vergiftung.

Pepa seufzte. „Ich werde ihn nie wieder sehen!“ rief sie und legte das andalusische Strickzeug bei Seite. „Und ich will ihn nie wieder sehen. Er hat mich zu schändlich hintergangen. — Vor zwanzig Jahren war ich schön, sehr schön. Da liebte mich Paolo. Und ich liebte ihn mit aller Leidenschaftlichkeit

einer sonnengebräunten Andalusierin. Ach! daß er mich verlassen mußte, um eine Convenienz-Heirath einzugehen! Das bringt kein Glück. Nichts hat er mir zurückgelassen, als die Schande, etwas baares Geld und" — sie lächelte freudig — „seinen Sohn, Ramiro!"

Die Thür ging auf. Ein Jüngling von seltener Schönheit trat in die ärmliche Hütte.

„Du kommst wie gerufen, Ramiro", hauchte Pepa.

„Seufztest Du?" fragte Ramiro und schloß die Mutter in seine Arme.

„Ich sofz", erwiederte Pepa und eine Thräne entrang sich ihren schönen Wimpern.

„Weshalb seufztest Du, Mutter? Erleichtere Dein schweres Herz. Ich bin kein Kind mehr, habe Vertrauen. Etwas stimmt nicht! Weshalb sprichst Du nie von meinem Vater?"

Pepa schauderte. „Unseliges Kind, was ficht Dich an?"

„Mutter", säuselte Ramiro, „Du weißt, ich liebe Dich, ich will Dich nicht betrüben. Aber wisse! ich liebe auch Juana, die Tochter Adrianos!"

Pepa schauderte immer mehr.

„Juana? Mein Sohn, laß ab von dieser Liebe!"

„Niemals!" erwiederte Ramiro mit einer Bestimmtheit, welche jeden Widerspruch verstummen machte. „Sie ist freilich sehr reich und ich bin sehr arm. Aber Reichthum ist kein Fehler. Und sie ist so schön, so schön, Mutter! Augen schwarz wie die Nacht, Wimpern schwarz, Haare schwarz, Zähne schwarz! Mutter, wir lieben uns! Wir wollen uns vermählen und dazu brauchen wir die nöthigen Papiere. Deshalb fragte ich Dich nach dem Vater. Verzeihe, wenn ich Dich betrübte!"

„Vermählen? Das ist etwas anderes! Nun so höre, Ramiro!"

„Pocht da nicht Jemand?" fragte Ramiro.

„Ich hörte es auch. Es wird ein Pilger sein, laß' ihn ein!"

Ramiro öffnete die Thür. Der Fremde, welcher geklopft hatte, schauderte; er warf einen unbeschreiblichen Blick auf den Jüngling und murmelte in den Bart: „Diese Aehnlichkeit ist wirklich großartig!"

„Nur näher, würdiger Mann!" sprach Ramiro.

Der Sennor Paolo della Puenamorte — denn ihn wird der freundliche Leser unter dem Muschelhut des Pilgers längst erkannt haben — folgte zögernd der Aufforderung.

Pepa sah ihn mit forschenden Blicken an: „Ihr erweckt in mir eine Erinnerung an etwas, was ich vergessen habe!" sprach sie.

„Wohl möglich", brummte Paolo und er setzte leise hinzu: „Ihr seid in den letzten zwanzig Jahren auch nicht jünger geworden, Pepa!"

„Verwegner!" rief Ramiro, der die letzten Worte, obwohl sie sehr leise gesprochen waren, vernommen hatte. „Noch habe ich kein Salz mit Dir gegessen. Hüte Dich, noch schützt Dich nicht andalusische Gastfreundschaft." Und Ramiro zückte den Dolch.

„Bei allen Heiligen Castiliens!" schrie Pepa. „Ramiro, mach keinen Unsinn! Ich beginne zu durchschauen. Willst Du ein Vatermörder werden?"

Paolo warf den Hut und das härene Gewand bei Seite und sprach: „Ich bin's!" Pepa schauderte. Ramiro ließ den Dolch fallen. Paolo lächelte.

„Grausamer!" schluchzte Pepa.

„Davon später!" herrschte Paolo. „Wir wollen anstoßen."

Während Ramiro die Gläser mit feurigem Xeres füllte, zog Paolo verstohlen aus den Falten seines Wammses ein Fläschchen hervor und ließ in das für Ramiro bestimmte Glas einige Tropfen fallen. Sie stießen an, sie tranken, Ramiro sank bewußtlos zu Boden. Pepa brach zusammen.

„Beruhige Dich!" sprach mit Weihe Paolo. „Dein Sohn lebt. Ich habe ihm nur einen Schlaftrunk gegeben, welcher die Eigenthümlichkeit besitzt, die Erinnerung an die Vergangenheit zu tilgen. Er wird wieder erwachen zu einem neuen Leben. Was bis jetzt mit ihm vorgegangen ist, die Stunden seiner Kindheit und dergleichen, davon wird er gar keine Ahnung mehr haben. Unter sothanen Umständen glaube ich keine Fehlbitte zu thun, wenn ich Dich eben so höflich wie dringend ersuche, mir unsern Sohn von jetzt an zu überlassen. Du hast ihn lange genug gehabt. Mein legitimer Sohn José ist durch Mörderhand gefallen. Ich brauche einen Universalerben. Ramiro ist mein Sohn, er sieht José frappant ähnlich, der Altersunterschied ist gering. Er wird mein José werden!"

„Niemals!" schrie Pepa.

„Auch diesen Fall habe ich vorgesehen!" sprach Paolo. Und unbemerkt zog er aus einer zweiten Falte seines Wammses ein zweites Fläschchen und entleerte den Inhalt desselben in Pepa's Glas. „So laß uns anstoßen!"

„Es sei!" sprach Pepa höhnisch, denn auch sie hatte einige Tropfen unbemerkt in das Glas Paolo's fallen lassen.

Sie tranken. Pepa fühlte einen schneidenden Schmerz. „O Gott! Was bin ich?" rief sie.

„Vergiftet!" antwortete lakonisch Paolo.

„Du auch!" röchelte Pepa.

„Schwatz kein Blech!" versetzte Paolo und erbleichte.

„Ich sprach die Wahrheit", hauchte Pepa, „Du hast Deinen Tod getrunken, schleichendes Gift, noch wenige Stunden wirst Du leben und dann —." Sie war eine Leiche, bevor sie noch den Satz vollendet hatte. Der Kreisphysicus constatirte später eine Cyankalivergiftung. Ramiro befand sich noch immer in bewußtlosem Zustand. Paolo band ihn auf sein Maulthier und Beide trabten dem Schlosse von Puenamorte zu.

Drittes Kapitel.

Das Blutbad.

„Anstandshalber müssen wir ihm eine Beileidsvisite machen", sprach Adriano. „Juana, reich' mir mein andalusisches Netz, nimm Deine Castagnetten und komm!"

„Wohin?" fragte Juana und schlug ihre schwarzen Augen auf.

„Zu Deinem Oheim Paolo. Er ist meiner Mutter Sohn. Du hast ihn nie gesehen. Sein einziges Kind, Don José, ein Jüngling in den besten Jahren, ist heute Vormittag ermordet worden. Wir müssen ihn betrauern, damit kein Verdacht auf mich fällt." Adriano blickte verlegen zu Boden. „Mir ist nicht ganz wohl, Juana. Hältst Du meinen Diener Sebastian für verschwiegen?"

„Wie das Grab", flötete Juana.

„Ich danke Dir, mein Kind. Dein Oheim ist sehr reich, Du wirst ihn nun beerben. Komm!"

Dem Sonnenstrahl gleich, der sich in eine Rose verliert, trat Juana

aus dem Hause. Ihr Vater folgte ihr nachdenklich. Sie bestiegen die Maulthiere und ritten unter den blühenden Kastanienbäumen dem Stammschloß Puenamorte zu.

Lassen wir sie reiten und reiten wir ihnen voran.

Wir sind im Schlosse angelangt.

Unheimlich sauste der Wind durch die menschenleeren Hallen. Die Scheiben klirrten. Von den großen Wandgemälden, welche den Rittersaal schmückten, blickten die Ahnen der Puenamorte in ihrem altmodischen Rococostüm wie verwundert auf die Mitte des Saales. Dort lag auf weichem Pfühl gebettet ein Jüngling von seltener Schönheit, und vor diesem stand, theilnahmvolle Blicke auf ihn werfend, ein Greis. Der Jüngling schlug die Augen auf.

„Wo bin ich?" fragte er.

Paolo, den der Leser in dem Greise längst erkannt haben wird, antwortete: „Auf Deinem Schlosse!"

„Wer bin ich?

„Don José della Puenamorte!"

„Was bin ich?"

„Mein geliebter Sohn. Denn ich bin Dein Vater."

Der Jüngling sank in die Arme seines Vaters. Dieser sprach sichtlich ergriffen: „Hör mich an, José! Du hast eine schwere Krankheit bestanden. Dein Gedächtniß hat Dich verlassen. Du weißt nun, wie Du heißt, vergiß das nicht. Ich habe nur noch einige Stunden zu leben. Ich werde Dir einen Brief hinterlassen, den Du nach meinem Tode öffnen sollst. Räche mich an Adriano! Nimm den Brief! Wie wird mir! Räche mich! Adriano!" Der Alte hauchte sein Leben aus. Der Jüngling warf sich laut schluchzend auf die Leiche.

Während sich im Rittersaal dies ergreifende Schauspiel ereignete, waren Adriano und Juana an der Pforte angelangt.

„Ich habe zu meinem Leidwesen gehört", redete Adriano den alten Schließer an, „daß mein Neffe, Euer junger Herr, ermordet worden ist."

„Daß ich nicht wüßte", versetzte der Alte. Paolo hatte nämlich den Tod Josés verheimlicht und die Leiche in die Spree geworfen. Adriano traute seinen Ohren kaum.

„José lebt?" rief er und erbebte. Juana ordnete ihre schwarzen Locken. „Nun, so melde Er mich seinem Herrn."

„Euer Name, Sennor?"

„Adriano della Puenamorte!"

Der Alte stieg die andalusische Treppe hinan, Adriano und Juana folgten ihm. Er öffnete die Thür des Rittersaals und rief: „Adriano della Puenamorte!"

Bei diesem Worte schnellte Ramiro (oder José) wie ein verscheuchtes Reh auf. Seine feurigen Blicke versengten die offene Thür. Onkel und Cousine traten ein. „Himmel!" riefen alle Drei, und zwar rief Adriano „Himmel!" weil er José lebend und seinen Bruder Paolo todt erblickte. Ramiro-José rief „Himmel!" weil er den Mann vor sich sah, an dem er Rache nehmen sollte, und Juana rief „Himmel!" weil sie den Geliebten erkannte.

Sie flog in seine Arme.

„Hab ich Dich wieder, mein Ramiro? Küsse mich, andalusischer Schäfer, ich bin Dein!"

„Was hat das zu bedeuten? Kennst Du den jungen Mann?" fragte Adriano seine Tochter.

„Na ob", säuselte Juana, „es ist ja mein Ramiro, mein Geliebter!"

„Verzeihung", antwortete Ramiro, der das Gedächtniß bekanntlich verloren hatte. „Hier liegt jedenfalls eine kleine Verwechslung vor. Ich bin Don José della Puenamorte und kenne das Weibsen nicht!"

„Weibsen?" wiederholte spöttisch Juana und schwang die Castagnette.

„Du bist schön, Mädchen. Ich glaube, ich werde Dich lieben, aber ich gebe Dir mein Ehrenwort, ich entsinne mich nicht, Dich jemals gesehen zu haben."

„Ich durchschaue Alles", rief Adriano dazwischen. „Dieser Mensch ist der Mörder meines Bruders. Er dissimulirt!"

„Fällt ihm gar nicht ein", rief Ramiro in sichtlicher Erregung. „Ich bin José, bin's!"

„Du bist es nicht, das muß ich besser wissen, denn José habe ich ermorden lassen, ich, Adriano!"

„Drum auch!" rief Ramiro und warf einen vielsagenden Blick auf die Leiche. „Nun, Vater, Du siehsts, ich halte Wort!" Und mit gezücktem Dolch drang er auf Adriano ein. Adriano taumelte und sank zu Boden. Juana stürzte bewußtlos neben ihrem Vater zusammen.

„Der Brief wird Alles aufklären!" monologirte Ramiro. Und in ungewöhnlicher Aufregung ging er seiner Gewohnheit gemäß mit hinten am Rücken zusammengeschlagenen Händen auf und ab und las das verhängnißvolle Schreiben. Plötzlich blieb er stehen, wie eine Uhr.

„Also bin ich mein Bruder!" rief er und schlug die Hände über dem Kopf zusammen, während er den Brief seinen Augen näherte, als wolle er sich noch einmal überzeugen, daß er sich nicht getäuscht hatte. Er blickte auf Juana. Sie war in ihrem bewußtlosen Zustande noch schöner als sonst. Sie hatte ein ganz schwarzes Haar. Er liebte sie. Sie schlug die Wimpern auf und warf ein Auge auf ihn.

„Ramiro", hauchte sie.

„Juana", hauchte er. „Jetzt weiß ich Alles."

„Zu spät!" versetzte sie.

„Wie so?" fragte er.

„Jetzt können wir uns nicht mehr verheirathen. Du bist ja der Mörder meines Vaters!"

„Sehr wahr! Aber Dein Vater ist nicht minder der Mörder meines Bruders."

„Unseliges Geschick!"

„Sehr wahr!" wiederholte Ramiro, „aber das meine ist noch viel schlimmer. Denn mein Vater hat meine Mutter und meine Mutter hat meinen Vater vergiftet."

„So bleibt uns nichts anderes übrig —"

„Als der Tod!" bekräftigte Ramiro.

Gesagt, gethan. Die Liebenden stürzten sich in ihre mit Dolchen bewaffneten Arme.

Juan und Sebastian, Adriano's Mordgesellen nahmen sich das Leben.

Ein gemeinsamer Hügel deckt sie alle. Ein schmuckloses Kreuz trägt die Namen der Unglücklichen. „Paolo della Puenamorte; José sein Sohn; Pepa, seine Jugendfreundin; Ramiro, deren Sohn; Adriano, sein Bruder;

Juana, dessen Tochter; Sebastian und Juan, dessen Diener; ein Kutscher und zwei Pferde. Gestorben am 22. März 1421, als die Kastanien blühten." Der müde Wanderer weint eine Thräne des Mitleids und zieht weiter.

Dies, lieber Freund, nach der Mittheilung meines Newyorker Correspondenten, der Preisroman. Die Lebendigkeit der Handlung, die Eleganz des Stiles, die treffliche Wahl der Bilder, die Wahrheit der Charakterschilderung ꝛc. — alle die Eigenschaften, welche Sie, gleich mir, an der vorstehenden Erzählung bewundert haben werden, befähigen diesen Roman in der That zu einer solchen Auszeichnung. Ich fühle mich allerdings blamirt, daß ich mich mit fremden Federn schmücke; es beschleicht mich ein Gefühl, wie es Graf Bismarck überkommen mag, wenn er hört, daß sein früherer College Graf zur Lippe einen „Verbesserungsantrag" vorbereitet. Aber nicht nur Preisrichter, auch ganz vernünftige Menschen können bisweilen irren, nicht nur der „Staatsanzeiger" hat das Privilegium der Langweiligkeit, und bisweilen schläft auch der gute Homer — sammt dem guten Humor.

Dünkt Sie dieser Brief allzu harmlos, nun so werfen Sie ihn in den Papierkorb; ich habe nichts dagegen. Wenn ich diesmal mit einer captatio benevolentiae schließe, so folgt daraus nichts weiter, als daß ich mir bewußt bin, wie sehr ich heute Ihrer Nachsicht bedarf.

Stets

der Ihrige.

Pariser Monats-Chronik.

Paris, October 1869.

Der verflossene September, der so langweilig anfing, daß ich fast in Verlegenheit war, die paar Seiten meiner Chronik passend zu füllen, wurde plötzlich in seiner zweiten Hälfte für Paris und ganz Frankreich zu einem solchen Emotions-Monat, wie man sich vielleicht seit Menschengedenken keines ähnlichen erinnert. Man sprach von nichts als von Mord und Todtschlag, man ging mit dem Gedanken daran zu Bette und wachte mit demselben auf, und wie viele Tausende mögen außerdem Nachts davon geträumt haben! Wenn sich völlig unbekannte Menschen auf der Straße begegneten, so riefen sie sich gegenseitig zu: „Wissen Sie schon? man hat schon wieder eine neue Leiche entdeckt"; und man konnte in kein Kaffeehaus, in keinen Restaurant treten, ohne sämmtliche Gäste in Aufruhr zu finden über die stets neuen und immer entsetzlicheren Einzelheiten des schrecklichen Dramas.

Der Leser weiß bereits, was ich meine und läßt wohl schon den Stoßseufzer hören: „Großer Gott! der Chronikschreiber will uns doch nicht am Ende noch einmal die Mordgeschichte von Pantin erzählen!" — Nur keine Furcht, ami lecteur, denn erstens ist das schauderhafte Ereigniß mit seinen erschütternden Nebenumständen längst durch alle deutschen Blätter gezogen, und zweitens bin ich selbst nichts weniger als ein Freund von diesen dämonischen Nachtseiten der menschlichen Natur, die von manchen Anderen mit so großer Vorliebe besprochen und beleuchtet werden. Der Hauptschuldige (ob der alleinige, ist zur Zeit noch nicht erwiesen) befindet sich bereits in den Händen der Justiz, die ihren strengen, unerbittlichen Lauf nehmen und gewiß noch Vieles entdecken und aufklären wird, das bis jetzt noch mit mysteriösem Dunkel umhüllt ist.

Im Uebrigen zeigte sich aber auch bei dieser Gelegenheit der Geist der Pariser Bevölkerung wieder von seiner charakteristischen Seite. Zuerst das natürliche Gefühl des Abscheus und der Entrüstung, alsdann das der Neugier und der Leichtgläubigkeit in Bezug auf die abenteuerlichsten und unsinnigsten Gerüchte, und schließlich das industrielle Ausbeuten des Ganzen im Gebiete des Tagesschwindels. Dieser letztere Punkt ist jedenfalls der eigenthümlichste und liefert in mehr als einer Hinsicht eine wirkliche Sittenstudie unserer Zeit.

Man schätzt die Zahl Derer, die in den ersten Tagen nach der Entdeckung des Verbrechens nach Pantin hinauspilgerten, auf mehr als 200,000 Personen aus allen Ständen. Schon vor Sonnenaufgang begann das Gewühl, und die meilenlange Rue Lafayette, welche direct nach der Barrière von Pantin führt, war schwarz von Menschenmassen. Dieselben bestanden zumeist aus Arbeitern und Handwerkern, welche die frühe Morgenstunde gewählt hatten, um nicht ihren Arbeitslohn einzubüßen; aber dagewesen sein mußte Jeder. Sofort etablirten sich kleine Zelte und Schenken auf dem „Leichenfelde" und außerdem zogen viele Frauen mit blechernen Kannen und Tassen und Gläsern umher, um die traditionelle Bowle Kaffee (zwei Sous mit Cognac) anzubieten. Waffelfabrikanten und Kuchenbäcker hatten sich ebenfalls eingefunden und machten gute Geschäfte. Nachmittags erschien die vornehme Welt in eleganten Equipagen, wie auf einer Spazierfahrt in's

Bois de Boulogne. Die Wagen hielten, Herren und Damen stiegen aus und die Führer drängten sich hinzu, um die Herrschaften an die eigentliche Gruft zu bringen, von der freilich nichts zu sehen war, als ein großer flacher Stein, der die Stelle bezeichnete, wo man die Leichen ausgegraben hatte. Dort standen eine Menge Händler, die Rosmarinkränze feilboten und andere, welche die Geschichte der sechsfachen Mordthat für einen Sou verkauften und sich dabei gegenseitig an Geschrei und Anpreisung zu überbieten suchten. Am zweiten Tage hatte man bereits eine Art Omnibusdienst mit großen Personenwagen eingerichtet, sogenannte „Tapissiéren“ und einige fünfzig an der Zahl, die ununterbrochen hin und her fuhren und viele tausend Personen beförderten, ganz wie bei den Kirchweihfesten in der Umgegend von Paris. Daß man sie nicht auch als trains de plaisir ausrief, war Alles. An der Ecke der Rue Berthier, nicht weit von dem Leichenfelde, hatte ein Garkoch ein Schild ausgehängt, mit den Worten: „Hier hat Traupmann zum letzten Male gespeist“, und er zeigte den Tisch, an welchem der Mörder gesessen. Die Polizei, die seltsamer Weise all' diesem Treiben gleichgültig zuschaute (worüber weiter unten noch eine kleine Notiz), fand denn doch diese Reclame zu scandalös und ließ das Schild entfernen. Auch der Eisenhändler, bei welchem der Mörder bekanntlich Hacke und Spaten gekauft hatte, um das Grab zu graben, verdiente ein gutes Stück Geld. Er war auf den Einfall gekommen, beide Geräthe im Kleinen als Spielzeug anzufertigen und konnte nicht Exemplare genug herbeischaffen, denn alle Kinder wollten sie haben, um sie als Trophäe mit zu nehmen. „Wenn Du nicht artig bist“, sagte die Frau Mama zu ihrem Söhnchen, das an jeder Kuchenbude stehen blieb, „so kaufe ich Dir die Mordinstrumente nicht.“ Wirklich sehr rührend und vom pädagogischen Standtpunkte aus sehr zu empfehlen, vorzüglich wenn man sich die kleine Familienscene etwas weiter ausmalt; denn nach Hause zurückgekommen, spielen alsdann die Kinder Mord und Todschlag, die Mädchen bringen ihre Puppen, die in einem Winkel des Gartens vergraben werden und Nachbars Louis, der größte von ihnen, macht den Gendarmen und arretirt den Schuldigen.

Abends wurde es vollends lebendig auf dem Felde, und nie hätte sich wol das einfache und unbedeutende Pantin träumen lassen, eine so interessante Rolle zu spielen. Mit Dunkelwerden stellte sich nämlich die demi-monde dort ein und manches zarte Rendez-vous, das sonst in den Elyseischen Feldern stattfand, wurde jetzt auf dem „Leichenfelde“ gegeben. Die Buden, zu denen sich noch die beliebten Kuchenrouletten gesellt hatten, waren hübsch erleuchtet und noch lange nach Mitternacht wogte die Menge auf und ab, so daß man ein Volksfest zu sehen glaubte.

Paris selbst war begreiflich nicht zurückgeblieben. In den Passagen und auf den Boulevards wurden die Photographien, sowol des Mörders wie der Opfer, ausgerufen, die einen so schlecht wie die anderen, aber für zwei und vier Sous kann man auch nicht wol ein Kunstwerk verlangen; Taschentücher mit der hineingedruckten Mordgeschichte und dem Portait Traupmann's kamen zum Vorschein, wurden aber nur heimlich von einem Kaffeehause zum andern colportirt, und die kleinen Abendjournale, die stets neue und stets fürchterlichere Details brachten, wurden um den doppelten und dreifachen Preis verkauft. Das „petit journal“, noch immer das im Volke am meisten gelesene Blatt, zog eine ganze Woche lang täglich eine halbe Million Exemplare ab, zu welchem Ende die Administration sechs neue Dampfpressen

arbeiten ließ, und doch waren dieselben alsbald nach ihrem Erscheinen vergriffen. Dazu eine Masse von illustrirten Extrablättern, die sämmtlich eine wahrheitsgetreue Darstellung des gräßlichen Ereignisses brachten, so daß man zuletzt in ganz Paris nichts Anderes hörte und sah, man mochte hingehen, wohin man wollte, als „le crime de Pantin".

Den Hauptcoup machte aber die internationale Buchhandlung an der Ecke der Rue Vivienne. Sie stellte nämlich in einem ihrer Schaufenster ein großes Gemälde aus, das wol zu den schrecklichsten gehört, die je aus der Phantasie eines Malers hervorgegangen sein mögen, und zwar die Scene der sechsfachen Ermordung selbst, so unwahrscheinlich, ja so unsinnig dieselbe auch sofort auf den ersten Blick jedem vernünftigen Menschen erschien. Der Mörder steht mitten auf freiem Felde am Rande der von ihm gegrabenen Gruft und schlägt sich mit seinen Opfern herum. Einige liegen bereits entseelt da, die Mutter hält er in den Armen und führt gerade den Todesstreich und die kleinen Kinder knieen angstvoll vor ihm und flehen um Gnade. Die ganze Composition ist geradezu scheußlich und ich werde mich wol hüten, hier den Namen des Malers zu nennen und ihm auf diese Weise eine willkommene Reclame zu machen, auf die es vermuthlich allein abgesehen ist.

Die Polizei sah, wie ich bereits oben bemerkte, diesem wilden, ungezügelten Treiben gleichgültig und sorglos zu, sie, die sonst alle und jede Volksaufregung ängstlich unterdrückt und überall Gefahr wittert, auch da, wo gar keine vorhanden ist. So war die Morgue, wohin man die sechs Leichen geschafft hatte, zu denen später noch die siebente hinzu kam, buchstäblich Tag und Nacht fast eine Woche lang, von vielen tausend Neugierigen belagert, und der weite Platz hinter der Notredame-Kirche war immer schwarz von lärmenden Menschenmassen, die warten mußten, bis die Reihe an sie kam, um zugelassen zu werden; aber keine Patrouille von Stadtserganten oder Soldaten trieb die Leute auseinander und nach Hause, was doch sofort und auf das Energischste geschieht, wenn z. B. nur fünfzig Personen am Gitterthor des Corps Législatif stehen bleiben, um die Abgeordneten herauskommen zu sehen, oder gar vor dem Tuilerienhofe, wenn die Majestäten spazieren fahren!

Diese auffallende und ungewöhnliche Toleranz der Pariser Polizei hatte übrigens ihren guten Grund, den ich hier schnell nennen will, obwol ihn mancher Leser gewiß schon errathen hat. Die Aufmerksamkeit des Publicums wurde nämlich durch die Mordgeschichte von anderen Dingen abgezogen, die man eben in den Hintergrund gedrängt zu sehen wünschte. Dahin gehörte zunächst der Gesundheitszustand des Kaisers, der allerdings in der letzten Septemberwoche nicht mehr so krank war als in der ersten, der aber auch noch immer nicht völlig genesen ist, trotz aller Versicherungen der officiösen Blätter, daß S. M. sich noch nie so wohl befunden habe, wie gerade jetzt. Ferner galt es, die politische Erregtheit zu calmiren, die, ähnlich wie die kaiserliche Krankheit, sich ebenfalls seit der plötzlichen Vertagung der Kammern keineswegs gelegt, sondern sich eher vergrößert hat. Ueberall flüsterte man sich zu, daß am 25. October, dem letzten Termin für die verfassungsmäßige Einberufung des Corps Législatif, eine großartige Demonstration stattfinden solle, um die Regierung zu zwingen, ihrer Pflicht nachzukommen, und mehrere Abgeordnete von der Linken versicherten, sie würden sich auch ohne Einberufung versammeln und tagen. Wo sich Raspail und Garnier-Pagès sehen ließen, wurden sie mit Vivats empfangen, und sogar

Ledru-Rollin, der gefürchtete Tribun, stand als Candidat auf den Listen der Ersatzwahlen von Paris. Trotzdem wollte der Kaiser, der mit der schwindenden Krankheit seine alte Energie wiederzugewinnen schien, nicht nachgeben, er behielt sein unpopuläres Ministerium und spielte den alten Cunctator. Schwül mag ihm aber wol zu Muthe gewesen sein. Da plötzlich, wie vom Himmel herabgefallen — richtiger freilich, wie der Hölle entstiegen — kam das Verbrechen von Pantin und machte eine gewaltige Digression, indem es die Gedanken der Menge auf ein ganz anderes Gebiet lenkte und dort exclusiv beschäftigte. Deshalb ließ man die Massen gewähren und legte ihnen nicht allein nichts in den Weg, sondern erleichterte ihnen auf alle mögliche Weise das ungebührliche Treiben; ja, und wäre selbst in jenen Tagen der ersten Aufregung der Kaiser gestorben, wer weiß, die Regentschaft der Kaiserin hätte vielleicht ohne weitere Erschütterung in's Leben treten können, ohne sonderliche Anfechtung zu erleiden. Mit dem auf den 29. November hinausgeschobenen Eröffnungstermin der Kammern war es wenigstens so; in ruhigen Zeiten hätte dieser neue Gewaltstreich, gewissermaßen die letzte Kundschaft des zu Grabe getragenen persönlichen Regiments, viel böses Blut gemacht, jetzt ging er fast unbemerkt vorüber. Desgleichen die Abreise der Kaiserin nach dem Orient, die anfangs und so lange sie ein bloßes Project war, so viel Federn in Bewegung setzte, schon wegen der 4 Millionen, auf die sie veranschlagt war, und von der jetzt, wo sie zu einem fait accompli geworden ist, fast Niemand spricht. Das wichtigste Resultat, das aus dieser allerhöchsten Reise hervorgeht, ist auch im Grunde nur der bessere Gesundheitszustand des Kaisers, denn sonst wäre die Monarchin entschieden zu Hause geblieben. Das kleine grüne Coupé eines berühmten hiesigen Arztes, dessen Namen wir recht gut mit N. bezeichnen können, um von jedem Leser verstanden zu werden, spielt darin eine bedeutende Rolle. Es wurde am letzten September gleich nach Mittag von einem braunen Coupé am großen See im Bois de Bologne gekreuzt; beide Wagen hielten ein paar Augenblicke still und die darin sitzenden zwei Herren wechselten einige flüchtige Worte. Die Auskunft mußte eine befriedigende gewesen sein, denn das braune jagte, so schnell das schöne Racepferd laufen konnte, durch die Elyseischen Felder und die Rue de Rivoli nach der Börse, wo gerade Monatsschluß war, der wegen der langen Baisse mit vielem Ach und Weh begleitet wurde Der dampfende Renner stand, ein Herr sprang heraus und eilte die breite Treppe des Peristyls hinauf . . . „Da ist er! Da ist er!“ rief man von allen Seiten und drängte sich hinzu, „was bringt er für Nachrichten? was wird er thun?“ . . . Tausend ängstliche Augen und ebensoviel klopfende Herzen verfolgten ihn, wie er an die „corbeille“ trat, jenes ominöse, lärmende Centrum, wo die Course geschlossen werden! — Man horchte, man lauschte — was er brachte, wußte man nicht recht, und was er that, ebenfalls nicht, ein paar Winke und ein paar Gesten genügten; aber plötzlich gingen die Course in die Höhe und stiegen und blieben fest, und der so sehr gefürchtete Monatsschluß, wenn er sich denn auch nicht in allgemeine Wonne auflöste (dafür waren die Schläge der letzten Wochen zu hart gewesen) fand doch ohne gewaltige „Executionen“ statt. Das grüne Coupé hatte vielleicht etwas aus der Schule geschwatzt, aber es hatte doch richtig prophezeit. Am Abend desselben Tages erzählte man sich auf dem Trottoir vor der Opernpassage, wo nach wie vor und trotz aller Ueberwachung von Seiten der Polizisten („circulez Messieurs! circulez Messieurs!“) die heimliche Schlußbörse abgehalten wird, daß der

Herr mit dem braunen Coupé für 400,000 Franken dreiprocentige Renten gekauft habe, was er sicher nicht gethan haben würde, wenn er nicht verbürgte Nachrichten über das bessere Befinden Sr. Majestät erhalten hätte.

Und so war es auch und schon drei Tage später, am ersten October-Sonntag, konnten wir uns persönlich davon überzeugen und viel tausend Menschen mit uns, denn der Kaiser wohnte dem Herbstrennen in Longchamps bei, ganz wie sonst in seinen guten Tagen. Er sah freilich noch sehr bleich aus und war auch magerer geworden, sein Lächeln hatte entschieden etwas Gezwungenes und in seinen Mienen lag unverkennbar Schwermuth und Trauer; aber er war doch da.

Nach dem Rennen fuhr der Kaiser an die Brandstätte des Hippodrom, das zwei Tage vorher in Flammen aufgegangen war und dessen Trümmer noch rauchten. Dies Ereigniß gehörte ebenfalls zu den großen Emotionen des Monats, denn man hatte seit langen Jahren eine so gewaltige Feuersbrunst in Paris nicht erlebt. Der ungeheure Circus, der über 6000 Zuschauer fassen konnte, war bekanntlich ganz aus Holz erbaut, so daß an eine Rettung des Gebäudes nicht zu denken war. Sechs Stunden lang loderte die Riesenfackel so himmelhoch, daß der eine Stunde davon entlegene Concordeplatz taghell davon erleuchtet war und daß man in Rouen und Orleans den dunkelrothen Wiederschein am Horizonte sah. In derselben Nacht hatte der furchtbare Hafenbrand in Bordeaux seine größte Ausdehnung erreicht. Der Verlust, den Paris durch das abgebrannte Hippodrom erlitten hat, ist übrigens vom künstlerischen Standpunkte aus sehr geringfügig, denn das Etablissement war in den letzten fünf, sechs Jahren gewaltig herabgekommen. Der Director war jedesmal im Frühling in großer Noth und Verlegenheit, um einen neuen Magnet ausfindig zu machen. In diesem Sommer hatte er die Damen-Velocipeden-Wettrennen arrangirt, die trotz ihrer Trivialität und Indecenz, oder vielleicht eben deswegen, die Menge ein Paar Wochen lang anzogen; darauf erschien der Löwenbändiger Lucas, der mit den Wüstenkönigen die waghalsigsten und unerhörtesten Kunststücke ausführte, bis er von ihnen (im August d. J.) zerrissen wurde. Nun gab es gar nichts mehr zu sehen im Hippodrom, bis es in der Nacht des 1. Octobers ein Raub der Flammen wurde, so fürchterlich schön und imposant, daß man überall das Bonmot hören konnte, das prächtigste Schauspiel, das es je dem Publicum geboten habe, sei dasjenige seines eigenen Unterganges gewesen.

Um schließlich auf den Kaiser zurückzukommen, so war an dem ebenerwähnten Sonntage zum ersten Male wieder Empfang in Saint-Cloud, aber nur Herrengesellschaft, weil die Kaiserin bereits abgereist war. Die Gäste begaben sich auf die südliche Schloßterrasse und schauten dem Kirchweihfeste zu, das sich tief unter ihnen in der großen Allee ausbreitete, mit unzähligen Buden und Zelten, Puppentheatern, Seiltänzern und sonstigen Schaustellungen, voll Musik und Illumination. Halb Paris war hinausgepilgert, denn das Fest von Saint-Cloud ist das glänzendste und großartigste von allen ähnlichen in der Umgegend. Um acht Uhr erschien der Kaiser und legte mit eigener Hand die Lunte an eine Rakete und gab dadurch das Signal zum Feuerwerk. Immer der alte Vulcan, sagte ich zu mir, auf dem wir hier tanzen, nur will es mit dem Tanzen längst nicht mehr so recht gehen. Wenn wir nur auf unseren gesunden zwei Füßen stehen bleiben und nicht umfallen, so wollen wir schon zufrieden sein.

Im Rauchzimmer.

Was mir auf meinen Reisen schon öfters und auch diesmal wieder zu denken gegeben hat, ist der Zustand unserer Eisenbahnbibliotheken, sowol Dasjenige, was man darin findet, als Dasjenige, was man darin nicht findet. Wenn der Fremde, der nach Deutschland kommt, aus den Büchern, die ihm auf unseren Perrons angeboten werden, sich ein Bild von dem gegenwärtigen Zustand der deutschen Literatur machen wollte, so würde dasselbe über alle Begriffe beschämend für uns ausfallen. Der Engländer wie der Franzose sind gewohnt, auf ihren Bahnhöfen alle bemerkenswerthen Erzeugnisse der Periode vorzufinden, die Romane, die Reisebeschreibungen, die populär gehaltenen Werke der Naturwissenschaft, der Geschichtsschreibung 2c. Auf keiner englischen Station wird man die Bücher von Dickens, von Thackeray, von Macaulay, von Stuart Mill, von Lyell, von Darwin; und auf keiner französischen die von Victor Hugo, George Sand, Dumas Fils, Octave Feuillet, Rénan, Michelet, Maury u. A. vergeblich suchen. Mögen immerhin diese „standard authors", diese Muster-Autoren umgeben sein von ganzen Haufen werthloserer Unterhaltungslectüre, die den Tag nicht überlebt: das Gute fehlt doch nicht und es findet überall seine Liebhaber. Sogar die Dichter — unerhörte Sache für ein deutsches Eisenbahnpublicum! — sind vertreten; in schönen, wiewol billigen Ausgaben leuchten uns die Namen Shakspeare und Milton, Burns und Byron — die Namen Corneille, Racine, Voltaire und Béranger diesseits und jenseits des Canals aus den dichtgepreßten Bücherreihen der Stationsbibliotheken entgegen. Ja, man ist sicherer, auf einem französischen oder englischen Bahnhof einen Band von Goethe zu finden, als auf einem deutschen. Und doch kann man längst nicht mehr zur Vertheidigung dieser Thatsache den Umstand anführen, daß die Bücher in England und Frankreich wohlfeiler wären, als bei uns. Wir haben die besten, die schönsten und die billigsten Classikerausgaben; warum sieht man sie nicht auf unseren Bahnhöfen? Warum wagt man es, uns fortwährend noch diesen Schund an die Fenster der Coupe's zu reichen, dieses niedrigste Fabrikat der Gerichtszeitungsmanufactur, diese gemeinen und witzlosen sogenannten „humoristischen" Schriften, diese Beleidigung für unsere gute, deutsche Literatur? Man mustre die Bücherschränke auf den weitaus meisten und größten unserer deutschen Bahnhöfe und gebe sich Rechenschaft über das Resultat! Wir wollen weder Titel noch Namen nennen, wissen auch nicht, an welche Adresse wir diese wohlbegründete Klage zu richten haben; aber irgendwo muß doch die Hand und der Kopf sein, welcher diesen wahrlich nicht zu unterschätzenden Nebenzweig des deutschen Buchhandels lenkt und ihm seine Richtung giebt. Es ist ein Markt, welcher, vernünftig geleitet, für alle Betheiligten von der größten Bedeutung werden könnte; welcher nicht nur seine Grenzen täglich erweitern und an Ausdehnung immer gewinnen, sondern auch ein Regulator des Geschmacks werden und den Verkauf wirklich guter Bücher massenhaft befördern würde. Von dem erbärmlichen Zeug, welches uns jetzt meistentheils präsentirt wird, wendet jeder gebildete Reisende sich entrüstet zurück, der schlimmeren Fälle gar nicht zu gedenken, wo Titel oder Titelbild von einer Art sind, daß man sie in Gegenwart einer Dame nicht ansehen kann, ohne sich zu geniren. Chacun son goût. Wir wollen nicht so prüde sein, um gleich den Londonern diese Sorte

von Literatur auf eine eigene Straße zu verweisen: mag sie feilgeboten werden, so lange sie Käufer findet. Die Kritik ist kein Areopag und hat mit diesem Lorettenkram, der den Herodes von Paris in seinem ungelenken Deutsch über-herodisirt, einfach Nichts zu thun. Aber er sollte doch wenigstens nicht der einzige Repräsentant deutscher Literatur auf unseren Bahnhöfen sein. Wenn man einmal prätendirt, dort Bücher zu verkaufen, so sollte man doch auch die guten nicht geradezu verbannen. Wir haben die vorzüglichsten Ausgaben deutscher Classiker der Firmen von Cotta, von Brockhaus, von Hempel, von Payne; wir haben die reizenden illustrirten Bändchen von Grote, die sich mit irgend einem Product des außerdeutschen Buchhandels messen können; wir haben die ausländischen Classiker in den musterhaften Uebersetzungen des Bibliographischen Instituts und von A. Hofmann u. Co. Wir haben alles Dies, so gut und noch besser, wie Frankreich und England; wir haben sogar, was Frankreich und England nicht hat, in der Sammlung gemeinverständlicher Vorträge von Holtzendorff und Virchow einen Schatz populärer Belehrung, die sich über alle Gebiete menschlichen Wissens und Forschens in der anziehendsten Weise verbreitet. Wir schweigen von einer ganzen Reihe anderer und ähnlicher Werke, die namentlich aufzuführen viele Seiten nicht genügen würden, und fragen nur: warum, da wir es doch besitzen, stellt man dergleichen nicht auf unseren Bahnhöfen zum Verkauf aus? Der Preis, wie gesagt, kann nicht geltend gemacht werden; denn Alles, was wir bisher genannt, verkauft sich einzeln, in Bänden und in Heften, zu einem Spottpreis, der durchschnittlich noch unter dem Betrage dessen ist, was für die bisher auf den Stationen ausgestellten Abnormitäten der deutschen Literatur gefordert wird. Man komme mir auch nicht damit, das deutsche Publicum selber für diese Misère verantwortlich zu machen. Man hat oft genug gesagt, es sei im Allgemeinen kein lesendes Publicum, und noch eher ein lesendes, als ein bücherkaufendes. Gebt ihm nur gute Bücher in einer billigen und handlichen Form und es wird sie sicher kaufen, auf den Bahnhöfen noch viel mehr, als in den Buchhandlungen der Städte. Und außerdem spricht der Erfolg für meine Ansicht. Ich kenne natürlich nicht alle Etablissements dieser Art in Deutschland; allein ich kenne keines, das nach einem großartigern Maßstab angelegt und geführt wäre, als dasjenige des Bahnhofs in Cöln. Es war spät am Abend, als der Zug, der mich heimwärts führte, in die prächtige Halle dieses Bahnhofs einlief. Man hatte Zeit zum Soupiren und man soupirte vortrefflich; die Speisen und der Wein waren von einer außergewöhnlichen Güte. Was man sah, machte den Eindruck des Behaglichen und Comfortablen: die hohen, reichbesetzten Büffets, die hübsch gedeckten Tische, die weiten, voll erleuchteten Säle. Ganz besonders hell, unter dem Schein von mehreren Reflectoren, strahlte der Theil des Hauptsalons, wo sich die Bibliothek befand. Meinen literarischen Neigungen gemäß folgte ich, nachdem ich soupirt und die Cigarre angezündet hatte, dem Lichte der Reflectoren, wiewol ohne große Hoffnung in Bezug auf Das, was ich unter ihnen entdecken würde. Doch wie angenehm wurde ich enttäuscht! Ich fühlte mich in die allerbeste Gesellschaft versetzt, als ich mich unter diesen Bücherbretern umsah. „Und ist dies wirklich die Eisenbahnbibliothek?" fragte ich den jungen Mann, der hier die Honneurs der deutschen Literatur machte. — „Sie ist es", erwiederte derselbe, indem er mich artig einlud, näher zu treten. Und da fand ich, theils auf den Tischen ausgebreitet, theils in den hohen Regalen stehend, die Werke von Paul Heyse, von Berthold Auerbach,

von Fritz Reuter, von Gustav Freytag, von Spielhagen, von F. W. Hackländer, von Turgénew — ich fand sogar Gedichte — ich traute meinen Augen kaum! Heine's „Buch der Lieder“ und „Neue Gedichte“. „Und verkauft sich das Alles?“ fragte ich mit einem ungläubigen Blick. — Der junge Mann lächelte. Doch ich wollte, daß die Herren vom Metier in Berlin und anderswo dies Lächeln gesehen hätten; sie würden sich dann vielleicht entschlossen haben, ihre Meinung vom Publicum und ihr Sortiment auf den Bahnhöfen zu verbessern.

Die Welt macht freilich aus uns nicht mehr, als wir aus uns selber machen. Das ist ein altes Wort. Man liest jetzt so viel von den Einladungen, welche an die Hauptrepräsentanten aller Literaturen im Namen des Vicekönigs von Egypten ergangen sind. Wir hören, daß Alexander Dumas Fils, Theophile Gautier, Arsène Houssaye, Paul de Saint-Victor, „ainsi qu'un grand nombre de membres de la presse parisienne“, unterwegs sind, um den Inaugurationsfesten des Canals von Suez beizuwohnen, als Gäste des Khedive, der alle Kosten bestreitet. Wer bestreitet die Kosten der deutschen Literatur? Ich glaube, sie wird es selber thun und der Gast der Stangen'schen Expedition sein müssen, wenn sie überhaupt nach Suez reisen will. Es sind zwar auch einige Professoren und Gelehrte aus Deutschland eingeladen worden; aber kein Mensch wird im Ernst behaupten wollen, daß Dove in Berlin und Petermann in Gotha geradezu als Vertreter der deutschen Literatur anzusehen sind. Es wäre zu viel, von dem Khedive zu verlangen, daß er zu der Gelegenheit die Literaturgeschichte von Kurz oder Julian Schmidt hätte studiren sollen; allein die Sache wird doch sicherlich durch die Hand irgend eines Consuls oder General-Consuls gegangen sein, von welchem man billigerweise hätte voraussetzen dürfen, daß er die Literatur seines Landes so gut gekannt hätte, als die diplomatischen Vertreter von England und Frankreich die ihrige kennen. Für unsern Kronprinzen würde es sicherlich kein übles Compliment gewesen sein, wenn man ihm das Vergnügen gemacht hätte, mitten unter den literarischen Celebritäten aller Länder und Völker auch einige von seinen eignen Landsleuten zu erblicken. Wie man erfährt, wird die Ordnung, in welcher die einzelnen Staatsschiffe in den eröffneten Canal einlaufen, die folgende sein: Zuerst die kaiserliche Yacht, mit der Kaiserin der Franzosen (toujours l'honneur aux dames!), dann das österreichische Schiff „Elisabeth“, mit dem Kaiser Franz Joseph, dann die norddeutsche Dampfcorvette „Hertha“, mit dem Kronprinzen von Preußen, dann die holländische „Java“, dann die „Vanadis“ von Schweden, dann die „Italia“ 2c. 2c., dann die Kriegsschiffe und zuletzt, den Zug beschließend, die Handelsfahrzeuge mit den Passagieren, die nicht officiell zu der Einweihung des Canals eingeladen worden sind. Die Repräsentanten der verschiedenen Literaturen werden unter dem Pavillon ihrer respectiven Nationen fahren. — Und wo wird die deutsche Literatur bleiben? Ich fürchte, sie wird sich auf einem von den Handelsfahrzeugen befinden, die den Zug beschließen „mit den Passagieren, die nicht officiell zu der Einweihung des Canals eingeladen worden sind!“ — Woraus erhellt, daß trotz unseres Bundeskanzleramtes und unserer Flagge die deutsche Literatur von den Mächten noch immer nicht officiell anerkannt worden ist. Wir überlassen es unseren großen politischen Zeitungen, weiter darüber nachzudenken.

Druck von A. H. Payne in Reudnitz bei Leipzig. — Nachdruck und Uebersetzungsrecht sind vorbehalten.

Der Salon.

Walpurgis.

Novelle von G. zu Putlitz.

I.

Es war Frühjahrsmesse in Frankfurt, in den ersten Jahren des achtzehnten Jahrhunderts. Dazumal war Friede in der Welt und so drängten sich Käufer und Verkäufer aller Länder, aller Trachten und Sprachen in buntem Gewühl durch die Straßen der alten Krönungsstadt. Man hatte die Messe lange nicht so belebt gesehen. Sonntags namentlich waren meilenweit die Landleute der Umgegend herbeigeströmt und wogten mit freudig erregten, neugierigen und staunenden Gesichtern zwischen den Budenreihen, in denen alle die Wunder den begehrlichen Augen ausgestellt und den mehr oder weniger ausgerüsteten Säckeln feil geboten waren. Jahrmarktsfreude ergreift auch die älteren Herzen noch einmal mit Kinderlust. Damals wenigstens. Geheimnißvoll, wie Märchenschätze, breiteten sich in buntem Wechsel die Erzeugnisse des Fleißes ferner Länder vor den Blicken aus und ergänzten sich immer wieder, wie aus einem unerschöpflichen Born. Wie viel ferner war noch die Ferne; viel, viel beschwerlicher das Zueinanderwandern zu dieser Vereinigung; wie viel eigenthümlicher, in sich abgeschlossener war, was jedes Land, ja jeder Landstrich schaffte und sandte!

Fern ab von der breiten, stattlichen Zeile mit ihren Giebelhäusern und weiten Kaufgewölben, wo die Großhändler mit den Geschäftsfreunden verkehrten, in einem Gäßchen, das vom Römerberg zum Main hinunterführt, war an dem Tage, an dem unsere Erzählung anfängt, ein besonders reges Treiben. Es war eben an einem Sonntag und überdies hatte schon mehrmals der Aprilhimmel die Mahnung ergehen lassen, die sonnige Stunde der Lust so eilig und so viel als möglich auszunutzen, denn kleine, kurze Regenschauer wechselten mit hellem Frühlingssonnenschein und es war, als lache und weine der Himmel hinunter auf das bunte Treiben der Menschen. Etwas lichter wurde es dann freilich in der Gasse, wenn ein Wölkchen gerade seinen vollen Segen hernieder rauschen ließ, etwas weniger fröhlich strahlten die Gesichter, aber die Meisten ließen sich nicht stören und das gegenseitige Necken über die verkümmerte Lust wurde Grund zu neuer Fröhlichkeit. Eine Weile belustigen sich die Menschen nun einmal an den kleinen Widerwärtigkeiten, die Andere treffen, selbst wenn sie dieselben mit ertragen müssen. Wenn aber so, von Zeit zu Zeit, der Strom der Menschen in der Gasse etwas dünner geworden war, konnte man wahrnehmen, wie sich hier und da dichtere Gruppen bildeten, wie eins oder das andere der leichten Verkaufszelte

eine größere Schaar Neugieriger oder Kauflustiger anzog. Eine, und zwar eine der unscheinbarsten der Buden war es besonders, um die sich die Menge sammelte und nach dem hellen Lachen, das in dem Gedränge ertönte, nach der Heiterkeit auf allen Gesichtern, die hineinschauten, mußte man auf etwas besonders Kurzweiliges, Außergewöhnliches schließen. Und es war doch nur eine ganz einfache Bude mit oft gesehenen, seit Jahren unveränderten nürnberger Spielwaaren. Mit solchen, aus schlichtem weißen Holz geschnitzten Thieren hatten schon die Greise und Matronen, die danebenstanden, als Kinder gespielt; diese curiosen Hampelmännerchen, ungetüncht, als einzigen Schmuck zwei ziegelrothe Backen und Lippen, schwarzen Bart und Augen und ein Hahnenfederchen am Hut, deren einförmige Bewegungen einem Zwirnfaden gehorchten, hatten schon viele Geschlechter belustigt. Dafür war es eben Kinderspielzeug und Kinder wollen nun einmal immer wieder denselben unveränderten Geschichten horchen, immer wieder sich von demselben Spielzeug locken lassen, sich des bekannten Besitzes erfreuen und ihn zerstören nach eigener Laune. Mochten nun auch für Manchen die schmucken Sächelchen dastehen wie verkörperte Erinnerungen längst vergangener Kindheitsfreuden, das war es nicht, was diese Bude zum Sammelplatz, zur Erheiterung der Menge machte. Nicht der Waare galt diese rege Theilnahme, sondern der Verkäuferin, einem blühenden jungen Mädchen in halb städtischem, halb ländlichem fränkischen Nationalcostüm. Das Mädchen war von einer Fröhlichkeit, die alle Umstehenden unwiderstehlich mit ergreifen mußte. Es lachte immer und zwei Reihen blendend weißer Zähne glänzten wie Perlen aus den frischen Lippen hervor und dabei sah das klare blaue Auge unbefangen, im vollen Uebermuth der Lebensfreude, in das Menschengewühl, das die kleine Bude umdrängte. Ein älterer Mann, den das Mädchen „Oheim“ nannte, besorgte eigentlich den Handel. Er nannte den Preis der Waare, händigte sie aus, strich die Bezahlung ein und ergänzte immer wieder die Lücken. Das Mädchen stand in seiner Fröhlichkeit halb spielend daneben, als hätte es selbst die größte Freude an dem Kinderkram. „Ach, das schmucke Pferd!“ rief es. „O, dieser närrische Hahn!“ und dann hakte es einen der Hampelmänner ab und ließ ihn seine zuckenden Bewegungen machen, and dabei lachte es so laut, daß keiner der Zuschauer widerstehen konnte, mit einzustimmen, ja, solch' possirliches Männchen zu kaufen, das so große Fröhlichkeit und unversiegliche Quelle von Gelächter weckte. Ob das Männchen noch so belustigend war, wenn der Käufer es zu Haus aus der Tasche zog, wer mag das wissen? Was that das auch? An dem „Nürnberger Wälpi“ freute sich alle Welt und die Zappelmännle, die es verkaufte, waren bald eine so gesuchte Waare, daß der Oheim nicht genug beschaffen konnte, ob er auch den Vorrath aller Spielwaarenhändler von nah und fern zusammenschleppte. Das that die schmucke Walpurgis allein mit ihrem Lachen.

Schräg ihrem Stand gegenüber hielt ein Silberwaarenhändler feil. Er hatte Ringe und Kettchen, kunstvoll geschmiedet, und Miederschlösser

und Ohrgehänge von feiner genuesischer Arbeit, an denen zart gesponnene Silberarabesken sich um bunte Steine oder glänzende Glasperlen schlangen. Die Waare war wohl lockend und manches Auge streifte sie begehrlich, aber der Verkäufer saß so ernst und unbeweglich hinter derselben, kein Wort, kein Blick ermunterte zum Kaufen, ja, er konnte den Neugierigen, die ab und zu ein Stück in die Hand nahmen, um es am Sonnenlicht funkeln zu lassen und genauer zu betrachten, dasselbe barsch entreißen, und so strich man vorüber an der Bude des groben Gesellen, auf dessen Tisch die Waare nicht ergänzt zu werden brauchte und deren geschmackvolle und tüchtige Arbeit, deren kunstvoll zierliche Muster eine bessere Beachtung verdient hätten, wie der Verkäufer selbst, denn auch der war ein schlank und kräftig gewachsener junger Mann, nicht über dreißig Jahre alt, mit edel gebildeten Zügen. Das dunkelbraune lockige Haar war trotzig aus der Stirn gestrichen, und hätte er es verstanden, mit freundlichem Blick und entgegenkommendem Wort die Erzeugnisse seines Kunstfleißes feilzubieten, manches schöne Mädchen hätte vielleicht Kette oder Nadel aus der Bude mitgenommen und das Herz dagelassen. Darum aber schien es dem unwirschen Handelsmann gar nicht zu thun zu sein. Ab und zu streifte sein Blick zu der lachenden Nachbarin hinüber, aber mißmuthig ja fast zornig senkte er ihn wieder, pfiff einige Tacte einer italienischen Volksweise vor sich hin und blickte wieder unbeweglich mit gleichgiltigem Trotz in den Strom der Menschen, mochten sie nun, flüchtend vor einem Regenschauer, dahineilen, oder bei Sonnenblicken neugierig an den Buden rasten. Wir wollen gleich hinzufügen, daß der junge Mann zwar aus Welschland mit seiner Waare herüber gekommen war, daß er dort seine Kunst gelernt, wenigstens vervollkommnet hatte, daß er selbst aber ein Deutscher war. Darin lag vielleicht ein Grund mit seines störrischen Wesens. Aus dem Vaterlande ausgewandert, hatte er hier seine Heimat verloren, dort, jenseits der Alpen, hatte er keine neue gewonnen, die Vatererde war ihm fremd, die Fremde nicht heimisch, und da zieht sich das Herz zusammen und fühlt sich einsam, und das Gefühl der Einsamkeit mitten unter dem Gewühl fröhlicher Gesichter macht hart und verschlossen. In der Arbeit hatte er das kaum empfunden, denn sein Schaffen war ihm Gesellschaft, und daß er gearbeitet hatte, zeigten die in Anstrengung kräftig gewordenen Glieder. Das träge Feilhaben sagte seinem ganzen Wesen nicht zu. Er fühlte sich verlassen, heimatlos und unnütz.

Wieder hatte ein diesmal etwas stärkerer und anhaltenderer Regenschauer die Gasse mehr als früher gelichtet; die Verkäufer sahen mit verstimmten Gesichtern den forteilenden Käufern nach und nur das nürnberger Wälpi lachte ausgelassen hinein in den strömenden Regen und über alle die possirlichen Schutzmittel, die die Noth jedem Einzelnen eingab, um entweder das Gewand zu schützen, oder doch so schnell als möglich einen Ausweg aus dem Gedränge zu finden. Das lustige Mädchen achtete nicht darauf, wie der Oheim in scheltender Hast seine Waare zu bergen suchte, und beugte sich lachend weit aus der Bude hinaus, den

lärmenden Menschen nachzusehen, unbekümmert darum, daß ihm selbst die Regentropfen die Flechten des blonden Haares netzten, und trocknete es dann das nasse Gesicht mit der Schürze, lachte es erst recht über sich selbst, über den geschäftigen Oheim und zumeist über den größten Hampelmann, der zu weit vorgehangen hatte vor dem schützenden Dach und dem der Regen die rothe und schwarze Farbe so durcheinander gewaschen hatte, daß er eben so kläglich aussah, als die Hahnenfeder seines Hutes, die ihm schlaff im Nacken hing. Der junge Silberhändler, wenn auch kein Zug seiner harten Züge eine Theilnahme verrieth, wandte kein Auge von dem Mädchen und hatte gar nicht bemerkt, daß eine dunkle Gestalt leise durch das Hinterthürchen seiner Bude eingetreten war und schon lange hinter ihm stand, ehe sie die Hand auf des Jünglings Schulter legte und ihn auf Wälsch, wenn auch mit scharf accentuirtem fremdländischen Accent anredete.

Der junge Mann wandte den Kopf. Ein Armenier stand hinter ihm in der dunklen Tracht seiner Nation, dem langen, faltenreichen Gewand, von einem bauschigen Gurt zusammengehalten. Die Männer kannten sich. Beide kamen aus Venedig, hatten sich zu verschiedenen Malen auf der Herreise getroffen, öfter die Herberge getheilt, und doch war es bei der Jedem eigenthümlichen Verschlossenheit zu keiner weitern Vertraulichkeit gekommen. Volkhard, so hieß der junge Silberarbeiter, war eine durch ernste Schicksale früh gehärtete Natur; er hatte sich durchkämpfen müssen durch Noth und Trübsal des Lebens, er war schroff, unerschrocken und Furcht war es nicht, die ihn bewogen hatte, die Gemeinschaft des Armeniers so viel als möglich zu meiden, aber eine unbestimmte Scheu, über die er sich kaum Mühe gegeben hatte, selbst nachzudenken. Die seltsame Erscheinung, die Art und Weise des wunderbaren Mannes konnten diese Scheu wohl rechtfertigen, denn über sein ganzes Wesen lag etwas Geheimnißvolles. Schon die bleiche, blutlose Farbe des Gesichts ließ nicht errathen, ob der Mann jung oder alt war; die schmalen Lippen öffneten sich kaum bei dem leisen Sprechen; Gestalt und Haar verhüllte die ernste fremdländische Tracht; der Bart ließ wenig von den Zügen erkennen und die durchdringenden Augen, die sich nur wie ein Blitz von Zeit zu Zeit forschend aufschlugen, senkten und verbargen sich unter den dunklen Wimpern und gestatteten keinen Einblick in diesen Spiegel der Seele. Er selbst schien ebensowenig die Gesellschaft des jungen Mannes zu suchen, und doch hatte der gleiche Weg und dasselbe Reiseziel die Beiden durch Wochen fast täglich zusammengeführt, immer aber wie zufällig, und so war es mehr ein wiederholtes Begegnen, als ein Zusammenwandern. Wenn Volkhard, der seine Waare mit dem Frachtzuge eines großen Handelsherrn vorangeschickt hatte und die Reise zu Fuß machte, Abends ermüdet in der Herberge einkehrte und sich zum Mahl setzen wollte, stand auf einmal der Armenier hinter ihm, und er wußte nicht, ob er vor ihm dagewesen war oder nach ihm kam. Zuweilen war ihnen das Lager gemeinsam am Boden der Herberge bereitet, aber wenn Volkhard früh Morgens erwachte, war der Schlafgenosse ver-

schwunden und er traf ihn dann unvermuthet, gelehnt an irgend einen dunkelschattigen Baum an der Landstraße, oder hervortretend hinter einem Gesträuch oder Felsstück bei einer plötzlichen Wendung des Weges. Selten wanderten sie lange zusammen. Der Armenier hatte leise einen Seitenweg eingeschlagen, war längst vor Volkhard am Ziel und wanderte oft noch in der Nacht voraus, unbekümmert, ob es stürmte und ob düstere Wolken die Nacht noch finsterer machten. Dann sahen sie sich wohl mehrere Tage gar nicht, um plötzlich, unvermuthet, wieder zusammenzutreffen. Seit er in Frankfurt angelangt war, hatte Volkhard den geheimnißvollen Reisegenossen nicht wieder gesehen und nun stand er unerwartet hinter ihm.

„Darf man unterducken, bis der Regenschauer vorüber?“ fragte der Armenier mit halb flüsternder Stimme.

Volkhard nickte mit dem Kopfe und schob dem Fragenden einen Schemel hin. „Nun, und wie geht das Geschäft?“ fuhr dieser fort, mit einem halb ironischen, halb schadenfrohen Zug um die Lippen.

Wieder antwortete der junge Mann nicht und zuckte nur mißmuthig mit den Achseln. Dann, als wolle er ablenken von dem Gegenstand, warf er hin: „Ich sah Euch noch nicht, seit wir uns auf der Sachsenhäuser Brücke trennten, ehe wir einzogen in die alte Reichsstadt mit ihrem Meßgewirr. Habt Ihr Herberge gefunden und seid Ihr zufrieden mit der Unterkunft?“ — „Ich bin zufrieden mit jedem Eckchen, und mein Lager ist überall bereit“, sagte der Armenier. „So habe ich kein festes Quartier genommen und raste bald hier, bald dort.“

„Und habt Ihr keinen Stand für Waare und Geschäft?“ fragte Volkhard weiter.

Der Armenier lächelte. „Meine Waare, Rosenkränze aus dem heiligen Lande, Kreuzlein aus Oelbaumholz des Libanon, auch wol Flaschen mit Rosenöl meiner Heimat, trage ich in den weiten Falten meines Gewandes und verkaufe nur für so viel, als mir des Tages Noth auflegt. Guter Rath in allerlei Dingen, den ich wol hier und da ertheile, braucht auch keines Meßtisches, um ihn auszustellen.“

„Ach“, sagte Volkhard und suchte die unheimliche Scheu vor dem Mann, die ihn wieder überkam, hinter einem Lächeln zu verbergen, „da seid Ihr wohl schwarzer Kunst und geheimen Wissens kundig?“

Der Armenier schien das Lächeln zu übersehen und antwortete ernst und leise: „Manch' Geheimniß, der Natur in ihrem Schaffen, der Menschenseele in ihrem verschwiegenen Walten abgelauscht, erbt sich seit Jahrtausenden in meinem Stamm von Geschlecht zu Geschlecht und ist ein Schlüssel geworden für Gegenwart und Zukunft. Ziffern und Lettern sind mir unterthan und die geheimnißvolle Regel der Kabbala ordnet mir aus ihrem Gewirr und Räthsel manch' klaren Spruch offenbarenden Gedankens.“

„Derlei Künste verstehe ich nicht“, sagte Volkhard, „und mag auch nichts damit zu thun haben.“

„Nicht so kurz ab!“ flüsterte der Armenier, „Euch könnte es nicht

schaden, Ihr thätet einmal einen Blick in den Spiegel des Lebens, der Euch ja hier breit genug vorgehalten wird. Ihr seid ein verschlossener Gesell. Das stille Arbeiten in der einsamen Werkstatt ist Euch das Liebste; Ihr vermeidet den Verkehr mit Genossen; Fröhlichsein mit Fröhlichen ist Euch zuwider. Nun seht Ihr, wohin das führt. Euer Kram ist schöner gearbeitet, billiger und doch kunstvoller als die meisten Dinge, die die Masse hier zusammenlockte, und doch bleibt Ihr sitzen mit Euren Schätzen und wenn Ihr heimkommt, habt Ihr drei Monate Arbeitszeit verloren, und wie Ihr den Vorschuß zahlen wollt, den Euch der Israelit auf das Silber gab, freilich zu hohem Zins, und die Miethe für Euer ärmliches Zimmer mit Werkstatt und Schaufenster, und dem Schneider das neue Wamms und Mantel —"

„Ei", unterbrach ihn Volkhard, „Ihr kümmert Euch genau um meine Angelegenheit und ich wüßte doch nicht, daß ich Euch in's Vertrauen gezogen hätte."

„Kamerad", sagte der Armenier, „zu derlei Dingen brauche ich die Kabbala nicht zu mißbrauchen, noch Ihr Euren Mund, um es mir anzuvertrauen. Das lese ich auf Euren Zügen wie aus einem aufgeschlagenen Buch. Ich will Euch auch erzählen, was Ihr dachtet, als ich bei Euch eintrat und Ihr es nicht einmal merktet, so weit ab waren Eure Gedanken. Zu dem Mädel da drüben schautet Ihr hinüber, zu dem Wälpi aus Nürnberg, das die ganze Messe kennt, weil es so schön lacht und lustig ist, daß alle Welt seine Freude daran hat. Euch aber stieg der Zorn auf und Ihr dachtet: „Um den schlechten, kindischen Plunder drängen sich die Menschen und Deine saure Arbeit bleibt unbeachtet —"

„Wenn ich das dachte, war es Thorheit", rief Volkhard; aber die Röthe war ihm doch auf die Stirn gestiegen. „Was kümmert mich die kindische Maid mit ihren Zappelpuppen? Und wenn es mich verdrießt, sie den ganzen Tag vor Augen haben zu müssen, so ist es nicht, weil sie es versteht, mit albernem Lachen die Leute an ihre Bude zu ziehen, sondern weil sie mir überhaupt zuwider ist. Das ewige Lachen kann ich nicht ausstehen. Immer Sonnenschein könnte man nicht vertragen."

„Ei", lächelte der Armenier, „da müßte Euch ja heute das Wetter grade recht sein. Heut' hat schon zwanzigmal Regen und Sonnenschein gewechselt und wenn es Euch um einen tüchtigen Sturm zu thun ist, der wird auch nicht mehr lange auf sich warten lassen. Mit der Walpurgis habt Ihr aber Unrecht. Was kann sie dafür, daß sie fröhlich ist? Und daß Ihr sie nicht leiden könnt, ist auch nur halb wahr. Ihr wißt es nur nicht besser. Daß sie Euch den Zorn aufwühlt, mag schon richtig sein, aber hauptsächlich, weil es Euch ärgert, daß die Gasse zwischen Euch liegt, und der Menschenstrom und ganz besonders das Lachen; denn, wenn das Andere auch nur Eure Augen hemmt, so hemmt das Eure Gedanken, denn Ihr wißt nicht, wie viel Seele, Gemüth, Verstand oder Thorheit hinter der Fröhlichkeit steckt, und das wüßtet Ihr doch so gern."

„Ei, wie sollte mich das kümmern!" rief der junge Mann und wandte sich heftig ab. „Uebrigens hat der Regen aufgehört und die

Straße füllt sich auch schon wieder. Wenn es Euch also nur um das Untertreten zu thun war gegen das Unwetter —"

„Mich schreckt kein Sturm", sagte ganz ruhig der Armenier. „Dessen, dächte ich, hättet Ihr auf der Reise bereits gewahr werden müssen. Wer die Kräfte der Natur kennt, dem haben sie nichts an, und wer die Menschen kennt, der läßt sich von einer thörichten Laune nicht abweisen, wie sie Euch jetzt gegen mich aufsteigt. Ich habe nicht Liebe noch Haß zu Euch, aber helfen will ich Euch doch."

„Habe ich schon Eure Hülfe verlangt?" warf der junge Mann hin.

„Nein, aber Ihr habt sie sehr nöthig. Dem Ertrinkenden reicht man die Hand, auch wenn er nicht um Hülfe ruft, und so will ich Euch sagen, was Euch bevorsteht, wenn Ihr meinen Rath zurückweisen wollt. In wenig Tagen ist dieser tolle Zusammenlauf vorüber, den sie Messe nennen, Ihr aber habt kaum so viel eingenommen, daß Ihr Zehr- und Schlafgeld in der Herberge bezahlen könnt. Alle Eure Waaren sind dem Israeliten verschrieben für das Silber, das er Euch lieferte. Ich habe ihn oft genug um Eure Bude schleichen und freudig beobachten sehen, daß das Tischlein so voll bleibt als zuvor. Die Arbeit mehrerer Jahre ist verloren, Euer Muth gebrochen. In Venedig könnt Ihr Euch nicht wieder sehen lassen, sonst harrt Eurer der Schuldthurm, und die Gefängnisse dieser Perle der Adria hat noch Niemand gerühmt. Dazu sitzt Euch etwas im Herzen — hört nur, wie das Wälpi da drüben lacht, und da ist's auch schon wieder gedrängt voll von Käufern."

Volkhard schwieg eine Weile. Alles, was ihm der Mann mit dem unheimlichen Blick und dem geheimnißvollen Wesen in wenig Worten kalt und gleichgiltig wie ein Rechenexempel hingezählt hatte, war ihm in den letzten Wochen schon oft durch die Gedanken gezogen, hatte ihm brühheiß das Blut in die Wangen getrieben und die Erquickung des Schlummers vernichtet. Er konnte nichts dagegen sagen und wußte sich doch keinen Rath. Endlich überwand er Scheu und Widerwillen und als preßte Groll und Noth die Worte heraus, warf er hin: „Nun, und wie wollt Ihr mir helfen?"

„Dienst um Dienst!" sagte der Armenier. „Leute Eures Schlages nehmen lieber einen Tausch an als ein Geschenk. Ich werde Euch gleich helfen, den Gegendienst behalte ich zu gut, und werde ihn mir schon einfordern."

„Sagt's gleich, was Ihr wollt", warf Volkhard hin. „Fordert Ihr ein Pfand oder etwas Schriftliches?"

„Nichts von dem Allen", sagte der Armenier. „Bursche von Eurer Gemüthsart drückt die Schuld mehr als die Verschreibung. Aber einen Theil Eurer Waare müßt Ihr mir erst anvertrauen, als Zeichen, daß Ihr meiner Hülfe Glauben schenkt. Ich will nicht viel: ein paar Dutzend von jenen Ringlein mit dem Glasstein von Murano und ein paar Nadeln, kurz, was Euch daheim zwei bis drei Colonados werth wäre, und was Ihr hier, Stück für Stück, um ein paar Kreuzer losschlagen würdet."

Volkhard sah ihn befremdet an, reichte ihm aber doch ein paar

Kästchen hinüber, in denen diese werthlosesten seiner Waaren achtlos durcheinander geworfen waren. „Nehmt", sagte er mit fast verzweifelndem Ton und warf sich in den Sessel im Hintergrund seiner Bude.

Der Armenier griff in die Kästchen, ohne zu zählen, ohne den Inhalt eines Blickes zu würdigen, und schleuderte ihn weit hinaus unter die Menschenmenge. Eine zweite Handvoll folgte, eine dritte, und als Volkhard erschreckt aufsprang und ihm in den Arm fallen wollte, hielt ihn ein Blick des unheimlichen Mannes wie gebannt zurück. Der Strom der Menschen, unter den diese unerwarteten, schimmernden Gaben flogen, hemmte sich plötzlich. Während Einige sich bückten, das Geschmeide aufzunehmen, hier und da sich sogar ein Kampf entspann um die Gaben, drängte Alles zusammen und alle Blicke richteten sich auf die bis dahin so unbeachtete Bude. Und da stand hinter der unheimlichen Gestalt des Armeniers, starr wie eine Bildsäule, der schöne, schlanke, junge Mann, fast mehr erstaunt als die Menschen, die ihn fragend anstarrten. Dabei drängte der Kampf um die Ringe die Menschenmasse dicht an das Tischchen, auf dem das schöne Geschmeide ausgebreitet war. Halb neugierig, die Lösung des unerwarteten Räthsels zu finden, fragte erst schüchtern Einer, dann ein Anderer nach dem Preise dieser oder jener Kette. Damit war das Eis gebrochen. Ein Feilschen begann, indem man sich in der Hast und Begierde des Besitzes die Waare überbot. Neue Käufer drängten zu; man entdeckte jetzt erst die kunstvolle Arbeit, die hier ausgestellt war. Volkhard konnte kaum genugsam Rede stehen. Seine Preise, kaum ausgesprochen, wurden gezahlt, überboten. Mit der einen Hand strich er das Geld ein, das seine Kasse bis zum Rand füllte, mit der andern reichte er die Waare Kostbareres und Geringereres gingen mit einander fort, und kaum war ein Stündchen verstrichen, als sein Tisch leer war, ja, die Kisten, deren Inhalt er noch nicht ausgelegt hatte, eben so, und immer noch kämpfte man fast um die letzten Reste, um die halb zurückgeschobenen Waaren, die er kaum beabsichtigt hatte, zum Kauf zu stellen. Der Preis, der gelöst war, überstieg aber um ein Bedeutendes auch die kühnsten Erwartungen des jungen Mannes. Als auch das Letzte hergegeben war, schlug er seine Bude zu. Der Armenier war, schon als der Handel begann, eben so leise, als er gekommen war, verschwunden. Volkhard schloß Läden und Thür, zündete ein Lämpchen an und fing an, das Geld, das er in der Hast durcheinander in die Kasse geworfen hatte, zu ordnen und zu zählen. Die Summe, die er dem Israeliten schuldete, steckte er gleich in einem besondern Beutel bei Seite, und da blieben Gold- und Silberstücke übrig, ein Schatz, wie er ihn nie vorher besessen, ein Besitz, wie er ihn niemals erträumt hatte. Wie hatten wenige Stunden sein ganzes Geschick, die vorher so trüben Aussichten auf die Zukunft geändert. Er war fast reich, konnte wieder, und diesmal mit eigenen Mitteln, anfangen zu arbeiten. Die Erinnerung an die Hülfe des geheimnißvollen Reisegefährten warf zwar einen leisen Schatten auf seine Stimmung, einen Druck, wie von einer unsichtbaren Fessel, aber dann tauchte dazwischen das heitere Bild der lustigen Walpurgis vor seiner Seele auf;

ihm war es, als höre er durch die Breter seines verschlossenen Ladens ihr Lachen durchtönen, er fragte sich, ob sie ihm denn wirklich so zuwider sei, als er sich das bis dahin selbst vorgeredet hatte, und gab sich doch lieber keine Antwort, denn das Herz schlug ihm höher und machte seinen Athem stocken, wenn er des Mädchens gedachte. Daß er selbst ein Anderer geworden war seit einer Stunde, daß ihm die Schwingen des Lebensmuthes wuchsen, daß er froher in die Zukunft, freundlicher in die Menschheit sah, das bedachte er freilich nicht und doch bedingte das schon, daß er anders empfinden mußte für die lachende Walpurgis als vorher. Daß doch die Menschen so selten merken, wie die Welt sich ihnen immer nur in dem Scheine darstellt, den ihr eigenes Herz ihr giebt, und wenn sie trüb oder freundlich uns entgegen tritt, hart oder liebevoll, daß das nur der Wiederschein ist unseres eigenen Empfindens. Volkhard war wie im Traume und er träumte auch von der Zukunft. Es waren kunte, unbestimmte Bilder, in die sich seine Seele vertiefte, aber Eins wurde ihm klar, woran er früher niemals gedacht hatte. Er hatte den Druck der Heimatlosigkeit so schwer empfunden und nun sah er auf einmal einen Weg, und den einzigen, sich die verlorene Heimat wieder zu gewinnen. Wenn er sich ein Haus, eine Häuslichkeit gründen könnte! Er dachte dabei nicht entschieden an Walpurgis, wenigstens drängte er den Gedanken zurück; aber er hatte so wenig mit Menschen verkehrt, er hatte kaum jemals ein Mädchen angeredet, und das fröhliche Wälpi, das er nun seit Wochen vom frühen Morgen bis zum Abend vor Augen gehabt hatte, freilich, ohne daß er je ein Wort mit ihm wechselte, war das einzige Mädchen, das er in Beziehung zu seinen Zukunftsträumen bringen konnte. Wenn nur das Lachen nicht gewesen wäre, das beständige Lachen! Das paßte so wenig zu seinem ganzen Empfinden, daß es alle seine Träume zerstörte, wenn der Klang dieses Lachens, der ihm beständig im Ohr lag, durchtönte durch seine Gedanken. Aber so vertieft war er, so die Gegenwart vergessend über die Pläne der Zukunft, daß er es in seinem verschlossenen Breter- und Leinwandhäuschen gar nicht merkte, wie ein Sturm aufgezogen war und sich mit Donner und Blitzen über die menschengefüllte Stadt entlud. Zuerst weckte ihn Angstgeschrei verworrener Stimmen aus seinen Träumen, dann der prasselnde Regen, der niederrauschte und dem das Leinwanddach seiner Bude nicht mehr Widerstand zu leisten vermochte. Schnell stieß er das Fach, in dem er sein Geld eingeordnet hatte, zu, steckte den Schlüssel ein und trat hinaus. Donner auf Donner grollte ihm entgegen, der Himmel stand wie in Flammen. Durch die Gasse drängten sich Schutz und Hülfe suchende Menschen mit Wehgeschrei. Der Sturm schnob im Wirbel die Gasse hinunter bis zum Main und rüttelte an den leichten Zelten der Verkäufer. Angstschrei, Hülferuf von allen Seiten. Hier und da brachen schon einzelne Buden zusammen, die Stangen krachten und die schützende Leinwand flatterte haltlos im Wind. Volkhard's erster, einziger Gedanke war Walpurgis. Ein Blick und er sah, daß ihre Bude eine der ersten gewesen war, die eingestürzt war, aber Niemand kümmerte sich darum,

Jeder hatte genug an sich selbst zu denken. Wie in Verzweiflung durchbrach der junge Mann den Menschenstrom, der ihn mit fortzureißen drohte; mit Riesenkraft machte er sich Bahn. Mit kräftigen Armen suchte er die Trümmer der kleinen, wolbekannten Bude aufzurichten. Die Breterwände standen noch, aber die Stangen waren gebrochen und das Dach war eingestürzt. Ein Augenblick, und er hatte die Stangen und Breter fortgeräumt. Ein leises Wimmern tönte ihm entgegen. „Walpurgis", rief er, „Walpurgis!" aber er erhielt keine Antwort. Da lichtete ein Blitz die Finsterniß; er riß den Knäuel von Leinwand auseinander, der vom Dach in das Innere des kleinen Bretergebäudes, vom Sturm durch einander gerollt, gestürzt war, und da lag Walpurgis, leblos unter dem halb umgestürzten Verkaufstisch, dessen Spielwaaren, zerstreut, zerbrochen, in wirrem Durcheinander sie bedeckten. Es schien, als hätte sie sich an den Tisch halten wollen und wäre mit ihm umgefallen, so aber, daß er ihr ein Schutz geworden war gegen das einbrechende Dach, ja die Hampelmännchen, die Pferdchen und Puppen selbst hatten sich wie schützend über ihren Liebling gebreitet und zwischen ihnen lag sie da, mit lächelndem Gesicht. Der Schein des Blitzes erlosch und wieder war trübe Finsterniß, immer aber noch strömte der Regen hernieder und der Sturm drohte jeden Augenblick auch noch die haltlos gewordenen Wände der Bude einzustürzen. Da war nicht zu zaudern. Volkhard ergriff das Mädchen mit kräftigen Armen, befreite es, nicht ohne Mühe, von Trümmern, Fetzen und zerbrochenen Spielwaaren, die es bedeckten, und trug es hinaus. Er fühlte den Schlag ihres Herzens, den leisen Athem, sie konnte nur betäubt sein. Er hatte nicht Zeit zu überlegen, wohin er die liebe Last bringen könnte, das nächste Obdach gegen Sturm und Regen mußte er wählen, und da, als wieder ein Blitz leuchtend durch die finstere Nacht zuckte, entdeckte er einen halb geöffneten Thorweg und schlüpfte hinein. Da waren sie wenigstens in Schutz vor dem Regen. Einige Stufen führten vom Thorweg zur Thür des Hauses hinauf und über derselben brannte eine Lampe, die ihren Schimmer matt hernieder warf. Da ließ Volkhard sich nieder mit seiner Bürde, und indem er den Kopf des noch immer leblosen Mädchens an seine Brust lehnte, suchte er sich zu überzeugen, ob es auch nicht verletzt sei. Keine Spur von Blut oder Verwundung an Stirn und Wangen, kein Zug von Schmerz auf den heiteren Zügen. Wie ein lächelndes, schlafendes Kind lehnte sie an ihm. „Wälpi!" flüsterte Volkhard, „Wälpi!" und strich das im Regen aufgelöste Haar leise aus der Stirn. Und als hätte der Klang ihres Namens sie geweckt, schlug sie die Augen auf und sah ihn fragend an.

„Sie lebt!" rief Volkhard und der Ausdruck höchster Freude zitterte durch seine bewegte Stimme.

Walpurgis richtete sich auf und sah sich um.

„Fehlt Euch etwas, seid Ihr verwundet?" fragte Volkhard.

Walpurgis lachte hell auf. „Verwundet? O nein. Wartet einmal, ich weiß Alles. Als das Gewitter kam, raffte der Oheim sein Geld zusammen, um es in unserer Herberge in Sicherheit zu bringen. Ich sollte

unser Puppenhäuschen derweil schließen, bis er käme und mich heimholte. Als ich aber den Laden zuschlagen wollte, warf der Sturm mir den so heftig entgegen, daß Alles klirrend um mich zusammenfiel. Nun weiß ich nichts mehr, als daß ich unter dem Lärm, Toben, Sausen und Krachen um mich her, während meine Puppen mich so possirlich umtanzten, meine hölzernen Thierchen lustig über mich hersprangen, selbst lachend zu Boden sank und die ganze Frankfurter Messe um mich und über mich einfiel. Was wohl aus dem unwirschen Silberhans geworden ist, der die ganzen Wochen so verdrießlich hinter seinem Kram saß, als wollte er partout nichts hergeben, und der heute anfing, seine Waare auf die Gasse zu streuen?"

Sie lachte wiederholt und kräftig wie ehedem.

„Walpurgis", sagte der junge Mann und stand auf, „wo ist Eure Herberge? Ich muß Euch zu Eurem Oheim bringen."

„Ja so", antwortete sie, „Ihr habt recht. Aber wo bin ich und wie komme ich hierher?" Jetzt erst sah sie ihn an und wie der Schein der Thürlampe auf seine Gestalt fiel, erkannte sie ihn sogleich.

„Ah! Ihr seid es", sagte sie und die Röthe stieg wieder in ihre gebleichten Wangen. „Ihr? Und Ihr habt mich gewiß gerettet aus dem umgestürzten Häuschen und hierher gebracht. Das war lieb von Euch und ich danke Euch recht von Herzen."

Sie stand auf und reichte ihm die Hand.

„Nennt mir Eure Herberge, daß ich Euch dorthin führe", sagte Volkhard.

„Noch einen Augenblick", flüsterte sie, „ich bin doch matt und der Kopf ist mir dumpf. Ihr müßt mich stützen, ich könnte allein nicht gehen. Hätte ich doch niemalen gedacht, daß Ihr noch mein Retter werden solltet, daß ich mich auf Euch stützen würde." Und nun mit heiterstem Lachen fügte sie hinzu: „Weshalb habt Ihr mich denn immer so bös und finster angeglotzt die ganze Meßzeit über, daß ich mich schier vor Euch gefürchtet hätte, wäre nicht die Gasse zwischen uns gewesen? So aber machte es mich lachen. Wußte ich doch, daß ich Euch nicht mit Wort noch Geberde je etwas zu Leide gethan hätte. Nicht? Das müßt Ihr mir eingestehen."

Jetzt wenigstens sah Volkhard sie nicht mehr mürrisch an, und wenn sie sich auch an ihn lehnte und er die Stütze war, so schaute sie doch so froh und heiter vor sich hin, und er senkte den Blick so schüchtern, daß man nicht hätte wissen können, wer von Beiden der Stärkere war. Aber ein Strom ungeahnten, unbewußten Glückes ging durch das Herz des jungen Mannes. So schön, so lieblich war ihm die heitere Walpurgis niemals erschienen, und so versunken war er in ihren Anblick, daß er kein Wort hervorzubringen wußte. Sie selbst lehnte vertrauensvoll an ihm und lachte.

„Jetzt bin ich wieder ganz frisch", sagte sie nach einer Weile, „jetzt laßt uns gehen."

Sie traten hinaus auf die Gasse. Das Wetter hatte aufgehört,

aber ein Strom von Wasser überfluthete den Bürgersteig und wälzte allerlei bunte Trümmer mit sich fort. Zwischen dem dunklen, eilig ziehenden Gewölk war aber der Mond hell aufgegangen und beglänzte ihren Weg. Wälpi's Schritt war noch unsicher auf den glatten, nassen Steinen, sie mußte den Arm des Führers fest halten, und wo ein breiterer Wasserstrom ihre Schritte hemmte, mußte Volkhard das Mädchen wieder auf die Arme nehmen und durchtragen. Sie ließ es ruhig geschehen. Sein Gesicht strahlte so glücklich im hellen Mondenlicht, und sie konnte immer nicht begreifen, daß das derselbe mürrische Gesell sei, den sie so oft gesehen hatte und der ihr so zuwider gewesen war. Wenn sie den Arm um seinen Nacken schlang und den schönen Lockenkopf an sich drückte, war es ihr, als hätte sie ihn längst gekannt, als wäre er ihr eigen und sie hätte keinen Menschen auf der ganzen Welt, dem sie so zutrauensvoll sich überlassen könnte, als ihm. Fast war es ihr leid, als sie schon vor der Herberge anlangten, die sie ihm bezeichnet hatte. Der Oheim kam ihr in aller Angst entgegen gelaufen. Er hatte sie vergebens gesucht in der eingestürzten Bude, war in seiner Noth durch alle Straßen gelaufen und fing erst recht an zu jammern, als er sie frisch und wohlbehalten wieder hatte. Das Klagen, zu dem ihn die Angst nicht hatte kommen lassen, machte sich Luft, als die Gefahr vorüber war. Die eigene gehabte Sorge schien ihm die Hauptsache, und er ließ sie recht breit erscheinen, nun sie sich als unnütz herausstellte. Das gab dem muthwilligen Mädchen die volle Heiterkeit wieder. Es schalt und lachte gegen den alten Mann, der in immer größern Eifer gerieth, und dabei vergaß sie ganz, ihrem Retter zu danken. Der aber, als der Muthwille des Mädchens so heiter hervorbrach, war fortgeschlichen, und als Walpurgis den Oheim beruhigt hatte und sich nach ihm umsah, war er nicht mehr zu sehen. Es fiel ihm ein, daß er nun doch auch nach seinen eigenen Angelegenheiten sehen müsse, und er eilte mit schnellen Schritten den Weg zurück, den er eben so langsam, so von anderer Sorge ganz erfüllt, zurückgelegt hatte. An Ort und Stelle fiel sein erster Blick doch wieder auf Walpurgis' zerstörte Kaufstelle. Das leichte Gebäude war vollkommen über den Haufen gefallen und wie ein Entsetzen ergriff ihn die Ueberzeugung, daß ohne seine Hülfe das junge, liebliche Geschöpf ganz sicher von den schweren Breterwänden erschlagen worden wäre. Zwischen diesem Entsetzen flammte aber in seinem Empfinden die Freude hell auf, daß sie gerettet, und daß sie durch ihn gerettet sei. War sie nicht dadurch recht eigentlich sein eigen geworden, dachte er, und da sein Herz immer noch zwischen Neigung und Zweifel kämpfte, ob diese immer gleiche, ausgelassene Heiterkeit einen ernstern Kern des Gemüthes hinter sich hätte, da ihn das anmuthige Kind eben so mächtig anzog, als es ihn dann wieder abstieß, war es ihm ganz recht, daß er annahm, das Schicksal hätte für ihn die Entscheidung getroffen und sein und Walpurgis' Geschick seien nun einmal für immer an einander gebunden. Ja, er ging so weit in seiner Zuversicht, daß er annahm, nur deshalb hätte das Glück ihn in diesem Augenblick reich gemacht, damit kein Hinderniß von dieser Seite entgegenstünde, sich ein

Haus und damit eine neue Heimat zu gründen. Mit diesen Ueberlegungen schritt er über die Gasse zu seinem Verkaufshäuschen. Er fand die Thür, die er, das wußte er genau, beim Fortgehen fest in's Schloß geworfen hatte, nur angelehnt und als er eintrat, sah er die Schiebefächer, in die er das Geld verschlossen hatte, herausgerissen und leer am Boden liegen. Entsetzt stürzte er darauf zu. Es war Alles fort. Wie ein Wetterschlag traf ihn die Entdeckung, die das Mondlicht, das grell durch die offene Thür fiel, ihm, wie zum Hohn, klar machte. Alles Glück der Gegenwart, alle Träume der Zukunft waren auf einmal vernichtet. Sein Geld und das, welches ihm nicht gehörte, war fort, er war mit einem Schlag vom reichen, freien Mann, dem die beglückendsten Hoffnungen der Menschenbrust das Herz schwellten, zum armen, der Schuldhaft verfallenen, für immer vernichteten Elenden geworden. Der ganze Groll gegen sein Geschick, den die letzten Stunden aus seiner Seele verwischt hatten, stand wieder riesengroß da. Er stürmte die Gasse hinunter, dem Main zu. Ein bleicher Mann, im bleichen Mondlicht, eilte er dahin, zürnend auf den Armenier, der ihm mit seinem falschen Glück das volle Unheil gebracht hatte; zürnend auf die Welt voll Schlechtigkeit, auf die Menschheit voll Tücke, und zwischendurch, seine Qual vollkommen zu machen, klang Walpurgis' helles Lachen wie schneidender Hohn in sein bitteres Elend hinein. So kam er an den Main, so stand er, ohne zu wissen wie, auf der Brücke und sah verzweifelnd in den trüben, von dem heftigen Regenguß geschwollenen und aufgewühlten Strom hinunter. Ein Sprung und er wäre frei von der ganzen Last des Mißgeschicks, das ihn erdrückte; ein Augenblick und es wäre vorbei, das Leben voll Enttäuschung und nutzlosen Arbeitens und Kämpfens mit widerwärtigem Geschick. Konnte er noch zaudern? Und er zauderte doch. In Verzweiflung schlug er mit der heißen Stirn auf das Steingeländer der Brücke und rang mit dem Entschluß verzweifelnd zwischen Lebensüberdruß und Lebenslust. Da legte sich leise eine Hand auf seine Schulter, jäh schreckte er auf und als er den Kopf wandte, stand hinter ihm im Schatten der Brückenbrüstung gespenstig der Armenier. „Halt, Kamerad", sagte er, „zurück von der Grenze des Lebens, die kein Mensch freiwillig zu überschreiten befugt ist."

Volkhard stieß mit einer kräftigen Wendung die Hand von seiner Schulter und stand flammend im Groll dem düstern Manne gegenüber.

„Was mischt Ihr Euch immer wieder in meine Geschicke?" rief er, „und was habe ich mit Euch zu schaffen?"

„Ruhig!" sagte der Armenier. „Ihr seid mein Schuldner, ich habe einen Gegendienst von Euch zu fordern und ich leide es nicht, daß Ihr Euch dem entzieht durch einen Sprung in den Strom."

„Ihr habt mir Euren Dienst aufgedrängt", rief der junge Mann, „und das Elend, das er mir brachte, macht mich quitt."

„Vor einer Stunde", erwiederte der Fremde, „dachtet Ihr anders. Da war Euch das Herz von einem bis dahin ungekannten Glück, bis zum Ueberfließen erfüllt, vor einer Stunde noch hättet Ihr mir das als

Glück gedankt, was Ihr zürnend jetzt die Quelle Eures Elendes nennt. Thörichte Menschenkinder, es ist freilich ein undankbares Geschäft in Eure Geschicke zu greifen. Was Ihr in diesem Augenblicke Glück nennt, kehrt Ihr kleinmüthig im nächsten zum Gegentheil."

Volkhard schwieg eine Weile. Dann sagte er: „Ihr scheint zu wissen, was mir widerfuhr. Könnt Ihr leugnen, daß ich in diesem Augenblick so elend, so hülflos bin, als niemals zuvor?"

„Es ist nicht genug, das Glück gewinnen", sagte ruhig der Armenier, „denn Glück war es in der That, was ich Euch gab, es kommt darauf an, es festzuhalten. Kamerad, ich mache Euch keine Vorwürfe. Jedes Ding will gelernt sein. Euch hatte das Leben so wenig gelehrt mit dem Glück zu verkehren, daß Ihr Euch beim ersten Begegnen sehr ungeschickt damit benommen habt. Wohl Euch, daß ich da war, Euren Fehler wieder gut zu machen. Da habt Ihr Euer Eigenthum." Dabei nahm er aus den Falten seines schwarzen Gewandes die schweren Beutel, wie Volkhard sie geordnet und gesondert hatte, und reichte sie ihm entgegen.

Volkhard staunte ihn an, ohne das Dargereichte anzunehmen. „Also Ihr habt mir mein Geld entwendet, Ihr habt mich an den Abgrund der Verzweiflung gedrängt? Wer gab Euch ein Recht dazu?"

„Sollte ich warten bis ein Anderer mir zuvor kam?" sagte der Armenier. „Es schlichen Viele umher, die die allgemeine Noth und Bestürzung zum eigenen sündhaften Vortheil ausbeuteten. Ihr hättet sicher Euer Geld nicht wiederbekommen, wenn ich es nicht für Euch in Sicherheit gebracht hätte. Nehmt jetzt. Ich bin es müde Euch die Last nachzuschleppen."

Volkhard nahm ihm, halb beschämt, die schweren Beutel ab.

„Recht so", sagte der Armenier, „und lernt Euer Glück besser festhalten und ergreifen, denn daß Ihr Euch Euer Geld stehlen ließet, war nur die Häfte Eurer Thorheit."

„Was wollt Ihr damit sagen?" fragte erröthend der junge Mann.

„Denkt an das lachende Wälpi!" antwortete der Armenier. „Ihr liebt sie; Ihr hieltet das Mädchen in Euren Armen; eines Wortes nur hätte es Eurerseits bedurft, und dem heißen Wunsche Eures Herzens wäre die Gewährung nicht versagt worden. Die Stunde mit ihren Stürmen und Gefahren hatte Eure Herzen aufgeschlossen. Ihr ließt sie vorübergehen und spracht das Wort nicht, und jetzt ist wieder ein Riegel zwischen Euch geschoben, an dem Ihr auf's Neue rütteln müßt."

„Woher wißt Ihr das Alles?" rief Volkhard unwillig. „War es nicht Menschenpflicht, das hülflose Kind zu retten aus der Gefahr des Lebens? Konnte ich anders thun? Wer sagt Euch", fuhr er noch heftiger fort, „daß ich das kindische Geschöpf liebe, daß es meines Herzens Wunsch ist, sie mein zu nennen?"

„Versucht es nur", sprach der Armenier, „mit gewaltsamem Eifer mich, ja Euch selbst zu täuschen. Der Mond da oben weiß es besser. Er hat Euch in's Gesicht gesehen, als Ihr sie auf den Armen trugt durch die rieselnden Wasser. Ihr saht so stolz aus, als trüget Ihr die

Welt auf Euren Schultern und so beseligt, als umfinget Ihr Alles, was das Leben Euch an Glück zu bieten vermöchte."

„Mensch", rief fast entsetzt der junge Mann, „wer giebt Euch die Gewalt, in meiner Seele zu lesen wie in einem aufgeschlagenen Buch? Und doch, die letzte Zeile hat Euer unheimlicher Blick nicht entziffert. Ja, sie zieht mich an, ihr liebliches Bild nimmt alle meine Gedanken, alle meine Sinne gefangen. Jetzt wieder, nach den Schrecken der letzten Stunde. Und dann stößt sie mich ab, eben so schroff als sie mich anzog. Wenn nur das Lachen nicht wäre, das kalte, unüberwindliche Lachen!"

„Weiter nichts?" sagte der Armenier. „Kamerad, Ihr ringt Euer Geschick nun doch einmal nicht los aus meiner Hand, gebt Euch darein und forscht und fragt nicht weiter. Versprecht mir, Eure Angelegenheiten zu ordnen, Eure Zukunft festzustellen und bis dahin dem Wälpi aus dem Wege zu gehen, mit keinem Blick sie zu suchen, mit keinem Wort sie anzureden; dann verspreche ich Euch, daß Ihr sie wiederfinden sollt, ohne Lachen auf den Lippen, daß sie Euer werden soll, ernst und still, denn, vergeßt das nicht, so ist Euer Wunsch, und so nur meint Ihr, daß sie Euch das Glück bringen kann."

„Wie finde ich den Weg zu ihr, wenn sie fortzog in ihre Heimat und ich hier kein Wort mehr an sie richte?" warf Volkhard hin.

„Unerfahrener Gesell", sagte der Armenier, „den Weg zeigt Euch Eurer junges, heißblütig klopfendes Herz!"

„Nein", sagte Volkhard, „ich bin kein Kind mehr und habe schon lange meinen Weg mir ohne Vormund gebahnt und er ging durch Dornen und Mühen. Hier will ich allein handeln, nur meinem Herzen folgen und mir mein Geschick selbst bereiten und erringen. Ihr aber sollt nicht eingreifen, nicht hier und nie wieder."

Der Armenier lachte laut auf mit unheimlichem, spöttischem Klang. „Allein?" sagte er. „Ueber uns Allen lenkt eine unwandelbare, unerbittliche Macht die Geschicke. Ihr, mit Euren blöden Augen, seht sie nicht, sonst würdet Ihr nicht sagen daß Ihr mit dem thörichten eigenen Willen, mit der schwachen eigenen Kraft, selbst gestalten wollt, was die Zukunft Euch bringen soll. Mir hat tiefes Wissen, durch Geschlechter gesammelt und überkommen, das Auge geöffnet und ich sehe wie die Fäden durch einander schießen, wie sie sich verwirren müssen und lösen. Wollt Ihr meine Hülfe nicht — gut. Geht Euren Weg. Der heutige Tag könnte Euch gezeigt haben, wie Ihr ihn zu finden wißt. Ohne mich säßet Ihr noch mit Eurem Tand von Ketten und Ringen zum Vortheil Eures Gläubigers; ohne mich hättet Ihr nimmer die Walpurgis in Eure Arme geschlossen, ohne mich wäret Ihr jetzt mit dem Strom fortgetrieben und die Spur Eures Lebens war verwischt. Das Alles in wenigen Stunden und Ihr wollt durch ein ganzes Leben die Bahn allein finden?" Er wandte sich ab, als wollte er den jungen Mann verlassen. Der aber, gewaltsam das Grauen brechend, das ihn ergriffen hatte, beschämt, verwirrt, unsicher gemacht auf die eigene Kraft, eilte ihm nach.

„Ich verspreche Euch, Eurem Rath zu folgen, verspreche, die Wal-

purgis nicht wiederzusehen, bis meine Angelegenheiten geordnet sind. Versprecht Ihr mir, daß ich sie wiederfinde, daß sie mein Weib wird." —

„Und daß sie ihr Lachen zurückläßt", setzte der Armenier dazu. „Ich verspreche es." Er streckte dem jungen Manne eine schmale bleiche Hand entgegen, Volkhard nahm seinen ganzen Muth zusammen und schlug ein. Da trat der Mond hinter ein dichtes Gewölk, es wurde finster. Volkhard ließ die Hand los, die die seinige krampfhaft gedrückt hatte. Als der Mond wieder aus den Wolken trat und Strom und Brücke mit hellem Glanz bestrahlte, stand er allein, lange noch, sinnend und träumend, bis in's Innerste gewandelt und erschüttert. Spät erst schritt er seiner Herberge zu, um seine wiedergewonnenen Schätze zu bergen.

II.

Nach dem Sturm des vergangenen Abends war wie mit einem Zauberschlag der Frühlingshauch in die Welt hineingeströmt. Der heiterste Tag lag über dem Schauplatz der Schrecken und Verheerungen und das helle Sonnenlicht strahlte hernieder. Aber die Lust der Messe war vorbei. Einige Buden, die dem Unwetter Widerstand geleistet hatten, hatte man zwar wieder versucht dem Verkehr zu öffnen, viele aber zeigten die Geschäftigkeit des Aufbruchs und in den am meisten geschädigten versuchte man nur aus den Trümmern zu retten, was etwa noch zu retten war. Zu diesen gehörte auch Wälpi's Bude. Der Oheim war mit Arbeitern geschäftig, aufzuräumen. Der unverhofft große Gewinn der vergangenen Tage hätte leicht verschmerzen lassen können, was zu Grunde gegangen war und doch war der alte Mann verdrießlich und jammerte laut über sein Mißgeschick. Walpurgis dagegen stand in ihrer gewohnten Heiterkeit, mit untergeschlagenen Armen zur Seite, nur ab und zu ein zerbrochenes Spielzeug aus der Verheerung hervorziehend, das sie dann mit komischer Zärtlichkeit tröstete, indem sie die zerstückten Glieder wieder zusammenzufügen versuchte, und wenn das nicht gelang, lachend zu den übrigen Splittern warf. Von Zeit zu Zeit streifte dann ihr Blick zu Volkhard's Bude hinüber, aber die stand stumm und verschlossen da und von dem Besitzer selbst war nichts zu sehen. Einige Kisten waren nun gepackt und sollten fortgeschafft werden, denn der Oheim hatte alles noch irgend Brauchbare mühsam aus der Zerstörung hervorgesucht. Er selbst ging mit und Walpurgis blieb allein. Sie wollte ihre armen Krüppel bewachen, hatte sie gesagt, eigentlich hoffte sie aber immer noch, daß Volkhard sich zeigen würde, und da der Oheim die Heimreise auf den nächsten Tag festgesetzt hatte, wollte sie keine Gelegenheit versäumen, ihren Retter noch einmal zu sehen und ihm ihren Dank auszusprechen, den sie gestern in der ersten Aufregung vergessen und dem er sich dann so heimlich entzogen hatte. Im Grunde des Herzens war sie recht böse auf Volkhard, daß er sich gar nicht sehen ließ, sie hielt das für Stolz und Trotz und er stand ihr wieder ganz im Gedächtniß mit seinem halb grollenden, halb barschen Gesicht, wie sie ihn Wochen lang sich gegenüber

hinter seinen Waaren gesehen hatte. Den Aerger suchte sie sich aber fortzusingen und fortzulachen, und es glückte ihr auch, denn sie sah ganz heiter in den sonnigen Tag hinein. So saß sie da auf einer halb gepackten Kiste, das Bild frischer Heiterkeit zwischen zerbrochenen Spielsachen, ein Liedchen summend. Da hörte sie leise hinter sich ihren Namen flüstern und als sie den Kopf wandte, stand, als hätte er sie schon lange beobachtet, der Armenier hinter ihr. Sie schrak leise zusammen und das angefangene Lied stockte auf ihren Lippen. „Hat die Jungfer nichts mehr feil?“ fragte der Armenier.

„Feil?“ rief sie und lachte ihm in's Gesicht. „Da hättet Ihr früher kommen müssen. Der Sturm hat mir gestern Abend die ganze Bude umgestürzt und aller Kram ist zerbrochen. Seht nur, wie das ausschaut, es ist ein Jammer“; und dabei lachte sie wieder.

„Eins habt Ihr doch noch“, sagte der Armenier, „was ich Euch abkaufen möchte, und ich wollte auch einen guten Preis dafür zahlen.“

„Da wäre ich begierig!“ rief das lustige Mädchen.

„Euer Lachen möchte ich Euch abkaufen,“ warf er hin.

„Mein Lachen? Ich wüßt nicht wie ich's verkaufen könnte und was Ihr damit anfangen wolltet, in Euer bleiches Gesicht und Euren dunklen Bart hinein, das wüßt' ich noch weniger. Aber das ist ein possirlicher Einfall!“

„Könnt Ihr mir sagen“, fuhr der Armenier fort, „weshalb Ihr immer lacht?“

„Nun“, erwiederte sie nach kurzem Nachdenken, „weil es mir so zu Muth ist. Weiter weiß ich auch nichts. Ich könnt es grade so gut bleiben lassen mit dem Lachen.“

„Nun“, fiel er ein, „danach verlöre die Jungfer ja nichts, wenn sie es mir verkaufte.“

„Und was könntet Ihr mir dafür geben, da Ihr doch einmal darauf besteht?“ fragte Walpurgis.

„Ich wollte Euch geben, was Euch das Liebste ist auf der Welt, wonach Euer Herz sich sehnt in diesem Augenblick, was Eure Gedanken suchen, und was Euch verloren ist“, sagte er und heftete seinen durchdringendsten Blick auf das Mädchen. Es durchschauerte sie leis, ihre ganze Gestalt fing an zu beben und sie senkte verlegen den Blick. Dann plötzlich sich zur Herzhaftigkeit zwingend, sprach sie: „Ei, könnt Ihr denn in meinem Herzen lesen und meine Gedanken errathen?“

„Ja!“ sagte der Armenier, „und ich will es Euch beweisen. Eure Gedanken suchen den jungen Mann, der gestern noch in jener Bude stand, Euer Herz sehnt sich nach Eurem Retter, der Euch, grade noch zur Zeit, aus diesen Trümmern befreite, der Euch auf seinen Armen forttrug, der —“

„Wer hat Euch das gesagt?“ rief erschreckt das geängstigte Mädchen.

„Der Mondschein“, erwiederte der Armenier, „der neugierig zusah, wie Ihr das lockige Haupt des jungen Mannes an Euer Herz drücktet, als er Euch dort durch das Wasser trug. Da dachtet Ihr: Nun ist er

mein eigen, und nun will ich ihn auch für's Leben nicht wieder lassen. Aber er ist fort, und wenn ich Euch nicht helfe, werdet Ihr ihn niemals wiedersehen."

„Wo ist er hin?" flüsterte mit angstgepreßtem Tone, und wie im Bann des unheimlichen Blickes, der auf ihr ruhte, das junge Mädchen."

„Nur ich kann ihn Euch wiedergeben, und ganz und für immer!" sagte der Armenier. „Ist dafür der Preis, den ich fordere, zu hoch? Will ich doch nur Euer Lachen, von dem Ihr selbst sagt, daß Ihr nicht wißt, wozu Ihr es habt."

„Quält mich nicht länger", rief Walpurgis. „Der, von dem Ihr redet, hat mir das Leben gerettet und ich habe ihm nicht einmal gedankt. Wenn es wahr ist, daß ich ihn sonst nicht wiedersehen soll, wenn Ihr ihn mir wiedergeben könnt, und mir scheint Ihr könnt mehr als andere Menschen, so thut es, ich bitte Euch darum und gebe Euch Alles, was ich habe auf der Welt."

„Ich will nichts als Euer Lachen!" sagte der Armenier. „Ist es Euch nicht feil um den Preis?"

„Ich verstehe Euch nicht!" sagte sie, und sah ihn erschreckt an.

„Wann der Mond das nächste Mal wechselt, wird er an die Thür Eures Vaterhauses pochen und wenn Ihr „Herein!" ruft, ist er Euer und nimmt Euch mit in sein Haus, weit über die Alpen, in eine Stadt von Palästen und dafür sollt Ihr nichts geben, als ihm Euer Herz, das ihm doch schon gehört, und mir Euer Lachen. Denn Ihr dürft nicht wieder lachen, bis der Mond wechselt, sonst ist er Euch verloren."

„Und dann?" fragte Walpurgis wie im Traume.

„Dann habt Ihr es verlernt", sagte der geheimnißvolle Mann, „und es wird Euch ohnehin nicht wieder in den Sinn kommen. Dann ist Euer Lachen mein und es hängt von mir ab, ob ich es Euch wiedergeben will oder nicht. Nun, ist der Handel geschlossen?"

Walpurgis erschien Alles wie ein Traum und so schlug sie auch ein in die dargereichte Hand und mit geschlossenen Augen fühlte sie, wie der Fremde ihr mit der bleichen Hand geheimnißvolle Zeichen über Stirn und Lippen machte. Als sie die Wimpern wieder hob, glänzte ihr die helle Frühlingssonne in's Gesicht, aber der Armenier war fort. Ihr war so schwer um's Herz und so dumpf im Kopf, und sie fühlte, wie ihr die Thränen leise die Wangen herunterliefen. So fand sie der Oheim, der mit einem Nachbar kam, sie zur Herberge abzuholen. Erschreckt bemerkte er die Veränderung der Züge, des ganzen Wesens an dem Mädchen. „Was hat das lustige Wälpi?" fragte der Nachbar.

„Dem armen Kinde ist gestern die ganze Bude über dem Kopf zusammengebrochen", erklärte der Oheim, „ein Fremder hat sie wie leblos gefunden und trug sie dann im strömenden Regen heim. Soll ich Dich zum Arzt führen, Wälpi? bist Du krank?"

Das Mädchen schüttelte den Kopf und richtete sich kräftig auf. Ja, es beruhigte den Oheim, der wieder in Jammern ausbrechen wollte und der versicherte, kein Unglück käme allein. Erst müßte ihm sein ganzer

Kram zu Grunde gehen und dann die Wälpi krank werden, die ihre Mutter, seine Schwester, ihm auf die Seele gebunden, und die er versprochen hatte wie seinen Augapfel zu hüten. Walpurgis versicherte immer wieder sie fühle sich ganz gesund, aber ein Lächeln kam nicht mehr auf ihre Züge und kein Lachen von ihren Lippen. Das hatte sie dem Armenier mit Wort und Handschlag verkauft. Nach Volkhard schaute sie sich nicht mehr um. Am andern Morgen fuhr sie mit dem Oheim in dem leichten Wägelchen zuerst nach Nürnberg zurück, wo Mutter und Geschwister ihrer harrten, um sie mit heim zu nehmen, denn sie wohnten einige Meilen weiter in einem kleinen fränkischen Städtchen, wo die Mutter Haus und Garten besaß und in sorgenfreien bescheidenen Verhältnissen als Wittwe lebte. Der Oheim hatte sich das lustige Kind von der Schwester erbeten, um es mit nach Frankfurt zur Messe zu nehmen, wo es auch einmal etwas von der Welt sehen und zugleich ihm beim Handel zur Hand gehen sollte, und wir wissen, daß er sich dabei nicht verrechnet hatte. Dazu hatte er das Mädchen lieb und auf der Hinreise hatte sie ihm mit ihrer Heiterkeit, mit ihrer Freude an Allem, was sie sah, und was ihr so neu war, die Zeit verkürzt. Bei der Rückreise freilich erzählte sie auch wol von allerlei Dingen, war frisch und behülflich bei jeder Gelegenheit, aber das Lachen war von ihren Zügen verschwunden und wenn sie dadurch auch vielleicht schöner und gereifter aussah als vorher, so konnte sich doch der Oheim gar nicht darein finden. Auch die Mutter bemerkte sogleich die Veränderung und der Oheim mußte auf ihr dringendes Befragen damit herauskommen, daß Schreck und Angst beim Einstürzen der Bude dem Mädchen diese Veränderung gegeben hätten. Da sie übrigens gesund und tüchtig war wie immer, auch gesprächig und voll von allen den Eindrücken, die sie auf der Reise empfangen hatte, so gewöhnte man sich allmälig an die Veränderung ihres Wesens, so überraschend sie auch im ersten Augenblick den Ihrigen und allen Freunden und Nachbarn erschien. Das „lächelnde Wälpi“ hieß sie von nun an nicht mehr.

Volkhard hatte indessen seine Angelegenheiten mit rastlosem Eifer geordnet. Von allen seinen Verbindlichkeiten war er gelöst und es blieb ihm noch ausreichendes Geld, sein Geschäft nun mit eigenen Mitteln und in größerer Ausdehnung wieder zu beginnen. Er schrieb nach Venedig, daß er Zimmer und Werkstatt behalten wolle, aber er schickte zugleich Geld, um die Wohnung, die über derselben frei war, dazu zu miethen. Er wollte nicht mehr allein arbeiten sondern einen oder gar zwei Gehilfen annehmen, die ihm die mehr mechanischen Arbeiten vorbereiten sollten, während er selbst Zeichnung und künstlerischen Schmuck zu übernehmen gedachte. Und dann wollte er sich eine Häuslichkeit schaffen. Es waren keine leichtsinnigen Hoffnungen die er sich machte, denn wunderbarer Weise wurde er, der Wochen lang gar nicht beachtet war, am letzten Tage der Messe so vielfach aufgesucht und erhielt Bestellungen von allen Seiten und nach allen Städten Deutschlands, daß er auf Jahre versorgt zu sein schien. Ja, seine Arbeiten wurden so sehr verlangt, daß

er Vorschüsse darauf empfing und sich sagen konnte, daß, gestützt auf seinen Fleiß und seine kunstvolle Geschicklichkeit, ein blühendes Geschäft vor ihm läge. Alles das, so unerwartet es kam, wäre ihm nicht halb so beglückend erschienen, hätte er nicht seine Zukunft immer wieder mit der Erinnerung an Walpurgis in Verbindung gebracht. Täglich wuchs die Sehnsucht, das liebe Mädchen wiederzusehen und doch, grade ihretwegen, wollte er nichts versäumen, was ihre Zukunft sichern und sorgenfrei machen konnte. Der ganze Stolz des Mannes, der vor die Geliebte mit festgegründeter Häuslichkeit treten wollte, erfüllte sein Herz, und deshalb reiste er erst nach Würzburg, dann nach Bamberg, wo er bedeutendere Lieferungsverträge abzuschließen hatte, und kam so eines Tages in Nürnbern an, wo er sofort den Oheim erfragte und bei ihm vorsprach. Es verstimmte ihn freilich, daß er Walpurgis nicht fand, als ihm aber der Oheim, dem er offen seine Verhältnisse darlegte und seine Absichten eröffnete, den Wohnort der Schwester bezeichnete, machte er sich sofort als rüstiger Wanderer auf den Weg. Es wurde spät ehe er ankam, aber mit frohen Hoffnungen im Herzen und umblüht vom jungen Frühling wandert sich's leicht, und als der Abend einbrach, leuchtete der volle Mond grade wie damals in der verhängnißvollen Nacht in Frankfurt auf seinen Pfad. Im Städtchen angelangt, hatte er Walpurgis' Häuschen leicht erfragt und mit klopfendem Herzen, aber mit froher Zuversicht pochte er an. Walpurgis hatte den Tag über mit der Mutter und den Geschwistern im Haus und Garten geschafft, emsig, wie immer, aber still und in sich gekehrt. Als es Nacht wurde und der Mond aufging zwischen dem frischen Grün der alten Linden am Ende des Gartens, wurde ihr das Herz so beklommen und sie machte sich im Haus zu schaffen, fern ab von den Andern, damit sie ihre Bewegung nicht bemerken sollten. Nun waren die Geschwister (Walpurgis war die Aelteste) längst zu Bett, sie aber hatte sich das Lämpchen angezündet und besserte an den Kleidern der kleinen Geschwister. Mehrmals schon hatte die Mutter gemahnt: „Wälpi, geh' zur Ruh! hast heut' geschafft den ganzen Tag und Frühlingsluft macht junge Glieder müde.“ Walpurgis aber schüttelte den Kopf und schaute durch das Fenster in den Garten, der dalag, tageshell im vollen Mondenschein; die Mutter ließ sie gewähren. Da pochte es an die Thür. „Das ist er!“ rief Walpurgis, ließ ihre Arbeit fallen, und erbebte. „Wer ist's?“ fragte die Mutter. „Wirst es sehen, Mutter!“ war die Antwort. Die Mutter blickte sie erstaunt an und stand auf, um die Thür zu öffnen, Walpurgis aber trat ihr in den Weg. „Nicht Du, Mutter“, rief sie, „ich selbst muß „Herein!“ rufen.“ Sie öffnete die Zimmerthür zum kleinen Vorflur, dann stand sie still auf der Schwelle, ihr Athem stockte, und ihre Züge waren marmorbleich geworden. Das war nicht allein die Erregung, mit der die Jungfrau den Geliebten erwartet, es war etwas von Grauen dabei. Sie gedachte des unheimlichen Armeniers, der ihr das Lachen abgekauft hatte, und der ihr nun den Preis dafür schickte. Ihr ganzes Herz strebte dem Geliebten entgegen, aber es lag etwas kalt und gespenstisch dazwischen, was ihren Fuß hemmte und das Wort



Nach einer Zeichnung von E. Röber. *Gest. von Th. John.*

Walpurgis.

(Siehe Seite 277.)



erstarren machte auf ihren Lippen. „Um Gott, Wälpi, was ist Dir?" rief die Mutter. Da pochte es noch vernehmlicher zum zweiten Mal. „Herein!" rief das Mädchen, als hätte ihm die Angst den Laut ausgepreßt, die Hausthür öffnete sich und Volkhard stand vor ihr. Der Anblick des ersehnten Mannes, der freudestrahlend, mit dem ganzen Glück der Liebe auf den jugendlichen Zügen, vor ihr stand, überwand das Gefühl des Grauens.

„Mutter", sagte Walpurgis, „das ist der Mann, der mir in Frankfurt das Leben rettete und dem ich noch nicht gedankt habe." — „Es ist der Mann, der Dich sucht, der Dich liebt, Walpurgis", rief Volkhard, und öffnete seine Arme.

Walpurgis warf sich weinend an seine Brust. Bald war auch die Mutter von Allem unterrichtet und der Mond war schon längst untergegangen über dem Garten, als die drei noch beim Schein des Lämpchens im kleinen Zimmer zusammensaßen und die Zukunft besprachen und das wunderbare Geschick, das sie zusammengeführt hatte. Endlich hatte die Mutter dem unerwarteten Gast das Lager bereitet, mahnte zur Ruhe zu gehen und als sie mit der Tochter die Stiege hinaufging zum Schlafkämmerchen, sagte sie: „Nun weiß ich doch endlich, was das Mädchen so ganz verändert und ihr das Lachen genommen hatte von den Lippen." Aber sie wußte es nicht, oder doch nur zum Theil, wie schnell auch die Mutterliebe nachempfindet, was das Kind bewegt, wie scharf auch das Mutterauge blickt in des Kindes Herz. Daß Walpurgis liebte, daß sie mit vollem Zutrauen sich dem Manne hingäbe, das wußte die Mutter in der ersten Stunde. Wo ihr Lachen geblieben war, und daß es nicht wieder käme, das wußte nur Walpurgis allein.

Volkhard war ganz berauscht von seinem Glück. Er bemerkte es wohl auch, daß Walpurgis nicht mehr lachte, aber das Lachen hatte ihn immer bei ihr verletzt. Jetzt vermißte er es wohl zuweilen, aber sie war so schön in ihrem Ernst und so ganz erfüllt von ihrer Liebe, daß er es fast vergaß, wie ihm der Armenier, auf sein besonderes Verlangen, die Braut ohne ihr Lachen versprochen hatte. Ja, er drängte diese Erinnerung gewaltsam zurück, wenn sie ihm aufstieg. Er wollte das unheimliche Bild nicht Platz gewinnen lassen zwischen sich und seinem Glück.

Nun mußte aber viel bedacht und geschafft werden, denn Volkhard konnte nicht lange verweilen und er wollte doch seine junge Frau gleich heimführen. Da war die Mitgift zu besorgen und die Hochzeit zu rüsten. Die Mutter sträubte sich erst gegen diese übereilte Trennung von dem Kinde, aber sie mußte doch den Verhältnissen Rechnung tragen, und so stand der Hollunder kaum in Blüthe, der bei Volkhard's Eintreffen schon Knospen trieb, als Walpurgis unter heißen Thränen von der Mutter und den Geschwistern schied und mit dem Gatten in die neue Heimat zog. Sie weinte viel auf der Reise. Der Abschied von der Mutter, den Geschwistern und der Heimat war ihr schwerer geworden als sie gemeint hatte, und wenn sie sich auch dem jungen Gatten mit vollem Herzen und ganzem Vertrauen hingab, so konnte sie doch die unheimliche Empfindung

nicht überwinden, daß ein geheimnißvolles Geschick sie mehr treibe, mit unwiderstehlicher Gewalt, als daß sie ihm folge mit freiem, eigenem Willen. Volkhard liebte seine Frau, aber seit das Lachen von ihren Lippen verschwunden war, war sie ihm doch eine ganz Andere, Fremdere geworden. Es stand etwas Unfaßbares zwischen den beiden Ehegatten, das sie niemals aussprachen, sich selbst kaum eingestanden und doch nicht zu überwinden vermochten. Des Armeniers hatten sie niemals gegen einander Erwähnung gethan. Im Uebrigen hatte Volkhard während der Reise seiner jungen Frau offen von seiner Vergangenheit erzählt. Wir wollen kurz zusammenfassen, was abgebrochen der junge Mann von seinem früheren Leben berichtete. Er stammte aus einer reichen Patricierfamilie in Augsburg. Sein Vater noch hatte sich der ererbten Stellung und der großen Geldgüter seiner Voreltern erfreut. Als Chef eines bedeutenden Handelshauses, das besonders mit dem Orient seine Verbindung hatte, war er als junger Mann nach Smyrna gereist, um eine verwickelte Geschäftsangelegenheit selbst zu ordnen. Sein Aufenthalt hatte sich unvermuthet in die Länge gezogen und dort hatte er eine junge schöne Griechin kennen gelernt, die er als seine Gattin in seine Heimat mitbrachte. Volkhard schloß nur aus den späteren Erzählungen eines alten Dieners, der den Vater auf jener Reise begleitet hatte, daß die Ehe etwas gewaltsam geschlossen war und daß die Mutter ihretwegen frühere Verbindungen brach. Die junge Frau hatte sich niemals recht an die neue Heimat gewöhnen können, aber im Uebrigen war die Ehe eine durchaus glückliche und Volkhard trug das Bild seiner Eltern in ungetrübter, freundlich wehmüthiger Erinnerung im Herzen und wußte sich des Vaters als eines blonden, etwas weichen, leichtgebeugten Mannes, der Mutter als einer schönen, ernsten, schwermüthigen Erscheinung zu erinnern. Aber seit jener Reise und der Verheirathung der Eltern hatten geschäftliche Unglücksfälle, Schlag auf Schlag, das Haus getroffen. Mehrere Schiffe, die des Kaufherrn Eigenthum waren und ihm vom Triester Hafen die Verbindung mit dem Morgenlande unterhielten, waren auf unerklärliche Weise gescheitert und mit der ganzen reichen Ladung zu Grunde gegangen; die Handelshäuser, mit denen die regsten und wichtigsten Geschäfte abgeschlossen waren, fallirten, oder zogen sich zurück, kurz, ein Schlag auf den andern, Verlegenheit auf Verlegenheit, die wieder eine Reihe anderer hervorriefen, erschütterten den Wohlstand bis in den tiefsten Grund. Volkhard war damals noch Kind und ihm wurde also nichts von alledem klar mitgetheilt, aber die Empfindung eines schweren Verhängnisses, das Gefühl einer unheimlich waltenden Macht, unter der sein Vaterhaus stand, war ihm doch deutlich in der Erinnerung geblieben und warf seinen Schatten weit über die Kinderjahre hinaus in sein Gemüth. Dabei erinnerte er sich, trotz des Glanzes, in dem er noch immer aufwuchs, des schwindenden Wohlstandes, den er mehr ahnen mußte, als daß er ihn äußerlich empfunden hätte. Die Mutter siechte hin und der Vater brach in allen den Nöthen zusammen, so daß Volkhard eine Waise war als er kaum sein vierzehntes Jahr erreicht hatte. Das väterliche

Vermögen war vernichtet und der in aller Verwöhnung des Reichthums aufgewachsene Knabe wurde zu einem Goldschmied in die Lehre gebracht. Daß es gerade in seiner Vaterstadt geschehen mußte, fühlte der Knabe am härtesten. Jede Erinnerung an die Vergangenheit, jedes Begegnen mit Genossen seiner Kindheit oder Bekannten seines Elternhauses trafen ihn in's Herz und so wurde er verschlossen, menschenscheu, in sich gekehrt. Keine Freude seiner Altersgenossen theilte er und das Mißtrauen auf sein Geschick schlug tiefe Wurzeln in seiner jugendlichen Brust. Alle Entbehrungen seiner veränderten Tage waren leicht, verglichen mit der Pein, die ihm immer auf's Neue der Aufenthalt in der Vaterstadt auferlegte, und so hatte er kaum seine Lehrzeit durchgemacht, als er das Bündel schnürte und so fern als möglich, jenseits der Alpen, seine Kunstfertigkeit zu vervollkommnen und seinen Unterhalt zu verdienen suchte. Die Arbeit war ihm lieb geworden, in ihr allein vergaß er alle Schicksalsschläge und Kränkungen seines jungen Lebens. So hatte er erst mehrere Jahre in Genua, dann in Venedig gearbeitet und endlich dem Verlangen nicht widerstehen können, sich auf eigene Hand zu etabliren, schon um einsam arbeiten zu können, unbeirrt von der lästigen Gesellschaft der übermüthigen Mitgesellen, deren Heiterkeit ihn verletzte und die ihm, bei der Bildung seiner Kindheit, roh erschienen. Die Entwickelung dieses freudelosen Lebens, die Frühreife, die den Jahren voreilt, erklärt den bis zum Groll ernsten, bis zur Menschenfeindschaft mißtrauischen, bis zum Schweigen verschlossenen Charakter, mit dem wir ihm zuerst begegneten, erklärt auch, weshalb ihm das Lachen der lustigen Walpurgis anfangs so abstoßend erschien. Aber mit dem Gemüth ist's wie mit dem Bäumchen, das im Druck und Schatten nicht zur rechten Entwickelung kommt, und dessen Stamm sich deshalb hart, über seine Jahre, in sich zusammendrängt. Wird dann der Druck fortgenommen und der Sonnenschein liebkost den gebeugten Wipfel, und die Wurzeln breiten sich in dem gelockerten Grunde, dann sprießt der Baum auf und grünt zum Himmel empor, und holt Alles nach, was das Wachsthum zurückhielt. So hatte Volkhard's Gemüth die Hoffnungswurzeln der Zukunft gebreitet in dem neu gewonnenen Wohlstand und der Sonnenglanz der Liebe ließ die frisch grünende Jugendlichkeit schnell und reich aufsprießen. Er wurde zum erstenmal jung und konnte sich in seiner Stimmung bis zum Uebermuth steigern. Dann war es, als hätten sich die beiden Gatten vertauscht, denn Walpurgis blieb ernst und nichts von seiner Fröhlichkeit fand einen Wiederklang in ihrem Wesen. Uebrigens hatte sie für alle neuen Eindrücke, die die Reise ihr gab, volle Empfänglichkeit, war liebevoll und hingebend für ihren Mann und klug und umsichtig, wenn sie die Zukunft besprachen. So wurde der neue Heimatsort erreicht, die leichte Gondel führte das junge Paar nach der Wunderstadt Venedig hinüber, den Canale Grande hinab. Nicht weit unterhalb der Rialto-Brücke ließ Volkhard halten, und wenig Schritte davon war das Häuschen, das er bewohnte. Kein Mensch empfing sie, keine Freundeshand hatte die Schwelle des Hauses geschmückt; gedungene Arbeiter mußten bei der Einrichtung behülflich sein.

Walpurgis überkam eine unbeschreibliche Empfindung der Oede, des Verlassenseins, während Volkhard ausgegangen war das nothwendige Hausgeräth einzukaufen. Die Lautlosigkeit des Ortes ängstigte die junge Frau, das Plätschern des Wassers unter dem Fenster machte ihr das Herz wehmüthig. Sie sah sich um in dem schmucklosen Raum, den der geliebte Mann bis dahin bewohnt hatte, und bat Gott, daß es ihr gelingen möge, ihm mit ihrer Liebe das Leben zu schmücken. Sie stieg hinauf in das Zimmer, das ihr selbst bestimmt war. Leere, düster getünchte Wände, ein unsauberer Fußboden von halb verwitterten Fliesen empfingen sie, kein Hausgeräth sonst. Der Abend war schon hereingebrochen und das Halbdunkel ließ den öden Raum nur noch düsterer erscheinen. Da, auf der leeren Wand, sah sie etwas hangen, und als sie hinzutrat, war es ein hölzernes Hampelmännchen, wie sie deren selbst so viele auf der Frankfurter Messe verkauft hatte. Sie wollte sich überzeugen, ob es denn wirklich aus der Werkstatt des Oheims hervorgegangen sei, sie betrachtete es genau und zog an dem Faden. Die gelenkigen Glieder klapperten in der bekannten Weise. Wie herzlich hatte sie damals über diese einförmigen Sprünge lachen müssen, heute weckte ihr der Anblick ein Gefühl von Heimweh und ein Strom von Thränen stürzte ihr aus den Augen. Sie ließ die Schnur los; noch einmal zuckte der Gliedermann zusammen, seine Bewegung zeichnete sich in großen Schatten an der düsteren Wand und erfaßt von einem Grauen, als hätte sie ein Gespenst gesehen, stürzte sie aus dem Zimmer, die Treppe hinunter. Bebend an allen Gliedern, laut weinend sank sie in der Werkstatt auf den Boden nieder. So fand sie Volkhard und es dauerte lange Zeit ehe sie ihm die Ursache ihres Schreckens klar machen konnte. Ihm selbst war es unerklärlich, wie das Spielzeug in den unbewohnten, unzugänglichen Raum hatte kommen können, er eilte hinauf, um sich zu überzeugen, ob nicht der ganze Schreck auf einer Täuschung beruhe, aber da klapperte das Ding im Zug der geöffneten Thür, wie es Walpurgis beschrieben hatte, an der Wand, und auf der Hahnenfeder hing ihm eins von den silbernen Ringen mit Glasstein, wie der Armenier sie aus Volkhard's Verkaufsbude in Frankfurt unter die Menge geschleudert hatte und Volkhard konnte sich nicht täuschen, es war seine eigene Arbeit, das sah er auf den ersten Blick. Im Unwillen aufbrausend, riß er das Spielwerk von der Wand und kam damit zu Walpurgis. Sie hatte sich gewaltsam aufgerafft und lehnte am Fenster. Ihre Thränen waren getrocknet, als ihr aber Volkhard, mit dem Versuch, die Sache zum Scherz zu wenden, das Männchen entgegenhielt, brachen sie von Neuem hervor. Volkhard stieg die Zornröthe auf die Stirn, er brach das Spielzeug zusammen mit kräftiger Hand und schleuderte es durch's Fenster in die Lagune. „Volkhard", schrie Walpurgis auf, „Du zerbrichst mir meine Kindheit, halt ein!" Sie fiel ihm in den Arm, aber es war zu spät. Da trieben schon die hölzernen Glieder auf dem dunklen Wasser, im Wurf war aber klirrend Etwas auf den Estrich gefallen und als Walpurgis danach griff, bekam sie den bleichen Silberring in die Hand. „Was ist das?" sagte sie. „Ein Ringlein, das

ich schmiedete!" erwiederte Volkhard, aber schon hatte Walpurgis, als graue ihr vor der Berührung, den Ring der Holzpuppe nachgeschleudert, und das Wasser plätscherte wie mit höhnischem Lachen auf, als er hineinfiel. Volkhard wandte sich halb erzürnt, halb gekränkt ab und so saßen die Beiden stumm in dem unwohnlichen Raum sich gegenüber. Das war der erste Abend in der neuen Heimat und in der eigenen Häuslichkeit.

III.

Volkhard ging gleich rüstig an die Vorbereitung zu neuen Arbeiten, stieß aber sofort bei der Annahme von Gehilfen auf nicht erwartete Schwierigkeiten. Entweder bekam er gleich bei seinen Anträgen abschlägige Antworten, oder, wenn er wirklich einen Gesellen festgedungen hatte, so trat derselbe nicht ein, oder löste unter irgend einem Vorwande die Verabredung. Es war, als wäre das Haus des jungen Meisters verrufen. Volkhard lief von einer Werkstatt in die andere, mußte seine eigene Arbeit versäumen und konnte gleich die ersten Lieferungen, die er nach Deutschland versprochen hatte, nicht ausführen, worauf die folgenden zurückgenommen wurden. Er sah das kleine Capital, die Frucht mehrjähriger Arbeit und seines unerwarteten Erfolges in Frankfurt, immer mehr schwinden, und alle die freundlichen und berechtigten Hoffnungen auf eine sorgenfreie Zukunft brachen eine nach der anderen zusammen. Zuerst besprach er alle diese Sorgen offen und weitläufig mit Walpurgis, aber jedesmal brach sie dann in Thränen aus und statt eines Trostes, eines Rathes, hörte er nur laute Klagen, die ihm wie Vorwürfe erschienen. So sprach er bald seine Unannehmlichkeiten gar nicht mehr aus, verschloß Alles in sich und wurde dadurch zerstreut, in sich gekehrt und gereizt, selbst wenn ihm Walpurgis einmal liebevoll näher treten wollte. Dazu hatte ein unüberwindliches Heimweh die junge, schöne Frau ergriffen. Jedes Andenken an das Elternhaus, das ihr unter ihren Sachen entgegentrat, weckte ihre Thränen. Einmal hatte Volkhard, um sie zu zerstreuen, ihr eine Fahrt nach dem Lido vorgeschlagen. Theilnahmlos ging sie zwischen der fremden, heiteren Menge, obgleich Volkhard's schmucke Mannesgestalt und Wälpi's blonde Schönheit manches Auge auf sie zog; als sie aber an einer Gesellschaft reisender Deutschen vorbeigingen und der Laut der Muttersprache Walpurgis' Ohr traf, brachen ihre Thränen so gewaltsam hervor, sie konnte das Schluchzen so wenig überwinden, daß Volkhard, nach manchen vergeblichen Versuchen sie zu beruhigen, sie hart und heftig aus dem schon aufmerksam werdenden Gedränge fortriß, sie fast gewaltsam in eine Gondel zog und mit ihr nach Haus fuhr. Da saßen sie dann oft stundenlang zusammen und wenn Volkhard, müde von der Arbeit, einer Erholung bedurfte, suchte er sie, was er früher niemals gethan hatte, außerhalb des Hauses. Walpurgis verkehrte mit Niemand, einsam saß sie an ihrem Fenster, fast immer weinend, und „die weinende Frau" hieß sie in der ganzen Nachbarschaft. Ja, Volkhard mußte es oft genug hören; denn wo er sich sehen ließ, fragte

man ihn, halb spöttisch, halb theilnehmend nach seiner schönen, weinenden Frau, worauf er erst im aufbrausenden Zorn harte Antwort gegeben hatte, was aber bald seinen Mißmuth gegen die arme Walpurgis vermehrte und ihn immer mehr seiner Häuslichkeit entfremdete. Dazu kam, daß wirklich nach und nach Nahrungssorgen sich einstellten, manch' schönes Stück des Hausrathes, das er in den ersten Tagen, um Walpurgis zu erfreuen, gekauft hatte, verschleudert werden mußte, um nur den Bedürfnissen des nächsten Tages gerecht zu werden. Was hätte Volkhard oft für ein einziges Lachen seiner Frau gegeben, das ihm beim ersten Begegnen so zuwider war. Und sie liebten sich doch, wenn sich auch in Unmuth und Kränkung, gekittet von Walpurgis' Thränen, ein Stein nach dem andern aufbaute zur Mauer, die die Herzen der Ehegatten trennte und die unübersteigbar zu werden drohte. Der junge Mann schwieg bald über alle seine Sorgen und die arme Frau getraute sich nicht mehr eine Frage an ihn zu richten, und sah doch wie trotz Volkhard's Fleiß die bittere Noth an ihre Thür pochte. Das kleine Schaufenster hing freilich voll von Schmucksachen, aber kein Käufer wollte sich finden, und so wurde die kunstvolle Waare so trüb wie Walpurgis' schöne blaue Augen und bleich wie ihre Wangen. Es lag ein Verhängniß auf dem Hause und eine unsichtbare waltende Macht kreuzte alle glücklichen und freundlichen Wendungen seines Geschickes.

So waren fast zwei Jahre vergangen, Walpurgis bleichte hin in Thränen und Volkhard kämpfte mit aller Kraft des Mannes gegen die Verzweiflung, die ihn in diesem beständigen Ringen mit Widerwärtigkeiten zu erfassen drohte. Eines Tages hatte er mit besonderer Anstrengung geschafft in der Werkstatt, als wollte er in der Arbeit die Sorgen seines Herzens übertäuben, und doch war er nahe daran, auch den Trost der Arbeit zu verlieren, denn schon wußte er nicht, woher er das kostbare Material zu seinen künstlichen Schmucksachen beschaffen sollte und diesmal hatte die Ueberanstrengung sein erregtes Blut nicht zu beruhigen vermocht. Die Stirn glühte ihm fieberhaft und das Herz klopfte gewaltsam. Er warf die Geräthschaften bei Seite und trat zu Walpurgis in's Zimmer. Er sehnte sich nach einem Trost, einem theilnehmenden Wort, denn er fühlte sich krank und der liebevollen Hülfe bedürftig. Walpurgis saß da und wie gewöhnlich in Thränen. Als sie aufblickte, war sie erschreckt von des Mannes fieberhaftem Aussehen. „Volkhard, was ist Dir?" rief sie. „Du siehst krank aus, Deine Hand glüht!"

„Ueberanstrengung bei der Arbeit", antwortete er kurz, denn die Thränen in den Augen der Frau hatten ihn verstimmt.

„Wozu?" sagte Walpurgis; „es ist doch Alles umsonst", und barg das Gesicht in die Hände.

Volkhard's Lippen bebten. „Walpurgis", rief er, „ist das Alles, was Du für mich hast? Ich arbeite mit übermenschlicher Kraft gegen die Widerwärtigkeit des Geschickes. Kannst Du mir vorwerfen, daß ich träge die Hände in den Schooß lege? Ich glaube nicht. Ich thue das für Dich, denn außer Dir habe ich Niemand auf der Welt. Statt mich

aufzurichten, denn ich fühle es, daß ich nahe daran bin zusammenzubrechen, hast Du nichts für mich als Thränen. Es liegt ein Vorwurf in Deinen Thränen, der mir wie ein Stachel in's Herz geht."

„Volkhard", rief sie, „habe ich Dir jemals ein Wort des Vorwurfes gesagt, ja, habe ich nur geklagt über unser Geschick?"

„Deine ewigen Thränen thun das deutlicher als Worte es vermöchten, denen ich doch erwiedern könnte", antwortete er. „Dein stummes Leid wird mich wahnsinnig machen. Ja, Du bist unglücklich, nicht mit mir, aber durch mich. Dein Unglück wälzt eine Scheidewand zwischen uns und macht mich wieder einsam in der Welt. Ich habe kein Haus mehr und doch sollte mir das eine Heimat werden, und so bin ich heimatloser als je."

Walpurgis brach, statt aller Antwort, wieder in neue Thränen aus. Da ergriff Volkhard, in aufflammendem Zorn, Hut und Mantel und stürzte zu Thür hinaus, die er heftig hinter sich in's Schloß warf. Walpurgis wollte ihm nacheilen, aber wie gebannt blieb sie an der Schwelle stehen. Was hatte er ihr noch den einzigen Trost, die einzige Erleichterung ihres Kummers, ihre Thränen vorzuwerfen?

Volkhard stürmte hinaus in den Herbstabend. Er war keine weiche Natur, die das Schicksal zu schroffer, unthätiger Verzweiflung zu beugen vermochte, und zeigte darin den vollen Gegensatz zu Walpurgis. Ihre Charaktere hätten sich vielleicht in schönster Harmonie ergänzen können in behaglichen Verhältnissen. In der Auffassung der ununterbrochenen Widerwärtigkeiten gingen sie schroff auseinander. Nach kurzem Wandern durch die engen Straßen-Labyrinthe, war es dem jungen Meister klar geworden, daß wenn ihm auch im Augenblick sein Haus und das Zusammensein mit Walpurgis unerträglich erschien, doch versucht werden müsse dem Schicksal mit Kraft entgegen zu treten. Er lenkte seinen Schritt nach dem Markusplatz, wo allabendlich die Geschäftsleute sich versammelten, um zu versuchen, ob er nicht Aufträge auf Arbeit fände, ob ihm nicht Jemand auf schon gefertigte, wenigstens Material für neue creditiren würde. Ja, da er eigentlich eine Künstlernatur war und mehr frei zu produciren als nachzuahmen verstand und mit gebildeterem Geist das Handwerk auf eine höhere Stufe künstlerischer Entwickelung zu heben strebte, waren seine Gedanken sofort mit neuen Mustern erfüllt, die er in der Phantasie zusammenstellte. Noth ist die Mutter der Erfindung, das sorgenbeschwerte, kummervolle Gemüth oft der ergiebigste Boden der künstlerischen Production, die in träger Sorglosigkeit nicht gedeiht. Das half dem jungen Mann auch diesmal über die Zornanwallung fort. Auf dem Markusplatz war es leer; der stürmische Herbstabend hatte Niemand in's Freie gelockt. Volkhard fand kein bekanntes Gesicht, an das er sich hätte wenden können, nach Haus wollte er noch nicht wieder gehen und so lenkte er den Schritt nach der Piazetta und lehnte, Schutz suchend gegen den scharfen Wind, der vom Meer über die Lagunen herbrauste, an einer Seite der Säule, die den geflügelten Löwen von San Marko trägt. Es war lautlos auf dem Platz und auch die Gondeln lagen still an den

Steinstufen. Eine einzige kam leise von San Lazaro über die nächtlich dunklen Lagunen gezogen. Volkhard beobachtete sie träumend, wie sie näher und näher glitt, bis sie, an den Steinstufen anlegend, seinem Auge verschwand. Bald darauf schritt eine dunkle Gestalt vom Landungsplatz heraufkommend grade auf ihn zu. Erst als sie ganz nahe bei ihm war, konnte er sie erkennen. Es war der Armenier, den er seit jener Nacht auf der Sachsenhäuser Brücke nicht wieder gesehen hatte. Volkhard überkam ein unbeschreiblich unheimliches Gefühl, das den Zorn niederhielt der in ihm aufbrausen wollte und das ihn unbeweglich an die Stelle bannte. Der Armenier trat nahe vor ihn hin und sagte geheimnißvoll flüsternd: „Ich suchte Euch, Meister Volkhard."

„Was wollt Ihr von mir?" fragte in unwirschem Ton der junge Mann.

„Zu der Frage und in diesem Ton habt Ihr wohl kaum ein Recht!" war die Antwort. „Wißt Ihr nicht, daß Ihr mein Schuldner seid und daß ich einen Gegendienst von Euch zu fordern habe?"

„Wenn der Gegendienst eben so viel Elend zeugt, als der Dienst, den Ihr mir aufdrängtet, müßtet Ihr mein Feind sein, wollte ich Euch die Schuld zahlen. Besser für Euch und für mich, wenn unsere Wege sich nicht wieder begegnen", rief Volkhard und wollte sich abwenden. Der Armenier trat ihm in den Weg. „Ist's meine Schuld", sagte er, „wenn Ihr in Eurer Thorheit nicht wißt, was Glück ist und was Unglück? Habe ich Euch etwas Anderes gegeben, als Ihr ausdrücklich verlangtet? Damals war Euer Herz erfüllt von dem Bilde des schönen jungen Mädchens. Ihr wolltet es besitzen, aber ihr Lachen war Euch zuwider. Ohne das Lachen sollte es Euer werden. So habt Ihr ausdrücklich verlangt, die Quelle des Wohlstandes habe ich Euch dazu eröffnet. Nun ist Walpurgis Euer, sie lacht nicht mehr, die Aussicht auf sorgenfreie Arbeit habt Ihr aber nicht zu erfüllen gewußt und ihr seid elend, eben so elend als Euer Weib."

Volkhard konnte nichts erwiedern. Der Armenier hatte ihm wirklich gehalten, was er von ihm gefordert hatte. „Mag's Thorheit gewesen sein, was ich damals als höchstes Glück ersehnte", rief er, „unglücklich bin ich jetzt mehr als je durch Euch, und wer giebt Euch ein Recht, mir das vorzuhalten?"

„Wollte ich Euch verderben lassen", war die Antwort, „hätte ich Euch damals nicht gehindert, durch einen Sprung in den deutschen Strom Eurem Leben ein Ende zu machen. Wollte ich Euer Unglück, brauchte ich es jetzt nur walten zu lassen. Ihr wißt so wenig, was Euch frommt, als die meisten Menschen, und ich will Euch meine Einsicht nicht aufdrängen. Aber helfen will ich Euch, denn Ihr steht jetzt vor einem viel tieferen Abgrund als damals in Frankfurt. Probirt es noch einmal mit mir, wenn Ihr weiter keinen Ausweg habt." Er schwieg und sah Volkhard durchdringend und fragend an. Der senkte den Blick. Seine ganze Empfindung sträubte sich gegen die Hülfe des unheimlichen Mannes und doch war er so rathlos, daß er nicht wagte sie zurückzustoßen. Aber be-

stimmt angehen wollte er den Fremden noch weniger. „Alle Widerwärtigkeiten des Lebens wollte ich gern ertragen“, sagte er, „denn noch habe ich Muth genug, mit ihnen den Kampf aufzunehmen. Eins aber ertrage ich nicht mehr — die Thränen meines Weibes, denn ich liebe es noch immer und sie brennen mir auf der Seele.“

„Nichts weiter?“ sagte der Armenier. „Was ihm das Lachen verwischte, wird auch die Thränen trocknen. Eins aber müßt Ihr auch dazu thun, und das war es, weshalb ich Euch aufsuchte.“

„Ihr suchtet mich?“ rief fast entsetzt der junge Mann.

„Ja!“ antwortete der Armenier, „und damit könnt Ihr gleich des Gegendienstes quitt werden, den Ihr mir noch schuldet. Zugleich wird es Euch aus der Noth des Augenblickes, vielleicht zu neuem Wohlstand helfen. Ein junger Patricier, der sich zur Zeit in seinem Landhause drei Miglien von hier aufhält, will für seine Verlobte einen kunstvollen Schmuck fertigen lassen. Euch habe ich ihm empfohlen. Aber morgen, mit Anbruch des Tages, reist er nach Florenz zu der Geliebten und Ihr müßtet vorher seine Wünsche einholen. Auf den Preis, den Ihr fordert, kommt es nicht an, aber Eile ist nothwendig, soll Euch der Ruhm der Arbeit und der reiche Verdienst nicht entgehen. Nehmt die Barke, die mich hierherbrachte, der Schiffer weiß das Ziel Eurer Fahrt und morgen zur Mittagsstunde seid Ihr wieder hier.“

„Ich müßte mein Weib erst benachrichtigen!“ warf Volkhard zaudernd hin.

„Um es noch einmal, wie vor einer Stunde, zürnend über ihre Thränen, die noch immer fließen, zu kränken? Walpurgis würde Euch zurückhalten, sie vertraut Eurer Arbeit nicht, sie scheint ihr werthlos, sonst hätte sie an jenem ersten Abend in Venedig das von Euch geschmiedete Ringlein nicht wie mit Abscheu in die dunkle Lagune geschleudert.“

„Seid Ihr allwissend?“ rief mit dem Ausdruck vollsten Entsetzens Volkhard.

Der Armenier lachte. „Weil Ihr das Nächste nicht bemerkt, soll Der allwissend sein, der erkennt, was nicht anders sein kann. Es ist kein Augenblick zu verlieren. Laßt mich nicht daran erinnern, daß ich fordern kann; denn Ihr habt mir mein Wort noch nicht gelöst.“

„Und Ihr versprecht mir, daß ich Walpurgis nicht mehr in Thränen finde, wenn ich wiederkehre?“ fragte Volkhard.

„Ich verspreche es“, erwiederte der Armenier, „und Ihr wißt, daß ich Wort halte.“

Volkhard, gelockt durch die Aussicht einer neuen Arbeit, im Wunsch von dem düsteren, gespenstischen Manne befreit zu sein, zauderte nicht mehr. Er ließ sich von dem Armenier an die Barke führen und stieg ein. Leise glitt das Fahrzeug aus den Lagunen in's Meer. Der junge Meister hüllte sich in seinen Mantel und träumte vor sich hin. Die Arbeit, die er fertigen sollte, beschäftigte seine Gedanken. Ein Brautschmuck sollte es sein, eine Gabe, gereicht an der Schwelle einer jungen Ehe, als Vorbedeutung für das Zusammenschlagen zweier Herzen in Freude und

Leid. Er dachte sich bunte, heiter verschlungene Arabesken, die große, prächtige Perlen halten und überranken sollten. Aus Myrthenzweigen, dem Symbol der keuschen Neigung, sollten sich immer vollere Rosen, die Bilder der Liebe entfalten und die thränendeutenden Perlen überwinden und fesseln. Der ganze Entwurf war im Kopfe fertig, als nach einigen Nachtstunden die Barke landete. Er schritt einige Stufen am terrassenförmigen Ufer hinauf, durch den Garten bis zur Villa, wo er sich bei dem Besitzer melden ließ. Die Sonne war grade im Aufgehen und färbte das Meer mit rosigem Schein. Mit dem neuen Tageslicht schwand die letzte Spur der unheimlichen Empfindung, die das Begegnen des Armeniers unserem Freunde hervorgerufen hatte. Alles war wie ein Traum, aus dem sich der fest geschaffene Plan zu der neuen Arbeit immer mehr klärte. Der junge Patricier ließ den Künstler eintreten, aber er war ganz beschäftigt mit den Vorbereitungen zur nahen Abreise. Volkhard konnte kaum seinen Plan darlegen, der halb zerstreut angehört wurde. „Nur recht reich und kostbar", sagte der Verlobte, „über den tieferen Sinn wird sich kaum Jemand die Mühe geben nachzudenken." Dann wurde Volkhard ein kleiner Vorschuß, mehr hingeworfen als gereicht, eine flüchtig geschriebene Anweisung auf ein Handelshaus in Venedig hingeschoben, wo der Meister nach Bedarf, aber nur wenn er die Arbeit, so weit sie gefördert, vorlegte, Geld zu dem nöthigen Material erheben könnte, und damit warf sich der junge Patricier in den Reisewagen, so beschäftigt mit den Befehlen, die er den Dienern zurückließ, daß er keine Zeit mehr fand zu einem Gruß für den Künstler, den er überhaupt ganz wie einen geringen Handwerker behandelt hatte.

Volkhard schickte sich, ermüdet und etwas verstimmt, zur Rückfahrt an. Die Lust an der Production war ihm gebrochen und er fühlte es, der reiche Mann hatte sich um ein Kunstwerk gebracht, um dafür nichts als eine kostbare Alltäglichkeit zu gewinnen.

Walpurgis indessen hatte bis spät in die Nacht auf die Rückkehr des Gatten gewartet. Sie grollte ihm, grollte seiner lieblosen Heftigkeit und die Stimmung steigerte sich, je länger er fortblieb. Mehr noch aber zürnte sie sich selbst, daß sie ihre Thränen nicht zurückzuhalten vermochte, denn sie fühlte es, daß diese einen großen Theil der Schuld trügen an der Entfremdung zwischen ihr und dem geliebten Gatten. Als er immer nicht kam, überwältigte die Angst ihre Verstimmung. Sie wollte sich nicht zur Ruhe legen, bis er wieder da sei, und es verging doch eine Stunde nach der anderen. Die Stille der Nacht, die Aufregung, in der sie sich befand, weckten tausend Schreckbilder ihrer Einbildungskraft, wechselnd mit den besten, redlichsten Vorsätzen, ihrer Thränen Herr zu werden, und grade wenn sie sich das so recht fest vorgenommen hatte, fing sie immer wieder unaufhaltsam zu weinen an. Endlich warf sie sich ermattet in den Kleidern auf's Lager, immer, halb wachend, halb im Schlaf, von den trübsten Ahnungen gequält. Die erste Morgendämmerung schon schreckte sie wieder auf, sie wäre am liebsten hinausgeeilt, den Gatten zu suchen, aber noch immer hatte sie nicht gelernt, sich in dem

Gewirr der engen Straßen zurecht zu finden, und das Fruchtlose dieses Versuches hemmte ihren Schritt. Aber ihre Pulse klopften gewaltsam und wie im Fieber wogte ihre Brust. Noch lag das Zimmerchen, in das, beschattet von den hohen Nachbarhäusern, das Tageslicht erst spät drang, in halber Dämmerung, als sie leise die Thür öffnen hörte. War es Volkhard? Sie sprang auf von dem Stuhl, in den sie, erschöpft an allen Kräften, gesunken war, und wollte ihm entgegeneilen, als schon der Armenier vor ihr stand. Ein Angstschrei entfuhr ihren Lippen und krampfhaft hielt sie sich an den Tisch, um nicht zusammenzubrechen.

„Beruhigt Euch, Frau Walpurgis", redete der Fremde sie an. „Ich komme Euch zu sagen, daß der Meister eine kleine Fahrt in Geschäften hat machen müssen, daß er aber in wenig Stunden wieder heimkehren wird, mit einem Auftrag auf neue Arbeit, die ihn auf lange Zeit aller Sorgen überheben wird."

Walpurgis sah ihn starr an, kein Wort kam über ihre Lippen. War die Erscheinung Wirklichkeit, oder nur die Fortsetzung der Schreckbilder ihre Träume? Sie vermochte nicht sich das klar zu machen und doch hätten die Worte des Armeniers alle ihre Befürchtungen beruhigen können.

„Frau Walpurgis", fuhr der Armenier fort, „erkennt Ihr mich nicht? Erinnert Ihr Euch nicht mehr jenes Morgens nach dem Sturm in der Meßstadt?"

Die Erinnerung weckte Wälpi aus dem Traume und Thränen stürzten ihr aus den Augen. Krampfhaft schrie sie auf: „Mein Lebtag werde ich Euch nicht vergessen. Ihr habt mir mein Lachen abgekauft und was wollt Ihr noch von mir?"

„Habe ich Euch den Preis nicht redlich dafür gezahlt?" erwiederte der Armenier. „Bis der Mond wechselte, sollte der schmucke Volkhard Euer sein, so hatte ich versprochen. Mit dem neuen Vollmond klopfte er an Eure Thür und ist Euer Gatte."

„Und elend, elend durch mich", rief Walpurgis. Die Verzweiflung gab ihr Muth, die Erregung aller ihrer Lebensgeister ließ sie selbst das Grauen vor dem gespenstischen Mann überwinden. „Meine Thränen machen ihn elend. O, wenn ich die Thränen los werden könnte."

„Die Thränen", sagte der Armenier. „Verkauft sie mir, wie Ihr mir Euer Lachen verkauftet."

„Nehmt mein Leben dazu", rief die geängstigte Frau, „wenn Ihr Volkhard damit aus dem Elend reißen, wenn Ihr ihn dadurch glücklich machen könnt."

„Glücklich?" sagte der Armenier, „da müßtet Ihr mir erst genau angeben, was Glück ist. Ich bin gewohnt auf's Wort zu halten, was ich verspreche, und mit so unbestimmtem Preis kann ich nicht zahlen. Ihr wollt Eure Thränen los sein, Ihr seht es als eine Wohlthat an, wenn ich sie Euch abnehme, und ich will Euch, ohne zu feilschen, noch einen kostbaren Preis zugeben."

Walpurgis legte die Hand auf die heiße Stirn. „Nehmt die Thränen von mir!“ sagte sie so tonlos, als spräche sie im Traum.

„Und weshalb weint Ihr?“ fragte der Armenier. „Um die verlorene Heimat? Ist Euch nicht eine neue geworden nach eigener Wahl? Um die Noth des Lebens? Ihr sollt reich werden und diese Sorge soll von Euch genommen sein. Traut Euch die Kraft zu, Eure Thränen zurückzudrängen und Ihr habt sie. Wälzt den Stein Eures Willens auf den Quell Eures Empfindens und er versiegt. Einmal versiegt, erschließt ihn Eure eigene Kraft nicht wieder.“

Walpurgis sah ihn starr an. Die Angst, die Schreckbilder ihrer halb durchwachten Nacht, preßten ihr krampfhaft das Herz zusammen. „Gebt meinem Gatten Reichthum und Anerkennung und ich will nicht mehr weinen“, rief sie.

„Ich weiß, daß Ihr Wort haltet“, sagte der Armenier. „So wären denn Eure Thränen mein, wie Euer Lachen. Gut denn, der Handel ist geschlossen. Erstarrte Thränen um lebendig fließende, Perlen des Meeres um Perlen der Augen. Hier ist meine Bezahlung.“

Walpurgis war in den Stuhl zurückgesunken, der Armenier warf ihr eine Schnur Perlen in den Schooß, sie merkte es kaum. Dann beugte er sich über sie. Sie fühlte wohl den stechenden Blick, aber ihr Auge war geschlossen und eine Lähmung zog durch alle ihre Glieder, kalt bis an's Herz. Sie wollte aufschreien, aber der Ton versagte ihr. So saß sie lange. Als sie die Wimpern aufzuschlagen vermochte, schien der helle Tag in das kleine Zimmer. Sie war allein und glaubte geträumt zu haben. Sie richtete sich auf, da rollte die Perlenschnur von ihrem Schooß zu Boden und als sie sich danach bückte, sie in Händen hielt, überzeugte sie sich, daß sie nicht geträumt hatte. Im ersten Augenblick wollte sie die Gabe des unheimlichen Mannes von sich werfen, aber halb neugierig fing sie an sie genauer zu betrachten. Die Perlen glitten ihr so leise durch die Finger, der matte geheimnißvolle Glanz schimmerte so anmuthig im Sonnenlicht, daß sie unwillkürlich davon angezogen war. Den Werth der Perlen kannte sie freilich nicht genau, aber daß sie kostbar wären, hatte ihr Volkhard ja oft bei der Verarbeitung erzählt, wenn er eine oder die andere in einen Schmuck einfügte, und so große, schöne waren ihr nie vor Augen gekommen. Das mußte ein Reichthum sein, das konnte sie berechnen. Halb spielend hing sie sie um ihren Nacken und trat vor den kleinen Spiegel. Fast wäre sie erschrocken vor dem eigenen Bilde, das er ihr zeigte. Marmorbleich waren ihre Züge, unbeweglich starrten sie ihr entgegen, kein Zucken der Lippen, kein feuchter Schimmer des Auges zeigte ihre Bewegung. Eine Weile sah sie sich verwundert an, dann nahm sie erröthend die Perlen ab und verwahrte sie sorgsam in einem Fach ihres Tisches. Und nun schritt sie durch die ganze Wohnung, fest, ruhig als wäre alle Angst und Qual der schlummerlosen Nacht vergessen. Sie ordnete und säuberte hier und da. Fast mechanisch ging ihr die Arbeit von der Hand und bald stand Alles regelrecht und klar da und das kalte und glanzlose Licht des Herbsttages sah Zimmer und Werkstatt

so sauber, so ordentlich, wie kaum je zuvor. Dann strich sie ihr Haar glatt aus der Stirn, schob ihren Anzug zurecht und stand nun ruhig und unbeweglich am Fenster. Hätten sie so ihre Freunde aus der Vaterstadt gesehen, keiner hätte das „lachende Wälpi" in ihr erkannt; hätten ihr die Nachbarn in der neuen Heimat überhaupt noch Aufmerksamkeit geschenkt, jetzt hätten sie sie nicht die „weinende Frau" genannt. Schön war sie, wie noch nie zuvor, aber kalt schaute sie aus wie ein Steinbild.

Um die Mittagsstunde trat Volkhard mit eiligen Schritten in's Zimmer. Er hatte mit klopfendem Herzen die Schwelle seines Hauses überschritten, er fürchtete Vorwürfe, fürchtete Thränen seiner Frau, aber ganz ruhig trat sie ihm entgegen.

„Gut, Volkhard, daß Du wieder da bist", sagte sie, ohne eine Miene zu verziehen.

„Ich habe unerwartet eine prächtige Bestellung erhalten", sprach er, „und mußte über Nacht fortbleiben, ohne Dich vorher benachrichtigen zu können. Hast Du Dich um mich geängstigt, Wälpi?"

„Erst wohl", erwiederte sie, „aber dann nicht mehr. Was sollte Dir denn auch begegnen, Volkhard?"

Er sah sie befremdet an. Walpurgis war so wunderbar verändert. Die Worte des Armeniers traten ihm in die Erinnerung. Sie sollte nicht mehr weinen, wie sie damals nicht mehr lachen sollte, so hatte er versprochen, und nun war das an ihr geschehen. Er wagte nicht den Armenier zu nennen, eben so wenig als Walpurgis eine Erwähnung dessen, was vorgegangen war, über die Lippen gebracht hätte. Eine unheimliche Stimmung lag zwischen den Gatten, die Volkhard jedoch mehr empfand als Walpurgis. Er warf Hut und Mantel ab und fing an gleich von seiner neuen Arbeit zu erzählen, ja er nahm Papier und Bleistift und zeichnete seinen Entwurf auf. Walpurgis stand hinter ihm und sah auf die Zeichnung. Klug und entschieden, wie noch nie vorher, gab sie ihren Rath und ganz eingehend in die Entwürfe und Grundgedanken des Gatten, sagte sie doch klar und bestimmt, wie sie dies oder jenes anders wünsche. Volkhard fühlte, daß sie jedesmal den richtigen Punkt traf und fügte sich allen ihren Ausstellungen. Endlich rief er: „Der Besteller ist reich und hat mir ausdrücklich gesagt, daß der Schmuck sehr kostbar werden soll. An Material ist nichts zu schonen. Da ich aber Halsschmuck, Haarputz, Ohrgehänge und Armring liefern soll, brauche ich eine große Menge von Perlen und es wird schwer halten, noch dazu da in wenig Wochen das Ganze vollendet sein muß, so viele und so schöne zu beschaffen."

Walpurgis zog das Fach ihres Tisches auf. „Hier sind Perlen!" sagte sie.

„Walpurgis!" rief der Gatte, „woher hast Du diese Schnur von unermeßlichem Werth?"

Die junge Frau zauderte. „Frage mich nicht, Volkhard!" sagte sie endlich. „Die Perlen gehören uns, gehören Dir, und wenn sie werthvoll sind, desto besser, so haben wir wenigstens auf weit hinaus nicht mehr mit der Noth des Tages zu kämpfen."

Volkhard prüfte die Perlen wieder und wieder. Er wußte es, woher sie kamen, es wurde ihm auf einmal klar, daß nur der Armenier diese Veränderung in Walpurgis' Wesen hervorgerufen haben und nur von ihm diese Gabe von unberechenbarem Werthe kommen konnte. „Er war hier?" fragte er leise, als hielte das Grauen den Ton seines Wortes gewaltsam zurück. Walpurgis schauderte zusammen. Sie sah sich scheu um, ob sie auch wirklich allein wären und doch nickte sie nur stumm. Weiter wagte sie nichts zu erwiedern. Und das war das erste Mal, daß die Gatten des geheimnißvollen Lenkers ihrer Geschicke gegen einander Erwähnung thaten.

Volkhard hatte die Perlenschnur auf den Tisch fallen lassen und es dauerte eine lange Weile, ehe er sich entschloß sie prüfend wieder aufzunehmen. Und doch zogen die Perlen ihn an mit geheimnißvoller Gewalt, nicht allein ihres Werthes wegen, nicht allein um ihrer Schönheit willen, die er als Meister in seinem Handwerk zu würdigen verstand; nein, es war noch ein unerklärliches Etwas, was ihn die Augen nicht wenden ließ von dem kostbaren Schmuck. Es war nur eine einzige Schnur Perlen, aber von seltenster Größe und unvergleichlichem Glanz. Zusammengehalten war sie von einem kleinen, unscheinbaren Schloß; als Volkhard dasselbe aber genauer prüfend in's Auge faßte, stand auf demselben mit feinen griechischen Buchstaben: „Charis" eingegraben. „Der Name meiner Mutter!" rief Volkhard. Seine ganze Kindheit, das Bild der bleichen, schwermüthigen Frau tauchte vor seiner Seele auf, er verbarg das Gesicht in beide Hände und als er in tiefstem Herzen erschüttert den Blick zu Walpurgis aufschlug, war sein Auge mit Thränen gefüllt. Sie hatte ihn niemals weinen sehen und doch stand sie ihm gegenüber mit starrem trocknen Auge; es preßte ihr krampfhaft das Herz zusammen, aber kein Zug der Theilnahme, des Mitempfindens trat auf ihr regungsloses Gesicht. Volkhard wandte sich ab. Der kalte Blick seines Weibes war ihm in diesem Augenblick unerträglich. Er suchte die Beruhigung wie immer in der Arbeit. Von der Perlenschnur löste er das Schloß ab, das so theuren Namen trug, verwahrte es sorgsam und so, daß Walpurgis' Blick es nicht wieder treffen konnte; denn es that ihm weh, daß sie so gleichgültig schien bei seinen schmerzlichsten, heiligsten Erinnerungen. Hatte ihn früher ihre unaufhaltsame Trauer gekränkt: ihre Starrheit legte eine erkaltende Scheidewand zwischen ihn und sie.

IV.

Der junge Meister ging mit Eifer und mit einem fast fieberhaften Fleiß an seine Arbeit und als er schon nach wenig Tagen das erste vollendete Stück des Schmuckes in dem Handelshause vorlegte, um sich neue Vorschüsse auszahlen zu lassen, erregte er allgemeine Bewunderung. Bald kam auch der Besteller selbst, war erstaunt über die Pracht und eigenthümliche Zeichnung des Schmuckes und, eitel wie er war, das kostbare Geschmeide so viel als möglich bewundern zu lassen, wurde es in einer großen Gesellschaft ausgestellt. Volkhard's Geschicklichkeit, seine

kunstvolle Erfindung machte das größte Aufsehen. Er, der seit Jahren in Venedig arbeitete, in dessen ärmlichem Schaufenster die zierlichen Arbeiten unbeachtet, verstaubt waren, wurde plötzlich zu einem vielbesprochenen Meister. Die reichen Venetianer und Venetianerinnen suchten seine bescheidene Werkstatt auf, den ganzen Tag drängten sich die Gondeln der Vornehmen an der Schwelle des sonst so einfachen Häuschens; die schöne blonde Frau mit den unbeweglichen Zügen fesselte die Aufmerksamkeit, der schmucke junge Meister wurde mit Schmeicheleien und Aufträgen überschüttet, denn es war zur Modesache geworden, einen Schmuck seiner Arbeit zu besitzen. Bald mußte er eine größere Wohnung, eine geräumigere Werkstatt, einen Laden in der besuchtesten Gegend der Stadt nehmen und nun fanden sich Gesellen in Menge, so daß in wenig Monaten Volkhard's Juweliergeschäft das gesuchteste und einträglichste der Stadt war. Die Perlen des Armeniers hatten den ersten Grund zum Wohlstand gelegt, der bald zum Reichthum heranwuchs. Aber nicht allein die Arbeiten unseres Freundes, er selbst und die junge Frau wurden aufgesucht; denn Alles drängte sich um die Vielbesprochenen und neben der künstlerischen Begabung des Gatten zog die marmorkalte Schönheit der Frau die allgemeine Aufmerksamkeit an. So war denn Reichthum, Anerkennung, ein Umdrängen, das fast der Freundschaft gleich sah, über ihre Schwelle gezogen; an die Stelle der ärmlichen Wohnzimmer waren reich meublirte Säle getreten, statt der Einsamkeit ein großer Kreis aus allen Ständen. Man hätte glauben sollen, das Glück wäre da und ganz Venedig glaubte das auch — aber wie auch die Veränderung ihrer Lage, die so wunderbar unheimlich über sie gekommen war, sie berauschte, was immer noch nicht zu ihnen herantreten wollte, das war das Glück, ja, es stand ihnen vielleicht ferner als je. Zwischen den Gatten lag etwas wie die eisige Ruhe des Winters, die alles Leben der Flur erstarren macht und todt erscheinen läßt, was innen lebt. Nie wurde ein Vorwurf, eine Klage laut von einem zum andern, aber ebensowenig ein warmes Wort, ein Ausdruck der Neigung. Klar und verständig besprachen sie Alles, was der Tag ihnen zuführte, was für die Zukunft zu ordnen war; aber keine Silbe berührte ihr Empfinden.

Die Vermählung des jungen reichen Patriciers, den wir Marchese Bernardo nennen wollen, schob sich um etwas hinaus und Volkhard hatte diese erste Arbeit, die seinen Ruf und Wohlstand begründete, nicht zu übereilen, was ihm um so lieber war, als er sich dieser Production mit besonderer Sorgfalt hingab. Er litt nicht, daß irgend eine fremde Hand ihm dabei half und am wenigsten hätte einer seiner Gesellen auch nur eine der kostbaren Perlen berühren dürfen, die er alle für diesen Schmuck bestimmte und die eine wunderbar geheimnißvolle Anziehungskraft für ihn hatten. Er kannte jede einzelne, so ähnlich sie auch untereinander waren, und die Stelle im Schmuck, die er jeder anwies, war, freilich nur für sein Verständniß, von Bedeutung. Stundenlang konnte er sich mit der Arbeit einschließen und sich, ganz gegen seine arbeitsame Weise, in müßiger Bewunderung daran erfreuen. Das war nicht die Eitelkeit des

Künstlers über seine Schöpfung: es war der Zug des Herzens zu den Perlen, deren feuchter Glanz nun einmal unwiderstehliche Gewalt auf ihn ausübte. Vergebens drängte der junge Marchese, daß ihm nun endlich die längst fertige Arbeit eingehändigt würde; vergebens erhöhte er den schon vor Monaten festgestellten sehr hohen Preis. Volkhard fand immer wieder Vorwände, diese oder jene Kleinigkeit zu ändern, diese Perle fester zu fassen, jene Arabeskenranke leichter zu fügen, nur um sich nicht von dem Schmuck zu trennen, der ihm wie ein Freund geworden war. Und er war das auch in der That. Jedes Blättchen erinnerte ihn an die Stimmung, in der er es geschaffen hatte und es lag die wunderbarste Veränderung aller seiner Verhältnisse zwischen dem Beginn und Schluß dieser Arbeit. War es ein Zufall, daß die Perlenschnur durch den Namen seiner Mutter zusammengehalten war? Es konnte nichts Anderes sein; und doch betrachtete er sie immer wieder wie ein heiliges Vermächtniß, wie die Thränen der schmerzerfüllten Frau in der Trennungsstunde von dem Kinde, die, starr geworden, Mutterliebe und Muttersorge verkörperten. Dazu erschien ihm der fertige Schmuck wie ein Bild seiner Frau. Kalt lag er da auf dem dunklen Sammet des Köfferchens, das ihn einschloß, unbeweglich und starr in der eigenen Schönheit und doch war er zusammengefügt aus diesen barock humoristischen Arabeskenschlingungen, die ihn gemahnten an Wälpi's Lachen, als er ihr zuerst begegnete, aus diesen feucht schimmernden Perlen, die ihn ansahen wie einst Walpurgis' von Thränen trübe Augen, aus den kalt schimmernden Brillanten, die ihre glänzenden Strahlen warfen, aber nicht lächelnd und nicht feucht das Licht, das sie beglänzte, zurückwarfen. Wer von den Tausenden, deren Blicke bewundernd auf diesen Schmuck fallen sollten, konnte es ahnen, was er dem Künstler war, der ihn schuf, was dieser hineingearbeitet, wie er ihn gefügt hatte mit dem höchsten Schwung seiner Gedanken, gefestigt mit dem wärmsten Schatz seines Herzens, wie er ein Stück seines eigenen Wesens hier verkörpert niederlegte?

Marchese Bernardo dachte schon lange, daß der Meister gar keinen Antheil an der Kostbarkeit hätte, daß sie allein nur ihm selbst gehöre; denn er hatte sie ja bezahlt. Indessen rückte der Tag der Vermählung heran, die Braut war bereits in Venedig eingetroffen und Bernardo versicherte, daß er nunmehr das Hochzeitsgeschenk keinen Tag länger in den Händen des Meisters zu lassen vermöchte. Volkhard gerieth in eine wunderbare Aufregung und um den Augenblick der Trennung von der geliebten Arbeit so weit als irgend möglich hinauszuschieben, erbat er sich die Erlaubniß, sein Werk selbst überreichen zu dürfen, um sich gleich an dem Eindruck zu erfreuen, den er bei der nunmehrigen Besitzerin hervorbringen würde. Das wurde ohne Weiteres zugestanden, ja es schmeichelte Bernardo's Eitelkeit, den, jetzt schon viel besprochenen, Meister mit dem Hochzeitsgeschenk, das sein Werk war, selbst vorzustellen, und so holte er Volkhard ab, der in wunderbarer Erregung der Scheidestunde von dem Trost seiner letzten Monate entgegenging. Vorher hatte er aber Walpurgis noch einmal in seine Werkstatt gerufen, um ihr den Schmuck

zu zeigen. Sie trat herzu, sah lange prüfend in den Holzschrein, aber kein Zeichen des Staunens, der Anerkennung, der Freude zeigte sich in ihren Zügen. „Sehr schön", sagte sie; „ich glaube es ist in der That ein Kunstwerk, nur hätte ich den Gedanken einfacher ausgedrückt gewünscht. Diese Schnörkel passen nicht ganz zu der ernst schlichten Fassung der Perlen, an die hier wieder die Brillanten zu nahe herangerückt sind. Aber alles in Allem ist die Zeichnung eigenthümlich und zeigt Dich als wahren Meister."

Trotz der hinzugefügten Anerkennung war Volkhard doch die Röthe des Zorns auf die Stirn getreten und er schlug heftig den Deckel des Köfferchens zu. Walpurgis sah ihn befremdet, aber ganz ruhig an.

„Hast Du denn keine wärmere Theilnahme für das Werk, in das ich alle meine Kraft, alle meine Erfindung und meine ganze Kunstfertigkeit seit Monaten setzte? Ist es nicht die Arbeit meiner Tage und die Ueberlegung meiner Nächte? Sind es nicht die verkörperten Gedanken und Empfindungen Deines Mannes, die vor Dir liegen?"

„Die Arbeit hat Dir endlich die Anerkennung errungen, die Du längst verdientest", erwiederte Walpurgis. „Sie hat die Sorgen von uns genommen, die uns zu Boden zu drücken drohten. Deshalb bin ich ihr dankbar. Uebrigens freut es mich, daß sie endlich aus Deiner Hand kommt. Sie nahm Dich zu sehr ein, zog Dich von Anderm ab und wenn wir auch jetzt reich sind, müssen wir doch den Reichthum zu erhalten und zu mehren suchen. Zeige mir noch einmal das Diadem, ich glaubte da eine kleine Unebenheit zu entdecken, die ein einziges leichtes Anlegen der Zange bessert!"

„Nein", sagte Volkhard, kurz und verstimmt, „es ist so gut!" nahm den Koffer unter den Arm, und eilte zu Bernado, der schon im Vorzimmer harrte.

Sie begaben sich zur Braut, die sie aber eine ganze Zeit warten ließ, weil ihr Anzug noch nicht beendet war. Endlich öffnete sich die Thür und sie trat heraus. Camilla, die junge reiche Erbin aus Florenz, war eine jener südlichen Naturen, die auf den ersten Blick durch die schlanke Zierlichkeit der Gestalt, durch die naive Lebhaftigkeit der Bewegungen wie Kinder erscheinen und deren feuriger Blick, deren leicht bewegliche Stimmung dann doch die Leidenschaft der gereiften Jungfrau verrathen. Sie war eine feurige Blüthe mit der noch nicht verlorenen Anmuth der Knospe. Bernardo stellte ihr den Meister vor und bat ihn, den Koffer zu öffnen. Camilla streifte den jungen Mann kaum mit einem Blick und stieß einen Schrei der Ueberraschung, des Entzückens aus, als sie den Schmuck vor sich ausgebreitet sah. Wie ein spielendes Kind schlug sie die Händchen zusammen und wagte nicht das Geschmeide anzurühren. Dann versuchte sie es mit den äußersten Fingerspitzen. „Wie prächtig und wie anmuthig!" rief sie. „Und das soll mein sein?" Sie lachte auf in kindischer Freude und nahm dann ein Stück nach dem andern heraus, um es vor dem Spiegel anzupassen. Volkhard war ihr behülflich und zeigte ihr, wie sie die künstlich verborgenen Schlösser am leichtesten öffnen

und schließen, wie man das Diadem zu einzelnen Nadeln, oder zum Schmuck für die Brust auseinander legen könne. Sie begriff sofort Alles und freute sich lachend wie ein Kind der schnell gewonnenen Geschicklichkeit. Jetzt schenkte sie auch dem jungen Meister eine, wenn auch völlig unbefangene Aufmerksamkeit. Er mußte ihr das Halsband um den Nacken festigen und sie lachte ihn aus, daß er langsamer damit zu Stande kam als nöthig schien. Volkhard war ganz bezaubert von dem Reiz des lieblichen Geschöpfes und Bernardo, der eitel und prahlend seine kostbare Gabe in das beste Licht zu stellen wünschte, erzählte, daß der Schmuck bereits den Neid und die Bewunderung von ganz Venedig ausmache, daß man den Meister, nach ihrem berühmten Landsmann, schon oft den venetianischen Benvenuto Cellini genannt hätte und daß neben dem Werth des Materials die sinnige Idee des Ganzen von den Kennern überaus hochgepriesen würde.

Camilla sah Volkhard zum ersten Mal mit einem aufmerksamen, prüfenden Blick an und eine leise Röthe überflog ihre Wangen, als sie den jungen, kräftig und schlank aufgewachsenen Mann mit dem edel geschnittenen Kopf in's Auge faßte. Der Vergleich mit Bernado mußte zu sehr zu dessen Ungunsten ausfallen. Und doch wandte sich Camilla an ihn, mit der Bitte ihr die Idee des Schmuckes zu erklären. Bernado fing ganz zuversichtlich an, aber bald begann er zu stottern, brachte unzusammenhängend und abgebrochen heraus, was er von Diesem oder Jenem flüchtig und unverstanden gehört hatte, so daß ihn Camilla halb lachend und halb ungeduldig unterbrach und erklärte, daraus könne sie nicht klug werden, denn es sei gerade, als ob er den ganzen prächtigen Schmuck stückweise zerrisse und vernichte.

Bernardo meinte, diese Auseinandersetzung sei auch nicht seine Sache und dazu hätte er den Meister selbst mitgebracht und der könne seine Weisheit nun an den Tag bringen. Damit warf er sich in einen Sessel, mit der Resignation, als wenn nun Etwas sehr Langweiliges bevorstände; Volkhard aber, durch einen auffordernden Blick der schönen jungen Braut ermuthigt, nahm das Wort und erklärte den Gedanken, der ihm bei der Entwerfung der Zeichnung leitend gewesen war. Er wurde wärmer und wärmer, indem er sprach, Camilla's sinniges Auge hing an seinen Lippen und Bernardo gähnte.

Als Volkhard geschlossen hatte, rief das junge Mädchen: „Meister! das ist ja ein tiefsinniges Hochzeitsgedicht aus Perlen, Steinen und edlem Metall und kaum kann ich wagen, es noch als einen Schmuck anzusehen.“ Bernardo lächelte selbstgefällig. Er bezog diese Anerkennung auf sich, den Schenker, während Volkhard, mit glühenden Wangen, das Auge senkte.

„Und das Alles sollen diese Perlen bedeuten?“ fuhr Camilla fort. „Mir ist als bekämen sie Seele und Herz und könnten nachempfinden, was mich bewegt, als könnte ich zu ihnen flüchten in Freude und Leid und Trost und Theilnahme finden in ihrem Anblick.“ Dabei rollten die Thränen aus ihren schönen, langen Wimpern über die leicht geröthete Wange herab.

Volkhard fühlte, daß er scheiden müsse, nahm schnell den Hut und eilte mit stummem, kurzen Gruß aus dem Gemach. Er fand sich in so wunderbarer Erregung, daß er nicht wagte, sofort heim zu gehen. War es der Abschied von seiner Arbeit, von der er sich so schwer getrennt hatte, die ihm so fest an's Herz gewachsen war, oder beschäftigte ihn die Erinnerung an das liebliche Kind mit dem reizenden Lachen der Freude und den holden Thränen des Verstehens? Er konnte und wollte sich nicht klar darüber werden und wollte doch nicht mit dieser Bewegung im Herzen vor Walpurgis treten. Er entschloß sich eine Gondel zu nehmen und erst eine Stunde lang hinauszufahren in's Meer, um seiner Empfindungen Herr zu werden. Es war ein klarer Februartag, keine Bewegung in der Luft noch auf dem Wasser, und kein Gewölk am Himmel, und doch sandte die Sonne ihre Strahlen matt, wie in Duft gehüllt, hernieder. Volkhard eilte gesenkten Hauptes die Stufen zum Landungsplatz hinab und winkte einem Gondelführer. Während der sein Fahrzeug löste und zum Einsteigen umwandte, erhob sich eine Gestalt von den Stufen und trat zu Volkhard, der bis dahin sie nicht bemerkt hatte. Es war der Armenier.

„Ihr wollt eine Fahrt machen Meister Volkhard", sagte er. „Wenn Euch sonst nichts daran liegt mit Euren eigenen Gedanken allein zu sein, werdet Ihr nichts dagegen haben, wenn ich Euch begleite."

„So gebe ich lieber die Fahrt auf", erwiederte Volkhard verstimmt. „Habt Ihr mir etwas mitzutheilen, so kann es hier geschehen. Nach Unterhaltung steht mir aber jetzt grade nicht der Sinn."

„Und jetzt grade wäre Euch das Alleinsein gefährlich", fuhr der Fremde fort. „Wollt Ihr Euch das Bild der schönen Camilla, der ihr eben den Hochzeitsschmuck überreichtet, noch tiefer in's Herz hineindenken und träumen?" Volkhard erröthete bis in's Lockenhaar hinauf. „Was kümmert mich die Braut des albernen Marchese," rief er, „die jetzt eitel spielt mit dem Werk das ich schaffte mit ganzem Herzen und mit unermüdlichem Fleiß und die heute noch ein Kind und morgen die Gattin eines Gecken ist?"

„Sie ist kein Kind mehr", sagte der Armenier, „und spielt nicht mit dem Schmuck. Bernardo ist fort und einsam sitzt Camilla in diesem Augenblick in ihrem Zimmer mit Thränen in den Augen und hochklopfendem Herzen über Euer Werk gelehnt. Sie versucht es wieder und wieder aus dem kunstvoll gefügten Geschmeide die Deutung herauszulesen, die ihr mit dem Klang Eurer Stimme noch in der Seele nachtönt. Sie schaut das Werk an und gedenkt des Meisters."

„Woher könnt Ihr das wissen?" rief der junge Mann.

„Eine Stunde in dem düstern Fahrzeug auf der Einsamkeit des Wassers und Ihr hättet es selbst gewußt", war die Antwort. „Mit dem Bilde im Herzen und der Ueberzeugung in der Seele wäret Ihr am Ziel Eurer Fahrt hier angelandet und wäret noch schwerer in das eigene Haus getreten als jetzt. Nehmt immerhin meine Begleitung an, sie wird Euch besser frommen als die Einsamkeit, die Menschen in Eurer Stimmung gefährlich ist."

„Mensch“, rief Volkhard, „oder seid Ihr ein übermenschliches Wesen, das gespenstisch meine Lebenspfade kreuzt? Was treibt Euch, in meine Geschicke einzugreifen und mir Gedanken zu wecken, die mich straucheln machen auf dem mit aller Kraft des Mannes durch Noth und Mühsal gebahnten Pfade? Laßt mich los aus Eurer Gewalt!“

„Ich bin ein Mensch wie Ihr“, sagte ruhig der Armenier, „erfahrener nur und geprüfter. Der Knoten der unsere Lebensfäden verbindet, war geschürzt lange ehe Ihr in das Leben eintratet und Eure Hand ist zu schwach ihn zu zerreißen.“

Der Gondolier richtete einen fragenden Blick auf den jungen Meister und meldete, das Fahrzeug läge längst bereit. Volkhard stand zaudernd, der Armenier aber schritt ohne sich umzusehen in die Gondel und warf sich ruhig in die dunklen Polster, des Gefährden harrend, der noch immer mit dem Entschluß kämpfte. Aber der Reiz, endlich einer Lösung des Räthsels näher zu kommen, das seit Jahren auf seinem Leben lag, die Scheu eine Furcht vor dem unheimlichen Mann zu zeigen, trugen den Sieg davon. Mit schnellem Entschluß folgte er, warf sich dem Armenier gegenüber in die schwarzen Lederpolster und so glitten sie lautlos über das unbewegte Wasser. Sie schwiegen lange. Endlich ergriff der Armenier das Wort. „Seid Ihr nicht undankbar, Volkhard?“ sagte er. „Ihr wollt Euch mit Gewalt und grollend von Dem losmachen, was Ihr mein Eingreifen in Euer Schicksal nennt. Wer gab Euch einst in der fernen Stadt unerwarteten Wohlstand; wer rettete ihn Euch und zugleich Euer Leben, das Ihr fortwerfen wolltet; wer führte Euch dem Weibe zu, das Ihr liebtet; wem dankt Ihr jetzt Reichthum und Anerkennung?“

„Ich will aber nicht Euer noch irgend eines Menschen Schuldner sein!“ rief Volkhard. „Ihr brachtet die wunderbare Perlenschnur in mein Haus, die Quelle meines Reichthums. Nennt einen Preis, so hoch er sei, ich will ihn Euch bezahlen und solltet Ihr meinen ganzen Reichthum dafür verlangen.“

„Die Perlen sind bezahlt“, war die Antwort. „Euer Weib gab mir dafür ihre Thränen, die sie los sein wollte, die Ihr selbst mich batet von ihr zu nehmen, weil sie Euch das Leben vergifteten. Ich erfüllte Euren Wunsch, indem ich den Preis nahm für meine Perlen. So wurden sie Euer und zweimal lasse ich sie mir nicht bezahlen.“

„Das ist's!“ sagte Volkhard. „Meine Wünsche erfüllt Ihr, Wünsche, die das geängstete Herz in schwerer Stunde auspreßt, aber die Erfüllung kehrt Ihr zum Elend. Seit kein Lächeln mehr auf die Lippen, keine Thräne mehr in das Auge meines Weibes kommt, bin ich an ein Steinbild gekettet, das mir selbst das Herz zu kalten Stein verwandelt und uns wie Schemen durch das blühende, warme Leben wandeln läßt.“

„Ist das die Schuld der Erfüllung oder des Wunsches?“ warf der Armenier ein. „Und daß Euer Herz noch nicht zum Stein geworden ist, hätte Euch die jüngste Stunde lehren können, in der das junge Blut heiß genug aufwallte. Die schöne Camilla denkt an den schmucken Meister nicht wie an einen Schemen.“

„Kein Wort von ihr", unterbrach ihn Volkhard. „Ich habe meinem Weibe Treue geschworen und will sie halten und kämpfen wie ein Mann, daß ich es vermag. Durch mich ist sie elend geworden und durch Euch. Wenn meine Wünsche thöricht waren, was hieß sie Euch erfüllen, der Ihr Euch rühmt Wissen zu besitzen, das weiter reicht als anderer Menschen Erkenntniß?"

„Ich wollte Euch lehren", sagte der Armenier, „was es ist, was die Menschen Glück nennen, wonach sie jagen und ringen. Ihr habt es nun: Ein schönes Weib, das Euer Herz wählte und begehrte, Reichthum, Anerkennung; Schönheit, Jugend, Gesundheit, Arbeitslust und Arbeitskraft hattet Ihr schon. Seht um Euch — was wollt Ihr noch? Und Ihr seid doch elend, wie Ihr sagt. Da ist Euch also nicht zu helfen. Hört jenes Lied, das vom Lido zu uns herüber tönt. Ein Fischer singt's, in Lumpen gehüllt, ein armer Söldling; denn Nachen und Netze gehören einem Andern. Er weiß nicht vor welcher Thür ihm heute die Brodrinde zugeworfen wird, die seines Tages Nahrung werden soll, er weiß nicht, wo der Stein liegt, der seiner Nacht Ruhestätte wird. Matt vor Krankheit, häßlich, daß jedes Auge sich schnell von ihm wendet und der Widerwille das Mitleid im Keim erstickt, das für ihn aufgeht, schleicht er ungeliebt dem Tode entgegen. Und er singt doch fröhlich in das Sonnenlicht hinein und ist nicht elender als Ihr. Um wie viel brachte Euch nun weiter als ihn, was Ihr wünschtet und was Euch erfüllt ward?"

„Ich könnte ihn beneiden!" sagte Volkhard und zeigte nach dem Lido.

„Thor!" rief der Armenier, „wenn man Euch auf das unbedachte Wort hin tauschen ließe und man sie Euch gäbe die Lumpen und Schwielen, die Ihr beneidet?"

„Mann", sagte Volkhard, „löst mir endlich das Geheimniß Eures Wesens. Habt Ihr unnatürliche Macht auf Erden, sieht Euer Blick die Tage, die kommen sollen und lenkt Euer Wille die Geschicke, die sich gestalten?"

„Keiner hat Macht, als Einer allein", sagte feierlich der Armenier. „Keiner sieht die Tage der Zukunft als Er, der sie kommen läßt und der da war vor aller Tage Anfang. Keiner lenkt die Geschicke, als der sie wachsen ließ vom Urbeginn der Zeiten, denn Folge ist Alles und Wirkung und nichts kommt und ist, was nicht Glied wäre an der ununterbrochenen Kette, die ankert im Anfangsgrunde der Schöpfung. Nichts ist Willkür und Zufall. Urordnung zog die Fäden auf am Webstuhl der Welt, Gesetz läßt das Schifflein fliegen und Nothwendigkeit schlägt unablenkbar das Gewebe. Wenn Weisheit längst vergangener Geschlechter mir die Lösung vererbte dieses Räthsels, und mir zeigte, wie Urordnung, Gesetz und Nothwendigkeit in einander wirken, bin ich deshalb auch nur ein Mensch wie Alle. Weil ich viel lernte von dem, was war, weil ich hell sehe, was ist, so weiß ich doch nur von dem, was wird, das, was werden muß."

„Und leben wir also, willenlos, nur Geschicke, die unerbittlich von Anbeginn uns vorgezeichnet waren?" fragte Volkhard

„Eure Frage", fuhr der Armenier fort, „greift nach dem ewigen Geheimniß und legt den Finger forschend an den Pulsschlag der Schöpfung. Gesetz ist todt und unveränderlich und das Grundprincip der Schöpfung ist Leben, Wandelung und Werden. Der Urquell des Lebens aber ist Freiheit. So wandelt die Freiheit in den Schranken des Gesetzes, das Lebendige in den Grenzen des Todes. Das Gesetz können wir erkennen, aber die Freiheit ist Sein lebendiger Odem und unbegreiflich für den Menschengeist wie das, was hinausragt über Zeit und Erdenraum. Eins ist göttlich in uns — das Maß der Freiheit, das uns gegeben wurde, und wie wir es gebrauchen oder mißbrauchen, in Muthwillen oder Ueberlegung, in Weisheit oder Thorheit — so trägt es höchstes Glück und tiefstes Elend in sich. Ihr werft mir vor, Volkhard, daß ich eingreife in Euer Geschick, daß ich Eure Pfade kreuze. Ich weiß, was hinter Euch liegt, sehe, was ihr lebt, fürchte, wohin Ihr wandelt, aber wo ich eingriff that ich Euren Willen, und Lehre und Warnung sollte die Erfüllung sein, denn steuerlos treibt Ihr dahin in dem selbstgezimmerten Nachen Eures Geschickes."

„Und was bin ich Euch und weshalb wähltet Ihr grade mich zum Spielball Eurer grausamen Weisheit?" rief Volkhard.

Der Armenier schwieg eine Weile. „Vielleicht gebe ich Euch einst die Antwort auch auf diese Frage. Das ist mein Geschick und noch keinem Menschenohr habe ich es jemals vertraut", sagte er mit bebender Stimme. „Willkür ist es nicht noch Zufall. Mein Geschick baut sich auf Freude und Leid vergangener Geschlechter und ward die Staffel Eures eigenen, durch die geheimnißvolle Kette, deren jedes Glied Wirkung des Vergangenen, Ursache des Kommenden ist. Durch die Kette aber zieht ein lebendiger Hauch, und Glied an Glied erzittert in seinem Rauschen und was die Kette berührt, empfängt und bewahrt davon das ahnungsvolle Empfinden. Das ist das Leben des Leblosen, das ist die Wechselwirkung gemeinsam empfangenen Schicksalwesens; aber nur dem Wissenden wird das klar und ihr Andern fühlt es wol, aber Ihr versteht es nicht."

Volkhard lauschte wie im Fieber den Worten des wundersamen Gefährten. Jetzt erst wurde ihm klar wie er ihm, vom ersten Begegnen, unheimlich abstoßend und doch geheimnißvoll anziehend gewesen war; wie er sich widerstrebend der Macht beugte, die das leise Wort und der düstere Blick aus unbeweglichem Gesicht auf ihn übten; wie diese Empfindungen gewachsen waren und wie gespenstische Schatten fielen in alle seine Tage, ja, wie Alles was aus der Hand des Armeniers kam, eine oder die andere dieser Empfindungen in ihm weckte; wie er die hölzerne Puppe an jenem ersten Abend, den er mit Walpurgis in Venedig verlebte, mit Grauen fortgeschleudert hatte und wie dann wunderbar sein Herz hing an den Perlen, wie er sich nur mit aller Kraft des Entschlusses von ihnen trennte und das Schlößchen, das sie zusammenhielt, das er seitdem stets an einem Band auf der Brust trug, um's Leben nicht von sich gelassen hätte. Er erwiederte nichts und lehnte in Gedanken versunken in der Gondel.

Der Armenier sah ihn forschend an. Endlich brach er das Schwei-

gen. „Ihr versteht mich nicht ganz, junger Freund, und doch habe ich Euch nur den äußersten Saum gelüftet von dem Schleier des geheimnißvollen Waltens der Schöpfung, die unsere Geschicke mit fortreißt in dem Strom ihres Werdens und Wandelns. Ihr anderen Menschen seht nur die Folge, fühlt nur die Wirkung der Dinge, und Ursach und Ausgang bleiben Euch Räthsel. Jetzt denkt Ihr der Perlen, die zum Preis wurden für Eures Weibes Thränen. Ihr ahnet einen räthselvollen Zusammenhang mit Eurem Geschick, Ihr tragt den Schlüssel des Geheimnisses in einem Worte auf Eurer Brust, aber Ihr erschließt es nicht."

Volkhard fuhr auf. „Auf dem Schloß stand der Name meiner Mutter, wie ich ihn oft geschrieben sah von ihrer Hand in den Lettern ihrer Heimatssprache. Sagt mir nur das. In welcher Verbindung mit ihr, der Frühgeschiedenen, vielleicht mit ihrem Geschick, stehen diese Perlen?"

Der Armenier sah vor sich hin, und zaudernd, halb flüsternd, antwortete er: „Ja, durch die zarten Hände Eurer Mutter sind diese Perlen geglitten, um ihren jugendlichen Nacken schlang sich einst die Schnur und wogte in dem Herzschlag beseligender Empfindung. Ein Nachklang ihres selbst zerstörten Geschicks lebt noch in dem todten Glanz der Perlen. Ihr habt die Schnur zerrissen und in fremde Hand gegeben, aber die geheimnißvolle Verbindung von jener zu Euch konntet Ihr nicht zerreißen und wie Ihr Euch sträubt, sie kettet Euch an das schöne Weib, das jetzt die Perlen sein eigen nennt und Eure Sehnsucht wird bleiben, bis das Schloß die Schnur in Eurer Hand wieder vereinigt. Alles trägt Wohlthat und Verderben, Segen und Fluch zusammen in seinem Schooß. Auf uns kommt es an, wohin wir es wenden. Ihr grollt gegen Das, was ich Euch gab und Euer ist die Schuld an Dem, was es wurde."

Die Barke legte wieder an, Volkhard bezahlte den Schiffer und wollte an's Land steigen. Er sah den Gefährten fragend an, der sich nicht aus den Polstern erhoben hatte. „Wir sind zu Ende", sagte dieser. „Ich habe Euch mehr schon enthüllt als Ihr zu fassen vermögt und für heute sind meine Lippen stumm."

„Gebt mir das Lächeln meines Weibes zurück, gebt mir ihre Thränen wieder", rief fast verzweifelnd Volkhard.

„Schafft mir den Preis zurück", war die kalte und feste Antwort. „Nur für die Perlen Eurer Mutter sind die Thränen Eures Weibes feil."

Volkhard schreckte zurück vor dem unerschütterlichen Klang des herben Wortes. Die Bitte starb auf seiner Lippe, denn er fühlte, daß sie hier vergebens war.

„So sagt mir, wie ich die Perlen wieder gewinne", rief er.

Der Armenier schüttelte den Kopf. „Ich habe zu verschiedenen Zeiten erfüllt, was Ihr wünschtet und nur Vorwürfe geerntet. Schafft Euch selbst Euer Geschick; ich werde es beobachten, warnen vielleicht — eingreifen nicht wieder."

Der Gondolier war herangetreten, Volkhard, durch seine Gegenwart gehindert das Gespräch fortzusetzen, stieg an's Land, in der Erwartung, daß der Armenier ihm folgen würde. Der aber machte dem Gondolier

ein Zeichen mit der Hand, dahin glitt die Barke über das Wasser und der junge Meister blieb allein zurück. Lange noch sah er der Gondel nach, bis sie in dem Duft, der von den Lagunen aufstieg, seinen Blicken verschwand. Langsam und mit wunderbaren Eindrücken der letzten Stunden im Herzen ging er heim. Er fand Walpurgis in ihrem Zimmer, starr in einen Armsessel gesunken. Ihr Anblick erschreckte ihn, die Züge waren zwar unbeweglich, wie immer, aber bleicher als je. Sie wollte aufstehen, ihm begrüßend entgegen gehen, aber die Kräfte versagten ihr und sie zeigte nur stumm auf einen Brief, der vor ihr lag. Der Brief vom Oheim aus Nürnberg meldete den Tod von Walpurgis' Mutter. Volkhard konnte die Nachricht kaum fassen. In voller Rüstigkeit hatte er die noch nicht gealterte Frau verlassen; die Milde und Freundlichkeit, das schnelle Vertrauen, das sie ihm vom ersten Eintreten in ihr Haus bewiesen hatte, trat ihm lebendig vor die Erinnerung; er, der Heimatshaus und Elternliebe so früh aus seinem Leben verloren hatte, in der Häuslichkeit der würdigen Frau, die ihn wie einen Sohn behandelte, sich so wol und heimisch gefühlt, und nun sollte diese einzige Stätte der Liebe, die er im Leben gefunden hatte, für immer verloren sein. Die Thränen stürzten ihm aus den Augen und er weinte bitterlich. Dann trat er zu Walpurgis. Er wollte mit vollem Herzen ihren Schmerz theilen; es drängte ihn, ihr ein Wort der Theilnahme, des Trostes auszusprechen, aber er begegnete einem thränenlosen Blick und das warme Wort erstarrte auf seinen Lippen. Ruhig, verständig, aber kalt und unbewegt sprach sie von der vortrefflichen Frau, überlegte das Schicksal ihrer jungen Geschwister, deren sich der Oheim, wie er in seinem Brief versprach, freilich annehmen wollte, die aber doch nun Waisen waren, und drückte Volkhard dankend die Hand, als er den Vorschlag machte durch einen Geschäftsfreund sofort eine nicht unbedeutende Summe zur Erziehung der Kinder in die Heimat zu senden. Volkhard wollte das Herz brechen, wenn er der Kleinen gedachte, deren Geschick ihm das eigene so schmerzlich in die Erinnerung rief, aber zumeist wenn er auf sein schönes geliebtes Weib blickte, das unfähig dem Schmerz Ausdruck zu geben, in starrer Resignation dasaß. Mehr als einmal wollte er die Geliebte an's Herz ziehen, mit der ganzen Kraft seiner Liebe, mit der Trauer, die er aufrichtig theilte, ihre Kälte zu erwärmen, ihre Starrheit zu schmelzen suchen; aber immer wieder schnürte ihm der eisige Blick das Herz zusammen und dann traten wie gespenstische Träume das Bild Camilla's, die Perlen der Mutter vor seine Seele und stellten sich zwischen ihn und sein Weib, daß es ihn forttrieb an die Arbeit und er Walpurgis allein ließ mit ihren kummervollen Gedanken. Bitterer Groll wogte auf in ihrem Herzen. Verzweifelnd rang sie die Hände. Wie ein Scheintodter lag da in tiefster Brust ihr Schmerz, bewußt, klar, erschütternd, aber nicht zu erwecken zu äußeren Zeichen und er, der geliebte Mann, die einzige Stütze in dieser einsamen Oede, ließ sie allein ohne helfendes Wort, ohne einen Beweis seiner Liebe. Es kam ihr vor als müsse sie zusammenbrechen in dieser Qual und doch stand sie da, ruhig, aufrecht; fast mechanisch wie immer schaffte sie



Nach einem Bilde von C. E. Boettcher. *Gest. von Klitzsch & Rochlitzer.*

Die Toilette.



im Hause und als Volkhard dann zur Mahlzeit zurückkam, saßen sie sich gegenüber als sei nichts geschehen, nicht ihm noch ihr, und kein Wort seiner Erlebnisse, keine Erwähnung des Trauerbriefes kam über ihre Lippen. Gemeinsame Trauer bindet wunderbar die Herzen, einsamer Kummer reißt sie auseinander. Die beiden Menschen, die sich liebten, die nichts hatten als einer den andern auf der Welt wurden sich fremd in wenig Stunden, weil das Geschick ihnen die Wohlthat gemeinsamer Thränen geraubt hatte.

(Schluß folgt im nächsten Hefte.)

Die Toilette.

(Zu dem Bilde von Boettcher.)

Laß Andren Puder und Essenzen
Brillanten, Gold und Schleppenkleid,
Laß sie sich schmücken, laß sie glänzen
Mit tausend Künsten und — vergeh'n vor Neid.
Aus Deinem lauschigen Gemache
Blick' ihrem Treiben lächelnd zu —
Ja, wär' es unter einem Bauerndache:
Natur, Natur — wie königlich bist Du!
Dir schickt der junge Morgen sein Arom
Aus Wald und Wiese durch den offnen Laden;
Dir quillt der goldnen Sonne warmer Strom,
Darin sich Arme, Stirn und Nacken baden.
Dir fließt der Flechten blonde Last
Noch fessellos — wozu sie schmücken?
Wen mit dem Reichthum, den Du hast,
Wirst Du beschenken — wen wirst Du beglücken?
Wen — wen? . . . . lind küßt der Sommerwind
Den Busen Dir mit schmeichlerischem Kosen;
Und also stehst Du, rosig Kind,
Ein holdes Räthsel zwischen Deinen Rosen.

J. R.

Die unterirdischen Militärstationen von Paris.

Vom Verfasser der „Spiegelbilder der Erinnerung".

Manch' ein Sommergast in Paris mag schon beim Flaniren auf den Boulevards stehen geblieben sein, darüber nachdenkend, was jene runden gußeisernen Platten zu bedeuten haben, welche sich in kurzen Distanzen regelmäßig im Macadam eingefügt finden, und die manchmal ein Mann in uniformer Kleidung, ähnlich derjenigen unserer Feuerwehr, aufhebt, um durch eine schornsteinartige Röhre, offenbar an einer in derselben angebrachten eisernen Strickleiter, im Schooße der Erde zu verschwinden, nachdem er zuvor noch die Platte über sich wieder eingefügt hat. Wendet man sich an einen Pariser um Auskunft, so wird man etwa das Wort „les égouts" hören, und finden wir es in unserem Dictionnaire mit „die Cloaken" übersetzt, so gruselt uns vielleicht ein wenig, indem wir an V. Hugo's Roman „les misérables" denken. Der Pariser ist im Allgemeinen mehr an Das gewöhnt, was wir das „Grusliche nennen: er liebt die Nachtseiten des gesellschaftlichen Lebens, den Hohlspiegel seiner besonderen, französischen Romantik, den belletristischen Hautgoût. Die Katakomben, der Aquäduct der Dhuys, die verdeckten Canäle im Nordost, die Schatzkeller der Bank, die Grüfte des Pantheon und des Invalidendomes, bis zu den unterirdischen Gemüselagern in Bercy, und den von allen Fremden bewunderten, förmlich einem hübsch gepflasterten Städtchen gleichenden Weinkellern des Café Anglais, all' diese Souterrains sind ihm aus den Romanen, wenn nicht aus der Wirklichkeit bekannt, und wenn uns V. Hugo, wie gesagt, in die alten Cloaken von Paris introducirt hat, so muthete Aurelian Scholl uns letzlich sogar zu, leise mit ihm in die Cisternen der alten Brunnen hinab zu steigen, um in den geheimen Stollen der „Buttes Chaumont", das hundert Fuß in den Erdhügeln vergrabene Dorf der Diebe und flüchtigen Verbrecher kennen zu lernen.

Allein wenn der an solche Dinge gewöhnte Pariser das Wort „les égouts" ausspricht und damit an das unterirdische Paris erinnert wird, welches gerade so gut um- und neugebaut worden ist, wie sein überirdisches Paris (wenn auch nicht gerade von Haußmann): so verbindet sich für ihn mit dem allgemeinen Eindruck des Schauerlichen ein anderer Eindruck, der ihm sonst fremd zu sein pflegt.

Jedermann kennt aus der Geschichte die Art, wie die Pariser Revolutionen seit 1789 stets und so leicht in Scene gesetzt worden sind. Nachdem der Sauerteig der Unzufriedenheit in der Bevölkerung bis zum Explosionspunkt gearbeitet hatte, riß man das Straßenpflaster auf, baute Barrikaden aus ihm und den herabgeworfenen Möbeln, avancirte mit solchen Barrikaden von Straße zu Straße, bis zu den Tuilerien — wie am 20. Juni und 10. August 1792, am 20. Juli 1830 und am 24. Februar 1848 — und indem man den Palast des Staatschefs in Schach hielt, mit den anrückenden Soldaten nach blutiger und muthi-

ger Begrüßung zuletzt fraternisirte, — war Alles daran gelegen, daß die Chefs der Bewegung das Hôtel de Ville erreichten, besetzten, sich dort als neue provisorische Regierung constituirten und vom Balcon aus proclamirten, dem abgesetzten Souverain es ruhig überlassend, noch ferner trotzig in den Tuilerien zu bleiben, oder geheim rechtzeitig in einen Fiacre zu steigen. Gab es einmal eine provisorische Regierung im Hôtel de Ville -- dann gab es keine andere mehr in Frankreich.

Einer demnächstigen Revolution soll vorerst jedenfalls dieser Schauplatz und die Möglichkeit, Eines Schlages von ihm Besitz zu ergreifen, benommen sein; wenigstens glaubt man das für jetzt. Das Hôtel de Ville nämlich — bekanntlich auch als Bau völlig und innen prachtvoll restaurirt, zugleich aber auch fortificirt — wird im Rücken flankirt von der „Caserne Napoléon", die 2200 Mann faßt, die ganze Rue de Rivoli bestreicht und rechts der immensen „Caserne Prince Eugène", mit 3200 Mann, auf der Place du Château d'Eau die Hand reicht. Links communicirt sie mit der direct schon als Forteresse geltenden „Caserne Municipal", mit 2800 Mann, auf der Cité-Insel, und geradeaus endlich mit der „Caserne de Louvre", mit 1800 Mann. Diese Caserne befindet sich geradezu im Louvre selbst, zwischen der Bibliothek und den Museen, und macht es möglich, Louvre und Tuilerien sofort in eine Festung zu verwandeln, und in den Riesenhöfen eine ganze Armee in Bataillons aufzustellen.

Blicken wir, nach diesen Vorbemerkungen, hinüber nach der Seineinsel, der Cité, dieser Wiege von Paris, welche, als Keil zwischen dem Hôtel de Ville und dem Palais de Justice, gleichsam im Wasser schwimmt. Jeder Leser wird von dieser historischen Insel so viel wissen, daß auf ihr Notre Dame, das Hôtel de Dieu und der Palast des Erzbischofs stehen. Nun wohlan, diese Insel ist der Centralpunkt des ganzen strategischen wie fortificativen, hundertknotigen Netzes auf der Oberfläche des Pariser Terrains sowohl, als auch unterirdisch. Die riesige „Caserne Municipal" auf dieser Insel, mit ihren vier thurmartig massiven Ecken, ist die moderne Bastille, sobald es Noth thut; sie hält alle Zugänge zur Insel, sodann links das Quartier Latin und rechts das Seineufer bis an das Louvre in Schach. Dahin rettet sich, im äußersten Falle, die Dynastie mit all' ihren Stützen und Schätzen, Louvre und Tuilerien militairischen Zwecken überlassend. Von diesem Centrum aus ist die Verbindung fortgesetzt durch links weitere neue Casernen bis zum Dom der Invaliden, und der Ecole militaire; rechts durch neue Casernen bis an den Mont Valérien — dritte Eisenbahnstation von Paris, schon außer der Enceinte, doch ganz Paris beherrschend und bekanntlich der Dominationspunkt der ganzen Fortification. Dieser strategische Mittelpunkt hat Louis Philipp 5 Millionen gekostet und beherbergt 1500 Mann. Nun denke man sich zu all' diesen fortificativen Kettengliedern noch die riesigen freien Linien der inneren und besonders der äußeren Boulevards hinzu, die Geradheit und Breite aller Straßen, welche man in ihrer ganzen Länge artilleristisch bestreichen kann, und in

denen Barrikaden aus Pflastersteinen völlig unmöglich, da alle jene Straßen macadamisirt sind.

Man wird nun schon begreifen, daß diese jeder Verwandlung sofort fähigen Decorationen, Coulissen und Versatzstücke auf dieser immensen Bühne meisterlich berechnet sind, daß sie sich exact in ihren Angeln drehen, indem jedes Rädchen in diesem complicirten Mechanismus genau eingreift, und daß überdies die ganze Maschinerie still und schweigsam in Bewegung gesetzt werden kann, die stärksten und raschesten Wirkungen erzielend, ohne zu knarren und sich zu verrathen. Aber man wird noch mehr staunen, wenn ich den Leser nun mit den, so Wenigen durch eigene Anschauung bekannten Geheimnissen des Podiums dieser großen Bühne, mit deren Versenkungen und Gängen, mit einem Worte mit dem unterirdischen Paris bekannt mache.

Daß alle die 30 Casernen und die 16 detachirten Forts sammt dem Mont Valérien unter sich durch souterraine Telegraphen in Verbindung stehen, brauche ich nicht erst zu bemerken, das versteht sich von selbst.

Jedoch, was noch Wenige wissen, die „Caserne Municipal" auf der Cité-Insel steht durch einen Tunnel unter dem Seinebett mit der „Caserne Napoléon", welche das Hôtel de Ville flankirt, in solcher Communication, daß die Truppen sechs Mann hoch hindurchmarschiren können. Was ferner schon Einige wissen, davon auch weniger Hehl gemacht wird: von der „Caserne Napoléon" führt ein breiter unterirdischer Gang, unter dem Boden der langen Rue de Rivoli, geradezu in den Hof des Louvre, in dessen Caserne. All' das ist aber erst der Anfang des ganzen Systems und diese Souterrains sind allerdings Fremden nicht zugänglich, wahrscheinlich noch weniger Parisern, welche nicht zur Armee oder Regierung gehören.

Ganz Paris hat nämlich einen Doppelboden, den auf der Erdoberfläche, und achtzehn Fuß tiefer genau denselben, Straße für Straße, unterirdisch. Das sind die neuen Cloaken von Paris, höchst wesentlich verschieden von den alten, durch V. Hugo so drastisch geschilderten, welche zwar noch, und zwar in unmittelbarer Verbindung mit den neuen, existiren, und all' ihr Grauenhaftes behielten, hier aber nicht weiter in Sprache zu kommen haben; denn wir wollen kein Romancapitel schreiben, sondern von den strategischen Linien des unterirdischen Paris sprechen. Die neuen Cloaken kann Jedermann viermal des Jahres zu bestimmten Tagen besuchen; das heißt: wenn es ihm gelingt, sich hierzu eine Karte zu verschaffen, eine Aufgabe, die allerdings zu den allerschwierigsten gehört. Aber mir hat das Glück wohl gewollt, indem es mir gelang, eine solche Karte für zwei Personen zu erhalten, und so bitte ich denn den Leser, mir in dies neueste Labyrinth zu folgen, das einen unterirdischen Flächenraum von sechzig Lieues umfaßt.

Man erwartet uns bereits. Zwei Männer in hohen Stiefeln, mit militairischen Kaskets langen nach unserer Karte, öffnen dann die Thür und treten mit uns in eine mäßige Halle, hinter sich abschließend. Beim Gaslicht steigen wir etwa 18 Stufen einer nicht zu breiten Treppe hinab, und befinden uns sofort in einem endlosen hohen Gange, der

etwa acht Fuß breit sein mag, und sobald wir uns etwas an den Schein der Laternen und ein vages Tageszwielicht gewöhnt haben, bemerken wir, daß die Wände aus röthlichen Mühlsteinquadern sind. Wir befinden uns in den Egouts. In der Mitte läuft eine tiefe, doch kaum zwei Schuh breite Canalisation, darin das trübe Wasser, aber liquid und geruchlos, fließt; denn die Ventilation des ganzen Biberbaues ist eine meisterhafte, und alle Flüssigkeit durch Schwungmaschinen stets in abfließender Bewegung. Zu beiden Seiten dieses schmalen und tiefen Canals zieht sich ein Quadrat-Trottoir hin, höchstens je vier Fuß breit, und auf jeder dieser beiden Borden läuft ein Eisenbahnschienenstrang von zwei Rails. Ueber uns fällt in Distanzen von 20 zu 20 Schritt, durch sogenannte „Egards“ oder „Blicke“, runde Löcher, das Tageslicht dämmerhaft herein. Uns empfangen vier Männer in Uniform und vor ihnen in den Schienen steht ein kleiner Waggon für zwei Personen, an welchem vorn eine Laterne hängt, die den Schein blendend aber nicht weithin auf die Schienen wirft, während die vier Männer die Hände rückwärts an die Lehne des Waggons legen, in eigens dazu gemachte Handhaben. Es wird nichts gesprochen, und kaum sind wir eingestiegen, als unsere Läufer von rückwärts schieben und uns blitzschnell in den Schienen vorwärts rollen, im Trab laufend. Es geht so rasch, daß wir kaum bemerken, wie sich sofort jeglicher dieser „Egards“ hinter uns schließt, sobald wir darunter weg sind, wir also unter minutiösester Controle stehen. Nach und nach hat sich unser Auge an dies eigenthümliche Zwielicht gewöhnt, und wir sehen nun erst, daß Hunderte von anderen Gängen horizontal in unsern Hauptweg münden, in denen allen auch Schienen laufen und an deren Ecken auf blauen Lackschildern mit weißen Lettern die Namen der Straßen angegeben sind, welche an gleicher Stelle über uns auf der Oberfläche von Paris sich dahinziehen. Zugleich hören wir dumpf und fernher das Rollen der Wagen in den Straßen über uns, das aber übertäubt wird von dem monotonen, doch oft donnerartigen Geräusch in der immensen Welt der Cloaken, wo von allen Seiten unversehens sich Kaskaden ergießen, Maschinen der Triebkraft in lauter Bewegung sind, während wir rasch vorübergleiten an Gruppen arbeitender Vidangeurs, die sich momentan stumm zurück an die Mauer lehnen und uns schweigsam passiren lassen. An der Wand gegenüber läuft, der ganzen Länge nach, eine gußeiserne Röhre von mehr als einem Meter Durchmesser hin: die neue Wasserleitung. Spränge diese Röhre zufällig an irgend einer Stelle, so müßten wir Alle ertrinken. Und fort und fort geht es in rollender Eile, von Stollen zu Stollen, von Straße zu Straße, stets in einer Curve um die Ecken biegend, und gewarnt durch Trompetensignale, wenn andere Waggons uns entgegenrollen. Die Atmosphäre wird von Minute zu Minute eisig kälter, dann feuchter und feuchter; die vier Mann hinter uns ermüden nicht, uns laufend zu schieben, sie halten sogar nicht an, als sie mit den Füßen schon bis über die Knöchel im Wasser sind, und der Luftraum schaurig und verpestet, die Wände modrig und rinnend

sich erweisen. Hier beginnen die alten Cloaken. Schweigen wir davon, was wir hier gesehen, empfunden, erschaut; nur die Feder Dante's könnte diese nasse und haarsträubende Hölle schildern! Rasch zurück, wieder in's Bereich der modernen Egouts. Einmal passiren wir eine Stelle, die mit feuchtem, warmem Qualm erfüllt ist: wir befinden uns unterhalb eines stark frequentirten Dampfbades. Dann wieder plötzlich, welche milden seifigen Wohlgerüche? Ueber uns wird in einer Parfümeriefabrik gearbeitet. Nirgends eine Spur von Ratten. So durchfahren wir halb Paris unterirdisch. Endlich gelangen wir in eine ganz neue Serie gerader und gewundener Wege Wir entsteigen dem Waggon und nach einigen Schritten gelangen wir in einen weiten hohen Kuppelbau, an das Ufer einer breiten Canalisirung. Es ist der Hauptfluß oder wie man es nur französisch sagen kann: „le fleuve dêfinitif qui rallie tous ces courants, la suprême synthèse de toute la vie Parisienne — le grand Collecteur.“ Wir besteigen einen massiven viereckig länglichen Nachen und .... nein, auch das wollen wir verschweigen, was wir auf dieser Styxfahrt „sur le flux sordide“ erlebt und gesehen! Wir landen wieder und jetzt ist es Zeit, die Hauptsache zur Sprache zu bringen. Diese zahllosen schmalen Schienenwege rapid durchfahrend, waren wir schon wiederholt, breit ausmündend, in förmliche Coliseen gelangt, in enorme runde und hohe Kuppelbauten — freilich nicht entfernt so groß, wie der centrale Collecteur, aber mächtiger in der Weite — dies sind die unterirdischen Militairstationen zur geheimen Concentrirung — wenn es Noth thut — der Truppenmassen, correspondirend mit den oberen Anhaltspunkten der Befestigung von Paris!!

Und doch .... was vermag ein unberechneter Zufall nicht zum Hohne auch der genialsten Berechnungen?! Festungen sind — von Troja bis auf Gibraltar — sehr sicher für Den, der ausschließlich den Schlüssel zu ihnen in Händen hat, sich innerhalb derselben befindet und sich auf jeden Mann seiner Besatzung verlassen kann. Geht aber der Schlüssel durch List oder sonst eine Ursache in Anderer Hand über und ist der frühere Inhaber der Ausgeschlossene, dann kann er selbst von außen erproben, wie uneinnehmbar das von ihm geschaffene Werk ist. Haben das doch 1849 die Oesterreicher mit Komorn erfahren!

Mr. Kinglake war übrigens schon so dreist, diese Bemerkung dem grübelnden Kaiser direct in's Gesicht zu sagen. Er soll darauf in seiner phlegmatisch klaren und langsamen Sprachweise erwiedert haben: „Gewitter sind Naturereignisse, die weder unsere Gegner machen, noch wir gleich im Entstehen hemmen können; denn sie machen sich selbst, sobald eine gewisse Mischung von Stoffen sich angesammelt hat und zur elektrischen Entladung drängt. Ich kann den Blitz also nicht verbieten, noch auch seinem Entstehen vorbeugen; aber ich kann überall Blitzableiter aufsetzen lassen, und dadurch gar wohl verhüten, daß der Blitz gerade in mein Haus einschlage!“

Aus der Werkstatt eines Dichters.

Von **Adolf Strodtmann.**

Der soeben erschienene literarische Nachlaß Heinrich Heine's, aus welchem das letzte Heft des „Salon" einige charakteristische Proben brachte, weckt mit erneuter Lebendigkeit das Interesse für die Schöpfungen dieses seltenen Genius, welcher vielfach überschätzt, aber noch öfter in seinem eigenartigen Wesen auf's Ungerechteste verkannt worden ist. Der wirkliche Grund solcher Verkennung liegt tiefer, als es von den meisten seiner Beurtheiler empfunden wird. Er liegt in dem nicht genug zu beachtenden Umstand, daß Heine, überall von dem Wunsche beseelt, den modernen Ideen künstlerischen Ausdruck zu geben, zwar in seinen vorzüglichsten Productionen die angestrebte Harmonie zwischen Inhalt und Form erreichte, daß es ihm aber in eben so vielen Fällen nicht gelang, für die Gestaltung der neuen Ideale die entsprechenden neuen Kunstmittel zu finden, und daß er sich häufiger noch genöthigt sah, einen Theil der Idee den artistischen Ansprüchen der Form zu opfern. Dieser innere Kampf des neuen, erweiterten Gedankeninhalts mit der alten, geschlossenen Form wird durch das glänzende Spiel des Humors dem Auge des in die Geheimnisse der Kunst nicht Eingeweihten wol für den Moment verdeckt; in Wirklichkeit aber ist der Humor ein Nothbehelf, ein Surrogat, zu welchem der echte Dichter nur greifen wird, wenn die spröde Natur seines Stoffes ihn daran verzweifeln läßt, für die Gestaltung desselben den rein poetischen Ausdruck zu finden. Aus dieser Ursache erklärt es sich, daß Heine nach zwei ganz entgegengesetzten Seiten hin mißverstanden ward. Die enthusiastischen Vertreter des modernen Gedankens, die Vorkämpfer der neuen politischen, religiösen und gesellschaftlichen Ideale machten ihm den Vorwurf, daß er mit Dem, was ihnen das tiefste Herz bewege, ein blos artistisches Spiel treibe, wenn er ihren radicalen Tendenzen mit der natürlichen Scheu des Künstlers vor jeder farblosen Abstraction aus dem Wege ging, und die strengen Kunstkritiker der alten Schule konnten es ihm andererseits nicht verzeihen, daß sein Humor die herkömmlichen Kunstformen zersprengte, weil der junge Most sich eben durchaus nicht mehr in die alten Schläuche füllen ließ. Während Erstere beständig den Ernst seiner „Gesinnung" bemäkelten, gingen Letztere so weit, ihn einer rohen Vernachlässigung der künstlerischen Form zu bezichtigen, von „salopper Bänkelsängerei" seiner Lieder zu reden, oder in den majestätisch wogenden Rhythmen seiner Nordseebilder nur willkürlich in Verszeilen abgetheilte Prosa zu erblicken. Noch heut zu Tage ist vielfach die Ansicht verbreitet, als seien jene anmuthigen Lieder, deren Wohllaut sich mit so zauberischer Gewalt in Herz und Ohr schmeichelt, gleichsam nur tändelnden Spiels von der Sängerlippe geflossen, als habe es keines Aufwands von Mühe und

Arbeit bedurft, um ihnen jene vollendete Gestalt zu geben, in welcher sie uns erfreuen und entzücken. Schon der flüchtigste Blick auf die Manuscripte dieser Lieder belehrt uns des Gegentheils. Indem wir den Lesern des „Salon“ auf beiliegenden Blättern ein Facsimile der Handschrift des Dichters aus seinen verschiedenen Lebensperioden vorführen, haben wir Sorge getragen, in der Auswahl der Proben, so weit der Raum es gestattete, zugleich ein Bild der Sorgfalt und des Fleißes zu geben, mit welchen Heine an der künstlerischen Form seiner Lieder zu feilen gewohnt war.

Die erste Probe zeigt die genaue Nachbildung einer Widmung, welche Heine am 12. April 1826 in ein, seinem Hamburger Freund Friedrich Merckel geschenktes Exemplar seiner „Tragödien“ schrieb, das sich gegenwärtig in meinem Besitze befindet. Dies ist also die schöne, regelmäßige Reinschrift des Dichters der „Reisebilder“ und des „Buch der Lieder“ — eine wohlausgebildete Kaufmannshand, deren Buchstaben hier freilich, um den Raum des Octavblättchens in den einzelnen Verszeilen nicht zu überschreiten, kleiner als in den meisten übrigen Manuscripten aus dieser Periode sind.

Seit dem Anfang der dreißiger Jahre pflegte Heine seine Brouillons meistens mit flüchtigen und kritzlichen Buchstaben auf gelblichem Papier zu schreiben. Das auf dem zweiten Blatte mitgetheilte Gedicht: „In meiner Erinnerung erglühn“ stammt aus dem Januar des Jahres 1831 und gehört dem Cyclus „Neuer Frühling“ an. Außer den zahlreichen Varianten der zweiten Strophe, welche aus einem, dem Nachlaß des Dichters entnommenen Blatte hier zum ersten Mal veröffentlicht werden, änderte Heine bei dem spätern Abdruck des Liedes in den „Neuen Gedichten“ auch noch in der ersten Zeile das Wort „erglühn“ in „erblühn“.

Die dritte (auf der unteren Hälfte des ersten Blattes abgedruckte) Probe ist eine, gleichfalls im literarischen Nachlaß Heine's vorgefundene Zusatzstrophe zum „Atta Troll“, aus dem Jahre 1846, wo die Erblindung des Dichters schon merkliche Fortschritte gemacht hatte. Die früher so zierliche und feste Schrift wird, trotz der vergrößerten Buchstaben, sichtlich unreiner und gröber; die Haarstriche sind fast gänzlich verschwunden.

Seit dem Mai 1848 konnte Heine sein Krankenzimmer nicht mehr verlassen. Auf den Gebrauch der Tinte seit dem Herbst dieses Jahres gänzlich verzichtend, schrieb er nur noch, im Bett oder in den Kissen des Lehnstuhls zwischen Bett und Fenster sitzend, mit Bleistift auf große, milchweiße Blätter in Querfolio, die auf einer Mappe oder einer steifen Unterlage von Pappe befestigt waren, während er mit der Linken mühsam das halb geschlossene Augenlid emporzog, um die immer undeutlicher werdende Schrift zu lesen. Seine Briefe dictirte er fortan; nicht aber seine literarischen Arbeiten, die er, wie den „Romancero“ und die „Vermischten Schriften“, nur von seinem Secretair in's Reine schreiben ließ, wenn er das Manuscript zur Veröffentlichung an seinen Verleger sandte.

Ihr Abigen, sterbliche Wesen;
Also war das Liedchen klang
Das ich [illegible] solcher sang
Zu [illegible] Todten, feste Dinge.

Nun dies Liedchen [illegible] ich wieder
Als ich [illegible] dich zuerst erblickte
Und wie ein Blick [illegible]
wie Erinnerung

[illegible] Wahrheit [illegible] die herrlichst
schönen Wesen — [illegible]
[illegible] die brennend durchzuckend
Als ich dich zuerst erblickte.

2
Ein [illegible]
Wie [illegible]
Und [illegible]
Als ich [illegible]

Es wurde ihm, der den Ausdruck seiner Gedanken selbst in dem flüchtigsten Geschäftsbrief so sorgsam zu feilen pflegte, außerordentlich schwer, sich an das Dictiren zu gewöhnen. „Ich schrieb bisher immer Alles selbst", sagte er zu Adolf Stahr, als ihn dieser im October 1850 besuchte, „und ich glaube, daß es im Deutschen namentlich mit dem Dictiren von Prosa ein mißliches Ding ist. Der Schriftsteller hat nicht blos den Tonfall, sondern auch den architektonischen Bau seiner Perioden in Betracht zu ziehen. Unsere Sprache ist für das Auge mitberechnet; sie ist plastisch, und beim Reim entscheidet nicht nur der Klang, sondern auch die Schreibart. Sonderbar genug drückt sich der Unterschied, welcher darin zwischen dem Deutschen und dem Französischen herrscht, sogar in der wörtlichen Bezeichnung der Sache aus. Der Deutsche nennt sein Verständniß „Einsicht", der Franzose „entendement". Der Deutsche muß, nach meiner Meinung, sehen, plastisch vor sich haben, was er schafft. Verse, die man im Kopfe fertig macht, kann man noch eher dictiren, als Prosa; und ich könnte auch Das nicht, ich würde auch so noch Vieles ändern." In der That konnte Heine sich nie entschließen, auch nur das kürzeste Gedicht zu dictiren, wie beschwerlich ihm immer die Anstrengung des Schreibens fiel. Das Sonett, welches den Schluß der beigefügten Autographen bildet, datirt aus dem Frühling 1855, also aus dem letzten Lebensjahre des Dichters. Die nachträglichen Verbesserungen der zweiten Strophe, welche sich auf der Rückseite des Originalblattes befinden:

„Mein Sommer blüht, doch eingebracht
Hab' ich die Erndte schon in meine Scheuer —
Und jetzt muß ich verlassen, was so theuer,
So lieb und theuer mir die Welt gemacht."

sind unzweifelhaft das Ergebniß einer spätern Revision.

So sehen wir den Dichter, welchem nur Unverstand eine frivole Vernachlässigung der ästhetischen Form vorwerfen kann, noch inmitten der Folterqualen eines achtjährigen Sterbelagers unablässig bemüht, seinen Schöpfungen jenen höchsten Ausdruck künstlerischer Vollendung zu geben, welcher auch dem geweihtesten Liebling der Kamönen niemals ohne Fleiß und Arbeit in den Schooß fällt, wenn es auch das Zeichen des wahren Künstlers ist, daß die Spuren dieser Arbeit sich dem profanen Auge fast gänzlich entziehen.

Paul Heyse.

Von Julian Schmidt.

Seit die Photographie im Stande ist, die feinsten Nuancen eines Gesichts wiederzugeben, sieht man in den Schaufenstern unserer Kunstläden neben gefeierten Prinzessinnen und Tänzerinnen überall die Bilder unserer Poeten, und wer einen Dichter aus seinen Werken lieb gewonnen hat, kann nun erfahren, wie er aussieht, und dadurch gewissermaßen ein persönliches Verhältniß zu ihm anknüpfen. Wenn eine junge Dame diese Galerie durchmustert, so ist mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit anzunehmen, daß sie am längsten vor dem Bilde Paul Heyse's verweilen und durch diese Betrachtung sich getrieben sehen wird, in seinen Novellen nach den Erfahrungen seines Lebens zu suchen. Denn er „erscheint in so fragwürdiger Gestalt", seinem Gesicht ist so deutlich die Fähigkeit und die Neigung aufgeprägt, in dem Felde, auf welchem sich seine Novellen ausschließlich bewegen, Erfahrungen zu machen, daß man voraussetzen darf, in seinen Dichtungen keinen leeren Abstractionen und Schattenbildern zu begegnen. Das ewige Lied der Liebe ist seit den Zeiten der Patriarchen in unendlichen Weisen variirt, aber einem starken und gebildeten Gemüth ist es heute gegeben und wird es ewig gegeben sein, auch darin noch neue Töne zu finden. Mit der bloßen Liebe ist es freilich nicht gethan; leichte und starke Erregbarkeit, äußere und innere Conflicte genügen nicht mehr, unser Interesse in Anspruch zu nehmen: es kommt darauf an, daß im Gemüth noch sonst ein reicher Inhalt vorhanden ist, der durch die Liebe in Bewegung gesetzt und zu voller blühender Entfaltung erregt werden kann.

In dem „Feenkind", welches der „Salon" vor einigen Monaten brachte, spricht sich Paul Heyse zweifelhaft darüber aus, ob das gegenwärtige, durch Dampfmaschinen und Politik verwöhnte Geschlecht noch Andacht für zarte Geheimnisse des Herzens habe; es scheint, als ob ihm „wohlweise" selbst befreundete Kritiker den Einwurf gemacht haben, es ginge ihm der „Sinn für das wahrhaft Zeitgemäße" ab; auch der Roman sei verpflichtet, dem Fortschritt zu dienen und die sociale Frage zu lösen. — Guter Gott! Die heutigen Zeitungen machen uns förmlich todt mit den ewigen Verhandlungen über die Frage, ob das Rohproduct oder das Fabrikat besteuert werden, ob der Staat Mehrausgaben als Ueberschüsse in Rechnung bringen oder statt des alten Budget ein neues ausarbeiten soll: und wenn ein Dichter auf die unglückselige Idee käme, uns auch im Roman die Maischsteuer und die Oberrechenkammer aufzutischen, so würden wir ihm höflich die Thür weisen.

Freilich in einem Punkt muß der Dichter resigniren und sich in die veränderte Zeitstimmung schicken: die Periode des „Werther“ und des „Don Juan“ ist vorüber. Daß ein junger Mann aus Liebe sich erschießt, oder daß ein zu glücklicher Mann schließlich vom Teufel geholt wird, das sind Ereignisse, über die eine Nation nicht mehr in Aufregung gerathen wird. Es wird auch heute noch Menschen geben, die an unglücklicher Liebe zu Grunde gehen und deren ausschließliches Geschäft die Liebe ist: aber diese Männer stehen nicht mehr im Mittelpunkt der Culturbewegung, in dem Punkt, durch welchen der herrschende Strom des öffentlichen Denkens und Empfindens sich drängt, in welchem die stärksten geistigen Strudel aufbrausen. Was für einen Fanatismus und auf der anderen Seite was für einen Scandal erregte der „Werther“! So viel ich weiß, hat bei Paul Heyse weder das eine noch das andere stattgefunden, seine Dichtung liegt in einem schönen friedlichen Seitenthal, in dem man gern verweilt, um den lästigen Staub der Heerstraße von sich abzuschütteln, in dem man Aufregungen aber weder erwartet noch empfängt.

Wie seine Dichtung, so zeigt auch sein Leben eine vorwiegend heitere und glückliche Farbe. Er ist im Gegensatz zu vielen seiner Kunstgenossen von frühster Jugend durch ein günstiges Geschick getragen worden. In glücklichen Familienverhältnissen (er ist 15. März 1830 zu Berlin geboren) wuchs er auf, noch als halber Knabe fand er im Kugler'schen Kreise Gelegenheit, den bedeutendsten Männern nahe zu treten: ich erwähne nur Jakob Burckhardt, Adolf Menzel und Gottfried Keller. Sein Auge und Ohr wurde gleichmäßig geübt, in seinen sprachlichen und artistischen Studien brachte ihn das Glück sofort in eine gute Schule, so daß störende Irrthümer vermieden wurden. Seine Persönlichkeit wirkte anziehend, man hegte von seinem Talent die größten Erwartungen, und freundschaftliche Neigung fand diese bereits durch seine ersten Versuche erfüllt. So kam er im zweiundzwanzigsten Jahr nach Italien und konnte seine vorbereitete und wohlgestimmte Seele mit der Fülle von Anschauungen bereichern, welche der eigentliche Stoff seiner Dichtungen geblieben ist. Mai 1854 wurde er nach München berufen, in den Dichterkreis, dem er zum Theil schon früher befreundet war (er hatte mit Geibel das „italienische Liederbuch“ herausgegeben), und der für einen jungen Dichter die günstige Lage hatte, außerhalb der streitenden Parteien zu stehen. Es hat mich eben so gefreut, daß er in der Vorrede zu seinem Drama „Elisabeth Charlotte“ dem edlen, in seinen Bestrebungen durchaus verehrungswürdigen König Maximilian ein Denkmal gesetzt, als daß er mit raschem Entschluß den übeln Regungen und Anmuthungen des alt-bayrischen Geistes gegenüber seine Stellung geopfert hat.

Wie er im Leben den Charakter und das Glück hatte, das Widerwärtige stets vermeiden zu können, so flieht er auch in seinen Novellen geflissentlich das Unschöne. In der Vorrede zur „Wittwe von Pisa“ (1865) bekennt er, daß die Figuren in seinen Novellen Studien nach dem Leben sind: „aber“, fügt er hinzu, „ich habe nie eine Figur zeichnen

können, die nicht irgend etwas Liebenswürdiges gehabt hätte, vollends nie einen weiblichen Charakter, in den ich nicht bis zu irgend einem Grade verliebt gewesen wäre. Was mir schon im Leben gleichgültig war oder sogar widerwärtig, warum sollte ich mich in der Poesie damit befassen? Es giebt genug Andere, die es vorziehen, das Häßliche zu malen."

Er setzt hinzu, daß er mit besonderer Vorliebe italienische Modelle gewählt habe; es habe ihn die unverfälschte Naturkraft angezogen, die Abwesenheit der zahmen Pensionatserziehung, vor Allem aber die edle Race. In der That ist bei weitem die Mehrzahl seiner reizendsten Bilder dem italienischen Leben abgeschöpft. Ich nenne nur „La Rabbiata", „Am Tiberufer", „Das Mädchen von Treppi", „Erkenne dich selbst", „Die Einsamen", „Maria Francisca", „Annina", „Andrea Delfin", „Kleopatra", „Die Wittwe von Pisa", „Auferstanden" und „Beatrice"; im Grunde gehören die Meraner Novellen in dieselbe Kategorie.

Denn es ist nicht bloß die Noblesse der Haltung, die man bei den Italienern, auch der untersten Stände, nur selten vermißt, was ihn bei diesen Stoffen reizt, sondern auch der landschaftliche Hintergrund. Seine schönsten Erzählungen würden von ihrem Reiz doch viel verlieren, wenn der Vesuv und das tief blaue Meer oder die schön geschwungenen Apenninen nicht den Hintergrund bildeten; die Stimmung seiner Novellen fodert den Sonnenschein, der das helle Weinlaub vergoldet, sich durch die dunklen Pinien stiehlt; sie fordert nicht blos die anmuthige Farbe, sondern auch den Duft der Orangen. Seine Landschaften haben mich oft an Leopold Robert erinnert, wenn er auch mit leichterem Pinsel malt; er hat ein künstlerisch gebildetes Auge und eine sichere Hand, aber dies Auge ist wählerisch, und diese Hand würde sich weigern, Linien zu ziehen, die dem angeübten Schönheitsbegriff widersprechen. Es wäre von Interesse, unter den Berlinern, die sich in dieser Gattung hervorgethan, die Verschiedenheit des Naturgefühls zu charakterisiren. Dieses Mitleben mit der Natur, das auch das Unscheinbarste mit Leben und Seele erfüllt, das vom Geist der märkischen Kiefern durchschauert ihn zur Anschauung zu bringen weiß, ein Mitleben, wie es unter den neueren Dichtern hauptsächlich Wilibald Alexis und Hermann Grimm zeigen, hat Paul Heyse in geringerem Grad; er gehört mehr zur Schule Tieck's und Eichendorf's. Ihm zu gefallen, muß die Natur ihr Sonntagskleid anlegen, dann findet er Farbe und Stimmung, ihr vollkommen gerecht zu werden. Dieser Idealismus ist auch in seiner Sprache: sie ist durchweg von einer seltenen Noblesse, von einem starken Gefühl für den Wohlklang durchhaucht; man hat auch wo er Landleute und Tagelöhner schildert, stets das Gefühl, sich in gewählter Gesellschaft zu bewegen; sein Auge sucht und sieht immer nur Das, was ihm wohl thut.

Es liegt darin die Stärke, aber auch die Grenze seines Talents. Paul Heyse hat ganz recht, daß jede eigene Natur sich seine eigene Poesie wählen soll; er darf nur nicht verkennen, daß die Schönheit nicht in den engen Kreis eingeschlossen ist, den er ihr anweist. Die Rabbiata ist ein

schönes Geschöpf, aber Mamsell Westphalen und Onkel Bräsig sind auch schön, und Figuren dieser Art zu modelliren, liegt nicht blos außerhalb seiner Absichten, sondern, wie es scheint, auch außerhalb der Grenze seines Talents. Schon seine Sprache eignet sich wenig dazu. Wenn er seine Italienerinnen reden läßt, so können wir nichts dagegen einwenden, daß er ihre vielleicht oft rohe Ausdrucksweise in edles Deutsch überträgt; wo er aber einen deutschen Bauer oder Kleinbürger einführt, da wird uns die Wirklichkeit nicht lebendig: wir hören nicht sie selbst, sondern den Dichter, der ihnen freundliche Aufmerksamkeit schenkt. Mit einem Wort: Paul Heyse ist in seinen Novellen vorzugsweise oder ausschließlich Tourist. Es soll darin nicht der leiseste Tadel liegen, sondern nur eine Charakteristik. Jede Gattung hat ihre Berechtigung. Goethe's „italienische Reise" übt auf mich einen nicht mindern Zauber aus als „Hermann und Dorothea" und wenn Jeremias Gotthelf und Fritz Reuter den wärmsten Dank der Nation verdienen, uns einen Einblick in die Volksschicht zu gewähren, die dem gebildeten Europäer und dem Touristen am meisten unzugänglich war, und die jene Dichter aus eigenem Mitleben darstellen durften, so ist damit noch nicht gesagt, daß alle Poesie sich auf das Treiben mecklenburgischer Inspectoren oder Berner Käsefabrikanten einschränke; Paul Heyse verdient vielmehr eben so viel Dank, daß er uns einen sonnigeren Himmel ausmalt: das eine wie das andere ist dazu gemacht, den Schatz unseres geistigen Daseins zu vergrößern und die Freude an Gottes schöner Welt zu erhöhen. Es ist gut, warm zu werden in seiner Heimat, von dem Pulsschlag seiner Nachbarn und Landsgenossen mit ergriffen, ihres Bluts und ihrer Art zu sein; aber es hat auch seinen Werth, den Herrlichkeiten der Schöpfung in's Weite und Grenzenlose nachzugehen. Paul Heyse hat als poetischer Tourist die größten Verdienste, aber er bleibt auch Tourist, wo er sich das deutsche Bürgerthum ansieht, und zwar ein etwas verwöhnter Tourist.

Was man an Farbenreichthum der äußern Anschauung verdankt: für den Typus der Charaktere bringt jeder Dichter einige Modelle in der eigenen Seele mit. Auch für die Figuren des anderen Geschlechts. Wenn Paul Heyse sagt, er habe nie eine weibliche Natur schildern können, in die er nicht bis „zu einem gewissen Grad verliebt gewesen wäre", so können wir aus seinen Bildern einen Rückschluß auf die Ideale machen, die er erfüllt zu sehen und zu lieben wünschen mußte. Die gründlicher ausgeführten Typen sind nicht gerade in reichlicher Zahl vorhanden, es sind eigentlich nur zwei Grundformen, deren eine wir in „La Rabbiata", die andere im „Salamander" finden. Dort die verschlossene, trotzige, spröde und jungfräuliche Natur, die, wenn die Stunde kommt, den Trotz zu überwinden, in hellem und süßem Liebesfeuer auflodert, hier der unersättliche quälende Durst nach Liebesempfindungen, der doch nie gestillt wird, weil es im Innern der Seele dürr aussieht. An „La Rabbiata" — beiläufig eine der reizendsten kleinen Novellen, die ich in deutscher Sprache kenne — schließen sich eine ganze Reihe verwandter Figuren,

die im Grunde nur das Costüm gewechselt haben: so die Tyrolerin „auf der Alm“, die den wilden Schützen zu bändigen versteht, die junge Mutter in Straßburg, die sich lange gegen das treue Liebeswerben wehrt, dann aber mit eigenen starken Armen den Geliebten festhält, und so viele andere. Wichtiger aber für das Verständniß des Dichters sind die männlichen Typen, die er mit besonderer Vorliebe zeichnet.

Solche Typen enthalten z. B. die Novellen „Der Salamander“, „Der Kreisrichter“, „Helene Morton“, „Ein Grafenschloß“, „Erkenne Dich selbst“. Die reizendste unter ihnen ist ohne Zweifel der „Salamander“. Ein Liebesgeplauder zwischen zwei Herrschaften, die mitunter recht warm werden, im Ganzen aber keine zwingende Nothwendigkeit der Natur empfinden; ein Geplauder, das von Geist und Witz geradezu sprüht, in den schönsten Terzinen; beide Personen sehr liebenswürdig, sehr launenhaft und sehr interessant; eine Geschichte, die im Grunde gar nicht vorwärts rückt, denn die Situation bleibt im Wesentlichen die nämliche und wird nur hie und da durch einen Einfall unterbrochen, der eben so gut auch hätte unterbleiben können, und die den Leser doch im hohen Grade unterhält. Die Erzählung hat die Form eines Tagebuchs, das der Herr führt, und das eigentlich bestimmt ist, die Dame zu charakterisiren, das aber viel genauer Denjenigen charakterisirt, der das Tagebuch führt. Es ist wahr, die Dame bekennt zu wiederholten Malen, sie sei eine Sirene, ein Salamander, vielleicht auch ein Vampyr, sie sei keiner dauernden Liebe fähig; sie treibt einmal die Gemüthlichkeit so weit, auf die Rückseite des Briefes, den sie von dem Geliebten erhält, einen Waschzettel zu schreiben, und abgesehen von diesem Majestätsverbrechen gegen die Heiligkeit der Liebe, verführt sie mit ihrer Zofe allerhand frivole Plaudereien, von denen der Schreiber des Tagebuchs nur vergißt zu erzählen, wie er sie erfahren hat. Auf der anderen Seite berichtet der Held in einem Nachwort, daß er später echte Liebe und eine wahre Heimat gefunden, daß also an ihm die Schuld nicht gelegen habe, wenn jenes Verhältniß mit dem Salamander sich löste. Aber während der Erzählung wird man das nicht recht gewahr. Worte sind Worte, und wenn der Salamander seine Selbstanklagen stets mit der Versicherung begleitet, daß er nicht lügen könne, so ist damit auch noch nicht viel bewiesen: es kommt vor, daß man nie gründlicher sich selbst belügt, als wenn man am lebhaftesten von seiner Wahrheit durchdrungen ist. Worte sind Worte: was wir von den Handlungen des Salamanders sehen, spricht durchaus von warmer und lebhafter Hingebung, und wenn der Liebende aus der Erkenntniß ihrer Natur und namentlich ihrer Augen für die Zukunft üble Dinge fürchtet, so mußte es ihn, dem es an Kraft eben so wenig zu fehlen scheint als in dem Augenblick an Liebe, doch gerade reizen, diesen unbändigen Dämon zu zwingen. So viel wir aus dem Tagebuch ersehen, ist er Derjenige, der das Verhältniß willkürlich löst, und der einzig greifbare Vorfall ist eben jener Waschzettel. Die häufige Wiederkehr dieses Verhältnisses in Paul Heyse's Novellen, daß nämlich der Mann das Spiel zu früh aufgiebt und den Kampfplatz verläßt, verräth eine

Eigenthümlichkeit des dichterischen Schaffens, die nach meiner Meinung für seine dramatischen Leistungen entscheidend ist: daß es ihm nämlich schwer wird, sich bei Männern die absolute Gebundenheit, den kategorischen Imperativ des Gefühls und der Leidenschaft vorzustellen.

Im „Salamander" macht die Lösung des Verhältnisses, so ernsthaft die beiden Personen sich gelegentlich aussprechen, doch im Ganzen mehr einen heitern, fast komischen Eindruck. Einmal sind die Beiden an Kraft einander gewachsen, Jeder von ihnen im Stande, sich seiner Haut zu wehren; dann hat ihre ganze Lebensweise etwas Nomadenhaftes, das sich für häufiges Anknüpfen und Auflösen qualificirt. Das Verhältniß ist in ihrem beiderseitigen Leben eine Episode, die in späterer Zeit in wohlklingenden Terzinen mit Behagen genossen werden darf. Anders ist es, wo seßhafte und geordnete Zustände vorliegen, und die Pflicht nicht blos innerlich bindet. Am auffallendsten war mir „Helene Morton". Ein reicher tüchtiger Kaufmann, der seine junge Frau leidenschaftlich liebt, dem aber die Gabe der Unterhaltung abgeht und der über Byron und Heine wenig selbstständige Gedanken zu entwickeln weiß, glaubt wahrzunehmen, daß die Conversation eines Freundes seine Frau mehr befriedigt; sofort beschließt er im Gefühl seiner Inferiorität, sie frei zu geben, und reist heimlich ab. Es stellt sich nachher heraus, daß seine Wahrnehmung eine irrige war, vielmehr opfert sich Helene für ihn auf, und es bleibt ihm nichts übrig, als bis an seinen Tod ihren Verlust zu beweinen und sich nachträglich dadurch ihrer werth zu machen, daß er gründliche ästhetische Studien treibt und ihre Lieblingsschriftsteller zu verstehen trachtet — was ihm bei seinem vorgeschrittenen Alter einigermaßen schwer fallen muß. Daß er aber durch seine Flucht eine schwere Schuld auf sich geladen, daß der Mann nicht blos das Recht, sondern auch die Pflicht hat, für die Ordnung des Hauses zu sorgen, darüber bleibt er im Unklaren. Der Dichter soll nicht etwa deshalb getadelt werden, daß er dem Publicum falsche Maximen einprägt, sondern er scheint mir gegen die menschliche Wahrheit zu verstoßen: bei den Helden George Sand's, die in der schwülen Atmosphäre der französischen Demimonde aufwachsen, läßt man sich dergleichen hysterische Einfälle gefallen, aber deutsche Art ist es nicht; der deutsche Philister — um in Paul Heyse's Ausdrucksweise zu bleiben — empfindet nicht so. Dabei urtheilt der Dichter über die Motive seiner eignen Helden nicht ganz richtig: es ist die Scheu vor starkem und anhaltendem Eingreifen mehr als der Trieb der Selbstlosigkeit, sich für die Geliebte aufzuopfern, was diese Resignationsanläufe motivirt. Ganz ähnlich handelt der Kreisrichter, den zwar noch keine äußerlichen Pflichten binden, als er die Schauspielerin verläßt, blos weil ihm einfällt, daß sein unschönes Aeußere ihn hindern werde, die Geliebte glücklich zu machen; das muß man doch erst versuchen!

Die Leichtigkeit, mit der Paul Heyse seine Helden sich von der Pflicht des Gefühls und des äußern Bandes lösen läßt, hängt mit seiner Abneigung gegen das Tragische zusammen. Er zeigt in seinen Novellen eine entschieden conciliante Natur und überrascht den Leser, den er

zuerst in eine bange Stimmung versetzt, nicht selten durch einen versöhnenden Schluß. Er theilt diese Neigung mit Goethe, der aber doch, wenn das Problem es erheischte, den tragischen Ausgang nicht vermied. Wenn Paul Heyse das Schauerliche, Finstere und Entsetzliche ausmalt, so hat man die Empfindung, daß er seiner Natur Gewalt anthut, daß er gerade deshalb den Schauder häuft, weil er ihm nicht leicht von der Hand geht. Im Grund ist hier nur von einer Novelle die Rede, von der bereits der Titel „Der Kinder Sünde, der Väter Fluch" eine gewisse Anstrengung der Phantasie verräth. Erzählt ist auch diese Novelle vortrefflich, wie denn überhaupt mit wenig Ausnahmen, technisch betrachtet, alle diese Novellen die Meisterhand verrathen. Aber zwischen der grauenvollen Begebenheit und dem Leser scheint immer das echte Gesicht des Dichters zu stehen, das die Wirkung beeinträchtigt. Ein alter Herr, der allerdings bittere Schicksale erfahren hat, macht in dieser Novelle einen unbedeutenden jungen Mann darauf aufmerksam, wie der Friede und die Harmonie in der Natur auf einem trügerischen Schein beruht, wie in ihr Alles einander frißt, quält und martert, wie das Leben ein beständiger Krampf, ein beständiges Leiden ist. Die Bemerkung ist nicht neu, und hat, da sie eine relative Wahrheit enthält, schon mancher gewaltigen Dichtung einen finstern, unheimlichen Hintergrund gegeben. Aber bei Paul Heyse hat man immer den Nebengedanken, er meint es nicht ernsthaft! Einmal, in der „Kleopatra", läßt er sich mit Gespenstern ein, auch in diesem Versuch bewährt sich seine Technik, und doch glaubt man nicht daran, denn die glänzende, sonnige Landschaft, in welcher der Dichter uns heimisch macht, ist kein Tummelplatz für Larven.

In neuester Zeit hat Paul Heyse „moralische" Novellen geschrieben, das heißt solche, von denen er überzeugt ist, sie werden den Philistern keinen Anstoß geben; über seine früheren scheint manches Bedenken laut geworden zu sein. Die Frage der Anwendung moralischer Grundsätze, im Uebrigen ein heikles Thema, läßt sich in diesem Fall sehr leicht erledigen. Von allen Dichtungsarten hat keine mit der Moralität so wenig zu schaffen als die Novelle, die Novelle im Gegensatz zum Roman genommen. Alle Meister der Novelle, Boccacio, Cervantes, Goethe, unter den neueren erwähne ich Prosper Mérimée, betrachten die Novelle als Darstellung einer Begebenheit, die eben durch ihre ganz exceptionelle Farbe die Neugier des Lesers erregen soll; sie dient ihnen niemals zur Lösung eines Problems, nicht einmal zur gründlichen Würdigung eines Charakters, es kommt ihnen eben nur auf Zeichnung und Farbe an, und es ist ihnen zuweilen geradezu behaglich, den Leser in Verwunderung zurückzulassen. Wem würde es z. B. einfallen, bei einer Zigeunergeschichte wie Mérimée's „Carmen" den Maßstab allgemein gültiger Gesetze anzuwenden.

Anders, wenn der Novellist selbst die Aufmerksamkeit und das Urtheil des Lesers herausfordert. Unsere Zeit ist sehr zum Moralisiren geneigt, und um sich harmlos an Geschichten aus Tausend und einer Nacht zu ergötzen, muß man mit einer gewissen Kraftanstrengung abstra-

hiren. Und nicht blos das Publicum, die Philister und Kritiker moralisiren; am eifrigsten moralisiren die Poeten. So widerfährt es zuweilen auch Paul Heyse.

In einer seiner neuesten Novelle, „Beatrice", stellt er in der Einleitung den Satz auf, „daß jeder tragische Fall das Naturrecht der Ausnahme gegen das bürgerliche Recht der Regel verherrlichen müsse, daß demnach der Begriff einer tragischen Schuld auf das Verbrechen hinauslaufe, einen Dämon im Busen zu haben, der die Einzelnen über die engen Schranken der Eintagssitzung hinaus höbe, und ihn darin bestärke, mit nichts sich abzufinden, nichts zu dulden, nichts zu verehren, was dem innersten Gefühl widerstreite." Er setzt hinzu, daß „große und starke, mit einem Wort, heroische Seelen den Streit der Pflichten anders zu lösen pflegen, als der ängstliche, von kleinen Gewohnheiten eingeengte Mittelschlag der Philister. Geniale Naturen, die auf sich selbst beruhen, erweitern durch ihre Handlungen, indem sie das Maß ihrer innern Kraft und Größe als ein Beispiel vorleuchten lassen, eben so sehr die Grenzen des sittlichen Gebiets, wie geniale Künstler die Schranken ihrer hergebrachten Kunst durchbrechen und weiter hinaus rücken. Der Dichter wird sich das Recht nicht verkümmern lassen, sich der hohen Erscheinung zu erfreuen, für welche die üblichen Zollstöcke der Moral nicht passen wollen. Und wer das unsittlich schilt, was bei unseren traurig mangelhaften bürgerlichen Einrichtungen starken und freien Menschen als eine heilige Nothwehr übrig bleibt, für den ist Schönes nie geschaffen worden."

Diese Auffassung des Tugendbegriffes, der bekanntlich schon von den Gefühlsphilosophen und Romantikern des vorigen Jahrhunderts vielfach erörtert wurde, gebe ich in der Hauptsache zu, nur mit der Warnung, daß man moralische und logische Sätze nicht wie die mathematischen umkehren darf. Mathematische Sätze sind identisch, es ist einerlei, was rechts oder links steht, moralische sind es aber nicht.

Wenn man also mit Recht sagen darf: „Alles Große, was geschieht, entzieht sich der Analyse des bisher angenommenen Sittengesetzes und scheint gegen dasselbe zu verstoßen", so darf man diesen Satz nicht umkehren und sagen: „Alles, was gegen die bisher angenommene Sittlichkeit zu verstoßen scheint, ist groß." Der logische Irrthum kommt in „Beatrice" zur Evidenz.

Ein Freund des Dichters nämlich erkennt jene Grundsätze als richtig an, und verspricht, das Beispiel eines Wesens zu geben, das mit dem Recht eines freigeborenen Gemüths sich gegen die conventionelle Sitte auflehnte. Die Geschichte ist folgende.

Beatrice, die Tochter eines italienischen altersschwachen Generals, verlobt sich mit einem Deutschen. Die Verlobung wird nach einigem Sträuben, das hauptsächlich von einer bösen Stiefmutter ausgeht, von der Familie anerkannt, mit allen nöthigen Ceremonien gefeiert, und auch bereits die Hochzeit festgesetzt. Da wird der Geliebte durch dringende Familienverhältnisse in seine Heimat gerufen, und die Zeit seiner Abwesenheit benutzt die böse Stiefmutter, einen andern Bewerber einzufüh-

ren und, namentlich durch Anwendung religiöser Hebel, ihren schwachen Mann einzuschüchtern, so daß Beatrice ziemlich allein steht — es handelt sich beiläufig nur um wenige Wochen Abwesenheit.

Halten wir hier einen Augenblick an. Was sagt über diesen Fall die Moral des Philisters? — Der Philister ist eine historische Erscheinung, er hat zu verschiedenen Zeiten eine verschiedene Moral. Es gab Zeiten, wo er in diesem Fall das Votum abgegeben haben würde: wenn die Sache zu gefährlich ist, so laß sie fallen, und füge Dich dem Willen des Stärkeren. So würde er aber heute nicht sprechen, er würde vielmehr sagen: Du hast Dein Wort gegeben, dabei mußt Du bleiben; Du kannst gegen einen Mann, der Dir zuwider ist, keine Pflichten übernehmen, bleibe also bei Deinem Willen und warte ab, was die Starken Dir thun werden; sie können Dich höchstens todtschlagen. So lautet die heutige Philistermoral. Hören wir, wie das poetische Gemüth diese Moral corrigirt.

Die wohlgesinnte Dienerschaft sieht mit äußerstem Erstaunen, daß Beatrice sich fügt: gerade an dem Tage, da der echte Bräutigam ankommt, ist die Heirath mit dem falschen festgesetzt. Doch findet der erste noch Gelegenheit, vor dem Act mit Beatrice zu correspondiren. Aber auch das macht sie in ihrer Fügsamkeit nicht wankend, die Hochzeit wird gefeiert.

Nachts aber erscheint Beatrice bei ihrem Geliebten, der im Hause versteckt ist, und erklärt, sie habe mit ihrem scheinbaren Gatten jede nähere Verbindung abgeschnitten und wolle sich nun ihm, dem Geliebten, hingeben. Er möge in seinem Versteck bleiben, bei Tage wolle sie ihre Rolle spielen, Nachts bei ihm sein.

Der Philister, dem bei dieser Eröffnung das Buch aus den Händen fällt, möge sich beruhigen: der Geliebte selbst, freilich nachdem er ihren Willen gethan, findet die passende Antwort: „Was wir jetzt haben, ist schlimmer als Tod, ist ein Leben, das die Freiheit unserer Seelen und den Adel mordet und uns Beide früher oder später zu Grunde richten wird. Und wenn es glückte, was undenkbar ist, daß ich hier verborgen bliebe, Jahr für Jahr: in welchem Zustande schleppte ich meine Tage hin, müßig und öde, von allen Menschen außer Dir abgeschnitten, von meinen Lebenszielen verbannt, verzehrt von der Qual, in dieser Verschollenheit ein werthloses Dasein zu fristen!" — In der That hatte Beatrice an ihren Geliebten nicht anders gedacht als an einen Canarienvogel, den sie im Käfig halten, aber durch süßes Zuckerbrod erfrischen wollte. Sie ist verständig genug, die Sache einzusehen, und so beschließen sie denn die Flucht; die freilich viel besser vor der Hochzeit unternommen wäre. Denn abgesehen davon, daß ein falsches Gelübde, gelinde gesagt, für ein anständiges Herz unbequem ist, gerathen nun sämmtliche Betheiligte der Welt gegenüber in eine Lage, die nicht unschöner und lächerlicher gedacht werden kann. Daß Beatrice bei dem Fluchtversuch umkommt, macht glücklicherweise dieser Verlegenheit ein Ende.

Wo bleibt nun aber der Entschluß einer großen und freien Seele,

durch welchen die bestehende Moral geläutert und gebessert werden soll? Was Beatrice that, war der tolle Uebermuth eines Kindes, das von der Welt und ihren Gesetzen nichts kennt und mit ihnen spielen zu können meint, — der eben deshalb zu einem schlimmen Ausgang führt. Man sieht, der Tadel trifft ganz und gar nicht den Dichter, sondern nur den Moralisten. Die Geschichte ist wieder höchst lieblich erzählt, Beatrice's erste Erscheinung macht einen reizenden Eindruck, und dieser Reiz würde auch auf den wunderlichen Ausgang eingewirkt haben, wenn nicht der Dichter durch seine Einleitung die Sache in ein Licht hätte stellen wollen, das ihr nicht zukommt. Wer hieß ihr auch moralisiren?

Paul Heyse ist um so weniger dazu berufen, da er auch hier bei seiner conciliaten Natur, wenn er die Paradoxie recht fein zugespitzt hat, oft im entscheidenden Augenblick die Spitze abbricht. In der „Reise zum Glück" z. B. sieht es fast so aus, als ob es die Heldin als eine Schuld empfände, die schwer auf ihrem Leben laste, daß sie einem Liebenden Nachts die Thür nicht geöffnet: er ist auf dem Rückwege zufällig umgekommen und nun verfolgt sie sein Geist. Indeß wird schließlich das Gespenst gebannt, und so scheint auch die Sünde wenigstens nicht als eine Todsünde gebrandmarkt werden zu sollen.

Noch eine Bemerkung kann ich nicht unterdrücken. In früheren Zeiten lebte man der Ueberzeugung, für jedes männliche Individuum sei im ewigen Rathschluß Gottes ein weibliches prädestinirt, die Rechte, und das Lebensglück hänge davon ab, ob die für einander Bestimmten sich zur passenden Zeit fänden. Davon ist man nun zurückgekommen, seitdem man die Naturgesetze gründlicher studirt. Aber wenn es sich nach heutiger Doctrin so herauszustellen scheint, daß zur rechten Entwickelung der Liebe Vielfältigkeit der Gegenstände gehört, so schiebt man doch wohl der Regel die Ausnahme unter. Das normalste Verhältniß wird immer dasjenige bleiben, was die Philister der frühern Zeit als das einzig statthafte betrachtete, und die Art, wie z. B. in „Anfang und Ende" die Ehe improvisirt wird, hat zwar in dieser scherzhaften Erzählung etwas ungemein Anmuthiges, würde sich aber kaum als Regel empfehlen.

Sehr lehrreich würde eine Analyse der Dramen Paul Heyse's sein, in denen, so viel sich dagegen einwenden läßt, immer der echte Dichter spricht. Doch sehe ich, daß die Grenze des mir bestimmten Raums fast erreicht ist, und beschränke mich daher auf eine einzelne Bemerkung.

Das gelungenste seiner Dramen ist nach meinem Gefühl „Die Sabinerinnen". An Adel und Kraft der Sprache stellt es sich ebenbürtig neben die besten Leistungen unserer modernen Dichter, und wenigstens zwei Charaktere, Ankus und Tullia, sind wahrhaft poetisch empfunden. Aber vom Drama gilt nicht, was ich von der Novelle sagte: das sittliche Empfinden kommt hier stark und wesentlich in Betracht, und ein inneres Schwanken über den wahren Geist der Geschichte wirkt verderblich. Man kennt die allerliebste Art, wie der alte Livius die Begebenheit erzählt, halb gerührt und halb schelmisch. Bei ihm liegt zwischen dem Raub und der Entscheidungsschlacht ein Zeitraum von vielen Monaten, die

Römer haben wiederholt Gelegenheit gefunden, sich vor den Augen ihrer Gattinnen als tüchtige Bürger und Krieger zu bewähren, ein Stamm nach dem andern ist bereits annectirt, es findet ein echtes und würdiges Familienleben statt, und so ist denn die Intervention der Frauen, Väter und Gatten, die ihnen Beide werth sind, zu versöhnen, sehr begreiflich. Bei Paul Heyse aber liegt zwischen dieser Begebenheit und dem Raube nur eine Nacht, die natürlich dem Auge des Zuschauers, insofern sie die Umstimmung motivirt, verborgen bleibt. — Dadurch wird die Fabel in ein unnatürliches Licht gestellt. Ob eine solche plötzliche Umstimmung menschlich ist, mag dahin gestellt bleiben; römisch war sie jedenfalls nicht. Die römische Legende pries ihre Lucretia, ihre Virginia, und wenn ein moderner Dichter etwa die Geschichte der Erstern so behandeln wollte, daß sie sich erdolchte, weil ihr nach den Umarmungen des genialen Sextus der spießbürgerliche Collatinus unerträglich war, so würde dadurch nur ein innerer Widerspruch zwischen der Behandlung und dem ursprünglichen Geist, in dem die Sage gedacht war, herbeigeführt werden, ein Widerspruch, der auch künstlerisch den Todeskeim enthielte.

Ich wiederhole es, in jedem Drama Paul Heyse's findet sich vieles poetisch Schöne und auch Lehrreiche für den dramatischen Künstler. Im Allgemeinen aber scheint mir seine Tendenz auf's Drama eine falsche zu sein. Ich bin überhaupt der Ansicht, die ich freilich jeder factischen Widerlegung gegenüber gern zurücknehmen will, daß unsere Zeit nicht für die Tragödie gemacht ist. Wir Alle, mehr oder minder, sind mit Paul Heyse zum Vermitteln geneigt, das „Biegen oder Brechen" liegt ganz außer unserer Atmosphäre. Und wie trotz der gewichtigsten Einwendungen das allgemeine Gefühl sich gegen die Todesstrafe sträubt, so wird ihm auch in der Kunst das absolut Vermittelungsunfähige schwer begreiflich. Aus solcher Stimmung erwächst aber keine Tragödie — ich möchte hinzusetzen, auch keine echte Komödie, die ja auch von dem nicht zu vermittelnden Contrast ausgeht. Die rechte Dichtungsart unserer Vermittelungsperiode ist der Roman, und ich hoffe, daß sich Paul Heyse darin versuchen wird. Sein glänzendes Talent, zu erzählen, das Edle und Vornehme seiner Sprache, der Reiz seiner Portraits und Landschaften, das Alles würde sich in dem größern Felde nur noch reicher bewähren, und seine Neigung, psychologische und moralische Räthsel zu lösen, würde hier, wo es sich nicht mehr um eine leichte Skizze, sondern um ein ausführliches Gemälde handelt, durch die Nothwendigkeit des innern Zusammenhangs sich sowohl corrigiren als freier entfalten.

Die Katastrophe in der Straße Nicaise.

Erinnerungen eines alten Franzosen.

Von George Hiltl.

Ich war so glücklich gewesen bei dem Institut eine Anstellung in Aussicht erhalten zu haben und traf im November des Jahres 1800 in Paris ein. Ich wollte mich meinen künftigen Vorgesetzten präsentiren; weil aber in der Hauptstadt große Unruhe herrschte, verschob ich diesen feierlichen Act noch um einige Tage. Die Ursache dieser Aufregung war der von Topineau Lebrun, Arena und Cerachi unternommene Mordversuch gegen den ersten Consul, der in seiner Loge in der großen Oper erdolcht werden sollte. Die Stimmung in Paris, die Stellung der Leute zum ersten Consul war ganz seltsamer Art. Man schwankte zwischen allerlei Wünschen und Ansichten herum. Die Royalisten hätten Bonaparte gern beseitigt, um einen Bourbon auf den Thron zu setzen, sie wußten aber recht gut, daß dies ein gefährliches Spiel war, denn wenn Bonaparte fehlte, so konnten die alten Revolutionaire ganz leicht die Oberhand gewinnen, eine Aussicht, vor welcher alle Freunde der Lilien zitterten. Sie ließen sich daher von zwei Uebeln das kleinste gefallen, weil sie in ihrer Leichtgläubigkeit hofften, der erste Consul werde für Ludwig den Achtzehnten die Rolle eines Monk spielen. Was die republikanische Partei betrifft, so erblickte sie seit dem 18. Brumaire in Bonaparte nur den nackten Tyrannen, der jeden ehemaligen Anhänger der Freiheitsideen mit Feuer und Schwert vernichten wolle, um die Bourbonen zurückzurufen. Sie erblickte in allen Leuten, welche durch die gewinnende Persönlichkeit des ersten Consuls in sein Lager hinüber gegangen waren, Feinde der Republik, aber sie waren nicht zum Morde entschlossen und man sagte damals schon, daß der projectirte Mordanfall in der Opernloge von der Polizei Fouché's, wenn auch nicht ganz erfunden, so doch bedeutend vergrößert und wichtiger gemacht worden sei, als er in der That gewesen. Der erste Consul aber hatte diese Gelegenheit begierig ergriffen, da er sich von seinen Feinden im republikanischen Lager eben so gern befreien wollte, als von denjenigen, welche im royalistischen gegen ihn wühlten. Genug — der Vorfall in der Oper hatte allgemeine Sensation erregt und die Popularität des ersten Consuls bedeutend gesteigert, da alle Welt sich fragte: was wohl geschehen würde, wenn dieser bedeutende Mann nicht an der Spitze der Regierung stände. Die Revolution fürchtete die Royalisten und diese fürchteten die Republikaner. Unter solchen Verhältnissen war Paris nicht besonders einladend und nur die Aussicht auf eine gute Stellung konnte junge, thätige Männer in der

Hauptstadt zurückhalten. Ich hatte von meinen Angehörigen verschiedene Empfehlungen mitgenommen. Als die ersten Stunden der Erregung, welche ein so großartiger und neuer Schauplatz, wie Paris es ist, erzeugt, vorüber waren, begann ich, einsam in meiner Wohnung in der Straße Vieux Augustins sitzend, die Brieftasche zu durchblättern, in deren Falten die verschiedenen Empfehlungen in Billetform oder als Visitenkarten mit kurzen Bemerkungen darauf steckten. Ich fand da eine Weisung an Herrn Patel, Schlossermeister; an Herrn Carateau, ersten Huissier des Ministeriums der Finanzen; an Madame Melin, Putzmacherin und Eigenthümerin des ersten Magazins auf dem Quai Voltaire. Weiter nachsuchend fand ich ähnliche Recommandationen an Officianten, Fabrikanten, Wechsler und einer meiner Angehörigen hatte mich sogar in vorsorglicher Weise dem Lieferanten Le Coq empfohlen, der für das Hotel Dieu die Gemüse beschaffte. Alle diese Leute sagten mir nicht recht zu, sie waren gewiß sehr brave, rechtschaffene Personen, aber sie schienen mir alle höchst uninteressant, es lag schon in der Bezeichnung ihres Lebensberufes die Anweisung auf leidliche Langeweile und ich dachte mir, wie die meisten jungen Leute meines Alters zu denken pflegen, daß es immer noch Zeit genug sei in einigen Wochen etwa verschiedene der Empfehlungen abzugeben, um dagegen ein anständiges Diner mit trockener Unterhaltung garnirt, einzutauschen. Ich wollte meine Brieftasche soeben wieder zuklappen, als mir noch ein kleines Schreiben in die Hand fiel, dessen Besitz ich fast übersehen hätte, weil es zwischen die auf grobes Papier geschriebenen Briefe an Herrn Le Cocq und den Schlosser Patel geklemmt war. Ich betrachtete es, bevor ich es auseinander schlug, sehr aufmerksam und erkannte die zierliche Handschrift einer ältlichen Dame meiner Vaterstadt Rheims; besagte Dame hatte bei mir Pathenstelle vertreten und sich beeilt den vielen Empfehlungen für mich auch die ihrige hinzuzufügen. Der kleine, feine Brief war adressirt: „An die sehr edle Dame Blanche de Cicé in der Straße de la Corderie Nummero 19 wohnhaft.“ Ich öffnete nun den Brief und las: „Sehr werthes und hochgeschätztes, gnädiges Fräulein! Die Unterzeichnete, welche sich der besonderen Zuneigung Ihrer werthen Familie erfreute, als dieselbe noch in Bordeaux ansässig war, bittet Sie, den Ueberbringer dieses Schreibens, den jungen Jules Lemaître freundlich aufzunehmen, wenn er seine Aufwartung bei Ihnen machen wird. Seine Familie ist eine treffliche, er selbst ein sehr ordentlicher, fleißiger junger Mann, der Aussicht hat beim Institut angestellt zu werden. Ich habe Pathenstelle bei ihm vertreten und kann ihn wohl empfehlen. Was mich bewegt den jungen Mann Ihnen zu empfehlen? werden Sie fragen. Weil ich sehr lebhaft wünsche, daß mein Pathe einigermaßen noble und distinguirte Usancen lerne, die seit der unheilvollen Zeit der sogenannten Freiheit ganz aus der Welt verschwunden sind. Von den vielen Leiden, welche jene schrecklichen Tage über uns gebracht haben, ist es wahrlich nicht das Kleinste, daß alle jungen Leute die Manieren der Jakobiner angenommen haben, das heißt: sie wissen sich nicht in guter Gesellschaft zu bewegen. Gestatten Sie dem jungen Lemaître Ihr Haus bisweilen

besuchen zu dürfen. Es wird ihm vortheilhaft sein. Indem ich Fräulein Aimée grüße, bitte ich Gott Sie in seinen heiligen Schutz zu nehmen. Ihre treu ergebenste Augustine de Lapalaye geb. Riom. P. S. Heute ist der Tag des heiligen Severus; ich lasse, wie ehemals in Ihrem Hause zu Bordeaux geschah, einen Truthahn zu Ehren dieses Tages braten. Alte Gebräuche muß man hoch halten. Es lebe der König!"

Dieses originelle Empfehlungsschreiben der Frau Lapalaye machte auf mich einen besonders guten Eindruck. Es war etwas ganz Anderes als die gewöhnlichen Schreibereien und weit entfernt der würdigen Dame die Hinweise auf meine mangelhafte Tournüre übel zu nehmen, wußte ich es ihr vielmehr schon jetzt Dank, daß sie mich an die Cicé's empfohlen hatte, wo ich mich gesellschaftlich bilden sollte. Wer aber waren diese Damen? Meine Phantasie malte sich ein paar reizende Wesen aus — sie brauchten noch nicht besonders alt zu sein — Frau de Lapalaye konnte die Damen ja als kleine Mädchen auf ihrem Schooße gewiegt haben; ich bemühte mich vergeblich in meinem Gedächtnisse eine Spur aufzufinden, welche mich in der Erinnerung zu jenen Damen zurückgebracht hätte. Ich erinnerte mich nicht, jemals diesen Namen in meinem elterlichen Hause gehört zu haben. Von allen Briefen und Anweisungen schien mir dieser jedoch der interessanteste und die Adressatinnen die beachtenswerthesten; daß sie der royalistischen Partei angehörten lag auf der Hand, aber man machte damals schon keinen großen Unterschied mehr und die Anhänger der verschiedensten politischen Glaubensbekenntnisse verkehrten mit einander. Da ich geschäftlich noch nicht in Anspruch genommen war, beschloß ich am folgenden Tage den Damen meine Aufwartung zu machen, denn ich rechnete, nach dem Schreiben meiner Pathe zu urtheilen, auf einen günstigen Empfang. Um die Mittagsstunde staffirte ich mich daher auf's Beste heraus und trat meine Wanderung an. Von meiner Wohnung aus bis in die Straße Corderie war es ein ziemlich weiter Weg. Die Straße Corderie, im Marais gelegen, läuft zwischen den vielen kleinen Gäßchen hin, welche in der Nähe des Tempelthurmes liegen, der einst dem unglücklichen Könige Ludwig XVI. und seiner Familie zum Gefängniß angewiesen worden. Diese Gegend war sehr still und einsam. Ich bemerkte an den Fenstern der alten Häuser viele Leute, welche mir fast eben so bejahrt als die Wohnungen vorkamen; pensionirte Beamte der vergangnen Zeit, die ihr kleines Einkommen durch den Befehl des ersten Consuls wieder erlangt hatten, ältliche Damen, deren Existenzen durch die Revolution zerrüttet worden waren und die sich hier sehr bescheiden von den Trümmern eines ehemals bedeutenden Einkommens ernährten, und dergleichen Leute mehr. Das Haus Nummero 19 in der Straße Corderie war, seinem Baustyle nach, ein architektonischer Rest aus der Zeit Ludwig's XIII. Es hatte einen kleinen Vorbau, zu welchem man auf sechs Stufen hinanstieg. Nachdem ich die Klingel gezogen, mußte ich eine Zeit lang warten, dann erschien eine ältliche Magd und fragte nach meinem Begehr. Ich gab meinen Brief ab. Wieder eine Pause — wieder das Erscheinen der alten Magd, dann wurde mir der Bescheid: ich

möge nur hinaufkommen. Ueber eine alte Holztreppe, deren Geländer mit gedrehten Säulen und achteckigen Knäufen verziert war, gelangte ich auf einen Vorflur und von da aus in ein Vorzimmer. Hier blieb ich nach dem Wunsche der Magd, bis die Damen von Cicé mich empfangen würden. Das Zimmerchen war sehr einfach, aber äußerst sauber möblirt. An den Wänden hingen mehrere Abbildungen der Stadt Bordeaux. Endlich ward die Thür geöffnet und es erschienen auf der Schwelle die beiden Damen Cicé. Es mußten Beide dem Namen Cicé Angehörige sein, denn die Aehnlichkeit zwischen ihnen war unverkennbar, obwol eine der Damen blond, die andere brünett war. Sie standen nun freilich nicht mehr im jugendlichen Alter, aber sie konnten in der That für sehr hübsch gelten, auch zeigte ihre Haltung, die Feinheit und Grazie ihrer Bewegungen, daß sie den besten Kreisen der Gesellschaft angehörten. Ich sah sogleich ein, wie Frau de Lapalaye mich an Personen gewiesen hatte, welche einem jungen Manne sehr wol Tournüre beibringen konnten. „Sie bringen uns, mein Herr" begann die ältere der Damen, „ein Schreiben der würdigen Frau de Lapalaye und wir werden dem Wunsche der Briefstellerin nachkommen. Freilich sehe ich nicht recht ein, wie Sie sich in unserer stillen Häuslichkeit gefallen sollen." Ich hatte auf einen sehr artigen Wink der Dame, welche eben jenes Fräulein Blanche war, einen Sessel genommen und mich niedergelassen. „Gnädiges Fräulein", sagte ich, „es möge Ihnen das Bekenntniß, daß ich von vielen Empfehlungsschreiben gerade das an Sie gerichtete zuerst abgebe, den Beweis liefern, wie ich die Ehre Ihrer Bekanntschaft allen Uebrigen vorziehe." Dame Blanche neigte sich dankend, ihre Schwester Aimée lächelte wohlgefällig. „Sie treten in das Institut?" sagte Blanche aufmerksam. — „Es ist wenigstens Aussicht für mich vorhanden, dahin zu gelangen." — „Und welche Empfehlungen hatten Sie für diese Stelle?" — „Ein Wunsch, den mein Vater Herrn Carnot aussprach und der auch von Herrn Sieyès unterstützt wurde, hat mir den Weg gebahnt." — „Es sind Beide große Anhänger der Republik", sagte Aimée ein wenig schüchtern. — „Diese Zeiten sind wol vorüber, wo man nur auf eine entschieden republikanische Gesinnung bei Anstellungen Werth legte. Der erste Consul befördert Leute, ohne auf ihre ehemalige politische Gesinnung zu achten — wenn sie Talent besitzen." — „Sie haben Recht, der erste Consul ist ein ganzer Mann, möge ihn der Himmel schützen. Aber ganz ist es doch nicht so, wie Sie meinen. Es wird hier und da ein Unterschied gemacht, besonders seit dem elenden Mordversuche in der Oper. Herr Fouché ist emsig bemüht die Verschwörer unter den Royalisten zu suchen." — „Sie glauben?" — „Gewiß. Der erste Consul ist anderer Meinung. Er hat auch wol das Rechte getroffen, wenn er seine heimtückischen Feinde unter den ehemaligen Jacobinern sucht, aber da Herr Fouché sehr mächtig ist, weil man ihn braucht, sind viele Royalisten genöthigt sich fern — ja zuweilen verborgen zu halten, denn ein Verdacht reicht hin, sie vor den Untersuchungsrichter zu bringen." Da ich sah, wie diese Art von Unterhaltung den Damen peinlich wurde, brach ich sie ab und lenkte das Gespräch auf meine Heimat, meine Eltern

und Frau de Lapalaye. Im Laufe des Gespräches erfuhr ich denn, daß meine Pathe Erzieherin im Hause der Familie Cicé und zwar bei einer jüngsten und verstorbenen Schwester gewesen war und daß ich mich in keiner geringern Gesellschaft als in der der Schwestern des ehemaligen Erzbischofes von Bordeaux und späteren Ex-Justizministers Cicé befand. Die Damen mochten mir wol anmerken, daß diese Eröffnung mich, den Provinzbewohner, ein wenig verlegen gemacht hatte, sie rückten deshalb in der freundlichsten Weise mit einer Einladung zum Mittagessen hervor und Aimée sagte: „Da Sie doch kein absoluter Anhänger der Grundsätze des Herrn Robespierre sind, werden Sie wol bei guten Royalistinnen einen Löffel Suppe essen." Die ganze Unterredung, das liebenswürdige Wesen der Schwestern hatte mich so für sie eingenommen, daß ich dankend zusagte. „Nun denn", sagte Blanche, „in kurzer Zeit wird Alles bereit sein. Sie können einstweilen sich die Zeit mit Beschauung der vielen kleinen Souvenirs und Reliquien vertreiben, welche wir hier in diesem beschränkten Raum aus den Wogen der Schreckenszeit gerettet haben; sie ganz offen aufstellen, uns an ihnen erfreuen zu können, verdanken wir eben wieder dem ersten Consul. Nach einigen unbedeutenden Reden verließen sie mich, um Vorbereitungen für das Diner zu treffen, welches offenbar in Folge meines Besuches gewählter als sonst werden sollte. Ich blieb in dem kleinen, aber reizend decorirten Salon allein. Die Möbel zeigten die Eleganz, welche der besten Zeit Ludwig's XVI. eigen war, jene allerdings seltsame Mischung von Roccoco und Antike, die einige Jahre später noch auffallender hervortrat. Spiegel, deren Rahmen einen Kranz aus vergoldetem Laubwerk vorstellten, Sessel in weißlackirtem Holze, mit sehr steifen Beinen, deren obere und untere Enden kleine bronzene Götterbilder schmückten, Uhren in Form antiker Säulen, Wandleuchter mit Krystallbehängen, Hunderte von kleinen Nippesfiguren, Tischchen und Aehnliches. Besonders zogen mich die Portraits an, welche die Wände zierten. Der König Ludwig der Sechzehnte, Marie Antoinette, verschiedene Herren und Damen die wol zum Hofe des unglücklichen Herrschers gehört haben mochten, blickten von den Wänden herab. Ueber einem sehr reich gezierten Schreibtische hing das Portrait des Erzbischofes Cicé, ich erkannte es an der Aehnlichkeit mit den Schwestern. Dann betrachtete ich eine Reihe jener reizenden kleinen Miniaturen, an denen die Zeiten der letzten Hälfte des 18. Jahrhunderts so reich waren. Unter diesen Bildern gewahrte ich eines in Pastellfarben gemalt. Es stellte einen Mann in uniformartiger Kleidung vor. Das Gesicht zeugte von großer Energie. Eine dicke Nase, scharfgekniffene Lippen, kühn gewölbte Augenbrauen, trotzig blickende Augen, ein breiter starker Hals, auf dem der massig geformte Kopf saß, kurze, schwarze Haare bildeten ein Ganzes, dessen Eindruck auf den Beschauer kein angenehmer, aber doch achtunggebietender war. Die rechte Hand hielt den Griff eines Säbels umklammert, die linke war vorgestreckt und die Finger hatten sich zur Faust geballt. Ich betrachtete noch verschiedene andere Dinge aber immer wieder mußte ich dieses Bild in Augenschein nehmen. Unterdessen war es im

anstoßenden Zimmer lebhaft geworden. Ich hörte das Klirren von Messern, Löffeln und Gabeln gegen Porzellan, gleich darauf erschien Aimée. Sie fand mich noch in Betrachtung des Portraits begriffen und da ich mein Gesicht dem Bilde näherte schien sie leicht zu erschrecken. „Wen stellt dieses Bild vor?“ fragte ich unbefangen. — „Es ist eine Erinnerung an vergangene, schwere Zeiten“, sagte sie. „In der Vendée liegen Viele, die ihre Anhänglichkeit mit dem Leben bezahlten.“ Dann berührte sie leicht meinen Arm und begann mir die Namen der Herren und Damen zu nennen, die auf uns aus ihren Rahmen niederschauten, wobei sie zugleich verschiedene Anecdoten erzählte — es entging mir aber nicht, daß sie bemüht war, meine Blicke von dem Bilde abzulenken. Während wir noch in der lebhaftesten Unterhaltung über die alten Originale begriffen waren, erschien Dame Blanche und lud zu Tische. Wir traten in einen kleinen Speisesalon, der mit wasserblauseidnen Möbeln geschmückt war. An den Wänden hingen alte Gemälde von großer Schönheit, in der Mitte des Zimmers stand der gedeckte Tisch. Das schönste Porzellan, das schwerste Silberzeug war zierlich gestellt und ausgelegt. Die Damen Blanche und Aimée beteten, dann rührte Blanche eine Glocke, die alte Magd erschien und es begann das zwar einfache, aber trefflich bereitete Diner. Die lebhafteste Unterhaltung erhöhte den Genuß und gegen das Ende dieses heiteren Mahles ergriff Aimée ein gefülltes Glas, erhob es und sagte: „Herr Lemaitre, auf gutes Glück zu Ihrer Anstellung und auf das Wohl des ersten Consuls, den Gott schützen möge.“ Wir stießen an. In diesem Augenblicke wurde die Thür geöffnet, die Magd trat ein, mit ihr ein junges, etwa achtzehnjähriges Mädchen von außerordentlicher Schönheit, welche durch den einfachen Anzug nur noch mehr hervortrat. „Ah — sieh da — unsere kleine Jeanne“, rief Blanche sich schnell erhebend. Obwol ich meine Blicke nur auf das hübsche Mädchen gerichtet hatte, gewahrte ich doch, wie beide Damen der Kleinen einen Wink gaben, ich sah deutlich, daß Aimée den Zeigefinger auf die Lippen drückte und mit dieser Pantomime dem Mädchen, welches eben einige Worte sprechen wollte, Schweigen gebot. „Du kommst, um den Wein und das Essen für Deinen Vater zu holen“, sagte Aimée. „Gut — sehr gut, mein Kind. Wir haben heut' einen Gast aus Rheims, da ist der Tisch besser bestellt als sonst, Dein Vater soll Theil an dem kleinen Feste haben.“ — „Ach, meine Gnädige, Sie geben immer so vorzügliche Kost für uns, daß jeder Tag ein festlicher ist, an welchem ich von Ihnen mein Körbchen gefüllt erhalte“, sagte das Mädchen halb gerührt, halb schelmisch blickend. Blanche begann nun verschiedne Reste des Essens in die Menagentöpfe des Mädchens zu legen, sie fügte auch Brod und eine Flasche Wein hinzu. „Es ist die Tochter eines wackern armen Mannes“, sagte Aimée, „der bei dem traurigen dreizehnten Vendemiaire in seinem Hause durch eine Kugel so schwer in den Arm verwundet ward, daß er unfähig zu jeder schweren Arbeit ist. Wir versorgen noch so Einige mit Lebensmitteln.“ Ich hatte mich erhoben — die Sache schien mir nicht ganz richtig, ich sah verstohlen auf Blanche und das Mädchen und obwol ich scheinbar einer neuen

Anecdote über Mirabeau aus dem Munde Aimée's lauschte, gewahrte ich doch, wie das Mädchen Blanche einen Zettel in die Hand drückte — diese schien der Schwester eine Mittheilung machen zu wollen, denn sie blinzelte mit den Augen und ich wollte wiederum ihr das ermöglichen. „Ich will mir nur noch ein Mal das Portrait der Lamballe ansehen, wenn Sie erlauben", sagte ich. — „Mit Freuden, wir sehen es immer gern, wenn man dieser Märtyrin Theilnahme schenkt", sagte Aimée. Ich trat schnell in den ersten Salon. Sogleich hörte ich, obwol ich die Thür hinter mir zugezogen hatte, das Flüstern der drei Frauen; daß also Etwas Besonderes zwischen ihnen und dem Mädchen vorgehen mußte, darüber war ich nach allen Wahrnehmungen nicht mehr in Zweifel. Ich blieb wieder vor dem männlichen Portrait stehen und legte unwillkürlich meine Hand an den Rahmen desselben, um das Licht der Kerzen, welche während des Essens im Salon angezündet waren, besser auf dieses Bild wirken zu lassen. Als ich es von der Wand abhob, erblickte ich auf der Rückseite Schrift, schnell wendete ich es vollends um und las die Worte: „Zur Erinnerung an Georges Cadoudal"; ich ließ das Bild wieder zurückfallen — ich wußte nun, wer das Original war — die Damen Cicé, welche den ersten Consul so feierten, standen in irgend einer Beziehung zu dem Todfeinde Bonaparte's, zu dem Einzigen, der aus Hartnäckigkeit jede Annäherung oder Einigung verweigerte, der als der Anstifter und Nährer von Verschwörungen der Exaltirten in der Royalistenpartei galt. Ich weiß heute nicht mehr, woher mir der Gedanke kam, daß ich jenes junge Mädchen, welches noch immer mit den Schwestern flüsterte, in Beziehung zu Georges Cadoudal brachte, aber ich empfand, als künftiger Beamter des Instituts vielleicht, eine ganz absonderliche Unruhe seitdem ich wußte, daß jenes Portrait Georges Cadoudal vorstelle. Ich hatte jedoch keine Zeit weitere Betrachtungen anzustellen, denn schon war die Kleine zum Eßzimmer hinaus und die Schwestern traten in den Salon. Wir plauderten noch ein wenig, dann sagte ich: „Nehmen Sie, meine Damen, den innigsten Dank für Ihre Güte — es war der erste angenehme Tag, den ich in Paris verlebte." — „Wir hoffen Sie öfter hier zu sehen — bald Nachricht von Ihnen zu erhalten", entgegnete Blanche. — „Ich werde kommen", sagte ich. — „Gestatten Sie uns Ihnen eine Einladung zu schicken", fiel Aimée schnell ein; „es trifft sich zuweilen, daß wir Besuche hier und da machen ... „alte Freunde finden sich wieder in Paris ein — wir knüpfen manche Bekanntschaft an ..." — „Wie Sie befehlen; ich wohne dort", ich reichte ihnen eine kleine Notiz, welche meinen Namen nebst Wohnung enthielt. — „Sie werden auch als Mitglied des Institutes und Protégé des Herrn Carnot die Royalisten nicht vernachlässigen?" lachte Blanche. — „Gewiß nicht, Gnädige. Betrachten Sie mich, wenn ich bitten darf, als einen Ihnen Ergebenen. Diese Bilder — Sie sehen es — haben mich entzückt und wenn ich ein Anhänger Marat's wäre, würde dies nicht der Fall gewesen sein. Republikanern von echtem Schrot und Korn dürften Sie nicht diese Portraits zeigen", setzte ich ein wenig lauernd hinzu. — „O — wir wissen auch recht gut, wen wir in unser Haus treten lassen", sagte Aimée. „Wir

trauen trotz der geordneten Zustände doch nicht Jedem. Für Sie bürgt der Brief der Frau de Lapalaye.“ Sie hatte — es kam mir wenigstens so vor — bei diesen Worten Cadoudal's Bild angeblickt. Ich empfahl mich noch ein Mal, die Damen reichten mir die Hände und bald befand ich mich auf der Gasse.

Es war schon ziemlich dunkel, die Laternen warfen ihren durch den Novembernebel matt leuchtenden Schein auf das feuchte Straßenpflaster. Gedankenvoll zwar, aber doch zufrieden mit meinem ersten Besuche, schritt ich die Straße Corderie hinab. Als ich eben in die Templestraße biegen wollte, stieß ich fast gegen eine Gesellschaft, welche aus drei Männern und einem Frauenzimmer bestand und da gerade über uns eine Laterne am Eckhause angebracht war erkannte ich sogleich die Kleine wieder, die noch vor kurzer Zeit bei den Schwestern Cicé einen Besuch gemacht hatte. Sie dagegen erkannte den Gast der Damen nicht wieder, denn sie unterbrach ihr lebhaftes Gespräch keinen Augenblick, ich konnte deutlich hören, wie einer der Männer sagte: „Gut denn — ich muß heut noch ein Mal vorsprechen — trage den Korb zu den Benedictinerinnen. Es ist für heut Abend.“ Der Sprecher, ein hochgewachsener Mann, der mit einem dunklen Rocke, Halbstiefeln und rundem Hute bekleidet war, schien mir einen starken Knebelbart zu tragen. Seine Begleiter blieben ihm zur Seite und gingen mit ihm die Straße Corderie hinab, während Jeanne in entgegengesetzter Richtung mit ihrem Korbe davoneilte.

Meine Neugierde war erwacht; ich rief mir die kleinen Einzelheiten zurück, die ich heute beobachtet hatte — dieser Mann glich nicht einem armen, arbeitsunfähigen Menschen. Auf keinen Fall war er Derjenige, für welchen die Erfrischungen bestimmt gewesen, daß er aber mit dem „Vorsprechen“, einen Besuch bei den Cicé's meinte, schien mir gewiß. Ich wartete einige Minuten, dann wendete ich wieder um und trat in die Straße Corderie zurück. Mich in dem Schatten der Häuser haltend kam ich bald in die Nähe des Hauses der Cicé's. Hier sah ich die drei Männer wieder, sie standen vor der Hausthür. Der Hochgewachsene zog die Glocke, seine Begleiter entfernten sich schnell, die Thür ward geöffnet, ich sah, wie die alte Magd erschien, den Fremden in das Haus führte und die Pforte wieder schloß. Ich hatte Gewißheit erhalten; der Besuch des Mannes galt den Schwestern. Eilig trat ich den Rückweg an; als ich wieder um die Ecke biegen wollte, sah ich zwei Leute von dem Temple herkommen, sie streiften dicht bei mir vorüber, wendeten sich dann nach mir um, Einer kam zurück und trat an meine Seite. „Bürger“, sagte er artig, „Beantworten Sie mir eine Frage. Sie kommen soeben aus der Straße Corderie, sahen Sie dort drei Männer und ein Mädchen?“ Ich war betroffen und bejahte daher ohne zu überlegen die Frage. Der Mann ging zurück, sein Begleiter kam näher, „Wo blieben jene Leute?“ sagte dieser in einem kurzen, fast befehlshaberischen Tone. Jetzt war ich schon mehr gesammelt. „Sie gingen schnell die Straße Corderie hinab“, sagte ich, „und verschwanden dort — ganz unten.“ — „Sie waren es“, flüsterte der Erste. — „Ich danke Ihnen“, sagte der Andere und damit entfernten sich Beide.

Daß diese beiden Männer Jeanne und deren Begleiter verfolgt hatten, konnte ich mir leicht sagen; aber ich war nicht im Stande einen Entschluß zu fassen. Sollte ich umkehren? den Schwestern dieses kleine Erlebniß mittheilen? Ich platzte dann vielleicht in ein Geheimniß hinein, welches sie sorgfältig hüten mußten. Vielleicht auch war das Ganze sehr harmlos — aber die beiden Verfolger hatten sich zugeflüstert: „Sie waren es" — die Kleine trug den Korb auf Geheiß des Hochgewachsenen zu den Benedictinerinnen. Wer waren diese? Nonnen; aber es gab zu jener Zeit keine Klöster, die frommen Schwestern waren ausgewiesen, ihre Orden aufgehoben — verboten. Jene Benedictinerinnen mußten also im Verborgenen leben. Ich befand mich inmitten einer Menge kleinerer oder größerer Räthsel und begann bereits das Schreiben der Frau de Lapalaye als verhängnißvoll zu betrachten. Da ich jedoch nichts weiter unternehmen konnte, eilte ich so schnell wie möglich in meine Wohnung.

Hier fand ich meine Wirthin, welche mir ein Schreiben mit dem Siegel der Republik einhändigte. Ich erbrach es und las: „Der Bürger Lemaître wird hiermit zu Morgen früh um 10 Uhr auf das Büreau des Instituts beschieden. Gez. Dermouville." Ich durfte annehmen, daß dieser Bescheid meiner künftigen Anstellung galt und diese Aussicht drängte für den Moment alle heutigen Erlebnisse in den Hintergrund. Am folgenden Tage machte ich mich daher auf und ging, mit meinen Schulzeugnissen versehen, in den Louvre, der zu jener Zeit das Bureau des Instituts war und wo die Mitglieder ihre Sitzungen hielten. Ich wurde, nachdem ich mich Dermouville vorgestellt, zu Herrn Carnot geführt, der mich sehr freundlich empfing und mir eine Anstellung als Secretair im Büreau der Abtheilung für Physik und Mathematik zusagte, doch könne meine Anstellung erst im Januar stattfinden, weil der erste Consul eine Veränderung im Dienstpersonal des Institutes beabsichtige. Mit der Zusage Carnot's, die mir schriftlich ausgefertigt wurde, war meine Hoffnung erfüllt und ich konnte nun mit Ehren Herrn Carateau die Aufwartung machen. Ich lief im Louvre umher, weil ich bei den Beamten die Stunde erfragen wollte, in welcher der Huissier am Besten zu sprechen sei — als ich eine gewisse Bewegung unter den vielen Leuten bemerkte, die sich in der kleinen Galerie vor den Büreaus befanden. Nicht lange nachher sah ich einige Männer die Treppe herauf kommen, denen Alles Platz machte. Ich stand gerade an einem der großen Fenster. Der mir zunächstgehende Mann heftete, als er bei mir voüber kam, einen durchdringenden Blick auf mich, hielt sogar, ehe er weiter schritt, etwas im Gehen inne, auch ich hatte ihn wieder erkannt, obwol meine Begegnung mit ihm nur sehr kurze Zeit gedauert hatte — es war eben Derselbe, welcher mich an dem vergangenen Abende in der Templestraße befragte, „wo die drei Männer und das Mädchen geblieben seien" und der sich für meine Antwort bedankt hatte. Als dieser Mann nun hinter der nächsten Thür verschwunden war, fragte ich einen der Anwesenden. „Wer war jener Herr?" — „Kennen Sie ihn nicht? Es ist der Polizeiminister Fouché," lautete die Antwort. Mein Staunen machte jetzt der Besorgniß Platz, denn der gefürchtete Name

war damals schon in Jedermanns Munde. Es ward mir klar, daß die drei Männer und Jeanne von der Polizei verfolgt oder doch beobachtet wurden, ja — sie mußten sogar wichtige Persönlichkeiten sein, da Fouché selbst ihre Spuren ablauerte und diese Leute, oder doch Einer von ihnen, verkehrten mit den Damen Cicé.

Ich beschloß, nähere Erkundigungen einzuziehen, machte meinen Besuch bei Herrn Carateau, fand dort sehr liebenswürdige Aufnahme, wurde zum Diner bei ihm behalten und blieb wieder bis zum Dunkelwerden dort. Als ich die Wohnung des Huissiers verließ, der in der Straße Calandre wohnte, nahm ich den Rückweg durch die Straße Boucherie und befand mich nach wenigen Schritten vor einem großen Laden, der ein Schild mit der Inschrift „Gabriel Le Cocq, Lieferant" trug Es war sicher derselbe Mann, an welchen ich Empfehlungen in der Tasche trug und ich beschloß, auch ihm einen flüchtigen Besuch zu machen, mindestens mich zu erkundigen, ob ich zu gelegner Zeit meine Aufwartung machen dürfe. Herr Le Cocq war zufällig im Laden. Er empfing mich freundlich und ich sah sogleich, daß ich einen Geschäftsmann von echtem Schrot und Korn vor mir hatte. Herr Le Cocq zeigte mir seine großen Waarenlager, seine Droguen und Vorräthe aller Art. Er erzählte dabei, wie er als armer Commis nach Paris gekommen sei und wie er die Proviantirungen der republianischen Armee übernommen. Das war für mich ziemlich langweilig und ich suchte Gelegenheit mich empfehlen zu können, aber Le Cocq war nicht los zu werden. „Nein, mein junger Freund und Landsmann", sagte er: „Sie müssen noch unserer Vaterstadt berichten, wie mein Magazin beschaffen ist — Alles müssen Sie sehen — Heda Ihr dort", rief er einigen Leuten zu, die im Magazin arbeiteten. „Nicolas, Du sollst diesen jungen Bürger in die Keller, in die Faßbinderei führen — er will unser Geschäft kennen lernen — Gehen Sie mit Nicolas — Sie werden sehen, wie ich arbeiten lasse. Sie werden sehen, wie die Gemüse und Droguen im Großen und Kleinen in Fässer geschlagen und verpackt werden."

Ich konnte nicht ablehnen, ging also mit Nicolas, der das Aussehen eines Küfers hatte, in den großen Hof, von da in eine mächtige Remise. Hier waren einige Dutzend Leute beschäftigt Droguen, getrocknete Früchte und Gemüse in Fässer zu schlagen, dicht daneben war eine Faßbinderei, wo viele Böttchergesellen arbeiteten. „Diese Fässer gehen nach Afrika und Amerika", sagte Nicolas stolz. „Alle Welt in Paris kauft die Fässer von uns, große und kleine — wie Sie dort deren sehen." Er wies auf die Menge von Fässern, welche an den Wänden lagerten. „Ah, mein Herr", sagte er plötzlich, „Sie wollen wol Ihre Bestellung besichtigen — dort hinten ist einer der Arbeiter damit beschäftigt." Diese Worte waren an einen Mann gerichtet, der sich in der Werkstatt befand und der, wie noch einige andere Besteller, zwischen den Arbeitern umherging. Ich blieb neugierig und erstaunt dicht neben diesem Manne stehen, denn ich täuschte mich nicht. Es war der Hochgewachsene, den ich in Gesellschaft Jeanne's und zweier Be-

gleiter am letzten Abend in der Straße Corderie gesehen hatte, der in das Haus der Cicé's ging, den Fouché verfolgte. Er trug den runden Hut, hatte einen Bart und denselben Anzug, mit dem er bei seiner Wanderung gestern Abend bekleidet gewesen. Ich empfand einige Besorgniß bei dem Gedanken, daß ich nicht aus dem Bereiche einer jedenfalls räthselhaften und dunklen Verkettung kommen sollte, denn die betreffenden Personen tauchten fortwährend vor mir auf. Indessen überwog meine Neugier doch die Besorgniß, ich vermochte vielleicht hier der Enthüllung näher zu kommen. Der Fremde ging mit Nicolas in den Hintergrund der Werkstatt, wo sie Beide vor der Arbeitsbank eines Gesellen stehen blieben. Ich sah, wie der Fremde ein ziemlich großes Faß aufmerksam betrachtete, die Dauben befühlte, die eisernen Reifen prüfte und zuweilen mit der Hand in das Spundloch fuhr. Nach einiger Zeit empfahl er sich und verließ schnell die Werkstatt. „Kennen Sie den Herrn?“ fragte ich Nicolas, als dieser wieder zu mir trat. — „So gut wie gar nicht. Es ist, so viel ich weiß, ein Weinhändler aus Bordeaux, der schon einige Male Fässer bei uns bestellt hat und sich Milly nennt. Dieses Faß dort unten ist nach seiner Zeichnung gefertigt, er hat die Idee, moussirende Weine darin verschließen zu wollen und es soll eine besondere Vorrichtung am Spundloche angebracht werden.“ Ich mußte mich mit dieser Erklärung begnügen, ging wieder in den Laden zurück, wo ich Herrn Le Cocq nicht mehr fand. Da es schon spät ward heute, ließ ich einen Gruß für ihn und schlug den Heimweg ein.

Die Erlebnisse der letzten Stunden beschäftigten mich unablässig; ich sagte mir, daß die Damen Cicé in einer gefährlichen Verbindung steckten, die ich freilich nicht zu enträthseln vermochte. Wußten sie um die gefährliche Lage des Fremden? Waren sie Theilnehmerinnen irgend eines Unternehmens, welches das Licht zu scheuen hatte? — Ich mußte der Sache auf den Grund zu kommen suchen und dazu schien mir am Besten die Fortsetzung der Bekanntschaft mit den Damen Cicé geeignet; wenn ich aber hinter irgend Etwas kommen wollte, so mußte ich ohne vorherige Anzeige in das Haus der Straße Corderie gelangen, denn hatten die Damen einen Grund, ihre Verbindung mit dem Fremden zu verbergen, so trafen sie gewiß Vorkehrungen, mir jeden Einblick unmöglich zu machen. Ich wartete noch einige Tage, dann ging ich zur Mittagszeit keck in die Straße Corderie, ich hatte mir selbst diese Aufdringlichkeit dadurch verziehen, daß ich mir Hoffnung machte, die Damen Cicé möglicher Weise vor gefährlichen Personen warnen oder schützen zu können.

Als sich die Thür des Hauses öffnete, erschien die Magd, deren Wesen mir verstört vorkam, sie machte einige Redensarten, aber ich that als höre ich dieselben gar nicht, sondern stieg die Treppe hinauf. In der offnen Thür des Wohnzimmers traf ich auf Aimée, deren sichtliche Verlegenheit ich dadurch zu beschwichtigen suchte, daß ich mit großem Eifer hastig die Nachricht von meiner erfolgten Anstellung mittheilte. Aimée beglückwünschte mich in zerstreuten Worten — sie blickte sich einige Male um und fuhr erschrocken auf, als Blanche aus dem nächsten

Zimmer trat — es war nun unmöglich, ihre Gegenwart zu leugnen und ich sah, wie die Schwestern sich Zwang anthaten, mich zu bewillkommnen, ich hatte mir aber vorgenommen, nicht zu weichen, ohne etwas näher gerückt zu sein — und blieb im Zimmer. Meine Blicke suchten irgend einen Anhaltpunct, ich bemühte mich nicht vergebens, denn ich sah auf einem Stuhle des Vorzimmers einen Männerhut liegen — ich kannte diesen mit dreifarbigem Bande eingefaßten Hut sogleich wieder — der Fremde hatte ihn getragen — der Träger war also hier im Hause. „Ah, verzeihen Sie", sagte ich schnell gefaßt, „Sie haben Besuch — ich will nicht länger stören, es war unrecht von mir, Sie überrascht zu haben." Die Schwestern wechselten einige Blicke, dann sagte Blanche: „O durchaus nicht — Sie stören nicht, Herr Lemaître. Wollen Sie an unserm Diner theilnehmen?" Ich war begierig zu erfahren, wie die Anwesenheit des Fremden mir verborgen werden sollte, oder ob ich mit ihm zusammentreffen würde. Ich willigte deshalb ein. „Herr Lemaître", sagte jetzt Blanche mit ernster, fast feierlicher Stimme; „Sie sind jung, sind gefühlvoll. Eine bewährte Freundin unseres Hauses hat Sie uns empfohlen und wir sehen sie als Freund an. Sie würden mit einer Art von Verdacht fortgehen, dieser Hut da giebt Ihnen den Beweis, daß ein Gast in unserem Hause weilt. Wir könnten leicht einen Vorwand finden; denn weshalb sollten wir nicht einen Mann bei uns sehen, der gerade ebenso gut als Sie selbst unser einfaches Mahl theilen kann — einen Verwandten, einen Freund? Aber ich will offen sein, Sie sollen sehen, daß wir dem Pathen der Frau de Lapalaye unser Vertrauen schenken, auch könnten Sie mit unserem Gaste zufällig in der Stadt zusammentreffen — wir müssen Ihnen also ein Geheimniß anvertrauen. Der Mann, den Sie heut' bei uns finden werden, ist ein royalistischer Flüchtling. Er gehörte zu den Kämpfern Georges Cadoudal's und diese gerade sind es, welche die Spione Fouché's suchen. Der Herr von Briffeuil — so ist der Name unseres Emigranten — hält sich in Paris auf und verborgen, weil seine Papiere noch nicht in Ordnung sind und weil die Zurücknahme des Verbannungsdecretes gegen ihn durch den Consul von seinen Freunden betrieben wird. Würde Fouché seiner habhaft, so sähe der Briffeuil einer langen Untersuchung entgegen. Wir erwarten, daß der Consul Gnade üben werde." Ich bedankte mich in herzlichen Worten für das Zutrauen, welches mir bewiesen wurde, obwol ich nicht rechten Glauben daran hatte. Entweder spielte der Fremde — wenn es derselbe war, mit dem ich nun schon bereits ein Mal zusammengetroffen — eine zweideutige Rolle, oder die Damen Cicé suchten mich dennoch zu täuschen; denn unmöglich konnte ein Mann, der Ursache hatte sich vor Fouché zu verbergen, in der offenen und besuchten Werkstätte Le Cocq's verkehren, Weinfässer bestellen und dieses Alles ohne seine Gestalt im Geringsten zu verändern. Einige Minuten nach der Eröffnung, welche Blanche mir gemacht, war ich im Klaren. Der Fremde stand mir gegenüber, es war der Mann, den Fouché belauerte, der Besteller des Weinfasses bei Le Cocq, der hier als Herr

von Briffeuil — bei Le Cocq als Weinhändler Milly figurirte. Der Herr von Briffeuil fuhr bei meinem Anblick zurück — er mußte mich wiedererkennen und ich sah ihm an, daß er unsere kurze Begegnung bei Le Cocq fürchtete, da er förmlich das Gesicht veränderte. Die Cicés nahmen dies für Verlegenheit, weil der Emigrant einem Fremden gegenüberstand und beeilten sich ihm mitzutheilen, daß man mir vollkommen trauen könne, daß ich bereits um Briffeuil's Lage wisse und daß ich gar keinen Grund habe, einem braven Mann seine Begnadigung durch einen Verrath an Fouché zu erschweren. Briffeuil wurde nun zutraulicher, aber obwol ich sein Gesicht schön, seine Manieren gefällig nennen mußte, entging mir doch nicht der unstäte, lauernde und scheue Blick seiner stechenden Augen. Er blinzelte mich fortwährend verstohlen an, da ich aber unbefangen blieb, mochte er wol bald die Gewißheit haben, er sei von mir nicht gekannt oder auch gar nicht einmal betrachtet worden. Er begann nun viel von seinen Kämpfen in der Vendée zu erzählen; diese Geschichten waren recht unterhaltend und ich trennte mich ungern von dem seltsamen Menschen, der mich anzog und wieder abstieß. Wol drei bis vier Mal überlegte ich, ob ich den Damen nicht mein Zusammentreffen bei Le Cocq mittheilen sollte — aber die Augen Briffeuil's hatten zuweilen so drohenden Ausdruck, daß ich in der That seinen Zorn fürchtete, wenn meine Enthüllung ihm nicht genehm war. Ich beschränkte mich darauf, beim Fortgehen Aimée zu sagen: „Ich bitte Sie, mir gnädigst auf Ihr Wort zu sagen: ob der Herr von Briffeuil nicht noch unter anderm Namen in Paris auftritt. Es wäre doch gut das zu wissen, wenn ich mit ihm zusammenträfe.“ — „Ich gebe Ihnen mein Wort, daß wir ihn nur unter seinem wahren Familiennamen kennen, auch wissen wir bestimmt, daß er nur mit uns und Denjenigen direct verkehrt, bei welchen er Obdach gefunden hat und dies ist auch durch unser Fürwort geschehen. Mit seinen Freunden correspondirt er nur.“ Ich durfte dem Worte der braven Damen wol trauen — der Fremdling oder Emigrant belog also seine Schützerinnen. „Und wer ist die kleine Jeanne?“ fragte ich weiter. — „Es ist eine junge Schwester des Herrn von Briffeuil, die mit ihm flüchtete.“ Damit war meine Untersuchung vorläufig zu Ende. In den nächsten Tagen begann ich die Sehenswürdigkeiten von Paris zu genießen, machte noch einige Besuche, erhielt wieder Einladungen der Cicé's, traf ein Paar Mal mit Briffeuil zusammen und begann endlich der Vermuthung Raum zu geben, daß ich mich vollständig getäuscht und die Dinge zu schwarz gesehen habe. Zu dieser Umstimmung hatte jedoch, wie ich offen gestehen will, besonders die reizende Jeanne beigetragen; diese Schwester Briffeuil's traf ich mehrere Male bei den Cicé's und nachdem ich mich so recht heiter und angelegentlich mit ihr unterhalten hatte, sagte ich mir bald genug, daß ich auf dem besten Wege sei, mich zu verlieben. Jeanne war aber auch ein ganz reizendes Wesen, ihre kindliche Unbefangenheit, ihr liebenswürdiger Humor wurden nur zuweilen gebannt durch einen strengen Blick des Bruders und trotz aller Selbstbeschwichtigung meinerseits konnte ich mir nicht verhehlen, daß ein Geheimniß absonderlicher Art

die beiden Geschwister bedrücken müsse. So war es mir höchst auffällig, daß Jeanne mir nie erlaubte sie weiter als bis zur Straße Croissant zu begleiten, wenn ich sie ohne den Bruder nach Hause führte; ich sah sie dann in die Straße Montmartre hinab und durch die Barriere in die Vorstadt gehen — sie mußten also dort wohnen. Da ich in der That das schöne Mädchen liebte, hielt ich es für eine Indiscretion und verwerfliche Neugier ihren Schritten nachzuspüren. Ich blieb deshalb zurück ohne ihr zu folgen.

Wir befanden uns bereits in der ersten Hälfte des Decembers, das Wetter war sehr gelind und die Spaziergänger belebten alle Plätze und Promenaden von Paris. Ich hatte während meines Aufenthaltes verschiedene Bekanntschaften mit jungen Leuten gemacht und da ich laut meines Anstellungsdecretes erst mit dem nächsten Jahre in Dienst des Instituts treten sollte, hatte ich Zeit genug das zu thun, was man heut' zu Tage „Flaniren" nennt. Bei dieser Beschäftigung war die Person des ersten Consuls immer der Hauptgegenstand unserer Betrachtungen. Man konnte dieses interessante Gesicht auch nicht oft genug anschauen. Die Gestalt Bonaparte's war schon eine historische geworden und wir prägten uns seine Gesichtszüge, seine Figur so tief in das Gedächtniß, daß wir ihn fast ebenso gut hätten portraitiren können, als dies noch in demselben Jahre durch den Maler Balbe geschah. Wenn wir um die Mittagszeit flanirten, blieb unsere ganze Gesellschaft am Carrouselplatze stehen, bis der Wagen mit dem ersten Consul aus den Tuilerien kam, dann gingen wir hinter dem Wagen her, der gewöhnlich durch die enge Straße Nicaise fuhr und hier langsamer fahren mußte, weil diese Passage verschiedene Krümmungen zeigte. Wir konnten dann an der Ecke der Straße Honoré den Consul noch ein Mal und recht in der Nähe sehen, ihn auch grüßen, was er immer mit einem höchst interessanten Lächeln erwiederte.

Dieser häufige Aufenthalt an den bezeichneten Stellen ließ mich auch verschiedene Personen kennen, das heißt, ich fand Müßiggänger genug, deren Gesichter mir durch das häufige Zusammentreffen bekannt wurden, und so hatte ich denn schon einige Male zwei Personen bemerkt, die mir durch ihre Bewegungen und Standpunkte, welche sie einnahmen, noch auffälliger waren als durch ihre Gestalten. Einer dieser Männer stellte sich gewöhnlich in der Nähe des Carrouselplatzes auf, der Zweite stand an der Ecke der Straße Nicaise. Sobald der Wagen des ersten Consuls aus dem Portale fuhr, gab der Erste dem Zweiten ein Zeichen, dieser lief dann die Straße Nicaise hinab und stellte sich jedesmal an einem bestimmten Orte auf. Dieses Manöver wiederholten die beiden Männer einige Male, wobei sie stets denselben Schritt innehielten. Ich würde auch darauf nicht weiter geachtet haben — denn man sah und sieht auf den Straßen von Paris wunderliche Dinge genug — wenn ich nicht zu meiner Verwunderung eines Tages die beiden Männer nach zurückgelegtem Laufe in eifrigem Gespräche mit Brisseuil an der letzten Wendung der Straße Nicaise bemerkt hätte. Brisseuil war mit ihnen also bekannt und ich mischte mich sogleich unter die Menschenmenge, um von ihm nicht be-

merkt zu werden. Daß mein furchtbares Staunen durch diese Wahrnehmung gesteigert ward, bedarf wol keiner Erwähnung und ich beschloß nun endlich einen Schlag zu führen, indem ich mir vornahm, Jeanne bei der nächsten Gelegenheit ernstlich zu befragen. Als ich mit ihr bei den Cicé's wieder zusammentraf, war Brisseuil nicht zugegen und da meine Begleitung von ihr ohne Weiteres angenommen ward, als wir das Haus verließen, machte ich mir unser Alleinsein zu Nutze. „Jeanne", begann ich, „Sie werden mich wol als einen Freund erkannt haben." — „Ich bin von Ihrer Freundschaft für uns überzeugt", antwortete sie. — „Nun denn — ohne Winkelzüge. Wissen Sie nichts Näheres über die Bekanntschaften Ihres Bruders in Paris?" Jeanne blieb einige Secunden stehen, sah mich groß an und sagte in treuherzigem Tone: „Ich weiß nur, daß die Damen Cicé unsere einzigen Bekanntschaften sind — die Leute ausgenommen, die —" sie stockte. — „Nun welche?" fragte ich gespannt. — „Die uns einen Zufluchtsort gewähren". — „O", rief ich „ich will mich nicht in Ihr Vertrauen drängen, aber" — ich drückte bei diesen Worten ihre kleine Hand — „aber eine große unerklärliche Besorgniß bemächtigt sich meiner — denn Jeanne, Ihr Bruder hat sicherlich Verbindungen, die vielleicht zu seinem Schaden geschlossen, die Ihnen unbekannt sind." — „Sie erschrecken mich — ich schwöre Ihnen, ich weiß nichts davon. Er geht zuweilen aus — kehrt aber allein zurück." — „Sie verbergen mir Etwas. Ich habe Sie und Ihren Bruder einst in Begleitung zweier Männer gesehen." Jeanne wurde verlegen. — „Nun, da Sie es wissen wollen", sagte sie, „ja — es sind noch einige Leute hier — ehemalige Vendeer, die ebenso wie mein Bruder sich verborgen halten, mit denen er zusammentraf, um gemeinschaftlich mit ihnen die Wege zu berathen, welche sie für ihre Rehabilitirung einschlagen müssen, aber jene Männer kommen nie zu uns." — „Sie verbergen sich Beide so ängstlich." — „Wir müssen den Agenten Fouché's entgehen. Mein Bruder gehört zu den stark Compromittirten." — „Aber Sie — weshalb bleiben Sie nicht bei den Cicé's? Ich kann es Ihrem Bruder nicht verzeihen, daß er Sie, ein junges, liebenswürdiges Mädchen, in die Schlupfwinkel der Emigranten zieht, wo sie — o, ich mag es gar nicht ausdenken — zwischen allerlei Abenteurern ihre Tage verbringen müssen." Jeanne stand wieder still. — „Sie irren, Herr Lemaître", sagte sie ernst. „Ich sagte Ihnen schon, daß Niemand uns in unserer Zurückgezogenheit besucht — es ist kein Schlupfwinkel, in welchem Abenteurer verkehren." — „Sprechen Sie wahr? ist es so — gewiß so?" Jeanne erfaßte meinen Arm. „Ich weiß, daß Sie es gut meinen mit uns", flüsterte sie. „Ich will Ihnen zu Liebe, um Ihnen zu beweisen, daß wir in guter, edler Gesellschaft leben, mein Wort brechen. Sie sollen unsern Zufluchtsort kennen lernen. Kommen Sie." Ich fühlte bei diesen Worten mein Herz erleichtert. Ohne zu sprechen folgte ich ihr. Wir gingen durch die Straße Montmartre, dann in die Vorstadt. Es ward immer stiller und menschenleerer, die Häuser wurden spärlicher, unser Weg führte durch Gärten und zwischen Zäunen hindurch, bis wir in der Nähe der Straße

Grande Bar vor einer Mauer Halt machten. „Wir sind zur Stelle", sagte Jeanne; „Sie schwören mir, nichts zu verrathen?"

Ich gab ihr die Hand darauf. Sie öffnete nun die Mauerpforte, wir traten in einen kleinen, jetzt entlaubten Garten, an dessen Ende ein einstöckiges Häuschen lag. Jeanne öffnete die Thür desselben und trat in den matt erleuchteten Flur. Ich folgte ihr — sie führte mich in ein Hinterzimmer; dicht neben demselben lag ein zweites größeres Gemach. Jeanne hatte Licht angezündet und ich sah mich in dem kleinen, sauberen Zimmer um. „Hier wohne ich — dort mein Bruder — nun sehen Sie auch unsere Freunde." Sie schob von einer mit Glasfenstern versehenen Thür den Vorhang zurück, nachdem sie das Licht verdeckt hatte und ich erblickte ein Bild — eine Gruppe —, deren eigenthümliche Schönheit nie aus meinem Gedächtniß entschwinden wird. In dem nächstgelegenen Zimmer saßen um einen großen runden Tisch fünf Nonnen, welche ihrer Ordenstracht nach der Regel des heiligen Benedict angehörten. Sie schienen ihre Abendandacht zu halten. Jede hatte ein großes Buch vor sich, in welchem sie still und eifrig, die Hände gefaltet, las. Eine große, in der Mitte des Tisches stehende Lampe beleuchtete die edlen Gesichter dieser Schwestern, und die schwarze Ordenstracht, die weißen Stirnbinden gaben der lautlosen Versammlung auch äußerlich jene Würde des Streng-Feierlichen, deren mächtigen Eindruck sich Niemand entziehen kann. Da saßen in stiller Abgeschiedenheit die letzten Reste der verfolgten Schaar — die Stürme der Revolution hatten dieses Häuflein in das einsame Haus der Straße Grande Bar verweht, sie waren zufrieden, sie wollten nur eine kleine Stelle haben, auf welcher sie ungestört beten konnten, sie wagten nicht das Haus zu verlassen, denn der gerechte Haß, der die faulen Mönche verfolgte, würde den wohlthätigen Schwestern ebenfalls keine Schonung gewährt haben. — Jeanne ließ den Vorhang fallen. „Hier haben wir Obdach gefunden", flüsterte sie; „Sie sehen, es sind keine Abenteurer, sondern Unglückliche, die man duldet, weil sie still und verborgen leben und die auf Wunsch der Cicé's uns ein Asyl gaben, weil hier kein Flüchtling vermuthet wird." Ich drückte ihr die Hand und wendete mich zum Gehen, Jeanne geleitete mich zum Hause hinaus durch den Garten; hinter den Fenstervorhängen schimmerte das Licht, welches die Lampe im Zimmer der Nonnen verbreitete — eine tiefe, feierliche Stille herrschte ringsum. Jeanne öffnete die Thür der Mauer, ich wendete mich noch ein Mal zu dem schönen Mädchen — schweigend drückte ich einen Kuß auf ihre Stirn — es war der erste — und letzte.

Glücklich in dem Gedanken, daß Brisseuil kein gefährliches Individuum sei, ging ich in die Stadt zurück. Ein Mann, der Aufnahme bei diesen frommen Personen gefunden, konnte nur unglücklich — nicht schlecht sein. Ich ging schneller, freudiger als je durch die Straßen — gleich hinter der Barrière trat ein Mann an mich heran — es war Brisseuil „Ich komme eben von den Damen Cicé", sagte er. „Ich erfuhr, daß Sie Jeanne wieder nach Hause geleitet haben. Dieses Mal sind Sie weiter mit ihr gewandert als sonst." — Er blickte mich fest an.

„Mein Herr", sagte ich, „wohin ich auch gekommen sein mag, Ihr Geheimniß wird das meinige bleiben." Er ergriff mich heftig bei der Hand. „Sie wissen Etwas? Sie haben Jeanne verleitet? Sie plauderte—" Ich wollte ihm ruhig antworten und ließ deshalb meine Hand in der seinigen, als er sich schnell von mir fortwendete und mit zwei Sätzen die andere Seite der Straße gewann. Ich wußte nicht, was dies zu bedeuten hatte, aber ich wurde sofort belehrt, denn ich sah aus der Straße Croissant zwei Männer kommen, sie eilten spornstreichs hinter Brisseuil her, der ihnen im Schatten der Häuser zu entschlüpfen suchte. Die Angst fesselte mich an der Stelle, ich vermochte keinen Schritt zu thun und als ich mich endlich zum Gehen anschickte, vertraten drei Männer mir den Weg. Sie waren unter dem dunklen Vorbau eines Hauses verborgen gewesen. „Ihr Name — Ihre Wohnung, Bürger?" fragte der Eine. Ich nannte Beides. „Gehen Sie mit diesem jungen Manne", sagte der Erste. Der Polizeidiener — denn als solchen mußte ich ihn ansehen — führte mich bis in meine Wohnung Hier machte er sich einige Notizen und ging dann wieder fort. Ich verbrachte eine schreckliche Nacht, da Brisseuil's Schicksal mich beunruhigte. Ohne Zweifel hatte man den unglücklichen Emigranten ergriffen — ich dachte noch gar nicht daran, daß ich selbst durch diese Bekanntschaft verdächtig werden könne. Gegen neun Uhr Morgens ward an meine Thür gepocht. Als ich öffnete trat ein Secretair des Herrn Dermonville in mein Zimmer. Er beschied mich sofort in den Louvre. Ich lief mehr als ich ging dahin, denn meine Angst trieb mich. Ohne weiteren Bescheid wurde ich zu Herrn Dermonville geführt, der ebenfalls nicht ein Wort für mich hatte, sondern nur die Thür des nächsten Zimmers öffnete — ein Herr trat ein — ich stand Fouché gegenüber. Mein Herz schlug gewaltig. Der Minister winkte mir näher zu treten. „Ich erwarte Offenheit von Ihnen", sagte er ziemlich artig. „Herrn Carnot's Empfehlung hinderte Ihre Arretirung. Ihr Name, Stand und Herkommen sind uns zu Genüge bekannt. Wie kommen Sie, der Sie eine Anstellung beim Institut der Republik suchen, in die Gesellschaft eines Feindes derselben?" — „Ich weiß nicht, was Sie damit sagen wollen, Bürger Minister", entgegnete ich. — „Können Sie leugnen, daß Sie gestern Abend in der Straße Montmartre im tiefen Gespräch Hand in Hand mit einem Manne standen?" — „Nein, Bürger Minister. Es ist so wie Sie sagten" — „Wer war jener Mann? antworten Sie auf meine Fragen gewissenhaft." — „Ein Mann, den ich als den Kaufmann Milly aus Bordeaux kenne". Fouché's Augen bohrten sich fest in die meinigen. Ich hatte in der That keine Unwahrheit gesagt und hielt seinen Blick aus, war aber entschlossen des Emigranten Schlupfwinkel nicht zu verrathen. „Woher kennen Sie den Mann?" Jetzt hatte ich einen harten Stand, denn ich fürchtete die Cicé's durch meine Aussagen zu compromittiren, ich konnte mir jedoch nicht denken, daß ein Paar Damen, die ganz offen und bekannt von vielen Leuten in einer Straße des Marais wohnten, der Polizei verdächtig wären und ich hielt es für Brisseuil vortheilhaft,

wenn ich zwei Royalistinnen, die an dem Wohlergehen Bonaparte's den regsten Antheil nehmen mußten, als die Gastfreunde Briffeuil's bezeichnete.

„Ich lernte den Mann kennen bei den Fräulein's von Cicé, an welche ich von Rheims aus empfohlen war", sagte ich. „Ach, Royalistinnen", sagte Fouché mit seltsamem Lächeln. „Das ist gut". Ich nahm dieses Wort für einen Beweis, daß der Emigrant dem Minister in besserem Lichte erscheine. „Haben Sie sonst keine Verbindung mit jenem Menschen?" — „Nein". — „Sie können das beeidigen?" — „Ja, Bürger Minister." — „Können Sie uns vielleicht Mittheilungen über seine Verbindungen zukommen lassen? etwa so — wenn Sie ihn bei den Cicé's sehen — und dann seine Gänge ein wenig beobachten?" fragte er lauernd. — „Ich besitze kein Geschick dazu, Bürger Minister", sagte ich nicht ohne Entrüstung. — „Eh — wir brauchen Sie nicht. Nun ein letztes Wort. Hüten Sie sich, von dem zu sprechen, was jetzt zwischen uns vorging — Sie werden nicht zum zweiten Male so gelinde behandelt." Er ging hinaus. „Um Gottes Willen, Herr Dermonville", sagte ich, „was wird geschehen?" — „Sie scheinen in einer kleinen Verwicklung zu stecken, mein Freund", antwortete Dermonville. „Die Royalisten sind mit ihren Papieren nicht in Ordnung." — „Aber wenn jener Mann verdächtig ist — weshalb setzt man ihn nicht fest? er geht ja doch durch die Straßen?" — „Das ist oft nicht die rechte Art", lächelte Dermonville; „um hinter gewisse Dinge kommen zu können, muß man häufig den Leuten freies Spiel lassen. Indessen scheint jener Mann nicht allzu gefährlich." — „Hat man ihn ergriffen?" fragte ich angstvoll. — „Nein. Er ist den Agenten entkommen — er scheint also bei den Cicé's nicht zu wohnen?" — „Nein — das ist gewiß nicht der Fall", fiel ich schnell ein; „sie sind gute Bürgerinnen." — „Beherzigen Sie die Worte des Ministers — und hören Sie meinen Rath: meiden Sie den Umgang mit jenen Damen." Ich befand mich bald auf dem Gange unter den Huissiers und sonstigen Leuten, als ich mich hindurchdrängte sah ich nicht weit von mir ein Gesicht, welches ich zu erkennen glaubte. Es war einer jener Männer, der mit Briffeuil in der Straße Nicaise gesprochen hatte — er ging ganz dreist unter den Beamten umher und seine Blicke waren drohend auf mich gerichtet.

Ich eilte nach Hause, hielt mich den ganzen Tag eingeschlossen und verwünschte das Schreiben der Frau de Lapalaye, während ich doch mit Sorgen und Sehnsucht an Jeanne dachte. Ich mußte auch den Cicé's einen Wink zukommen lassen, sie waren vielleicht in Gefahr durch ihre Gastfreundschaft; jede kleinliche Rücksicht für meine Person schwand und sobald es dunkel geworden machte ich mich auf. Vorsichtiger als sonst beobachtete ich genau, wer in meine Nähe kam — und da ich nichts Verdächtiges bemerkte, nahm ich bis zur Straße Corderie einen Fiaker. Auch in der Straße war Alles ruhig, ich kam an das Haus, schellte und ward eingelassen. Die Damen traf ich an, sie waren mit weiblicher Handarbeit beschäftigt. Ich wollte nicht gleich mit der Thür in's Haus fallen, sondern fing gleichgiltige Gespräche an, als plötzlich die Glocke des Hauses gezogen ward, ein starker Tritt auf der Treppe gehört

wurde, im Vorzimmer erschallte; die Thür ward geöffnet, bleich, mit verstörtem Antlitze stand Brisseuil auf der Schwelle. Erschrecken sprangen wir Alle empor. Brisseuil blieb in der Thür stehen, kreuzte die Arme und sah mich drohend an. „Sie nehmen diesen Menschen noch in Ihr Haus?" rief er. „Weisen Sie ihm die Thür." Ich trat von Zorn und Schreck überwältigt einen Schritt vor — die Damen stießen einen Ruf des Entsetzens aus, als Brisseuil wüthend schrie: „Hinaus! hinaus, Polizeispion — Agent Fouché's — oder ich werde Dich erdrosseln." — „Sie sind ein Lügner, Herr von Brisseuil oder Milly, Kaufmann aus Bordeaux", rief ich, meiner Sinne kaum mächtig. — „Ha! Spion", fuhr er fort. „Du leugnest Deine Schandthat? Gut denn — hole die Häscher herbei, ich werde sie erwarten — besser noch, ich will sie rufen und zwar durch einen Schuß, mit dem ich Dir den Kopf zerschmettere." Er legte die Hand auf den Kolben eines Pistoles — mit lautem Hülfeschrei warf Blanche sich zwischen uns. — „Um Gottes Willen — halten Sie ein — Lemaître fliehen Sie", riefen die Damen. Ich stand zitternd vor Scham und Entrüstung. — „Warst Du nicht heut' bei Fouché? He? hast Du nicht dort aussagen müssen, wo ich mich verberge, nachdem Du ein schuldloses Mädchen verblendet hast?" Ich vermochte nicht mehr zu antworten, denn Aimée, welche den Wuthausbruch des Mannes fürchtete, riß mich hinweg. „Er weiß, daß ich meinen Namen ändern muß — er kennt meine Lage genau — —" Das waren die letzten Worte, welche ich hörte, denn Aimée warf die Thür zu und drängte mich zur Treppe.

„Fliehen Sie", bat Aimée. „Großer Gott, was haben Sie gethan?" — „Nichts — nichts, das jenen Menschen zu solcher Gewaltthat berechtigte", keuchte ich und wollte wieder in den Salon stürmen, aber Aimée hielt mich auf und da ich eine schreckliche Scene fürchtete, gab ich ihrem Drängen nach, eilte die Treppe hinab und gewann die Straße.

Ich taumelte im Dunkel des Abends fort, meine Gedanken waren verwirrt, die Schläfen pochten und ich glaubte ersticken zu müssen. Mechanisch schritt ich weiter bis zu meiner Wohnung und von der Aufregung überwältigt sank ich, in meinem Zimmer angekommen, ohnmächtig zu Boden. Ich blieb in einer Erstarrung lange Zeit liegen, als ich zu mir kam graute der Tag; ich hatte den größten Theil der Nacht auf dem Boden liegend zugebracht, jetzt kehrte mein Bewußtsein zurück. Ich hatte nicht geträumt, wie ich anfänglich glaubte, hoffte; jener abscheuliche Auftritt war Wirklichkeit gewesen. Ich blieb auf meinem Zimmer; durfte ich doch nicht wagen, die Cicé's zu besuchen, mich bei ihnen zu rechtfertigen. Sie mußten nach Brisseuil's Aussagen mich für einen Elenden halten. Alles sprach gegen mich; nur die Thatsache, daß Brisseuil in seinem Verstecke bei den Nonnen nicht aufgehoben wurde, konnte mich rechtfertigen. Offenbar hatte jener Mensch, der Genosse Brisseuil's, welcher mich aus dem Zimmer Dermonville's kommen sah, mich als Spion verdächtigt und ich fürchtete die Rache dieser Leute, welche in der Stadt umherschweiften, ich erhielt von den Cicé's keine Einladung, sah bei meinem Ausgange kein verdächtiges Gesicht und hörte

auf den Bureaux von keiner Verhaftung, was gewiß nicht nur mir, sondern gleich allgemein bekannt worden wäre, es mußten also die Agenten Fouché's den Aufenthalt Brissenil's nicht gefunden, ihn bei den Cicé's nicht gesucht haben und so konnte ich denn annehmen, daß die Schwestern vollkommen von meiner Schuldlosigkeit überzeugt seien. Gleichwol blieb ich ihrem Hause fern, fing aber an, meine Bekannten wieder aufzusuchen, von denen ich mich mehrere Tage lang ferngehalten hatte. Ich traf bei den Spaziergängen keines der bewußten Gesichter — sie hielten sich ohne Zweifel seit jenem Vorfalle verborgen. So kam der vierundzwanzigste December heran, eine Woche später sollte ich mein Amt antreten.

An jenem Tage saß ich zu Mittag in Gesellschaft einiger jungen Leute. Es waren Studenten, Techniker, und zwei gehörten dem Institute als Abtheilungssecretaire an. Unser Speisehaus war bei dem Restaurant Colombier, dessen Geschäftslocal später in der Julirevolution als Ambulance eine traurige Berühmtheit erlangt hat. Es lag in der Straße d'Argenteuil, dicht an der Honoré-Straße. Als wir noch bei Tische saßen, erschien Pepin Forêt, ein junger Mann aus Peronne, Techniker und Instrumentenmacher. „Meine Freunde", sagte er, „ich bin im Stande, Fünfen von Ihnen einen besonderen Genuß zu bereiten. Heute Abend ist in der großen Oper, wie Sie wissen, die Aufführung der Schöpfung von Haydn. Mein Principal hat sechs Billets erhalten — Sie werden mir sagen: ob Fünf von Ihnen der Aufführung beiwohnen wollen, die besonders dadurch noch interessant wird, daß der erste Consul mit allen Generalen Zuhörer sein werden." Natürlich rief Alles nach den Billets, aber Pepin bestand darauf, daß sie ausgewürfelt werden sollten. Dies geschah und ich war so glücklich, eines der Billets zu gewinnen.

Wir zahlten Pepin den Betrag und es wurde beschlossen, bis zum Beginn der Aufführung bei Colombier zu bleiben. Ich freute mich sehr auf den großartigen Genuß, froh darüber, daß alle diese räthselhaften Dinge hinter mir lagen, und nur der Gedanke an Jeanne machte mich noch traurig. Ich sollte bald die schreckliche Lösung des Räthsels erhalten.

Um die nun folgenden Ereignisse in Schritt halten zu können, will ich in kurzen Umrissen erzählen, was, wie später bekannt wurde, in den Tuilerien während dieser Zeit vorging. Der erste Consul hatte sehr anhaltend den Tag über gearbeitet und fühlte sich erschöpft. Er wollte zu Haus bleiben, obgleich er sein Erscheinen in der Oper zugesagt hatte. Josephine selbst redete ihm lebhaft zu, nach dem schweren Tagewerke doch einige Zerstreuung zu suchen. Bonaparte ließ deshalb den Generalen Lannes, Berthier und Lauriston sagen, das er sie erwarte, um mit ihnen in die Oper zu fahren. Der Weg dahin wurde, wie gewöhnlich, durch die Straße Nicaise genommen. Der Stallmeister ließ eine große Kutsche vorfahren und der Officier du Jour, Namens Jullien, welcher das Piquet berittener Garden commandirte, in deren Begleitung der Consul stets ausfuhr, ordnete an, daß bei der voraussichtlich großen Menschenmenge die Soldaten nicht wie gewöhnlich vor, sondern hinter

der Kutsche des Consuls reiten sollten. Man wird sehen, wie wichtig diese Anordnung für die Folge war. Als der dienstthuende Adjutant dem Consul meldete, daß Alles bereit sei, soll dieser noch einen Brief erhalten haben, der ihn vor einer dringenden Gefahr warnte, aber er habe — sagt man — mit verächtlichem Lächeln das Papier bei Seite geworfen. Hierauf stieg er mit Berthier, Lannes und Lauriston in die Kutsche. Ich bemerke ausdrücklich, daß die Anecdote, der Kutscher habe in Folge eines Rausches so außerordentlich schnell gefahren — erfunden ist. Bonaparte's Kutscher fuhren immer sehr schnell und sicher.

Ehe der Wagen abfahren sollte, rief Pepin uns, der bereits die Gendarmen bemerkte, welche den Platz freihielten. Wir verließen den Restaurateur und eilten durch die Honoré-Straße bis zur Straße Nicaise, wo dieselbe eine Biegung gegen die Richelieu-Straße machte.*) Wir wollten den Wagenzug sehen, da auch Josephine mit den Kindern dem Consul folgen wollte. Die Straße war sehr lebhaft, die Leute harrten auf den Consul und gerade an der Biegung der Straße hatten sich Viele postirt, weil hier der Wagen langsamer fahren mußte; man wollte dem Consul ein Vivat bringen. Der Abend war sehr mondhell und mild und viele Hausthüren hatten obenein Laternen.

Ich blickte in der Menge umher, da gewahrte ich dicht bei mir einen kleinen Wagen, auf diesem Wagen lag ein Faß mit eisernen Reifen, ein magres Pferd war angespannt, ein kleines Mädchen hielt dasselbe — alle diese an sich unwichtigen Dinge würden meine Aufmerksamkeit nicht erregt haben, aber ich erkannte in dem Führer des Wägelchens denselben Menschen wieder, den ich mit Brisseuil gesehen und der mich nach dem Verhör bei Fouché beobachtet hatte. Jetzt war er hier unter der Kleidung eines Fuhrmanns — das hatte wieder Etwas zu bedeuten, der Wagen — das Faß! Plötzlich stieg mir eine Erinnerung auf, ich glaubte auch dieses Faß wieder zu erkennen — und ich kam auf den seltsamen Gedanken, daß die angeblichen royalistischen Emigranten am Ende nur gemeine Weinschmugler seien, die irgend welchen verbotenen Handel trieben.

In diesem Augenblicke rief Pepin: „Meine Freunde, kommen Sie mehr dort hinunter; die Straße stopft sich zu sehr.“ Wir gingen bis zum ersten Hause der Straße Richelieu, und als wir uns wendeten, sahen wir den Wagen des Consuls schon die Straße Nicaise heraufkommen. Er näherte sich schnell der Biegung, aber kaum hatte er diese umfahren, als ein furchtbarer Krach sämmtliche Häuser erbeben machte, eine Feuersäule schoß empor, Dampf, Qualm und Splitter füllten die Luft, die Fenster klirrten in tausend Stücken herab, prasselnd schlug ein Hagel von Kugeln, Eisenstücken und Steinen gegen die Façaden der Gebäude und schmetterte den Kalk von den Mauern — und durch all' dieses Getöse tönte schauerlich das Wimmern und Wehschreien einer großen Masse Verwundeter, welche das Straßenpflaster bedeckten, während mehrere Andere auf der Stelle todt geblieben waren.

*) Dieses ganze Terrain ist heutzutage vollständig verändert.

Die Verwirrung war ungeheuer. Alles rannte, stieß, drängte und stürzte durch einander. Kreischen, Schreien und Heulen mischte sich mit Verwünschungen und Warnungen, denn man glaubte das Stadtviertel sei unterminirt. Endlich begann man Hülfe zu leisten und als der Qualm sich verzog, sahen die Helfenden das schreckliche Schauspiel dicht vor sich. Die Aerzte wurden geholt, Hospitalwagen kamen, alle Thüren öffneten sich für die Blutenden, der Jammer war grenzenlos. Daß wir nicht an die Oper dachten begreift sich leicht, wir stürzten zwischen Tausenden an den Ort des Unheils, wir halfen, trugen und schleppten —. Was Alles geborgen wurde — ich weiß es nicht mehr, aber mir stand jetzt das Furchtbare klar vor der Seele: jene Leute, die mit Briffeuil die Straße Nicaise so häufig sondirten, der Ankauf des Fasses, — ich wurde schnell genug in meiner Annahme bestärkt, denn schon brachte man die Kunde zurück, daß ein neuer Mordversuch auf den ersten Consul gemacht worden sei, der vereitelt, aber eine Menge unglücklicher Opfer gefordert habe.

Ich erbebte und gedachte der Verbindung, in welcher ich mit Briffeuil gestanden, der ohne Frage bei dem gräßlichen Attentate betheiligt war. Ich wollte hineilen zu Fouché, Alles erzählen; aber die unglücklichen Cicé's? Hatten sie wirklich dem Mörder und seinem Plane beigestimmt? Unmöglich. Sie so gut als ich selbst hielten den Menschen für einen unglücklichen Emigranten — ich mußte sie warnen, ihnen endlich Alles mittheilen. Der schreckliche Ort voll Leichen und Verwundeten ward allmählich geleert, ich stürzte fort — ich fand die Cicé's, auch sie hatten die Kunde vernommen, aber sie wurden fast vom Schlage getroffen, als ich ihnen meinen Verdacht mittheilte. Aimée sank in die Knie. „Rathen Sie — wenn das wahr ist — was sollen wir thun?“ Ich hatte unterwegs von den Tausenden, welche der Oper zuströmten, um Bonaparte zu begrüßen, verschiedene Ansichten in die Winde schreien hören. Einige riefen: „Das sind die Royalisten“, Andere: „Es sind die Jakobiner“; dann hörte ich sagen: „Es ist wieder ein Streich von dem Verschwörer Cadoudal.“ Das war mir schwer auf's Herz gefallen, ich gedachte des Bildes im Salon der Schwestern und mein erster Rath war deshalb, jenes Bild bei Seite zu bringen. Ich fragte nach Jeanne, die Damen wußten nichts von ihr — ich versprach morgen wieder zu kommen und eilte hinweg. Ganz Paris schien auf den Beinen, es wogte und wimmelte in den Straßen, ein Lärmen und Rufen wie kaum im Augenblicke des heftigsten Straßengefechtes tönte überall. Als ich wieder bei der Straße Nicaise anlangte, war diese durch Militair gesperrt — man hatte die Unglücklichen bei Seite gebracht und Tausende umkreisten die Stätte des Verbrechens. Jetzt hatte man schon genauere Nachrichten. Einige minder stark Verletzte erinnerten sich, einen Mann mit einem auf kleinem Wagen liegenden Fasse an der Biegung der Straße Nicaise gesehen zu haben, als die Kutsche in der Nähe war, explodirte das Faß, — was aus dem Manne geworden, wußte Niemand, aber das Pferd und jenes unglückliche kleine Mädchen, dem der Bösewicht den Gaul zu halten gegeben, waren buchstäblich in Stücke zerrissen — die Werkzeuge der

scheußlichen That waren fast ganz verschwunden. — Am folgenden Tage begann die Untersuchung. Daß ich einer der ersten war, welche vernommen wurden, versteht sich von selbst. Ich sagte frei und ohne Rückhalt meine Vermuthungen heraus, ich konnte beschwören und beweisen, daß wir, ich sowol als auch die Damen Cicé, in Briffeuil, dessen Signalement die Polizei schon besorgt, nur einen Emigranten vermuthet hätten, der seine Papiere nicht in Ordnung wußte und sich deshalb verbarg; die Genossen waren mir fremd. Ich verhehlte nicht die Angabe des Fasses; die Bemerkung wegen der Männer in der Straße Nicaise verschwieg ich jedoch. Es fanden nun Verhaftungen und Confrontationen statt — die Thäter schienen verschwunden. Die Damen Cicé wurden auch verhaftet; die Unglücklichen hatten in der That nichts eifriger vom Himmel erfleht, als das Wohlergehen Bonaparte's, und nach dem ihnen vorgehaltenen Signalement durften sie nicht mehr zweifeln, daß sie einem Menschen Gastfreundschaft gewährt hatten, der den ersten Consul durch Meuchelmord aus der Welt schaffen wollte. Sie hielten sich daher von jeder Rücksicht entbunden und gaben den Aufenthalt Briffeuil's an. Seine Verhaftung und die Entdeckung, daß er bei den Nonnen Schutz gefunden, erregten gewaltiges Aufsehen, aber die armen Benedictinerinnen hatten ebenso wenig als die Cicé's dem Mörder Obdach gegeben. Es ward ihnen glücklicher Weise nicht schwer, ihre Unschuld zu beweisen. Briffeuil ward scharf verhört. Es ergab sich, daß er Carbon heiße und er nannte als Mitschuldige Limoëlan und Saint-Rejant.

Limoëlan blieb verschwunden. Aber man fand Saint-Rejant in einer Dachkammer verborgen, noch krank in Folge der Explosion, denn er hatte das Faß angezündet, war betäubt umgesunken, im Getümmel aber entwischt. In seinem Bette fand sich die ganze Correspondenz mit Georges Cadoudal: die Verschwörung ging also von den Royalisten aus. Fouché triumphirte, sein Scharfblick ward allgemein bewundert, aber der erste Consul benutzte diese Gelegenheit, um auch eine große Zahl sogenannter Terroristen deportiren zu lassen.

Die wunderbare Vereitelung des schrecklichen Streiches geschah auf folgende Weise. Carbon oder Briffeuil, Limoëlan und Saint-Rejant — mehrere andere Verschworne waren untergeordnet thätig gewesen — hatten den 24. December, wo sich der Consul in die Oper begeben wollte, zum Tage des Attentates ersehen. Sie rechneten darauf, daß der Wagen in der engen Straße Nicaise nicht so rasch fahren werde und daß er bei der Biegung sogar einen kleinen Halt machen müsse. Hier stellte sich Saint-Rejant mit dem von Briffeuil bei Le Cocq gekauften Fasse auf. In dem Spundloche des mit Pulver, gehacktem Blei und Eisen gefüllten Behälters hatte Saint-Rejant, ein ehemaliger Artillerie-Officier der Marine, einen kurzen Gewehrlauf angebracht, der, mit Feuerschloß versehen, in das Pulver abgefeuert werden sollte, sobald die Kutsche des Consuls neben dem Fasse an der Biegung der Straße sich befand. Um die Zeit genau zu berechnen, welche die Kutsche vom Place du Carousfel zur Biegung der Straße Nicaise brauchte, hatten die Verschwörer verschiedene Male die Länge des

Weges, jede Krümmung berechnet und den Wagen des Consuls von dem Momente seiner Abfahrt aus den Tuilerien beobachtet; damit die Explosion zur richtigen Zeit geschehe, hatten Carbon und Limoëlan sich an den Tuilerien aufgestellt, um Saint-Rejant das Zeichen zu geben, wenn der Wagen bei demselben angekommen war, weil die berittenen Gardegrenadiere vor der Kutsche kamen. Am Tage des Attentates änderte Julien, wie erzählt, die Disposition. Wegen der Menschenmenge bemerkte Saint-Rejant die Zeichen nicht; da die Grenadiere nicht kamen, hielt er die erste Kutsche nicht für die des Consuls, erst als die hinter dem Wagen reitenden Soldaten ihn fast umstießen, ward er durch den Zuruf der Menge seinen Irrthum gewahr und gab kaltblütig Feuer — die Zerschmetterten sanken in der Straße nieder —, aber der Wagen des ersten Consuls war bereits, von dem schnell fahrenden Kutscher gelenkt, um die Biegung gekommen. Bei dem furchtbaren Krachen glaubten Bonaparte und seine Begleiter, man habe mit gehacktem Blei gefeuert. Der Consul ließ sich nicht abhalten in die Oper zu fahren, wo ihn ein rasender Beifallsjubel empfing und die jauchzende Menge ihn mit endlosen Vivats nach Hause geleitete. Die Popularität für den ersten Consul wuchs gewaltig nach diesem zweiten Attentate — ebenso das Vertrauen in Fouché's Talent, denn er wies im Laufe der Untersuchung nach, daß er die Verschwörer schon seit October beobachtet hatte, wo sie in der Nähe des Bois de Boulogne in einem Garten Versuche mit Windbüchsen angestellt hatten Allerdings hatte er, gerade zu jener Zeit, wo ich Carbon's oder Brisseuil's Bekanntschaft machte, ihre Spuren verloren, was die Leute eben so dreist machte, sich öffentlich zu zeigen. Fouché hatte, wie Dermonville mir andeutete, die Verschwörer ruhig gehen und ihre schwarzen Anschläge reifen lassen, um sie im Momente der Ausführung zu ergreifen. Freilich war dieser letzte Theil der Maßregeln nicht ganz geglückt. Die armen Opfer der Straße Nicaise büßten für Fouché's Polizeimanöver; auch war einer der Mörder, Limoëlan, in's Ausland entkommen. Doch hatte man immerhin eine große Verschwörung Cadoudal's vereitelt, den vier Jahre später dasselbe Schicksal: Tod auf dem Schaffot, traf, welches seine Mordgehülfen Carbon und Saint-Rejant, so wie Lebrun, Cerachi und Genossen wegen des früheren Attentates wenige Monate nach dem 24. December ereilet.

Ich bedurfte einer geraumen Zeit, um mich von all den Erregungen, nach den Verhören und Verweisen zu erholen. Mein Vater war nach Paris gekommen und seiner guten Stellung bei Carnot verdankte ich wol hauptsächlich wieder die schnelle, günstige Wendung meiner gefährlichen Lage, in die ich freilich ohne meine Schuld gekommen war, die ich mir jedoch weniger peinlich hätte bereiten können, wäre ich nicht in die reizende Jeanne verliebt gewesen. Die Damen Cicé trösteten sich für die gehabte Unruhe und Herzensangst damit, daß sie zur Habhaftwerdung des Mordanstifters beitrugen. Ich besuchte sie noch einige Male,

aber da meine Stellung mich zum Beamten des Consuls stempelte, mußte ich jeden Umgang meiden, der mich nur im Entferntesten als zweideutig in der Gesinnung erscheinen machte und die Partei der Bourbons hatte durch die Entdeckung der Mordgesellen, welche ein Vendéer gedungen, nicht an Achtung gewonnen. Bei meinen Besuchen im Salon der Cicé's sah ich Cadoudal's Bild nicht mehr. Sie hatten es zu ihrem Glück schon beseitigt, ehe die Polizei in ihr Haus drang. — Die Erinnerung an Jeanne Carbon war Dasjenige, was mich am Tiefsten aufregte und was zu überwinden ich meine ganze Kraft aufbieten mußte. Vergebens bemühte ich mich, von ihr wieder Etwas zu erfahren; ich ermittelte nur durch die gewissenhafte Aussage der Nonnen, daß der verbrecherische Carbon wenigstens so viel Menschlichkeit und Empfindung besessen hatte, das schöne, bedauernswerthe Mädchen schon einige Tage vor Ausführung seines höllischen Planes aus Paris zu entfernen. Was aus Jeanne geworden — wohin sie gekommen — welches ihre späteren Schicksale waren — ich weiß es nicht — ich sah sie niemals wieder. — — Frau de Lapalaye war schmerzlich bewegt darüber, daß ihr Brief an die edlen Damen de Cicé mich in solche Verwicklung gebracht hatte. Herr Le Cocq aber sagte, sehr geschäftsmäßige Mienen ziehend: „Wenn Sie ein Mal wieder Empfehlungen in die Fremde mitnehmen, machen Sie immer die ersten Besuche bei den soliden Geschäftsleuten. Sie sind zwar nicht so interessant für junge, phantastische Leute wie adlige Fräulein und versteckte Nonnen, aber Sie gehen sicherer. Wären Sie zuerst in meine Wohnung gekommen, hätten Sie vielleicht nicht so viele Portraits aus der alten Zeit gesehen, aber Sie hätten sich Unannehmlichkeiten erspart. Was mich betrifft, so werde ich auch eine Lehre aus diesem Vorfall ziehen: niemals wieder meine Fässer an Personen zu verkaufen, deren Aufenthaltspapiere nicht ganz in Ordnung sind. Eine alte Firma, wie die meine, hat es Gott sei Dank nicht nöthig, durch die Verbindung mit Attentaten und Mordversuchen in der Leute Mund zu kommen. Meine Fässer sprechen für sich selber, auch ohne daß man zerhacktes Blei hineinthut!"

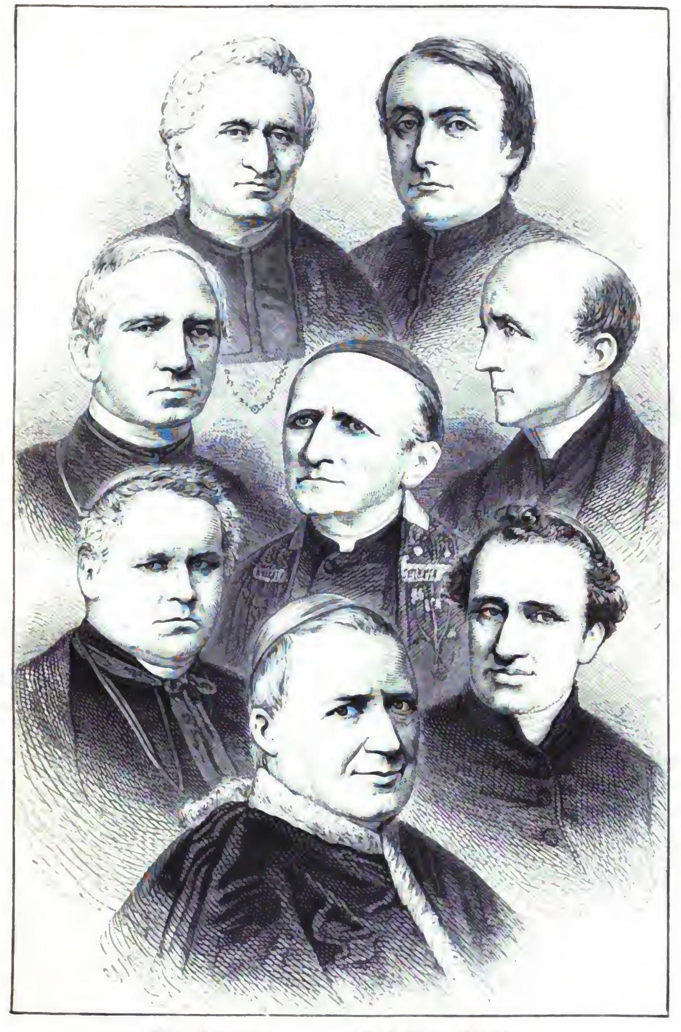
Das Concil und seine Größen.

Als sich im Juni 1867 nahezu fünfhundert Bischöfe der katholischen Christenheit in Rom eingefunden, um die Beatificirung der japanischen Märtyrer zu begehen, da entstand unter den versammelten Prälaten der Wunsch, sich und die Fehlenden, inmitten der Bedrängniß der Kirche, zu einem ökumenischen, d. i. allgemeinen Concil in Rom zu Füßen des heiligen Vaters nochmals und in aller Form einberufen zu sehen — ein Schauspiel, dessen seit dem Concilium von Trient, also seit mehr denn dreihundertundzwanzig Jahren, die katholische Kirche entbehrt hatte. Mit einem wahren Jünglingseifer ergriff Pius IX. die Idee, die Bischöfe der ganzen katholischen Welt noch im Laufe seines Pontificats, eines der ereignißreichsten in der Kirchengeschichte, um sich geschaart zu sehen. In einem geheimen Consistorium, am 26. Juni 1867, gab er seinen bezüglichen Wunsch offen zu erkennen, und eine Adresse der Bischöfe, deren Abfassung allerdings schon zu manchen inneren Kämpfen Veranlassung gab, lieh alsdann dem lauten Beifall Worte, mit dem dieser Plan von der hohen Geistlichkeit aufgenommen worden.

Constatiren wir zunächst das Vorhandensein zweier Richtungen innerhalb der scheinbar so fest gefügten Einheit der katholischen Kirche und ihrer Geistlichkeit: der absolutistischen und der andern, die man die constitutionelle, die parlamentarische nennen dürfte; und erinnern wir ferner daran, daß das Concil beschlossen worden, nachdem man am 8. December 1864 (zehn Jahre, Tag für Tag, nach der Erhebung der Lehre von der unbefleckten Empfängniß der Gottesmutter Maria zum kirchlichen Dogma) das bekannte encyklische Rundschreiben und den angehängten Syllabus in zehn Kapiteln und achtzig Paragraphen in alle Welt gesandt, um den Gegensatz des echten Römerthums zu den hauptsächlichsten Bestrebungen der modernen Zeit, oder, wenn man will, zu den hervorragendsten socialen Errungenschaften der großen französischen Revolution zur Erscheinung zu bringen. Dieser Syllabus, ein Werk des deutschen Jesuitenpaters Schröder, darf mit Recht als der Ausgangspunkt der Tendenzen der absoluten Partei in Rom betrachtet werden, der es seit Jahren gelungen war, eine fast unumschränkte Herrschaft über das Gemüth des hochbejahrten Papstes auszuüben.

Als ein Sieg dieser absolutistischen Richtung ist es zunächst anzusehen, daß die Mächte von einer officiellen Betheiligung an dem Concil ausgeschlossen wurden, während die Regierungen selber — mit Ausnahme der russischen, welche durch rein politische Gründe bestimmt ward — nicht daran dachten, den Bischöfen den Besuch des Concils zu untersagen.

Andererseits war die Versammlung der deutschen Bischöfe in Fulda eine Manifestation der constitutionell-parlamentarischen Strömung, wenn



Mgr. Dupanloup.
Bischof von Orleans.

Card. Lucian Bonaparte.

Card. Rauscher.

Erzbischof Maning.

Paulus Melchers, Erzbischof von Köln.

Bischof Rudigier.

Card. Antonelli.

Pius IX.

wir sie so nennen dürfen; und zwar ward sie hervorgerufen durch die Ziellosigkeit, mit der das ökumenische Concil behaftet schien; denn seit der Kirchenversammlung von Nicäa (325) bis zu der von Trient (1545) war es die erste, welche ohne ein bestimmt vorher definirtes Programm abgehalten werden sollte.

Gerade diese Abwesenheit eines gegliederten Programms hatte den mannigfachsten Unterschiebungen Thür und Thor geöffnet. Man kannte ziemlich allgemein die Ziele, welche sich die Jesuiten, im Jahre 1850, nach der Rückkehr Pius IX. aus Gaëta, bezüglich des staatlichen und kirchlichen Neubaues gestellt. Man wußte, daß ihr System in kirchlichen Dingen damals zunächst auf die Anerkennung des Dogmas von der unbefleckten Empfängniß gerichtet war, die sie im Jahre 1854 erreicht. Ihr zweiter Zielpunkt war die öffentliche Verdammung der Irrlehren und Strebungen der Gegenwart, wie sie am 8. December 1867 durch Encyclika und Syllabus zum Ausdruck gelangt war. Blieb noch ein dritter Punkt: die Aufstellung der Unfehlbarkeit des Papstes in kirchlichen Dingen ohne das Concil, d. h. ohne den parlamentarischen Beirath der Bischöfe, und diesen Punkt, glaubt man allgemein, habe sich die absolute Partei in Rom auserkoren, um ihn durch das Concil zum Dogma stempeln zu lassen, indem sie gleichzeitig die negativ gehaltenen Sätze des Syllabus durch die Versammlung in positive und mithin verbindlichere Form umgießen lassen möchte.

Der jetzt siebenundsiebzigjährige Pius IX. steht persönlich völlig über den mannigfachen Ränken und Verschürzungen, welche man allgemein seinen Rathgebern und seiner einflußreichen Umgebung zuschreibt. Ihn scheint allein die Glorie zu beschäftigen, welche die Abhaltung eines ökumenischen Concils seinem so ereignißreichen Pontificat verleihen muß. In Jedermanns Gedächtniß lebt noch der allgemeine Enthusiasmus, mit dem im Jahre 1846 der ehemalige liberale Graf Mastai-Feretti als Pio nono der Nachfolger Gregor's XIV. wurde; aber Niemand hat ebensowenig die Enttäuschung vergessen, die in den Jahren 1848 und 1849 dem frühern Jubel folgte. Die Ereignisse, die sich daran schlossen, der Eintritt der Reaction nach der Flucht von Gaëta, der Verlust der Romagna an das neugebildete Königreich Italien, die Schlacht von Mentana endlich, sind Alles Dinge zu jungen Datums, als daß man dabei verweilen dürfte. Persönlich ist der heilige Vater unstreitig einer der liebenswürdigsten Greise, die je gelebt. Ich erinnere mich noch deutlich der lebensvollen Beschreibung, die mir vor Jahren die nun schon längst heimgegangene Frederike Bremer von seiner behäbigen, väterlichen und doch würdevollen Erscheinung gemacht. Mit welcher ritterlichen Zuvorkommenheit er damals der streng protestantischen Schwedin den Zugang gestattet, wie er sich selbst auf theologische Discussionen mit ihr eingelassen, und wie er endlich sogar ihre Herausforderung angenommen und ihr erlaubt, sich auf drei Monate in ein römisches Kloster zurückzuziehen, um dort entweder zum Katholicismus bekehrt zu werden oder den ihr zugewiesenen Seelsorger und Gewissensrath zum Protestanten

zu machen; von allem Diesen wußte die gute Alte nicht genug zu erzählen. Und wirklich malt auch diese kindliche Güte, diese himmlische Leutseligkeit vollkommen den Mann, der auf der andern Seite wieder streng und entschlossen zu sein vermag, wenn es sich um Auflehnung gegen das ihm anvertraute Erbgut Petri handelt, dessen Verkürzung zuzulassen er natürlich nicht mit seinem geistlichen Gewissen zu vereinbaren vermag, so harte innere Kämpfe dies auch mit dem ihm immer noch innewohnenden italienischen Nationalgefühl verursacht haben muß. Wie gutmüthig Pius IX. übrigens zu sein pflegt, malt wol folgender Zug. Im Jahre 1855 reiste er nach Florenz, um dem damals noch herrschenden Erbgroßherzog von Florenz, Leopold II., einen Besuch abzustatten. Bei seinem Einzug in die Stadt zur Seite des Herzogs hörte er unaufhörlich das Rufen der von Natur ein wenig spottlustigen Florentiner: „Oh! como l' è grasso!" (Ach Gott, ist er dick!); Pius IX. aber beugte sich ruhig zu seinem Wirth hinüber und sagte lächelnd: „Das Volk der Medicäer ist meiner Treu nicht gerade ehrerbietig!" Damals aber circulirten mancherlei Epigramme im Publicum und als ihm das folgende zu Ohren kam, lachte er aus vollem Herzen, während er doch sonst, wie man weiß, ein beißendes Wort schnell bei der Hand hat. Das Epigramm aber lautete:

„Welch' seltnes Tugendbild durft' uns beschieden sein!
Auf einem Esel zog in Zion Christus ein;
Und sein Vicar auf Erden kam nach Florenz heute
Mit einem Esel auch — nur ritt er ihm zur Seite!" *)

Inzwischen beschäftigt sich Pio nono eingehend mit den Einrichtungen, die in der Peterskirche getroffen werden, um die sechshundertundfünfzig erwarteten Bischöfe in angemessener Weise parlamentarisch zu rangiren; da die außerdem anlangenden Glieder der niedern Geistlichkeit als doctores ecclesiae bei allen Berathungen nur consultative Stimme haben, mithin nicht zur beschlußfassenden Allgemeinheit gehören. Große Breterwände verdecken zur Zeit noch diese Vorkehrungen profanen Augen, aber man darf schon heute annehmen, daß der Schwerpunkt der Berathungen weniger in den großen, feierlichen Zusammenkünften der versammelten Patres, als vielmehr in den geheimen Sitzungen der verschiedenen Abtheilungen liegen wird, die etwa den Commissionen unserer parlamentarischen Versammlungen entsprechen.

Jedenfalls hat schon jetzt der Papst Sorge getragen, daß dem großen ökumenischen Concil des Jahres 1869 ein Denkstein nicht fehle, der für entfernte Jahrhunderte sein Andenken festhält. In diesen Tagen erst ist vom Cardinal Berardi auf dem Monte Janiculo der Grundstein zu diesem Denkmal gelegt worden, das sich, aus grünem, afrikanischen Marmor gehauen, etwa zweiundzwanzig Meter hoch in die Lüfte erheben soll.

---

*) „O essempio di virtu sublime e raro!
Entro Christo in Sion sopra un somaro;
Entro in Firenze il suo vicario santo,
Col ciercù anch' egli — ma l'avero a canto!"

Neben Pius IX. erhebt sich die mächtige Gestalt des Cardinals Antonelli, der trotz liberaler Antecedentien einer der eifrigsten Vertreter der staatlichen und kirchlichen Reaction geworden. Er verbirgt unter geschmeidigsten, nachgiebigsten Formen einen Charakter von seltner Energie, dessen Biegsamkeit ihm seit langer Zeit eine fast unbeschränkte Herrschaft über den Geist des Papstes gesichert. Cardinal Antonelli versteht es meisterhaft, als Vertreter der römischen Curie nach Außen hin, die Uebergriffe des Ultramontanismus abzuschwächen und die Politik des Vaticans überhaupt als unverfänglich hinzustellen. So wußte er noch erst in neuerer Zeit die Tragweite des Syllabus mit einer Mäßigung zu präsentiren, die in seltsamem Widerspruch zu dem Text jenes Documentes stand. Er gilt als einer der eifrigsten Verfechter der Ideen des kirchlichen Absolutismus und wenn der Vergleich erlaubt ist, könnte man ihm den Ehrgeiz zuschreiben, auf geistlichem Gebiet „als Mehrer des Reiches", im Interesse der absoluten Macht der Päpste thätig sein zu wollen *).

In diesen Bestrebungen steht ihm besonders eifrig zur Seite Mgr. Nardi, der lange Zeit hindurch es selbst nicht verschmäht hat, auf publicistischem Gebiet als Vertheidiger der Grundsätze des Syllabus aufzutreten, indem er römische Correspondenzen in jenem Sinne an eine in Venedig erscheinende politische Zeitschrift schrieb. In ihm, sagt man, concentrirt sich ein Theil des intimen Verkehrs, den man von Rom aus mit den Affiliirten des Jesuitenordens in aller Herren Länder unterhält und die Anklagen, welche namentlich von Frankreich aus durch den blinden Grafen Ségur gegen die liberalen und gallikanischen Tendenzen der französischen Geistlichkeit (Pater Hyacinth 2c.) nach Rom abgerichtet werden, sollen meist durch seine Hand gehen.

Dagegen wird das liberalere Element im Cardinals-Collegium durch einen Deutschen, den im Jahre 1823 geborenen Cardinal Hohenlohe (Schillingsfürst) repräsentirt. Der Cardinal, der eine verhältnißmäßig schnelle Carrière gemacht, verleugnet seine, dem kirchlichen Absolutismus sehr wenig günstige Ueberzeugung durchaus nicht und man kann vorhersehen, daß er auf dem Concil als einer der Führer jener Partei auftreten werde, welche die Unabhängigkeit des bischöflichen Elements in der Kirche gegenüber den Tendenzen des Ultramontanismus mit Eifer zu vertheidigen gedenkt.

Ein noch jüngeres Mitglied des sagra consulta ist der kaum einundvierzigjährige Cardinal Lucian Bonaparte, Vetter des Kaisers der Franzosen. Er verdankt seine Ernennung zunächst der Schlacht von Mentana, nach welcher der französische Hof in Rom um zwei Cardinalshüte petitionirte, deren einer für Prinz Lucian Bonaparte, damals noch römischer Protonotar, deren anderer aber für den Erzbischof von Paris,

---

*) Der augenblicklich schwer erkrankte Cardinal Reisach allein vermochte und vermag noch, seinem Einfluß beim Papste die Wage zu halten und nicht selten zog es Pius IX. sogar vor, in kirchlichen Dingen, dem deutschen Prälaten seine innersten Gedanken offener mitzutheilen, als dem vielgewandten geistlichen Staatsmanne.

Mgr. Darboy, bestimmt blieb, der seiner gallikanischen Richtung wegen in Rom nicht eben beliebt war. Wie immer, wußte man sich im Vatican auch diesmal zu helfen. Um nicht undankbar zu scheinen, gab man mit einer Bereitwilligkeit, die fast an Spontaneität streifte, den Cardinalshut für den Vetter des Kaisers hin und erkaufte sich schier das Recht, von dem andern nichts mehr hören zu wollen. So wurde Prinz Lucian Bonaparte am 13. März 1868 Cardinal. Ueber ihn selbst laufen in kirchlichen Kreisen zwei Versionen um. Nach der einen ist er ein wahrhaft frommer, glaubenseifriger Mann, der ein erbauliches, heiliges Leben führe, während die andere ihn, bei einer frivolen Grundlage des Charakters, einer gewissen Sinnlichkeit zeiht. Ich habe Grund, diese letztere Angabe für eine Erfindung der Gegner eines Mannes zu halten, dem eine so rasche Laufbahn nothwendig viele Feinde schaffen mußte. Im Gegentheil, Cardinal Bonaparte scheint ein von heißem Glaubensdrang beseeltes, kindlich-naives Gemüth zu besitzen, und wenn auch er der absoluten Richtung huldigt, so geschieht dies, weil ihn seine innerste Ueberzeugung dazu treibt. Gerade Das aber scheint ihn in Rom, wo in manchen Kreisen ein tüchtiges Stück Skeptik vorherrscht, verdächtig gemacht zu haben, um so mehr, da man in ihm einen Candidaten des Napoleonismus für den heiligen Stuhl vermuthet. Deshalb ist man gerade jetzt im Zuge, ihn aus Rom zu entfernen, um ihn, durch Ernennung zum französischen Cardinal von Lyon, mit Sitz im französischen Senat, gleichsam für die Zukunft unschädlich zu machen.

Weniger glücklich, wie oben angedeutet, war Mgr. Darboy, der Erzbischof von Paris, der früher als Vertrauter des Empire lange Zeit hindurch in Rom recht scheel angesehen wurde, und der noch heute wegen seiner national-gallikanischen Richtung manchen Verfolgungen von Seiten seiner absoluten Gegner ausgesetzt ist. Schon einmal, um sich zu verantworten, nach Rom berufen, kehrte er von dort, ohne eine Verständigung herbeigeführt zu haben, zurück, und es kam in der Folge selbst so weit, daß man ein eigenes Breve veröffentlichte, in welchem Mgr. Darboy schier der Häresie angeklagt und namentlich auch der Duldsamkeit gegen das verpehmte Freimaurerthum (Begräbniß des Marschalls Magnan) beschuldigt wurde. Mgr. Darboy, der es bis jetzt verweigert hat, sich auf Anklagen zu vertheidigen, die er auf die denunciatorische Thätigkeit des Grafen Ségur zurückführen zu können glaubt, ist ein Mann von hoher Begabung und er hat es lediglich seiner Ergebenheit für die herrschende Dynastie zuzuschreiben, daß er in Frankreich ziemlich isolirt dasteht, da ein guter Theil seiner Collegen entweder ultramontan und legitimistisch oder — wenn ebenfalls gallikanisch — immerhin nicht napoleonistisch gesinnt ist.

So ergeht es ihm beispielsweise mit dem streitfertigen Bischof von Orleans, Mgr. Dupanloup, der als der wahre Vertreter der modernen ecclesia militans gelten darf. Seine Domaine ist namentlich die Unterrichtsfrage, in welcher er Alles daran setzt, besonders in seiner Diöcese, das geistliche Element dem Laien-Element als überlegen zu erweisen.

Da er aber ein wissenschaftlich fein gebildeter Mann, gerieth er, sogar auf diesem Gebiete, mit dem Ultramontanismus in ernsten Zwiespalt. Er war nämlich für die Beibehaltung der heidnischen Classiker selbst für die christliche Erziehung eingetreten und zog sich deshalb von dem Hofblatte des kirchlichen Absolutismus in Frankreich, dem Univers Louis Veuillot's, eine Reihe so heftiger Angriffe zu, daß er, heißblütig, wie er ist, einen Hirtenbrief veröffentlichte, „über das Uebel, welches die Polemiken des Univers der Kirche zugefügt", worauf er in seinen Priesterseminaren die Lectüre dieses Blattes überhaupt untersagte. Aber der Univers hatte in Rom hohe Beschützer und so langten denn bald aus der ewigen Stadt Weisungen an, welche dem Bischof Stillschweigen auferlegten und sein Leseverbot außer Kraft setzten. Als Mitglied der Akademie Française hat er bei den vierzig Unsterblichen sich einen solchen Einfluß zu gewinnen gewußt, daß sein Widerspruch genügte, um die Wahl des berühmten aber materialistischen Sprachgelehrten Littré zum Mitglied scheitern zu machen. Dies malt den Mann, eben so wie seine scharfe Polemik gegen die kaiserliche Broschüre: „Le pape et le congrès", der er nicht anstand, „Sophismen, flagrante Widersprüche und fühlbare Albernheiten" vorzuwerfen. Bischof Dupanloup gehört zu jenen religiösen Politikern, welche sich um den Grafen Montalembert geschaart haben und trotz mancher Schroffheiten in der Form, die ihm eigen, muß man zugestehen, daß in ihm eine urwüchsige, unermüdliche Kraft vorhanden, welche der Sache der bischöflichen Freiheit gerade in Rom sehr zu Statten kommen dürfte.

Sein Auftreten wird namentlich dazu beitragen, ultramontane Heißsporne, wie Cardinal Bonnechose (Rouen) und Mgr. Pie (Poitiers) in Rom relativ gemäßigt erscheinen zu machen, wogegen der gelehrte Mgr. Maret allerdings durch sein Werk über das Concil, das Ergebniß siebzehnjährigen Fleißes, viel dazu beigetragen hat, die Gegensätze zuzuspitzen. Mgr. Maret, schon lange als entschiedener Gallikaner bekannt, war von der Regierung zum Bischof von Vannes ernannt, aber von Rom nicht bestätigt worden. Er hatte darauf seine Entlassung eingereicht, welchen Beweis der Ergebenheit Pius IX. durch seine Ernennung zum Bischof von Sura in partibus belohnte. In diesem Augenblick erörtert man in Rom sogar die Frage, ob sein Werk über das Concil nicht auf den Index zu setzen sei; sicherlich für ein Mitglied der Kirchenversammlung eine sehr wenig erbauliche Aussicht.

Den französischen Gallikanern gegenüber steht der Erzbischof von London, Mgr. Manning, als ein Ultramontaner vom reinsten Wasser da. Er, der lange Zeit in Rom Hauspriester seiner Heiligkeit gewesen, genießt dort ganz besondern Ansehens, einmal weil die geachtete Stellung, die er in England einnimmt, auch par ricochet in Rom nachwirkt und dann, weil er in der Lage war, schon zu verschiedenen Malen durch bedeutende Summen, Erträgnisse von ihm veranstalteter Sammlungen, dem schier versiegten päpstlichen Schatze neue Hülfsquellen zu erschließen. Deshalb auch und seines kühnen Ehrgeizes halber, der vor keinem Ziel

zurückbebt, gilt Mgr. Manning, der einstige Anglikaner und Puseyt, der erst 1851 katholisch geworden und der schon 1865 Nachfolger des Cardinals Wiseman werden konnte, für einen der aussichtsvollsten Bewerber um die Tiara, wenn sie nach dem Tode des greisen Pio nono eines neuen Papstes Stirn zu schmücken berufen sein sollte.

Daß die deutsche Geistlichkeit nicht ganz den ultramontanen Feuereifer des englischen Proselyten theilt, konnte schon aus dem Manifest von Fulda gesehen werden, das, vom Grabe des heiligen Bonifacius aus, die Vereinbarkeit der katholischen Dogmen mit den Fortschritten der Civilisation und Gesittung so lebhaft betont hatte. Dem Nachfolger des ehrwürdigen Geißel, dem Erzbischof Paulus Melchers von Köln, war es vorbehalten gewesen, eine eingreifende Rolle bei Gelegenheit dieser Fuldaer Kundgebung zu spielen und wiewol er eine Zeitlang für einen jener Cleriker gegolten, welche eine in politischen Dingen liberale Gesinnung mit ausgesprochener Hinneigung zu ultramontanen Tendenzen zu verbinden wissen, so hat doch seine Betheiligung an der Conferenz in Fulda hinlänglich bewiesen, daß Erzbischof Paulus Melchers, weit entfernt ist, das Heil der Kirche im starren Festhalten an mittelalterlichen Anschauungen und Grundsätzen zu suchen, die es nun einmal unmöglich ist mit den Strömungen der frischlebigen Neuzeit zu versöhnen, ohne die Gläubigen selbst, wenigstens in Deutschland, am Beruf der Kirche irre werden zu lassen.

Wie der Erzbischof von Köln, stand auch Bischof Wilhelm Emanuel von Ketteler von Mainz lange Zeit, aber mit Unrecht, in dem Rufe, ein Ultramontaner im römisch-absoluten Sinne des Wortes zu sein. Er hatte im Jahre 1839 dem Staatsdienst und der juristischen Carrière entsagt, um sich der kirchlichen Laufbahn zu widmen, und erregte zuerst allgemeine Aufmerksamkeit, als er, Abgeordneter im Frankfurter Parlament, am Grabe des ermordeten Fürsten Felix Lichnowsky eine äußerst freimüthige Rede hielt. Seit 1850 Bischof von Mainz, hat er seit dieser Zeit namentlich den socialen Fragen der Gegenwart seine Aufmerksamkeit zugewendet, für deren Lösung im kirchlichen Sinne er — ein deutscher Dupanloup — eine Unzahl Broschüren veröffentlichte. Eine derselben, aus dem Jahre 1861, verdient ganz besonders erwähnt zu werden, weil Freiherr von Ketteler darin ausdrücklich eine Anzahl der im Syllabus später so viel geschmähten Principien von 1789 anerkennt. Auf diese Weise wartet seiner eine unangenehme Situation, falls ein Beschluß des Concils diese Verurtheilungen des Syllabus für allgemein verbindlich erklären sollte. Aber es ist dies, so wie das Fuldaer Manifest, eben eine Bürgschaft dafür, daß es dazu nicht kommen kann — will man anders das deutsche Episcopat nicht zu Schritten treiben, die im Interesse des Kirchenfriedens besser vermieden blieben.

Die österreichischen Bischöfe allerdings haben sich von der Versammlung in Fulda fern gehalten. Ihre Führer waren und sind noch mitten im Kampfe gegen die liberale Neugestaltung der österreichisch-ungarischen Monarchie begriffen und es ist klar, daß Cardinal Rau-

scher, Erzbischof von Wien, nicht mit fröhlichen Augen ansehen konnte, wie Alles gegen das Werk anstürmte, das er selbst erst im Jahre 1856 als „Concordat" so mühsam aufgerichtet. Als man daher jetzt an allen Bestimmungen dieses in seinen Augen noch immer rechtsbeständigen Tractates zu rütteln anfing, da stand Cardinal Rauscher nicht an, mit der Staatsgewalt einen mehr oder minder offen geführten Kampf gegen Verfassungsleben und Einführung freisinniger Gesetze mit Charakter und Entschiedenheit aufzunehmen. Trotzdem aber, wie dies in solchen Fällen stets zu geschehen pflegt: nachdem der Cardinal durch Proteste aller Art die Rechte seines Gewissens hinlänglich gewahrt, fängt er an, sich in's Unvermeidliche zu fügen, um nicht durch gar zu sehr verlängerten Widerstand noch kostbarere Güter, als die schon verlorenen, auf's Spiel zu setzen.

Einer der wärmsten Vertheidiger der kirchlichen Rechte, wie sie das Concordat geschaffen, war unter dem Erzbischof von Wien der Bischof Rudigier von Linz. Er namentlich ist es gewesen, der den Kampf offen auskämpfte und in einem Hirtenbrief am 7. September 1868 über Ehe, Schule und interconfessionale Verhältnisse der Staatsbürger der neu geschaffenen Gesetzgebung Oesterreichs alle Verbindlichkeit für die treuen Katholiken absprach. Dieser unverhüllte Widerstand brachte ihn in Conflict mit den Gerichten. Man machte einen Proceß gegen ihn anhängig, während dessen Dauer er in allen Kirchen seiner Diöcese Messen lesen ließ, um einen günstigen Ausgang desselben zu erwirken. Die irdische Gerechtigkeit verhängte trotzdem eine vierzehntägige Gefängnißhaft über ihn, die ein besonderer Gnadenerlaß des Kaisers Franz Joseph ihm jedoch alsbald ersparte.

Das sind die hervorragendsten Männer des katholischen Episcopats, die berufen sind, in dem großen Geschwornengericht der Kirche ihre Stimme abzugeben. Während in früheren Kirchenversammlungen nach Nationalitäten abgestimmt wurde, wird im ökumenischen Concil dieses Jahres das persönliche Votum zur Anwendung gelangen, so daß alle die Persönlichkeiten der verschiedenen Nationen sich und die Principien, die sie vertreten, zur Geltung bringen können.

Wie aber auch immer die Beschlüsse des Concils ausfallen mögen, seien sie im streng absolutistischen oder im bischöflich-parlamentarischen Sinne gehalten, das Eine, die Nichtbetheiligung der Mächte, die man in Rom als so großen Sieg betrachtet, wird sich schließlich furchtbar rächen, und für den vorurtheilslosen Beobachter ist es schon heute keine Frage mehr, daß die Bewegung, welche innerhalb der Kirche mit der Einberufung des Concils begann, nur außerhalb derselben enden kann und wird, das heißt, mit einer vollkommenen Trennung von Staat und Kirche, welcher der römische Absolutismus in die Hände arbeitet, ohne, wie es scheint, ein solches Ergebniß auch nur zu ahnen.

Arthur Levysohn.

Der Suez-Canal.

Von **Hermann Grieben.**

„Das Land Aegypten steht Dir offen; laß Deinen Vater und Deine Brüder am besten Orte des Landes wohnen, laß sie im Lande Gosen wohnen!" Also sprach Pharao zu Joseph und die Kinder Israels nahmen Wohnung im Lande Gosen und blieben darin seßhaft vierhundertunddreißig Jahre, bis Moses sie hinausführte aus der ägyptischen Knechtschaft durch die Wüste in das ihnen gelobte Land.

Jener „beste Ort" aber lag östlich an der Niederung des Niles nach dem Wüstensee Timsah hin, mitten auf jenem Erdknorpel, der Afrika mit Asien verbindet und heute die „Landenge von Suez" heißt. Dazumal freilich, in jenen ältesten Zeiten, war die Gestaltung des Bodens zwischen dem Rothen und dem Mittelmeere doch etwas anders als heute. Unterhalb Memphis (Kairo) ergoß sich der Nil durchs Niederland in sieben Ausströmungen, deren östlichste bei Tannis und Avaris (Pelusium) ohne Vermittlung des damals noch gar nicht vorhandenen Menzaleh-Sees direct das Meer erreichten und mit ihrer Wasserfülle die Hauptverkehrsstraßen des Landes bildeten, wogegen von den mehr westlichen Mündungen, an denen heute Damiette und Rosette liegen, noch gar keine besondere Rede war. Von Süden her erstreckte sich die Bucht des erythreischen oder Rothen Meeres um fünfzig Kilometer weiter in's Land hinein, als heute, so daß sie noch das ganze Becken der sogenannten Bitterseen mit umfaßte, das daher auch der Meerbusen von Heroopolis genannt wurde. Ob auch der um zehn Kilometer nördlicher gelegene Timsah-See eine Lagune des Rothen Meeres gewesen, ist fraglich, wohl aber darf angenommen werden, daß er mit dem östlichsten Nilarme durch einen Wasserlauf, der von Bubastis (heute Zagazig) gerade das Land Gosen durchzog, in Verbindung gestanden hat. Pharao Ramses II. oder Sesostris soll diesen Canal haben graben lassen. Es ist dies derselbe König, der die Kinder Israels zu hartem Frohndienst heranzog und sie „Ziegel streichen" ließ zum Bau der beiden großen Städte Ramses und Pithum (Heroopolis.) Da erstere an jenem Canal, letztere an der erwähnten nördlichsten Einbuchtung des Rothen Meeres lag, so scheint hier die Hauptverkehrsstraße vom Nil aus durchgegangen zu sein. Als nun Moses den Plan gefaßt hatte, sein Volk aus Aegypten hinauszuführen, schlug er kluger Weise nicht den geraden Weg gen Osten ein, sondern wandte sich von Pithum südwärts zwischen dem Gestade der Bitterseen und den Abhängen des Gebel Geneffe hindurch und überschritt an einer schmalen Stelle bei Beelsephon (heute Caliub oder Chaluf) den Meeresarm, der zur Zeit der Ebbe dort wenig oder gar kein Wasser gehabt, zur Zeit der Fluth aber den nachsetzenden Pharao mit allen seinen Mannen wohl verschlungen haben mag.

Fünfzig Jahre später soll Ramses III. oder Rampsinit auf dem Rothen Meere eine Flotte von 400 Schiffen unterhalten und zuerst den Plan gefaßt

haben, den Wasserlauf des Landes Gosen durch einen Canal mit der Bucht von Heroopolis in directe Verbindung zu setzen und so eine ununterbrochene Schifffahrt vom Mittel- nach dem Rothen Meere zu ermöglichen. Indessen scheint nichts daraus geworden zu sein; denn unter den späteren Dynastieen war keine Rede mehr davon. Erst Necho, der Sohn und Nachfolger des griechenfreundlichen Psammetich, nahm, am Schlusse des sechsten Jahrhunderts vor Christo, das für den Handelsverkehr so ungemein wichtige Werk wirklich in Angriff. Von Bubastis über Ramses bis in die Nähe von Heroopolis ließ er, mit Benutzung des vorhandenen Grabens, einen 92 Kilometer langen und dreißig Meter breiten Canal ausstechen, wobei, wie Herodot erzählt, 120,000 Arbeiter ums Leben gekommen sein sollen. Da man indessen das System der Schleusen damals noch nicht kannte und von dem Wahn befangen war, daß das Rothe Meer einen ungleich höheren Wasserstand habe, als das Mittelmeer, so unterblieb der völlige Durchstich bei Heroopolis und die directe Verbindung beider Meere kam nicht zur Ausführung.

Unter Psammenit gerieth Aegypten in Krieg mit den Persern, Cambyses drang nach der bei Pelusium gewonnenen Schlacht siegreich in's Land ein, sein Nachfolger, Darius Hystaspis, ließ es sich angelegen sein, die Arbeiten am Necho-Canal wieder aufzunehmen, um ihn schiffbar zu erhalten; doch scheint auch er den letzten Durchstich nicht gewagt zu haben. Wol aber erwarb er sich das Verdienst, den im Laufe der Jahrhunderte mehr und mehr versandeten Meeresarm, durch den die Bucht von Heroopolis mit der offnen See in Verbindung stand, auszubaggern und eine 15 Kilometer lange Wasserstraße zu schaffen, die den Namen Canal der Pharaonen erhielt, da auch die persischen Herrscher noch den Titel der alten Priesterkönige führten.

Alexander der Große trug sich mit großen Plänen, um die von ihm am westlichsten Nilarm neu gegründete Stadt Alexandria nach allen Richtungen hin, auch nach dem Rothen Meere, in directen Handelsverkehr zu setzen; aber erst seinen Nachfolgern, den Ptolemäern, war es vergönnt, dem Lande den Aufschwung zu geben, den es trotz seiner vorzüglichen Lage und seiner beispiellosen Fruchtbarkeit unter den üppigen und verschwenderischen Persern niemals hatte erlangen können. Ptolemäus II. Philadelphus war es, der die Barre bei Heroopolis durchstach und mittelst Schleusen eine Wasserverbindung zwischen dem Necho-Canal und der Meeresbucht herstellte, zugleich aber auch den wieder versandeten Pharaonen-Canal auf's Neue ausbaggerte und regulirte. So wenig indessen traute er der Dauerhaftigkeit dieser Wasserbauten, daß er gleichzeitig von Myos Ormos (später Kosseir), einem trefflichen Hafen an der Küste des Rothen Meeres, durch die Wüste eine mit Trinkwasserbrunnen ausgestattete bequeme Karawanenstraße von zwölf Tagereisen bis nach Koptos am Nil in Oberägypten anlegte. Und in der That trug dieser Landweg im Handelsverkehr über die Wasserstraße den Sieg davon. Zwei Jahrhunderte später waren alle Canäle wieder dermaßen zugeschwemmt und unfahrbar, daß die Flotte der Cleopatra sich nicht in's Rothe Meer flüchten konnte, sondern in Alexandria dem Sieger von Actium sich ergeben mußte. Unter den ersten römischen Kaisern wurde nichts darin geändert, die Wasserstraße blieb verwahrlost, aller Verkehr ging den Karawanenweg vom Rothen Meere zum Ober-Nil. Eine schreckliche Hungersnoth, die zur Zeit Trajan's in Aegypten ausbrach, ließ zuerst wieder daran denken, die Wasserläufe des Niederlandes zu säubern und in brauchbaren Zustand zu setzen. Hadrian ging mit allem Eifer daran, eine Stromregulirung vorzu-

nehmen, doch scheint sein Hauptaugenmerk auf das Geäder des Nil-Delta's gerichtet gewesen zu sein. Was er zur Aufbesserung des Necho-Canals und des Canals der Pharaonen gethan, war, obschon er dieser Meerverbindung den stolzen Namen „Trajan-Strom" beilegte, keineswegs so durchgreifend, daß der Handel sich hätte bewegen lassen mögen, den mehr als zweifelhaften Wasserweg von einem Meere zum andern statt der zuverlässigen Karawanenstraße einzuschlagen.

Wieder vergingen mehrere Jahrhunderte, der Islam eroberte das Land. Wieder war es eine und zwar in Arabien ausgebrochene Hungersnoth, welche auf die Nothwendigkeit einer schiffbaren Wasserstraße aus dem Nil-Delta nach dem Rothen Meere hinwies. Auf Befehl des Kalifen Omar wurden die alten Canäle binnen Jahresfrist (640 nach Christo) abermals aufgegraben und soweit in schiffbaren Stand gesetzt, daß die nach dem Hedjas bestimmten Getreideladungen wenigstens in Kähnen bis an's Rothe Meer geschafft werden konnten. Im Jahre 767 aber ließ der Kalif Al Mansur aus dem Hause der Abbassiden, der Erbauer Bagdads, die ganze Wasserstraße, die den Namen „Canal des Beherrschers der Gläubigen" angenommen hatte, wieder verschütten, um der Stadt Medina, wo sein Oheim sich wider ihn empört, jede ägyptische Getreidezufuhr abzuschneiden. Vielleicht hatten auch schon die unablässigen Sandwehen der Wüste das Ihrige dazu beigetragen, die Wasserrinnen, die man seit einem Jahrtausend vergeblich offen zu halten gesucht, dem übrigen Boden gleich zu machen. Seitdem waren der Necho- und der Pharaonen-Canal so gut wie spurlos verschwunden, der heroopolitische Meerbusen ward zu einem Binnensee, dessen Wasser allmählich verdunstete und große Salzlager auf dem Grunde zurückließ. Mitunter warf wohl das Rothe Meer gewaltige Sturmfluthen über die Versandung in das Becken oder auch der Nil gab wol die Ueberfülle seines Gewässers durch das Land Gosen dahin ab, doch die Verdunstung nahm dann auch immer wieder ihren regelmäßigen Verlauf, abwechselnd schichteten sich Meersalz und Nilschlamm über einander auf. Inzwischen ging auch im Nil-Delta eine wichtige Veränderung vor sich. Die östlichen Ausflüsse versumpften und die Strömung warf sich auf die westlichen Abzüge. Das Mittelmeer, dem jene keinen Widerstand mehr leisten konnten, brach gewaltsam herein und wühlte sich eine große Bucht, die es dann wieder durch eine sandige Nehrung verschloß. So entstand der Menzaleh-See, ein Haff, das mit seiner Lagune, dem Ballah-See, 65 Kilometer, fast bis an den Timsah-See, in die Landenge eingreift.

Fast um dieselbe Zeit, in welcher der Canal des Beherrschers der Gläubigen für immer verschwand, erhob sich in Italien eine Stadt, der es beschieden war, im Mittelalter die Seemacht des Mittelmeers zu werden: Venedig. Man weiß, was dieser Handelsplatz in den Zeiten der Kreuzzüge zu sagen und zu bedeuten hatte. Sein Weg nach Indien ging durch Aegypten, ihn beherrschte er ganz allein. Indessen die Weltgeschichte rückte vorwärts und verlegte ihren Schwerpunct, Das Mittelmeer hörte auf, die Mitte der historischen Entwicklung zu sein. Columbus entdeckte Amerika und Vasco de Gama fand den Seeweg nach Indien um die Südspitze von Afrika. Die Venetianer und Türken machten verzweifelte Anstrengungen gegen die neue Zeit. Umsonst. Portugal hatte die oceanische Bahn gebrochen, Holland und England erweiterten sie, das Mittelmeer mit seinem ägyptischen Transit gerieth in Mißachtung und Vergessenheit. Die Aegypter halfen sich so gut sie es vermochten. Sie verbanden den Nil, dessen Mündungen sämmtlich un-

fahrbar geworden waren, durch einen Canal mit Alexandria, richteten eine Karawanenstraße von Kairo nach Suez ein und vertrieben so ihre Waaren nach Arabien, Persien und selbst nach Indien. Wol dachten auch verschiedene Sultane daran, den Wasserverkehr zwischen dem Mittel- und dem Rothen Meere wieder herzustellen, aber es blieb bei dem bloßen Gedanken. Die Aufgabe war für die Mittel, über die man gebot, zu riesig. Auch Bonaparte faßte den Plan in's Auge und ließ 1799 den Ingenieur Lepère das Terrain der Landenge einer genauen Besichtigung unterziehen. Man maß, rechnete, und fand schließlich, daß der Wasserspiegel des Rothen Meeres 9,9 Meter höher (!) liege als der des Mittelmeers. Unter dieser jetzt als durchaus irrig erwiesenen Annahme wurde ein Plan zu einem Canalbau entworfen, der das Becken des Bittersees nach Süden mit dem Meerbusen von Suez mittelst Schleusen und nach Norden direct mit dem Mittelmeer da, wo Pelusium gestanden, dann aber auch nach Nordwesten hin mit Alexandria in Verbindung setzen sollte. Zur Ausführung kam dieser Entwurf nicht, doch trat Aegypten, das so lange abseits gelegen und von Niemand recht mehr beachtet worden war, von nun an wieder in den Kreis der politischen Weltbewegung. Mehemed Ali, der 1806 die Statthalterschaft übernahm, wandte dem Canalsystem des Landes ernste Aufmerksamkeit zu und England konnte sich nicht verhehlen, daß, nachdem die Dampfkraft als ein neuer gewaltiger Hebel in die Geschichte eingetreten war, die Landenge von Suez sich die ungemeine Bedeutung für den Handelsverkehr, die ihr durch ihre natürliche Lage zukam, zurückerobern werde. Der Weg um's Cap der guten Hoffnung konnte in Dingen, bei denen Zeit Geld war, mit dem ägyptischen Transit auf die Dauer nicht concurriren und so beantragte die Regierung von Bombay 1823 die Einrichtung einer Dampfschifffahrtslinie zwischen den indischen Häfen und Suez. Vom Parlament abgewiesen, wiederholte sie 1826 den Antrag mit nicht besserem Erfolge. Dem Lieutenant Waghorn, der 1829 zuerst mit der Idee einer Depeschenpost auf demselben Wege hervortrat, erging es nicht besser. Endlich 1837 wurde der Versuch gemacht, Dampfschiffe zwischen Indien und Suez, sowie zwischen Alexandria und England in regelmäßige Fahrt zu setzen. Daran schloß sich bald eine Eisenbahn von Alexandria nach Kairo und 1857 endlich auch ein Schienenweg von Kairo nach Suez. Inzwischen war aber auch die directe Verbindung beider Meere auf's Neue zur Sprache gebracht worden. Tolabot trat 1847 mit einem Plan hervor, ihm folgte 1856 Emile Barrault. Beide wollten mit Zuhülfenahme des Nils Alexandria mit Suez in ununterbrochenen Wasserverkehr setzen, Ersterer verlangte 400, Letzterer gar 500 Kilometer für den ganzen Lauf seines Canals. Gleichzeitig aber hatte auch Ferdinand von Lesseps sich eifrig mit der Frage beschäftigt und den allerkürzesten Weg durch die Landenge direct von Suez gen Norden in's Auge gefaßt.

Am 19. November 1805 zu Versailles als Sohn des Grafen Mathieu de Lesseps, des ersten Vertreters, den Frankreich in Aegypten seit Bonaparte's Expedition gehabt, geboren, trat Ferdinand von Lesseps frühzeitig, schon 1825, in die diplomatische Laufbahn und zwar als Attaché des Generalconsulats in Lissabon ein. Von 1831 bis 1838 fungirte er in Aegypten zuerst als Viceconsul, dann als Generalconsul und Geschäftsträger, wurde darauf nach Rotterdam, Malaga und Barcelona geschickt, zeichnete sich während des Bombardements letzterer Stadt am 4. November 1842 auf's Rühmlichste aus, erhielt 1848 den Gesandtschaftsposten in Madrid und nahm 1849, als

er einen ihm nach Rom überwiesenen Auftrag der französischen Regierung nicht auszuführen vermochte, seinen Abschied aus dem Staatsdienst. Fünf Jahre darauf folgte er einem Rufe des soeben zur Regierung gelangten Vicekönigs Said Pascha nach Aegypten und setzte nun diesem den lange erwogenen und gründlich gereiften Plan zu einem Suez-Canal auseinander. Am 15. November 1854 wurde ihm zur Ausführung seiner Entwürfe die erste Concession ertheilt und am 5. Januar 1855 das von ihm vorgelegte Gesellschaftsstatut bestätigt. Am 25. Juni 1856 wurde in Paris die erste Nummer des lediglich diesem Unternehmen gewidmeten Blattes „L'Isthme de Suez" ausgegeben, das bis heute regelmäßig erschienen ist und die öffentliche Meinung Europa's für das anfangs viel angefeindete und als chimärisch verschrieene Riesenwerk mehr und mehr zu gewinnen gewußt hat. Im November 1858 begann in Paris die Subscription und schon im December erfolgte die Constituirung der Suez-Canal-Compagnie, die dann am 15. Mai 1860 ihre erste Generalversammlung hielt, nachdem am 25. April 1859 der erste Spatenstich gethan war. Zehn Jahre sind seitdem vergangen, bis zum 1. Juli dieses Jahres haben die Kosten aller Art zusammengenommen 404,373,378 Francs betragen, in der Generalkasse befand sich noch ein Ueberschuß von 47¹/₄ Mill. Frcs. Es sind bei den verschiedenen Bauten, Ausgrabungen, Baggerungen und Schüttungen 12,000 Menschen und 20,000 Thiere, 78 Dampfbagger von 2370 Pferdekraft, 18 Hebemaschinen, 20 Erdhöhler, 20 Dampfkrahne, 15 Locomotiven, 60 Locomobilen, 100 Dampfschiffe mit Pumpen und Wasserhebern beschäftigt gewesen. Ende 1863 war der Süßwassercanal von Zagazig bis Suez fertig, 1866 konnte der Seecanal von Port Said bis Ismailia zum ersten Mal befahren werden. Am 18. März d. J. begann das Wasser des rothen Meeres in die südliche Hälfte des Canals einzuströmen und das Becken der Bitterseen zu füllen. Die Hauptarbeit ist geschehen, das Riesenwerk vollendet und der Suez-Canal in einer Länge von 160 Kilometer (etwa 20 Meilen) am 17. November dem Verkehr der Schifffahrt feierlich geöffnet worden.

Also, das Land Aegypten steht uns offen. Sind wir gleich nicht eingeladen gewesen von Pharao, ich wollte sagen, Khedive Ismail Pascha, mit unserem Salondampfer an der großen Auffahrt Theil zu nehmen, so haben wir doch still in Gedanken die Reise mitgemacht und wollen in aller Kürze hier berichten, was wir unterwegs gesehen.

In der Nehrung, welche den Menzaleh-See vom Mittelmeere abschließt, sind mehrere Oeffnungen. In eine derselben, welche von Damiette und den alten Trümmern des alten Pelusium gleichweit entfernt ist, fahren wir ein. Früher war hier nichts als Sumpf, jetzt finden wir eine ganz neu geschaffene Hafenstadt: Port Said. Zwei mächtige Molenarme strecken sich 2500 Meter weit in's Meer und schützen das Fahrwasser vor Versandung. Ein Leuchtthurm, dessen Feuer zwanzig Meilen weit sichtbar sein soll, erhebt sich unmittelbar vor der Stadt, deren allerdings nur von Holz aufgeführte Häuser bereits von 8000 Menschen, meist Arabern und Griechen, bewohnt werden. Vom Binnenhafen, der den Namen des Vicekönigs Ismail führt und mit schönen Quais eingefaßt ist, beginnt der Canal. Von beiden Seiten eingedämmt, zieht er sich südwärts durch den Menzaleh-See in einer Wasserbreite von 100 Meter und in einer bis auf 7 ja 8 Meter ausgebaggerten Tiefe. Die Dammkronen und Böschungen sind mit Weiden bepflanzt, die dem aufgetragenen Erdreich (Thon und Sand) noch besseren Halt geben. Die erste

Station, 15 Kilometer von Port Said, ist Ras-el-Ech, eine kleine Insel, wie deren eine große Zahl aus dem Menzaleh-See auftaucht; dann folgt, schon jenseits des Sees, 45 Kilometer von Port Said, Kantara, wo die Landstraße, die von Kairo nach Syrien führt, durchschnitten und deshalb eine Fähre etablirt ist. Weiter geht dann die Reise durch die Lagunen des Ballah-Sees bis zur Station El Ferdane, 65 Kilometer von Port Said. Hier hören die künstlich aufgeschütteten Böschungen auf und es beginnen die Durchstiche. Denn das Terrain von El Guisr, das nun folgt, ist die bedeutendste Erhebung zwischen beiden Meeren. Der Flugsand hat sich hier bis einige zwanzig Meter hoch aufgethürmt und der Grund, der außerdem noch auf 8 Meter hat ausgehoben werden müssen, besteht aus Kiesgeröll. Der ganze Durchstich hat bis zum Timsah-See eine Länge von zehn Kilometer und ist in mehreren Curven ausgeführt. Genannter See, der im Alterthum dazu diente, die Ueberfülle des Niles durch den Necho-Canal in sich aufzunehmen und zu verdunsten, war bis vor wenigen Jahren nichts weniger mehr als ein See, sondern nur ein von weiten Wüstenstrecken umgebenes, bis auf eine kleine Pfütze voll bittern Wassers schier ausgetrocknetes Becken. Jetzt ist er wieder ein wirklicher See, bis an den Rand mit fischreichem Meerwasser gefüllt und der schönste Hafen der Welt. Am Nordufer, wie aus der Wüste hervorgezaubert, liegt in grünen Wiesen die neugegründete Stadt Ismailia. In den freilich auch nur hölzernen Häusern wohnen bereits 6000 Menschen, darunter viel Franzosen. Der Vicekönig und Herr v. Lesseps haben sich hier reizende Landhäuser erbaut. Von Westen her streicht das Thal Tumila, das alte Land Gosen, bis an den See. Durch dasselbe zieht sich von Zagazig (Bubastis) her neben der Eisenbahn der im Gebiet des Necho-Grabens neu ausgebaggerte, 15 Meter breite und 1½ Meter tiefe Süßwassercanal, der bis Suez weitergeführt ist, zugleich aber auch bei Ismailia ein großes Reservoir stets gefüllt erhält. Aus diesem wird mit Dampfkraft das trinkbare Nilwasser durch eine eiserne Röhrenleitung, die dem westlichen Damm des Schifffahrtscanals eingefügt ist, nach allen nordwärts gelegenen Stationen bis nach Port Said getrieben.

Auf dem Timsah-See haben wir die Hälfte Weges hinter uns, wir sind ca. 80 Kilometer vom Mittelmeer und eben so weit noch vom Rothen Meere entfernt. Die nächsten 15 Kilometer des Canals sind durch wellenförmiges Terrain von Kies und Sand gegraben, hier und da sieht man zu beiden Seiten Gesträuche und Tamariskenbäume. Zur Rechten ziehen sich Eisenbahn und Süßwassercanal südwärts, auch finden sich in deren Nähe noch Spuren des Durchstichs, den Darius vom Necho-Canal nach den Bitterseen hat machen lassen. Hart an der Eisenbahn liegen die Trümmer des Serapeums, des altägyptischen Sonnentempels, der hier in der längst verschwundenen Stadt Heroopolis vor Zeiten gestanden hat. Fünf Kilometer weiterhin mündet der Canal, der übrigens auf dieser ganzen Strecke nur 58, mitunter sogar nur 48 Meter breit und noch sehr seicht ist, in das große, jetzt auch vollständig wieder mit Meerwasser gefüllte Becken der alten Meerbucht von Heroopolis oder, wie dieselbe bisher geheißen hat, der Bitterseen, die sich in einer Länge von 30 Kilometer nach Süden erstrecken und ein Fahrwasser von mindestens 10 Meter Tiefe haben. Die Ufer zu beiden Seiten leuchten von den vielen weißen Muscheln die sich hier, als das rothe Meer noch offnen Zugang hatte, in concentrischen Kreisen abgelagert haben, hell wie mit Schnee bedeckt. Eisenbahn und Süßwassercanal um-

ziehen das Becken an der Westseite in weitem Bogen und nähern sich dem Schifffahrtscanal erst wieder, wenn dieser am Südende des kleinen Bittersees in die uralte Rinne des Pharaonen-Canals eingetreten ist und die Stelle (Caliuf) erreicht hat, wo die Kinder Israels voreinst „durch's Rothe Meer gezogen" sind. Die ganze 15 Kilometer lange letzte Landstrecke bis zum Meerbusen von Suez ist vollständig öde und wüst, ohne alle und jede Spur von Pflanzenwuchs. Nichts als Sand und Sand, am westlichen Horizont tauchen einige Höhenzüge auf, die aber auch nur kahle Felsen sind. Endlich ist Suez erreicht, aber der Canal mündet nicht unmittelbar an der Stadt, sondern jenseits der Lagune weiter südlich in ein neu eingerichtetes schönes Hafenbassin, wohin übrigens die Eisenbahn mittelst eines Brückenbaues verlängert werden wird.

So hätten wir denn diese siebzehnstündige Fahrt vom Mittel- zum rothen Meer glücklich überstanden. Es ist eine Riesenarbeit gewesen, diesen zwanzig Meilen langen Canal so herzustellen, wie er jetzt dem Handelsverkehr, für den er allerdings von unermeßlicher Bedeutung ist, hat erschlossen werden können. Er hat die Träume von Jahrtausenden verwirklicht. Der Dampfschifffahrt zwischen England und Indien, welche ums Cap der guten Hoffnung fast 6000 Meilen zurückzulegen hat, ist der Weg jetzt um die Hälfte verkürzt. Sie wird sich die eintönige Passage durch die ägyptische Landenge schon gefallen lassen. Uns aber sei nicht zugemuthet, nun auch noch die Rückfahrt nach Port Said zu riskiren. Wir benutzen weit lieber die Eisenbahn und fahren über Ismailia und Zagazig nach Benha, wo wir die Wahl haben, einen südlichen Abstecher nach Kairo zu machen oder direct über Tantah und Damanhour nach Alexandria zu fahren.

Ein Wald am Mississippi.

Federzeichnung nach der Natur von **Udo Brachvogel.**

Schmal und gewunden zieht sich der Pfad in der Nähe des kleinen Flusses dahin, welcher wenige Meilen unterhalb in den Vater der Ströme fällt. Bei jeder Biegung scheint er sich in den wandartig geschlossenen Laubmassen eines undurchdringlichen Unterholzes zu verlieren. Nur wenige Wochen von keinem Reiter oder Fußgänger betreten — und seine Spur ist in dem Gedränge des jungen Waldvolks verloren gegangen. Ueppig und schlank sproßt dieses aus dem Bottom*) empor, die Stämme der alten Bäume umdrängend wie Hofgesinde seine Fürsten — fürwahr! Es ist eine rechte Welt von Gottes Gnaden, welche sich hier erschließt. Die Hofhaltung der Granden und Könige der Pflanzenwelt: das ist dieser Wald, der mit der pomphaften Laub- und Wipfelentfaltung nördlicher Zonen mehr als einen Zug der Vegetations-Gewalt des blüthenreichen Südens vereint. Die mannigfachsten Schätze streut er über Denjenigen aus, der in die Tiefe seiner Geheimnisse dringt; köstliche Gastgeschenke bietet er jedem seiner Sinne dar. Den Geruch erlaben die verschiedenartigsten Düfte. Das üppige, vanillenartige Parfum von Blumen, welche nur an den feuchtesten Plätzen gedeihen und das herbe Aroma der jungen Ceder schwimmen ineinander; die wilde Rose und die Catalpen-Dolde mischen ihren feinen Duft mit dem kräftigen Balsam des Ruchgrases und der jungen Wallnußtriebe. Nicht minder wechselvolle Eindrücke führt das Ohr der Seele zu, wenigstens das Ohr Desjenigen, dem im Rausch des vielköpfigen Menschentreibens das Verständniß für die Laute der Natur noch nicht völlig verloren gegangen ist. Für ihn spricht jeder Baum in einer andern Sprache. Aus der Fülle der eignen Seele gießt er den Pfingstgeist über diese Millionen grüner Zungen aus, daß sie zu Verkündigerinnen von eben so viel Offenbarungen werden. Das Wehen der Lüfte, das Rauschen des Windes weckt bestimmte Töne in den grünen Kronen — aber keiner dieser Töne gleicht dem andern. Zwischen dem geschwätzigen Zittern des Espenlaubes, dem vollen Rauschen eines Eichenwipfels, dem hohlen wie von fern herantönenden Brausen der Weymuts-Kiefer und dem melancholischen Geflüster in den niederhängenden Weidenzweigen — welch' ein Unterschied! Aber alle diese Weisen schmelzen für den, der sie versteht harmonisch zu dem großen Hymnus zusammen, durch den sie jene Kraft preisen, die sie alle bewegt, und die durch ihr Rauschen auch zu dem lauschenden Menschen spricht. Die reichsten Ernten aber hält das Auge. Es wird ergötzt,

*) Unter „Bottom" ist hier der fette Alluvial-Boden an den Ufern des Mississippi und seiner Nebenflüsse zu verstehen.

wohin es sich auch wende. Durch edle, mächtig aufstrebende Formen wird es erhoben, sobald es sich emporrichtet. Es empfängt die Lichtgeschenke der Sonne, ohne vor dem Glanz des gewaltigen Gestirns vergehen zu müssen. Rings umher reizen es die verschiedenartigsten Schattirungen, während es durch ihre satte Fülle zugleich beruhigt wird. Dazu eine stete Bewegung all der Wipfel, Zweige, Ranken und Stämmchen, weich wie die der Meereswogen, elastisch und graziös wie das Gaukeln indischer Tänzerinnen. Und zu alle Dem empfängt das Gemüth die heitersten und beruhigendsten Eindrücke von Behagen, Erfrischung, Wolbefinden und Einsamkeit. Denn ein jeder Mensch trägt Etwas vom Antäus, jenem Riesen in sich, dem stets neue Kräfte wuchsen, sobald er seine Mutter, die Erde berührte. Diese Mutter Aller ist die Natur. Für Jeden ist ein Platz an ihrem Herzen bereitet, und Jeder, der seiner Kindespflichten nur irgendwie eingedenk bleibt, ist eingeladen an diesem Herzen aufzuleben und sich selbst wiederzufinden. — —

Ueppig, schlank und undurchdringlich sproßt das junge Waldvolk des Unterholzes aus dem Bottom empor, die Stämme der alten Bäume umdrängend wie Hofgesinde seine Fürsten. Ein flüchtiger Blick sei auch ihm gegönnt, ehe sich das Auge zu diesen erhebt. Seine schönsten Zierden (auch nach europäischen Gärten verpflanzt) sind die Catalpa mit lichtgrünen, tropisch großen Blättern, und hellen, aufwärts starrenden Prachtdolden; der Tulpenbaum, dessen roth und gelb flammende Blüthen Märchen aus Harlems goldener Zeit zu erzählen scheinen; und die Magnolia, schneeige, duftreiche Blüthen tragend, werth in dem schwarzen Haar der schönsten Sultanin unterzugehen. Sumachs mit rothen und grünen Sammetkolben, Pawpaws mit gurkenförmigen, übersüßen Früchten, Spiräen, Rosen, Hagedorn, Hickories, halb Baum halb Rebe, Nußsträuche und hundert andere, Blüthen wie Früchte tragend. Gebüsche schließen sich zu übermüthigem Dickicht aneinander. Welche Wildniß verschlungener Zweige, welches Meer von Knospen, Blättern, Ranken und Laub! Aus diesem Meer steigen gleich smaragdnen Springbrunnen zahllose Schlinggewächse empor, und heften sich mit kecker Zärtlichkeit an die Stämme und Aeste der hohen Bäume fest. In ihre Stämme und Zweige hineinwachsend, senden sie ihre grünen Springfluthen zu den höchsten Wipfeln empor, von denen sie wieder herniederrieseln, neue Wurzeln im Busen ihrer ersten Mutter zu schlagen. Einige von ihnen, wie die Trompetenstaude und die Kletterrose, entwickeln farbigen Blüthenreichthum, den sie, wie zum Dank für die empfangene Gastlichkeit, über die umsponnenen Bäume aussäen. Andere, wie die Waldrebe und der wilde Wein (der bis auf die kleine, herb schmeckende Frucht völlig das Gewächs der Gärten ist), holen im Herbst das Versäumte nach, da ihnen das Frühjahr keine Blüthen gewährt. Unter dem Kuß der Octobersonne färbt sich jene blutroth, wandelt dieser sein schön gezacktes Blatt in schimmerndes Gold. Mit flammenden Festons schmücken dann beide die umschlungenen Freunde. Aber nicht immer sind die Geschenke dieser Lianengeschlechter so holder Natur. Zu reich und üppig gedeihend, sau-

gen sie das Leben des umsponnenen Baumes in sich und tödten, blühende Vampyre, den Stamm, der ihnen Stütze und Leben gab. Aber welch ein Tod ist dieses! Von seines Gleichen todt geküßt zu werden, und noch als Leiche schön geschmückt wie im Leben dazustehen — welch ein Untergang!

Und nun zu den Majestäten dieses Waldkönigreichs! Da steigen uralte Ulmen empor, mit Kronen so weit verzweigt, so dichtbelaubt, daß sie eine Vegetationswelt für sich bilden. In geringer Entfernung vom Boden sendet der dunkle Stamm seine Aeste nach allen Seiten, meistens in die Breite, nur selten in die Höhe strebend. Diese gehört den Ahorn-Arten, von denen die edelste im Frühjahr freiwillige Zuckerernten gewährt, sobald die Axt ihren tannenschlanken Stamm verwundet. In mehr denn zwanzig Sorten streben zwischen ihnen Eichen empor, die schönste unter ihnen die Lorbeereiche mit ungezacktem, dunkelglänzendem Blatte, wohl würdig, Dichter- und Heldenstirnen zu schmücken. Hier zeigt sich vereinzelt oder auch zu distinguirter Gruppe zusammengeschlossen der Lokust mit zartgefiedertem Blatt und langen unbarmherzigen Stacheln bewehrt. Er bedarf geschützter Stellen, um sich zu der stolzen Höhe seiner Nachbarn emporzuschwingen. Eschenarten mit hellem, zackigen Laube und die ihnen verwandten Himmelsbäume, mit ähnlich geformtem, zwei bis drei Fuß langem braungrünem Blatt bringen neue Formen und neue Farben in das grüne Chaos. Wallnußbäume und Hickories in zahlreichen Spielarten, darunter der Pekan mit seinen wolschmeckenden Früchten, gedeihen mächtig und schütten im Herbst ihre Erträge auf den Boden, ohne daß sich eine Hand bemühe dieselben zu sammeln. Ihre dunkelbraunen, klebrigen Blattriebe verbreiten einen herbwürzigen Duft, dessen das entfaltete, hellgrüne Blatt entbehrt. In unregelmäßiger Form mit geborstenen Stämmen und graugrünem ewig zitternden Laub ragen Pappelarten zu einer Höhe empor, welche ihnen in Europa versagt ist. Auch die Linde der alten Welt fehlt nicht. In Prachtexemplaren stellt sie sich dar, hohe, saftgrüne Wände bildend, von denen sich schwarze Tannen und blaugraue Cedern in ernster Feierlichkeit abheben, — Todesgedanken im rauschenden Bacchanal des Lebens. Sie alle aber überragt die Sykomore, die Königin dieser Wälder. Bald steigen ihre gewaltigen Stämme kerzengerade empor, um sich erst in schwindelnder Höhe in mächtige Aeste zu theilen; bald wächst sie schräg aus der Erde heraus, sich dicht über dem Grunde in mehrere Bäume spaltend, weit übergeneigt, jeden Moment wie zum Fall bereit — und dennoch jedem Orkane trotzend. Vornehm schimmern ihr silbergrauer, marmorirter Stamm, ihre rindenlosen Aeste, ihr mattglänzendes Laub durch die übrige grüne Nacht. Und wenn das Alter oder der Blitz des Himmels sie niederbricht, so reißt sie Hunderte von Vasallen mit in die Vernichtung, und zitternd lauscht der Wald dem Sturz seines Giganten. Aber im Pantheon der Natur dient selbst die Zerstörung noch den Zwecken der Schönheit und der gestürzte Stamm bringt nicht weniger Abwechselung in das Waldbild wie der verwitterte Steinblock, der aus blühendem

Gesträuch aufragt, wie die abgestorbene Eiche, die zerspellt und leichenfarbig aus üppig grünem Pflanzenleben emporstarrt. Es ist Farbenwechsel, dem Auge nicht minder wohlthuend wie die Verschiedenheit der Formen und Umrisse.

Reichthum und Wechsel der Farben! Doch wie viel auch Frühling und Sommer nach dieser Seite hin bieten, gegen den Herbst und seine Farbengaben müssen sie armselig erscheinen, — karge Geizhälse neben einem trunkenen Verschwender. Ueber Nacht entzündet sein Hauch dunkelstes Laubwerk zu ganzen Feuersbrünsten von Orange, Scharlach und Purpur, und einem Danaë-Regen goldner Blätter schüttelt sein Athem aus Baumkronen hernieder, welche noch gestern im saftigsten Grün prangten. „Indianer-Sommer" heißt dieser Herbst, und er kommt über Nacht, um nach wochenlangem Verweilen zu gehen wie er kam — gleichfalls über Nacht. Plötzlich, wie er den Sommer ablöste, weicht er dann dem Winter. Ein einziger, eisiger Nordwind genügt, um das Prachtgewand von seinen Schultern zu reißen, und Wald und Flur zur Bettlerin zu machen. „Indianer Sommer!" Er ist die Wonnezeit des amerikanischen Jahres, welches keinen eigentlichen Frühling kennt, wie es keinen Nachtigallengesang kennt. Schon der Name erweckt märchenhafte Vorstellungen — wo aber bleiben diese neben den Wirklichkeiten, die er bietet? Hier ein Versuch ihr Bild, wie es am schönsten und zugleich wandelbarsten Novembertage dem Erstaunten aufging, in Reim und Rhythmus gefangen zu nehmen:

Den Hügel noch empor, mein wackres Thier,
Dort lichtet sich der Wald, dort halten wir,
Fühlst Du den Sporn? Hinan mit flücht'gen Sätzen!
Schon schließt sich hinter uns die Tannennacht,
Frei schweift der Blick — ha, welche Farbenpracht!
Erschloß sich Scheherzaden's Märchenschacht
Rings Alles zu bestreu'n mit seinen Schätzen?

Der Himmel leuchtet, ein saphirner Schild,
Es strahlt an ihm die Sonne hehr und mild,
Nicht tödtend, nein — nur schmeichelnd allem Leben.
Am fernen Horizonte rollt der Fluß,
Jedwede Wog' umspielt des Mittags Kuß,
Sie bebt und zittert unter ihm — so muß
Die Braut am Herzen des Ersehnten beben.

Und schimmernd liegt das Thal, ein Mosaik,
Wie reicher es und blendender den Blick
Noch niemals unter Künstlers Hand entglommen.
Hinströmt es zwischen dunklem Braun und Grün,
Gleich Flammen, die aus Goldtopasen sprühn,
Gleich Purpurmänteln, die um Schultern glühn
Von Königen, die von der Krönung kommen.

Der Ahorn lodert, wie im Morgenhauch
Einst Moses lodern sah den Dornenstrauch,
Gefacht von unsichtbarer Engel Chore.
Dort rankt sich's flimmernd und verzweigt sich bunt
Wie die Coralle auf des Meeres Grund
Und drängt sich um das silberfarbne Rund
Des Stamms der königlichen Sykamore.

Und einsam ragt und priesterlich zumal
Die Lorbeer-Eiche aus dem Bacchanal
Von Licht und Glanz, von Farben und von Gluthen.
Doch auch von ihrer dunkeln Aeste Saum,
Aus ihrer Krone tropft wie Purpurflaum
Die wilde Reb'; es ist, als ob der Baum
Sein Herz geöffnet habe zu verbluten.

Das Eichhorn springt. Es lockt mit tiefem Klang
Der Tauber seine Taube nach dem Hang,
Wo überreif sich Beere drängt an Beere.
Die Drossel stimmt ihr schmelzend Tongedicht,
Der Falke badet sich im Sonnenlicht,
Und aus der Sumachbüsche Scharlach bricht
Das dunkle Reh, des Waldes Bayadere.

„Und dies ist Herbst? So sterben Wald und Flur?
Wie ist dann das Erwachen der Natur,
Wenn noch ihr Tod sich hüllt in solches Leben?"
So ringt sich's von des Reiters Lippe los.
Da rauscht ihm Antwort aus des Waldes Schoß,
Ein Windstoß braust heran und noch ein Stoß
Und läßt ein Meer von Blättern niederbeben.

Rings quillt es plötzlich auf wie Schleierflug,
Schneewolken wehn daher in dichtem Zug,
Von Norden pfeift's und trübe wird's und trüber.
Der Taube Ruf verstummt; ein Büchsenknall —
Im Blute liegt das Reh, und in den Fall
Der Blätter rauscht's wie leiser Seufzerhall:
Noch eine Nacht und Alles ist vorüber!

Die Liebe im Dativ.

Eine Federzeichnung zu Schattenrissen.

Von **Paul Lindau.**

„Also keine Möglichkeit, heute von hier fortzukommen?"

„Der einzige Zug, den Sie gebrauchen können, geht morgen früh. Heute passirt nur noch ein „Bummelzug" Trebbin, der sich in der nächsten Station von des Tages Last und Mühe ausruht und dort übernachtet. In einer Stunde fährt der Courierzug vorbei, ohne anzuhalten. Der Herr Professor haben also die Wahl, hier oder in Groß-Beeren zu bleiben."

Der Titel „Professor" den mir der aufmerksame Wirth beilegte, stimmte mich wieder etwas heiterer.

„Sie scheinen mir ein vernünftiger Mann zu sein," versetzte ich. „Ich werde also in den sauren Apfel beißen und hier bleiben. Aber was fängt man in diesem gottvergessenen Lande an? Theater, Concerte, Bälle — danach frage ich gar nicht."

„Und der Herr Professor haben Recht. Wenn nicht Professor Eckardt von Zeit zu Zeit eine Rede über Schiller hielte, so wäre hier gar nichts los. Aber wir haben hier die „Harmonie", dort werden sich der Herr Professor recht gut amüsiren."

„Was ist das, Ihre „Harmonie?""

„„Harmonie" ist der Name unserer Gesellschaft, wahrscheinlich, weil man sich dort von Zeit zu Zeit die Bierseidel an den Kopf wirft. Das gehört bei uns zum guten Ton, Herr Professor."

„Das ist allerdings verlockend, aber wer soll mich einführen?"

„Wenn der Herr Professor mir das Vergnügen machen wollen . . ."

„Sie sind ja überaus artig."

„Bitte, bitte; hat gar nichts zu sagen. Mein Hotel steht leer. Außer Ihnen habe ich nur noch einen Gast im Hause, einen Schwarzkünstler, glaube ich. Seine ganze Bagage besteht nämlich aus einigen schwarzen Bogen, einer Scheere und einem Vatermörder. Ich weiß nicht, wo er sich herumtreibt, noch was er hier beginnt. Er besieht sich alle Gesichter und lächelt spöttisch. Es ist ein curioser Mensch. Wir werden ihm wol noch begegnen, denn — das ist der Vortheil einer kleinen Stadt — man begegnet jedem Menschen im Laufe des Tages einigemal."

„Ich will etwas Toilette machen", sagte ich anstandshalber. „Mein Gepäck steht noch auf dem Bahnhof."

Der Wirth sah mich groß an: „Sie scherzen wol, Herr Professor? Toilette? Wenn Sie meinem Rath folgen wollen, so setzen Sie Ihren Cylinder ab und nehmen Sie einen Garibaldi. Denn hier zu Lande trägt nur der Director der Bürgerschule Maschenbrink eine großstädtische Angströhre, und Cantor Wohlgemuth — am Sonntag. Ich will nur noch dem Kellner die Schlüssel geben, dann bin ich der Ihrige. Soll ich Ihre Sachen von der Bahn holen lassen?"

„Ich danke verbindlichst!“

Mein zuvorkommender Wirth ließ mich allein. Ich fand also die nöthige Muße, darüber nachzudenken, daß ich wieder einmal eine Dummheit begangen hatte. Auf dem Dönhofsplatz war mir ein reizendes Mädchen begegnet. Ich beschloß, sie zu heirathen. Oder ich that wenigstens so, als ob ich's beschlossen hätte. Erröthend folgte ich ihren Spuren. Sie stieg in einen Omnibus. Ich kletterte auf Deck, denn die Cajüte war überfüllt. Am Anhaltischen Bahnhof ließ meine Heißgeliebte den Kutscher anhalten, und ich kletterte mit Grazie die halsbrecherische Treppe wieder herunter. Jetzt erst bemerkte ich, daß Lili — sie mußte unbedingt Lili heißen — ein kleines Reisetäschchen am Arme trug, auf das mit unsäglicher Mühe ein treuer Hund gestickt war. Lili trat an das Schalter.

Ich monologirte: Mein oder nicht mein, das ist hier die Frage. Ich bestand denselben Kampf, den Victor Hugo so ergreifend in den Misérables in dem Capitel „Ein Sturm im Schädel“ geschildert hat Lili wollte abreisen, das war mir klar. Sollte ich nun auf das Glück meines Lebens verzichten, sollte ich Lili gewaltsam von der Abreise zurückhalten oder sollte ich mitfahren? Ich hatte die Wahl! Das erste war tragisch, das zweite war romantisch, das letzte war idyllisch. Meine alte Vorliebe für Gesner bestimmte mich zu dem Entschlusse, das Letztere zu wählen.

„Nach Trebbin, zweiter Classe, wenn ich bitten darf“ lispelte Lili.

„Ein dito“, sprach ich und zeigte mich Lili im Profil, weil man behauptet, daß das meine vortheilhafteste Ansicht sei. Lili schien aber darauf nicht die mindeste Aufmerksamkeit zu verwenden. Sie würdigte mich keines Blickes und verschwand im Gewühl auf dem Perron. Ich suchte lange Zeit vergeblich. Zum Glück sah ich sie, kurz vor Abgang des Zuges, in einen Waggon steigen. Ich stürzte nach.

„Entschuldigen Sie, mein Herr, Damencoupé!“ kreischte mir eine alte Schachtel entgegen, die neben andern Schachteln an der Fensterecke Platz genommen hatte. Lili setzte sich ihr gegenüber und es kam mir so vor, als ob ein flüchtiges Lächeln über das reizende Gesicht verstohlen hinhuschte. In meines Nichts durchbohrendem Gefühle trat ich den Rückzug an. Ich sah gewiß unendlich blamirt aus. Die Strecke von Berlin nach Trebbin schien gar kein Ende finden zu wollen. Ich saß in meinem Coupé ganz allein; die langweilige Gegend sah in dem hellen Sonnenschein noch langweiliger aus, als gewöhnlich, und das will etwas sagen. Hätte mich der Gedanke an die kleine Lili nicht vor Verzweiflung bewahrt, ich wäre fähig gewesen, eine ästhetische Abhandlung über die Bedeutung des Feuilletons, die mir ein fliegender Buchhändler aufoctroyirt hatte, aufmerksam zu lesen. Endlich, endlich hatten wir unser Ziel erreicht. „Wir“ „unser“ — warum giebt es im Deutschen keinen Dual? Für mich gab es ja nur zwei Wesen auf der Welt: Lili und mich. Oder ich that wenigstens so, als ob ꝛc.

Ich wartete gar nicht auf den Schaffner; ich öffnete mir selbst die Wagenthür und war entschlossen, jetzt das Aeußerste zu wagen, Lili anzusprechen und ihr mein Herz und sonstige Kleinigkeiten zur Verfügung zu stellen. Ich wollte das Geschäft in Versen verrichten, und zu dem Behufe hatte ich auf der Fahrt ein wunderschönes Lied ersonnen, das sich namentlich durch seine Originalität, durch die Reinheit der Reime und das Vermeiden jeden Anklangs an Heine auszeichnete. Es wäre schade, wenn die Verse für

die Nachwelt verloren gingen. Da ich aber nicht dazu kam, sie an ihre Adresse zu befördern, so will ich sie hier mittheilen:

Ich will Dir 'nen Vorschlag machen;
Versprich mir, nicht drüber zu lachen,
Ich bin Dir nicht bös, sagst Du: nein.
Willst Du meiner Siebensachen,
Meines Herzens Königin sein?

Mein Zimmer ist freilich erbärmlich,
Die Möbel sind alt und sind ärmlich,
Und leider hab ich nicht viel.
Im Sommer ist es recht wärmlich,
Im Winter ist es recht kühl.

Mein Herz ist Speise für Fasten,
Ein alter Klimperkasten,
Mit Saiten ohne Klang,
Mit halb zerschlagenen Tasten
Und taugt nicht mehr zum Gesang.

Doch . . .

— nun weiß ich wahrhaftig nicht mehr, wie es weiter ging. Aber es war eine Pointe dabei, das weiß ich. Trotz des anspruchslosen Anfangs machte ich sehr verständliche Andeutungen, daß ich eigentlich ein famoser Kerl sei, und daß Lili gar nichts Gescheidteres thun könne, als meinen Vorschlag anzunehmen.

Lili verließ das Coupé. Der entscheidende Augenblick war da. Ich trat an sie heran.

In demselben Augenblicke stürmte eine Bande dummer Jungen auf die Angebetete ein.

„Hast Du uns 'was mitgebracht? Vatern kommt auch gleich, und Muttern auch. Fritz Maschenbrink ist auf Urlaub hier und Gottlieb Bendermann ist mit einem bunten Käpsel aus Halle angekommen. Ja!" So lärmten die Rangen um meine zarte Lili. Ich hätte die drei kleinen Ungethüme meucheln mögen, der Eine sah immer noch alberner aus, als der Andere. Der älteste mit seinen semmelblonden Haaren, die die niedrige Stirn bis zur Hälfte bedeckten, mochte zwölf Jahre alt sein; über das Alter des Jüngsten, dessen Locken durch ihre Abwesenheit auf dem blankgewaschenen Schädel glänzten, erlaube ich mir keinerlei Vermuthung; am nettesten war der kleine cadet, ein etwa achtjähriger Krauskopf, der eine entfernte Aehnlichkeit mit meiner Lili hatte.

Ich machte wiederum ein sehr blamirtes Gesicht und jetzt bemerkte ichs deutlich: Lili lächelte, ja vielleicht lachte sie mich sogar aus. „Was schert mich Weib, was schert mich Kind? Wer nicht wagt, der nicht gewinnt, audacem fortuna juvat, und wenn die Welt voll Teufel wär, diesen Kuß der ganzen Welt." Ich hatte wenigstens zwanzig Citate im Kopf, die mich dazu ermuthigen sollten, dem schönen Fräulein meinen Arm und mein Geleit anzutragen. Aber ach! die von den Jungen angekündigten Respectpersonen, „Vatern" und „Muttern", drängten sich zwischen unsere Herzen, wie ein Blatt Papier zwischen Fürst und Volk. Der alte Herr und die Frau Mama sahen keineswegs einladend aus; beide hatten etwas unaussprechlich Philiströses, Unduldsames in ihren Mienen. Lili wurde sofort von den Eltern mit Beschlag belegt und wie ein Verbrecher von Gendarmen durch das Städtchen escortirt, „Vatern" rechts, „Muttern" links, die drei Bengel hinterher, der jüngste schleppte die Reisetasche. Ich folgte mit gesenktem Haupte wie ein Leidtragender, der ich war, und bemerkte, daß auf der Rückseite der Tasche

in zierlicher Stickerei und origineller Orthographie der fromme Wunsch: „bon vogaye!“ angebracht war.

Und nun war ich also glücklich in Trebbin, ohne Bagage, ohne Zahnbürste, im Besitz eines Fünfthalerscheins und eines österreichischen Papierguldens. Ich hatte mit Lili noch kein Wort gesprochen; der Anblick meiner zukünftigen Schwiegereltern und Schwäger hatte mich etwas ernüchtert. Ich faßte also den Entschluß, nach Berlin zurückzukehren, ruhig zu schlafen und wenn meine Liebe am andern Morgen noch nicht erkaltet wäre, mit einer Reisetasche, einer Zahnbürste und einigem Baarvorrath nach Trebbin zurückzukehren. Gegenüber dem Häuschen, in welchem meine Holde verschwunden war, stand ein stattliches Gebäude, welches mit einem Posthorn und einem großen Schilde geschmückt war. Auf dem Schilde stand: „Gastwirthschaft zur Post“, und scharfsinnig, wie ich nun einmal bin, schloß ich aus dieser Aufschrift, daß ich mich vor einem Gasthof befand. Ich trat ein, obwohl die an der Thür angebrachte Ankündigung: „Hier finden Pferde Futter und Stallung“ nicht sehr verlockend war. Von dem Wirth, der sehr artig und nett war, erfuhr ich, daß ich in Trebbin übernachten müßte; und mit ihm pilgerte ich — etwa gegen sechs Uhr Nachmittags — bei heller Junisonne in den Garten der „Harmonie“.

Drei Tische waren besetzt. An dem ersten saß die Familie Haaser, an dem zweiten die Familie Bendermann, an dem dritten die Familie Maschenbrink; an einem vierten saß ein junger Mann, der die Gesellschaft aufmerksam musterte. „Das ist unser Schwarzkünstler“, explicirte der Wirth, „wir wollen uns zu ihm setzen.“

Die „Harmonie“ war jedenfalls eine sehr gebildete Gesellschaft, denn das Erste, was mein Auge erblickte war — der „Salon“; und nicht nur das! der „Salon“ bildete auch den ausschließlichen Gegenstand des Gesprächs. Ich spitzte natürlich meine Ohren, und es entging mir fast kein Wort der Unterhaltung. Im Allgemeinen war man, ich kann es nicht verhehlen, sehr kritisch gestimmt.

Der alte Herr Haaser mit dem Sammetkäppchen auf dem Kopf, der langen Pfeife im Mund und seinen zwei Nasen — der einen über, der andern unter dem Munde — war mit der ganzen Richtung unserer Literatur nicht einverstanden. „Was mache ich mir aus Paul Heyse, aus Spielhagen, aus all den jungen Leuten? Ja, in der guten alten Zeit war's besser! Da hatte man doch etwas für sein Geld! So ein Roman von Leibrock, ein kleines Späßchen von Clauren, ein anmuthiges Gedicht von Pfeffel, Lichtwer — das war doch noch etwas!“

„Ein Knabe aß, wie viele Knaben —
„Um das Rhinoceros zu sehn“

citirte des alten Haaser Nachbarin, die kleine Hildegard, die weniger mit ihren wundervollen Zöpfen, als mit ihrer Belesenheit vor dem Großpapa renommiren wollte.

„Aber mein Kind, Du wirfst zwei ganz verschiedene Gedichte zusammen“, docirte die junge Frau Haaser.

„Ein Knabe aß, wie viele Knaben,
Die Datteln für sein Leben gern
Und um davon recht viel zu haben,
Pflanzt er sich einen Pflaumenkern.“

„So heißt es. Uebrigens, Schwiegerpapa, haben Sie ganz Recht. Mir ge-

fällt der „Salon" auch nicht mehr, seitdem die hübschen Modeblätter, die so nett bunt waren, daraus verschwunden sind. Und dann ärgert mich, daß nie etwas vom Professor Eckard darin zu finden ist; ich bin jetzt gerade in dem Alter, — ich brauche keine Zahlen anzugeben — in welchem jede sittsame Frau für Professor Eckard schwärmt." Und Frau Haaser junior schlug die Augen nieder.

„Ich habe zwar eine Brille auf der Nase", versetzte Großmama Haaser, „aber ich lese das dumme Zeug nicht mehr. Ich brauche meine alten Augen nur noch, um im Gesangbuch gute Kernlieder, an denen man sich erbauen kann, zu lesen:

„Und wirf mich Sündenlümmel
In deinen Gnadenhimmel."

Amen!"

„Was machen Sie denn da?" fragte ich den Schwarzkünstler, der unter dem Tische einen bösen Streich zu verüben schien: das gefürchtete Handwerkszeug: die Scheere und den schwarzen Bogen hatte er in den Händen, und während er damit mir unverständliche Operationen vornahm, lächelte er spöttisch.

„Ich vervollständige mein Album", entgegnete mir der Schwarzkünstler und reichte mir vier kleine schwarze Dinger, in denen ich auf der Stelle die frappant getroffenen Silhouetten der Familie Haaser erkannte.

„Confiscirt", rief ich in sittlicher Entrüstung, und legte die vier Gesichter auf ein weißes Blatt: Großpapa, Hildegard, Frau Haaser und Großmama neben einander. „Fahren Sie fort, junger Mann! die Familie Maschenbrink ist des Portraitirens nicht minder würdig."

„Ach, über dieser Familie Maschenbrink waltet ein schreckliches Verhängniß!" erläuterte der Wirth. „Die drei Brüder, die Sie da am Tisch beisammen sehen, leben in beständiger Zwietracht. Der älteste, der mit der Brille, dem Cylinder und dem Regenschirm — der Regenschirm verläßt ihn nie! — ist der Director unserer Bürgerschule. Er ist ein alter Hagestolz, er will immer Recht haben, kein Mensch kann mit ihm auskommen. Sein Bruder Johann, der mit der Pfeife, der ihm den Rücken dreht, ist der friedfertigste Mensch von der Welt, er liest blos die meteorologischen Nachrichten im „Staatsanzeiger", stimmt für den Landrath, und bekümmert sich ausschließlich um Stand des Roggens. Der dritte Bruder hingegen, Hauptmann a. D. ist Militair vom Scheitel bis zur Sohle, flucht, daß die Wände zittern und verachtet aus tiefster Seele die bäurischen Liebhabereien seines Bruders. Aber damit noch nicht genug. Der Hauptmann und Johann haben jeder einen Sohn und diese Söhne sind wieder gerade das Gegentheil ihrer Väter. Johann's Sohn, Fritz Maschenbrink, ist wie sein Onkel, der Hauptmann, ein echter Haudegen; gegenwärtig dient er bei der Garde, und bei seiner Intelligenz wird er's wol bis zum Tambourmajor bringen. Des Hauptmanns Sohn, Wilhelm, ist dagegen ohne Arg wie eine Taube, und alles Schwadroniren seines kriegerischen Vaters hat aus diesem guten Bauernjungen keinen Heros machen können. Er drischt Stroh, melkt Kühe und nährt sich redlich."

„Rosenmüller und Finke!"

„Ganz recht."

Inzwischen hatte der Schwarzkünstler mit einer Geschwindigkeit, welcher die Oesterreicher ein der Zoologie entlehntes Prädicat beigelegt haben, die Silhouetten geschnitten und ich rangirte sie sinnig auf dem weißen Blatte: neben Großmutter Haaser den Krieger Fritz, unter diesem den friedlichen

Papa mit der Pfeife und daneben den sanften Wilhelm, dessen Aehnlichkeit mit dem Onkel mir erst, als ich sie so „schwarz auf weiß" neben einander sah, recht auffiel. Beide zeichneten sich auch durch die Opulenz und den geschmackvollen Schnitt ihrer Vatermörder aus; den Hauptmann legte ich mit feiner Ironie zwischen seine friedlichen Verwandte, aber unter diese; und den Schultyrannen mit dem Regenschirm auf die Mitte des Blattes.

Der Director unterhielt sich lebhaft mit dem ehrsamen Klempnermeister Bendermann, dem ungebildetsten der Familie Bendermann, der stets eine Mütze trägt, obwol es ihm seine Mittel weit besser als seinen Brüdern erlauben würden, sich mit einer fashionablern Kopfbedeckung zu versehen.

Der Director docirte. Der Klempner war ganz Ohr.

„Und was mir an diesem „Salon" gar nicht gefällt, das sind die Artikel am Ende; die sogenannten „harmlosen Briefe" und das „Rauchzimmer". Die Leute, die diese nichtswürdigen Pamphlete schreiben, ziehen ja Alles in den Staub, was man verehren muß. Eine rechte Kunst, witzig zu sein, wenn man ungestraft über alles Possen reißen kann, eine rechte Kunst, über alles zu witzeln, wenn man sich feige verkriegt, seinen Namen nicht nennt. Der Witz ist wohlfeil wie Brombeeren."

„Drei Silbergroschen die Viertelmetze", replicirte der practische Klempnermeister. „Mir gefällt der Umschlag recht gut, Herr Director. Der rothe Husar, die Dame mit dem rothen Ueberwurf und der Herr mit dem rothen Frack."

„Ach, was verstehst Du von Kunst?" versetzte Raphael Bendermann, früher Anstreicher in großem Format, jetzt Künstler in bescheidenem Format. Er drückte unwillig seinen Calabreser auf das belockte Haupt und räusperte sich und sprach: „Mir hat die Redaction eine wunderbar schöne Skizze zurückgeschickt — dagegen nimmt sie allen Schund von Meyerheim, Steffeck, Knille, Deiker, Vautier und sonstigen Stümpern. Und dabei soll ein Blatt prosperiren! Lächerlich!"

„Auf Eure künstlerischen Fratzen kommt's weiß Gott nicht an!" nahm jetzt der dritte Bruder das Wort, während er die üppigen Rauchwolken, welche er aus einer höchst dubiösen Cigarre zog, um seine trefflich angerauchte Meerschaumspitze spielen ließ. „Ich vermisse im „Salon" Eines: eine klar ausgesprochene radicale Tendenz. Ich habe auch noch nicht zwei Zeilen für meine Wühlreden aus den dicken Bänden gebrauchen können."

„Es fehlt mehr als Tendenz", versetzte der Jüngste, Studiosus philos. Gottlieb Bindermann. „Es fehlt die wahrhaft philosophische Bildung, eine bestimmte Weltanschauung, der Ausdruck des Princips. Wer vermag es dem „Salon" anzusehen, ob seine Mitarbeiter Anhänger des subjectiven Nicht-Ich oder des objectiven Ich sind, ob sie von der Immanenz oder von der Transscendenz . . ."

„Paperlapap!" unterbrach der Hauptmann. „Für Euch Schulfüchse wird der „Salon" nicht geschrieben. Aber Eines fehlt ihm: der militairische Blick, der militairische Geist. Die Artikel über die Feldzüge von 1866 — Laiengeschwätz, keine Kritik, das hätte ich ganz anders gemacht."

„In meiner Compagnie lesen wir blos den „Beobachter an der Spree" und die „Staatsbürgerzeitung". Da steht doch was drin!" fügte Fritz Maschenbrink weise hinzu.

So wurde über den „Salon" geurtheilt. Ich bedauerte die armen Herausgeber und dachte an den schönen Vers an Lafontaine:

„On ne peut contenter tout le monde et son père."

Der Schwarzkünstler hatte inzwischen auch die vier Bendermanns silhouettirt, und ich ordnete dieselben ganz symmetrisch und schön: den Bruder Studio unter den Großvater Haaser, Raphael und den Wühlhuber mit der Spitze daneben und den braven Klempner in die Mitte, so daß er dem Director gerade gegenüberlag.

Während ich noch mit der künstlerischen Anordnung des Ganzen beschäftigt war, kamen neue Gäste: zuerst ein fürchterlich dummer Junge, dessen Gesicht ich schon irgendwo gesehen haben mußte; ich besann mich, wo? Das Räthsel löste sich bald: der gestrenge Vater folgte ihm, der Vater meiner Lili!

„Wer ist der Herr?“ fragte ich den Wirth.

„Cantor Wohlgemuth“, gab mir dieser zur Antwort. „Er ißt jeden Abend hier saure Milch, mit der ganzen Familie . . . da kommt die Procession!“

Und richtig: der kleine Strolch mit dem glatten Schädel, der andere Knirps mit dem Lockenkopf und die Frau Mama — kurz, die ganze Sippschaft deren Bekanntschaft ich auf dem Bahnhof gemacht hatte, war vollzählig versammelt, bis auf — Lili!

Ich bemerkte, daß ich aufmerksam gemustert wurde. Man flüsterte sich etwas zu. Ich kam mir auf einmal recht überflüssig vor.

„Wollen wir nicht einen Gang durch den Garten machen?“ fragte ich.

„Verehrtester Herr Professor“ sprach der Wirth sich entschuldigend, „mein Rheuma . . .“

„Ich will mir erst die Wohlgemuths kaufen“, sagte der Schwarzkünstler. „Gehen Sie dort den hübschen Lindenweg hinauf. In fünf Minuten hole ich Sie ein.“

Ich steckte mir eine Cigarre an, erhob mich und schlenderte den Weg, den mir der Schwarzkünstler bezeichnet hatte, entlang. Ich war merkwürdig unruhig geworden.

Auf einmal stand Lili vor mir.

Ich faßte mir ein Herz. Jetzt oder nie!

„Mein Fräulein“ hub ich an „Als ich Sie zum erstenmal sah, fühlte ich, daß ich Sie liebe. Mein Herz, das ich todt glaubte, erwachte bei der sanften Klarheit Ihres Blicks wie der Gefangene beim ersten Sonnenstrahl, welcher durch die vergitterten Fenster seines Kerkers fällt, das Bewußtsein wieder erlangt, daß er lebt, daß es einen Frühling giebt. Mein Fräulein, ich liebe Sie! Lieben Sie mich? Antworten Sie mir Ja! oder Nein! Aber sagen Sie mir nicht: „sprechen Sie mit meiner Mutter!“ Sie können mich übe[r]glücklich oder namenlos elend machen. Sprechen Sie, entscheiden Sie!“

[Ic]h sprach diese Rede sehr geläufig, sehr ausdrucksvoll und sehr schön — denn ich hatte sie schon oft gehalten — und harrte nun der Dinge, die da kommen sollten.

Lili erröthete.

„Sprechen Sie, mein Fräulein, ich beschwöre Sie!“

„Aber ich kenne Ihnen ja noch gar nicht!“ hauchte Lili.

„Wie???“

„Ich kenne Ihnen nicht. Sie wollen mir gewiß blos necken.“

* *

Am andern Morgen verließ ich Trebbin.

Ich bin nie wieder dorthin zurückgekehrt.

Pariser Monats-Chronik.

Paris, November 1869.

Wir leben hier seit Monaten in einer Epoche von Manifestationen, die bei allen ernsten Beobachtern schwere Bedenken erregen und zu dem Ausruf veranlaßt, der fast wie ein Stoßseufzer klingt: „Wohin soll das führen? Wie soll das enden?“ Die Geister sind einmal losgelassen und nicht mehr zu bannen. Es ist das bekannte Sprichwort von Dem, der den kleinen Finger bekommen hat und der nun die Hand und am Ende auch noch den Arm haben will, um später . . . . ja, um später noch immer mehr zu verlangen. Die vollständige Preßfreiheit, die seit dem 15. August, wenn auch nicht in ganz Frankreich, so doch in Paris, herrscht, ist längst zu einer Zügellosigkeit geworden, die weder Maß noch Schranken kennt und die entschieden in keinem andern Lande Europa's ihres Gleichen hat. Man braucht nur die erste beste Nummer irgend eines regierungsfeindlichen Blattes, z. B. der „Réforme“, des „Reveil“ und vorzüglich des „Rappel“ in die Hand zu nehmen, um sofort davon auf das Klarste überzeugt zu werden. Das ist keine Opposition mehr, wie sie die „Liberté“, die „Opinion nationale“ und das „Siècle“ machen, die, wenn sie auch der kaiserlichen Regierung hart zu Leibe gehen und an manchen ihrer Institutionen und mehr noch an ihren Vertretern kein gutes Haar lassen, doch nicht Alles über den Haufen werfen und offene Revolution predigen, wie eben jene thun, an deren Spitze die sogenannten Unversöhnlichen („les irréconciliables“) stehen. Das schlimmste dieser Blätter ist unstreitig der „Rappel“, zu dessen Hauptmitarbeitern Rochefort gehört, der seit seiner Flucht aus Paris von Brüssel aus von Zeit zu Zeit eine „Laterne“ herüberschickte, „zur Beleuchtung der Lage“, wie er sagte, und hinter ihm steht der große Exilirte von Guernsey, der dazu das nöthige Oel auf die Lampe gießt. Victor Hugo ist nämlich (mit Felix Pyat, der aber weit weniger bedeutend ist) der Einzige, der die letzte allgemeine Amnestie verächtlich zurückgewiesen hat, er trotzt nach wie vor auf seinem Felsen im Meer, wo er sich übrigens, nebenbei bemerkt, ein stattliches Haus gebaut hat und sich „das harte Brod des Exils“ durch gute Küche und noch bessere Weine zu versüßen sucht, denn er ist längst Millionair. Von Rochefort ging schon zu Anfang October das Gerücht, daß er zur Zeit der Ersatzwahlen in Paris eintreffen würde, um seine Candidatur persönlich zu betreiben; ja man wollte ihn sogar am 26. October bereits auf den Boulevards gesehen haben; in Wirklichkeit traf er aber erst am 7. November ein.

Der October verfloß in Harren und Bangen und ängstlichem Zuwarten, namentlich von Seiten der Geschäftswelt, die mehr als je von der stets wachsenden Aufregung zu leiden hatte. Am 26., hieß es, solle der große Schlag geschehen, an welchem die „Unversöhnlichen“ von ihrem verfassungsmäßigen Recht Gebrauch machen und sich auf eigene Hand in der Kammer versammeln würden, um dort ihren Protest gegen den zu weit hinausgeschobenen und deshalb ungesetzlichen Einberufungstermin auf Ende November, und zugleich eine Proclamation an das Volk zu erlassen, also gewissermaßen ein Aufruf zur Empörung.

Schon am 25. October, dem Vorabend des schrecklichen Tages, begegnete man überall bestürzten, oder doch neugierigen Gesichtern. In den Kaffeehäusern der Boulevards wurde stark politisirt und das Für und Wider in

lebhaften Debatten erwogen. Der alte Raspail hatte noch wenige Tage vorher feierlich erklärt, er würde Wort halten und am Fuße des Obelisken auf dem Concordeplatz erscheinen und sich von da in's Corps-Législatif begeben, und müßte er sich ganz allein „versammeln“. Erst ganz zu Guterletzt, und auf inständiges Zureden seiner Freunde, gab er dies Vorhaben auf und versprach, ruhig zu Hause zu bleiben. Die übrigen „Unversöhnlichen“ hatten sich schon früher zurückgezogen, eben weil sie bei Zeiten gemerkt, daß sie mit ihrer Demonstration bei den großen Massen keinen Erfolg haben würden. Die Regierung meinte aber doch, dem Frieden nicht trauen zu müssen und hatte in aller Stille ihre Vorkehrungen getroffen, so großartig und umfangreich, als wenn es sich darum handelte, Paris vor dem Ueberfall eines feindlichen Heeres zu schützen. Und das war eben das Spaßhafte an der sonst so ernsten Geschichte.

Zunächst war der Staatschef in Person nach Paris gekommen, um bei einem äußersten Cataclysmus anwesend zu sein und einen solchen möglicherweise durch seine Gegenwart zu beschwören. Die geängstigten Minister hatten nämlich dem armen Kaiser, der zu seiner völligen Genesung so gern in Compiègne geblieben wäre, die Lage der Dinge so schwarz und gefährlich gemalt, daß er sich entschloß, mit eigenen Augen und Ohren zu sehen und zu hören. Eine traurige Reise und eine traurige Ankunft, fast heimlich bei Nacht und Nebel, um etwaigen Demonstrationen (an die indeß kein Mensch dachte) auf der Fahrt vom Bahnhof nach den Tuilerien vorzubeugen; und wäre nicht am Abend die Tricolore auf dem Pavillon de l'Horloge aufgezogen worden, so hätte im Publicum Niemand um das Eintreffen des Herrn gewußt. In dem grünen Cabinet nach dem Garten hinaus, das schon so viele französische Monarchen bewohnt und auch schon so viele als Flüchtige verlassen haben, wurde alsdann der große Feldzugsplan des folgenden Tages entworfen und von dem Kaiser nicht ohne Widerstreben genehmigt, denn er war der Einzige, der an keine Demonstration glauben wollte. Noch an demselben Abend gingen die betreffenden Verhaltungsmaßregeln an die verschiedenen Kasernen ab, und die beiden Marschälle Bazaine und Canrobert theilten sich in die große Aufgabe, für die Ruhe und Sicherheit der Stadt zu wachen. Sie wachten auch buchstäblich, d. h. sie gingen in der Nacht vom 25. auf den 26. nicht zu Bett, aber es passirte nichts, gar nichts; ein Umstand, der die beiden Excellenzen in sehr schlechte Laune versetzte, denn sie hätten um Alles in der Welt gern ein Stückchen Revolution gehabt, um mit ihren Befürchtungen Recht zu behalten und nebenbei die bedrohte Gesellschaft wieder einmal ein bischen zu retten. Bazaine hatte sich mit seinem Generalstabe in dem Hauptgebäude der Militairschule, dem Marsfelde gegenüber, einquartiert und das ganze linke Seineufer in Beschlag genommen; Canrobert, als Stadtcommandant, lag mit seinem Stabe auf dem Vendômeplatze, also auf dem rechten Ufer. Auf dem Concordeplatz und den daranstoßenden Elyseischen Feldern wollten alsdann beide Befehlshaber zusammentreffen und gemeinschaftlich auf den innern Boulevards und den Quais vorrücken. So lautete der Operationsplan, bei dem der Kaiser anfangs sehr die Stirn gerunzelt haben soll, weil er ihm denjenigen des Staatsstreichs in's Gedächtniß rief, an den er zur Zeit nicht gern erinnert werden mag; später, wie gesagt, mußte er ihn aber doch gut heißen.

Der Dritte mit den beiden Marschällen im Bunde war der Polizeipräfect Piétri, der auch neue Lorbeeren zu ernten wünschte, und der deshalb

dem Kaiser ebenfalls die nahe Gefahr mit gleich dunklen Farben geschildert hatte. Zu dem Polizeipräfecten hatte sich noch der Minister des Innern, Monsieur de la Forcade, gesellt, entschieden der größte Hasenfuß von allen Vieren. Sämmtliche Truppen waren schon am 25. von drei Uhr Nachmittags an in ihren betreffenden Kasernen consignirt worden, in Vincennes war der ganze Artilleriepark gesattelt und gezäumt, um beim ersten Signal aufzubrechen, und die Garnisonen von Saint-Germain und Versailles standen in gleicher Weise schlagfertig und warteten nur auf die Depesche des Kriegsministers, um sich sofort in Marsch zu setzen. Im Ganzen standen in jenen verhängnißvollen vierundzwanzig Stunden gegen 36,000 Mann unter den Waffen, davon 8000 Mann Cavallerie. Hierzu kamen noch die 4000 Blauröcke des Herrn Piétri, die überall in sogenannten Escouaden von dreißig bis vierzig Mann durch die ganze Stadt vertheilt waren, und gegen 3000 Gendarmen, die an den Barrièren der Festungswerke consignirt waren.

Der Marschall Bazaine, der erst kürzlich zum Oberbefehlshaber der kaiserlichen Garde ernannt worden war, ließ sämmtliche Officiere in dem innern Hof der Militairschule zusammentreten und hielt folgende Anrede an sie: „Die Revolution will wieder ihr blutiges Haupt erheben, meine Herren, die Umsturzpartei, der nichts heilig ist, will einen großen, entscheidenden Schlag führen, sie glaubt uns unvorbereitet und sorglos, beweisen wir ihr das Gegentheil. Die Ruhe der Stadt, die Sicherheit der Dynastie ist uns anvertraut. Der Kaiser rechnet auf uns. Vive l'Empereur!"

Die Officiere stimmten natürlich in den Ruf ein, so unpopulär der Marschall Bazaine wegen des schimpflichen mexikanischen Feldzuges auch in der Armee ist, und sahen muthig und gefaßt den Ereignissen des kommenden Tages entgegen. Courage! Courage!

Im Hofe der Stadtcommandantur hielt Canrobert einen ähnlichen „Speech" mit denselben verbrauchten Gemeinplätzen: „Revolution .... blutiges Haupt .... Umsturzpartei .... entscheidender Schlag .... Ruhe der Stadt .... Sicherheit der Dynastie .... Der Kaiser rechnet auf uns. Vive l'Empereur!"

Auch dort ertönte dieselbe Antwort: Courage! Courage!

Der Polizeipräfect, ohnehin kein besonderer Redner, begnügte sich einfach damit, den Ober- und Untercommissaren einzuschärfen, ihre Leute mit den beliebten eisernen Faustringen zu versehen, die sich schon bei den Boulevard-Cravallen im letzten Juni so vortrefflich bewährt hatten. Die Blauröcke, die vielleicht an einen neuen Monsieur Sipière dachten, ließen sich das nicht zwei Mal sagen und riefen ihrerseits ebenfalls ein begeistertes: Courage! Courage!

(Monsieur Sipière — will ich doch hier in Parenthese hinzusetzen, damit der Ehrenmann auch in Deutschland gebührend gewürdigt werde — ist jener Pariser Hausbesitzer, der dem Polizeipräfecten nach Beendigung der eben erwähnten Juni-Unruhen 10,000 Franken zur Vertheilung an die Stadtsergeanten zuschickte, „als Belohnung für ihr patriotisches Verhalten". Natürlich wurde Herr Sipière dadurch acht Tage lang in den Zeitungen die Zielscheibe aller guten und schlechten Witze, was ihn aber nicht abhält, zum nächsten 15. August auf das Ehrenlegionskreuz zu hoffen.)

Also Courage! Courage! tönte es von allen Seiten, und das Echo sollte nicht ausbleiben; es klang freilich ganz anders, als die Muthigen gedacht.

Schon in der Nacht schickte Canrobert Ordonnanzen über Ordonnanzen in die Militairschule und Bazaine desgleichen nach dem Vendômeplatz, mit

der Anfrage: „Wie steht's? Geht's los? Bei uns ist noch Alles ruhig, aber bei Ihnen?" Der Minister Forcade, der auch nicht zu Bett zu gehen wagte, ließ in ähnlicher Weise bei Piétri klopfen, und Herr Piétri, in voller Uniform, meldete zurück: „Vor der Hand noch Alles ruhig; aber man will bereits verdächtige Symptome bemerkt haben; deshalb wachsam und aufgepaßt" .... und dann fuhr er zum Herrn in die Tuilerien.

Der Kaiser saß im grünen Cabinet mit dem General Failly, dem Manne der „Chassepot-Wunder", wie er seit der Affaire von Mentana stets genannt wird, wo er bekanntlich die Triumph-Depesche an den Kriegsminister absandte: „nos chassepots ont fait merveille."

„Eh bien, Piétri?" fragte der Kaiser hastig. „Sire", antwortete der Polizeipräfect und zuckte die Achseln, als ob er eine Trauernachricht brächte, und wiederholte die obigen Worte: „Vor der Hand ist noch Alles ruhig, aber man will bereits" .... doch der Kaiser unterbrach ihn mit einer ungeduldigen Handbewegung, ging mit heftigen Schritten im Zimmer auf und ab und verabschiedete bald darauf die beiden Herren. Alsdann trat er an's Fenster, und wenn er gute Ohren gehabt, so hätte er bereits das Echo auf die „Courage" seiner Getreuen hören können: Blamage! Blamage!

Am nächsten Tage sollte dies Echo noch viel allgemeiner werden, bis es zuletzt durch ganz Paris von Mund zu Mund ging. In den Kasernen war bereits früh sechs Uhr die Suppe an die Mannschaften vertheilt worden — mit leerem Magen kämpft sich's schlecht — Bazaine und Canrobert, sonst den Freuden der Tafel nicht abhold, wagten es nicht, sich zu Tische zu setzen, sondern frühstückten im Stehen, „un morceau sur le pouce", wie man das hier nennt, und schickten auf's Neue ihre Ordonnanzen hin und her mit dem neugierigen Fragezeichen. — Nichts! Nichts! Nirgends nichts!

In den Tuilerien lag ein halbes oder ein ganzes Regiment Garde-Infanterie, und zwei Schwadronen reitende Jäger hielten die Nacht über auf dem Carouselplatze, dessen Gitter man geschlossen hatte. Ein wahres Malheur, daß alle diese gewaltigen Vorbereitungen umsonst waren und daß nichts passiren wollte, um dieselben zu rechtfertigen. Aber, wie gesagt: nichts, gar nichts! Blamage! Blamage!

Die Bewachung des Concordeplatzes war im Schlachtplan dem Polizeipräfecten zugefallen, denn dort, am Fuße des Obelisken, sollte, wie die „Unversöhnlichen" versichert hatten, die Hauptdemonstration geschehen. Indeß auch dort fanden keine anderen Zusammenrottungen statt, als diejenigen der Stadtsergeanten, die massenhaft umherstanden, oder auf- und abpatrouillirten, aber nichts zu arretiren fanden. Der alte Obelisk hätte sich auch wol nicht träumen lassen, als man ihn vor viertausend Jahren unter Pharao Rhamses in der Wüstenebene von Luksor aufrichtete, daß er der Mittelpunkt eines solchen komischen Schauspiels sein würde. Er hat übrigens schon Allerlei mitgemacht und erlebt, seitdem man ihn dort hingestellt, wo einst die Guillotine der großen Revolution gestanden.

Gegen zehn Uhr erschien der Kaiser auf der südlichen Terrasse des Parks; er hatte seinem Adjutanten, dem General Montebello, den Arm gegeben und ging bis an die äußere Balustrade, die auf den Platz hinausgeht. Dort blieb er eine Weile stehen und schien ebenfalls nach der Demonstration auszuschauen, die sich aber selbst für die Majestät nicht derangirte, sondern zu Hause blieb. Die Blauröcke, und auch Diejenigen in Civil von der geheimen Polizei, drängten sich unten auf dem Trottoir geschäftig zusammen und salu-

tirten unterthänigst hinauf, aber der Kaiser fand sich nicht gemüssigt, den Gruß zu erwiedern. Lieber Gott, ich denke mir, es muß ihm in dieser Beziehung gehen, wie allen andern anständigen Leuten, die froh sind, mit den Pariser Polizisten, namentlich mit den nichtuniformirten, so wenig wie möglich in Berührung zu kommen, vollends an einem Tage, wie dem in Rede stehenden. Aber wie krank und leidend sah der arme Kaiser aus, kaum zum Wiedererkennen! Unwillkürlich fiel mir ein Portrait von Napoleon I. ein, das ich einst in einer Londoner Galerie gesehen; es war wenige Monate vor seinem Tode auf Sanct Helena gemalt worden und soll frappant ähnlich sein. Ich konnte damals mehrere Tage lang die Erinnerung an die erschütternd schmerzliche Miene, die in den eingefallenen, gealterten Zügen lag, und an den todten, starren Blick nicht vergessen, und nun mußte ich wieder daran denken, als ich den jetzigen Kaiser da oben stehen sah. Er zog sich übrigens bald zurück, jedoch nur, um später eine Spazierfahrt durch die Elyseischen Felder zu machen, wie täglich Nachmittags, wenn er in Paris ist. Vorher bekamen wir aber noch etwas zu lachen.

Auf einmal erschien nämlich Monsieur Gagne; er kam in schnellen Schritten von der Rue de Rivoli her, ging über den Platz und direct auf den Obelisken los. Dort blieb er stehen, zog ein Papier aus der Tasche und fing an, seine Verse zu declamiren. Die paar hundert Menschen, die dort versammelt waren, umdrängten ihn und applaudirten, bis ein Blaurock, froh, endlich einen Rädelsführer gefunden zu haben, Miene machte, ihn zu arretiren. Ein Polizeicommissar, der herzlich mitlachte, legte sich in's Mittel und bat den Poeten freundlich, sich zurückzuziehen, was dieser auch sofort that und wie „das Mädchen aus der Fremde" spurlos verschwunden war, sobald er Abschied genommen hatte.

Von dem deutschen Leser kann ich allerdings nicht erwarten, daß er Monsieur Gagne besser kenne als Monsieur Sipière; ich schalte also auch hier wieder ein, daß Herr Gagne eine komische Figur ist, die sich seit einigen Jahren von Zeit zu Zeit auf den Pariser Trottoirs, öffentlichen Plätzen und Squares sehen läßt und auch hören, denn er declamirt Verse und zwar Verse eigenen Fabrikats. Zumeist blühender Unsinn, aber oft nicht einmal blühender, bis seine Gattin, eine ehrliche, alte Frau, erscheint, ihn beim Arm nimmt, in einen Fiaker setzt und mit ihm heimfährt. Der arme Teufel, der aber vermögend ist, hat ein Heldengedicht von mehr als zehntausend Versen geschrieben, die „Uniteide"; er hat auch bereits einige Jahre zu Charenton im Irrenhause gesessen und man sagt, daß ihm der Spiritismus den Kopf verdreht habe. Da er aber ungefährlich ist, so läßt man ihn laufen und lacht höchstens über sein albernes Geschwätz. Und dieser Patron spielte am 26. October, dem viel gefürchteten, revolutionsschwangeren Demonstrationstage, die Hauptrolle, und gegen ihn hätten sich vielleicht Canrobert und Bazaine mit ihrer Cavall-, Artill- und Infanterie in Bewegung gesetzt, wenn er nicht gutwillig gegangen wäre. Blamage! Blamage! Und das ist zugleich die Moral von der ganzen Geschichte. —

Der Kaiser fuhr am andern Morgen wieder in aller Stille nach Compiègne zurück, verstimmt, wie er gekommen war, und sehr ungehalten über die allzu diensteifrigen Räthe, die den Teufel so schwarz an die Wand gemalt hatten. Freilich darf man daraus nicht schließen, daß der Teufel gar nicht existirt; im Gegentheil, er spukt in vielen tausend Köpfen, nur hält er sich versteckt und wartet auf eine andere, günstigere Gelegenheit, um die Hörner zu zeigen.

Harmlose Briefe eines deutschen Kleinstädters.

An den Herausgeber des „Salon".

Aus Deutschland im November 1869.

Neulich war mein Geburtstag, lieber Freund. Ich wurde gerade so alt, wie Frau Kierschner gern sein möchte, und wollte mir eine Güte anthun. Ich ging in unser feinstes Gasthaus, bestellte mir tête de veau à la Metternich, eine halbe Flasche moussirenden Mosel und war seelenvergnügt.

Da trat mein unvermeidlicher Doctor in das Zimmer und nahm ohne Weiteres Platz an meiner grünen Seite. Er war wieder einmal wüthend und sprach, wie ich das an ihm gewohnt bin, in Sentenzen.

„Es giebt wirklich keine Dummheit, deren ein deutscher Professor nicht fähig wäre!" polterte er los. Der Anfang war vielversprechend.

„Ist Ihnen schon wieder etwas in die Quere gekommen?" fragte ich. „Sind Sie als Vertreter der deutschen Presse nach Suez delegirt? Hat man Ihnen die Pension einer Lehrerwittwe ausgesetzt? Haben Sie den coburgschen Hausorden bekommen? Haben Sie mit der Gräfin Beaumont in Correspondenz gestanden oder für die „Internationale Revue" einen Artikel geschrieben? Haben Sie sich blamirt wie Rochefort oder ist Ihnen sonst ein Unglück zugestoßen? Sprechen Sie sich aus, Doctor meines Leibes!"

„Nichts von alledem, harmloser Freund!"

„Hat Frau Beecher-Stowe eine Ehrenrettung an Ihnen versucht?"

„Auch nicht. So lassen Sie mich doch zu Worte kommen! Da sind mir heute von einem Leipziger Freunde einige Nummern von dortigen Zeitungen unter Kreuzband zugeschickt worden — man glaubt es nicht! aber es ist wahr — und in diesen Nummern wird Bericht erstattet über —"; der Doctor lachte laut auf.

„Sie befleißigen sich einer beachtenswerthen Undeutlichkeit, lieber Doctor."

„Kurz und gut: Professor Minckwitz hat ein Nationalepos geleistet — da hört Verschiedenes auf. Kennen Sie diesen Professor Minckwitz?"

„Ob ich ihn kenne, Doctor? Er ist ein leuchtender Stern am Firmamente unserer Literatur, ein kritischer Generalfeldmarschall, ein poetischer Gigas, der größte der Plateniden, „wo man hat". Ihn sollte ich nicht kennen? Minckwitz, den Verfasser des „Neuhochdeutschen Parnaß?" Sollte nicht wissen, wie er unsere Dichter beurtheilt hat? „Karl Beck, ein Lyriker mittelmäßigen Ranges, an Gehalt unreif, in der Form unklar und schwülstig" (S. 37); „Eichendorff, in der Prosa und im Lyrischen bald verschwimmend und eintönig, bald disharmonisch fad" (S. 119); „Freiligrath's Sprache ist schwülstig und dunkel, häufig gesucht, meist schwerfällig, was das Publicum freilich heutzutag gedankenreich nennt" (S. 144); „Gustav Freytag, ein mittelmäßiger Dramatiker und Novellist ohne classische Bedeutung" (S. 150); „Karl Gutzkow ein geistreicher Dramatiker, aber ein Vielschreiber, der nicht ein einziges Werk von classischem Werth hervorgebracht" (S. 259); dagegen: „Platen, ein Dichter ersten Ranges in allen drei Hauptgattungen der Poesie und Deutschlands größter Lyriker" (S. 643) — o, theurer Doctor, ich kenne meinen Minckwitz und weiß auch, daß er ein Heldengedicht geschrieben hat, das grandios sein muß!"

„Grandios in der That“, replicirte der Doctor. „Hören Sie nur die Proben, welche die Leipziger Blätter daraus mittheilen. Das Epos, welches bestimmt ist, dem allgemein empfundenen Mangel an einem Nibelungenliede des XIX. Jahrhunderts abzuhelfen, behandelt die Völkerschlacht bei Leipzig. Hier einige Proben aus dieser poetischen Großthat — ich scherze nicht, ich parodire nicht, ich rede ernst, also aufgepaßt: „das Centrum ausspreizte seine Scheeren nach — Lorbeeren“, „das Feuerwerk zu löschen aus Napoleon's riesigen Höllenfröschen“, „die Flinten

knacken.
„Wie wenn in hohen Tannen die bunten Spechte hacken“—
„Zerschossen krachen in Splitter die herbstlichen Pappeln
„Und ihre Blätter stäubten, wie Vögel, welche zappeln.“

„Denn solch ein Doggengebelle, wie's heut' in deutschen Landen bellte der Frankenhund“ — und der Wolf der nordischen Mythologie bellt bei Minkwitz sogar „mit dem Unterkiefer“. Von den Russen sagt er, daß es Leute sind, die „sieben Monat schon die Sohlen sich abgelaufen, eh' sie nur gelangt nach Polen“. Das Daheim dieser Schnellläufer wird wie folgt geschildert: „Dort tanzen Eure Frauen, dort grasen Eure Stuten“. Napoleon's Gesicht ist „glatt wie frischgesottenes gelbbraunes Soolei“ (reimt mit „wohl sei“); im Uebrigen ist er noch immer, „der alte Degenschmieder, dem Keiner noch getroffen sein festes Sturmgefieder“; und er will „in's Netz uns locken, wie man auf diesen Fluren die Lerchen fängt zu Schocken“; mit seinem Opernglas, seiner Schnupftabaksdose und seinem grauen Rock ist er „der große kühne Weisel im Schlachtenbienenstock“; den Italienern, die sich vor den Kanonenkugeln fürchten, denn „Napoleon kannte die Stimmung seiner Vettern“, ruft er wörtlich zu:

„Es thut euch nichts, Putthühnchen, laßt die Kugeln tanzen
Und denkt in euren Herzen, es regnet Pomeranzen.“

„Alle diese Stellen habe ich wörtlich den Zeitungsberichten über die Vorlesung des Minckwitz'schen Gedichts entnommen. Und ein Mensch, der derartige Faschingsscherze als ernste Poesie ausgeben will, erlaubt sich die wegwerfendsten Urtheile über unsere begabtesten Dichter!“

„Sie sind ein extremer Mensch, Doctor!“

„Am Komischsten aber ist“, fuhr der Doctor fort, ohne auf meine Unterbrechung zu achten, „daß Minckwitz, der Platenide, er, der alle Weisheit mit Löffeln gegessen und die Universalerbschaft Platen's angetreten hat, nicht einmal mit dem gewöhnlichen poetischen Handwerkzeug umzugehen vermag, daß er Reime schmiedet wie: Blitz und Liebertwolkwitz, Qualm und Schlachtpsalm, Sturm und Leuchtthurm, Connewitzer Moor und Stadtthor, Speer und Lorbeer, Wittgenstein und querfeldein. Nach einer telegraphischen Meldung aus Syracus soll sich Platen im Grabe herumgedreht haben.“

„Genug! Doctor“ rief ich, und meine Wangen glühten wie Vögel, welche zappeln, „ich habe Sie lange genug sprechen lassen, aber Alles hat ein Ende und meine Geduld reißt mir schließlich auch. O, über die voreiligen Kritiker. Schnellfertig ist die Jugend mit dem Wort. Es liebt die Welt das Strahlende . . .“

„Ich kenne die Fortsetzung.“

„Zu schwärzen und das Erhabne in den Staub zu ziehn. Du sprichst ein großes Wort gelassen aus. Der Prophet gilt nichts in seinem Vaterlande, aber Ehre dem Ehre gebührt.“

„Sie überraschen mich durch die Neuheit ihrer Einfälle.“

„Ich wollte mich erst in die rechte Stimmung versetzen und dazu bedarf ich immer einiger origineller Citate, von denen Eure Schulweisheit sich nichts träumen läßt, Horatio. Aber so seid ihr Alle, ihr heillosen Spötter! Ein paar aus dem Zusammenhang gerissene Stellen genügen für Euch, um über ein schönes Ganzes den Stab zu brechen. O, ich hasse dies Geschlecht, „das stets von Halbem halb erfaßt jede Seele, die als Ganzes sich harmonisch rundet, haßt." Ein solches Geschlecht ist allerdings nicht im Stande einen Dichter wie Minckwitz zu würdigen, einen Mann, der in gerechtem Selbstbewußtsein sagen durfte: „Die Weltgeschichte hat blos drei wahrhafte Epiker aufzuweisen: Homer, den Dichter der Nibelungen und — den dritten verbietet mir meine Bescheidenheit zu nennen." Und diesen Atlas wollt ihr mit Sandschäufelchen aus dem Wege räumen? Diesem Herakles wollt ihr Pygmäen die wuchtige Keule entreißen? O ihr kurzsichtigen Thoren! Talleyrand machte sich anheischig — man kann das nicht oft genug wiederholen — jeden Menschen an den Galgen zu bringen, von dem er ein einzig geschriebenes Wort in Händen habe. Aus einem großartigen Epos zehn oder fünfzehn Stellen herauszugreifen und aus diesen aus dem Zusammenhang gerissenen Citaten ein Todesurtheil über das Ganze zu extrahiren — dazu, medicinischer Freund, gehört wenig Witz und viel Behagen. Ich will Sie aber beschämen. Sie sollen zusammenbrechen in ihres Nichts durchbohrendem Gefühle. Ich will Ihnen jetzt ein großes Fragment aus dem Minckwitz'schen Epos vorlesen und Sie werden erröthend und beschämt sich sagen müssen, daß Sie dem Mann Unrecht, bitter Unrecht gethan haben. Ich habe mir von einem Leipziger Freund, dem Minckwitz einen Einblick in das herrliche Manuscript gegönnt hat, einige Seiten abschreiben lassen. Hier sind sie! Und nun passen Sie auf!"

Ich erhob mich. Meine Stirn leuchtete wie Vögel, welche zappeln. Und ich sprach feierlich:

Der Tod des Heldenjünglings.

(Aus dem Epos „Die Völkerschlacht bei Leipzig" von Prof. Minckwitz.)

Der Tod mit Hippe und mit Sanduhr
Erwürgte die Welschen wie ein Pandur
Und hieb sie nieder mit blitzendem Schwerte,
Der Kampf auf's äußerste ihn erbitterte.
Die Unsern schmierten die Räder mit Feldstheer
Und setzten hurtig über die Elster.
Sie gingen drauf los mit beschmutzter Kamasche,
Mit Kolben, und stürmten das Thor, das Grimma'sche.
So mancher, bevor er hinabfuhr zum Orkus,
Empfing hier den letzten Mund- oder Ohrkuß!
Ein Jüngling seufzte — es war sein Endwunsch —:
„O hätt' ich wenigstens einen Abendpunsch,
Das wäre im Sterben mir noch ein Labsal,
So aber schmachte ich hier wie Absal-
On, als der Bäume gestrüppige Tücke
Zerzauste seine Allongeperrücke.
O schaurig ist's hier auf dem lärmenden Schlachtfeld
Besonders jetzt, wo allmählich die Nacht fällt.
Granaten zerstieben und prasseln und knattern
Und alles dunkel — kein Stern, keine Latern'.
Lebt wohl, meine Eltern! mit mir geht's zu Ende;
Ich fühle die Wunde, die tödtlich blutende;



Die Gesellschaft der

Von Paul Konn



ileinstadt.

Geh' lahm, mein Humor! Nimm Krücken und hink', Witz!
Ach später werd' ich besungen von Mindwitz!
(Ein Epiker ist's, nach Homer der beste!)
Das ist von den Wunden vielleicht die tiefeste!
Leb' wohl, Kamerad! mein Bruder, mein Dicker!
(Ja Mindwitz ist ein großer Epiker!)
Leb' wohl, Freund, sorge für meine Familie
Und auf mein Grab pflanz' Petersilie!"

So sprach der Jüngling und ist erblichen;
Dergleichen passirt ja allen Sterblichen.
Ein Trost ihm blieb: die Deutschen siegten,
Die Franzen aber Keile kriegten.
Napoleon floh — (nicht nach der Mongolei!) —
Er wurde gelb, wie das Gelbe vom Eelei.
Napoleon's Macht — hier ward sie zerschmettert,
Victoria! der Preußentrompeter trompetert:
Zerbrochen wurden des Knechtes Ketten!
Das war der Sieg der Deutschverbündeten.

Der Doctor brach schluchzend zusammen.

Schließlich, lieber Freund, nur noch zwei kurze Notizen. Daß Wantrup zum Referenten über den Gesetzentwurf wegen Einführung der Civilehe ernannt worden ist, wissen Sie. Er wird der Kammer die Ablehnung des betreffenden Gesetzes empfehlen und zwar aus folgendem stichhaltigen Grunde: „Man denke sich", sagt Wantrup, „eine Civilehe zwischen einer Jüdin und einem Christen. Die Gatten zanken sich, wie das bisweilen vorkommt. Der Christ würde zu seiner Frau sagen: „Ach, Rebecca, Du bist nicht recht gescheidt", während Rebecca ausrufen würde: „Gottlieb, Du bist meschugge." Das geht natürlich nicht! und deswegen muß der Gesetzentwurf abgelehnt werden." — Sodann werden Sie auch wissen, daß das Loos der arbeitenden Classen viel zu wünschen übrig läßt, aber die herrlich beredte Schilderung, welche ein Arbeiter in einer Pariser Versammlung von dem Elend der „enterbten Masse" gegeben hat, ist Ihnen vielleicht entgangen. „Wenn der Arbeiter", rief dieser Brave in schmerzlicher Begeisterung aus, „zerschlagen, überangestrengt Abends heimkehrt — was findet er in seiner elenden Stube? Sein armes Weib und seine armen Waisen!"

Und damit Gott befohlen!

Der Ihrige.

Im Rauchzimmer.

„Wie?" rief ich aus, als der Herausgeber des „Salon" mir das Inhaltsverzeichniß des neuen Heftes vorlegte — „der Suez-Canal! Ist es wirklich wahr? Sie bringen einen Artikel über den Suez-Canal? Wie kann man so inconsequent sein. Zuerst ereifern Sie sich darüber, daß man trotz Bismarck und Zündnadelgewehr die deutsche Literatur noch immer für Nichts achtet — gerathen in Feuer und Flammen, daß man sich an den Wassern des Nil um die ganze deutsche Presse nicht so viel gekümmert hat, wie um den kleinsten Pariser Journalisten — nicht so viel", mach' ich mit den Fingern — „und hätten nicht übel Lust, den preußischen General-Consul in Alexandrien dafür auf die Anklagebank zu versetzen — und nun, was muß ich sehen? Anstatt den Suez-Canal mit Verachtung zu strafen, wie der Suez-Canal Sie mit Verachtung gestraft hat, machen Sie tiefe Studien über diesen unwürdigsten aller Canäle — lassen ihm Gerechtigkeit widerfahren — nennen ihn eines der größten Wunder unserer Zeit, stellen ihm ein glänzendes Horoskop für die Zukunft . . . Herunterreißen hätten Sie ihn sollen! Ecrasiren hätten Sie ihn sollen. Und wenn Sie Das nicht gewollt — denn ich weiß, Sie sind dafür viel zu ehrlich, viel zu deutsch, viel zu national-liberal — so hätten Sie wenigstens schweigen sollen . . ."

Und ich schwieg. Denn der Zorn ließ mich nicht weiter reden.

Allein mein Herausgeber lächelte. „Was wollen Sie?" sagte er; „die anderen Zeitungen sind auch nicht eingeladen und bringen dennoch Artikel."

„Und schöne Artikel sind es" — nahm ich wieder das Wort. „Glänzende Leistungen! Die deutsche Literatur rächt sich durch ihre Abwesenheit. Der deutsche Philolog und Astronom zeigt dem erstaunten Publicum, welcher Satzverrenkungen die deutsche Sprache fähig ist; und wenn Ludwig Pietsch sich nicht der Stangen'schen Vergnügungsexpedition angeschlossen hätte, so würden wir nur von Kameelen hören, aber Nichts von den Schultern der Kaiserin von Frankreich!"

„Launenhafter Mann!" unterbricht mich mein Herausgeber (denn jede Wallung meines nationalen Stolzes hält er entweder für einen Witz oder für einen Anfall von Hypochondrie) — dann, sich rasch besinnend, greift er nach einem Kistchen und offerirt mir eine Cigarre. „Cleopatra!" sagt er, „flor fina, die beste Sorte der neuen Ernte" — und gleißnerisch blickten mich die feinen, braunen Regalias an.

Aber ich rufe: „Fort! Ich lasse mich nicht bestechen, Herr Herausgeber! Cleopatra! . . . Du drücktest die Natter an den Busen und starbest. Damals gab es noch antike Gesinnung . . ."

„Mein Gott", sagt der Herausgeber, „sie hätte sich nicht die Natter an den Busen gelegt, wenn damals schon der Suez-Canal gewesen wäre. Lesen Sie nur unsern Artikel. Sie hätte, was die Natter betrifft, noch heute leben können. Aber so sind diese Schriftsteller! Gleich außer Rand und Band. Genus irritabile! Wenn Sie mich nur zu Worte kommen ließen! Wer sagt Ihnen denn, daß man Berlin, die Stadt der Intelligenz, die künftige

Hauptstadt Deutschlands, oder die Hauptstadt des künftigen Deutschlands — wie Sie wollen — nicht berücksichtigt hat? Lesen Sie denn keine Zeitungen?"

„Nein!" rief ich kurz und gut, „so lange die Feuilletons unserer Zeitungen ihr Wasser aus den bitteren und den süßen Seen schöpfen, ihren Sand aus der Wüste nehmen, so lange werde ich sie mit keinem Blick ansehen."

„Hinc illae lacrymae!" sagte mein Herausgeber; „dann freilich können Sie's nicht wissen, daß die Einladungen des Vicekönigs mit vollen Händen auch über Berlin ausgestreut — daß nicht nur alle Diejenigen, welche ganz naturgemäß zu dieser hohen Ehre designirt waren, und alle Freunde derselben, welche eine hübsche Reise zu machen wünschten, sondern außerdem noch ganz expreß eingeladen worden sind: 1) Herr Taglioni, der Sohn unseres verdienstvollen Balletmeisters; 2) Herr Braß, der Redacteur der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung", und 3) Herr Gödsche, von der „Kreuzzeitung". Und nun sagen Sie noch, daß deutsche Kunst und deutsche Literatur nicht vertreten seien bei dem feierlichen Act an den Gestaden des Mittelländischen und Rothen Meeres?"

„Das beruhigt mich", sagte ich, indem ich den Hut lüftete, den ich bis dahin trotzig in die Stirn gedrückt hatte. „Das ist mir ein wahrer Trost! Honni soit qui mal y pense! Die Ehre der deutschen Literatur ist gerettet — und Sie haben ganz Recht, den bewußten Artikel zu bringen. Nein, nein! Wie man sich doch echauffiren kann! Bitte, geben Sie mir eine Cigarre!"

Vergnügt, den ärgerlichen Handel beigelegt zu sehen, rieb der Herausgeber sich die Hände (denn er ist ein Mann des Friedens und liebt es nicht, nach irgend einer Seite hin Anstoß zu erregen, obwol ich ihm tausendmal gesagt habe, daß die groben Leute viel eher Aussicht haben, gehört zu werden, als die höflichen); ich aber zündete mir eine von den vorhin schon erwähnten „Cleopatra's" an, nahm meinen Mantel und trat, erleichterten Herzens, den Heimweg an, der mich über den Gensdarmenmarkt führte.

Es war ein Hundewetter; Schnee mit Regen und Wind und Glatteis und stockfinstere Nacht und natürlich keine Droschke zu haben. Aber ich sah doch Andere fahren; rings um mich her war ein Rollen und Rasseln, daß man sich kaum davor retten konnte; besonders da der Schnee zuweilen wie eine nasse, kalte, weiße Wolke Alles einhüllte. Doch weit entfernt von Mißmuth, kämpfte ich mich weiter, bis ich das leere Gitter von Schiller's Denkmal erreicht hatte. Das heißt, von Schiller's Denkmal, welches heute (10. November 1869) errichtet hätte werden sollen, aber aus Rücksicht für die Droschkenkutscher Berlins nicht errichtet worden ist. In der menschenfreundlichen Stimmung, in der ich mich nach meinem letzten großen Aerger befand, erschien mir diese Rücksicht sehr zart, aber auch sehr natürlich. „Was!" rief ich aus, indem ich mich an den Dichter wandte, der nicht da war, „welches Recht auch hättest Du, den Droschken und Omnibussen hier den Weg zu versperren? Es wäre ja grausam, um Deinetwillen — Dichter des Herzens und der Freiheit! — die armen Droschkengäule, die ja ohnedies elend genug sind, einen Umweg machen zu lassen, und Alles für fünf Silbergroschen! Was kann die deutsche Poesie Besseres verlangen, als von Droschkenkutschern zerhauen und von Omnibuspferden zertreten zu werden? Hast Du es nicht selbst gesagt — o, Dichter des Wallenstein:

„Und wirft ihn unter den Hufschlag seiner Pferde —
— Das ist das Loos des Schönen auf der Erde!"

Der Wind und Schnee trieben mich zuletzt, ein menschlich Obdach zu suchen, und da ich noch weit von Hause war, trat ich auf einen Augenblick gegenüber in Stehely's Conditorei. Da mein Herausgeber den Bann gebrochen hatte, so griff ich, indem ich seine „Cleopatra" frisch anzündete, nach einer Zeitung. Es war die heutige „National-Zeitung" und im Feuilleton fand ich einen Artikel, glücklicherweise nicht „Nach Suez" überschrieben, sondern „Am Schillertage", von Karl Frenzel. Ich hatte mir vorhin eingebildet, daß es ganz richtig sei, das Schiller-Denkmal nicht zu setzen; doch nun ward ich anderer Meinung. Ich las: „Seht diese Stadt der Intelligenz, werden unsere Gegner frohlockend rufen, wo man ein Schillerbild nicht aufstellen darf. Und warum? O, um die Bequemlichkeit der Herren Kutscher nicht zu stören! Risum teneatis, amici! Wenn die Preußen zur Schlacht ziehen, dürfen sie Schiller's Reiterlied singen, aber im Frieden dürfen sie nicht sein Bild bekränzen! Ist das die Ehre, der Ruhm, die wir der Wissenschaft und den Künsten erweisen?"

„O, Freund, Freund", rief ich, „erinnerst Du Dich dieses Abends, wie wir ihn vor zehn Jahren feierten, mit jugendlichen Hoffnungen, mit Epheukränzen, mit Wein und Liedern? . . Und seitdem haben wir das große Jahr gehabt — und noch immer keinen Raum für die deutsche Dichtung als — in der Leihbibliothek? Sollte es denn wahr sein? Sollte es denn wirklich wahr sein? . . . ."

Ich wollte fortfahren. Doch ich dachte an meinen Herausgeber und schwieg. —

Druck von A. H. Payne in Reudnitz bei Leipzig. — Nachdruck und Uebersetzungsrecht sind vorbehalten.

Der Salon.

Der Herr von der Hölle.

Eine zweifelhafte Geschichte.

Von **Fr. Gerstäcker.**

---

1. Kapitel.

In Verzweiflung.

Ueber dem freundlichen Lahnthal stand der Mond*) und warf sein mildes Licht auf die bewaldeten Höhen, auf den blitzenden kleinen Strom und auf einen von Menschen schwärmenden Platz nieder, der sich aber dort unten seinen eigenen Lichterglanz gebildet hatte und wahrlich den sanften Schmelz nicht achtete, der da draußen, in unbeschreiblichem Zauber, auf der Landschaft lag.

Wunderliche Welt! wunderliches Menschenvolk darin, das sich überall einnistet und ausbreitet und die Natur selber seinen Leidenschaften dienstbar macht.

Oben auf den Bergen lag der stille Frieden Gottes. Versteckt auf der in Myriaden von Thauperlen funkelnden Wiese, die schlanken, geschmeidigen Körper scharf in dem Schatten der Mondenstrahlen abgezeichnet, äste sich ein kleines Rudel Rehwild, und darüber hin strich die Nachtschwalbe mit ihrem melancholischen Ruf — die Grille zirpte und leise rauschte in der vom Rhein herüberwehenden Brise das junge saftige Buchenlaub. Unten aber im Thal, aus der Erde Grund herauf, quoll geheimnißvoll aus räthselhafter Tiefe der heiße Quell — noch Blasen werfend in der kühlen Abendluft, wie er sich den unterirdischen Gluthen eben entrungen, und daneben, ja sogar darüber, hatte das Menschenvolk seine Wohnungen selbst in den starren Fels hinein gebohrt und hauste da nach Herzenslust.

Wie ein Palast hob es sich dort mit hohen, luftigen und jedem nur erdenkbaren Luxus ausgestatteten Räumen, von rauschender Musik durchströmt, von zahllosen Lampen erhellt und mitten darin, das Centrum des Ganzen bildend — der eigentliche Blocksberg, zu dem in der Nacht des ersten Mai der böse Feind seine Anhänger zieht, sie dort zu einem wilden Fest vereinigend —, standen die grünen Tische mit Gold, Silber und Banknoten bedeckt. Das Auge der Opfer, die sich um die gefähr-

---

*) Im Schwabenland geht die Sage, daß der Mondschein nicht dem lieben Gott, sondern dem Teufel gehöre, und zu Dem, der darin arbeite oder etwas darin vornehme, komme der Teufel und biete ihm selber Arbeit an.

lichen Stellen drängten, sah aber nicht den milden Mondenglanz, der draußen an den Hängen lag — ihr Ohr vernahm nicht einmal die rauschende Musik umher, viel weniger noch das geheimnißvolle Murmeln der unterirdischen Quellen, denn nur an dem blitzenden, klingenden Gold auf den Tischen hingen die Sinne. Was kümmerte sie die Welt und wenn sie sich in ihrer ganzen Pracht entfaltet hätte!

Aus den hell erleuchteten Räumen in die Mondnacht hinein schritt eine kleine schmächtige Gestalt, das Antlitz todtenbleich, das dünne röthliche Haar wirr um die Schläfe hängend und dabei so vollständig rath- und gedankenlos, daß er selbst ohne Hut hinaus in's Freie wollte. Der Portier an der Thür wußte aber besser, was sich schickt; er war außerdem Menschenkenner und hatte die kleine dürftige Gestalt schon aufmerksam betrachtet, als sie die erleuchtete Halle nur betrat — ja sogar dem fadenscheinigen Rock den Eintritt verweigern wollen. Jetzt reichte er ihm schweigend und mit einem bedauernden Achselzucken — denn ein Trinkgeld stand nicht in Aussicht — den Hut und der kleine blasse Mensch stürmte hinaus — fort. Und nicht einen Blick warf er umher — zwischen den Bänken, Tischen und Stühlen, die draußen unter den Schattenbäumen im Freien standen, wand er sich hindurch, der schmalen eisernen Brücke zu, die über die Bahn führte. Diese überschritt er; an dem Bassin vorüber, in welchem die heißen Wasser abgekühlt werden, ging er, den Blick fest auf den Boden geheftet, — drüben passirte er das letzte Haus und schlug sich dann, hügelan, in ein kleines Wäldchen hochstämmiger süßer Kastanien hinein, das, von Blüthen bedeckt und wie mit Silber übergossen, seine ganze Pracht entfaltete.

Aber was kümmerte den Unglücklichen die herrliche Mondnacht und der Schmelz der Blüthen. Finstere Gedanken zerquälten sein Hirn und mit festverschränkten Armen schritt er durch den kleinen Kastanienhain bis zum oberen Rand hinan, wo er sich aus Sicht von jeder menschlichen Wohnung, von jedem begangenen Weg befand. Dort erst hielt er an und warf den scheuen Blick umher.

Es dauerte übrigens nicht lange bis er Das gefunden, was er zu suchen schien: einen starken, gerade ausgehenden Ast eines der stärkeren Kastanienbäume und dort — wie an einem Ziel angelangt, die Stirn in finstere Falten gezogen, das Auge düster drohend, schleuderte er seinen Hut zu Boden und begann seine Vorbereitungen zu einem letzten, verzweifelten Schritt.

Er knöpfte seine Weste auf und schlang ein nicht dickes, aber sehr festes Seil los, das er sich um die Taille gewunden hatte. Dann, ohne sich auch nur einen Moment zu besinnen, machte er mit kundiger Hand an dem einen Ende eine Schleife und warf das andere Ende über den Ast.

Hier aber traf er auf eine Schwierigkeit, auf die er anfangs nicht gerechnet haben mochte. Der Ast stand vortrefflich aus, aber er war für seine kleine Statur zu hoch, wie der Baum ebenfalls zu dickstämmig, um ihn zu erklettern — der angehende Selbstmörder schien wenigstens in solchen gymnastischen Künsten nicht geübt.

Er hielt jetzt einen Moment in seiner Arbeit inne, um sich zu überlegen wie er dies Hinderniß am besten überwinden könne. Es war auch in der That nicht so leicht und er dachte gerade daran, sich vielleicht einen bequemeren Baum auszusuchen, als er plötzlich zusammenschrak; denn dicht und unmittelbar neben sich hörte er eine Stimme, die mit der größten Ruhe und Unbefangenheit sagte:

„Der Baum ist ein bischen unbequem — Sie hätten sich einen etwas niedrigeren Ast aussuchen sollen. Ich glaube der dort drüben wäre besser geeignet."

Der Selbstmörder fuhr, wie von einer Natter gestochen herum und sah, unter den Bäumen, aber gerade von einem Strahl des hindurchbrechenden Mondlichtes getroffen, die Gestalt eines anständig gekleideten Herrn, der dort mit dem Rücken an dem Stamm einer Kastanie lehnte und allem Anschein nach schon dort gewesen sein mußte, als er selber den Platz betrat; denn die Schritte eines Nahenden hätte er jedenfalls gehört. Der aber doch zur Verzweiflung getriebene junge Mensch war nicht in der Stimmung, Rücksicht auf irgend Jemanden zu nehmen. Was hatte der Lauscher hier zu thun? ihn an seinem Vorhaben zu verhindern? Die Folgen über ihn, und mit seiner rechten Hand blitzesschnell in die Tasche greifend, zog er ein kleines Einschlagmesser heraus, öffnete dasselbe rasch und sagte dann mit drohender Stimme:

„Was wollen Sie hier? Wie sind Sie hierhergekommen? Beim Himmel, wenn Sie versuchen wollten mich hier zu stören, so haben Sie sich an den falschen Mann gewandt. Wo ich im Begriff bin mein eigenes Leben in die Schanze zu schlagen, können Sie sich wol denken, daß ich keine Rücksicht auf das eines Fremden nehme. Fort von hier! Wenn Sie nur den geringsten Versuch machen sollten mir zu nahen, so renne ich Ihnen dies Messer in den Leib."

„Aber, verehrter Herr", sagte der Fremde, ohne sich durch die Drohung einschüchtern zu lassen, oder auch nur eine Bewegung zu machen, als ob er dem Gebot Folge leisten wolle, „ich habe nicht die entfernteste Absicht Sie zu stören, oder Ihnen in einem guten Vorsatz hinderlich zu sein. Ich stehe Ihnen im Gegentheil mit Vergnügen zu Diensten, wenn ich Ihnen dabei in irgend Etwas nützen kann."

Der Unglückliche betrachtete ihn noch immer mißtrauisch. Es war eine nicht übermäßig große, schlanke Gestalt mit regelmäßigen, aber blassen Gesichtszügen — oder gab ihm nur das grelle Mondlicht diese Färbung? Nach der neuesten Mode gekleidet, quollen unter seinem Cylinderhut volle, rabenschwarze Locken vor und indem er jetzt den leichten Ueberrock zurückschlug — als ob ihm etwas warm darunter würde, zeigten sich verschiedene bunte Decorationen auf seiner Brust. Er gehörte jedenfalls den höheren — wenigstens den bevorzugten Ständen an.

„Ich verstehe Sie nicht", sagte der Unglückliche, nachdem er den Fremden ein paar Momente in düsterem Schweigen betrachtet hatte; „Sie wollen mir helfen, meinem Leben ein Ende zu machen, das ich nicht im Stande bin länger zu ertragen? Weshalb?"

„Sie nennen gleich den Grund mit“, sagte der Fremde mit einer leichten Handbewegung. „Wenn Sie wirklich nicht im Stand sind es länger zu ertragen, so ist es Ihnen doch eine Last und was sollte mich da abhalten Ihnen zu nützen? Weil die Handlung vielleicht ungesetzlich ist? Die Sache würde komisch sein, wenn sie nicht auch ihre ernste Seite hätte — aber entschuldigen Sie“, unterbrach er sich selber, „wenn ich Sie durch mein Geschwätz so lange aufhalte. Der Ast da ist Ihnen ein wenig zu hoch, ich habe aber, als ich hierher kam, dort drüben eine kleine Leiter stehen sehen, die der Gärtner wahrscheinlich zu irgend einem Zweck benutzt; ich glaube, daß dieselbe Ihrem Zweck vollständig genügen wird und wenn Sie erlauben hole ich Ihnen dieselbe — ich bin den Augenblick wieder hier.“ — Ohne auch nur eine Antwort abzuwarten ging er vielleicht zwanzig Schritt unter den Bäumen hin und kehrte wirklich gleich darauf mit einer kleinen Leiter zurück, die er neben dem Unglücklichen mit der unbefangensten Miene von der Welt an den Baum lehnte.

Der Selbstmörder hatte ihn noch immer dabei im Verdacht, daß Alles dieses nur ein Vorwand sei, um an ihn hinan zu kommen, damit er plötzlich auf ihn springen und ihn an der That verhindern könne; er trat auch ein paar Schritte von dem Mann zurück und hielt das gezückte Messer noch immer in der Hand — fest entschlossen keiner menschlichen Gewalt zu weichen. Der Fremde aber achtete nicht einmal auf die drohende Bewegung; er nahm in der That gar keine Notiz von dem jungen Mann und als er die Leiter so gestellt hatte, daß man jetzt von ihm aus bequem den Ast erreichen konnte, wandte er sich wieder ab, ging zu seiner alten Stelle und sagte dann ruhig:

„So, lieber Freund, jetzt sind Sie nicht im Geringsten mehr gehindert; wenn Sie die Schlinge gemacht und um den Hals gelegt haben, brauchen Sie nur die Leiter mit den Füßen umzustoßen und das Resultat wird ein vollständig befriedigendes sein. — Bitte, geniren Sie sich auch nicht etwa meinetwegen; ich bin schon sehr häufig Zeuge solcher oder ähnlicher Handlungen gewesen und vollständig daran gewöhnt.“

Der junge Mensch war, als er diese Stelle betrat, fest entschlossen seinem wahrscheinlich verfehlten Leben ein Ende zu machen und er hätte auch alle Schwierigkeiten, die sich ihm da in den Weg stellen konnten, in seiner, doch nun einmal verzweifelten Stimmung überwunden. Dieses Entgegenkommen eines Fremden aber, diese wahrhaft entsetzliche Gefälligkeit, mit der er die Hand lieh, einen Mitmenschen zum Selbstmörder zu machen, ja das kalte ironische Lächeln, das auf seinen Zügen lag, strich ihm doch wie ein eisiger Reif über die Seele und starr den Blick auf ihn geheftet rief er:

„Mensch oder Teufel, der Du bist — hebe Dich weg von mir! — Eine eigene Angst überkommt mich in Deiner Nähe — fort und laß mich allein sterben.“

Ein Lächeln flog über die Züge des Fremden.

„Es ist sehr freundlich von Ihnen“, sagte er, „daß Sie mich mit

dem vertraulichen Du anreden und wenn Sie nicht in solcher entsetzlichen Eile wären, die mondbeschienene Erdoberfläche zu verlassen, so könnte es vielleicht zu einer näheren Bekanntschaft führen — doch die Menschen sagen: des Menschen Wille ist sein Himmelreich, und wer sich aus diesem Himmelreich selber eine Hölle machen will, dem", setzte er achselzuckend hinzu, „kann man es natürlich nicht wehren. Ich störe außerdem nie ein Vergnügen — also à revoir mon cher, denn — wenn Sie Ihren Vorsatz ausführen, soupiren wir vielleicht heute Abend noch zusammen."

Damit lüftete er leicht den Hut, drehte sich ab und wollte den Platz eben verlassen, als der junge Verbrecher, vielleicht durch die Verzögerung und das Zusammentreffen mit einem Fremden — möglicher Weise auch durch die entsetzliche Bereitwilligkeit wankend gemacht, mit der dieser ihn in seinem Vorsatz zu bestärken schien, ihn noch einmal anrief:

„Und ist das alle Hülfe, die Sie mir leisten wollten?"

Der Fremde drehte sich lachend um und sagte:

„Wünschen Sie vielleicht Geld von mir zu borgen?"

„Teufel!" knirschte der junge Verbrecher zwischen den Zähnen, wandte sich ab und ergriff jetzt entschlossen die Leiter — was auch hatte er auf Erden noch zu suchen — aber der Fremde schien sich anders besonnen zu haben. Er ging nicht, sondern kehrte um, kam bis auf fünf Schritte etwa, wo der junge Mann schon die Schlinge befestigte, heran und sagte:

„Hören Sie einmal, lieber Freund. Sie scheinen mir ein nicht unbedeutendes Ahnungsvermögen zu besitzen. Warten Sie noch einen Augenblick mit Ihrer Abreise, es wäre doch möglich, daß ich auch hier auf Erden noch eine Beschäftigung für Sie fände."

„Sie? für mich?" sagte der junge Selbstmörder mit finsterem Blick „Wer sind Sie denn überhaupt?"

„Der Teufel", sagte der Fremde ruhig — und nur mit einem leisen spöttischen Zug um die Lippen. „Sie nannten ja vorhin meinen Namen."

„Der Teufel?" rief der Unglückliche und ein eigenthümliches Zittern flog über seinen Leib — die stille Nacht — der fahle Mondschein, der einsame Ort, ja die unheilige Absicht selbst, in der er sich hier befand, das Alles mochte zusammenwirken, um sein Herz mit einem unbestimmten Schauder zu erfüllen — aber das konnte doch nur Momente dauern und mit heiserer Stimme lachte er wild auf.

„Das wäre in der That ein sehr vortrefflicher Gesellschafter für meine Reise — wenn es überhaupt einen Teufel gäbe. — Nur so viel ist sicher, ein Herz haben Sie nicht, oder Sie könnten nicht mit einem Menschen in meiner Lage Ihren Scherz noch treiben. Fort! Sie sind nicht im Stande mir zu helfen."

„Das käme auf einen Versuch an", sagte der Fremde. „Sie brauchen jedenfalls Geld, weiter nichts."

„Und selbst eine kleine Summe könnte mir nichts nützen", sagte der

junge Spieler finster, „mein Unglück liegt tiefer — ich habe meinen Beruf verfehlt und jede Hülfe jetzt würde nur dazu dienen, mein Schicksal um Monate — ja vielleicht Wochen hinaus zu verzögern.“

„Ihren Beruf verfehlt? Caramba“, sagte der Fremde, und der Teufel soll allerdings immer nur spanisch, aber dabei anständig fluchen, „an solchen Leuten habe ich eigentlich von jeher ein Interesse genommen. Ich verkehre am allerliebsten mit Menschen, die ihren Beruf verfehlt haben. Kommen Sie herunter und lassen Sie uns ein halbes Stündchen mit einander plaudern; wollen Sie sich nachher noch absolut hängen, so haben Sie die ganze Nacht vor sich und kein Mensch wird Sie daran verhindern. Was sind Sie eigentlich?“

„Zuerst beantworten Sie mir die nämliche Frage, die ich vorhin an Sie gerichtet“, sagte da der junge Mann, der jetzt von der Leiter wieder herabstieg, aber trotzdem noch mit einem heimlichen Grausen in das bleiche Antlitz des Fremden sah.

„Und habe ich das nicht schon gethan?“ sagte dieser ruhig. „Ich bin wirklich der Teufel.“

„Sie treiben Ihren Spott mit mir“, rief der junge Mann, indem er aber doch die Gestalt des Fremden mit einem scheuen Blick überflog.

„Und wie soll ich mich legitimiren?“ erwiederte achselzuckend der Fremde; „glauben Sie etwa, daß ich mit Hörnern und Pferdefuß herumlaufe, wie mich einzelne alberne Menschen schildern, um Kinder und Schafsköpfe damit fürchten zu machen? Mit einer solchen Gestalt könnte ich mich natürlich vor Niemandem blicken lassen. Am Tag aber von Geschäften überladen, besuche ich gern Abends im Mondenschein die Erde und gehe dann eben mit dem Monde; denn irgendwo scheint er doch die ganze Nacht.“

„Und was wollen Sie von mir?“ sagte der junge Mann scheu, und fühlte wie ein Zittern durch seine Glieder lief — „meine Seele?“

Der Fremde lachte laut auf. „Und glauben Sie wirklich, daß ich mich einer einzigen lumpigen Seele wegen hier eine Stunde zu Ihnen gesellt hätte? Das wäre der Mühe werth! Ich habe meine Freude an ganz anderen Dingen und, wie gesagt, viel mehr Vergnügen daran, Leute, die ihren Beruf verfehlt haben, in die richtige und passende Bahn zu bringen, als sie abfahren zu sehen, ohne daß sie der Welt — und mir etwas genützt hätten. Wie heißen Sie?“

„Guido Lerche.“

„Und Ihr bisheriger Beruf?“

Guido Lerche schwieg und sah düster nach dem Fremden hinüber, endlich sagte er: „Schriftsteller — Dichter — aber wenn Sie Der wirklich wären, für den Sie sich ausgeben, so müssen Sie doch auch mich und meinen Beruf kennen.“

Achselzuckend erwiederte der Fremde: „Die Menschen sagen allerdings häufig: „Der Teufel soll alle Schriftsteller und Schriftstellerinnen Deutschlands kennen“; es ist das aber nur eine ganz gemeine Schmeiche-

lei — ich bin es nicht im Stande. Sie müssen mich deshalb entschuldigen. — Wahrscheinlich schreiben Sie anonym?"

Guido Lerche biß sich auf die Unterlippe; er stand schon gewissermaßen mit einem Fuß in einer anderen Welt, aber die kleine Eitelkeit dieser hatte ihn trotzdem noch nicht ganz verlassen; der Fremde aber, der es bemerken mochte, sagte etwas freundlicher:

„Kommen Sie, lieber Herr Lerche — lassen Sie vor der Hand noch den Strick los und uns Beide einmal vernünftig mit einander sprechen. Ich gebe Ihnen mein Wort, daß ich schon vielen Leuten geholfen habe und sobald Sie sich nur ein klein wenig anstellig zeigen, ist die Sache auch gar nicht etwa so schwer. Nur mit dummen Menschen mag ich nichts zu thun haben, oder die brauchen mich vielmehr nicht. Sie arbeiten mir aber sehr häufig durch ihre Dummheit in die Hände und anfangen läßt sich doch nichts mit ihnen — man muß sie eben einfach gehen lassen."

„Und Sie wollen mir helfen?" sagte Lerche, ohne aber bis jetzt noch seine Stellung zu verändern — „und wie das anfangen? Soll etwa meine unsterbliche Seele der Preis sein?"

„Seien Sie nicht kindisch", erwiederte der Fremde; „wenn mir etwas an Ihrer „unsterblichen Seele" läge, so brauchte ich Sie ja nur nicht zu stören. Sie machen sich überhaupt von Ihrer Seele und meinem Verlangen danach einen total falschen Begriff und beurtheilen die Sache einfach wie der große Haufen nach den verschiedenen Märchen, die sie darüber hören, und die gewöhnlich geradezu abgeschmackt sind."

In Guido Lerche's Herzen dämmerte in dem Moment zuerst wieder eine Hoffnung. War es denn nicht möglich, daß er hier einen reichen — und dann natürlich verrückten Engländer gefunden hatte, der zufällig Zeuge seines beabsichtigten Selbstmordversuchs gewesen, und nun in seiner barocken Weise ihm zu helfen wünschte? Er mußte wenigstens wissen, was der Fremde, der sich hier für den Teufel ausgab, eigentlich von ihm wolle und ob er in ihm einen Retter gefunden — der letzte Ausweg blieb ihm ja dann noch immer unverwehrt. Er ließ den Strick los, trat von den untersten Sprossen der Leiter herunter und die Arme verschränkt auf den Fremden zu, der ihn ruhig, wo er stand, erwartete. Jetzt sagte er freundlich:

„Kommen Sie, Herr Lerche, wir wollen uns da drüben, am Rand des kleinen Wäldchens, unter einen Baum setzen, wo der Thau das Laub nicht getroffen hat, und dort erzählen Sie mir einfach — aber, wenn ich bitten darf, so kurz als möglich, Ihre Schicksale. — Ich bedarf nur der Andeutungen und verstehe ganz vortrefflich zwischen den Zeilen zu lesen."

Lerche betrachtete ihn aufmerksam. Wie ein Engländer sah er eigentlich nicht aus — schon die schwarzen, gelockten Haare sprachen dagegen — weit eher wie ein Italiener oder Spanier; er hatte auch außerordentlich weiße und zarte Hände, und in der seidenen feuerrothen Cravatte funkelte ein prachtvoller Diamant. Ohne eine Antwort abzu-

warten, schritt aber der Fremde der bezeichneten Stelle zu, und es war in der That ein wundervoller Platz, wie man ihn sich nicht reizender hätte aussuchen können.

Voll und klar stand der Mond am blauen, sternbesäten Himmel; nur hie und da zogen lichte und durchsichtige Wolkenschleier darüber hin und warfen für Momente einen Halbschatten auf die Erde. Ueber ihnen wölbte sich das breite Dach des Kastanienbaumes — vor ihnen senkte sich allmählich der leise ablaufende Hang dem kleinen Strom entgegen, unfern von dem, aus eingeschlossenen Mauern hervor, die weißen Dämpfe der dort zum Abkühlen gesammelten heißen Quelle stiegen. — Drunten im Thal aber und drüben auf dem andern Ufer der Lahn blitzten die Lichter der zahllosen Hôtels, und von dort her tönte auch noch die rauschende Melodie eines lustigen Galopps, zu der sich die geputzten Paare auf dem Parquet des Saals im Kreise schwenkten. Still und majestätisch aber lagen dahinter die mondbeschienenen und dicht bewaldeten Hänge der Berge, und stiller, heiliger Frieden ruhte über dem ganzen Bild.

Der Fremde schien die prachtvolle Scenerie selber mit Wohlgefallen zu betrachten. Er warf sich auf das weiche Laub nieder und den rechten Ellbogen auf den Boden stützend, sagte er:

„Allerliebste Gegend hier — und so kühl und frisch heute Abend. Bitte, Herr Lerche, nehmen Sie Platz und nun erzählen Sie mir einmal, was Sie eigentlich zu einem Schritt getrieben, den Ihr Menschen doch nur einmal im Leben wagen könnt, während Ihr dabei völlig und unrettbar in das Dunkel einer geheimnißvollen Zukunft hinausspringt. — Merkwürdig — nicht einmal ein unvernünftiges Pferd springt über eine Breterwand, wenn es nicht sehen kann, wo es drüben im Stande ist, die Füße hinzusetzen."

„Und weshalb nehmen Sie ein solches Interesse an mir?" sagte Lerche düster, indem er aber doch der Einladung Folge leistete und sich neben dem Fremden auf das wie aufgeschüttete Laub niederwarf.

„Werden Sie nicht langweilig", erwiederte der Fremde — „woher vermuthen Sie, daß ich überhaupt Interesse an Ihnen nehme? Ich will nur sehen, ob Sie sich hier auf der Welt nicht noch nützlich machen können — wäre das nicht der Fall, so würde ich Sie nicht weiter belästigen. Also erzählen Sie frisch von der Leber weg; es ist noch früh und Sie haben übrig Zeit."

„Aber", sagte Lerche — „wenn ich mich einem vollkommen Fremden anvertrauen soll, so muß ich doch wenigstens im Ernst wissen, mit wem ich es zu thun habe. Wer sind Sie? Wie heißen Sie?"

„Wer ich bin, habe ich Ihnen schon vorhin gesagt. Wie ich heiße? Ihre Nation hat zahllose Namen für mich — manche sogar beleidigender Art, wenn mich die kindliche Einfalt derartiger Menschen überhaupt beleidigen könnte."

„Sie treiben Ihren Scherz mit mir", sagte Lerche — „Ihr gutes Herz verleitet Sie, einem Unglücklichen zu helfen, ohne ihn zu Dank verpflichten zu wollen."

„Mein gutes Herz?“ lachte der Fremde jetzt wirklich grell und unheimlich auf. — „Das ist vortrefflich, Herr Lerche, ich fange wirklich an zu glauben, daß Sie ein Dichter sind, denn Sie haben Phantasie. Mir ist schon viel im Leben nachgesagt worden, aber ein gutes Herz — hahahaha — das ist in der That äußerst komisch! Aber bitte, beginnen Sie. — Mit wem Sie es zu thun haben, wissen Sie jetzt. Doch geniren Sie sich nicht. Neues können Sie mir nicht berichten, denn im Leben der Menschen wiederholen sich ja derartige Dinge, und nur von Ihrem sechzehnten Jahre fangen Sie an — die Kindergeschichten brauche ich nicht zu wissen. Wer war Ihr Vater?“

„Ein Weinhändler“, sagte Lerche, der sich doch nicht recht behaglich in der Nachbarschaft des Fremden fühlte — aber es mußte ein Engländer sein, denn ein anderer Mensch wäre gar nicht auf den Gedanken gerathen, sich direct für den Teufel auszugeben.

„Ein Weinhändler! — hm — das ist gut“, nickte sein Nachbar zufrieden — „und zu welchem Lebensberuf wurden Sie bestimmt?“

„Ich sollte demselben Geschäft folgen“, sagte Lerche — „hatte aber keinen besondern Trieb dazu. Der harten Arbeit als Küper war mein schwächlicher Körper nicht gewachsen — ich fühlte immer einen Hang zur Poesie und ging frühzeitig zum Theater.“

„Sehr gut“, nickte der Teufel — „aber damit ging es nicht.“

„— — Nein“, sagte Lerche zögernd — „Intriguen und Chicanen wurden gegen mich gesponnen.“

„Natürlich“, lächelte sein Nachbar — „Sie finden nie einen schlechten Schauspieler, gegen den nicht die bösartigsten Intriguen angezettelt werden.“

„Aber ich war kein schlechter Schauspieler“, fuhr Lerche auf.

„Bitte, fahren Sie fort“, nickte der Andere. „Sie verließen die Bühne, weil der schlechte Geschmack des Publicums Ihre Verdienste nicht zu würdigen wußte, und gingen —?“

„Nach Amerika —“

„Caramba“, sagte der Fremde wieder — „das ist weit. Aber es gefiel Ihnen auch dort nicht.“

„Nein — das materielle Volk dort drüben hat keinen Sinn für Poesie — in der That keinen andern Gedanken, als immer nur Geld — Geld — Geld. — Wenn ich hätte mit Spitzhacke und Schaufel arbeiten wollen —“

„Aber das wollten Sie nicht!“

„Nein, es drängte mich nach Deutschland zurück —“

„Sie borgten das Geld zur Ueberfahrt —“

Herr Lerche sah ihn überrascht an. — „Es blieb mir nichts Anderes übrig“, sagte er.

„Selbstverständlich“, nickte der Fremde.

„Hier in Deutschland warf ich mich auf die Schriftstellerei“, fuhr Lerche fort, dem der Gegenstand unangenehm sein mochte, „aber der Teufel soll die Buchhändler holen!“

„Bitte!“ sagte der Fremde.

„Es ist nichts als Protection, Schwindel oder Betrug. — Ich habe Romane geschrieben, bei denen mir selber die Haare zu Berge stiegen — Gedichte, die ich vorgelesen und bei denen mich die Zuhörer zuletzt um Gotteswillen baten, aufzuhören, weil ihre Nerven zu sehr angegriffen wurden und sie die Thränen nicht mehr zurückhalten konnten — umsonst, ich fand keinen Verleger. — Dann warf ich mich auf die dramatische Kunst — ich schrieb Dramen, die von einer ergreifenden Wirkung hätten sein müssen, wenn ich eine einzige Direction gefunden, die sie aufgeführt — Operntexte — Alles vergebens — ich wurde der Verzweiflung preisgegeben.“

„Und wovon lebten Sie die ganze Zeit?“ frug der Fremde.

„Ich — suchte mich so ehrlich als möglich durchzubringen —“

„Natürlich durch weitere Schulden —“

„Ich mußte allerdings Gelder aufnehmen“, sagte wieder zögernd Herr Lerche — „ich — konnte nicht verhungern.“

„Hm — ich weiß jetzt genug“, sagte der Fremde trocken, „und es bleibt mir nur noch übrig, Sie um Auskunft zu bitten, was Sie zu diesem letzten verzweifelten Schritt getrieben?“

„Mein Unglück ist bald erzählt“, sagte Herr Lerche. „Ich hatte einen Band meiner besten Gedichte zusammengestellt — den Extract meiner Poesie, wenn ich es so nennen könnte — eine 59er Auslese Cabinetswein — der Buchhändler wollte mir kein Honorar geben, verstand sich aber dazu, den Band in Commission zu verlegen und hübsch auszustatten. — Jahre vergingen — ich schrieb endlich an den Geldmenschen und bat ihn um Abrechnung — die Abrechnung kam. Sie enthielt auf der einen Seite den genauen Kostenüberschlag für Druck, Papier, Buchbinder, Insertionsgebühren 2c., auf der andern Seite den Absatz — es blieben noch sechs Gulden Saldo zu seinen Gunsten.“

„Das war kein brillantes Geschäft“, sagte achselzuckend der Fremde.

„Nein“, fuhr Lerche düster fort, „da trieb mich die Verzweiflung und ich nahm die sechs Gulden und ging damit zum grünen Tisch —“

„Entschuldigen Sie“, sagte der Fremde, „Sie müssen sich da versprochen haben. Sie sagten mir vorher, daß die sechs Gulden zu seinen, also des Verlegers, Gunsten gewesen wären. Folglich waren Sie ihm dieselben noch schuldig; wie konnten Sie also damit zur Spielbank gehen?“

„Ich borgte mir die sechs Gulden vom Wirth auf meinen Reisesack“, sagte Herr Lerche.

„Sehr gut“, nickte der Fremde. „Sie arbeiteten dadurch mit doppelt negativem Capital — vortrefflich. Also Sie gingen zur Spielbank — verloren aber natürlich.“

„Auch den letzten Gulden“, bestätigte Lerche, „und die Verzweiflung trieb mich endlich hier heraus.“

„Aber wo bekamen Sie den Strick so geschwind her?“

Herr Lerche zögerte diesmal sehr lange mit der Antwort, endlich

sagte er: „Da ich Ihnen nun doch einmal Alles gebeichtet habe, sollen Sie auch Das erfahren. Ich hatte ihn mir gekauft, um mich daran im Hôtel aus dem Fenster zu lassen, wenn ich, wie voraussichtlich, meine Wirthshausrechnung nicht bezahlen konnte."

Der Fremde richtete sich bei den Worten im Nu in die Höhe und dem jungen Mann die Hand hinüberreichend, sagte er freundlich:

„Herr Lerche, ich kann Sie meiner vollen Hochachtung versichern. Sie haben unbestreitbar Talent, denn daran hätte ich selber nicht gleich gedacht. — Ich müßte mich auch sehr irren, oder Ihre Zukunft ist gesichert. Erlauben Sie mir jetzt nur noch eine Frage, und glauben Sie nicht, daß ich sie indiscret thue; aber ich muß es zu Ihrem eigenen Besten wissen. — Wie viel Schulden haben Sie, und vor allen Dingen, wem schulden Sie?"

Herr Lerche schwieg, aber nicht aus Zurückhaltung, denn allerlei Gedanken kreuzten ihm das Hirn. Der großmüthige Fremde wollte jedenfalls seine Schulden bezahlen und er machte sich nun im Geist einen Ueberschlag, wie viel er angeben solle, ohne dabei etwas zu vergessen. Endlich schien er damit im Reinen und sagte:

„Meinem Schneider schulde ich dreißig Thaler —"

„Selbstverständlich!" lautete die Antwort.

„Meinem Schuhmacher fünfzehn, sind fünfundvierzig. — Meinem Wirth für Essen und Wohnung hundertundsechzig, macht zweihundertundfünf, dem Buchhändler acht Thaler, sind zweihundertunddreizehn — im Frühstückskeller zweiundvierzig Thaler etwa, macht zweihundertfünfundfünfzig. — Meiner Wäscherin elf Thaler — gleich zweihundertsechsundsechzig, und dann — habe ich noch zweihundertfünfzig Thaler baar Geld aufgenommen."

„Von wem?" frug der Fremde rasch.

„Von der ersten Liebhaberin unseres Theaters."

„In der That? Eine Herzensneigung?"

„Nein."

„Auf Wechsel?"

„Nein."

„Also auf Ehrenwort?"

„Ja", sagte Herr Lerche zögernd, während der Fremde einen Blick nach dem Baum hinüberwarf, an dem der Strick noch hing. „Was sich also mit meiner Schuld hier in Ems auf etwas über 500 Thaler belaufen würde."

„Also einem Wucherer sind Sie nichts schuldig?"

„Nein — fünfhundert Thaler könnten mich retten."

„Was nennen Sie retten?" sagte der Fremde verächtlich. „Wenn Sie die fünfhundert Thaler bekämen und Ihre Schulden wirklich damit bezahlten, so wären nur Ihre Gläubiger besser daran, Sie selber aber genau auf dem alten Fleck wie vorher. Nur in dem Fall, daß Sie dieselben nicht bezahlten", setzte er langsamer hinzu — „wären Sie gebessert, aber auch nur für eine kurze Zeit, denn das alte Elend würde

doch immer wieder über Sie hereinbrechen. Um Ihnen wirklich zu helfen, Herr Lerche, dazu gehört mehr als fünfhundert Thaler."

„O, Sie sind so gütig!" sagte Lerche, wirklich betroffen von den Worten.

„Dazu gehört aber", fuhr der Fremde fort, ohne von dem Lob die geringste Notiz zu nehmen, „daß Sie selber den Beruf finden, der für Sie paßt, und darin will ich Ihnen behülflich sein. Alles Andere ist nur ein Tropfen Wasser auf einen heißen Stein und hält Sie allein ein paar Monate länger am Leben, womit, nebenbei, Niemandem besonders gedient wäre."

„Aber was verstehen Sie unter einem Lebensberuf?" sagte Lerche, dessen Hoffnungen bei den Worten einen gelinden Stoß bekamen; denn baar Geld wäre ihm viel lieber gewesen, als ein Lebensberuf.

„Lassen Sie mich aufrichtig sein", sagte der Fremde, „denn nur dadurch kann ich Ihnen beweisen, daß ich es gut mit Ihnen meine — Sie haben Nichts gelernt und von einem Beruf zum andern übergewechselt; Sie können auch nichts Selbstständiges und Vernünftiges schaffen, sonst würden Sie jedenfalls einen Verleger für Ihre Arbeiten gefunden haben. Ihr sonstiger Charakter läßt nichts zu wünschen übrig und ich würde Ihnen ohne Weiteres eine Auswanderungsagentur vorschlagen, wenn Ihnen Ihre poetische Neigung darin nicht im Wege stünde. So weiß ich nur noch einen Ausweg für Sie, auf dem Sie sich Ihr Brod jedenfalls verdienen können: Sie müssen Theaterrecensent werden und sich womöglich an einer Theaterzeitung und Agentur betheiligen."

„Aber die mißglückten Versuche, die ich selber —", sagte etwas schüchtern Herr Lerche.

„Bester Freund, die lassen Sie dann Anderen entgelten", lachte sein freundlicher Rathgeber. „Denn wer selber etwas schreiben kann, wird natürlich nicht Recensent. Ihre Gewissenhaftigkeit steht Ihnen doch hoffentlich nicht dabei im Wege? — Und überdies", fuhr der Fremde leichthin fort, „werden Sie mit der Zeit auch so verbittert werden, daß Ihnen die Galle schon von selber kommen wird, und nichts in der Welt nährt besser als Galle —"

„Ich habe immer das Gegentheil geglaubt", wagte Lerche eine schüchterne Entgegnung; denn wenn ihm der Fremde nichts weiter geben wollte, als den Rath, so hätte er ihn eben so gut können sich selber überlassen, und dann wäre jetzt Alles überstanden gewesen.

Der Fremde würdigte ihn keiner Antwort; er hatte still vor sich nieder gesehen und leise dazu mit dem Kopfe genickt.

„Eine Auswanderungsagentur würde Ihnen nicht genügen", sagte er endlich — „je mehr ich mir die Sache überlege, desto mehr bin ich davon überzeugt. Daß Sie aber als Recensent Ihr Glück machen werden, ist gewiß. Wir sprechen uns wieder."

„Verehrter Herr", bemerkte Lerche endlich, „das ist Alles recht schön

und gut, aber wie soll ich dazu gelangen, selbst nur darin einen Anfang zu bekommen?"

„Ich gebe Ihnen einen Empfehlungsbrief mit an die Theater-agentur in X", sagte der Fremde, „die bringt Sie in die rechte Bahn — ich stehe mit ihr in Geschäftsverbindung."

„Aber womit käme ich selbst nach X?" seufzte Lerche; „ich habe keinen rothen Heller mehr im Vermögen. Wenn Sie mir nur wenigstens die fünfhundert Thaler auf mein ehrliches Gesicht borgen wollten. — Ich gebe Ihnen mein Ehrenwort —"

Der Fremde lachte laut auf. „Die Menschen", sagte er endlich, „nennen mich immer einen „dummen Teufel", aber so dumm ist der Teufel denn doch wahrhaftig nicht, daß er einem deutschen Dichter Geld borgen sollte. — Caramba, die Idee ist nicht übel."

„Sie nennen sich immer den Teufel", sagte Lerche, dem es doch anfing, unheimlich in der Nähe des blassen Mannes zu werden, noch dazu, da sich dieser direct weigerte, ihm irgend welchen Vorschuß zu machen; „wenn Sie nun wirklich der Herr wären — und ich muß Ihnen gestehen, daß ich mir bis dahin ein solches Wesen anders gedacht habe —"

„Mit feuersprühenden Augen und Hörnern, wie?" lächelte der Fremde.

„Wenn auch vielleicht nicht so — aber doch —"

„Und was wollten Sie vorhin sagen?"

„Wirklich also den Fall genommen", wiederholte Lerche, „so wäre es doch für Sie ein Leichtes, mir auch ohne directen Vorschuß zu Geld zu verhelfen. Sie brauchten mir nur einen einzigen Thaler anzuvertrauen und drüben an der Spielbank könnte ich —"

„Das geht nicht", unterbrach ihn kopfschüttelnd der Fremde; „ich habe mit den Herren da drüben einen ganz bestimmten Contract und kann nicht gegen mein eigenes Geld spielen."

„Aber wie soll ich hier fortkommen?"

„Hm", sagte der Fremde und sah ihn von der Seite an — „und wenn ich Ihnen nur die geringste Summe anvertraute, so machten Sie doch Dummheiten, liefen wieder hinüber und wären Ihr Geld in einer Viertelstunde los — denn S e g e n ist nicht darin."

„Ich gebe Ihnen mein Ehrenwort —"

Der Fremde pfiff durch die Zähne. — „Sie halten mich für eben so leichtgläubig wie Ihre erste Liebhaberin", sagte er; „aber ich will Ihnen wenigstens von hier forthelfen", setzte er hinzu. „Ich sehe recht gut ein, daß Sie sich darin nicht selber zu helfen wissen, denn zum directen Stehlen scheinen Sie mir zu ungeschickt. — So viel sage ich Ihnen aber, werfen Sie ein einziges Stück des von mir erhaltenen Geldes auf den grünen Tisch, so verschwindet es im Nu, hinterläßt nichts als einen häßlichen Fleck — und die Folgen haben Sie sich nachher selber zuzuschreiben."

„Und wie viel würden Sie die Güte haben —"

„Hier sind zehn Thaler", sagte der Fremde, indem er in die Tasche griff und die zehn Silberstücke Herrn Lerche hinreichte, „das wird gerade hinreichen, um Sie nach X zu bringen."

„Und dort dann?"

„Geben Sie diese Karte in der Redaction des Theaterblattes ab; der Eigenthümer ist ein guter Freund von mir."

„Und wie soll ich hier im Hôtel meine Rechnung bezahlen?"

„Bester Freund", lachte der Fremde, „die Idee mit dem Strick ist viel zu ausgezeichnet, als daß ich dazu beitragen möchte, sie zu vereiteln. Wenn Sie aber meinem Rath folgen, so befestigen Sie das Seil so, daß Sie es, wenn Sie unten sind, nachziehen können — es wird lang genug sein, und Sie können es vielleicht noch einmal gebrauchen."

Lerche schauderte zusammen — war es die Berührung des Geldes oder der Gedanke an einen nochmaligen Selbstmordversuch, auf den der Fremde so kalt und fast höhnisch anspielte — aber das Geld brannte ihm nicht in der Hand, wie er anfangs in der That gefürchtet hatte, und scheu und leise sagte er nur:

„Verlangen Sie einen Schein dafür?"

Wieder legte sich der Zug von kaltem Spott über die unheimlichen Züge des Fremden.

„Glauben Sie, daß ich lumpiger zehn Thaler wegen einen Pact mit Ihnen eingehen würde, oder daß mich etwa gar nach Ihrer Seele verlangt? — Reisen Sie vollkommen ruhig, ich werde Sie nicht weiter beunruhigen; denn daß selbst mir ein Schein von Ihnen nichts hülfe, wissen Sie genau so gut wie ich."

„Und wie soll ich Ihnen danken?"

„Daß Sie augenblicklich in Ihr Hôtel zurückgehen, Ihre Sachen in Ordnung bringen und dann gleich den Nachtzug nach Gießen benutzen."

Lerche hatte sich bemüht, den auf der Karte fein gestochenen Namen bei Mondenlicht zu lesen, aber war es nicht im Stande — die Karte selber schien schwefelgelb und trug einen grellrothen schmalen Rand.

„Es steht nur mein Name darauf", sagte der Fremde, der es bemerkte, „Edler von der Hölle — also auf Wiedersehen, lieber Freund!" Und rasch richtete er sich empor, nickte dem jungen Mann vertraulich zu und war schon in den nächsten Secunden in den dunklen Schatten des Kastanienwäldchens verschwunden.

---

2. Kapitel.

In Ruhe.

Lange Jahre waren nach den oben beschriebenen Vorfällen verflossen — lange, bewegte Jahre, und wenn auch die Welt im Allgemeinen ruhig weiter ging, so verbitterte sich doch das rastlose Menschenvolk indessen die kurze, ihm hier vergönnte Spanne Zeit nach besten Kräften.

Nationen schlugen sich mit Nationen und vertrugen sich wieder, und nur im ganz Kleinen bohrten sich die einzelnen Exemplare der „Gesellschaft" hartnäckig ihren Weg. Was auch da draußen im Großen und Ganzen geschehen mochte, es kümmerte sie nicht, denn nur ihr eigenes Interesse trieb sie weiter, um — in dem allgemeinen Drängen und Treiben nach vorwärts — noch womöglich für sich selber einen Sitzplatz zu bekommen.

Selbst nicht, während auf dem Welttheater große Effect- und Sensationsstücke gegeben wurden, hatte das Stadttheater zu X aufgehört, den geschichtlichen Dramen mit Offenbach'schen Opern und Possen Concurrenz zu machen, und auf den „Bretern, die die Welt bedeuten", ging es mit Intriguen und Vorwärtsdrängen, mit diplomatischen Ränken und Kniffen, ja oft mit offenem Kampf und Hader genau so zu wie draußen in der Weite.

In einer der Hauptstraßen in X, aber weit hinten in einem nicht besonders reinlich gehaltenen Hof, von dem aus man noch zwei dunkle, schmale Treppen hinaufsteigen mußte, befand sich das Redactionsbureau der X—er Theaterzeitung, und wenn das Entrée schon nicht besonders versprechend war, das Innere des Bureaus sah eigentlich noch ungemüthlicher aus.

Es bestand aus einem einzigen langen Gemach mit drei Fenstern nach dem dunklen Hof hinaus und mochte einmal in früherer Zeit geweißte Wände und weiße Gardinen gehabt haben, die aber jetzt nur ein etwas lichteres, brochirtes Muster auf dunkelbraunem Grunde zeigten. An jedem Fenster stand ein doppeltes Stehpult, von denen aber nur zwei einfach besetzt waren — das obere stand leer, obgleich darauf gehäufte offene Briefe und kleine Broschüren auch die zeitweilige Benutzung dieses anzeigten.

An den beiden anderen arbeiteten zwei — an jedem ein Einzelner — etwas dürftig aussehende Individuen mit bleichen Gesichtern und Schreibärmeln — blutjunge Menschen, die sich hier für ihr kärgliches Brod die Finger wund schrieben, und dafür, wenn auch nur indirect, in die Kunst eingeweiht wurden, ein solches Geschäft zu führen. Sie waren nämlich stete Zeugen der dort eintreffenden Besuche — geschäftlicher wie „freundschaftlicher" Art, und wenn sie weiter nichts dabei lernten, so gewannen sie doch dort in einer Woche mehr Menschenkenntniß, als wenn sie sich Jahrelang in dem Strudel der großen Welt herumgetrieben hätten.

Der Raum selber sah wüst genug aus; eine Unmasse von Broschüren lag über den Boden, theils zusammengebunden, theils einzeln, zerstreut, so daß sich die Hausmagd sogar nicht einmal mehr mit dem Besen dazwischen getraute. Meubel gab es dabei fast gar nicht, zwei Rohrstühle ausgenommen und ein altes, steinhartes Sopha mit einem Ueberzug, von dem sich schon seit Jahren die Farbe nicht mehr erkennen ließ. Der „älteste Mann" im Geschäft erinnerte sich auch nicht, je gesehen zu haben, daß irgend Jemand gewagt hätte, sich darauf zu setzen.

Sonst hingen noch an den Wänden eine Anzahl von Lithographien, Photographien und Stahlstichen berühmter Künstler, an denen man auch genau wissen konnte, ob sie dem Bureau mit oder ohne Rahmen geschenkt waren. — Die ohne Rahmen waren nämlich nur einfach mit Stiften an die Wand genagelt, und wenn den Betreffenden daran lag, ihr Bild hier erhalten zu sehen, nun so mochten sie einen Rahmen nachliefern.

Der Briefträger kam und legte ein Packet Briefe auf den Schreibtisch des Principals, Herrn Cuno Köser's, der aber noch nicht erschienen war, denn er liebte Morgens seine Ruhe. Unter den Briefen befanden sich zwei unfrankirte; der Postbote zeigte sie aber nur lächelnd einem der jungen Leute und schob sie dann wieder in die Tasche zurück. Er kannte die Geschäftsordnung im Hause — unfrankirte Briefe wurden nie angenommen, denn man hatte zu bittere Erfahrungen mit deren Inhalt gemacht. Gewöhnlich waren sie in einem mehr als groben Styl geschrieben und wimmelten von Injurien, enthielten aber stets, statt der Unterschrift, die Photographie des Betreffenden, und auf die ließ sich nicht klagen; denn die konnte ein Jeder einkleben.

Uebrigens kamen solche „kleine Unannehmlichkeiten“ auch zuweilen in frankirten Briefen vor, wanderten dann aber gleich in den Ofen, denn dem Papierkorb durfte man sie nicht anvertrauen, oder die Schreiber hätten sich darüber lustig gemacht.

Trotz der frühen Morgenstunde saß aber schon ein „Besuch“ im Comptoir, dem Einer der jungen Leute das Sopha angewiesen, der aber trotzdem einen Rohrstuhl vorgezogen hatte. Es war ein noch blutjunger Mensch, etwas auffallend gekleidet. Er trug seine braunen, lockigen Haare, sorgfältig gebrannt, in einem großen Toupet auf der rechten Seite, vollkommen moderne Kleidung, eine himmelblaue, seidene Cravatte, eine große Tuchnadel, eine goldene Uhrkette und ziegelrothe Glacéhandschuhe. So zuversichtlich er sich aber auch sonst seinem ganzen Aeußern nach benehmen mochte, hier schien er sich in einer etwas gedrückten Stimmung zu befinden. Er saß — die Füße eingezogen und den wolgebürsteten Hut zwischen den Knieen, auf seinem Rohrstuhl, als ob er fürchtete, daß derselbe jeden Augenblick mit ihm zusammenbrechen könne. Er sah auch verschiedene Male nach seiner Uhr — die Zeit verging ihm jedenfalls sehr langsam, aber er wagte nicht den entschiedenen Wunsch auszusprechen, Herrn Köser gleich zu sprechen — er wußte recht gut, daß er den betreffenden Herrn dann in böse Laune gebracht hätte, und das wollte er vermeiden.

Wol dreiviertel Stunden mochte er so gesessen haben, ohne daß aber die Schreiber die geringste Notiz von ihm nahmen, als plötzlich die eine Seitenthür aufging und Herr Köser selber, ohne weitere Anmeldung, auf dem Schauplatz erschien.

Die beiden Schreiber verbeugten sich mit einem achtungsvollen „Guten Morgen“ und der Besuch erhob sich ebenfalls rasch von seinem Sitz. Herr Köser hatte aber keinen Blick für sein „Bureau“. Den

gewöhnlichen, selbstverständlichen Morgengruß seiner „Leute“ beantwortete er mit einem grunzenden, unarticulirten Laut, der wahrscheinlich „Morgen“ heißen sollte, aber eben so gut jedes andere Wort bedeuten konnte. Von dem Besuch nahm er gar keine Notiz, sondern trat nur zu seinem Pult, wo er die dort liegenden Briefe aufnahm und mit überreifer Erfahrung in derartigen Correspondenzen flüchtig sortirte, ehe er daran ging, einen oder den andern zu erbrechen.

Dann öffnete er den ersten, sah nur nach Ueber- und Unterschrift, dann den zweiten eben so, und nahm eben den dritten auf, als der Besuch sich doch glaubte bemerkbar machen zu müssen, und deshalb sich räusperte und ein paar Schritte vortrat.

Herr Köfer war kein hübscher Mann. Schon in den Fünfzigen, mit einem Kopf voll dünner Haare, die jetzt mit Weiß gesprenkelt waren, mit den fast zu deutlich hinterlassenen Spuren von Pockennarben, mit kleinen, grauen, etwas wässerigen Augen und einem fast zahnlosen Mund, lag ein gewisser Zug von Verbissenheit in dem fetten Gesicht — den man freilich seinem ganzen Geschäft zugute schreiben mußte. Das brachte Aerger über die Undankbarkeit der Menschen im Allgemeinen und der Bühnendichter und Schauspieler im Besondern, zur Genüge mit sich.

Auch sein Aeußeres war nicht sehr versprechend, denn geistig thätige Menschen verwenden gewöhnlich nicht viel auf das — Herr Köfer verwandte sogar nur ein Minimum darauf. Er war noch in seiner „Morgentoilette“, d. h. er hatte sich noch nicht einmal gewaschen und gekämmt und nur einen Schlafrock übergezogen — und was für einen Schlafrock. Neu mußte er allerdings einmal ein Prachtstück gewesen sein, mit rothem, echt gefärbten Futter, mit wollenem, großblumigen, türkischen Damast und einer hellblauen Schnur, mit eben solchen riesigen Quasten daran, aber, Du lieber Gott, der Zahn der Zeit nagt sogar an felsigem Gestein — an Granit und Porphyr — weshalb nicht auch an einem Schlafrock, so unappetitlich derselbe auch aussehen mochte. Der türkische Damast starrte von Schmutz, sowol an den Aermeln wie an den Taschen und vorn herab, die Ränder glänzten ordentlich. Auch ein altes, rothbaumwollenes Taschentuch, das ihm rechts mit einem langen Zipfel heraushing, erschien nur wie eine nichts verbessernde Draperie. Das Hemd, welches er außerdem ohne Halstuch und nur vorn mit einem Band zugebunden trug, gehörte — wenn nicht einer andern Generation, doch jedenfalls einer andern Woche an, und der große goldene Siegelring, der ihm dabei am rechten Zeigefinger stak, konnte nicht dazu dienen, die Toilette zu erhöhen.

Als er des jungen Fremden ansichtig wurde, warf er einen eben nicht freundlichen Blick auf ihn, erwiederte seinen Gruß auch nur durch ein ähnliches Knurren wie vorher und sagte dann mürrisch:

„Sind Sie denn noch in X—, Herr von — Wie heißen Sie gleich?“

„Von Goldstein, Herr Köfer.“

„Ja so — also Herr von Goldstein — ich habe Ihnen doch gesagt, daß Sie hier den Erfolg unserer Anfragen nicht abwarten sollten?"

„Aber ich kann nicht fortkommen, verehrter Herr", sagte der junge Mann schüchtern — „wenn Sie nur im Stande wären mir hier zwei oder drei Gastrollen auszuwirken — ich würde mich ja mit einem sehr mäßigen Honorar begnügen."

„Und weshalb sprechen Sie nicht selber mit dem Director?"

Der junge Schauspieler zuckte mit den Achseln, „Es war Alles vergeblich", sagte er, „und dreimal habe ich schon den Versuch gemacht."

„Und was soll ich Ihnen denn nützen?" frug Herr Köser barsch; „habe ich ein Theater, oder soll ich Sie hier im Contor spielen lassen? Sie sehen, ich bin beschäftigt, Herr von — von Goldstein, und kann auch in der That nichts weiter für Sie thun."

„Wenn Sie nun", bemerkte der junge Schauspieler schüchtern, indem der Agent schon wieder einen Brief aufbrach — „mir auf die künftige Gage, von der ich Ihnen ja doch die ausbedungenen Procente schulde, nur einen kleinen Vorschuß leisten wollten — nur so viel als ich nothwendig brauche, um —"

„Ein Austernfrühstück zu geben — ha?" sagte Herr Köser mit einem malitiösen Lächeln — „glauben Sie, daß ich ein Millionär bin, um den herumvacirenden Herren Schauspielern mit Darlehen unter die Arme zu greifen und habe ich nicht etwa schon genug Verlust durch Ihre ewigen Störungen gehabt?"

„Aber an wen sonst soll ich mich wenden?" sagte Herr v. Goldstein in halber Verzweiflung. „Sie kennen meine Familie — Sie wissen, daß Ihnen das Geld unverloren ist, wenn sie sich auch jetzt von mir losgesagt."

„Thun Sie mir den Gefallen und lassen Sie mich ungeschoren", bemerkte Herr Köser, indem er wieder einen Brief öffnete. „Glauben Sie denn, daß ich von der Luft lebe und habe ich schon das Geringste von Ihnen gehabt — Scheerereien und Abhaltungen und Correspondenzen ausgenommen? — Sie waren bis jetzt nicht einmal im Stande mir das ausgelegte Porto zu vergüten und glauben dann auch noch, man soll da Lust und Liebe zur Sache behalten und mit Eifer darangehn?"

„Aber ich weiß nicht einmal, wie ich hier fortkommen soll!"

„Das geht mich Nichts an", brummte Herr Köser, indem er den jungen Mann gar nicht mehr ansah, „verkaufen Sie Ihre goldene Bummelage an der Uhr, man kann auch ohne das ein guter Schauspieler sein — oder machen Sie sonst, was Sie wollen."

Der Setzerjunge kam in diesem Augenblick in's Bureau und brachte eine Correctur der Theaterzeitung, auf der aber noch eine halbe Spalte weiß gelassen war und ausgefüllt werden mußte und Herr Köser frug:

„Ist denn Herr Dr. Lerche noch nicht dagewesen?"

„Nein, Herr Köser", lautete die Antwort des einen Schreibers zurück.

„Wo bleibt denn nur der verzweifelte Mensch heute so lange? Der Junge mag warten — er muß gleich kommen und es ist die höchste Zeit, daß die Nummer fertig wird."

Von Herrn von Goldstein nahm Niemand mehr Notiz und der unglückliche Künstler entfernte sich endlich, ohne daß ihm auch nur Jemand für seinen Gruß gedankt hätte.

Auf der Treppe noch begegnete er einem andern Herrn, der aber weit zuversichtlicher auftrat. Er war ebenfalls etwas auffallend gekleidet, hatte aber ein intelligentes, scharfgezeichnetes Gesicht und jedenfalls Selbstvertrauen. Er klopfte auch gar nicht an, sondern öffnete die Thür und schritt direct auf den immer noch mit Durchsehen der Briefe beschäftigten Köfer zu, ohne selbst seinen Hut abzunehmen.

„Lieber Köfer — guten Morgen."

„Ah, Herr Bomeier", sagte Herr Köfer, indem er ihm die noch ungewaschene Hand reichte, die der Fremde aber im Schutz seiner Glacéhandschuhe kräftig schüttelte — „sehr angenehm, Sie bei mir zu sehn, ging ja famos gestern Abend, wie ich gehört habe — und noch dazu ein neues Stück — allen Respect, die Direction wird glücklich sein, Sie zu gewinnen."

„Bitte, lieber Köfer — keine Complimente", sagte der gefeierte Künstler lächelnd — „es machte sich. Habe auch mein Engagement schon gestern Abend noch mit der Direction abgeschlossen, eben Contract unterzeichnet und wollte Sie nur bitten mich von jetzt an als Abonnenten Ihres geschätzten Blattes zu betrachten — Hier im Couvert finden Sie meine Adresse — nicht wahr, das Abonnement wird vierteljährlich pränumerando bezahlt?"

„Ist so Usus, verehrter Herr."

„Schön — ich habe für das erste Quartal den Betrag gleich eingeschlossen."

Herr Köfer befühlte mit seinen zwei Fingern das Couvert.

„Sehr dankbar — soll Ihnen pünktlich zugesandt werden."

„Also guten Morgen lieber Köfer — ich habe noch viel zu thun."

„Das glaub' ich, Herr Bomeier — das glaub' ich — sehr angenehm gewesen" und mit seiner linken Hand den Schlafrock vorn etwas zuhaltend begleitete er den Herrn bis halb durch sein Comptoir oder ging wenigstens mit einer achtungsvollen Verbeugung hinter ihm her, was den beiden Schreibern so imponirte, daß sie ebenfalls von ihren Drehstühlen aufstanden und sich verbeugten.

Herr Köfer hatte kaum Zeit gehabt auf seinen Platz zurückzukehren und einen Blick in das Couvert zu werfen, aus dem ihm eine angenehm gelbe preußische 25 Thlr. Note entgegenlächelte, als sich die Thür schon wieder öffnete und das schwere Rauschen eines Kleides den beschäftigten Mann auf einen Damenbesuch vorbereiten konnte. — Herr Köfer war nun eigentlich noch nicht in Toilette und jeder andere Mensch wäre dadurch in Verlegenheit gerathen, nicht aber der Theater-Agent. Damenbesuch war bei ihm etwas viel zu Allgewöhnliches, um irgend welche Rücksicht darauf zu nehmen und wenn selbst Niemand Geringeres als die gefeierte Primadonna zu ihm hereinrauschte.

Herr Köfer, der seine Briefe wieder aufgenommen hatte, blieb ruhig

an seinem Pult stehen. Da aber die Dame in einem wahren Sturm durch das Comptoir fegte, wußte er auch, daß wieder irgend ein Wetter im Anzug sei und bereitete sich mit der größten Kaltblütigkeit vor, dem zu begegnen.

„Herr Köser", sagte die Dame, ohne nur einen Morgengruß für nöthig zu halten und suchte dabei in ihrer etwas geräumigen Ledertasche nach einem Stück Zeitung, das sie endlich zu Tage brachte — „Sie entschuldigen mich, wenn ich Ihnen mit der Thür in's Haus falle, aber ich muß auf die Probe."

„Mein Fräulein", sagte Herr Köser trocken — „es sollte mir ungemein leid thun, Sie aufzuhalten."

Fräulein Ostachini, wie die Dame hieß, oder wie sie sich vielmehr nannte, denn ihr eigentlicher Name war „Gelbholz", hielt dem Theateragenten das Papier vor und sagte:

„Kennen Sie diese Zeitung?"

„Es wäre merkwürdig, wenn ich sie nicht kennte", erwiederte Herr Köser mit einem flüchtigen Blick darauf, denn es war seine eigene und der Herr wußte jetzt schon vollkommen genau was die enragirte Sängerin von ihm wollte.

„Und diese Recension haben Sie in Ihr Blatt aufgenommen?" rief die Dame, die sich augenscheinlich Mühe gab ihr italienisches Temperament (Gelbholz) zurückzuhalten. — „Diese Recension über den — Backfisch — über diese Mamsell Bergen, die eine Stimme hat wie eine Trompete und aussieht wie ein Bauermädel — wie eine Kuhmagd mit ihren dicken rothen Backen und aufgedunsenen Gestalt? Und hat sie nur eine Idee von Gesang, Tremuliren — ja wol, das bringen wir nicht fertig — nicht ein einziges Mal in der ganzen Oper — und die Gans will auch noch von „getragenem" Gesang reden!"

„Aber mein bestes Fräulein", sagte Herr Köser, der indessen seinen Brief ruhig weiter gelesen hatte, denn die Dame kam jede Woche zwei Mal in einer ähnlichen Angelegenheit — „wenn Fräulein Bergen wirklich ausgezeichnet singt und von dem Publicum drei, vier Mal an einem einzigen Abend herausgerufen und mit Kränzen beworfen wird, so werden Sie uns doch wenigstens gestatten daß wir das einfach referiren."

„Aber wer hat sie denn mit Kränzen beworfen?" schrie die lebhafte Italienerin (Gelbholz) — „Jedes Stück kostet ihr zwanzig Groschen bei der Gemüsehändlerin und die übrigen hat ihr der verrückte Graf, der Engländer besorgt, mit dem sie ein Verhältniß hat."

„Mein verehrtes Fräulein", sagte Herr Köser vorwurfsvoll, die Dame verstand aber die Andeutung nicht und da sie sich einmal in ihren Grimm hineingearbeitet hatte, fuhr sie unerbittlich fort:

„Und einer solchen Person streuen Sie in Ihrem Blatt Weihrauch und nennen sie einen „Stern", der das Größte ahnen ließe? — eine zweite Schröder-Devrient und Sonntag? und das mir in's Gesicht, der ich ihr nur aus alberner Gutmüthigkeit die Rolle abgelassen habe? — Eine zweite Sonntag — es ist wahrhaftig zu lächerlich und nicht etwa

weil die Sonntag wirklich das war, was die Recensenten aus ihr machten, sondern nur weil sich das Publicum jetzt, das sie nie gehört hat und also auch nicht darüber urtheilen kann, nur das Außerordentlichste darunter denkt. Was wollen Sie denn nachher noch über mich schreiben?"

Herr Köfer hatte wirklich mit einer merkwürdigen Gemüthsruhe diese heftigen und leidenschaftlichen Aeußerungen angehört, oder vielmehr über sich ergehen lassen, weil er doch recht gut wußte, daß er diesen Strom nicht dämmen konnte. Er mußte ruhig ablaufen. Jetzt nachdem die Dame schwieg — und er öffnete indessen einen Brief nach dem anderen — sagte er:

„Verehrtes Fräulein, ich schreibe überhaupt gar nichts — Briefe an meine Correspondenten ausgenommen — also mir können Sie keine Vorwürfe machen. Ich lese nicht einmal meine eigene Zeitung und gehe nicht in's Theater — was ich aber über Fräulein Bergen gehört habe klang sehr lobenswerth und ihre Jugend —"

„Jugend — bah —", sagte Fräulein Ostachini — „sie ist noch nicht hinter den Ohren trocken und schon die größte Kokette, die es auf der Welt geben kann. Die versteht's — und was muß die Welt denken, wenn neben mir ein solches — Geschöpf in der Weise herausgestrichen wird?"

„Aber, mein bestes Fräulein", sagte Herr Köfer, „was wollen Sie? — wie ich gehört habe hat es vorgestern Abend wirklich Kränze und Bouquets geregnet und wenn sich das Publicum selber —"

„Reden Sie nicht, als ob Sie eben erst auf die Welt gekommen wären", unterbrach ihn Fräulein Ostachini mit einer wegwerfenden Bewegung des Kopfes — und sie that Herrn Köfer darin Unrecht, denn mit seinem unrasirten Gesicht und den grauen Bartstoppeln sah er wahrhaftig nicht so aus — „als ob man nicht wisse, woher die Kränze und Bouquets kommen und wie billig das ist, wenn man es geschickt gemacht hat. Wenn ihr nur jeder ihrer Courmacher ein Bouquet geworfen hätte, wäre sie im Grünen erstickt. — Soliden Damen (Fräulein Ostachini zählte 38 Jahre) — sind allerdings solche Hülfsquellen verschlossen — aber desto scheußlicher ist es", fuhr sie gereizt fort, „wenn sich die unabhängige Presse auch noch dazu hergiebt, Vorspann an dem Triumphwagen einer solchen — Person zu nehmen. Sängerin, bah — sie hat keine Spur von Coloratur; der eine Triller war eine wirkliche Parodie auf jeden Gesang und bei den hohen Tönen erfaßte mich fortwährend eine unsagbare Angst, daß sie jetzt umkippen müsse — und das Spiel — wie eine Wahnsinnige fuhr sie auf der Bühne herum und das heißt nachher ein Kunsttempel — man möchte verrückt darüber werden."

„Und womit kann ich Ihnen eigentlich dienen?" sagte Herr Köfer, indem er eben seinen letzten Brief aufbrach; die gelesenen hatte er auf verschiedene Haufen sortirt.

Fräulein Ostachini gerieth wirklich in Verlegenheit um eine Antwort, denn eigentlich hatte sie nur schimpfen und ihrem Herzen Luft machen wollen — einen weiteren Zweck konnte ihr „Besuch" natürlich nicht haben.

„Mir?" sagte sie endlich — „mir sollen Sie gar nicht dienen; aber dem Publicum, indem Sie nicht solche wahnsinnige Recensionen hinaus in die Welt werfen, die diese Mamsell vergöttern und einen Stern aus einem völlig talentlosen Ding machen. Wer soll denn da noch Liebe zur Kunst haben, wenn man sieht, daß die größte Mittelmäßigkeit in solcher Weise verherrlicht wird? Meiner Meinung nach erheischte doch schon die Würde Ihres Blattes, daß Sie nicht einer solchen Profanirung zugänglich wären."

„Die Würde unseres Blattes?" sagte Herr Köfer und selbst ihm kam diese Behauptung komisch vor; „aber, mein liebes Fräulein, wir recensiren nur oder geben vielmehr der Stimme des Publicums Ausdruck — unparteiisch versteht sich und allein im Sinne der Kunst, — und darin werden Sie mir doch gewiß Recht geben, daß junge aufstrebende Talente unterstützt werden müssen."

„Junge Talente!" sagte Fräulein Ostachini; „die Person hat sich schon auf drei, vier Theatern herumgetrieben. Doch Sie werden es erleben. Am Sonntag singt sie die Julia und eine schöne Vorstellung mag das werden. Das sage ich Ihnen aber, wenn Sie in diesen Lobhudeleien fortfahren, so sind wir die längste Zeit Freunde gewesen. Ich verlange von einer Theaterzeitung ein unparteiisches, durch keine Rücksichten oder Protectionen beeinflußtes Urtheil."

„Fräulein Ostachini!" sagte Herr Köfer.

„In der That", rief aber die aufgeregte Dame — „und nicht die geringste Rücksicht für mich selber — aber auch eben so für Andere und Ihrem Herrn Lerche bitte ich das von mir auszurichten."

„Und sonst kann ich Ihnen mit nichts dienen?" sagte Herr Köfer, während die Dame ihren Shawl fester um die Schultern zog.

„Heute nicht", sagte Fräulein Ostachini, nicht in der Stimmung höflich zu sein; „guten Morgen, Herr Köfer!" und mit den Worten fegte sie zum Bureau hinaus und nahm alle die Papierschnitzeln, Bindfaden, Nußschaalen und sonstigen Gegenstände mit, die in ihrer Bahn lagen und die die alte Kathrine in den letzten Tagen versäumt hatte auszukehren.

Herr Köfer sah ihr über seine Brille nach — ohne sie zu begleiten, wie er es vorher bei Herrn Bomeier für nöthig befunden; dann aber, als sie die Thür hinter sich zuschlug murmelte er leise:

„Ja wol — nicht die geringste Rücksicht für mich selber und das Unglück möchte ich erleben, wenn wir nur ein einziges Mal sagten daß ihre Stimme — die so scharf geworden ist, daß sie Einem durch Mark und Bein schneidet, ein wenig belegt gewesen wäre — Herr Du meine Güte, ich glaube Sie drehte das Contor um."

Der eine Schreiber, der sich kurz vorher ein Packet Briefe geholt hatte, die ihm Herr Köfer bei Seite gelegt, kam damit wieder zu seinem Pult.

„Aber ich muß in die Druckerei zurück", sagte der Setzerjunge, der noch immer in der Ecke stand.

„Und der Doctor kommt noch immer nicht!" rief Herr Köfer und

fuhr sich mit der Hand durch die ungekämmten Haare. „Springen Sie doch einmal hinüber, Splitzner und sehen Sie, wo er bleibt.“

Der „erste“ Commis legte die Briefe auf. —

„Dr. Hesbach wünscht Abrechnung über sein hier in Commission befindliches Stück“, sagte er, indem er den einen Brief vorschob; „er behauptet in den Zeitungen gelesen zu haben, daß es in Breslau, Köln, Cassel, Dresden, Frankfurt a. M. und Wiesbaden gegeben sei.“

„Ist denn das Honorar dafür eingekommen?“

„Ja, Herr Köser.“

„Schön, dann schreiben Sie ihm, sobald es käme sollte er augenblicklich Abrechnung erhalten.“

„Es ist eingekommen, Herr Köser“, sagte der junge Mann.

„Esel“, erwiederte Herr Köser, „haben Sie nicht gehört, was ich Ihnen gesagt habe? Und die andern Briefe?“

„In diesem hier verlangt ein Herr Pleschner ebenfalls Abrechnung. Er sagt, daß er —“

Herr Köser nahm den Brief, riß ihn auseinander und warf ihn in den Papierkorb — „weiter! —“

„Noch ein solcher Brief von Dr. Rabener. Sein Lustspiel wäre auf sieben Bühnen zur Aufführung gekommen und er hätte noch nichts davon gehört.“

„Ich auch nicht“, sagte Herr Köser, nahm den Brief, knillte ihn zusammen und steckte ihn in die Tasche.

„Herr Blesheim wünscht ebenfalls Abrechnung“, fuhr der junge Mann fort. „Er behauptet, Sie hätten ihm auf seine vier letzten Briefe gar nicht geantwortet.“

„Das ist sehr leicht möglich“, sagte Herr Köser — „die Herren scheinen weiter gar nichts zu thun zu haben als Briefe zu schreiben — wir müssen ihnen das abgewöhnen. Stecken Sie den Wisch in den Papierkorb. Was sonst noch?“

„Anmeldung von neuen Stücken.“

„Bekannte Namen?“

„Nein.“

„Fort damit.“

Die Thür ging wieder auf und Herr Guido Lerche trat, von dem zweiten Commis gefolgt, der ihm auf der Treppe begegnet war, in's Zimmer.

„Aber, Herr Lerche — der Setzerjunge wartet schon zwei Stunden auf Sie“, sagte Herr Köser vorwurfsvoll.

„Kann ich Armeen aus der Erde stampfen?“ citirte Herr Lerche und ging ohne einen Gruß an seinen Platz, Herrn Köser gerade gegenüber; „ich bin die Nacht erst um halb drei nach Hause gekommen und habe trotzdem schon heute Morgen den Artikel beendet. Ich muß ihn nur noch einmal durchlesen, nachher kann ihn der Junge mitnehmen.“

Herr Guido Lerche hatte sich in den Jahren, in denen wir das Vergnügen nicht hatten, ihm zu begegnen, sehr zu seinem Vortheil verändert,

was wenigstens sein physisches Selbst betraf. Er war dick und rund geworden, trug einen kleinen, aber sehr buschigen Schnurrbart, leinene Vorhemdchen und papierne Vatermörder, sah also immer sehr reinlich aus und zeigte einen nicht unbedeutenden Ansatz zu einer mühsam erworbenen rothen Nase.

„Wo waren Sie denn bis halb drei Uhr", sagte Herr Köfer, der insofern Interesse daran nahm, als Herr Lerche schon seit fünf Jahren als Gatte seiner Schwester sein Schwager und dabei „stummer" Theilhaber des Geschäfts geworden.

„Wo ich war?" sagte Guido — „Bomeier gab ein famoses Champagner-Souper nach dem Theater und wir haben uns köstlich amusirt. Ist ein ganz famoser Kerl."

„Sind Sie mit der Recension fertig?"

„Gewiß."

„Darf ich Sie bitten?"

Lerche reichte ihm das Blatt hinüber und Herr Köfer warf kaum den Blick darauf, als er ausrief:

„Aber, bester Lerche — Sie reißen ja das Stück furchtbar herunter und es hat ausgezeichnet gefallen! Der Autor ist beinah nach jedem Act gerufen und der Regisseur hatte alle Hände voll zu thun, ihn nur zu entschuldigen. Das Publicum war ganz außer sich."

„Lieber Schwager", sagte Herr Lerche verächtlich, „thun Sie mir den einzigen Gefallen und nennen Sie mir nur gar nicht das Wort Publicum. Was ist Publicum? Eine Masse, die Entrée bezahlt, um das Institut zu erhalten und sich ein paar Stunden Abends zu amusiren. Für ihr Eintrittsgeld haben sie dann allerdings Sitz, aber wahrhaftig keine Stimme und mit Ihrer Erfahrung müssen Sie doch lange schon wissen, daß eine solche Masse wol steuerpflichtig sein kann und sein muß, aber nie die geringste Rücksicht auf ihr Urtheil verlangen darf."

„Aber der Autor hat einen so bekannten Namen", sagte Herr Köfer, doch noch nicht vollständig überzeugt.

„Und was thut das?" rief Herr Lerche. „Das Urtheil über dramatische Productionen haben wir in der Hand, nicht das Publicum und wer ist der Autor überhaupt? Kennen wir ihn? Hat er es auch nur der Mühe werth gefunden, uns einen Anstandsbesuch zu machen? — he?"

„Das allerdings", sagte Herr Köfer.

„Gut", bemerkte Herr Lerche, „den Herren müssen wir wenigstens Lebensart lehren und sie davon überzeugen, daß sie ohne uns Nichts sind — nachher werden sie gehen und fressen aus der Hand. Ueberlassen Sie das mir, Schwager. Ich weiß, wie man mit derartigem Gelichter umspringen muß."

Herr Köfer hatte indessen die Recension über das gestern gegebene Stück weiter verfolgt. — „Hm", sagte er dabei — „Bomeier wird damit zufrieden sein — kann nicht mehr verlangen, aber — haben Sie sich da verschrieben? — Was bedeutet denn der letzte Satz?"

„Welcher?"

Herr Köser las: „Fassen wir aber das Ganze in wenige Worte zusammen und bewundern wir fortan sein großes Talent für Form, für Stylistik — seine Begabniß sich das Außerordentlichste anzueignen — seine reizende schöne Factur, seine zarten Fühlhörner und seine ernsthafte — ich möchte fast sagen passionirte Indifferenz*) . . . das verstehe ich nicht.“

„Lieber Schwager“, sagte Herr Lerche, mit der linken Hand eine abwehrende Bewegung machend — „überlassen Sie das mir. Sie verstehen das allerdings nicht, aber es drückt in höherer Weise aus, was unser geistiges Ich bei einer solchen Leistung empfindet. Bomeier ist in der That ein Künstler erster Classe und ich hoffe nur, daß er unserem Institut erhalten bleibt. Etwas Rohes, was er noch an sich hat, wollen wir dann schon abschleifen und poliren.“

„Na“, sagte Herr Köser — „dann geben sie nur dem Jungen da das Manuscript, daß er in die Druckerei kommt, denn er wartet schon eine ewige Zeit. Ich will hinüber gehen und mich rasiren lassen — mein Barbier kommt jetzt“, und ein viereckiges Stück Marmor mit einer Lyra darauf als Handgriff auf seine verschiedenen Briefschaften stellend, verließ er das Bureau, um sich auf kurze Zeit in seine eigenen Räume zurückzuziehen.

Herr Lerche hatte indessen den Setzerjungen abgefertigt und die verschiedenen eingelaufenen Zeitungen aufgegriffen, in deren Lectüre er sich vollkommen vertiefte. — Die Schreiber waren ebenfalls in voller und eifriger Arbeit und so mochte es geschehen, daß ein Fremder, von ihnen Allen unbemerkt, das Comptoir betrat und durchschritt. Herr Lerche hatte wenigstens nicht das Geringste gehört, als plötzlich dicht neben ihm eine Stimme sagte:

„Guten Morgen Herr Lerche!“

Guido fuhr in der That zusammen; als er aber über das Zeitungsblatt hinweg sah, erkannte er einen sehr anständig gekleideten Herrn vollkommen in Schwarz, mit sehr sauberer Wäsche, der dicht vor ihm stand und ihm freundlich, ja fast vertraulich zunickte.

Lerche starrte ihn überrascht an, denn die Züge des Fremden kamen ihm so merkwürdig bekannt vor und doch konnte er sich in dem Augenblick um's Leben nicht besinnen, wo er ihn nur je gesehen hätte. Der Fremde aber, der ihn lächelnd betrachtete, fuhr ruhig fort.

„Also glücklich im Hafen der Ruhe angelangt? — Sie sehen gut aus, lieber Lerche und haben sich ordentlich herausgemacht. Das Unterkinn steht Ihnen vortrefflich und ich hätte Sie beinah gar nicht wiedererkannt.“

„Mit wem habe ich die Ehre?“ sagte Herr Lerche, der durch das vornehm nachlässige Wesen und diese anscheinende Vertraulichkeit ganz aus seiner gewohnten Rolle fiel und gar nicht grob wurde — „ich muß Ihnen gestehen, daß ich mich nicht erinnern kann jemals das Vergnügen gehabt zu haben — “

*) Wörtlich abgeschrieben aus einer Recension.

„Erinnern sich nicht?" lächelte der Fremde freundlich — „ja, läßt sich denken. Erstlich ist es auch eine Reihe von Jahren her, daß wir uns trafen und dann verändert das Glück die Menschen oft wunderbar. Ich selber konnte mir aber doch die Freude nicht versagen, Sie wieder einmal aufzusuchen und da ich hier gerade ganz in der Nachbarschaft Geschäfte hatte ....

„Aber wer sind Sie?" rief Herr Lerche, dem plötzlich eine Ahnung dämmerte, indem er dabei ganz blaß wurde.

„Ich?" lachte der Fremde — „der Teufel! — kennen Sie mich nicht mehr?"

„Ave Maria und Joseph", sagte Herr Lerche.

„Sein Sie nicht kindisch", erwiederte der Fremde — „die Schreiber werden schon aufmerksam — ich will auch gar nichts von Ihnen, sondern freue mich nur, daß es Ihnen gut geht und — daß mein Rath bei Ihnen angeschlagen ist. — Sie befinden sich wohl?"

„Danke Ihnen", sagte Herr Lerche in der größten Verlegenheit, denn er wußte wahrhaftig nicht, wie er mit dem Mann daran war. Er erkannte jetzt auch die Züge desselben wieder, die er damals allerdings nur undeutlich im Mondlicht gesehen; es war das nämliche bleiche, aber in nichts veränderte Antlitz — die Jahre waren spurlos an ihnen vorübergegangen und noch wie damals ruhten die dunklen, ausdrucksvollen Augen auf ihm und schienen sich fest in ihn hineinzubohren.

„Ihr Schwager ist wol nicht zugegen?" sagte der Fremde endlich, als Herr Lerche noch immer keine Worte fand ihn anzureden.

„Nur einen Augenblick auf sein Zimmer hinübergegangen; er muß gleich wieder zurückkommen", sagte Lerche mit der größten Zuvorkommenheit. „Sie kennen ihn?"

„Wir sind alte Freunde", lächelte der Fremde „und stehen auch in Geschäftsverbindung."

„Wollen Sie denn nicht einen Augenblick Platz nehmen?"

Es lag ein eigener, malitiös humoristischer Zug um die Lippen des Fremden. Lerche fühlte sich aber dabei um so unbehaglicher, als er sich bewußt war ihm noch zehn Thaler zu schulden, die er nur höchst ungern zurückgezahlt hätte. — Und wer war der räthselhafte Mensch überhaupt? — Der, für den er sich ausgab, konnte er nicht sein, und jetzt stand er auf einmal mitten in der Stube und Keiner hatte ihn kommen hören.

„Herr", sagte der Fremde nach kurzem Nachdenken, „ich möchte allerdings Herrn Köser erwarten — er wird sich freuen mich wieder zu sehen. — Bleibt er lange?"

„Er muß augenblicklich wiederkommen."

„Schön", sagte der Fremde — „dann wart' ich" und einen der Rohrstühle benutzend — selbst er getraute sich nicht auf das Sopha — nahm er an der Seitenwand Platz, ohne aber auch nur für einen Moment den Blick von Herrn Lerche abzuwenden, den dieser fühlte ohne ihm zu begegnen.

„Merkwürdig", nahm dann der Besuch das Gespräch wieder auf, „wie sich doch die Zeiten und Menschen verändern! Erinnern Sie sich noch, Herr Lerche, wie wir uns damals in Ems trafen?" Damals waren Sie ein junger schlanker Mensch — etwas abgemagert vielleicht und etwas reducirt ebenfalls, am Leben verzweifelnd, und jetzt? Ich habe mir eben das Vergnügen gemacht und Ihre Familie besucht —"

„Sie waren drüben bei mir?" sagte Herr Lerche rasch und fast wie erschreckt

„Ich glaubte Sie noch zu Hause zu finden. Was für eine prächtige Frau Sie haben — so wolbeleibt und so resolut — Sie scheinen ein wenig unter dem Pantoffel zu stehen, Lerche — wie?"

„Ich?" sagte Herr Lerche und wurde blutroth — „woher vermuthen Sie das?"

„O", lächelte boshaft der Fremde — „nur nach einigen kleinen Andeutungen. Sie werden es mir auf meine Worte glauben, daß ich darin einige Erfahrung besitze. Ich spielte nur zum Scherz darauf an, daß Sie vielleicht heute Mittag nicht zum Essen kommen würden —."

„Alle Wetter", rief Herr Lerche erschreckt — „wir waren gestern Abend etwas lange auf —"

„Ihre Frau Gemahlin deutete etwas Derartiges an", lachte der Fremde, „so daß ich nicht weiter in sie drang. Ich selber streite mich nicht gern mit älteren Damen, denn man zieht stets den Kürzeren. Aber Sie scheinen sich sehr wohl zu befinden — eine sehr hübsche Einrichtung, eine ganze Reihe von Kindern mit so prächtigen rothen Haaren — und die liebenswürdige Gattin"

„Ich glaube da kommt Herr Köfer", sagte Lerche, dem das Gespräch anfing unangenehm zu werden, indem er nach einer draußen gehenden Thür horchte. Es dauerte auch nicht lange so trat der Principal in das Zimmer, ohne aber den Besuch gleich zu bemerken, oder auch zu beachten; denn er ignorirte grundsätzlich alle Leute, die geduldig auf ihn warteten.

„Donnerwetter", sagte er, wie er nur den Raum betrat, „was riecht denn hier nur so furchtbar nach Schwefel?"

„Sie müssen mich entschuldigen; Herr Köfer", sagte der Fremde, „ich habe mir eben eine Cigarre angezündet. Es ist wahrscheinlich das Streichhölzchen."

Herr Köfer blieb mit halboffenem Munde vor ihm stehen und sah ihn so stier an, als ob er einen Geist gesehen hätte.

„Von der Hölle", stammelte er endlich und sein sonst aufgedunsenes rothes Gesicht war merklich bleich geworden — „wo kommen Sie einmal wieder her? Ich — habe Sie in ewig langer Zeit nicht gesehen?"

„Geschäftsreisen, lieber Freund", sagte der Fremde leichthin, indem er den Dampf einer Cigarre von sich blies — „die mich auch wieder in Ihre Nähe gebracht haben, und doch einmal in X., konnte ich mir natürlich das Vergnügen nicht versagen."

„Ich weiß nicht, ob sich die Herren kennen", bemerkte etwas verlegen Herr Köfer — „Herr Lerche — mein Schwager und jetziger Theil-

haber des Geschäfts — Herr von der Hölle — mein erster Compagnon, lieber Lerche, mit dem ich das Bureau gegründet habe — aber ich erinnere mich jetzt, Sie brachten mir ja selber seine Karte."

„Ja", sagte von der Hölle, „und ich freue mich wirklich, zwei so würdige Leute zusammengeführt und befreundet zu haben. Ihr Geschäft muß jetzt blühen, lieber Köfer. Wenn Ihre Charaktere auch ziemlich ungleich sein mögen, so ergänzen sich doch Ihre Eigenschaften — und dann der versprechende Nachwuchs. Ich bin ganz glücklich, Alles so vortrefflich gedeihen zu sehen und kann jetzt befriedigt X. wieder verlassen."

„Und weiter hat Sie nichts hierher geführt?" sagte Herr Köfer, doch etwas erstaunt.

„In Ihr Haus? nein. Einige andere Geschäfte bleiben natürlich noch zu erledigen. Allerdings hatte ich schon früher öfter versucht einmal mit Ihnen abzurechnen, lieber Köfer. (Herr Köfer wurde leichenblaß), aber ich glaube nicht —", setzte er gutmüthig hinzu — „daß ich gerade jetzt zur gelegenen Stunde komme."

„Die Geschäfte sind in der letzten Zeit so schlecht gegangen —", versicherte der Agent, mit einem unwillkürlichen Blick auf seinen Schwager.

Von der Hölle lächelte — „ich weiß es, verehrter Herr, aber Sie wissen auch, daß ich mehr auf die Zinsen als das Capital rechne. Für jetzt bin ich vollkommen zufrieden. — Lieber Herr Lerche, es war mir außerordentlich angenehm Sie wieder einmal gesehen zu haben — bitte empfehlen Sie mich nochmals Ihrer liebenswürdigen Frau Gemahlin. — Lieber Köfer — ich hoffe doch, daß wir im nächsten Jahr unser kleines Geschäft reguliren können, wie?"

„Ich hoffe bestimmt", sagte Herr Köfer und es war augenscheinlich, daß er sich Mühe gab in Gegenwart seiner Schreiber ein etwas würdevolles Ansehen zu behaupten.

„Also auf Wiedersehen — bitte, keine Complimente" und mit raschen Schritten glitt er mehr als er ging durch das Comptoir, der Thür zu.

Als Köfer — der unter keiner Bedingung gerade bei diesem Herrn die nöthige Artigkeit außer Acht lassen wollte — hinter ihm drein schoß und die Thür wieder öffnete, war er schon fort — und ganz unten auf der Treppe. — —

Im nächsten Jahr — ziemlich um dieselbe Jahreszeit — machte ein Vorfall in X viel Aufsehen. Herr Köfer nämlich, der Eigenthümer des Theaterbureaus, wurde vermißt, überall gesucht und nirgends gefunden und die verschiedensten Gerüchte kamen darüber in Umlauf. Einige behaupteten er sei im Fluß verunglückt — nach Anderen sollte er in Hamburg gesehen worden sein, um sich nach Amerika einzuschiffen — Gewisses konnte man aber nirgends über ihn erfahren und nur die Schauspieler in X. versicherten auf das Bestimmteste: „daß ihn der Teufel geholt habe."

Wie dem auch sei — er kam nicht wieder zum Vorschein und Herr Lerche setzt, unter der alten Firma, das Geschäft fort.

Sadi und der Schah.

(Aus dem Divan des Abbas-Kuli-Chan.)

Sadi war einst zum Hof des Schah gekommen
Und ward vom Volk mit Jubel aufgenommen;
Mit Jubel auch empfing man ihn am Hofe,
Vom Schah herab bis zu der letzten Zofe.
Doch Mancher fand sich in der Höflingsschaar,
Der neidisch auf des Dichters Ehren war; —
Sich schlau des Herrscherohres zu bemächtigen,
Versuchte man, um Sadi zu verdächtigen,
Der arglos wandelte, bald ernst, bald heiter,
Wie ihn der Geist trieb, seine Pfade weiter.
Geheim ward gegen ihn der Schah gewonnen,
Mit Lügen und mit Ränken so umsponnen,
Daß es des Herrschers Urtheil völlig störte,
Weil er nichts Rechtes sah, nur Falsches hörte.
Da ließ er plötzlich seine Herrscherstimme
Sadi vernehmen wie ein Feind im Grimme;
Doch als der Dichter ihm in's Antlitz sah,
Erbangte vor dem eignen Wort der Schah,
Denn Sadi's Auge war auf ihn gewandt,
Als sei ihm Menschenfurcht ganz unbekannt;
Er hätte, wär' er freien Sinns gewesen,
Des Dichters Unschuld klar darin gelesen.
Allein er glaubte seiner Herrschergröße
Sich zu begeben, zeigt' er eine Blöße.
Drum ließ er seine Räthe zu sich rufen,
Die tief sich neigten vor des Thrones Stufen,
Und mit dem Herrn auf tiefe Pläne sannen,
Vom Hof des Schah den Dichter zu verbannen.

Da ging durch's Volk ein Murren und Gesumm,
Und alle Klugen sprachen: „Das war dumm,
Denn neigt ein Fürst sich der Verleumdung huldig,
So macht er selbst sich der Verleumdung schuldig;
Das Mittel, der Verleumder sich zu wehren,
Ist, sie wie Unrath aus dem Haus zu kehren".

Als nun zu Sadi kam der Großwesir
Und sprach: „Der Schah entsendet Botschaft Dir,
Fortan den allerhöchsten Hof zu meiden —",
Gab Antwort Sadi: „Leicht wird mir das Scheiden.
Ein Mann, der nach dem Wahren strebt und Rechten,
Ist ein lebend'ger Vorwurf für die Schlechten:
Drum wohl begreif' ich Euren Haß und Neid.
Allein um Euren Herrscher thut's mir leid,
Daß er sich von so auserlesen närr'schen
Geschöpfen Deines Gleichen läßt beherrschen."

Friedrich Bodenstedt.

Die Frau eines berühmten Mannes.

Eine Moskauer Geschichte von **Eugen Laur.**

Was Longchamps ehedem für Paris war, ist noch jetzt Sokolniki für Moskau. In dem etwa eine halbe Meile vor der Stadt gelegenen, mit riesigen Fichten und Tannen und Kiefern wohlbestandenen Walde wird am 1/13 Mai jedes Jahres das Frühlingsfest gefeiert. Und es ist den Moskowitern nicht zu verdenken, wenn sie nach dem langen schweren Winter die Wiederkehr der wärmeren Jahreszeit als einen Festtag begehen. Noch liegt hier und da, an tieferen gegen die Sonnenstrahlen geschützten Stellen schmutzig grauer Schnee in dichten Klumpen und entsendet in beliebigen Richtungen das langsam aufthauende Wasser; aber das Gras fängt an in lichten Spitzen aufzuschießen und der Staub wirbelt in gelben Wolken empor: zwei Frühlingsboten, die eben so sicher und früher kommen als die Schwalben; darum werden Beide mit Freude begrüßt. Von Mittag an beginnt die Wallfahrt der Menge durch die sonst öden, trübseligen, holperigen Straßen Den Vortrab bilden die Bauern der Umgegend in ihren bis auf die Knöchel reichenden dunkelbraunen Switkas, ein Kleidungsstück, welches die Eigenthümlichkeit besitzt, daß, damit angethan, die Frauen wie Männer und die Männer wie Frauen aussehen. Sie haben den weitern Weg zu machen und sind deshalb früher aufgebrochen als die Stadtbewohner. Auch diese verlassen bald ihre dumpfigen, stark durchheizten Stuben, sie tragen die niedrige, breitgedeckelte, mit gewaltigem Lederschirm versehene schwarze Tuchmütze tief in die Stirn gedrückt und schreiten immer um einen Schritt den Frauen voraus, die durch weite, faltige Kattunkleider unter langen Mänteln an schnellem Gehen verhindert werden. Mancher hat den Bitten eines „Iswoschtschiks" Gehör gegeben und läßt sich in einer Droschke, die niemals neu war, und von abgemagerten kleinen Pferdchen, die niemals jung gewesen, bis an das Gitter von Sokolniki ziehen, wo vor zweihundert Jahren noch die Czaren ihre „Falknerei" hielten. Dann und wann saust ein besseres Fuhrwerk vorüber, es enthält Herren mit schwarzen Cylinderhüten und Damen in hellfarbigen Kleidern von Seide oder Musselin; sie begeben sich frühzeitig in ihre an dem Wege von Sokolniki gelegenen Datschas, um die Sommerwohnung für den Empfang schaulustiger Besuche einigermaßen in Stand zu setzen. Die Polizeisoldaten und andere Truppen stellen sich entlang der Straßen auf, an Kreuzwegen fassen Cavalleristen Posto. Officiere jagen hin und her auf muthigen, heute rein geputzten Pferden und werfen einen Blick bald

auf die sie angaffende Menge, bald auf die ihnen untergebenen Commandos. Die Wagenreihen werden allmälig dichter. Reiche, doch wenig geschmackvolle Toiletten machen sich breit in altmodischen Phaëtons mit vier Schimmeln bespannt, von denen die nach außen gestellten, durch straffe Zügel gezwungen, den Hals biegen und (zuweilen) galoppiren, während die Stangenpferde im scharfen Trabe ausgreifen. Der Gouverneur erscheint in voller Uniform, gefolgt von zahlreicher, glänzender Suite, um persönlich das Aufrechthalten der Ordnung zu überwachen. Hinter ihm mehrt sich das Gewühl, Jeder sucht dem Andern zuvorzukommen. Eine leichte Droschke, deren Gaul in der Duga geht, während der Pripasch (das zur rechten „angeknüpfte" Pferd) in das Gebiß schäumt, überholt eine Troika, der es an Raum fehlte, um vorwärts zu eilen. Das Dreigespann bleibt sogar zurück gegen einspännige, nur mit einer seitwärts gestellten Bank versehene „Guitarre", auf denen vier bis fünf Personen scheinbar Platz gefunden haben. Kleine Gefährte mit nur einem Sitz, deshalb „Egoisten" genannt, schlängeln sich geschickt überall hindurch. Ein oder zwei Landau, deren Kutscher nicht den nationalen Armeak tragen, sondern in bunte Livrée gesteckt sind, erregen Aufmerksamkeit und werden für das langsamere Fahren durch die Bewunderung der Fußgänger entschädigt. In der Nähe des vergitterten Eingangs zu dem Walde fährt Alles im Schritt; die Einspänner biegen aus der Reihe, denn ihnen ist an solchem Tage der Zutritt nicht gestattet. Iswoschtschiks, welche an dem Thor ihre Fahrgäste abgesetzt haben, treiben eifrig ihre Mähren zurück, um neue Gäste zu holen, und unbekümmert wegen etwaiger Verletzung des Gespanns, durchschneiden sie die unwillige, hinausdrängende Menge. Am Eingange von Sokolniki beginnt die Corsofahrt um eine langgedehnte Ellypse, in deren Mitte und zu deren Seiten stehend junge und alte Männer und Frauen die Revue abnehmen. Der Raum zwischen den auf der Peripherie fahrenden, einander begegnenden Wagen ist so breit, daß kaum die schärfsten Augen Bekannte zu entdecken oder gar Schönheit zu bemerken im Stande sind, auch wenn der aufgewirbelte Staub nicht hinderlich wäre. Allein der Neid und dessen Unterabtheilung, die Eifersucht, haben ausgezeichnetes Gesicht. Ihnen bleibt nicht verborgen, daß die Frau eines armen Tschinownik heut ein Kleid trägt, dessen Stoff die Hälfte der Jahreseinnahme ihres Mannes verschlingen würde; daß die Schauspielerin Glafira Lwoffna in neuem ausländischen Wagen fährt; daß Graf Paul Petrowitsch auf dem Tritt stehend angelegentlich mit Aninte Wassiliewna plaudert, in deren Händen ein kostbares Bouquet sich hin- und herbewegt . . . Im Schatten der Bäume zu beiden Seiten des Corso sitzen und liegen Tausende von Gruppen um den dampfenden Samowar (Selbstkocher) und schlürfen mit Behagen heißen Thee, oder erquicken sich durch Orangen, bierartigen Quaß, in Wasser aufgeweichte Aepfel, steinharte Bublitschki (eine Art Kringel). Besonders zahlreich ist die Menge in der Nähe des Militairmusikcorps, nach deren Melodie, gleichviel ob Ouvertüren, Sonaten oder Tänze gespielt werden, die

Bauern durch seltsame Sprünge sich erlustigen in dem Glauben, daß sie tanzen. Ein paar Carroussels locken die Jugend an mit Hülfe ohrenzerreißender Drehorgelklänge und Paukenschläge, welche ein für Gesang ausgegebenes Geheul leider nicht ganz übertönend begleiten. Sonst ist Alles auffallend still. Kein Scherz oder Witzwort wird laut, kein Lachen erheitert die Gesichter. Schweigend gaffen der Zuschauer zehnfache Reihen, kaum daß Einer dem Nachbar irgend eine Bemerkung leise zuflüstert und einsilbige Antwort erhält. So währt es bis zum Abend, wo die Rückkehr zur Stadt in derselben Weise erfolgt wie die Ausfahrt, nur daß Alle vom Kopf bis zu den Füßen durch eine dunkle Staubrinde beinahe unkenntlich geworden sind. Ein schwerer greifbarer Nebel überragt die Wipfel der Bäume wie die flachen Hausdächer, aber hunderte blauer, grüner, rother Kuppeln liegen noch im Sonnenschein und leuchtend schimmert die goldne Pracht des Kreml, die Krone der heiligen Moskwa. So geht es Jahr um Jahr und bei dem zähen Festhalten der Russen an dem Hergebrachten läßt sich erwarten, der ewig junge Chidher werde dasselbe sehen, wenn er einmal nach 500 Jahren des Weges kommt . .

Am 1. Mai 1859 war das Fest zu Sokolniki in gewohnter Weise gefeiert worden. Mit dem Einbruch der Dämmerung war die Heimkehr erfolgt, nur noch dann und wann kamen einzelne Nachzügler, die absichtlich oder unabsichtlich sich verspätet hatten. In der Nähe des rothen Teiches, der seinen Beinamen erhalten, weil in Großrußland „roth" synonym ist mit „schön", in Wahrheit aber unbefangenem Blick weder roth noch schön erscheint — in der Nähe dieses Teiches, unter dem schützenden Dunkel alter Kiefern hielt ein Wagen, in welchem zwei jungen Damen schweigend saßen. Sie blickten unverwandt nach der Straße, welche aus dem Walde zur Stadt führt.

„Ich versichere Ihnen", flüsterte eine feine Stimme und zwar in französischer Sprache, nicht nur in Folge der Gewöhnung an dieses Idiom, sondern um dem Kutscher unverständlich zu bleiben — „ich versichere Ihnen, er ist längst vorüber."

„Nein!" erwiederte die Andere und ließ durch den Ton Ungeduld wie Unmuth erkennen.

Auf's Neue trat Stille ein und währte eine Weile. Die Sterne wurden immer zahlreicher und glänzender, der Wind wehte kühl und kühler, der lichte Schein über der gesunkenen Sonne rückte leise weiter nach Norden.

Wieder behauptete die Eine, Er sei bereits zurückgekehrt, bestritt es die Andere mit Heftigkeit. Endlich wurde ein Geräusch in der Ferne hörbar, es kam näher, wurde deutlicher und bestimmter. Die beiden Damen richteten sich auf und suchten das Dunkel zu durchdringen. Bald hatten sie gerade vor sich einen Wagen, der ziemlich langsam nach der Stadt fuhr, während die in ihm befindlichen Personen laut sprachen und heiter lachten. Kaum war er vorüber, so rief die eine der im Versteck wartenden Damen ihrem Kutscher zu:

„Schnell nach Hause!“

Ein kurzer Hieb mit der Peitsche und vorwärts flogen die vier Pferde auf dem sandigen Wege. Der Raum zwischen den beiden Wagen wurde immer kürzer, aber mit einem Male schienen die zuerst Fahrenden ebenfalls zur Eile getrieben zu haben, als ob sie den Verfolgern entgehen wollten.

„Vorwärts! Vorwärts!“ herrschte die Dame.

Nun jagte ihr Gespann in sausendem Galopp dahin, erreichte den vorderen Wagen und fuhr ihm vorbei. Die noch eben so ungeduldig gewesen, hatte ihren Schleier herabgelassen, obwol sie offenbar bemüht war, die fröhliche Gesellschaft im Vorüberfahren zu betrachten. Sie sah zwei Damen und zwei Herren, wandte dann plötzlich den Kopf und drückte sich fest in das Kissen des Sitzes. Ihre Nachbarin blickte sie wie fragend an; allein sie saß ohne Regung, bis der Wagen dröhnend einfuhr unter das Thor eines stattlichen Hauses der Nikitskaïa.

Eine Stunde später sind die nach der Straße hinausliegenden Fenster desselben Hauses hell erleuchtet, besonders diejenigen, welche auf den Balcon gehen. Sie gehören zu dem Salon von Marie Alexandrowna — der Familienname thut nichts zur Sache, obgleich er einer der wenigen in Rußland ist, welcher ohne Vorläufer von Fürst, Graf oder Baron als das Eigenthum der ältesten und vornehmsten Geschlechter allgemein bekannt ist.

Marie Alexandrowna zählt 24 Jahre und ist, wie man gewöhnlich zu sagen pflegt: unverheirathet, oder wie sie selbst es ausdrückt, und im Grunde genommen richtiger: unabhängig. Hierzulande, wo die vermögenden Mädchen mit 15—16 Jahren in die Ehe zu treten pflegen, gilt Diejenige, welche achtzehn Frühlinge unvermählt überschritten hat, für eine vieille fille, die niemals heirathen wollte oder konnte. An Bewerbern hatte es Marie nicht gefehlt, aber sie verzichtete freiwillig darauf, noch eine Seele mehr auf dem Erdenrund ihr eigen zu nennen; denn sie besaß deren bereits 6000 auf ihren Gütern im Gouvernement Ssaratow, und die zu diesen 6000 Seelen gehörenden Körper arbeiteten tüchtig für die elegante Herrin. Es versteht sich von selbst, daß Marie, obwohl sie in früher Kindheit Waise geworden war, eine glänzende Erziehung erhalten hatte: sie sprach besser und lieber französisch als russisch, hatte die „Cahiers d'une éléve de St.-Denis, cours d'études complet et gradué pour les filles“ unter der Leitung einer pariser Gouvernante, welche als Putzmacherin nach Rußland gekommen war, sehr gut auswendig gelernt, verstand zu reiten und zu rauchen, war in der Musik bis zu Kontski und Schulhoff vorgedrungen, schwärmte für Puschkins und Dolgoruckows verbotene Schriften und bereitete den Thee mit vollendeter Sicherheit In ihrem siebzehnten Jahre hatte sie den Schmerz, den durch das Testament des Vaters berufenen alten Vormund zu verlieren; sie wählte zu dessen Nachfolger einen jungen verheiratheten Gutsbesitzer aus der Nachbarschaft, welcher brave Pameschtschik für sein Mündel

sich opferte, die eigene Frau verließ, Marie nach Moskau begleitete, um sie dort standesgemäß einzurichten und sich beeilte, statt der bisherigen ältlichen Gouvernante ein junges vorurtheilsfreies Gesellschaftsfräulein zu engagiren. So geschützt machte sie in der „Welt" die ersten Schritte, welche ihr sehr wohl gefielen. Nach ein paar Monaten war sie des Doctor Bartolo überdrüssig, schickte ihn wieder nach Hause: weshalb war er auch eifersüchtig geworden! Um nicht allein zu stehen, ohne männlichen Schutz, eröffnete sie ihren Salon den Dandies von Moskau und genoß in vollen Zügen Das, was sie euphemistisch ihre Freiheit nannte. Gleichgesinnte junge Damen schlossen sich ihr an und bildeten um diesen Mittelpunkt einen Kreis, welcher des „Nihilismus" sich rühmte, weil bei ihm Alles erlaubt war. Man ließ sich lieben und zeichnete heut Den, morgen Jenen aus, ohne sich der Lächerlichkeit einer ernsteren Verbindung, einer tieferen Neigung schuldig zu machen. Um auch äußerlich von der Menge sich zu unterscheiden, wurden die Haare à la jeune garçon verschnitten, die Lorgnetten durch Brillen ersetzt, die Crinolines so wie die langen Kleider verbannt. Es war eine tolle Posse, die aufgeführt wurde, mit dem von Putlitz entlehnten Titel: „Das Herz vergessen."

Natürlich fand leichten Zutritt und freudige Aufnahme der junge Graf Nicolaï Petrowitsch, welcher gegen Ende 1858 nach mehrjährigem Aufenthalte in Paris, London und Constantinopel in seine Heimat an den Ufern der Moskwa zurückgekehrt war. Ihm stand nicht nur der Reiz der Neuheit zur Seite, sondern sein Name war auch oft von französischen und englischen Journalen in der Rubrik „high-life" mit Auszeichnung erwähnt worden. Er hatte in verschiedenen Clubs so wie zu Baden-Baden und Monaco hoch und glücklich gespielt, bei einem Steeple-Chase in Fontainebleau gesiegt, in vertraulichen Beziehungen zu einigen älteren weiblichen Mitgliedern des Palais royal und der Variétés gestanden; kein Wunder, daß er bald der „Brummel" von Moskau wurde. Seinem Scharfblick entging nicht, daß Marie Alexandrowna alle ihre Gefährtinnen eben so sehr an Schönheit und Leidenschaftlichkeit, wie an Geist übertraf. Er bewarb sich um ihre Gunst und zwar der Abwechslung halber oder aus Laune einmal in sentimentaler Weise. Die Beherrscherin der Nihilisten fand, ebenfalls der Veränderung wegen, um so mehr Geschmack daran, als Nicolaï Petrowitsch wirklich in gleichem Grade amüsant und zärtlich sich erwies, und es währte nicht lange, bis sie ihn zum erklärten Günstling annahm. Ihr Verkehr wurde ein sehr inniger, das Haus in der Nikitskaïa das seine, Nicolaïs Wohnung die ihrige. Noch mehr: bald bemerkte Marie zu ihrer eigenen Ueberraschung, daß sie, was bisher nie der Fall gewesen, wegen Nicolaï eifersüchtig war und mußte sich endlich gestehen, daß sie ihn liebe. Welches Unglück, welche Lächerlichkeit für eine Nihilistin! Ihr einziger Trost war, daß sie wieder geliebt werde. Zuweilen freilich überkam sie nagender Zweifel, wenn sie ihrer Vergangenheit gedachte und sich erinnerte, schon vielen Anderen gewesen zu sein, was sie ihm jetzt war.

Dann pochte ihr leidenschaftliches Herz lauter und sogar Thränen traten in ihre großen braunen Augen. Aber wenn sie seinen Schritt im Vorzimmer hörte und einen schnellen Blick in den Spiegel geworfen hatte, wenn er so heiter, sicher und glücklich in ihrer Nähe schien, waren Zweifel noch möglich? Sie lächelte ungläubig zu den Berichten ihrer „Freundinnen", welche von Nicolaï's Bewerbungen um Andere wissen wollten; dergleichen konnte nur der Neid ersinnen. Indessen mehrten sich solche Mittheilungen und kamen nicht immer aus Quellen, die durch Neid getrübt zu sein verdächtig waren. Marie beschloß eine kleine Probe anzustellen. Sie kokettirte wie ehedem mit mehreren jungen Männern und — o Entsetzen! — Nicolaï wurde nicht eifersüchtig. Doch war das nicht vielmehr ein Beweis von Vertrauen, als ein Zeichen von Mangel an Liebe seinerseits? Sie antwortete sich selber mit einem langgedehnten Vielleicht! und überredete sich, es sei ein bestimmtes Ja! gewesen, denn ihr Geliebter blieb fort und fort in Allem unverändert. Das hinderte sie nicht auf die Länge, einen von Nicolaï's Leibeignen zu bestechen, welcher die Stelle des Kutschers versah: er mußte jeden Tag einmal nach der Nikitskaïa kommen, um zu melden, wo sein Herr gestern gewesen war und wenn möglich, wohin derselbe heute fahren würde. So war sie bald unterrichtet, daß Nicolaï in der letzten Zeit häufig bei dem Hause eines Kaufmanns der Powarskaïa Fensterparade gemacht und allem Anscheine nach es auf dessen Tochter Nadeschda Paulowna abgesehen habe. Das junge Mädchen versäume niemals, die ihr zugesandten Grüße auf's Freundlichste zu erwiedern. Es scheine sogar ein geheimer Briefwechsel mit derselben stattzufinden, und wenn er, der Kutscher, vom Kammerdiener recht berichtet worden, so werde sein Herr nebst einem Freund und zwei Damen — darunter Nadeschda — schon am Morgen des 1. Mai nach einer Datscha in Sokolniki sich begeben, dort den Tag zubringen und erst beim Anbruche der Nacht zurückkehren. Marie hatte mit eigenen Augen sich überzeugt, nachdem sie in ihrem Wagen am Rothen Teich stundenlang auf der Folter gesessen, daß des Kutschers Angaben richtig waren. Was seit dieser Entdeckung in ihr vorging, wie sehr sie litt, das verrieth nicht der leiseste Zug ihres schönen Antlitzes, während sie heute zur gewohnten Stunde am Tische vor dem silbernen Samowar Platz nahm, den Thee in kleiner Kanne mischte, jedem der bereits Anwesenden in zierlichem Glase hinreichte und den neu Ankommenden entgegenlächelte. Auch Nicolaï Petrowitsch stellte sich ein und erhielt wie immer den Sitz neben der Herrin des Hauses, die ihm zärtlich die Hand gedrückt hatte. Das Gespräch war allgemein und lebhaft gewesen, da das heutige Fest genügenden Stoff lieferte; doch versäumte einer der Herren nicht, Marie Alexandrowna um den Vortrag eines Musikstückes, eines Liedes zu bitten. Alle schlossen sich dieser Bitte an, so daß kaum etwas Anderes übrig blieb als sie zu gewähren. Marie sang jene Strophen, welche die Gräfin Rostopschin gedichtet hatte, als ihr erlauchter und schöner Freund in Folge des Eingehens einer legitimen und standesgemäßen Ehe ihr den Wunsch ausgedrückt hatte, daß sie die

Hauptstadt für immer verlassen möge. Kaum waren die letzten Töne verklungen, als Marie, durch ihre Gesellschaftsdame leise abgerufen, auf einen Augenblick aus dem Salon in eines der nach dem Hofe zu gelegenen Gemächer sich begab. Dort traf sie ihren Spion, welcher seinen vor dem Hause haltenden Wagen verlassen hatte, um zu melden, Nadeschda Paulowna sei in der Wohnung des Grafen und die Dienerschaft habe Befehl erhalten, unter allen Umständen sonst Niemanden einzulassen. Marie ihrerseits befahl dem Kutscher, wenn er mit seinem Herrn früher nach Hause kehren sollte, sie nach Mitternacht an der Thür zu erwarten. Nun trat sie wieder in den Salon, als ob nichts vorgefallen sei und unterhielt sich eine Weile stehend mit Nicolaï, bis dieser gegen elf Uhr sich von ihr verabschiedete. Sie flüsterte ihm ein flehendes: Bleibe doch! zu, sie drückte seine Hand und blickte ihn mit leuchtenden Augen an, als er versicherte, er habe einer dringenden Einladung in Kokareff's Hôtel nicht ausweichen können, sie bat noch einmal mit Wort und Blick, doch vergebens. Die übrigen Gäste folgten ihm bald nach, Marie war allein. Sie sank in einen Lehnstuhl und bedeckte das Gesicht mit beiden Händen. So blieb sie unbeweglich, bis die Holzklapper des Nachtwächters Mitternacht ankündigte.

In der Wohnung des Grafen Nicolaï Petrowitsch, welcher ein Haus nahe bei der Kusnietz Ri-Most besaß, war noch dämmerndes Licht. Plötzlich wurde die Thür aufgestoßen, Nicolaï sprang mit einem echt russischen Fluch empor, den tölpelhaften Störenfried zu züchtigen und fand sich — Marien gegenüber, die mit einem Schrei der Wuth auf die Nebenbuhlerin stürzen wollte. Der Graf stellte sich ihr in den Weg und hielt sie mit starkem Arm zurück. Sie sank ihm zu Füßen, zugleich weinend und mit den Zähnen knirschend.

„Nicolaï! Lieber, herrlicher Nicolaï! Jage die Sklavin fort! Oder tödte mich hier zu Deinen Füßen! Jage sie hinaus, laß' sie nicht mit Dir dieselbe Luft athmen! Du bist ja der einzige Mensch, den ich liebe, den ich jemals geliebt habe. Zu Dir sehe ich hinauf wie zu einem Gott, ich, die auf Alle mit Verachtung niederblickte. Nicolaï, laß' mich ihr die gemeinen Augen auskratzen, sie durchpeitschen und in den Stall jagen, wohin sie gehört . . .!“

Nadeschda stöhnte laut auf.

Nicolaï suchte die vor ihm Knieende zu beruhigen und leise aus dem Zimmer zu drängen. Marie erhob sich mit ungestümer Heftigkeit.

„Wie?“ rief sie aus, „Graf Nicolaï Petrowitsch, Du suchst Dich meiner zu entledigen, beschimpfst mich in Gegenwart einer Dirne, deren Vater noch die blutigen Streifen auf dem Rücken trägt von den Schlägen, die er als Leibeigner erhalten! Wie theuer hast Du das Ding bezahlt? Zwanzig, dreißig, hundert Rubel? Ich gebe Dir das Zehnfache, verkaufe sie mir und ich lasse sie zu Tode prügeln mit der Knute!“

Wieder versuchte sie der Gehaßten sich zu nähern, die Wuth verdoppelte ihre Kräfte, es war ein förmliches Ringen zwischen ihr und

Nicolaï, in dessen Seele die Hochachtung vor der „Edeldame", die Geringschätzung der nicht Adeligen zu tiefe Wurzeln geschlagen hatte, als daß er trotz seines Wohlgefallens an dem hübschen Bürgermädchen gewagt hätte, die letztere wirklich in Schutz zu nehmen, seine Diener zu rufen, um Marie mit Gewalt zu entfernen. Nadeschda selbst zitterte vor Angst und Entsetzen, sie fühlte den tiefen Abstand zwischen sich und einer Marie Alexandrowna, sie wußte, daß, wie immer diese Scene hier endigen würde, kein Gesetz und gewiß kein Richter sie vor der Rache der Edeldame bewahren würde, der Hunderte von Leibeigenen unbegrenzten Gehorsam leisteten. Und dazu die Furcht vor dem eigenen Vater, auf den sie Jammer und Elend häufte, dessen Haus vielleicht schon in diesem Augenblick in hellen Flammen stand, angezündet von den Sklaven der mächtigen Grundbesitzerin. Sie drängte zur Thüre und floh, wie sie war, in vollständigem „déshabillé", in der Hoffnung, den Ausgang, die Treppe zu finden. Jetzt riß sich Marie von Nicolaï's Armen los, ihr nachzustürzen; er selbst eilte der Flüchtigen nach, sie zum Entrinnen anzutreiben und ihr behülflich zu sein. Draußen an der dunklen Treppe erreichten Beide gleichzeitig das unglückliche Mädchen: ein jäher Aufschrei, ein ruckweises Poltern, dann Alles still.

Der Graf stürzte in's Zimmer zurück, um Licht zu holen, denn trotz des Lärmens hielten die Diener sich verborgen. Als er zurückkehrte und die Stufen hinabgesprungen war, sah er Nadeschda mit zerschmettertem Schädel und blutenden Gliedern leblos auf dem Boden liegen. Marie stand noch immer oben und hielt sich krampfhaft an dem Geländer der Treppe, ihre Augen stierten hinunter auf das gräßliche Schauspiel, wilde Freude befriedigter Rachgier malte sich in den bleichen Zügen.

Mit verstörtem Blicke, das Nachtgewand blutbefleckt, stieg der Graf wieder herauf und zog Marie mit sich fort in's Zimmer. Keiner wagte den Andern anzusehen, noch weniger zu sprechen. Das Schweigen war furchtbar und währte lange. Marie faßte sich zuerst. Sie trieb den Grafen sich anzukleiden, der mechanisch ihrem Worte gehorchte. Sie klingelte heftig. Der Kammerdiener trat furchtsam herein.

„Hole den Kutscher", rief Marie ihm zu, „und kommt Beide sofort hierher!"

Der Befehl wurde ausgeführt.

Sie zeigte in erbitterter und kaum gemilderter Wuth auf Nadeschda's Kleider und warf eine Handvoll Rubel-Billets darauf.

„Geht hinunter und kleidet sie an, so gut ihr könnt!"

Die Leibeigenen nahmen Geld und Kleider und entfernten sich.

„Nicolaï Petrowitsch", wandte sie sich an den Grafen, „kommen Sie, wir müssen dabei sein. Sie könnten es schlecht machen."

Der junge Mann folgte ihr stumm und willenlos. Mit angstvoller Hast wurde die grauenhafte Toilette nothdürftig vollendet.

„Tragt sie eine Strecke weit vom Hause und legt sie mitten auf den Fahrweg", gebot Marie.

Die Hausthür wurde leise geöffnet, auf der öden Straße regte sich

kein Laut. Nach wenigen Minuten lag die geputzte Leiche Nadeschda's allein auf den spitzen Steinen der Petrowka. Die Diener schlüpften in's Haus und verschlossen das Thor.

„Laßt mich hinaus", sagte Marie tiefaufathmend, und französisch fügte sie für den Grafen hinzu:

„Vor Tagesanbruch schicken Sie die Beiden auf das abgelegenste Ihrer Güter."

Sie selber ging zu Fuß nach der Nikitskaïa, weckte ihre Gesellschafterin, ließ in aller Stille ein paar Koffer packen, steckte zu sich, was sie an Geld und Kostbarkeiten besaß und fuhr mit eigenen Pferden schleunigst nach der ersten Station der Nicolaibahn hinter Moskau. Auf dem Bahnhofe verabschiedete sie den Kutscher mit der Weisung, sie in der Tulaer Gostinnitza eine Woche lang zu erwarten; käme sie inzwischen nicht zurück, nach der Stadt zu gehen und die Befehle Marfa Iwanowna's, ihrer Gesellschaftsdame, zu hören.

Kaum graute der Tag, als der Dwornik eines Hauses in der Petrowka, noch halb verschlafen auf seiner Wadawoska sitzend, und im Begriff Wasser zu holen, die Leiche Nadeschda's fand. Er lief spornstreichs zu dem nächsten Polizeithurm und machte daselbst Anzeige. Ein halb Dutzend Polizeisoldaten begaben sich an Ort und Stelle. Sie überzeugten sich, daß keine Spur von Leben mehr vorhanden sei, wagten aber doch nicht die Leiche fortzubringen, bevor der Thatbestand aufgenommen worden. Bald waren ein Arzt und der Oberpolizeimeister mit mehreren Secretairen eingetroffen. Man glaubte einen Augenblick, das Mädchen sei von einer Nachtpartie, betrunken, auf dem Heimwege gewesen, in der Mitte der Straße umgefallen, eingeschlafen und dann überfahren worden, aber der Doctor machte aufmerksam, daß die Kleider, obgleich in seltsamer Unordnung, doch nirgend zerrissen oder auch nur durch ein Rad berührt schienen. Dieser Umstand war allerdings von so hervorragender und in die Augen fallender Wichtigkeit für die Entdeckung des Mordes, daß der Oberpolizeimeister anordnete, die Leiche (ausnahmsweise) mit größter Sorgfalt nach der Tschast zu schaffen. Da die Identität der Ermordeten festgestellt war, begab er sich sofort nach der Powarskaïa zu Nadeschda's Vater, der durch die Nachricht von dem jähen Tode des geliebten, noch nicht einmal vermißten Kindes halb wahnsinnig wurde, und sodann zum Gouverneur. Es wurden unverzüglich die nöthigen Anstalten getroffen, den Thäter ausfindig zu machen. In der Nähe von des Grafen Nicolaï Hause waren Blutspuren aufgefunden worden; man erfuhr ferner, daß der Graf am Tage zuvor mit dem jungen Mädchen in Sokolniki zusammengewesen und schon früher ihr eifrig nachgestellt hatte. Obgleich Nicolaï Petrowitsch jede Betheiligung an oder Kenntniß von dem Verbrechen lebhaft leugnete und nicht einer seiner Leibeigenen — Kutscher und Kammerdiener waren verschwunden — die Ermordete jemals gesehen hatte, wurde der Graf doch in Hausarrest gehalten. Auf seine Bemerkung, das Mädchen sei wahrscheinlich

überfahren worden, erwiederte der ihm zur Wache gegebene Polizeicommissair, dieser Annahme widerspreche der Zustand der Kleidung Nadeschda's ... Es währte nicht lange, so hatte ganz Moskau Kunde von dem Vorgefallenen, mit mehr oder weniger übertriebenen Zusätzen. Einige Freunde Nicolaï's beeilten sich ihn aufzusuchen, was von den Beamten nach einigem Hin- und Herreden gestattet wurde. Er bat dieselben, Marie Alexandrowna von dem Geschehenen in Kenntniß zu setzen, mit dem Zusatze, sie solle nichts befürchten, er sei völlig unschuldig und hoffe sie heut Abend sogleich nach dem ersten Verhör zu sehen. Am Nachmittage kam einer der Herren wieder und meldete, daß nach der Versicherung Marfa Iwanowna's ihre Herrin zum Besuch bei einem benachbarten Edelmann gefahren, ihre Rückkehr nach Moskau unbestimmt sei. Gegen fünf Uhr Abends begab sich Graf Nicolaï nach dem Bureau des Oberpolizeimeisters, wo bereits ein paar Aerzte und Richter versammelt waren. Als das Verhör beginnen sollte, wurde befohlen, die Leiche herbeizubringen. Ein langer und breiter Tisch stand in der Mitte des Zimmers, um bei der Section benutzt zu werden. Als die Thüren geöffnet wurden, den Trägern der Entseelten Einlaß zu gestatten, wandten sich Aller Blicke ihnen entgegen, doch wer beschreibt das Staunen der Versammelten? Die Ermordete war bis auf's Hemd völlig entkleidet.

Der Oberpolizeimeister fluchte und wetterte, die Aerzte warfen einander bedeutungsvolle Blicke zu. Die herbeigerufenen Polizeibeamten erklärten, sie wüßten nicht, wie und wann das habe geschehen können, die Leiche habe in fest verschlossener Kammer im Hofe gelegen. Man drohte ihnen mit Prügeln und Verschickung in die Bergwerke, aber es kam weder heraus, wer die Kleider abgezogen habe, noch wohin sie gekommen seien. So ergab die Autopsie kein anderes Resultat als die Feststellung, daß der Tod Nadeschda's eingetreten sei in Folge von Wunden, welche sie durch einen heftigen Fall erhalten habe, über dessen Ursache sich vorläufig nichts ermitteln ließ.

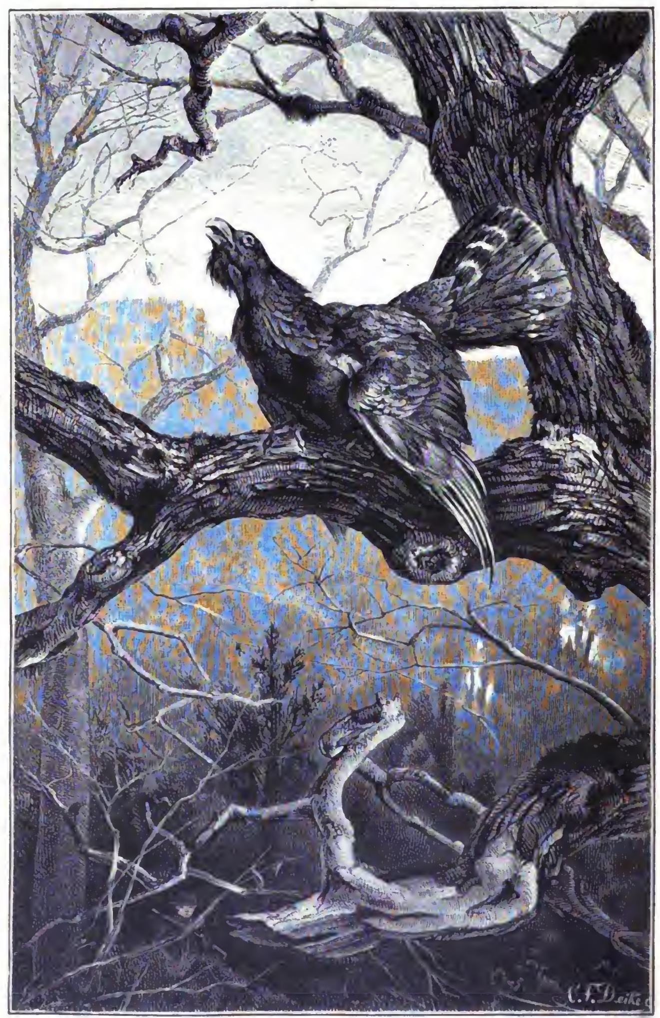
Der Vater der Ermordeten lag schwer erkrankt und bewußtlos darnieder, er hatte dem Verhör nicht beiwohnen können. Graf Nicolaï Petrowitsch durfte nach Hause zurückkehren, blieb jedoch unter polizeilicher Aufsicht während der ganzen Dauer der Untersuchung und mußte auf Ehrenwort versprechen, die Stadt nicht ohne Erlaubniß des Gouverneurs zu verlassen. Der Anblick des gestern noch so lebensfrischen, heitern, schönen Mädchens hatte ihn tief ergriffen und niedergeschlagen. Er grübelte und grübelte, aber es war ihm völlig unmöglich zu ergründen, wodurch der todtbringende Sturz eingetreten war: hatte er selbst, hatte Marie die Unglückliche die Treppe hinuntergestoßen, war sie im Dunkel und des Weges unkundig, vor Aufregung ihrer Sinne nicht mächtig, hinabgefallen?

Der Proceß schleppte sich ein Jahr lang hin, ohne Licht auf den traurigen Vorgang zu werfen. Man ließ die Sache einschlafen, schickte den Grafen für ein paar Jahre nach seinen Gütern, was er herzlich gern befolgte. Er war nicht Nihilist genug, ohne aufrichtiges Bedauern

des unglückseligen Endes Nadeschda's zu gedenken; aber geliebt hatte er sie eben so wenig wie ihre nihilistische Nebenbuhlerin.

Und Marie? Sie war mit dem ersten Zuge, der an jener Station der Nicolaï-Bahn vorüberkam, nach St. Petersburg gereist, hatte dort mit Hülfe eines hochgestellten Verwandten leicht und schnell einen Paß in's Ausland erhalten. Am nächsten Abend war sie unterwegs nach Paris. Erst als die russische Grenze hinter ihr lag, ließ die furchtbare Aufregung nach, in welcher sie seit der Abfahrt vom Rothen Teich sich befunden hatte. Sie hielt sich zwar überzeugt, daß ihre Hand an dem Tode Nadeschda's unschuldig, fühlte jedoch, daß sie die nächste und eigentliche, wenn auch unabsichtliche Ursache des tödtlichen Sturzes gewesen war. Ohne Einsprache empfing sie daher die Mittheilung des ersten Secretairs der russischen Botschaft in Paris, daß sie bis auf Weiteres die kaiserlichen Staaten nicht betreten dürfe. Sie ging nach Italien, verweilte bald in Rom, bald in Neapel, bis durch die Aufhebung der Leibeigenschaft ihre Einkünfte auf ein Minimum herabgedrückt wurden. Dann wählte sie Paris zum beständigen Aufenthalt. Ihr Name verschaffte ihr Zutritt in einigen Salons. Sie verstand zu reizen, zu bezaubern, zu fesseln durch ihr eigenthümliches, bald keck aufsprudelndes, bald schwermüthiges Wesen, mehr noch als durch ihre schon etwas gereifte Schönheit. Sie erhielt allerhand Anerbieten, darunter einige Heirathsanträge. Unter den letzteren einen — wie mag sie im Stillen gelacht haben und noch manchmal lachen! — von demjenigen Schriftsteller, der, wie seine Werke und seine Freunde glauben machen wollen, der Ergründung des jahrtausendalten Räthsels vom weiblichen Herzen am nächsten gekommen ist. Diesem reichte sie ihre Hand und unter seiner Leitung ist sie seit Jahresfrist als Romandichterin aufgetreten. Wüßte ihr Schwiegervater um ihre Vergangenheit, er hätte sie schon zu 300 Feuilletons ausgesponnen, so wahr creolisches Blut fließt in seinen Adern! —

Ist es nöthig, nach diesen Andeutungen noch zu sagen, daß Marie Alexandrowna die Gemahlin ist von Alexandre ... Doch wir sind übereingekommen, Namen nicht zu nennen, welche Jedermann ohnedies weiß.



Gez. von C. F. Deiker. Gest. von Th. John.

Auerhahn.

Die Auerhahnbalze.

Von **Karl Müller** in Alsfeld.

Die Aprilnacht mit dem klaren Sternenhimmel und der Mondsichel hüllt den altstämmigen Bergwald in ihren Zaubermantel ein. Still ist die Luft, aber entsprechend dem Gebirgsklima noch immer empfindlich kühl. Das Rauschen des angeschwollenen Forellenbachs tönt durch die Waldesstille dem Waidmann zu Ohr. Vor ihm thürmen sich die Kuppen der Nadelholzwaldungen, theilweise schroff aufsteigend. Jenen Südhang einer mächtigen Kuppe will er ersteigen, sie ist das Ziel seiner mitternächtlichen Wanderung. Dort hat sich am Abend mit seinen Hennen der stärkste und älteste Auerhahn dieses Districtes „eingeschwungen" und träumt nun unter der Herrschaft seiner fieberhaften Erregung dem Morgenhimmel entgegen. Der Weg führt durch Haide, Dickicht, Gestrüpp und hohen Kiefernbestand. Nicht lange, und der rüstige Steiger steht am Ziele. Noch ist es völlig Nacht von Westen bis Osten. Bald aber ziehen matte Streifen am östlichen Horizonte herauf, die heller und heller sich ausdehnen und allmälig zur Frührothfarbe übergehen. Horch! schon hebt das Amsellied gedämpft an, und dazwischen treffen das lauschende Waidmannsohr ein paar abgebrochene Töne, die ihm Puls- und Herzschlag beschleunigen. Vorgebeugt hält er den Kopf, der ganze Mann wird Ohr. Richtig, der alte, mit Eifersucht einen weiten Umkreis beherrschende Sultan spricht sein den Nachbarn Schweigen gebietendes Machtwort in der unvergleichlichen, unnachahmlichen Sprache des Balzens. Schnalzend oder knappend beginnt er den ersten Satz seines Vortrags, dessen Laute immer schneller auf einander folgen und in den Hauptschlag, das „Schleifen" überleiten, welches aus nicht zu beschreibenden Zisch- oder Wetztönen besteht, deren letzter den langgezogenen Schluß bildet. Die drei bis vier Secunden des „Schleifens" benutzt der bei allem Eifer doch bedachtsam vordringende Schütze zu den drei bis vier Schritten oder Sprüngen dem Baume zu, auf welchem der Hahn „steht". Jedesmal, ehe das „Schleifen" oder „Einspielen" des Hahns und das begleitende Springen des Schützen von Neuem beginnen, überblickt Letzterer, so weit es das Walddunkel gestattet, das zu erobernde Terrain, denn hier gilt es, wild verwachsene Ausschläge, vom Sturm zu Boden geworfene Aeste oder auch bedeutendere „Windfälle" zu umgehen, dort, ein Steingerölle oder eine Felsenpartie zu erklettern oder eine allzu große Blöße zu vermeiden. Wenn nun gar in dem Augenblick des Verstummens der Balztöne die Stellung des sich unbeweglich haltenden Schützen eine unbequeme ist, und der Hahn eine längere Pause macht, so daß die Manneskraft erlahmen will und das Knie zu zittern und zu beben beginnt, dann darf es um keinen Preis an Geduld, Ausdauer, Selbstbeherrschung und Vorsicht fehlen, soll der scharfsichtige und feinhörende, übrigens mit schlechtem Geruchsinn begabte Hahn wieder in

seinen Liebesrausch und Sinnentaumel sich versenken und nicht sofort mißtrauisch werden und „abstehen". Endlich ist der Hahn „untersprungen", aber die verhängnißvolle Stellung des Schützen ermöglicht ihm nicht, ihn zu sehen, trotzdem die Mondsichel am Himmel leuchtet und der Sonnenaufgang nahe bevorsteht. Er muß also während des „Schleifens" den Hahn umkreisen und dabei halb seine Fußtritte bewachen, halb nach dem Stand des Vogels forschen. Da mit einemmale hebt sich vor seinem Blick die ganze Gestalt des edlen Vogels auf dickem Aste gegen den Morgenhimmel ab, wie ihn Freund Deiker mit Meisterhand hingezaubert hat, und waidgerecht richtet sich während des „Schleifens" das todtbringende Rohr auf den stolzen, imposanten Hahn. Doch halt! ehe wir ihn jäh aus der Welt der Verzückung hinab in die Tiefe des ewigen Schweigens stürzen sehen, möge unser beobachtendes Auge noch eine Weile auf den sonderbaren Ausdruck seiner Empfindungen gerichtet bleiben.

Mit ausgerecktem Hals, schräg aufwärts gehaltenem Kopf, an welchem die Federn wie an der Kehle abstehen, mit gehobenem gefächerten Schwanz und gesenkten Flügeln balzt der Verliebte. Der Hauptschlag erschüttert in hohem Grade seine Kehlkopfmuskeln, wie das aus tiefer Brust kommende „Wakwakwak" unserer Ente ihre Brustmuskeln. Daß die Erregung beim „Schleifen" oder „Einspielen" sich wesentlich steigert, beweist nicht blos das Zurücktreten seiner sonst so wachen Sinne und die fast senkrecht gehobene Haltung des Kopfes mit den halb geschlossenen Augen, sondern auch seine Unruhe, die sich in trippelndem Gang und tanzartigem Drehen, sowie durch das in die Luft Greifen eines „Ständers", durch Springen von einem Aste zum andern und Fallenlassen der „Losung" äußert. Gegenstände dieses ungestümen Morgenständchens sind die auf dem Boden des hohen Besuchs ihres Herrn und Gebieters harrenden Hennen. Eine leidenschaftliche Verliebte wird zuweilen ungeduldig und läuft, „back" lockend, unter den Baum. Doch — „kaum gegrüßt, gemieden!" Schon entfernt er sich wieder von der ersten, und sucht eine zweite, dritte und vierte selbst auf, die er an beliebten Plätzen manchmal in ziemlich weiter Entfernung vereinigt findet. Hier im Angesichte des Harems schlägt und rauft er sich mit dem Nebenbuhler, der als Jüngerer und Schwächerer ihm weicht, als Ebenbürtiger an Alter und Kraft dagegen ihm hartnäckigen Widerstand leistet. Da giebt es denn neben Hautblößen, blutigen Köpfen und lahmen Gliedern auch zuweilen Todte auf dem Felde des Zweikampfes, der immer auf dem Boden, nie in der Höhe auf Bäumen ausgeführt wird. Das Begräbniß des Gefallenen läßt dann nicht lang auf sich warten. Es wird von Reinecke, dem Allwissenden, dem Erforscher der mannigfachen Schicksale der ihn umgebenden Thierwelt, bestens besorgt. Sein Wagen nimmt den getödteten Kämpen auf.

Ein Schuß von sicherer Hand weckt uns aus unseren Beobachtungen und abschweifenden Betrachtungen. Schwer plumpt der Hahn zur Erde hinab, einige dürre Aestchen der Kiefer abstreifend. Die Sonne tritt eben strahlend hinter den Bergkuppen der Ferne hervor und zeigt

uns den mit triumphirender Waidmannsmiene emporgehaltenen prächtigen Hahn, auf den wir mit einem gewissen Bedauern die Worte Jean Paul's anwenden möchten, die das kurze Menschenleben schildern: „Der Mensch hat hienieden dritthalb Minuten zu leben: eine zu seufzen, eine zu hoffen, eine halbe zu lieben, denn mitten in dieser Minute stirbt er.“ Der gedrungene kräftige Leibesbau, die verhältnißmäßig kurzen Flügel, der sehr gebogene kurze, dicke Schnabel, die derben, niedrigen „Ständer“, das volle, dichte Gefieder, die lackrothen hornartigen Blättchen um die Augen — alle diese Merkmale sind charakteristische Kennzeichen der Familie der Rauchfußhühner (Tetraones), zu der unser Auerhahn (Tetrao Urogallus) gehört. Die Zähigkeit seines Wildprets schützt ihn nicht vor der Verfolgung von Seiten des Waidmanns, der das Wildpoetische der Balzjagd hochschätzt. Wohl ist das Wildpret der Hennen und der halbjährigen Hühner aus Anlaß weicherer Nahrung zart und wohlschmeckend, aber der echte Waidmann schont sie immer, um so mehr, da die Vermehrnng des Auerwildes überall eine geringe ist. Die „Ketten“ sind unzähligen Gefahren ausgesetzt, und die meisten der stattfindenden Bruten gehen zu Grunde. Viele brütende Hennen verenden unter dem Reißzahn des Fuchses, des Marders und der Wildkatze. Das Nest, eine nicht einmal immer mit dürrem Reisig ausgelegte seichte Vertiefung auf der Erde an altem Baumstock unter junger Fichte, im Haidekraut oder unter dem Wachholderstrauch, erscheint oft derart den Blicken der Vorüberwandelnden ausgesetzt, daß von besonderem Glück zu sagen ist, wenn eines Tags die abgetrockneten, den Eierschalen kaum entschlüpften acht bis zwölf Jungen der gluckſenden Henne aus dem Neste in die freie Welt folgen. Hier wissen sie sich zwar durch Auseinanderstieben und Niederducken den Blicken der menschlichen Verfolger geschickt zu entziehen, keineswegs aber der windenden Nase des verwegensten Raubmörders unserer Wälder, den die ängstlich besorgte Henne sogleich bei seinem Herannahen flatternd und trippelnd von ihnen abzulenken sucht, so daß nicht selten die List der Mutterliebe über diejenige der gierigen Fuchsnatur den glänzendsten Sieg davon trägt.

Im Herbste bewegt wol dieselbe allgemeine Anregung den jungen Auerhahn zu Balzproben, wie den jungen Singvogel zu Tonübungen. Junge wie alte Hähne lassen dagegen nach abendlichem „Einschwingen“ bisweilen ein behagliches Grunzen, das sogenannte „Worgen“ oder „Kröpfen“ vernehmen. Schlechte Beobachter nehmen dies als Vorbedeutung einer guten Balze für den nächsten Morgen. Die Balze fällt überhaupt so häufig gegen Erwarten und Berechnung aus, daß die Ursachen hiervon vielleicht noch in anderen schwer oder nicht zu erforschenden Umständen, als im Einfluß der Witterungsverhältnisse zu suchen sind. Ein feines Gefühl für bevorstehenden Witterungswechsel besitzt unstreitig der Auerhahn, ja dasselbe ist so ahnungsvoll, daß es ihm manchmal geht wie dem Eulenspiegel, der bergunter im Gedanken auf das bevorstehende Bergaufsteigen trauerte, und umgekehrt beim Bergangehen auf das demnächstige Niedersteigen sich freute. An schönem Morgen

schweigt oder balzt nur abgebrochen oft darum ein Hahn, weil er die Vorempfindung des Eintritts schlimmer Witterung hat, an ungünstig scheinendem Morgen dagegen balzt er mitunter zum Erstaunen des Lauschers recht hitzig im Vorgefühl des sich hebenden Wetters.

Das Winterleben des Auerwildes wird durch die gebieterischen Witterungseinflüsse vielfach bedingt. Die Erfahrung hat längst gelehrt, daß unser Vogel während der rauhen Jahreszeit je nach Umständen seinen Stand zu wechseln geneigt ist; aber wie Mancher hat sich getäuscht und ist durch die Thatsache, daß er plötzlich nirgends mehr auf gewohnten Plätzen das Auerwild antraf oder im Schnee spürte, zu dem Schluß verleitet worden, es habe die Gegend verlassen, während nicht blos die Hennen, sondern auch die Hähne friedlich vereinigt auf Fichten, Tannen und Kiefern tage- und wochenlang ihren Stand erwählten und ihre „Aesung" einzig auf Nadeln und Knospen beschränkten. Wie contrastirt aber das winterliche Lebensbild der Eintracht und Einförmigkeit mit jenem Frühlingsbilde des feurigen, minne- und kampfeslustigen Auftretens dieser Hähne! Wie groß ist doch die Macht der umwandelnden Natur!

Die Liebeskranke.

(Zu dem Bilde von Fr. Meyerheim.)

„Ja, was dem Kind nur fehlen mag! — Sie schlägt
Den kranken Blick, statt jeder Antwort, nieder;
Das Köpfchen, das sie sonst gar muthig trägt,
Ist müd geneigt. Ich kenne sie nicht wieder.

„Wie eine Lerche sang sie sonst. Sie war
Der Rosenknospe gleich am Sommermorgen.
Nun ist sie stumm und welkt dahin. Fürwahr,
Herr Medicus, ihr Aussehn macht mir Sorgen."

Der Medicus ist gar ein kluger Mann.
„Thut, was Ihr könnt, das Uebel zu vertreiben . . ."
— „Madame, ich wüßte wol, was helfen kann . . ."
„Nun, so verschreibt's!" — „Ja, ließe sich's verschreiben! . . ."

„Schickt in die Apothek' . . ." Er lächelt fein.
„Habt Ihr kein Mittel denn, um Gotteswillen?"
— „'S giebt Schmerzen, die der Doctor mit Latein,
Die Mutter nicht mit bittren Tränken stillen."

„So sagt's!" — „Nun wol, Madame, ich glaube fast,
Daß ich im Stande wär', es Euch zu sagen:
Erlaubt nur Eines — statt des Pulses, laßt
Das Herz der jungen Dame mich befragen!"

J. N.

Gez. von Fr. Meyerheim. Gest. von L. Ruff.

Die Liebeskranke.



Der Byron-Scandal.

Wir haben uns lange gesträubt, in dieser traurigen Angelegenheit, welche seit mehreren Monaten England und Amerika beschäftigt, das Wort zu ergreifen. In Deutschland, so haben wir uns gesagt, würde dergleichen einfach nicht möglich gewesen sein; und ein deutsches Publicum, an Anstand und Sitte gewöhnt, zur Ehrfurcht für seine großen Dichter erzogen, hat daher keine Veranlassung sich mit dem Frevel bekannt zu machen, welcher unter dem Deckmantel der Scheinheiligkeit das Grab eines erlauchten Todten geschändet. Allein seitdem hat der Scandal „jenseits des Wassers" solch' ungeheuerliche Dimensionen angenommen, sind die besten Namen und Federn in England und Amerika so thätig gewesen, das Unerhörte zu bekämpfen und dem Publicum die richtigen Maßstäbe wiederzugeben: daß auch wir auf unserm bisher rein beobachtenden Standpunkte nicht länger verharren konnten, sondern uns gezwungen sehn, Partei zu ergreifen zur Rechtfertigung eines Dichters, der auch uns theuer und durch meisterhafte Uebersetzungen wie einer der Unseren geworden — „des wunderbarsten, zu eigener Qual geborenen Talentes", wie Goethe ihn genannt — „stark angewohnt, das tiefste Weh zu tragen".

Schon Ende September ging uns von unserm New-Yorker Berichterstatter folgendes Schreiben zu:

Das Neueste, was von dieser Seite des Wassers zu melden, ist ein Scandal, wiewol er für Sie gar nicht mehr neu sein wird, bis mein Bericht die Fahrt über den Ocean gemacht haben kann. Denn die Scandale reisen schnell, und überdies hatte die Urheberin, Frau Beecher-Stowe, dafür gesorgt, daß beide Continente so ziemlich zu derselben Zeit von der großen „Sensation" erfüllt würden, indem sie „die wahre Geschichte von Lady Byron's Leben" hier im Septemberheft des „Atlantic Monthly", der verbreitetsten amerikanischen Monatsschrift, und dort ebenfalls im Septemberheft von „Macmillan's Magazin" veröffentlichte, des ernstesten und gediegensten von allen englischen Magazinen, mit beschränkter Leserzahl, welches aber mit diesen „Enthüllungen" innerhalb weniger Tage durch eine Reihe von Auflagen lief*). Denn es waren in der That die schlimmsten Enthüllungen, die noch je über einen großen Todten gemacht worden. Dieser Todte ist Lord Byron. Die Anklage aber, die gegen ihn erhoben wird, ist die eines verbrecherischen Verhältnisses zu seiner älteren Schwester, Auguste Leigh, derselben Auguste, welcher die zartesten und keuschesten Strophen, die Byron geschrieben, gewidmet sind, und an der er — im Uebrigen ohne Blutsverwandten dastehend — mit allen jenen Gefühlen hing, welche poetische Gemüther den Frauen ihrer Familie zu weihen pflegen. Das entsetzliche Verhältniß soll bereits bestanden haben, als Byron seine Gemahlin, um deren

*) Seitdem ist das Pamphlet auch in Deutschland reproducirt worden, und zwar in dem ersten Bändchen der (im Verlag von O. Meißner in Hamburg erscheinenden) „English Essays". —

Hand er zwei Mal geworben, ehe sie ihm zu Theil ward, heimführte. Es soll während der kurzen und wenig glücklichen Ehe fortgesetzt worden und endlich der Grund gewesen sein, der den verbrecherischen Gatten aus dem Haus der gekränkten Gemahlin und auf Nimmerwiedersehn aus England getrieben habe.

Frau Stowe ist — wir Alle wissen es — eine Meisterin der literarischen Mise-en-Scène. Sechsunddreißig Spalten schreibt sie über die ärgste Ungeheuerlichkeit, und doch deutet sie immer nur an, doch sind es nur zwei oder drei Stellen in der ganzen Abhandlung, in denen ein flüchtiges Schlaglicht auf den Frevel geworfen wird, durch dessen Enthüllung endlich das Dunkel, welches noch heute über der Trennung jener Dichterehe schwebt, gelichtet werden soll. Nur einmal wird das fürchterliche Wort ausgesprochen, und auch da ohne einen Namen zu nennen — aber ist es noch nöthig dem Giftpfeil sein Opfer mit Namen zu bezeichnen, wo die Welt weiß, daß nur ein einziges Opfer denkbar ist? Hören wir die Verfasserin selbst. Nachdem sie die näheren Umstände, unter denen Byron seiner späteren Gattin Isabella Milbank zum ersten Mal begegnet, geschildert, fährt sie fort: „Das Ergebniß dieser Beziehungen Lord Byron's zu Miß Milbank und des Erwachens seiner edleren Gefühle war ein Heiraths-Antrag, den sie jedoch, obwol voll des tiefsten Interesses für ihn, in freundschaftlicher Art ablehnte. Sie liebte ihn thatsächlich, aber sie mißtraute ihrer Fähigkeit, ihm alles Das sein zu können, was eine Frau von ihren Empfindungen und ihrer, aller Weltlichkeit abholden Gesinnung dachte, daß eine Gattin dem Gatten sein sollte. Aber briefliche Beziehungen wurden aufrecht erhalten. Auf ihrer Seite wuchs das Interesse; auf der seinigen war das Erwachen seiner besseren Natur schnell wieder erschüttert und überwuchert von dem Unkraut niedriger und unwürdiger Leidenschaft. Von der Höhe, zu der er sich als der Gatte eines edlen Weibes hätte erheben können, sank er in die Tiefen eines geheimen blutschänderischen Verhältnisses zu einer so nahen Verwandten, daß die Entdeckung desselben mit einem vollständigen Schiffbruch in der civilisirten Gesellschaft und der Ausstoßung aus derselben gleichbedeutend hätte sein müssen." Nur ein Mal erscheint die nie genannte Schwester Byron's, „die Genossin seiner Frevel", während der ganzen Erzählung auf der Scene in des Lords Zimmer als Zeugin des Abschieds der beiden Gatten. Im Dunkel eines unheimlichen Hintergrundes bewegt sich die Form der Verbrecherin, nicht einmal würdig, der engelhaften Gestalt der gekränkten Gattin auch nur als Folie zu dienen. Diese selbst aber wird in allen Tonarten gefeiert. Ein Muster jeder Weiblichkeit und „Unweltlichkeit" (daß die Puritanerin Stowe religiöses Capital gegen den großen Freigeist von Newstead Abbey zu schlagen versucht, kann Niemanden Wunder nehmen, der die Verhältnisse der Verfasserin kennt), wird sie mit dem zügellosen, tyrannischen, heuchlerischen und halb wahnsinnigen Gemahl in einer Weise contrastirt, welche den Artikel von vornherein zu einem Libell der unerquicklichsten Sorte stempelt. Die Absicht, den todten Dichter zu schmähen, tritt in der beleidigendsten Weise dem Leser auf jeder Seite entgegen; und daß es eine Frau ist, deren Feder diese Gehässigkeiten entfließen konnten, verleiht der ganzen Angelegenheit nur einen um so peinlicheren Charakter.

Uebrigens scheint Frau Stowe eine Ahnung von der Gefährlichkeit ihres Unternehmens gehabt zu haben. Sie beginnt ihr Pamphlet mit einer Rechtfertigung und schließt es mit einer Erklärung. Die Rechtfertigung findet sie

in einem jüngst über Lord Byron veröffentlichten Buche der Gräfin Guiccioli, der Freundin der letzten Jahre des Dichters. Dasselbe hatte im ersten Moment Aufsehen erregt, war jedoch bald als rein dilettautisches Product bei Seite gelegt worden. Es apotheosirt Lord Byron auf Kosten seiner Gemahlin, deren Schweigen, den Anfeindungen Byron's gegenüber, in besonders bitterer Weise getadelt wird. Frau Stowe ihrerseits erklärt nun gerade dieses Schweigen als das höchste Verdienst der Lady, denn sein Bruch hätte mit der fürchterlichsten der Enthüllungen gleichbedeutend sein müssen. Gebrochen wurde es nur den Sachwaltern der erst 1860 gestorbenen Lady und Frau Stowe gegenüber. Doch auch sie hätte das Geheimniß gewahrt, hätte sie nicht das Buch der Guiccioli gezwungen, für die verklärte Gattin gegen die — Maitresse in die Schranken zu treten. Die Erklärung, die dem Artikel hinzugefügt ist, eröffnet die näheren Umstände, unter denen Lady Byron das Mysterium ihres Lebens in die Hände der amerikanischen, ihr während längeren Aufenthaltes derselben in England nahegetretenen Freundin niederlegte. Dies geschah 1856. Vier Jahre darauf starb die Lady. Frau Stowe versichert, daß sie nach diesem Ereigniß ängstlich darauf gewartet habe, in England irgend eine Denkschrift oder etwas dem Aehnliches über ihre Freundin, welche sie für die herrlichste Frau hält, die Britannien während des letzten Jahrhunderts hervorgebracht habe, erscheinen zu sehen. „Keine solche Schrift erschien", ruft sie aus, „und die Geliebte Byrons hat mit ihrem Buch das Ohr der Oeffentlichkeit und säet Geklätsch und Verleumdung aus, die von einer urtheilslosen Menge begierig aufgenommen werden. Es mögen in England Familienrücksichten vorliegen, die Lady Byron's Angehörigen den Mund schließen. Aber Lady Byron hat auch einen Namen in Amerika und eine amerikanische Existenz, und Verehrung für reine Weiblichkeit ist, so denken wir wenigstens, ein nationaler Charakterzug der Amerikaner. Und darum sind wir der Ansicht, daß, so weit dieses Land in Betracht kommt, das Publicum ein Anrecht hat auf diese Zurückweisung der Verleumdungen, welche das Buch der Gräfin Guiccioli enthält!" — —

So weit unser New-Yorker Berichterstatter, dessen Brief, wie gesagt, schon vom Ende September datirt, gewissermaßen die Thatsachen dieses scandalösen Handels constatirt. Geben wir nun unserm Londoner Berichterstatter, Herrn Bernhard Althaus, das Wort.

„Crede Byron!" — mit diesem Schildspruch der Familie Byron ziehen wir das Schwert zur Vertheidigung eines Dichters, dessen Ruhm, mehr als der irgend eines andern modernen Engländers, der ganzen civilisirten Welt angehört. Summiren wir zunächst noch einmal alle wesentlichen Punkte der „Wahren Geschichte", deren Hauptanklage dahin geht:

Lord Byron habe mit seiner eigenen Schwester Auguste, der Frau des Obersten Leigh, vor und während seiner Heirath in einem naturwidrigen Verhältnisse gelebt; daß ein Kind aus dieser fluchwürdigen Verbindung existirt; daß Lord Byron seine Frau, nicht seine Frau ihn verlassen rc., ja daß sie noch anderthalb Jahre nach Entdeckung jenes Verhältnisses mit Byron unter einem Dache gelebt habe.

Mrs. Beecher-Stowe giebt ihrer Erzählung den anmaßenden Titel: „Wahre Geschichte". Ehe sie eine solche Geschichte mit einem solchen Titel schrieb, hätte sie sich doch erst überzeugen sollen, daß dieselbe wirklich

wahr sei! Aber sie weiß nicht einmal die allbekannten historischen Thatsachen, z. B. daß Lord Byron's Ehe nur ein Jahr und dreizehn Tage dauerte, sondern giebt die Dauer auf dritthalb Jahr an! Sie, die Byron's Gedichte stets zu seinem Nachtheile citirt, um etwaige, von ihm begangene Sünden daraus nachzuweisen, ignorirt gänzlich Byron's Vers:

Vor sechs Jahren
Eins wir waren
Und seit fünfen
Sind wir zwei.

Nichts ist leichter, als Todte anzuklagen, wenn alle Jene todt sind, welche solche Anklagen direct widerlegen könnten. Nichts ist leichter und — verwerflicher! „Great spirits war not with the dead!" Nach Mrs. Stowe behauptete Lady Byron bis zu ihrem Tode ein religiöses Stillschweigen über jenes furchtbare Geheimniß. Warum wird dasselbe jetzt und von einer Ausländerin gebrochen? —*) Es war indiscret und grausam im höchsten Grade, solche Dinge in's Publicum zu senden, während noch Nachkommen der betreffenden Personen am Leben waren. Mrs. Stowe sagt selbst: „Die noch überlebenden Enkel Byron's gehören zu den Besten und Edelsten der Menschheit!" Um so weniger sollte sie ihnen solch' unsägliche Pein verursachen! Ebenso leben auch noch Kinder der Mrs. Leigh! Die Geschichte der Mrs. Stowe hat der Tochter der Todten das Herz gebrochen.

Prüfen wir nun an der Hand unwiderleglicher Zeugen und Zeugnisse das in dem Pamphlet aufgehäufte Material.

Mrs. Stowe erzählt von der Reise des jungen, eben verheiratheten Paares nach dem Landsitze, wo sie ihre Flitterwochen zubringen sollten, wie folgt: „Kaum saßen die eben getrauten jungen Ehegatten allein im Reisewagen, so brach Byron, im Paroxismus der Verzweiflung und Gewissensbisse gegen die junge Gemahlin aus: „Sie hätten mich davor bewahren können, Madame", rief er. „Es stand in Ihrer Macht, als ich Ihnen meinen ersten Antrag machte. Damals hätten sie Alles mit mir thun können, was Sie wollten. Aber jetzt werden Sie finden, daß sie einen Teufel geheirathet haben!" Ueber ihre Ankunft auf dem Landsitze fügt sie hinzu: „„Als Lady Byron vor dem Altar stand, wußte sie nicht, daß sie ein geopfertes Lamm war; aber ehe die Sonne jenes Winterabends versank, wußte sie es! Byron sprang aus dem Wagen und ging fort Seine Frau ging allein die Stufen zur Hausthür hinauf, mit einem Antlitze, in dem sich Krämpfe des Schreckens und der Verzweiflung wiederspiegelten Der alte, an der Thür stehende Diener hätte gern dem armen, einsamen, jungen Wesen seinen Arm angeboten!" Gegen diese Schilderung halten wir

*) Dies Geheimniß war den intimen Freunden Lady Byron's schon lange kein Geheimniß mehr gewesen. Während der letzten Jahre ihres Lebens entblödete sie sich durchaus nicht, rechts und links Klagen gegen ihren Mann, und zwar gegen Jeden laut werden zu lassen, der Lust hatte, sie mit anzuhören. Aus den veröffentlichten Correspondenzen ersehen wir, daß viele ihrer wahren Freunde glaubten, sie sei nicht recht bei Sinnen. Sie erzählte ihnen den Grund ihrer Trennung von Byron so oft, und liebte es so sehr, von seinen Verbrechen zu reden, daß ihre Freunde am Ende glaubten, daß dies stete Wiederholen ihrer Delusionen bei ihr zu einer Monomanie geworden sei. Diese nämlichen Freunde sind überzeugt, daß die gerichtlich oder sonst versiegelten „Memoiren der Lady Byron" (falls sie die bewußten Anklagen zu ihrem Hauptinhalte haben) eben nichts weiter sein können, als Berichte über Lady Byron's Delusionen.

die von Lady Byron's Kammermädchen, Mrs. Minns, welche noch lebt. Dieselbe erzählt, daß das junge Paar bei jener Gelegenheit von ihr selber auf dem Landsitze empfangen worden sei. Lady Byron war heiter, glücklich und fröhlich; und nicht etwa ein alter Diener, sondern die ganze Dienerschaft, die Pächter der Meiereien und die Einwohner des Orts überhaupt waren am Eingange des Hauses versammelt, um dem jungen edlen Paare zu huldigen und ihre Glückwünsche darzubringen. Fletcher, Byron's Kammerdiener, erzählte der Mrs. Minns, daß eine ähnliche Beglückwünschungs-Scene bei dem Hôtel in der Stadt Darlington vorgekommen sei, wo die Pferde gewechselt wurden.

Byron selbst beschreibt die Fahrt an seinem Hochzeitstage, wie folgt: „Als die Feuerprobe (nämlich die Hochzeit und Trauung) endlich bestanden war, fuhren wir fort nach einem Landsitze Sir Ralph's (des Schwiegervaters). Ich war überrascht über die Arrangements der Reise und sogar etwas übelgelaunt, daß eine Kammerjungfer mit mir und meiner Braut in demselben Wagen saß. (Sic!) Es war damals etwas zu früh, um den „Ehemann zu spielen", daher war ich gezwungen, nachzugeben, wenn auch nicht mit guter Miene. Man hat mich beschuldigt, damals gesagt zu haben, ich hätte Lady Byron aus Trotz geheirathet, weil sie meinen Antrag zweimal abgelehnt. Obwol mich ihre Prüderie, oder wie man es nennen mag, einen Augenblick verirrte, so bin ich doch überzeugt, daß sie, hätte ich etwas so Uncavaliermäßiges, um nicht zu sagen Brutales gesagt, sofort den Wagen verlassen haben würde. Sie hatte Muth genug, um so etwas zu thun und würde solch eine Beleidigung wahrscheinlich sehr übel genommen haben."

Lady Anne Barnard hatte kurz nach der Hochzeit und Trauung eine Unterredung mit Lady Byron. Sie erzählt die Sache nach Lady Byron's Angabe: Kaum hatten Lord und Lady Byron eine Stunde in dem Wagen gesessen, welcher sie nach dem Landsitze bringen sollte, als er ausbrach: „Wie hat Dich Deine Einbildung getäuscht! Wie war es möglich, daß eine Frau von Deinem Verstande je hoffen konnte, mich zu reformiren! Daß Du meine Frau bist, ist genügend für mich, um Dich zu hassen! Wärst Du die Frau eines Anderen, so könntest Du einen gewissen Reiz für mich haben!"

Lady Byron sagte: „Ich hatte nicht die geringste Idee, daß er dies ernstlich meinen könnte. Ich hielt die Sache für einen schlechten Witz und sagte ihm das. Er lachte, als er sah, daß ich verletzt war und ich vergaß diesen Vorgang ganz, bis Umstände mich wieder daran erinnerten."

Man sieht, daß Lady Byron die Sache nach vierzig Jahren ganz anders ansah, als zwei Monate nach ihrer Hochzeit.

Lady Anne Barnard erzählt von dem ehelichen Leben Byron's, daß er gewöhnlich die Nacht zum Tage gemacht habe. Nachts war er fort, Tags schlief er. Zu den Mahlzeiten kam er fast nie. Von seinen Sonderbarkeiten berichtet sie Folgendes: „Oft klagte er sich an, er sei wahnsinnig und warf sich zu Boden. Er versuchte die Principien seiner Frau zu corrumpiren. (Dies ist der einzige Punkt, worin sie mit Mrs. Stowe übereinstimmt.) Aber sie sah den Abgrund, an welchem sie stand und behielt seine Schwester (Mrs. Leigh, mit welcher Byron in einem naturwidrigen Verhältnisse stehen sollte!) so lange und so oft bei sich zu Hause, als sie nur konnte! Eines Abends kehrte er aus einer der Lasterhöhlen zurück, welche er zu besuchen pflegte. Lady Byron erzählte, wie folgt:

„Byron sah, ich war indignirt, jedoch gesammelt und entschlossen, ruhig zu sein. Er schien Gewissensbisse zu empfinden, nannte sich ein Scheusal (obwol seine Schwester dabei war) und warf sich in bitterer Reue zu meinen Füßen. Ich konnte, nein, ich konnte ihm seine Schändlichkeiten nicht vergeben! Er hatte mich auf ewig verloren! — Aber, ich erstaunte über seine Rückkehr zur Tugend; meine Thränen fielen auf sein Antlitz und ich sagte: „Byron! Alles ist vergessen; nie sollst Du wieder davon hören." — Er sprang auf und stieß ein Gelächter aus. — Was soll das heißen? fragte ich. — „Nichts! nur ein philosophisches Experiment!" war die Antwort. „Ich wollte sehen, welchen Werth Deine Entschlüsse hätten!" — Nach Byron's Briefen und Tagebüchern brachte er seine Abende oder Nächte nicht etwa in Lasterhöhlen, sondern in großen Gesellschaften, mit Dichtern (z. B. Sheridan) und Rednern ꝛc. zu. Es mag oft toll genug dort hergegangen sein; aber die „wahre Geschichte" von Lady Byron bestand darin, daß sie nicht den rechten Weg einschlug, um den Dichter von seiner unregelmäßigen Lebensweise abzubringen. Ohne Nachsicht für die Launen eines Genius war sie höchst argwöhnisch und eifersüchtig. Er beklagte sich oft, daß sie zwischen seinen Briefen und Papieren herumwühle, um Beweise seiner Treulosigkeit zu entdecken. Einmal fand sie denn auch einige ihn sehr compromittirende Briefe, welche eine verheirathete Frau ihm vor seiner Heirath geschrieben. Sie sandte ihm dieselben in einem Couvert, und er verbrannte sie.

Eine andere Gewohnheit Byron's war die, daß er Nachts stets geladene Pistolen bei sich liegen hatte. Alle möglichen Geschichten wurden daraus gemacht. So sollte er z. B. Pistolen im Zimmer abgeschossen haben, nachdem er zuvor gedroht, er wollte sich umbringen. Eine andere seiner Eigenthümlichkeiten war, daß er Frauen nicht essen sehen konnte (gerade wie Goethe). Am Meisten wurde ihm der Umgang mit Schauspielerinnen zur Last gelegt. Aber mag nun über diese Dinge die Meinung sein, welche sie wolle, über das Verhältniß Byron's zu seiner Schwester existirt nur Eine Stimme in England. Nie hat der leiseste Schatten des Verdachtes auf Mrs. Leigh gehaftet. Moore spricht von Byron's Liebe für seine Schwester als der reinsten, innigsten und ausharrendsten Bruderliebe, der einzigen Liebe, welche sein ganzes Leben lang keinen Wechsel kannte. Auguste war es, die er in den wüsten und wirren Tagen seiner Jugend um Rath anging, der er im Exil alle Geschäfte von Wichtigkeit anvertraute, als der Einen, welche seines Vertrauens am würdigsten war. Ihr Wesen wirkte besänftigend auf ihn. Eine Vorstellung oder Warnung von ihr machte mehr Eindruck auf ihn, als der Tadel eines Lehrers oder der unbändige Jähzorn seiner Mutter. Alle Briefe Byron's an seine Schwester athmen den Geist einfacher und aufrichtiger Bruderliebe. Er schreibt an sie:

„Die Liebe, die mein Geist gemalt,
Hat er in Dir allein gefunden."

Sie war mehrere Jahre älter als er und er scheint sie, besonders in seinen Jugendjahren, als seine Beschützerin betrachtet zu haben. Ein Mann, auf dessen Gewissen eines der unnatürlichsten Verbrechen lastete, hätte auch wol nie die wunderherrlichen und feierlichen Verse schreiben können, welche er bei seinem Scheiden von England an seine Schwester richtete.

„Though human, thou didst not deceive me, ꝛc."

Mrs. Leigh war übrigens zu der Zeit, welche Mrs. Stowe erwähnt,

über dreißig Jahre alt, zehn Jahre lang schon verheirathet gewesen und Mutter von sieben Kindern. Nach dem Urtheil Aller, die ihr nahe gestanden, war sie eine Frau von fleckenlosem Ruf und Lebenswandel, ohne die geringste w lde Phantasie, rein und unschuldig in Wort und That. Außerdem war sie Hofdame der Königin Charlotte bis an ihr Lebensende und stand bei den Vornehmsten und Edelsten des Landes in höchster Achtung und Verehrung. Die Königin wies ihr eine Reihe von Zimmern im St. James' Palaste zur Wohnung an, worin sie lebte und starb. Zimmer in einem königlichen Schlosse in London werden eben nicht als Zeichen der Hochachtung solchen Leuten angewiesen, auf denen ein Verdacht ruht, wie Mrs. Beecher-Stowe ihn ausspricht. Auch sind von hochstehenden und tiefer stehenden Personen eine Menge Briefe eingelaufen, welche Alle darin übereinstimmen, daß Niemand, der Mrs. Leigh kannte, sie nur für einen Augenblick einer solchen Sünde für fähig halten konnte! Die große Liebe und Achtung, welche Lady Byron gegen sie hegte, spricht auch dafür. Mrs. Leigh mußte, auf ihre dringende Bitte, zwei — wo nicht dreimal nach Newstead Abbey kommen (dem Landsitze Byron's), und war auch nach der Trennung der Gatten die ausgewählte Vermittlerin zwischen Beiden. In einem erst kürzlich veröffentlichten Briefe an Mrs. Leigh sagt Lady Byron: „Es giebt keinen Menschen, dessen Gesellschaft mir lieber ist, als die Deine. Dies Gefühl wird sich unter keinen Umständen ändern. Solltest Du mich auch verdammen, so werde ich Dich doch nicht weniger lieben." Dieser Brief war nach der Abreise Lady Byron's geschrieben. In einem andern Briefe aus derselben Zeit sagt sie: „Du bist stets meine beste Trösterin gewesen."

Lord Stanhope sagt von ihr: „Sie war durchaus nicht einnehmend in Person und Wesen; sie glich mehr einer Nonne, als irgend etwas Anderm und konnte wol nie schön gewesen sein. Mir kam sie sehr sensitiv und scheu vor. Ich halte sie jenes Verbrechens für durchaus unfähig."

Lady Shelley schreibt: „Mrs. Leigh stand zu Byron im Verhältniß einer Mutter. Sie konnte das, weil sie bedeutend älter war. Sie war durchaus keine anziehende Persönlichkeit. Meine Verwunderung über jene Anklage übersteigt jeden Begriff."

Ein anderer Correspondent schreibt: „Ihre Gewohnheiten, Manieren und Erscheinung waren ein Gegengift für jede Verleumdung."

Lady Byron selbst sagt: „Mrs. Leigh war eine liebenswürdige und ergebene Gattin. Ihr Gemahl liebte sie sehr und hielt viel von ihr."

Schließlich erhalten wir Evidenz zu ihren Gunsten von einer Frau, welche gewiß nicht für eine Nebenbuhlerin in die Schranken getreten wäre! Hätte ein unerlaubtes Verhältniß zwischen den Geschwistern bestanden, so würde die Gräfin Guiccioli auf irgend eine Weise Verdacht geschöpft, wo nicht Entdeckungen gemacht haben.

In ihrem Werke findet sich keine Spur eines Verdachtes. Im Gegentheil nennt sie Auguste „den Stern Byron's auf seinem Lebenswege und seine sanfte Trösterin." Wenn sie von Byron's edlen Aspirationen und Gefühlen redet, so vergißt sie nie, anzuführen, daß er seiner Schwester die schönsten und nobelsten Anregungen und Ideen verdankt, daß sie ihn aufgerichtet habe, wenn er verzagt gewesen sei.

Feinde Byron's haben früher und sogar jetzt wieder in perfider Weise angedeutet, daß wenig wirkliche Blutsverwandtschaft zwischen Byron und seiner Schwester existirt habe, weil sie nur seine Stief- oder Halbschwester

gewesen sei und weil seine Mutter einen scandalösen Lebenswandel geführt hätte zc.

Die noch jetzt lebende Kammerfrau Lady Byron's, Mrs. Minns, hatte Gelegenheit, den Gang der Dinge gerade zu der Zeit, welche Mrs. Stowe angiebt, zu beobachten und hat sich jetzt nicht nur höchst indignirt über die sogenannte „Wahre Geschichte" Lady Byron's ausgesprochen, sondern auch in jeder Weise die scheußliche Anklage gegen Byron und seine Schwester zurückgewiesen. Nach ihr hat Lady Byron niemals den geringsten Argwohn gehegt, dagegen öfters mit ihr (Mrs. Minns) über Mrs. Leigh in Ausdrücken tiefster Verehrung geredet und Letztere zuweilen ihre beste Freundin genannt. „Lady Byron's Glück war freilich nur von kurzer Dauer, denn das unregelmäßige Leben ihres Mannes versetzte sie bald in die äußerste Verlegenheit und schon nach zwei Monaten hatte sie den Plan gefaßt, zu ihrem väterlichen Hause zurückzukehren." Mrs. Minns stand ihr während dieser Zeit als Gefährtin und vertraute Dienerin zur Seite und glaubt, daß ihr Lady Byron keinen ihrer Gedanken verhehlt habe. Mit löblicher Zurückhaltung weigert sich die alte Frau ganz entschieden, jetzt nähere Andeutungen über Lord Byron's tadelnswerthes Benehmen zu jener Zeit zu geben; sie hatte nämlich damals Lady Byron feierlich versprochen, Alles zu verschweigen. Dagegen verwirft sie mit größtem Unwillen die crassen Anklagen der Mrs. Stowe.

William Childs, ein alter, noch lebender Diener Byron's (Gärtner in Newstead Abbey) giebt folgende interessante Aufschlüsse: „Ich war von 1800—1819 bei Lord Byron angestellt und hatte täglich Gelegenheit, ihn zu sehen, so oft er dort war. Ich weiß vielleicht mehr von seiner Lebensweise zu erzählen, als irgend Jemand Anders. Eine verheirathete Tante von mir, Namens Susan Childs, war zur Zeit dort Haushälterin, und wenn wir Abends zusammen in ihrem Zimmer saßen, so erzählte sie mir Alles, was am Tage in der Abbey vorgefallen war. Hätte der geringste Grund zu der Stowe'schen Anklage existirt, so würde meine Tante darum gewußt haben, da sie Mrs. Leigh während ihres Besuches dort beständig in dem Privatzimmer bediente, welches Mrs. Leigh und noch eine andere junge Dame aus London zusammen bewohnten!"

Mrs. Leigh war im Febr. 1814 (also vor Byron's Heirath) zwei oder drei Wochen dort und falls ein naturwidriger Umgang jemals zwischen den Geschwistern stattgefunden hätte, so müßte es zu dieser Zeit gewesen sein. Wo hätte dies auch gelegener geschehen können, als in der ländlichen Zurückgezogenheit Newstead's, gänzlich unbelästigt von Besuchen!? Aber Lord Byron's vertraute Dienerin und Haushälterin, die ihm so lange Jahre gedient und die Mrs. Leigh stets aufwartete, hätte doch etwas davon wissen müssen! „Nein, die Geschichte der Mrs. Stowe ist eine monströse Fabrikation von Anfang bis zu Ende; und wäre die Verfasserin ein Mann, so möchte ich jedem ehrlichen Kerl eine Peitsche in die Hand geben, um den verläumderischen Schurken aus der Welt hinauszupeitschen!"

Einen der außerordentlichsten Beiträge zu Byron's Geschichte liefert der Graf Georg Johannes in Newyork, welcher persönlich mit Byron's Schwester, der Gräfin Guiccioli, und Lord Byron's intimstem Freunde, Oberst Stanhope, in Verkehr stand. — Lord Byron hatte bekanntlich einen sogenannten „Clubfoot" oder „Klumpfuß", welcher eine gewisse Aehnlichkeit mit einem Pferdefuße gehabt haben muß. Byron soll diesen „Clubfoot" für den

Fluch seines Lebens gehalten haben. Er war außerordentlich empfindlich in dieser Beziehung und jegliche Anspielung auf diesen Fuß versetzte ihn in die schrankenloseste Wuth. Graf Johannes behauptet, „daß die Formation dieses Fußes die primäre Ursache des ehelichen Unfriedens und der Trennung gewesen sei, ja daß eine practische Trennung der Ehegatten bereits sechs Wochen nach der Hochzeit stattgefunden hätte." Schon in den ersten fünf Wochen konnten sich beide zeitweise durchaus nicht mit einander vertragen, aber in der sechsten Woche trug sich eine Scene zu, welche über die Stellung der Gatten zu einander entschied. Byron äußerte sich folgendermaßen gegen seine Frau: „Ich bedaure tief, zu hören, daß meine geliebte Mary Chaworth (Byron's erste Liebe) in ihrer Ehe nicht glücklich ist. Hätte sie mich geheirathet, so wäre Alles anders geworden!" Auf diese von einem Seufzer begleitete Aeußerung erhob sich Lady Byron sofort und sprach im heftigsten Jähzorn diese verhängnißvollen Worte: „Mary Chaworth wollte Dich nicht heirathen, wegen Deines mißgestalteten Fußes, gerade so wie ich einst; und es wäre besser gewesen, wenn auch ich Stand gehalten und nicht einen Mann mit einem Teufelsfuße geheirathet hätte!" — Von jenem Augenblick an waren die Gatten einander entfremdet und geschieden. Sie lebten allein für sich in ihren Privatzimmern und beriethen sich dort mit ihren besten und vertrautesten Freunden, was zu thun sei Lady Byron schickte zu ihrer Gouvernante, welche ihr früher den Rath gegeben, Lord Byron's ersten Heirathsantrag abzulehnen. Diese Person kam, nahm natürlich Partei für ihre Schülerin, über deren Gemüth sie großen Einfluß besaß, und bestärkte sie in ihrer Ansicht über den „Teufelsfuß" ihres Mannes. Dies ward Byron hinterbracht. Der tief verwundete Dichter sandte darauf nach seiner treuen und ihm ergebenen Halbschwester Auguste. Diese war damals 32 Jahre und Lord Byron 28 Jahre alt. Sie war außer sich vor Unwillen über die Beleidigung, welche Lady Byron ihrem Bruder zugefügt. Allein sie mißbilligte eine von Lord Byron gewünschte Trennung aus Rücksicht auf die Umstände, in denen Lady Byron sich befand. Dies bestimmte Lord Byron, bis nach der Geburt des Kindes mit seiner Frau unter einem Dache zu leben und nach ihrer Convalescenz sich auf einige Zeit von ihr zu trennen. Bald darauf trug sich, auf Veranlassen eben jener Gouvernante, Mrs. Clermont, etwas zu, was Byron bestimmte, sich auf ewig von seiner Frau zu trennen. Da Lady Byron sehr zur Eifersucht geneigt war, so fiel es nicht schwer, sie auf Auguste eifersüchtig zu machen, und einen gräßlichen Verdacht bei ihr zu erregen. Die Gouvernante deutete darauf hin, daß Mrs. Leigh nur Byron's Stiefschwester sei; diese Eingebung schlich sich wie Gift in Lady Byron's Blut ein und durchdrang sie, bis sie zu einer Monomanie wurde, an welcher sie bis zu ihrem Tode litt. Gelegentlich eines furchtbaren Streits wurde Lord Byron von seiner Frau einer übergroßen Zärtlichkeit für seine Halbschwester beschuldigt und ihm angedeutet, daß der Argwohn der Gouvernante nicht grundlos sei. Bruder und Schwester traten hierauf vor ihre Anklägerinnen hin und fragten nach Beweisen. Letztere waren still und schienen sich zu schämen. Lady Byron warf alle Verantwortlichkeit auf ihre Gouvernante, welche Byron in der bekannten „Skizze" (unter seinen Gedichten) charakterisirt hat:

„Geboren
In einer Dachstub', in der Küch' erzogen,
Und dann zur Kammerkatze avancirt. 2c."

Noch vor der Geburt des Kindes suchte Lady Byron sich mit ihrem Manne auszusöhnen, indem sie ihm versicherte, daß sie durchaus nicht an jene Anklage glaube. Ja zum Zeichen, daß sie ihr Unrecht einsehe, schlug sie selbst vor, daß das Kind, falls ein Mädchen, Augusta Ada genannt werden sollte. Ada war nämlich der vom Vater gewählte Name.

Historische Thatsache ist und bleibt trotz alledem, daß Lady Byron selbst sich von ihrem Manne trennte, nicht er sich von ihr! Mrs. Stowe erzählt von dem Abschiede, wie folgt: „Am Tage ihrer Abreise kam Lady Byron an der Thür seines Zimmers vorüber und blieb stehen, um seinen Lieblingswachtelhund zu liebkosen, welcher vor der Thür lag. Sie gestand später einer Freundin, daß sie schwach genug gewesen sei, zu wünschen, ein ähnliches Wesen zu sein, wie dieser kleine Hund, so lange sie nur bei Byron bleiben und über ihn hätte wachen dürfen. Sie ging in's Zimmer, wo Byron und die Genossin seiner Sünden saßen und sagte: „Byron! ich komme, um Lebewohl zu sagen" — wobei sie ihm ihre Hand bot. Byron legte die Hände auf den Rücken, zog sich nach dem Kamine zurück und sagte mit sarkastischem Lächeln: „Wann werden wir Drei uns wiedersehen?" Lady Byron antwortete: „Im Himmel, hoff' ich." Und dies waren die letzten Worte, die sie jemals mit ihm redete."

So weit Mrs. Stowe. Der Graf Johannes dagegen erzählt Folgendes: „Bei dem Abschiede, welcher der letzte sein sollte, waren nur Lord und Lady Byron mit ihrer Tochter Ada zugegen. Die Amme verließ das Zimmer. Der Vater nahm seine Tochter auf den Arm, küßte sie und weinte. Dann ergriff er seine ebenfalls weinende Frau bei der Hand und sprach, Shakespeare's Macbeth citirend: „Wann werden wir Drei uns wiedersehen?" worauf seine Frau antwortete: „Auf Erden, hoff' ich." Byron sprach: „Im Himmel, hoff' ich." Er legte das Kind in die Arme der Mutter und verließ still und langsam das Zimmer. Der Wachtelhund, von welchem Mrs. Stowe erzählt, war aber kein Wachtelhund, sondern ein großer Hund vom St. Bernhard und lag immer Nachts vor der Thür seines Herrn."

Jene furchtbare Anklage hat Byron von Zeit zu Zeit gegen seine besten Freunde auf's Feierlichste für unwahr erklärt und dies noch zuletzt auf seinem Todtenbette gegen Oberst Stanhope. In seiner Todesstunde ersuchte er alle gegenwärtigen Personen, ausgenommen Stanhope, das Zimmer zu verlassen und sprach dann:

„Stanhope! ich bitte Dich, dafür zu sorgen, daß meine Leiche nach England gebracht und in der Gruft meiner Mutter beigesetzt werde. Ich erkläre Dir in diesem feierlichen Augenblicke, daß jene alte Anklage Lady Byron's gegen mich und meine treue Schwester

„Eitle Lüge, eine gehässige, verdammte Lüge,
Bei meiner Seele, eine gottlose Lüge war!"

(Shakspeare.)

„Vertheidige uns daher, wenn wir wieder beschuldigt werden sollten." Stanhope ergriff die Hand seines sterbenden Freundes und sagte: „Byron, die Thatsache, daß Deine Tochter auf den Wunsch Deiner Frau Auguste Ada getauft wurde, machte jener Verleumdung auf ewig ein Ende. Es wäre aber besser, wenn Du diese Erklärung Deinem vertrauten Kammerdiener dictiren und ihm auftragen wolltest, dieselbe Deiner Frau persönlich zu überbringen!" — „Das will ich thun", sagte der sterbende Dichter. „Sende

Fletcher zu mir. Gott segne Dich, Stanhope. Von allen Männern bist Du mir der liebste. Du wirst es erleben, daß dieses classische Land frei wird. Adieu!"

Leider konnte der herbeigeeilte Diener nur einzelne Worte verstehen; Byron murmelte etwa zwanzig Minuten in unverständlicher Weise. Die Namen seiner Tochter, Frau und Schwester kamen öfters vor. Plötzlich drehte er sich um und sprach: „Du wirst ihr dies Alles sagen. Hast Du es aufgeschrieben?" — „Mylord", sagte Fletcher, „ich habe kein Wort verstanden." — „O Gott!" seufzte der Sterbende, „dann ist es zu spät."

Die Hauptschuld Lady Byron's besteht darin, daß sie sich hartnäckig weigerte, ihrem Manne den wahren, eigentlichen Grund anzugeben, weshalb sie ihn verlassen. Durch ihr Schweigen schadete sie Byron mehr, als sie durch eine öffentliche Anklage gethan haben würde. Byron's Ruf wurde factisch dadurch ruinirt; unter der Last einer fürchterlichen Anklage, von der er sich nicht reinigen konnte, weil sie nicht ausgesprochen war, verließ er England wie ein Flüchtling, wie ein Ausgestoßener und starb in dem freiwillig gewählten Exil. Denn man vermuthete natürlich, daß die Anklage ganz unerhört entsetzlicher Art sein müßte, wenn sich Lady Byron scheute, dieselbe öffentlich zu nennen, oder Byron, sie öffentlich zu hören. Daß übrigens Letzteres nicht der Fall, beweist folgendes, von Byron eigenhändig unterschriebenes Document, welches kürzlich vorgefunden und von Mr. Murray in seiner neuen Zeitschrift „The Academy" veröffentlicht wurde: „Es ist mir bedeutet worden, daß die sogenannten gesetzlichen Rathgeber Lady Byron's erklärt haben, ihre Lippen seien, hinsichtlich der Ursache der Trennung zwischen ihr und mir, „versiegelt". Wenn ihre Lippen versiegelt sind, so sind sie nicht von mir versiegelt und sie können mir keinen größeren Gefallen thun, als dieselben zu öffnen. Seit der ersten Stunde, in welcher ich von den Absichten der Familie Noël (Lady Byron's Familie) benachrichtigt ward, bis zu der letzten Communication zwischen Lady Byron und mir, als Frau und Mann (eine Periode von mehreren Monaten), habe ich wiederholt und vergeblich eine nähere Bezeichnung ihrer Anklage gefordert; und wenn ich überhaupt meine Zustimmung zu einer Trennung gab, so geschah dies hauptsächlich, weil Lady Byron (in einem noch vorhandenen Briefe) mir ein Versprechen abforderte, in die Trennung einzuwilligen, wenn sie dies wirklich wünschte! Diese Forderung und die mich rasend machende und unversöhnliche Manier, mit welcher der Zweck der Familie verfolgt wurde und die es beinahe unmöglich machte, daß zwei so getrennte Personen jemals wieder vereinigt werden könnten, veranlaßten mich damals (was ich noch bereue) jene Urkunde zu unterzeichnen; ich werde mich glücklich, höchst glücklich schätzen, dieselbe zu cassiren und vor jedem Tribunale zu erscheinen, welches die Angelegenheit in der öffentlichsten Weise abhandeln mag. Mr. Hobhouse (Byron's Advocat und Freund) machte folgenden Vorschlag meinerseits, nämlich: alle früheren Absichten aufzugeben und vor Gericht zu erscheinen — genau einen Tag vor Unterzeichnung jener Trennungs-Urkunde; derselbe, wie auch die Veröffentlichung der Correspondenz während der vorhergegangenen Discussion wurde jedoch von der Gegenpartei abgelehnt! Jene Vorschläge erlaube ich mir hiermit zu wiederholen und Lady Byron nebst ihrer Familie aufzufordern, „das Aergste über mich zu sagen", indem ich mich anheischig mache, ihren Anschuldigungen gegenüberzutreten — worin

sie auch bestehen mögen — ich werde mich nur zu sehr freuen, endlich darüber aufgeklärt zu werden, worin sie denn eigentlich bestehen!

Aug. 9. 1817. (Gez.) Byron."

„P. S. Ich bin, nach wie vor, in völliger Unwissenheit darüber, welcher Art ihre Anschuldigung, Anklagen (oder wie man sie auch immer nennen möge) sind, und weiß ebensowenig, zu welchem Zwecke dieselben vorenthalten wurden; es sei denn, um die infamsten Verleumdungen durch Stillschweigen zu sanctioniren!

La Mira, Venedig. (Gez.) Byron"

Aus Dr. Kennedy's „Unterhaltungen über Religion mit Byron", welche kurze Zeit vor Byron's Tode gehalten wurden, entnehmen wir Folgendes: „Ich kenne den Grund der Trennung wirklich nicht", sagte Byron. „Ich weiß, daß man viele Lügen über mich verbreitet hat, z. B. daß ich Schauspielerinnen mit nach Hause gebracht hätte — aber es ist kein wahres Wort daran. Lady Byron verließ mich, ohne die Ursache zu nennen. Ich schickte Hobhouse zu ihr, der sie beinahe fußfällig bat, aber umsonst; und daher wollte ich endlich einen Proceß gegen sie anhängig machen, um sie zu zwingen, ihre Motive zu nennen!"

Nun zu Mrs. Stowe's Behauptung, daß ein Kind aus jener vermeintlichen Verbindung Lord Byron's und seiner Schwester existirt, welches Lady Byron (!) mit mütterlicher, aufopfernder Liebe gepflegt habe, bis der Tod ihr die Sorge aus den Händen nahm! Kein Mensch in England weiß oder hat jemals das Geringste von solch' einem Kinde gewußt, „einem Kinde der Sünde, mit dem Fluche geboren", wie Mrs. Stowe sagt. Die sieben Kinder der Mrs. Leigh wurden alle im Hause ihres Mannes geboren. Hätte Lady Byron ein solches Kind bei sich gehabt oder auferzogen, so würde doch irgend Jemand darum wissen müssen! Aber es giebt auch nicht den geringsten Beweis für die Existenz eines solchen Kindes.

Byron's legitime Tochter Ada, mit ihrem vollen Namen Auguste Ada, war, nach Mrs. Stowe, für „Lady Byron eine Quelle vieler Leiden." *) Sie hatte von ihrem Vater nicht nur glänzende Fähigkeiten, sondern auch jene Rastlosigkeit und krankhafte Empfindlichkeit geerbt, welche sich auf die stürmische Zeit zurückführen läßt, in welcher sie geboren wurde. Sie war „nurtured in convulsion", wie Byron sagt. Die wahre Geschichte der Ehe ihrer Eltern konnte ihr nicht wol mitgetheilt werden und so kam es, daß sie ihre Mutter und deren Schmerzen nicht verstehen konnte. Sie heirathete einen fashionablen Gentleman, machte eine brillante fashionable Carrière und starb früh an einer schmerzhaften, langwierigen Krankheit in den Armen ihrer Mutter, welche für die Erziehung der hinterbliebenen Kinder sorgte. Nach dem Ausspruche von Menschen, die Ada gekannt, wußte sie genug von der Ehe ihrer Eltern, um zu dem Schlusse zu kommen, daß die einzig wahre Ursache der Trennung Unverträglichkeit war. Uns sind Auszüge aus Briefen Ada's zu Gesicht gekommen, welche auf jeder Seite ihre merkwürdige Fassungsgabe, ihre bedeutende Intelligenz, edle Gefühlsweise, echte Religiosität und vor Allem den höchsten Enthusiasmus für ihren Vater und dessen Dichtungen bezeugen. Sie hatte nicht das poetische Talent ihres Vaters geerbt; ihre geistigen Fähigkeiten waren nichts destoweniger höchst be-

*) Sie konnte sich, ebensowenig wie ihr Vater, mit Lady Byron vertragen. Das ist die einfache Thatsache.

deutend, wiewol sie vorzugsweise in dem Gebiete abstracter Wissenschaft und Speculation lagen. Sie bemerkte einst: „Unsere Familie besteht aus abwechselnden Stratificirungen von Poesie und Mathematik.“ Sie machte sogar electro-magnetische Experimente über den Schall, was sie indeß nicht hinderte, sich zur Abwechslung einige Zeit mit ihrem Lieblingsinstrumente, der Harfe, zu beschäftigen. „Ich mache große Fortschritte im Harfenspiel“, sagte sie einmal; „ich glaube, kein Mensch konnte jemals Dinge so wollen, wie die Byrons. Vielleicht ist das der Grund, daß sich so viel Hang zum Genie in meiner Familie befindet. Wir können unser ganzes Ich, unser ganzes Wesen zur Zeit vollständig in der Sache aufgehen lassen, welche wir wollen, und vollbringen sie dann auch. Das Familien-Motto ist: Crede Byron. So will ich denn thun, was ich thun will.“ Ada schrieb für „Taylor's wissenschaftliche Memoiren“, war eine ausgezeichnete Schachspielerin, speculirte in Eisenbahnactien und, wie das Gerücht sagt, auch in Pferden, mit anderen Worten auf dem „turf“. Leider starb sie zu früh, um alle die großen Verheißungen ihrer Jugend zu erfüllen. Sie war mit Lord Lovelace verheirathet.

Byron's einzige natürliche Tochter, Allegra, wurde in Italien geboren. Lady Byron hat dieselbe nie gesehen. Byron schreibt über sie in einem Briefe an Walter Scott, 1822: „Ich habe eben meine natürliche Tochter Allegra verloren. Sie starb zu jung, um schon besondere Untugenden oder Fehler zu entfalten, ausgenommen die gewöhnlichen menschlichen Schwächen. Wen die Götter lieben, den lassen sie jung sterben!“ — Diese Tochter wurde bei den Shelleys auferzogen und verschied, fünf Jahre alt, in einem italienischen Convente.

Man hat Lady Byron den Vorwurf gemacht, die Selbstbiographie ihres Mannes vernichtet zu haben. Ja, ein Dichter, W. Howitt, sagt, „sie habe den Dichter in seinem letzten Schlafe gemordet“ und ihm durch Verbrennung des Manuscripts die letzte Möglichkeit genommen, sich vor der Nachwelt zu rechtfertigen.

Der jetzige Inhaber der Verlagshandlung von John Murray constatirt dagegen, daß das Manuscript auf den Vorschlag seines Vaters und unter Zustimmung der Freunde Lord und Lady Byron's und der Mrs. Leigh in seiner Gegenwart verbrannt worden sei — und zwar aus Rücksicht gegen Byron's Andenken und aus Achtung gegen die ihn überlebende Familie, da man gerechten Grund hatte anzunehmen, daß die Herausgabe der Memoiren dem Gedächtnisse des Todten schaden und seinen Nachkommen peinlich sein werde. Lady Byron bot allerdings dem Verleger 2000 Pfund für das Manuscript, bezahlte das Geld aber nicht! — —

Inzwischen hat Mrs. Stowe, welche Wind gesäet, Sturm geerntet, und der einzig sichtbare Erfolg ihres Pamphlets ist, daß die von ihr für verderblich und unsittlich erklärten Werke Byron's jetzt in England wieder stärker als je gelesen werden. Seit dem Erscheinen der „Wahren Geschichte von Lady Byron's Leben“ sind nicht nur neue billige Ausgaben der sämmtlichen Werke Byron's (eine darunter gut gedruckt und nicht übel illustrirt zu 7½ Sgr.) reißend abgegangen, sondern auch die theuren großen Ausgaben wieder massenhaft gekauft worden.

Vor einigen Jahren wollte Barnum aus den classisch gewordenen Hainen von Newstead den verdorrten Baum kaufen, in dessen Rinde Byron,

gelegentlich seines letzten Besuches, seinen und seiner Schwester Auguste Namen einschnitt, und welcher noch heute in der Hauptallee oder „Avenue“ gezeigt wird. Barnum bot dem damaligen Inhaber von Newstead, Oberst Wildman, mit kühler Unverschämtheit 500 Pfund dafür. Der Oberst antwortete jedoch, er werde ihn nicht für 5000 Pfd. hergeben.

Wenigen ist wahrscheinlich bekannt, was mit dem Herzen des Dichters geschah. Nach seinem Tode in Missolunghi wurde seine Leiche einbalsamirt und nach England gesandt; aber das Herz überließ man den inständig darum bittenden Griechen, welche es in einem silbernen Kästchen aufbewahrten. Vier Jahre später hieb sich, nach der langwierigen Belagerung Missolunghi's, eine Schaar Griechen mit großem Verluste einen Weg durch die Reihen der Türken, wobei jene theure Reliquie als Talisman mitgenommen wurde. Beim Uebersetzen über die Marschen jedoch ging das Kästchen mit dem Herzen Byron's verloren.

Dies Alles geschah mit dem Herzen eines Dichters! — Wir aber schließen mit den Worten unseres alten Goethe, die er niederschrieb bei der Nachricht von Lord Byron's frühem Tode (1824) und die jetzt wieder wundersam zutreffend erscheinen: „Nun aber erhebt uns die Ueberzeugung, daß seine Nation, aus dem theilweise gegen ihn auftauchenden, scheltenden Taumel plötzlich zur Nüchternheit erwachen und allgemein begreifen werde, daß alle Schalen und Schlacken der Zeit und des Individuums, durch welche sich auch der Beste hindurch und heraus zu arbeiten hat, nur augenblicklich, vergänglich und hinfällig gewesen, wogegen der staunenswürdige Ruhm, zu dem er sein Vaterland für jetzt und künftig erhebt, in seiner Herrlichkeit grenzenlos und in seinen Folgen unberechenbar bleibt. Gewiß, diese Nation, die sich so vieler großer Namen rühmen darf, wird ihn verklärt zu Denjenigen stellen, durch die sie sich immerfort selbst zu ehren hat.“

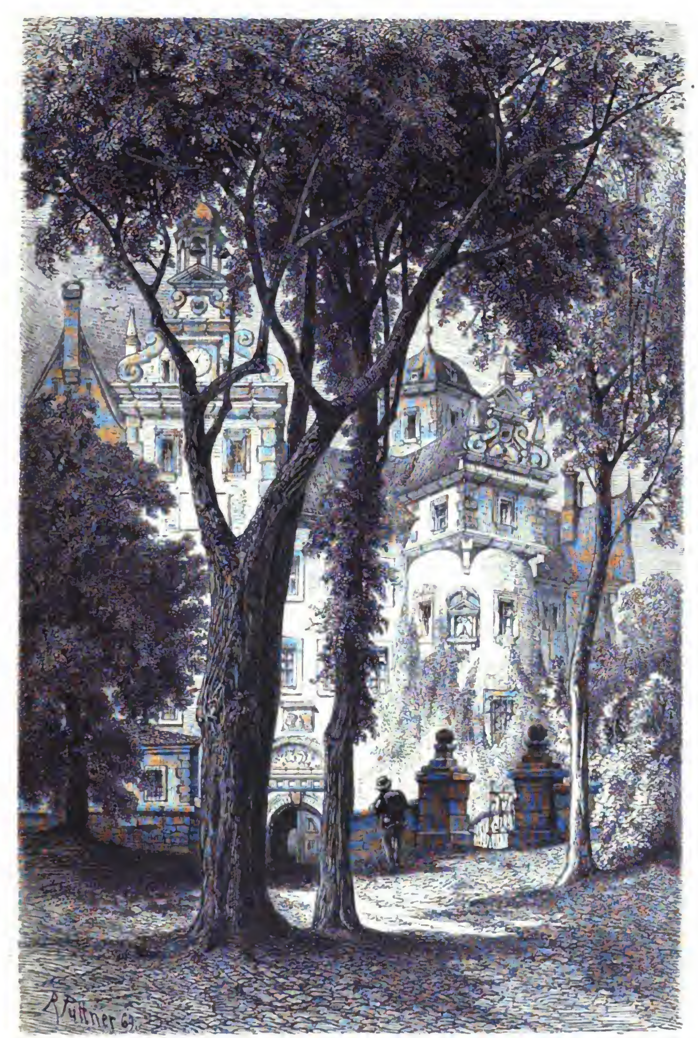
Das einsame Schloß.

(Zu dem Bilde von Püttner.)

Hier bei den alten Bäumen, d'rin Frühlingswinde weh'n,
Wie gerne mag ich träumen, wie gerne mag ich steh'n!
Im Schloß und vor den Thoren regt keine Stimme sich;
In Sinnen ganz verloren wird mir so feierlich.
Wie still ist die Terrasse! Im Thurm welch' tiefe Ruh'!
Des Epheu's laubige Masse deckt jedes Fenster zu.
Kaum, daß das Waldgehege, wenn es ein Luftzug traf,
Sich rührt. Mir ist, als läge Dornröschen dort im Schlaf.
Und von der Welt geschieden, und ihrem Thun entrückt,
Fühl' ich, wie süßer Frieden mich wiederum beglückt;
Seh' ich, als wie vor Zeiten, von Antlitz hold und mild,
Grüßend vorüberschreiten der Jugend Märchenbild!

J. N.





Gez. von R. Püttner. *Gest. von Th. John*

Das alte Schloss.

Der Führer durch Berlins kleine Theater,

oder:

die Kunst in vier Stunden vierzehn Lustspiele und eine Oper zu sehen.

Das Erste, wenn man in eines von den großen Theatern tritt, z. B. in das Opernhaus oder Schauspielhaus, ist: das Glas zu richten, einen aufgesprungenen Knopf an den hellen Handschuhen in Ordnung zu bringen, an der Cravatte zu zupfen (wenn man ein Herr) oder den Shawl zurückzuwerfen (wenn man eine Dame), zu lorgnettiren oder sich lorgnettiren zu lassen (Beides geschieht von Beiden). —

Das Erste, wenn man in eins von den kleinen Theatern tritt, ist auch ein Glas; aber das Bierglas; und das Zweite ist: die Cigarre. Man sieht, ich mache hier keinen Unterschied mehr zwischen Herren und Damen, was auch schwer sein würde. Bier zu trinken hat das schöne Geschlecht in Berlin bereits gelernt, und was den Tabak betrifft, so werden sie sich daran gewöhnen. Diese kleinen Theater sind dafür die beste Schule.

Mit Ausnahme der Wauer'schen Theater-Akademie. Hier empfängt den Kunstfreund, welcher zuerst durch einen Biergarten mit Kegelbahn und dann durch ein Restaurationszimmer mit Büffet gewandert ist, eine schwarze Blechtafel mit weißer Inschrift: „Es wird gebeten in den Theater-Räumen nicht zu rauchen." Man muß sagen, daß Herr Director Wauer auf die Würde der Kunst hält. Hier ist Alles in streng akademischem Style gehalten. Bier wird nur in den Zwischenacten servirt. Butterbröde mit Schinken oder Cervelatwurst dürfen nur auf den Knieen gegessen werden, d. h. nicht etwa, der Essende müsse dabei knieen, sondern . . . Doch der Leser versteht mich und wird bei seinem demnächstigen Besuche von Wauer's Akademie nicht gegen die Regel des Hauses verstoßen, wobei noch besonders zu bemerken ist, daß während des Spiels nur berliner Pfannkuchen gegessen werden dürfen. Die Akademie selber war früher ein Billardzimmer und das Haus, in welchem man nun den Atriden, wollte sagen: Musen blutige Opfer bringt, eine Apfelweinschenke, wo man auch Weißbier haben konnte. Doch nun bestreite man länger den Zauber der Kunst! Wo einst des Billards Bälle rollten, stehen jetzt Bänke, auf denen ein andächtiges Publicum den Offenbarungen der (abwechselnd) tragischen und komischen Muse (zuweilen beides zusammen) lauscht; wo in ebenmäßiger Reihe sonst die schlanken Queues an der Wand standen, sind jetzt zwei Logen mit Tüchern verhangen, die „in thyrischen Purpur" getaucht, und wo der faule Billardkellner ehemals zählte — „Carambolage mit der Caroline macht sechs" — da ertönt

jetzt ein kleines Pianino in den Zwischenacten. Denn ein Orchester haben wir nicht. Aber heiß ist es! Auch die härtesten Herzen, die Herzen von Eis oder Stein müßten hier aufthauen, besonders wenn sie einen Paletot haben, was in diesen kleinen Theatern überall der Fall zu sein pflegt. Das Publicum ist das beste der Vorstadt. Der erste, der mich begrüßte, war mein Handschuhlieferant; und meine Frau bekam aus der Loge einen Gruß von ihrer Schneiderin. „Gott sei Dank!" sagte mein dicker Nachbar, der furchtbar schwitzte, „jetzt braucht man nicht mehr in die theuern Theater in der Stadt zu gehen; jetzt haben wir unsern eignen Musentempel!" Es lag ein Ausdruck von Stolz und Befriedigung in seinen Mienen, indem er das Seidel an den Mund führte; denn es war gerade in einem Zwischenact. Gespielt wurden zwei Lustspiele, eins aus dem Französischen, eins aus dem Wallner-Theater, ein Schwank von Belly und Henrion; Beides nicht übel, ein Frl. Neumann, die in beiden Stücken mitwirkte, spielte sogar sehr hübsch. Coulissen und Costüme waren von der äußersten Einfachheit. Aeußerlicher Prunk soll die biedern Bewohner der obern Potsdamerstraße nicht locken; die Theater-Akademie hat eine Mission. „Damen und Herren, welche sich in der Theater-Akademie auszubilden, resp. weiterzubilden wünschen, wollen sich zwischen 10 und 1 Uhr melden." Mit einem Wort: die Anstalt ist eine Theaterschule, welche seit Aufhebung des Zunftzwanges das Nützliche mit dem Angenehmen verbindet. Früher war sie gleich dem Veilchen, das im Verborgenen blüht und nur zuweilen „mit allerhöchster Bewilligung" zeigte sie sich einer beschränkten Oeffentlichkeit in Meser's Salon oder in Charlottenburg. Jetzt aber, seit der neuen Ordnung der Dinge, welche Berlin zur Weltstadt, die Miethspreise doppelt so groß und die Milchbrode doppelt so klein gemacht haben (denn die „Gloire" kostet Geld, mein Freund!) — seitdem ist auch die Theater-Akademie unter Dach und Fach gekommen in jener obbemeldeten Apfelwein- und Weißbierkneipe in der Lützowstraße, wo man vor sechs Jahren, als sie noch Lützowerwegstraße hieß, tief im Sande watete. Prachtvolle Häuser, vier Stock hoch, erheben sich jetzt, wo man damals im Schöneberger Feld Runkelrüben und Kartoffeln zog; und aus einer Bevölkerung, welche die „göttlichen Neun" nur in der Gestalt von Kegeln kannte, ist nun ein Publicum geworden, welches Herrn Director Wauer's Theater-Akademie besucht. Das ist der veredelnde Einfluß der Kunst!

Dieses Theater ist das äußerste des Westends von Berlin. Das nächste ist das „Salon-Royal-Theater" auf dem Leipziger Platz. Welch' ein Glanz umfängt uns! Welch' ein Schimmer von Gaskronen, rothausgeschlagenen Logen, vergoldeten Wänden! Und welch' ein Tellergeklapper, wetteifernd „mit des Basses Grundgewalt", der aus dem vollbesetzten Orchester dröhnt! Es sind nicht mehr als acht Wochen, da war das Salon-Royal-Theater noch ein Café chantant; aber es hat das neue Gewerbegesetz, dessen erster Effect für Berlin der war: die Kunst frei zu geben, rasch benutzt und die große Verwandlung glücklich vollzogen. Jetzt werden hier an den sechs profanen Abenden kleine Lustspiele,

Gesangspossen, Offenbachiaden aufgeführt; am siebenten jedoch, von dem es heißt: Du sollst ihn heiligen (nämlich am Donnerstag) darf nicht geraucht werden. Denn an diesem Abend werden Opern aufgeführt, und zwar wie auf dem Zettel ausdrücklich gesagt ist: „ganze Acte unserer beliebtesten Opern.“ Glücklicherweise war unser Loos an einem unheiligen Abend geworfen; wir erhielten außer zwei Lustspielen und einer Operette (Eigensinn von Benedix, Badekuren von Putlitz und Hochzeit bei Laternenschein von Offenbach) nur noch acht Ouverturen, Märsche, Walzer und das große Duett zwischen Belisar und Alamir aus Donizetti's Oper. Aber wir durften dafür rauchen nach Herzenslust und der Opferduft, der jene Scene mit allen Wohlgerüchen des Orients begleitet, ward im Salon-Royal durch die norddeutsche Zwiebel ersetzt, welche dem Beefsteak verschwenderisch beigegeben war. Denn hier wird nicht nur geraucht und getrunken, sondern auch warm gegessen. Das ganze Parquet und Parterre sitzt um kleine Tische, thut sich gütlich bei Speis und Trank und höchstens ist hier und dort eine junge Dame so sentimental, Messer und Gabel sinken zu lassen bei den feierlichen Klängen von Cherubini's „Ave Maria“ oder Bach's und Gounod's „Präludium“. Der gesunde Bürger ißt weiter und bestellt sich zur „Verschwiegenen Liebe“ von Heckel einen Kümmelkäse, „aber mit recht viel Schmand“. — Das Salon-Royal-Theater liegt im aristokratischen Viertel von Berlin; dicht nebenan ist das Hôtel des britischen Gesandten, Excellenz, gegenüber das Palais des Prinzen Adalbert, Kgl. Hoheit, und nicht zwanzig Schritt weiter das Haus aller Häuser, das Herrenhaus. Ein aristokratischer Luftzug aus der Nachbarschaft geht daher durch den Salon-Royal; womit nicht gesagt sein soll, als ob ich den Prinzen Adalbert oder den Fürsten Putbus oder den Lord Loftus dort gesehen hätte. Allein, es wollte mich fast bedünken, als ob ich in den reservirten Plätzen diverse Mitglieder aus dem Hof- und Haushalte jener hohen Herrschaften bemerkt hätte, den dicken Portier von der Ecke und das geschmeidige Kammerkätzchen von vis-à-vis, welche doch auch einmal probiren wollten, wie sich's in einer Loge ersten Ranges ($7^1/_2$ Sgr. die Person) sitzt.

Das dritte Theater der Reihe nach — und ich bitte einen hohen Adel und wohlaffectionirtes Publicum aus meinen Zahlen keine mißliebigen Schlüsse zu ziehen; ich rangire vielmehr einfach der Lage nach — also das dritte Theater ist das „Walhalla-Volks-Theater.“ Chapeau bas pour le marquis de Carabas! Hut ab! — Wie der Liebende in Wilhelm Müllers Lied es gern in alle Rinden schnitte, so steht es hier an allen Wänden: „Die Herren werden gebeten, die Hüte abzunehmen.“ Woraus freilich nicht folgt, daß sie es thun. Denn der Berliner ist ein obstinates Individuum und nun gar in der Walhalla! Wird doch der junge Mann von Welt es niemals vergessen, daß er hier in einer der verschwiegenen Logen, oder, wenn's Sommer war, in einem von den Fliederbosquets seine ersten Abenteuer gehabt. Ich selber erinnere mich — schöne Leserin! erwarte kein Abenteuer von mir! — daß ich in diesem Hause vor fünfzehn, sechszehn Jahren (lang, lang ist's her!) „die Bummler

von Berlin" gesehen habe, nicht die Bummler, die ich noch heut' hier sehe (denn die sind unsterblich), sondern die Posse, die nun längst vergessen ist. Denn damals, vor Errichtung des ersten Wallner-Theaters, war das Haus ein Theater, in welchem die Posse gespielt wurde, verwandelte sich dann in das, was der Berliner „ein Local", nennt und ist jetzt zu seinem Beruf zurückgekehrt, worüber mehr Freude herrschen wird, als über die Rückkehr von zehn Gerechten. Fast die Einzige, die noch an das frühere Regime erinnert, ist: „Mlle. Antoinette" — soll wol heißen: „Mademoiselle", aber — wie mich noch gestern eine Autorität versichert hat — der echte Berliner liest und spricht: „Melle." Also „Melle Antoinette" ist noch da, und singt ihre Lieder „le saucisson de lion" und „le quartier de Breda-Street" ganz allerliebst, mit dem unverfälschten Accent von Térésa. Desto schrecklicher ist Meister Rethwisch, der eine ganz unglaubliche Komödie: „Der alte Spielmann", nach bekannten Motiven „frei bearbeitet" hat und die Titelrolle darin unbarmherzig verarbeitet bis zu dem großen Schlußeffect, wo seine Geige zerbricht und in dem Kasten derselben ein höchst wichtiges Document gefunden wird, welches der Mutter ihr verlornes Kind, einem Liebespaar das ersehnte Glück, „der Tugend ihren Lohn und dem Laster seine Strafe" giebt Worauf jubelnder Applaus durch die schwülen qualmerfüllten Räume schallt und der Vorhang langsam niederwallt. Nun sage man noch, daß der Berliner frivol, für Tugend und Unschuld mit sentimentalen Couplets unempfindlich sei! Nein, geht in die Walhalla und seht Euch den „alten Spielmann" an, um zu begreifen, was der Berliner erträgt, wenn Gefühl und Langeweile sich harmonisch verbinden! Dabei blitzt es fortwährend in der dunklen, von blauem Dampf umnebelten Zuschauermasse auf — erschreckt nicht „voi ch'entrate" — es ist nur ein schwedisches Sicherheitszündhölzchen, um eine Cigarre anzuzünden. Dabei wird gegessen und getrunken und hinter uns aus einem großen Topfe ein kleines Kind gefüttert — vermuthlich „über" drei Jahre; denn so hat es der Theater-Zettel: „Kinder unter drei Jahren finden keinen Einlaß!" Was die Kinder betrifft, so ist die Walhalla noch eines der duldsamsten Institute; das „Variété-Theater" schreibt mit drakonischen Lettern unter sein Programm: „Kinder unter acht Jahren finden keinen Einlaß."

Uebrigens ist das Studium der Theaterzettel außerordentlich interessant. Das Variété-Theater zum Beispiel — kein übles Theater sonst — hält es für nothwendig, besonders daran zu erinnern, daß „das Besteigen von Stühlen nicht gestattet" und „das Mitbringen von Hunden verboten" sei. Dagegen befindet sich dicht unter den nicht gestatteten Stühlen, den verbotenen Hunden und den erlaubten Kindern folgender verbindliche Zusatz: „Junge Damen, welche sich zu Tänzerinnen ausbilden wollen, erhalten Unterricht und können sich melden" rc. Vom Walhalla-Theater abwärts ist entweder unter dem Theaterzettel oder auf der andern Seite desselben immer gleich der Speisezettel nebst Weinkarte — lucus a non lucendo, denn die Weine bestehen meistens aus „allen Sorten fremder und einheimischer Biere", Grogk (mit gk — diese

Schreibart ist in Berlins „Localen“ de rigueur), Punsch und „diversen Getränken“ (Zuckerwasser, Milch, Mocca(!)-Kaffee). Das Tonhallen-Theater setzt unter die Rubrik Getränke sogar folgendes Item: „Diverse Kuchen“, und unter Compots (wie der selige Frank aus der Heiligengeiststraße): „Kirschen, Senf-, Saure- und Pfeffergurken.“ Von allen kleinen Theatern Berlins giebt übrigens das „Tonhallen-Theater“ das Meiste für das Geld, nämlich zwanzig Piècen, darunter zwei Lustspiele, drei Ballets, Auftreten des Akrobaten Mr. Harres in seinen „unübertrefflichen Kunstproductionen“, der „Captain with his whiskers“, der „Berliner im Schwarzwald“, und ich weiß nicht, was sonst noch — Alles begleitet von Kindergeschrei aus den verschiedenen Rängen, denn im Tonhallen-Theater sind Kinder nicht verboten, weder unter drei, noch unter acht Jahren. Dagegen heißt es auf einem großen Placat, gleich neben der Eingangsthür: „Nasse Regenschirme und Degen müssen in der Garderobe abgelegt werden“; und dicht daneben auf einem zweiten Placat: „Sonntag Abend nach dem Concert: Ball. Anfang zehn Uhr.“ In diesem eleganten Local, in welchem einst allabendlich geschah, was jetzt nur noch am Sonntag Abend, nach dem Concert, von zehn Uhr ab und weiter geduldet wird, war der Tabaksqualm so stark, daß man nur mit Mühe die beiden Stricke wahrnehmen konnte, welche für „die unvergleichlichen Kunstleistungen des Mr. Harres“ quer über den Köpfen der Zuschauer hin von Rang zu Rang gespannt waren. Doch „ob die Wolke sie verhülle“, die tapferen Männer aßen tüchtig und besonders schien eine Species von „kalten Speisen“, die sich des Namens „Rollmops“ erfreut, hier ganz ausnehmend beliebt zu sein. Was Rollmops ist? Woraus Rollmops gemacht wird? Ich kann es nicht sagen, wiewol genannter Rollmops rings um mich her mit Lust gegessen wurde. Doch ich will das Schlimmste nicht befürchten; denn den Kindern zwar (ohne Rücksicht auf Alter und Geschlecht), doch den Hunden nicht ist der Eintritt in die Hallen dieses Theaters geöffnet. Und so ruf' ich denn, was den Rollmops betrifft, mit Haller: „In's Innere der Natur dringt kein erschaffener Geist; zu glücklich, wem sie nur die äußere Schale weist!“...

Unser letztes Theater an dem großen Abend war das Theater „Belle-Alliance“, früher ein Saal zu Bezirksversammlungen, Bällen und anderen Festivitäten benutzt, jetzt in einen schmucken Zuschauerraum mit Logen, Rängen und tiefer Bühne metamorphisirt. Man gab Preciosa; und wiewol es schon gegen zehn Uhr Abends war, kamen wir doch immer noch früh genug, um die beiden letzten Acte zu sehen. Und nun erging es mir beinahe, wie Windthorst von Meppen, ich wollte sagen, Bileam, der ausgezogen war, um zu fluchen, und sich gezwungen sah, zu segnen. Denn man wird mir zugestehen, daß es einen Entschluß kostet, in einer kalten Schneenacht, zu einer Stunde, wo andere Leute, welche die Kunst weniger lieben, zu Bett gehen, zwar nicht auf Bileam's Eselin (um im Stile des Abgeordnetenhauses weiter zu reden), aber doch in einer Droschke, die nicht viel besser ist, sich nach der Belle-Alliance-Straße zu begeben, um dort Preciosa zu hören und den alten Pedro zu

sehen. Aber diese Preciosa war reizend, und dieser Pedro — „seit der großen Retirade sah ich solchen Esel nicht!" — Kurz, wir amüsirten uns vorzüglich; und was uns noch mehr ergötzte, war: die Wirkung des trefflich ausgestatteten Stückes, mit seiner Romantik und seiner Musik von Weber, auf das Publicum zu beobachten — ein Publicum von kleinen Leuten, Bürgern aus der Nachbarschaft, Handwerkern, Soldaten ꝛc. Wenn wir Zeit gehabt hätten zum Moralisiren, so würden wir entschieden gesagt haben: Dies ist der Weg für das Volkstheater! Hierher, Ihr Herren Possendichter, kommt, um zu lernen, was das Volk haben will, und gebt es ihm, wenn Ihr es besitzt — nämlich Poesie!

Der Vorhang fiel, und unter einem lustigen Kehraus, den das Orchester noch zum Besten gab, zerstreute sich die Menge, der wir folgen mußten.

„Wie viel Uhr?" fragte mich meine Frau, die furchtbar nach Tabak roch (denn man wandelt nicht ungestraft unter Palmen).

„Gleich Zwölf", erwiederte ich, indem ich mir den Pelz über die Ohren zog.

„So haben wir denn", bemerkte sie lächelnd, „in vier Stunden vierzehn Lustspiele und eine Oper gesehen."

Wir kehrten heim in dem Bewußtsein — erst die Hälfte von Berlins kleinen Theatern kennen gelernt zu haben: die Theater des Westends und der Friedrichsstadt.

Auf Wiedersehen denn in der Louisenstadt und dem Köpeniker Feld!

Auf der Höhe.

Ja, einmal nimmt der Mensch von seinen Tagen
Im Voraus schon des Glückes Zinsen ein,
Und spricht, ich will den Kranz der Freude tragen,
Mag, was darauf folgt, nur noch Asche sein!
Den vollen Becher! Laß uns Alles wagen!
Ja, einmal will ich auf den Mittagshöh'n
Des Lebens steh'n und dann am Ende sagen:
　　Wie war der Traum so schön!

Wie war der Traum so schön! Da wir uns liebten,
Da blühten Rosen um den Trauerzug,
Im Schaum der Tage, die sonst leer zerstiebten,
War eine Perle reich und stolz genug. —
Ich will den Arm um Deinen Nacken schlingen
Und durch die Ferne der Erinn'rung tön':
Kann keine Zeit das Glück uns wiederbringen,
　　Wie war der Traum so schön!

Hermann Lingg.

Walpurgis.

Novelle von **G. zu Putlitz.**

(Schluß.)

V.

Am andern Tage war ganz Venedig in Aufregung. Die Vermählung des reichen Marchese Bernardo und der schönen Florentinerin beschäftigte alle Gemüther. Noch hatte sich die Braut nicht öffentlich gezeigt, aber der Ruf ihrer Schönheit war ihr voraufgegangen und hatte die allgemeine Neugier rege gemacht. Dazu hatte man von der Pracht ihrer Kleider, von der Kostbarkeit ihres Geschmeides Wunderdinge erzählt, kurz, alle Welt wollte der Trauung in San Marco oder doch dem Hochzeitszuge beiwohnen.

Volkhard war in seiner Werkstatt beschäftigt mit Zeichnungen zu neuen Arbeiten, als seine Gesellen zu ihm traten und ihn um eine Stunde Urlaub baten, um gleichfalls der seltenen Feier beiwohnen zu können. Der junge Meister erröthete, als Camilla's Name genannt wurde, und gab mit stummer Handbewegung die erbetene Erlaubniß. Er blieb allein in der Werkstatt und war fest entschlossen, sie nicht zu verlassen, ja, jede Gelegenheit zu vermeiden, die ihn wieder mit der schönen Florentinerin zusammenführen könnte. Und doch waren seine Gedanken unausgesetzt mit ihr beschäftigt. Liebte sie, ja, konnte sie nur den Gatten lieben, mit dem sie in der nächsten Stunde für's Leben verbunden werden sollte? Was ging es ihn an, und doch wie quälte ihn diese Frage! Die Glocken läuteten und verkündeten, daß die Stunde der Trauung beginnen sollte. Volkhard ließ den Bleistift fallen; die Linien, die er zu zeichnen versuchte, verwirrten sich vor seinen Blicken; er legte die Hand auf die Augen und kämpfte gewaltsam mit seiner Aufregung. Camilla stand vor seinen Gedanken in ihrem Brautschmuck. Da dachte er seines eigenen Werkes, das ihr Haar, Nacken und Arm zieren würde, dachte der Perlen seiner Mutter, die er in diesen Schmuck verarbeitet hatte. Er sprang auf. Die Perlen mußte er wiedersehen, und wie von einer unwiderstehlichen Gewalt getrieben, ohne Besinnen, stürzte er hinaus. Kopf an Kopf stand die Menschenmenge auf dem Marcusplatz und fast gewaltsam mußte er sich Bahn brechen bis zum Eingang des Gotteshauses. Da nahte auch schon der Hochzeitszug, voran das Brautpaar, gefolgt von reich gekleideten Verwandten und Freunden. Ein Murmeln des Erstaunens, des Beifalls ging durch die Menge. „Wie schön sie ist, wie bleich, und welch' kostbarer Schmuck! Das ist das Werk unseres Meisters Volkhard, des berühmtesten Juweliers von Venedig!" hörte er hier und da rufen. Er selbst sah nichts von allem dem Glanz, der sie sonst umgab, sah kaum sie selbst, die

zarte, fast kindlich ausschauende Braut, seine Blicke, seine Seele hingen nicht an dem Schmuck, der sein Meisterwerk, nur an den Perlen, die dieser umfaßte. Er zählte sie alle und reihte sie in Gedanken wieder auf die Schnur, wie sie einst durch die Hände seiner Mutter geglitten waren. Als der Zug in die Kirche eingeschritten war, drängte er sich nach, er wußte nicht wie, denn es war, als zögen ihn die geheimnißvollen Perlen, auf die seine Blicke festgebannt waren. Das Gedränge der Menschenmenge hatte den Zug aufgehalten. Die voranschreitenden Diener versuchten vergebens, mit Vorstellungen und Drohungen Platz zu schaffen, und Bernardo's schlaffe Züge richteten sich auf in der Eitelkeit, daß er der Mittelpunkt sei dieser allgemeinen Theilnahme. Er achtete kaum auf das schöne Kind an seiner Seite, deren Hand plötzlich in der seinigen gewaltsam zu zittern begann. Der Zug mußte einige Minuten stillstehen, und so kam es, daß Volkhard, ohne seinen Willen, an die Seite der Braut gedrängt wurde. Ihr Blick hatte ihn schon getroffen und schnell erkannt. Das Begegnen des einzigen bekannten Gesichtes in dieser fremden Menge ließ ihr Auge erst freudig aufleuchten, dann aber senkte es sich scheu und dunkle Röthe flog über die bis dahin farblosen Wangen. Volkhard bemerkte es nicht, er sah nur die Perlen des Geschmeides, merkte nicht, wie der Zug und er selbst mit ihm sich weiter bewegte, hörte nicht den Chorgesang, noch die Worte des Priesters, das zitternde, kaum gehauchte „Ja“ der Braut, und doch stand er, keinen Blick von ihr gewandt, auf den Sockel einer Säule gedrängt, kaum fünf Schritte weit, ihr gegenüber. Die Feier war geendet und das junge Paar schickte sich an, die Kirche zu verlassen, als noch Freunde und Festgenossen sich glückwünschend um sie drängten. Camilla's ganze Gestalt bebte, die Lippen waren gewaltsam zusammengepreßt und ihre langen, dunklen Wimpern waren feucht von Thränen. Da, klirrend, fiel etwas auf den Estrich; die Gäste wichen auseinander, Volkhard aber, der mit schnellem Blick gesehen hatte, was geschehen war, stürzte auf die Braut zu. Das Schloß des Halsschmuckes hatte sich gelöst und das Geschmeide war zu Boden geglitten. Mit schnellem Griff hatte Volkhard es aufgerafft, er hielt sie wieder in der Hand die Perlen, an denen sein Herz hing, einen Augenblick nur und doch durchzuckte ihn die Berührung halb schmerzlich, halb beseligend. Camilla beugte den zarten Nacken und ohne ein Wort zu sagen, legte er ihr das Halsband um. Ein Blick, ein Druck der Hand dankte ihm, dann ging sie dahin an der Hand des Gatten, die Kirche wurde leer und nur Volkhard war in langem, inbrünstigen Gebet vor einem Heiligenbild in's Knie gesunken. Als er sich aufrichtete, stand der Armenier hinter ihm; aber ohne ihn zu begrüßen und halb entsetzt stürzte der junge Mann aus der Kirche. Er fand Walpurgis in Trauerkleidern, übrigens abgeschlossen in sich, wortkarg und zurückhaltend. Arme Walpurgis! Sie hatte den Gatten in der Werkstatt gesucht, sie hatte mit ihm von der Mutter, von den Plänen für die Geschwister sprechen wollen und hatte ihn nicht gefunden. Sonst pflegte er bei ihr vorzukommen, ehe er ausging, heute gerade fehlte er ihr. Sie fragte, fast gleichgiltig, wo er gewesen, und

erhielt eine verlegene Antwort. Als sie ihn darauf aufmerksam machte, wurde er heftig, und tief gekränkt brach sie das Gespräch ab. Noch war kein Zweifel in ihrer Seele aufgestiegen, noch war er ihr das reinste Bild männlichen Duldens, aber der Kreis Dessen, was sie besprachen, wurde immer enger. Seine Mutter hatte er nicht wieder erwähnt seit dem Tage, als er deren Namen auf dem Schloß der Perlen fand und sie seinen Thränen ein kaltes Auge entgegenstellte; ihrer eigenen Heimat mochte sie nicht mehr Erwähnung thun, seit er sie gestern und heute in ihrem freilich thränenlosen, aber um so bittereren Schmerz verlassen hatte. Nun mochte sie ihn nicht wieder fragen, wohin er ginge, was er arbeite. Das Wort wurde karg zwischen ihnen und Jeder schloß sich ab mit seinem Denken und Schaffen.

An Bernardos und Camillas Hochzeitfeier reihten sich Feste an Feste zu Ehren des jungen Paares. Bald war es ein Ball, der nach Sitte der Zeit halb öffentlich veranstaltet wurde. Der reiche Adel Venedigs liebte es, die Menge, wenn auch nur als Zuschauer, an den Festlichkeiten in seinen Palästen Theil nehmen zu lassen, um mit dem Glanz des Hauses zu imponiren. Die Eigenthümlichkeit der wunderbaren Stadt begünstigte Das und machte es möglich; denn wer keine Gondel bezahlen konnte, dem war ohnehin schon der Zutritt unmöglich. Dazu war die Maske hergebracht und in allgemeinem Gebrauch. Wer maskirt kam, schloß sich dadurch von der Gesellschaft aus und kennzeichnete sich als Zuschauer. Dann waren Gondelfahrten beliebt, die ohnehin einen öffentlichen Charakter hatten, an den das Zusammenkommen auf dem Marcusplatz schon die verschiedenen Stände gewöhnte.

Volkhard, dem das eigene Haus mehr und mehr unbehaglich und peinlich wurde, gewöhnte sich, die Feierstunden außerhalb desselben zu verbringen, und überall fand er Bekannte; denn sein Name war ein viel genannter in Venedig geworden, und von Bestellern neuer Arbeiten und Bewunderern der fertigen wurde es nicht leer in seiner Werkstatt. So konnte es nicht ausbleiben, daß er von allen diesen Festvorbereitungen hörte und daß auch Camilla's Name immer wieder vor ihm genannt wurde. Ja, man fing schon an, ihr Verhältniß zum Gatten zu besprechen. Wer sie früher, noch während ihres Brautstandes, gekannt hatte, in ihrer kindlichen Heiterkeit, im Uebermuth der Jugend, konnte die Veränderung nicht übersehen, die seit ihrem Hochzeitstage in ihrem ganzen Wesen eingetreten war. Ernst, fast bis zur Traurigkeit, und doch leidenschaftlich erregt erschien sie, dabei aber schöner als je. Die verschiedensten Vermuthungen über die Ursache dieser Veränderung wurden laut und bildeten das Gespräch des Tages. Volkhard hörte das Alles nicht ohne Bewegung. Die Andeutungen des Armeniers, das kurze, aber eigenthümliche Begegnen nach der Trauung, als er der schönen Frau den Halsschmuck anlegte, die Art, wie sie ihm dabei dankte, konnten ihn nicht unbefangen lassen und wie ein Räthsel, dessen Lösung er suchte und doch fürchtete, erschien ihm seine Beziehung zu der schönen, jungen Frau. Er wollte ihr aus dem Wege gehen, und doch übten die verhängnißvollen Perlen

ihres Schmuckes eine unerklärliche Gewalt, die ihn immer wieder in ihre Nähe zog. Wunderbarer Weise trug Camilla immer einen oder den andern Theil des Schmuckes, und er entdeckte Das auf den ersten Blick, so oft er ihr begegnete, was täglich geschah; denn wie er sich auch vornahm, sie zu meiden, fast unwillkürlich mischte er sich doch unter die Zuschauer der Feste, die sie feierten, und kreuzte ihre Gondel, wenn sie zur Kirche oder zum Einkauf in irgend ein Kaufgewölbe fuhr. Zuletzt war es kein Zufall mehr, denn er kannte die Stunden, zu denen sie in ihre Gondel stieg, kannte die Stufen, an denen sie anlegen ließ, und es verging kein Tag, an dem er nicht einen Theil seiner Perlen gesehen hätte, sei es nun, daß sie den Schleier auf Haupt oder Brust befestigten, sei es, daß sie dem leichten, flatternden Seidenmantel als Agraffe dienten, sei es, daß sie den schlanken Arm umfingen; und an den Perlen erkannte er Camilla immer, selbst wenn die dunkle Sammetmaske ihre bleichen Züge deckte. Er hatte kein Wort wieder mit ihr gewechselt seit dem Morgen des ersten Begegnens, und doch wußte er, daß ihr Auge ihn suchte und fand bei jedem Begegnen, und wenn er noch so fern von ihr blieb. Zuletzt wurden ihm diese Begegnungen eine Gewohnheit, der er zu entfliehen suchte und in die er immer wieder wie von geheimnißvoller Gewalt hineingezogen wurde.

Wochen waren so vergangen, Wochen der Qual für Walpurgis, der fieberhaften Aufregung für ihren Gatten, der leidenschaftlichen kummervollen Empfindungen für Camilla. Der geckenhafte, eitle und alberne Gatte, der ihr früher gleichgiltig gewesen war, dem sie sich, auf Wunsch ihrer Familie, ohne Ueberlegung verlobt hatte, fing an ihr fast verhaßt zu werden. Volkhard, den sie sich in der Entfernung mit aller Poesie umkleidete, die damals aus der Erklärung seines Schmuckes ihr entgegen getreten war, der ihr das Ideal männlicher Schönheit wurde, beschäftigte alle ihre Gedanken. Zuerst war es ihr lieb, daß er ihr fern blieb, ein Wiedersehen, ein Blick genügte. Dann aber trat ein so tiefer Widerwille gegen den Gatten ein, sie fühlte sich so verlassen in der neuen Umgebung, in der sie Niemand hatte, dem sie sich vertrauen durfte, ja, dem sie vertrauen wollte, daß sie sich wie nach einer Erlösung nach einem Wort von Volkhard sehnte, der ihr in der unheimlich fremden Stadt wie der einzige Freund erschien. Ihre Empfindung war zuerst eine vollkommen unbewußte, fast kindliche, aber sie wuchs und wuchs und loderte zu glühender Leidenschaft auf. Eines Tages lehnte Volkhard wieder an der Säulenhalle eines Palastes und sah erwartungsvoll die Gondel nahen, von der er wußte, daß sie Camilla trüge. Langsam zog sie daher und vorsichtig legte sie an. Die Diener breiteten den Teppich von der Gondel über die feuchten Steinstufen und aus dem dunklen Dach trat die junge Frau hervor. Volkhard wollte seinen Schritt wenden, aber schimmernd im Schein der Sonne fesselten die Perlen der Agraffe, die den dichten Schleier am Haar befestigten, seinen Blick und bannten ihn auf seinen Platz. Camilla trat auf das Bret, das zu den Stufen des Landungsplatzes hinübergezogen war; aber, sei es, daß das Sonnenlicht sie blendete,

sei es, daß ihr Auge mit Anderem beschäftigt war, sie trat fehl und ihr Fuß glitt aus. Ein leiser Schrei entschlüpfte ihren Lippen, halb hing sie noch an dem schwanken Bret, doch nur eine Bewegung der Gondel und sie mußte in's Wasser hinabgleiten. Ehe aber noch die Diener die Gefahr übersehen konnten, ehe sie helfend hinzueilten, hatte schon Volkhard die Stelle erreicht, faßte die Halbohnmächtige mit starkem Arm und trug sie die Steinstufen hinauf. Camilla war schnell gefaßt. Sie lächelte über den Unfall, schlug den Schleier zurück und heftete einen dankenden Blick auf Volkhard, der sie auf der obersten Stufe niedersetzte und besorgt fragte, ob sie auch nicht verletzt sei. Camilla gab einige flüchtige Befehle an die Diener, die sich an der Gondel zu schaffen machten, und richtete sich an Volkhard's Arm auf; als sie aber den Fuß aufsetzen wollte, fühlte sie einen heftigen Schmerz und wäre wieder zurückgesunken, hätte nicht Volkhard's starker Arm sie gehalten. So lehnte sie zitternd an ihm, den Kopf an seine Brust geneigt.

„Meister", flüsterte sie, „Ihr habt mir vielleicht das Leben gerettet und ich weiß nicht, ob ich Euch dafür Dank sagen soll."

„Wäre Euch dies Leben voll Glanz, Schönheit, Reichthum so wenig werth, Signora?" fragte Volkhard. Camilla schwieg eine Weile. Sie versuchte es wieder, einen Schritt vorwärts zu machen, aber auf's Neue zuckte sie schmerzvoll zusammen bei dem fruchtlosen Versuch, so daß es Volkhard bemerkte.

„Um Gottes Willen, Signora", rief er, „Ihr habt Euch verletzt." Camilla konnte es nicht verschweigen und bat ihn, sie in die Gondel zurückzubringen. Er rief die Diener und schickte nach einem Tragsessel, während er sie halb tragend, halb stützend, in kräftigem Arm hielt. Camilla schien den Schmerz zu vergessen und sah ihn mit leidenschaftlichen Blicken an. „Volkhard", flüsterte sie, „gesegnet sei der Unfall, der mir endlich ein Wort zu Euch gestattet, auf das ich seit Wochen harre. Euch muß ich von meinem Geschick erzählen, Ihr allein werdet mich verstehen, zu Euch allein habe ich Vertrauen."

Volkhard stieg das Blut in's Gesicht. Er wäre so gern entflohen und durfte doch die Hülflose nicht aus seinem stützenden Arm lassen; er versuchte, den Blick abzuwenden, damit sie seine Verwirrung nicht sähe, aber sein Auge konnte sich nicht wenden von dem Schmuck, der ihr den Schleier auf der Stirn festigte. Die Perlen seiner Mutter hielten seine ganze Seele gebannt. „Signora", sagte er mit bebender Stimme, „es ist besser für Euch und für mich, wenn wir kein Wort mehr tauschen, vielleicht, wenn wir uns nicht wieder begegnen."

„Soll ich denn die einzige Stütze verlieren in dieser grauenvollen Oede?" rief sie heftig, und mit schmerzvollster Bitte fügte sie hinzu: „Volkhard, versprich mir, daß ich Dich wiedersehe!"

Die Diener kamen mit dem Tragsessel. Camilla heftete den angstvoll fragenden Blick auf Volkhard, der schweigend neben ihr stand. Da nestelte sie, schon im Tragsessel sitzend, die Agraffe aus ihrem Haar, brach eine der leichten Arabeskenranken mit schnellem Druck der kleinen

Finger und reichte den Schmuck Volkhard hin. „Meister!“ sagte sie, „das ist Eure Arbeit, sie ist mir soeben zerbrochen. Fügt sie mir eiligst zusammen, denn ich kann den Schmuck nicht missen, und bringt sie mir in meinen Palast. In einer Stunde erwarte ich Euch.“

Volkhard hielt wieder einen Theil der verhängnißvollen Perlen in seinen Händen, Camilla's Auge sah ihn so bittend an, und wie von geheimnißvoller Macht gezwungen, versprach er zu kommen. In Camilla's Auge zitterte eine Thräne. Sie zog den Schleier über das Gesicht und ließ sich in die Gondel zurücktragen, die bald wie ein Pfeil dahinschoß. Volkhard sah ihr nach und setzte sich in heftiger Aufregung auf die Stufen des Landungsplatzes nieder. Wieder und wieder drückte er den Schmuck, den er in der Hand hielt, an die glühende Stirn. Er zog ihn hin zu der schönen Frau, der er gehörte, und doch war es ihm, als sei er ein heiliger Schutz gegen die leidenschaftlichen Empfindungen, die seine Ruhe zu vernichten drohten. Er dachte der früh geschiedenen Mutter und ihr mahnender Blick wurde der Talisman seines Herzens. Er bemerkte nicht, was um ihn vorging, und so hatte er nicht gesehen, daß, schon als er Camilla noch in seinen Armen hielt, eine schwarze Frauengestalt, mit der verhüllenden Maske auf dem Gesicht, hinter einem Portal stand und ihn beobachtete. Er sah nicht, daß die Gestalt mehrmals versuchte, zu ihm heranzutreten, und immer wieder den Entschluß aufgab, ja, selbst als er aufgestanden war und heimging, bemerkte er nicht, daß die Frau, deren Gewand er im Vorüberschreiten streifte, mit glühendem Blick, mit Schmerz und Groll ihm nachsah. Zu Haus fand er Walpurgis nicht in ihrem Zimmer und ging sofort in die Werkstatt, um den zerbrochenen Schmuck wieder zusammenzufügen. Er wurde ganz ruhig bei der Arbeit und das Versprechen, das er der schönen Camilla gegeben hatte, erschien ihm mehr und mehr gleichgiltig, ja, es schien ihm nothwendig, sich gegen sie auszusprechen, und als er sauber und sorgsam die Arabesken gefestigt und zurecht gebogen hatte, machte er sich leichteren und zuversichtlicheren Herzens, als er gekommen war, auf den Weg zum Palast des Marchese Bernardo.

Die arme Walpurgis hatte indessen schwere Stunden verlebt. Längst schon war es ihr nicht entgangen, daß Volkhard, was er früher niemals that, oft plötzlich seine Arbeit verließ, ohne Abschiedsgruß forteilte, leise, als solle sie es nicht bemerken, heimkehrte, und nicht mit einem Wort erwähnte, wo er gewesen sei. Wieder heute hatte sie ihn die Werkstatt, das Haus verlassen sehen und, ergriffen von einer Angst, einer quälenden Empfindung, die sie sich zwang, nicht klar zu machen, hatte sie den Mantel umgeworfen, die Maske vor das Gesicht gedrückt und war der Richtung gefolgt, die der Gatte eingeschlagen hatte. Eine Zeit lang irrte sie durch die engen, verworrenen Gäßchen, zwischen denen sie noch immer nicht gelernt hatte, sich zurecht zu finden, als sie auf einmal am Canale grande stand und mit dem ersten Blick Volkhard entdeckte, der die prächtige Signora im Arm hielt. Der Athem stockte ihr und sie mußte sich an der Säule eines Portals halten, um nicht zusammen-

zusinken. Und so stand sie und sah den Abschied der Beiden, sah die Blicke, die sie wechselten, sah die Aufregung des Gatten und hörte das Versprechen, das er in die Gondel der Fremden nachrief, in einer Stunde bei ihr zu sein. Dann war Volkhard allein, sie wollte zu ihm treten, aber wenn er den Schmuck, den die glänzende Frau ihm gereicht hatte, an Lippen und Stirn drückte, schwankte sie zurück und Empfindungen ergriffen sie, die sie niemals vorher gekannt hatte. So voll Eifersucht, Schmerz und Groll kam sie nach neuen Irrgängen in ihrem Hause an, grade noch zur rechten Zeit, um Volkhard die Werkstatt verlassen zu sehen. Sie wußte es, wohin er ging. Walpurgis brach nicht zusammen. Die Maske riß sie vom Gesicht und ging in festen Schritten in ihrem Zimmer auf und ab. „So ist denn Alles, Alles verloren", rief sie händeringend. „Nun, desto besser; ich, die ihn nicht glücklich, die ihn elend machte, bin auf ewig von ihm geschieden und er, vielleicht, kann noch glücklich werden." Der Hohn über ihr Geschick trat ihr an's Herz, sie wollte auflachen, krampfhaft zuckte es um ihre Lippen, aber kein Lachen, nicht einmal das der Verzweiflung, nur ein greller Schmerzensschrei entrang sich der geängstigten Brust. So unglücklich war sie noch niemals gewesen, als in dieser Stunde. Sie verglich mit ihr die Zeiten des Heimwehs, der Sorgen, und wie beglückt erschienen ihr diese im Vergleich, wie beneidete sie jetzt die Tage, die sie in Thränen zugebracht hatte. „Damals konnte ich weinen", rief sie. „Und weshalb könnte ich es nicht mehr? Ist mein Geschick nicht hundertfach der Thränen werther als damals? Weil ich es jenem grausamen Mann versprach, für diesen Mammon, an dem Volkhard strauchelte und mir verloren ging? Ich will weinen!" Und sie rang die Hände, wieder und wieder, und der Schmerz wühlte in ihrem Herzen, ihr Auge brannte, aber es blieb trocken — sie hatte es verlernt zu weinen. Der Heimat dachte sie, der hingeschiedenen Mutter, der verwaisten Geschwister. „Wohl der Mutter", rief sie aus, „die mich vertrauensvoll fortließ von ihrer Seite, die mich glücklich wähnte an der Seite meines Gatten, daß sie Das nicht erlebte, daß sie ihr liebes Kind nicht verstoßen, verrathen sah, verlassen auf fremdem, freundlosen Boden." Dann plötzlich wurde ein Entschluß in ihr reif. „Zu meinen Geschwistern will ich, in die Heimat, da ist mein Platz, dahin ruft mich die Pflicht; hier bin ich unnütz, hier bin ich im Wege." Sie wollte mit Zorn, mit Gleichgiltigkeit an den Gatten denken, aber die alte Liebe übertönte immer wieder den jungen Groll. Sie wollte ihm zürnen, aber sie wußte es kaum selbst, daß sie mit Zorn begann und immer wieder damit aufhörte, ihn zu beklagen, zu entschuldigen. Dabei aber reifte immer mehr, wie eine Nothwendigkeit, der Entschluß, sich von ihm zu trennen. Sie öffnete die unscheinbare alte Truhe, das Einzige, was sie als Andenken an die Heimat aus der kleinen, ärmlichen Wohnung in ihr geschmücktes Haus herübergenommen hatte, und zog die Kleider hervor, die sie als Mädchen, noch auf der Reise getragen hatte. Die schweren seidenen Trauerkleider warf sie von sich, den Putz der fremden Stadt, die Zeichen des Reichthums, und legte die bescheidene Tracht

ihrer Mädchenjahre an, den bunten Rock, das Mieder mit der Agraffe und die Krause. Das lange blonde Haar löste sie von dem kunstvollen Kamm und schlang es in einfachen Flechten um das Haupt. Sie glaubte, so wieder das alte Wälpi zu werden und Alles zu verwischen, was dazwischen lag seit sie diese Tracht nicht mehr getragen hatte. Aber sie täuschte sich. Was wir erlebten und empfanden, läßt sich nie wieder verwischen aus der Seele, nie ganz überwinden, und wurzelt weiter hinein in die kommenden Tage, und wie ein fremdes Gewand läßt sich nichts abstreifen, was in Schmerz, Freude oder Erfahrung an uns reifte. In dem Mieder der alten Zeit schlug ein neues, schwer geprüftes Herz, eine Andere war sie geworden und Niemand hätte sich darüber täuschen können. Konnte sie es doch selbst nicht, als sie vor den Spiegel trat und sich wie eine Fremde erschien. Da fühlte sie es, daß sie nicht allein den Mann, den sie liebte, daß sie sich selbst verloren hatte, und nun erfaßte sie ein solches Grauen vor dem fremden und ewig gleich fremd bleibenden Ort, solch' Verlangen nach der Heimat, daß sie nur Eins dachte als Trost in all dem Elend, als Stütze in dieser Verlassenheit — die Heimatsluft und das Elternhaus. —

Volkhard glaubte seine ganze Ruhe und Sicherheit wiedergewonnen zu haben, als er in die Gondel stieg, um sich zu Camilla zu begeben. Er brauchte seinen Namen nicht zu nennen, die Diener kannten ihn, schienen auf ihn zu harren, und mit dem Bedeuten, daß die junge Gebieterin ihn erwarte, ließen sie ihn unangemeldet eintreten. Camilla lag bleich und mit sichtlichen Spuren des Schmerzes auf einem Divan, als aber Volkhard eintrat, flog eine leise Röthe über ihre Züge und sie winkte ihm mit der Hand, näher zu treten. Volkhard näherte sich ehrerbietig und überreichte den wieder hergestellten Schmuck. Camilla nahm ihn und warf ihn, ohne ihn eines Blickes zu würdigen, bei Seite. „Dank, Meister", rief sie, „daß Ihr gekommen seid, und doch, Ihr kommt nicht zu guter Stunde. Der schmerzende Fuß bannt mich an diese Polster und das Fieber pocht in meinen Schläfen."

Volkhard wollte sich zurückziehen, aber leidenschaftlich auffahrend rief ihn Camilla zurück.

„Meister", sagte sie, „laßt uns die Stunde nicht fortwerfen, die erste, die uns geschenkt ist —."

„Und die uns Beiden verderblich werden kann!" unterbrach er sie.

„Verderblich?" erwiederte Camilla. „Das Verderben ist da, und das Verhängniß, das über uns steht, wälzen wir nicht fort. Volkhard, weshalb sollen unsere Lippen verschweigen, was seit Wochen unsere Blicke allzu beredt aussprachen? Seit jener Stunde, in der Ihr mir das Werk Eurer Hand und Eures Geistes, den verhängnißvollen Perlenschmuck, übergabt, liegt die unlösbare Kette um uns und nicht Stolz, nicht Willenskraft, nicht Gebet vermochten mir die Kraft zu geben, sie zu zerreißen. Wie oft habe ich gebetet: „Gott, nimm sein Bild aus meiner Seele, wende sein Herz von mir, laß mich ihn niemals wiedersehen!" und wenn die Lippen die Worte flüsterten, strafte das Herz sie Lügen und bebte,

daß Gott mich erhören könne. Mein Schicksal ist gekettet an einen Gatten, der mir erst gleichgiltig war, dann lästig wurde, den ich jetzt verabscheue, weil er zwischen mir steht und Euch — denn Ihr liebt mich, Volkhard, und müßt dieselben Qualen empfinden, die mich zu vernichten drohen."

„Signora", sagte Volkhard, „nicht Euer Gatte allein ist's, der zwischen uns steht. Auch mein armes, unbeglücktes und doch geliebtes Weib trennt uns. Ihr gehöre ich und Gott schütze mich, daß ich nicht zum Treulosen an ihr werde."

„Auch Ihr seid vermählt?" rief entsetzt Camilla, „und Ihr liebt mich nicht?"

„Mein Herz gehört meinem Weibe", sagte Volkhard tonlos.

„Mensch", rief Camilla, „und Ihr drängt Euch zu mir? Bei jedem Fest, bei jeder Ausfahrt begegne ich Eurem glühenden Blick, der mich sucht, der mich nicht verläßt, der mir Ruhe und Glück raubt. Mit welchem Recht zerstört Ihr meinen Frieden?"

Volkhard stand ihr ohne Antwort gegenüber. Wie eine Schuld fiel es ihm auf's Herz, was er ohne Ueberlegung, einem geheimnißvollen Verhängniß folgend, gethan hatte. Weshalb hatte er dieses schöne, junge Weib gesucht, verfolgt? Die Perlen, die sie trug, hatten ihn gefesselt, und doch verwirrten sich die Bilder der lieblichen Frau und des verhängnißvollen Schmuckes in seinen Gedanken und Empfindungen. Das Leblose hatte er gesucht und das heißblütige Leben gefunden. Er stand entsetzt vor einem Abgrund, vor dem er nicht zurückzuschrecken, vor einem Wirrsal, das er nicht zu lösen wagte.

Camilla brach in Thränen aus. „Volkhard", schluchzte sie, „ich bin jung und verlassen. Kein Freund steht mir zur Seite und mein Herz bedarf der Stütze, des Trostes. Auf Euch richteten sich meine Gedanken, Euch suchte ich und ich zweifelte nicht, daß Ihr mich liebtet, daß Ihr jedes Opfers fähig wäret für mich. Ihr liebt mich auch, Volkhard", fuhr sie dann leidenschaftlicher fort, „Ihr liebt mich, ich weiß es, und das flammende Blut auf Eurer Wange bezeugt mir, daß ich nicht irre. Ihr seid ein Mann voll Kraft und Entschluß, gereift in der Schule der Noth, haltet mich, stützt mich, tröstet mich, daß ich nicht versinke in haltlosem Elend. Ja, wenn ich kalt wäre, wie der Marmor, und unerschütterlich, wie er, dem Sturm des Lebens entgegenstände; aber mein Herz schlägt warm und meine Thränen kann ich nicht aufhalten."

„Dankt Gott, daß Ihr Thränen habt", rief Volkhard in schmerzvoller Erinnerung, „daß Ihr in Freude und Leid den Ausdruck findet. Wähnt nicht, der Marmor wäre glücklich, weil er nicht weint, noch lacht; er ist nur nicht elend, weil er kein Herz hat."

„Laßt das!" rief Camilla. „Was kümmert's mich, ob der Stein empfindet, ich weiß, was ich leide, und weiß, in welcher Seligkeit ich aufjauchzen würde, wenn Ihr mein wäret, wenn Ihr mein sein könntet."

„Camilla", sagte Volkhard, „nichts weiter! Um Euret- und um meinetwillen müssen wir scheiden, scheiden für immer."

Er machte einige Schritte zur Thür, dann aber, überwältigt von

dem Anblick der weinenden Frau, sank er vor ihrem Lager nieder und drückte die heiße Stirn auf ihre fieberhafte Hand.

„Siehst Du, Volkhard", flüsterte sie, „siehst Du, daß Du mich liebst." Und ein wehmüthiges Lächeln des Glücks zog über ihre Züge. Dann entzog sie ihm die Hand, und als er den Kopf heben wollte, beugte sie ihn nieder und spielte mit den braunen Locken, schmeichelnd wie ein spielendes Kind. Er aber fühlte die Perlen seiner Mutter, als der Arm, den sie umschlossen, seinen Nacken berührte, und Friede und Ruhe kam über ihn und die Zuversicht, daß er auch aus diesem Geschick den Weg finden würde. So schwiegen sie lange und ein wunderbares Glück zog beruhigend durch ihre schmerzerfüllten Herzen. Ein Diener klopfte leise und meldete den Arzt. Der junge Meister stand auf. „Volkhard", flüsterte Camilla, „laß uns so nicht scheiden. Du mußt mir den Weg zeigen, daß ich, ohne zu straucheln, weiter wandle auf dem Pfade, den mein Geschick mir vorzeichnet. Tritt in jenes Zimmer."

Volkhard gehorchte. Als der schwere Seidenvorhang hinter ihm zugerauscht war, öffnete sich die Thür und der Armenier trat ein. Leise, ohne ein Wort der Frage, untersuchte er den leidenden Fuß. Er war nur verstaucht. Der Armenier strich ihn mit den schmalen, bleichen Fingern, rieb eine Salbe ein und legte den Verband um. Camilla ließ Alles ohne ein Zeichen des Schmerzes geschehen. Dann faßte der ernste, wortkarge Mann nach dem Puls. „Ihr habt Fieber, Signora Marchesa", sagte er, „und mehr als die geringe Verletzung bedingt"; und dabei richtete er einen forschenden, durchdringenden Blick auf die schöne Frau.

Camilla wollte ein Wort der Erklärung einwerfen, der Armenier ließ sie nicht ausreden.

„Ich habe Euch nicht gefragt, Signora, wie Ihr den Fuß verletztet. Beim Aussteigen aus der Gondel seid Ihr ausgeglitten, weil Auge und Gedanken bei dem jungen Goldschmied waren, der dies Armband fertigte, nicht aber auf den unsichern Weg achteten, den Euer Fuß betrat. Ihr hättet Eure Unvorsichtigkeit mit dem Leben büßen können, hätte sein starker Arm Euch nicht gerettet. Ich frage auch nicht, woher Euer Puls so fieberhaft klopft, denn ich weiß es. — Vor kaum einer Viertelstunde kniete er hier zu Euren Füßen, und ich hätte nur jenen Vorhang zu heben, wollte ich ihn hereinrufen."

Camilla sah ihn entsetzt an. „Das war Alles vorausbestimmt, Signora", fuhr der Armenier ganz ruhig fort, „und glaubt nicht, wenn Ihr zurückdenkt, daß Ihr die Fäden dieses Knotens hättet abreißen können, da oder dort. Wie es kam, Schritt für Schritt, mußte es kommen, und der Knoten legte seine Fäden an, längst ehe Ihr davon wußtet. Armuth und Noth mußten den jungen Meister in meine Hand geben, wie selbstverschuldetes Siechthum mir längst Euren Gatten zugeführt hatte. Wer hätte gedacht, als dieser dem fremden Meister, auf meine Empfehlung, den Brautschmuck bestellte, als Jener ohne Ahnung, wer ihn empfangen sollte, die sinnvolle Zeichnung entwarf, daß dieser Schmuck zwischen den Frieden beider Häuser treten und trennen würde, was das

Geschick nach freiem Willen verband. Euch, Signora, hätte er fast den Tod gebracht, und was wäre das gegen die qualvollen Empfindungen, die jetzt Euer Herz, das seine dort in jenem Zimmer und noch eines in diesem Augenblick empfinden?“

„Mensch!“ rief Camilla, „ich habe Dich rufen lassen als Arzt, nicht als Richter meines Gewissens.“

„Und als Arzt bin ich auch gekommen“, erwiederte ganz ruhig der Armenier. „Meint Ihr, nur der Fuß, der strauchelte, bedürfe des Arztes, und nicht auch die strauchelnden Gedanken? Wenn mein Rath Euren stürmenden Puls zurückzuführen vermag in das richtige Gleis, weshalb nicht Euer stürmendes Herz? Wechselwirkung ist Alles und Weiterwirken, und so verzweigen sich die Geschicke der Menschen durch die ganze Menschheit von Geschlechtern auf Geschlechter. Keiner steht für sich allein, Keines Denken und Empfinden ist sein ausschließliches Eigenthum; Sünde und Tugend geht weiterzeugend von Einem zum Andern und wir Alle sind theilhaftig und verantwortlich für die große Gesammtsünde der Welt. Die aber ist der Kampf gegen die Gesetze der Schöpfung, die die Geschöpfe längst vernichtet hätten, stünde nicht über Allem die Macht, die kein Raum, keine Zeit begrenzt.“

„Sind das Worte, die mein Ohr vernimmt, Gedanken, die in meinem Kopf aufsteigen, riesengroß, zermalmend, oder sind es Irrbilder meines Fiebers?“ sagte Camilla. „Gleichviel, ich will nichts mehr hören, denn ich verstehe Euch nicht.“

„Versteht der Kranke den geheimnißvollen Tropfen der Arznei, der heilend durch seine Adern rollt?“ fragte der Armenier. „So braucht Ihr das Wort nicht zu verstehen, das Eure Gedanken heilend umlenkt in andere Bahnen. Umändern kann nicht Arznei noch Wort; aber umlenken in den natürlichen Gang, den jedem Einzelgeschöpf als sein Eigenwesen die Schöpfung vorzeichnete.“

Camilla erwiederte nichts mehr. Sie senkte die Wimpern wie zum Schlaf und das schöne Haupt sank zurück; Volkhard aber riß den Vorhang auseinander, der ihn von dem Zimmer trennte, und trat zornglühend vor den Armenier.

„Ihr rühmt Euch, ein Arzt zu sein, der heilende Tropfen in die Adern gießt, und Ihr heilt nur, was Eure eigene Hand vergiftete. Ihr rühmt Euch, die Geschicke in das natürliche Gleis zu lenken, und Ihr selbst habt sie aus ihrer Bahn gerissen. Ihr könnt nur den Knoten lösen, den Ihr selbst verwirrend geschlungen habt. Wer giebt Euch ein Recht, zu spielen mit unseren Geschicken und einzugreifen, um Euch dann prahlend den Arzt zu nennen, der Blut, Herz und Gedanken zu heilen vermag?“

„Ich bin nicht das Schicksal, ich bin nur sein Werkzeug, und das sind wir Alle“, sagte der Armenier. „Dränge ich mich auf mit Rathen und Handeln? Ihr sucht mich und ich gebe nur, was Ihr fordert. Aelter bin ich um ein Geschlecht als Ihr, und was Ihr empfandet, schmerzvoll beseligend, in dieser Stunde, ich habe es durchempfunden,

durchgekämpft und entwirrt in meinem Herzen, ehe Ihr waret, wie es wieder und wieder die Geschlechter durchleben müssen, die nach uns kommen. Niemand von Denen, die waren, die sind und die werden, ist der Glücklichste oder der Unglücklichste; Jedem kommt der Tag, an dem die Zunge seiner Waage steht und ihr Senken und Schwanken ist sein eigenes Verschulden. Ihr sagt, ich drängte mich zu Euch, und ich sage, ich gehörte in Euer Geschick, als noch Zukunft war die erste Stunde Eures Lebens. Ihr beschuldigt mich, Euer Schicksal zu verwirren, und verworren war es, ehe Ihr hineintratet. Gut denn, ich will Euch aus dem Wege gehen, Euch nicht wieder begegnen, aber ich sage Euch, Ihr werdet mich suchen und unser Geschick wird sich gemeinsam erfüllen. Nicht eher aber sollt Ihr mich finden, bis Ihr mir bringt, was aus meiner Hand ging in die Eure, was ich bewahrte durch ein halbes Leben, und was Ihr fortgabt und doch nicht los werden konntet — die Perlen Eurer Mutter.“ Leise wandte er sich, lautlos schritt sein Fuß über die weichen Teppiche und wie ein Windhauch durch die Thür streicht, die er öffnet und schließt, als hätte sie keiner fremden Kraft gehorcht, hatte er das Gemach verlassen.

Stumm blieb es eine Weile im Zimmer, als zittere ein Grauen noch durch den Raum, dann schlug Camilla die Wimper auf und blickte scheu um sich. „Ist er fort?“ flüsterte sie. „Wer war der Mann, Volkhard?“

„Frage mich nicht nach Räthseln, die mir seit Jahren die Gedanken verwirren!“ erwiederte er.

Camilla richtete sich auf und nicht bedenkend, was sie an das Lager gebannt hatte, schritt sie durch's Zimmer.

„Ihr geht, Euer Fuß ist geheilt?“ rief Volkhard.

Sie sah ihn verwundert an. „Ich fühle ihn nicht mehr und hatte vergessen, daß er krank war“, sagte sie und legte die Hand auf die Stirn. „Ich glaube, ich hatte Fieber, aber mein Puls ist ruhig und nur bleischwer liegt es noch auf meinen Gedanken. Stoßt das Fenster auf, Meister, daß die frische Luft über das Wasser einströmt. Es ist so beängstigend, so beklommen im Zimmer.“ Volkhard öffnete das Fenster. „Camilla“, sagte er, „laßt uns scheiden und uns nicht wieder begegnen, bis Jeder für sich seinen Pfad bahnte und sein Ziel in's Auge faßte.“

Sie reichte ihm ruhig die Hand. Kein Wort hielt ihn zurück, und so verließ er das Gemach, warf sich in die Gondel und trat dann in sein Haus, als wäre ein schwerer Traum ausgeträumt, dessen Bilder nur noch wie Schatten durch das Erwachen streiften.

Walpurgis trat ihm entgegen. „Ich habe Dich lange erwartet“, sagte sie.

Befremdet sah er sie in der Tracht der Heimat und fragte nach der Ursache.

„Ich gehe heim!“ antwortete Walpurgis, „heim zu meinen Geschwistern, die meiner bedürfen; in die Heimatluft, die mich vielleicht,

wenn auch nicht genesen, doch vergessen macht; auf die Heimatserde, auf der ich Erinnerung vergangener beglückter Tage wiederfinde."

„Und ich?" fragte Volkhard.

„Du bleibst zurück!" war die Antwort. „Wir sind auf ewig geschieden, Volkhard."

Er starrte sie fragend an.

„Ich mache Dir keine Vorwürfe", fuhr sie fort. „Ich weiß, wie Alles kam, wenn ich es auch nicht verstehe. Du kannst mich nicht mehr lieben, das ist nicht Deine Schuld, wie es nicht die meinige ist, wenn ich nicht mehr anders sein kann, als ich bin. Du liebst mich auch nicht mehr, ich weiß es, Du liebst eine Andere —"

„Walpurgis!" rief Volkhard.

„Unterbrich mich nicht!" fuhr sie eiskalt, mit unbewegter Stimme fort. „Ich fordere kein Geständniß, aber auch ein Verläugnen will ich nicht hören. Es würde mir Dein Bild in der Erinnerung verdunkeln, denn Du stehst vor meiner Seele, das Ideal des kräftigen, kampfesmuthigen, wahren Mannes. Sieh', Volkhard, mir ist's, als wären wir Beide das Rohr, das der Wind durch einander rauschte und das sich senkte und hob, bis der Sturm kam, der es beugte. Das schwache Rohr brach, aber das starke steht noch aufrecht. Und das starke bist Du, und Du kannst noch weiter grünen im Regen und Sonnenschein. Aber das schwache senkt das Haupt und glänzt nicht wieder im leuchtenden Tag und thaut nicht im Schatten der Nacht. Ich bin das Glanz- und Thränenlose, was mich aber brach und Dich bestehen ließ, war Gottes allmächtiger Odem, dem wir nicht widerstehen konnten. Darum aber können wir scheiden ohne Groll und an einander gedenken ohne Reue."

„Walpurgis!" sagte Volkhard, „Du sollst zurückkehren in Deine Heimat, denn Du bist krank, aber Du kannst wieder genesen. Ich aber ziehe mit Dir und weiche nicht von Deiner Seite, denn da ist mein Platz und ich habe nicht das Recht an ihn verloren. Du verweigerst meine Erklärung. Dasselbe fordere ich von Dir. Mein Entschluß steht fest wie der Deinige. Du gehst heim, aber ich gehe mit, wohin Du gehst."

VI.

Und sie zogen mit einander über die Alpen und standen wieder auf deutscher Erde, stumm und wortkarg neben einander. Und so traten sie ein in Walpurgis' Elternhaus. Es war leer, der Oheim hatte die Geschwister zu sich nach Nürnberg geholt. Aber da war Alles noch unverändert im Gemach, nur die Schwarzwälder Uhr stand still an der Wand; als aber Walpurgis, wie so oft in früheren Jahren, die Gewichte aufzog, tickte sie ihr wieder ein einförmiges Willkommen entgegen. Sonst aber überall Spuren plötzlich gebrochenen Lebens, das nicht wieder aufwachte wie der Zeiger der Zeit. Walpurgis machte Feuer an auf dem Herd und begann an alter lieber Stätte neuen Raum zu richten für sich und den Gatten. Das Herz wollte ihr zerspringen vor Weh und zugleich lag

doch ein Segen in diesem Schmerz und ihr war als wäre sie aus der Luft, in der sie haltlos flatterte, wieder auf die Erde gekommen und fühlte Boden unter den Füßen. Volkhard beobachtete sie still und betrübt und ließ sie gewähren. Er sah wie sie rang mit dem Weh, wie sie Alles wieder ergriff, was ihr lieb war seit der unbewußten Kindheit und wie doch keine Thräne des Schmerzes, der Rührung, der Wehmuth in ihr Auge trat. Dann gingen sie wol miteinander in den kleinen Garten, der der Schauplatz von Walpurgis' Kinderspielen und später ihrer emsigen Arbeit gewesen war. Auch hier war Alles wie sonst und doch so verändert. Auf den Wegen, die seit Monaten kein Fuß betreten hatte, wucherte Gras und Kraut überall hervor. Die sonst immer so sauberen Beete waren aus ihren Grenzen gewichen und selbst die uralten Linden, in deren Schatten schon Enkel und Enkelkinder geruht hatten, senkten ihre Zweige tiefer und sperrten Weg und Aussicht. Nur das Leblose steht still, das Lebendige schreitet fort, frei und eigenwillig, wenn die Hand starr wurde, die es lenkte.

Erst versuchte Walpurgis Alles wieder herzurichten wie in früheren Jahren und Volkhard ging ihr unermüdlich zur Hand. Dann aber, unwillkürlich, gab sie eins nach dem anderen auf, denn es blieb doch nur Erinnerung und wurde kein neues Leben wieder. Ja, die liebsten Blumen und Sträucher grub sie aus und schmückte damit das Grab der Mutter. Es waren wunderbare Tage, die die Gatten verlebten. Erst war es nur Erinnerung, die sie suchten und fanden und über die Gegenwart schwiegen sie, denn da wollte sich noch immer kein neues Band knüpfen. Aber gesprächiger wurden sie in der Einsamkeit und Walpurgis konnte oft Stundenlang erzählen von Kinderjahren, Frohes und Trübes durcheinander und auch die Tage sprachen sie wieder durch, die ihrer Hochzeit voran gingen. Es waren das nur wenig Wochen und sie kamen ihnen vor wie ein halbes Leben. Erst hieß es: „Das ist der Platz, wo ich spielte", dann schon: „Das war der Baum, unter dem ich lernte", und so wurde unbemerkt zur Vergangenheit, was Erinnerung erst zur Gegenwart zu beleben versucht hatte. Bald ließen sie auch den Garten wachsen wie er wollte und gewöhnten sich an den Gedanken, daß Das, wofür er so gepflegt und geordnet war, vergangen sei. Ab und zu sah wol ein Nachbar in Haus und Garten hinüber, aber Walpurgis war Allen fremd geworden und fühlte sich selbst fremd ihnen gegenüber. So blieb es meist beim ersten Gruß. Die Menschen haben nun einmal eine Scheu, die fast zum Groll wird gegen Die, die sich aus ihrer Bahn in fremde Gewohnheiten und Anschauungen hineingelebt haben und so stand Walpurgis, die doch hier aufgewachsen war, bald wie ein unberechtigter fremder Eindringling unter den Genossen ihrer Kindheit. Nach Nürnberg waren sie gleich in den ersten Tagen hinübergefahren. Die Geschwister hatten Walpurgis kaum erkannt, hatten sie sie doch seit Jahren nicht gesehen, und waren zutraulicher zu den fremden Menschen, bei denen sie untergebracht waren, als zu der eigenen Schwester. Diese begnügte sich mit der Ueberzeugung,

daß an Pflege und Erziehung nichts fehle, um so weniger als Volkhard reichlich beisteuerte, wo hier und da noch angenehmer gesorgt werden konnte. Ueberdies hatte der Oheim die Geschwister unter seine besondere Obhut genommen, aber er war auch älter geworden, er konnte sich in die Gatten und ihre Art und Weise nicht zurechtfinden und so beeilte Walpurgis die Rückkehr in das elterliche Häuschen, ohne sich klar zu machen, wie lange sie dort zu verweilen gedächte. Volkhard störte sie mit keiner Frage, aber das wurde ihr immer fühlbarer, daß hier ihre Heimat nun nicht mehr sei und sie wartete fast darauf, daß der Gatte sie erinnern würde, nun sei es Zeit, wieder an sein Geschäft zurückzukehren und unwillkürlich dachte sie an das Heimreisen, denn die Heimat war ihr fast zur Fremde geworden und die Fremde erschien ihr beinahe wie eine Heimat. Volkhard behandelte die Gattin mit der Sorgfalt und Schonung, mit der man einer aus schwerer Krankheit Genesenden begegnet. Alles vermied er, was sie aufregen, was sie beunruhigen, ja was überhaupt ihr Gemüth ergreifen konnte. Sie sollte nicht daran erinnert werden, daß ihr die Thränen fehlten. Er that Das mit dem feinen Nachempfinden, mit der unablässigen Geduld, der nur die Liebe fähig ist, aber gerade das Vermeiden aller der Gespräche, die recht eigentlich ihre Herzen zu einander geführt hätten, legte eine kalte Ruhe zwischen die Gatten, die entfremdete und trennte. Nichts ist gefährlicher in dem Verhältniß zweier Menschen, als wenn sie mit stillem Abkommen die Dinge unbesprochen lassen, die ihnen gemeinsam am wichtigsten sind, und das Glück der Ehe scheitert öfter an dem unausgesprochenen, als an dem selbst leidenschaftlich herausgestoßenen Wort. Walpurgis fühlte es wol, wie der Gatte sie schonte, sie erkannte darin seine Liebe und doch ließ ihr diese Erkenntniß eine bittere Empfindung zurück, gegen die sie gewaltsam ankämpfen mußte und die sie doch mehr verbarg als überwand. Wie beglückend hätte ohne diese, jedem Dritten unerklärliche Scheidewand die einsame Zeit sein können! So war sie nur beruhigend.

Der Herbst nahte heran und wollten sie noch nach Venedig zurückkehren, so drängte die Zeit. Eine Winterreise über die Alpen war damals noch nicht allein beschwerlich, sondern auch gefahrvoll. Vielfach hatte schon Volkhard's, übrigens zuverlässiger, Geschäftsführer an die Rückkehr gemahnt. Volkhard reichte Walpurgis die Briefe, aber jedesmal zuckte sie zusammen und vermied es von der Heimat zu reden. Ihr war als würde sie dort den Gatten verlieren und hatte doch nicht die Zuversicht, daß sie ihn ganz wiedergewonnen hätte. Sie verdoppelte dann ihre freundliche Hingabe, aber sie schwieg. Nach und nach aber wurde es ihr fremder und fremder in der Heimat, immer abgestorbener erschienen ihr die Erinnerungen und noch Eins kam dazu, das ihr ganzes Wesen veränderte: Gott hatte ihr eine lange versagte Hoffnung gegeben. Als sie schüchtern dem Gatten ihr Geheimniß vertraute, als er es mit Thränen der Freude empfing und sie stürmischer als seit langer Zeit an's Herz drückte, da empfand sie es wie einen verzweiflungsvollen Schmerz, daß ihr die Thränen versagt waren und auch zwischen dies gemeinsame Glück

schob sich die kalte Hand des Geschickes, das über sie gekommen war. Nun aber war um so weniger an die Rückreise zu denken und die Gatten richteten sich in ihrer Einsamkeit für den Winter ein. Volkhard, arbeitsgewohnt wie er war, hatte sich in einem Hinterstübchen eine kleine Werkstatt eingerichtet und schaffte emsig. Mancher Silberschmuck ging so durch Händler, die ihn abholten, in die Hände der Landleute und noch jetzt, in immer wieder treu nachgebildeter Wiederholung, zeigen die eigenthümlichen Ketten und Kreuzchen der thüringer Bauern den Ursprung in Italien gelernter Kunst.

Der Frühling kam und mit ihm die Erfüllung von Walpurgis' Hoffnung. Ein Töchterchen wurde geboren. Volkhard war überglücklich und verließ die junge Mutter nicht einen Augenblick. Feuchten Auges nahm er das Kind in den Arm und ein neues Leben auch für ihn war ihm aufgegangen. Walpurgis betrachtete das lange ersehnte Geschenk Gottes mit angstvollem Blick. Das Herz war ihr oft so thränenschwer vor Wehmuth und das Auge blieb trocken. Dann trat ihr das neue Glück so warm in's Gemüth, wenn die unschuldigen Kinderaugen zu ihr aufblickten, sie wollte ihm entgegenlächeln und es blieb bei einem krampfhaften Zucken der Lippe. Kein Lächeln wollte ihre Züge umspielen. Immer wieder erschien sie sich wie ein Stummer, der angstvoll ringt seinem Gedanken Worte zu leihen und dem lautlos die Lippen geschlossen sind. Sie fühlte es: was sie von dem Gatten trennte, das stand auch zwischen ihr und ihrem Kinde und die qualvollste Empfindung von Eifersucht ergriff ihr Herz, wenn Volkhard mit spielendem Lachen die Aufmerksamkeit des Lieblings zu wecken suchte. „Ihn wird sie lieben", dachte sie, „er kann mit ihr lachen und weinen, mich wird sie niemals verstehen und sich scheu von mir wenden." Verzweifelnd drückte sie bei solchen Betrachtungen den Säugling an's Herz oder entriß ihn angstvoll ihrem Gatten, als gäbe sie ihn verloren, wenn er in seinen Armen wäre. Volkhard wünschte das Kind nach seiner Mutter, Charis, zu nennen, als er aber vor Walpurgis zum erstenmale den Namen aussprach, wies sie ihn mit Grauen von sich. Jener Dämmermorgen trat ihr wieder vor die Seele, an dem sie diesen Namen, der auf dem Schloß der Perlenschnur stand, zum ersten Male hörte, jener Schnur, die die Ursache alles ihres Elends geworden war. „Nicht den Namen!" rief sie, „ich bitte Dich, Volkhard, ich könnte ihn niemals aussprechen ohne Entsetzen."

Volkhard wandte sich tief verletzt ab. Wie konnte sie sich vor dem Namen seiner Mutter entsetzen? Dann, als er sich den Zusammenhang nachgedacht und klar gemacht hatte, nahm er sich zusammen und fragte ruhig und freundlich: „Wie willst Du sie nennen, Walpurgis? Mir ist jeder Name lieb, wenn ihn mein Kind trägt."

Nach kurzem Besinnen sagte Walpurgis, indem sie die Hände faltete: „Laß sie uns Benigna nennen." Und so geschah es.

Die Briefe aus Venedig wurden immer dringender und so wurde die Heimreise vorbereitet, ohne eigentlich die Frage zu erörtern. Walpurgis hatte sich schon vorher entschlossen, das elterliche Haus und

Garten zu verkaufen und seit das Kind ihre Sorge in Anspruch nahm und ihr Herz erfüllte, war sie mehr und mehr von der Vergangenheit losgelöst. Ein Käufer hatte sich schnell gefunden, um so leichter als Walpurgis nicht feilschte und das erste Gebot annahm. Noch einmal kam der Oheim mit den Geschwistern aus Nürnberg herüber, um Abschied von Walpurgis, von Haus und Garten zu nehmen. Er nahm den Verkauf kalt, wie ein nothwendiges Geschäft, und die Kinder waren schon anderswo heimisch geworden. Die kleine Benigna nahm ihre Aufmerksamkeit mehr in Anspruch, als das fremd gewordene, veränderte Haus und der ungepflegte Garten und dann drängten sie sich zutraulich um den Schwager, der mit allerlei kleinen Geschenken, mit Spielen und Erzählungen sie zu erfreuen suchte. Walpurgis stand einsam, losgelöst in dem ganzen Kreise und empfand das schmerzlich, wenn auch ihre ruhigen, unbeweglichen Züge nichts davon verriethen. Innerlich war aber auch sie schon längst von Allem getrennt, ehe die Scheidestunde kam.

Die Gatten reisten über Augsburg. Erst hatte Volkhard die Vaterstadt meiden wollen, dann konnte er doch dem Verlangen nicht widerstehen, sie nach so vielen Jahren wiederzusehen und auch Walpurgis hatte den Wunsch, die Stätte kennen zu lernen, auf der der Gatte seine Jugend verlebt hatte. Wie fremd war Alles. Kein bekanntes Gesicht, wenigstens kein erkennendes, trat ihm entgegen, die Straßen und Häuser schienen ihm kleiner, enger geworden, so hatte der Maßstab neuer, jüngerer Eindrücke die Erinnerungen der Kindertage verändert. Das Elternhaus war umgebaut und nur mit Mühe fand er die alten Umgebungen wieder. Der Meister, bei dem er so bittere Lehrjahre durchgemacht hatte, war todt, das wolbekannte Schaufensterchen zu anderem Zwecke umgewandelt. Selbst die Gräber der Eltern waren vernachlässigt und kaum wiederzufinden. Volkhard ließ es seine Sorge sein, sie neu herrichten zu lassen und stand mit schmerzlichsten Empfindungen daneben, als die Steine wieder aufgerichtet und ummauert wurden, die die einzige Stätte der Vaterstadt, an der er noch ein Recht hatte, bezeichneten. So lehnte er wehmüthig an der Kirchhofsmauer und neben ihm saß die schöne, bleiche Frau mit dem Säugling auf dem Schooß. Da kam ein alter gebeugter Mann die Straße herauf, sah neugierig durch das offene Kirchhofsthor und fragte fast unwirsch, wer an diesen Gräbern bessern ließe. Man zeigte auf Volkhard, der schon aufmerksam geworden war und, suchend in seiner Erinnerung, den alten Diener seines Vaters erkannte, der schon damals auf der Reise nach dem Orient, von der er die Gattin heimbrachte, diesen begleitet hatte. Volkhard gab sich schnell zu erkennen und der Alte betrachtete ihn mehr erstaunt und forschend, als erfreut. Ueber seine Empfindung für das Haus der früheren Herrschaft waren so viele Jahre, so manche Erlebnisse gegangen, Volkhard selbst, den er doch hatte aufwachsen sehen, war ihm so fremd. Den blonden Knaben, wenn der ihm hätte wieder entgegentreten können, hätte er vielleicht mit der Gewohnheit alter Neigung begrüßt, der stattliche Mann kam ihm fast unberechtigt vor, an diesen Grabsteinen zu ändern, die er sich gewöhnt hatte

verfallen zu sehen. Das Zerfallene stimmte zu seiner Erinnerung und Empfindung, das Wiederaufrichten schien ihm unberechtigt in dieselben einzugreifen. Er wollte also nach kurzem Gruß seinen Weg fortsetzen, als ihn Volkhard festhielt. Eine Frage nach seinen Verhältnissen, die dürftig genug waren, machte ihn zutraulicher, ein Geschenk beredter und bald saß er bei dem Ehepaar in eifrigem Gespräch. Oft können alte Leute nicht auf einmal die Reihe der Jahre überspringen mit ihren Erinnerungen, es ist als müßten sie das Dazwischenliegende, das Nächste erst mühsam von dem Gedächtniß abschütteln und sich in Gedanken langsam zurückleben, dann aber werden sie wieder frisch im Erinnern und Empfinden, das nur schlief, nicht aber vergessen ward. So ging es auch hier. Der Alte kam lebhaft in's Erzählen und Volkhard lauschte mit gespanntester Aufmerksamkeit, während Walpurgis, das schlafende Kind auf dem Schooß, sich an ihn lehnte.

„Da liegen sie nun zusammen, junger Herr“, erzählte der Alte, „die ein wunderbares Geschick zusammengeführt hatte, und die blasse Frau, die niemals hier ein heimisches Gefühl gewinnen konnte, hat dann doch ihre irdische Heimat hier finden müssen, wie sie sich auch fortsehnte durch kummervolle Jahre.“

„Erzählt mir, wie meine Eltern sich kennen lernten und wie ihre Herzen sich fanden“, sagte Volkhard. Der Alte schien sich zu besinnen.

„Ja“, fing er an, „das war dazumal, als wir über's Meer reisten, von Trieste oder wie sie den Ort heißen, nach Smyrna, wo es so heiß war und schmutzig zwischen alle dem unchristlichen Wesen. Wir wohnten bei einem Gastfreund, einem Kaufherrn, einem Welschen, mit dem Euer Vater geschäftliche Auseinandersetzungen hatte. In's Gesicht war der Welsche wol freundlich und tractirte uns wie ein Fürst, aber heimlich wollte er Euren Vater über's Ohr hauen, der arglos war und dem die Geschäfte lästig fielen. Ich hatte es gleich fort, aber der Herr wollte mir nicht glauben. Es war auf nichts weiter abgesehen, als das ganze Geschäft Eurem Vater aufzubürden, um hohen Preis, und es war schon caput und hielt sich nur noch im äußeren Schein. Man streute uns Sand in die Augen auf allerlei Manier und hielt uns hin von Woche zu Woche und damit Euer Vater nichts merken sollte, stürzte man ihn in allerlei Zerstreuungen, die den Teufel nichts werth waren. Meinen Warnungen, wie gesagt, schenkte der Herr kein Gehör, aber da war im Hause eine junge Griechin, Charis mit Namen, die nahm sich in Gutherzigkeit, und, weil sie in ihrem frommen Sinn Unrecht nicht mit ansehen mochte, des jungen Fremden an und warnte ihn und öffnete ihm die Augen, zugleich aber zeigte sie ihm, wie er thun müsse als ob er nichts merke, um sich leise zurückzuziehen. Abends, wenn Alles zur Ruhe war, kamen die Beiden heimlich im Garten zusammen und besprachen sich. Die Anderen merkten es nicht oder hielten es wol für eine Liebelei, über die sie ein Auge zudrückten. Euer Vater war jung, weich, jedem Eindruck leicht zugänglich. Verzogen wie er war als einziges Kind der reichsten Eltern in Augsburg, hatte er nie gelernt, was es heißt, sich einen Wunsch ver-

sagen. Bald hatte ihn eine heiße Leidenschaft ergriffen zu der schönen Charis und er stand nicht an, sie zu bestürmen die Seinige zu werden. Zuerst wies ihn die Griechin entschieden zurück — ihr Herz war nicht mehr frei und ihr Wort bereits gegeben. So viel erzählte sie uns, so gut wir es aus ihren halb deutschen Worten verstehen konnten, die sie schon gelernt hatte. Als arme Waise war sie in dem Hause eines armenischen Handelsherrn aufgewachsen und wie ein eigenes Kind gehalten worden. Da aber erwachte in dem einzigen Sohne des Hauses eine glühende Liebe für sie, die sie, halb noch ein Kind, erwiederte. Die Eltern wollten ihm das arme Mädchen nicht zum Weibe geben und als er in keiner Weise von seiner Liebe abzubringen war, schickten sie die arme Charis aus dem Hause fort zu dem Geschäftsfreunde nach Smyrna, wo sie halb als Magd gehalten wurde. Dem jungen Armenier hatte sie aber in der Scheidestunde das Wort gegeben, nie einem Anderen zu gehören als ihm und zu harren, bis er den Widerstand der Eltern gebrochen hätte. Euer Vater ließ sich nicht so leicht abweisen und bestürmte das arme rathlose Mädchen immer wieder, die Vergangenheit zu vergessen, die ihr ohnehin so wenig Hoffnung böte, und ihm als sein Weib in die Heimat zu folgen, wo eine glänzende Zukunft ihrer harre. Das Alles hätte sie wol nicht bewogen, obgleich mir schien, daß allmälig doch eine Neigung für Euren Vater in ihrem Herzen aufkeimte, hätte nicht unser Gastfreund aus einzelnen unvorsichtigen Aeußerungen Eures Vaters errathen, daß er die betrügerischen Absichten, die gegen ihn gesponnen wurden, durchschaut hätte und weit davon entfernt in die Falle zu gehen, auf seinen Rückzug bedacht sei. Leicht kam er nun dahinter, daß die Warnung von der schönen Griechin ausging, die so seine schändlichen Pläne vereitelt hatte. Im Zorn wies er sie mit Schimpf und Schande aus dem Hause und das arme junge Geschöpf hatte in der fremden Stadt keinen Schutz und Anhalt als uns. Das gab den Ausschlag. Die Ehe wurde geschlossen und wir gingen zu Schiff, um heimzuziehen. Vorher aber sandte Eure Mutter das einzige Geschenk, das sie von ihrem ersten Verlobten besaß, durch sicheren Boten an diesen zurück und ich mußte ihr dabei hinter dem Rücken Eures Vaters, den sie dadurch zu verletzen fürchtete, behülflich sein. Es war das eine einzige Schnur orientalischer Perlen, aber so schöner, so kostbarer wie ich nie wieder gesehen habe. Auf dem kleinen goldenen Schloß stand in griechischen Lettern ihr Name. Ich bin jetzt fast achtzig Jahre alt, aber die Perlen sehe ich noch vor Augen und habe sie nie vergessen können, so wunderbar war ihr Glanz. Eure Mutter weinte, als sie sie in das kleine Cedernholzkästchen legte, in dem sie sie fortschickte, und die Thränen fielen zwischen die Perlen als gehörten sie zu denselben. Arme Frau, sie gab damit die Erinnerung ihrer Jugend, ihrer Heimat von sich und brach damit die Blüthe ihrer ersten Herzensneigung. Eurem Vater war sie treu und hing an ihm mit ganzem Herzen, aber Perlen hat sie niemals tragen können und als Euer Vater ihr einmal einige, wenn auch weniger schöne

Reihen von einer Reise mitbrachte, ließ sie nicht eher ab mit Weinen und Bitten, bis er sie dem Händler zurückgeschickt hatte."

„Genug!" sagte Volkhard, den die Erzählung mehr und mehr ergriff, als er bemerkte daß Walpurgis sich mit zitternder Hand an ihn hielt. Er beschenkte den Alten noch einmal, warf einen letzten schmerzlichen Blick auf die Gräber seiner Eltern und führte die zitternde, im tiefsten Herzen erschütterte Frau in die Herberge zurück. Zum erstenmal sprachen sich die Gatten offen über Das aus, was sie eben gehört hatten und was in so engem Zusammenhang mit Selbsterlebtem stand, ja was dies zum Theil erklärte. Geheimnißvoll, unheimlich blieb zwar der Armenier, aber sie konnten nicht daran zweifeln, daß er der erste Verlobte der schönen Charis gewesen sei und seine Beziehung, sein Eingreifen in ihre eigenen Geschicke wurde dadurch verständlicher. Endlich auch erzählte Volkhard von der Perlenschnur, von der wunderbaren Anziehungskraft, die sie auf ihn übe, von der halb mißverstandenen Beziehung, in die ihn die Perlen zur schönen Marchesa gebracht hatten, ja er schilderte Walpurgis so offen, so wahr das Begegnen mit Camilla, daß ihre Herzen sich gegen einander aufschlossen, wie nicht seit Jahren. Es war ein wunderbarer Abend, den sie so in Volkhard's Vaterstadt in dem alten gewölbten Stübchen der Herberge zubrachten. Benigna lag schlafend in einem Korbe zu ihren Füßen und so wiederholten sie sich das Schicksal des dahingegangenen Geschlechtes, von dessen Gräbern sie kamen, erklärten sich die eigenen Geschicke und versuchten den geheimnißvoll düsteren Schleier zu lüften, der über demselben lag, den wunderbaren Faden zu finden, der sich durch das Leben des Armeniers, der Eltern, durch ihr eigenes schlang. Walpurgis schauderte zusammen, wenn ihr Blick auf das unschuldige, schlafende Kind an ihrer Seite fiel; sie beugte sich über dasselbe als müsse sie es schützen vor dem Verhängniß, das sich über Großeltern und Eltern gebreitet hatte; sie sank in's Knie und betete laut für ihr Kind. Schmerzvoll rang sie die Hände. Ihr Herz war so bewegt, das Zutrauen zu dem geliebten Gatten war ihr wiedergeschenkt. Wenn sie ihm heute weinend an die Brust hätte sinken können, ein Thränenstrom hätte alles Weh der letzten Jahre fortgewaschen, hätte das Verhängniß gebrochen, das zwischen ihnen stand; aber starren, trocknen Auges starrte sie zum Himmel empor. Sie betete um Thränen. „Gott erbarme Dich meiner", rief sie mit dem Aufschrei tiefsten, verzweiflungsvollsten Schmerzes. Volkhard, der, um sie nicht zu stören, leise an's Fenster getreten war und in die wolbekannte Gasse schaute, die in der Abenddämmerung vor ihm lag, trat bei ihrem Aufschrei herzu. „Was ist Dir, Walpurgis?" fragte er mit gedämpfter Stimme. „Leise, leise, daß Du unser Kind nicht weckst."

Walpurgis stand auf. „Es schläft", sagte sie, „und Geräusch weckt es niemals. Ich habe das auf der Reise schon beobachtet. Wenn ich mit der Lampe an das Bettchen trete, schreckt es zusammen vor dem Schein, unter allem dem Lärmen aber am Thor, neulich als wir in Augsburg einfuhren, schlief es ruhig weiter auf meinem Schooß."

Sie sahen zusammen auf das liebliche Kind hernieder. Volkhard war so leicht um's Herz. Er hatte sich von der Seele gesprochen, was ihn so lange bedrückte, und so schmerzvoll ihn die Geschicke der Eltern bewegten, er sah doch klarer in das eigene. Mit vollem Ausbruch der Liebe schloß er Walpurgis an sich. Sie aber, vergebens versuchend, seine Hingabe zu erwiedern, machte sich gewaltsam los aus seinen Armen und sank erschöpft neben ihrem Kinde nieder. Volkhard verließ verletzt das Gemach. Er stürmte allein durch die nun schon nächtlich schweigende Stadt, suchte alle Stätten alter Erinnerung auf und durchlebte in Gedanken noch einmal Kindheit und Jugendjahre. Als er spät heim kam schlief Walpurgis schon.

VII.

Nun ging es zurück über die Alpen in die neue Heimat. Gleich die ersten Wochen nahmen Volkhard's ganze Thätigkeit in Anspruch. Viele Bestellungen waren eingegangen und bis zu seiner Rückkehr aufgeschoben. Manche Unordnung hatte sich eingeschlichen, das Auge des Meisters hatte gefehlt und als es bekannt wurde, daß er wieder da sei, kamen Aufträge von allen Seiten. Einentheils fühlte er sich zwar wohl in der wiedergewonnenen Arbeit, anderntheils schmerzte es ihn, Walpurgis wieder so viel allein lassen zu müssen, um so mehr als sie ganz in ihre kalte Starrheit zurückgefallen war, aus der sie selbst die Beschäftigung mit dem Kinde nicht herausriß, dessen Besitz, wie es schien, ihr mehr Angst als Freude gab. Dazu kam ein Gefühl wie Eifersucht auf Volkhard, dessen sie nicht Herr zu werden vermochte, wie sehr sie selbst es als ein thörichtes erkannte. Die kleine Benigna zeigte nämlich eine entschiedene Hinneigung zum Vater und dagegen unverkennbare Gleichgiltigkeit für die Mutter. Wenn sie unruhig war und schrie, verwendete Walpurgis vergebens alle ihre Liebkosungen und vermochte doch nicht sie zu beruhigen. Kam dann Volkhard dazu und lächelte das Kind an, oder ließ irgend einen schimmernden Schmuck seiner Arbeit vor seinen Augen im Lichte spielen, war es sofort still, lächelte, ja lachte hell auf und zeigte eine Heiterkeit, die beim Alleinsein mit der Mutter sofort wieder verschwand. Wenn das Kind schlafen sollte, sang Walpurgis ihm oft stundenlang die Volksweisen ihrer Heimat vor und wenn das ganz ohne Erfolg blieb, hielt sie jedes Geräusch fern, aber gleich vergebens, während das Kind ruhig einschlief in Volkhard's Werkstatt, trotz des Dröhnens des Hammers bei der Arbeit, trotz des Durcheinanderklingens der Metalle. Walpurgis fühlte, daß das unselige Verhängniß, das ihr die Thränen und das Lachen genommen hatte, ihr auch das eigene Kind entfremdete und in dieser Ueberzeugung mußte sie sich oft die Neigung zu dem Kinde abringen, die so sichtlich keinen Rückschlag fand. Aber Mutterliebe hat zu feste Wurzel im Herzen; erschüttert kann sie werden, nicht ausgerissen. Von den Schmerzen dieser Erschütterung weiß nur ein Mutterherz. Eins aber wußte weder Walpurgis noch Volkhard, wodurch jedoch diese Theil-

nahmlosigkeit für die starre Mutter nur noch merklicher wurde, daß nämlich dem Kinde das Gehör versagt war und daß dadurch seine Lippen stumm bleiben mußten. Der Wärterin war diese Besorgniß schon oft aufgestiegen, die Nachbarn, die das Kind spielen sahen, flüsterten sich dieselbe zu, Keiner wagte es sie gegen die Eltern laut werden zu lassen, die allein in der zärtlichen Verblendung der Elternliebe keine Ahnung davon hatten, obgleich das Kind schon durch die Zimmer lief, Alles bemerkte, Jeden der Umgebung kannte, nach allem Bunten und Schimmernden spielend langte, aber es mit keinem Laut der Lippen bezeichnete. Bald war es der ganzen Nachbarschaft kein Geheimniß mehr, was dem Kinde fehlte, um so weniger als jeder das schöne blondgelockte Kind kannte, das sich so fremdartig unter den anderen Kindern heraushob, wie schon der vielgenannte Name des kunstfertigen Vaters und die eigenthümliche Weise der schönen Mutter die Aufmerksamkeit auf sich gezogen hatte. Das „stumme Blondchen" nannten die Vorübergehenden das Kind, wenn es die Wärterin auf den Markusplatz oder an der Piazetta in den Sonnenschein trug und das vorsichtige Mädchen ging immer weit ab mit dem Kinde von dem Fenster der Mutter, damit diese nicht zufällig einmal die Bezeichnung hören sollte, die ihr auf einmal das Unglück ihres Lieblings klar gemacht hätte, das ihr doch ohnehin nicht mehr lange verborgen bleiben konnte.

An einem schwülheißen Sommertage, Benigna hatte bereits ihr erstes Jahr überschritten, saß die Wärterin mit ihr an der Piazetta, ein kühleres Lüftchen erwartend, das über die Lagunen herüberzöge. Die Luft war drückend, wenn auch wasserschweres Gewölk die Glut der Sonnenstrahlen milderte. Das Kind lehnte halb schlafend im Schooß der Wärterin, die sich auf den Steinstufen am Fuße einer Säule schattensuchend hingekauert hatte. Da kam, umgeben von ihren Dienern, eine prächtige Dame vorbeigeschritten, die, von der Markuskirche kommend, zurückging zu ihrer Gondel. Wer hätte in ihr die kindlich schöne Camilla wieder erkannt? So hatten die kaum drei Jahre ihre ganze Erscheinung verändert. Schön war sie noch immer, überraschender in ihrer Schönheit jedenfalls, aber die unbewußte Anmuth und kindliche Zierlichkeit hatten einem hochmüthigen Selbstbewußtsein, einer stolzen Ueppigkeit Platz gemacht. Sie sah weder beglückt aus noch traurig. Die schönen Züge hatten gelernt zu verbergen, was im Innern vorging. Camilla hemmte ihren Schritt im Schatten derselben Säule, in dem die Wärterin mit Benigna sich geflüchtet hatte. Fast zufällig fiel ihr Blick auf das Kind, aber angezogen von seiner Schönheit, trat sie einen Schritt näher. Die Wärterin stand ehrerbietig auf vor der vornehmen Signora und Benigna, erschreckt von der plötzlichen Bewegung, schlug wie im Traum die hellen blauen Augen auf.

„Welch' schönes Kind!" sagte Camilla. „Komm, gieb mir Dein Händchen."

Benigna sah sie verwundert an und regte sich nicht. „Das arme Kind hört Euch nicht, Excellenza!" erklärte die Wärterin, „es ist taub. Taub und stumm."



Gest. von O. Heidemann.

Walpurgis.

(Siehe Seite 471.)



„Armes Kind!“ rief Camilla und legte die Hand schmeichelnd auf die blonden Locken. „Und es ist so lieblich.“

Benigna's Züge erhellten sich immer mehr. Die glänzenden Farben der Gewänder, der funkelnde Schmuck zog ihre Aufmerksamkeit an und als Camilla sich zu ihr niederbeugte, langte sie mit beiden Händen zu ihr empor, schlang die Aermchen fest um den Nacken der schönen Signora und fing an mit den glänzenden Ohrgehängen zu spielen. Die Wärterin wollte ihr wehren, aber Camilla litt es nicht. „Was sucht Ihr hier in der drückenden Mittagsglut?“ fragte sie.

„Kühlung, Excellenza!“ erwiederte die Wärterin, „und Luft. In den engen Straßen ist's so heiß und der Dunst der Canäle unerträglich!“

„Auf dem Wasser ist's kühler!“ sagte Camilla, „kommt mit in meine Gondel. Ich schicke Euch heim.“

Die Wärterin wollte Einwendungen machen, aber Benigna ließ nicht wieder los von Camilla's Nacken, die mit ihr, zum höchsten Erstaunen der Diener, in die Gondel schritt. Da, unter dem schützenden Dach, lag die schöne Frau in den prächtigen Polstern, auf dem Schooß das zuthuliche Kind, während die Wärterin scheu und verlegen in der Thür lehnte. Von dem plätschernden Wasser stieg ein erfrischender Duft auf, indessen die Schwüle der Luft jeden Laut niederhielt. Nur die Insecten summten um das Fahrzeug, das träge dahinglitt.

„Weß' ist das Kind?“ fragte Camilla.

„Des deutschen Meisters, des berühmten Goldschmieds Volkhard“, erwiederte die Wärterin nicht ohne Stolz.

Camilla schreckte zusammen. „Volkhard?“ rief sie mit einer heftigen Bewegung, als wolle sie das Kind von sich stoßen; als das sich aber schmeichelnd anklammerte, zog sie es wieder zu sich empor und heftete lange den Blick auf die lieblichen Kinderzüge. Die Wärterin sah sie erstaunt und entsetzt an und wollte das Kind nehmen, von dem sie glaubte, es hätte die vornehme Frau durch irgend eine Zudringlichkeit verletzt, aber Camilla wies sie mit der Hand zurück, ja sie zog an der Schnur, daß der Vorhang vor der Thür der kleinen Kajüte zufiel und sie allein blieb mit dem Kinde. Lange sah sie es an und suchte in den kleinen Zügen die Erinnerung an ein Bild, das ihr einst die Seele erfüllt hatte. Jene Tage der Qual, der Leidenschaft standen wieder lebhaft vor ihr. Sie hielt das holde Geschöpf mit beiden Händen vor sich und der Ausdruck des Grolls leuchtete auf in ihrem dunklen Blick, Benigna aber lächelte ihr so zutraulich, so unschuldig entgegen, daß jedes andere Gefühl besiegt war und Camilla sie an ihr Herz zog, liebkoste und streichelte, während die Thränen ihr aus den Augen stürzten. Die Wärterin stand lauschend hinter dem Vorhang. So unerklärlich ihr die Veränderung im ganzen Wesen der vornehmen Frau war, so hielt sie doch die gebietende Art derselben ab, das ihr anvertraute Kind gewaltsam zurückzufordern und als sie Camilla's Weinen und dazwischen Benigna's heiter kindliches Lachen hörte, ließ sie ruhig geschehen, was sie ebensowenig verstand als zu ändern vermochte. Die Gondel hielt an den Stufen von Camilla's

Palast, aber ein Gewitter hatte sich zusammengezogen, der Donner grollte fern und dumpf, und dicke heiße Regentropfen fielen herunter. Camilla trat aus der Kajüte, mit dem Kinde, das seinen Kopf auf ihre Schulter schmiegte, auf dem Arm. Die Züge waren wieder ruhig, die dunklen Augen getrocknet und fast gleichgiltigen Tones sagte sie: „Es zieht ein Wetter herauf, so kann ich Euch mit dem Kinde nicht wieder über das Wasser schicken. Kommt herauf bis es vorüber". Ohne eine Antwort, eine Einrede abzuwarten, schritt sie die Stufen hinauf, ließ die Wärterin im Vorzimmer stehen und nahm Benigna in ihr Gemach. Der Donner rollte näher und näher, Blitze zuckten durch das dunkle Gewölbe und durch das offene Balconfenster sah man den Regen in den Canal niederströmen. Die Stimmung der Natur traf wunderbar die Aufregung in Camilla's Herzen. Es war ihr als fühle sie die Hand Gottes unmittelbar über sich. Benigna aber schreckte nicht zusammen, wenn der Donner tobte und hell lachte sie auf, wenn der Blitz leuchtend niederzuckte. Camilla hatte sie auf den Teppich gesetzt und kauerte spielend neben ihr. Sie hatte nichts, was ihr als Kinderspielwerk passend erschien, denn durch diese Räume war noch kein Kinderfuß gewandelt und Benigna hing sich fest an sie, daß sie nicht aufstehen konnte, um zu suchen. „Bringe mir etwas zum Spielen für das Kind!" rief sie einer Dienerin zu, die eingetreten war, und als diese sie fragend ansah, fügte sie hinzu: „Was es ist, was bunt ist und schimmert, von meinem Schmuck, was Dir in die Hand fällt."

Das Mädchen eilte an einen reich geschnitzten Schrank und langte Schmuckkästchen hervor, die sie öffnete und vor dem Kinde an den Boden ausbreitete; die kleinen Hände langten danach und jubelnd kroch Benigna von einem Geschmeide zum andern, nahm es auf, warf es fort und Camilla war so versunken in den Anblick des Kindes daß sie nicht bemerkte, wie auch der schwarze Ebenholzschrein herbeigebracht war, der Volkhard's Kunstwerk, den verhängnißvollen Perlenschmuck umschloß. Sie hatte ihn nicht wieder getragen, ja nicht wieder gesehen seit jenem Tage, an dem der Meister zum ersten und letzten Male ihre Schwelle betreten hatte. „Nicht den Schmuck!" rief sie leidenschaftlich, aber ehe noch das erschreckte Mädchen ihn zurückzuziehen vermochte, hatte schon Benigna mit beiden Händen in den Schrein gegriffen und hielt Halsband und Diadem so fest in den Armen und wehrte sich, als man es ihr entreißen wollte, daß Camilla bleich und mit bebenden Lippen es geschehen ließ und die Dienerin fortschickte. Da saß nun das stumme Kind am Boden, unbewußt der Geschicke, die vor ihm hergegangen waren, unbewußt des eigenen, das es mit auf die Welt gebracht hatte, und spielte harmlos mit dem Schmuck, der so wunderbar eingegriffen hatte in das Leben Derer, die ihm die nächsten waren. Camilla lehnte zitternd zur Seite und konnte den Blick nicht wenden von dem spielenden Kinde und Alles, was sie an Groll und Leidenschaft und Bitterkeit über ihr eigenes, liebeleeres Schicksal im Herzen trug, löste sich in Mitleid und Wehmuth. Als der Aufruhr in der Natur sich mild und kühl ausgeklungen hatte,

war es auch in ihr still und friedlich geworden und das vor der Macht eines Kinderlächelns. Ein leises Rauschen der Vorhänge schreckte sie aus ihren Träumen. Sie hob den Kopf und sah den Armenier in der Thür stehen. Selten nur war sie ihm in den letzten Jahren begegnet, nur wenn sie einmal seines ärztlichen Rathes bedurfte und dann schickte sie nie nach ihm, aber er kam, war da, ungerufen und nie hatte sie Volkhard's wieder vor ihm Erwähnung gethan. Aber immer kam er wie das Verhängniß des Hauses, mehr ein Arzt der Seele, als des Körpers, der sie verstand, ehe sie ausgesprochen hatte, was sie bedrückte und wie Zauberformeln wirkten seine dunklen, oft nur halb begriffenen Worte auf ihr Gemüth. Wenn er fern war, wollte sie sich der unheimlichen Macht entziehen; in seiner Gegenwart beugte sie sich widerstandlos. Heute erschrak sie vor ihm und fast unwillig fragte sie: „Was wollt Ihr von mir und weshalb sucht Ihr mich auf, jetzt, wo ich ungestört sein will und alle meine Leute fortschickte?“

„Ich komme nicht zu Euch, Signora“, erwiederte ganz ruhig der Armenier, „ich komme zu dem Kinde, das zu Euren Füßen spielt.“

Benigna hatte ihn jetzt erst bemerkt und entsetzt raffte sie sich auf und flüchtete in Camilla's Arme.

„Ihr erschreckt die arme Kleine!“ sagte Camilla „und wenn Ihr es sucht, weshalb nicht bei seinen Eltern, weshalb hier?“

Der Armenier heftete einen dunkeln Blick auf das Kind, das wie ein scheues Vögelchen das Gesicht in den Schoos der schönen Frau verbarg. Er antwortete nicht auf die Frage, aber wie mit sich selbst redend warf er hin: „Das fremde Kind Dessen, den man liebt! Ja, Signora, man fängt an mit Groll, man möchte hassen, und kämpft doch mit der Neigung und vielleicht endigt man mit der Liebe. Wir wären die Herren der Schöpfung, wenn wir kalt und unerbittlich wären wie das Gesetz, das sie zusammenhält; wir sind ihre Sklaven, weil wir ein Herz haben.“

„Ich verstehe Euch nicht!“ rief Camilla.

„Was Ihr durchlebtet, in der kurzen Spanne einer Stunde“, erwiederte er, „den Weg vom bitter grollenden Haß zur unwiderstehlichen Neigung, daran kämpfte ich ein ganzes Leben, ich will nicht mehr kämpfen, meine Kraft ist matt und sehnt sich zur Ruhe.“

„Laßt das!“ rief Camilla heftig, „verwirrt mich nicht mit Worten, deren Sinn ich nicht fasse, mit Gedanken, die hinter mir liegen. Wenn Ihr aber ein Arzt seid und die Kräfte der Natur Euch gehorchen, hier zeigt Eure Kunst, Eure Macht. Das arme, liebliche Geschöpf ist taub und seinen Lippen ist die Sprache versagt. Helft, wenn Ihr könnt!“

„Taub und stumm, ich weiß es!“ sagte der Armenier. „Wie könnte es anders sein? Stumm waren die Herzen der Eltern zu einander, als ihnen dies Kind geschenkt wurde. Es ist nicht Strafe, denn sie hatten keine Schuld; aber Folge und Nothwendigkeit, denn die Natur ist unerbittlich.“

Er beugte sich nieder zu dem Kinde, mit leisen Fingern das Köpfchen berührend, horchend an dem Pulsschlag der Schläfe, und es ließ Alles geschehen, wie gebannt von der Berührung.

„Es wäre möglich zu helfen", sagte er nach einer Weile, „aber ein Wagniß wäre der Versuch und nicht auf eigene Gefahr möchte ich ihn unternehmen. So zart sind die Organe, die den Laut verschließen, daß die Berührung uns führt an die Grenze des Lebens. Nur wenn die Eltern es verlangen, in vollem Vertrauen, würde ich es wagen."

Camilla preßte das Kind krampfhaft in ihre Arme, als müsse sie es der Berührung des düstern Mannes entziehen, dann küßte sie es noch einmal, leidenschaftlich, mit Thränen in dem Auge, und trug es hinaus zur Wärterin, mit dem Bedeuten, es zu den Eltern zurückzubringen. Die Gondel lag bereit und die geängstete Wärterin war froh, als sie wieder mit ihrem Pflegling an der Piazetta landete und nur noch wenig Schritte zum Hause des Meisters zu machen hatte. Benigna war schon in der Gondel auf ihrem Arm eingeschlafen, und schlug die Augen erst auf, als sie über die Schwelle des Elternhauses traten. Walpurgis stürzte der Wärterin in höchster Aufregung entgegen. Wie sie sich auch überredet hatte, daß dieselbe bei dem schweren Wetter, das über die Stadt zog, ein sicheres Obdach gesucht haben würde, wie sie sich auch auf die geprüfte Zuverlässigkeit verließ, hatte sie doch ihre Angst um das Kind nicht bezwingen können, war zu Volkhard in die Werkstatt geeilt, und eben schickten sich die Eltern an, das Kind aufzusuchen. Sie wollten das Mädchen zur Rede stellen, aber das Glück ihr Kind wolbehalten wieder zu haben, ließ sie alles Andere vergessen, und bei den Liebkosungen, die sie an die Kleine verschwendeten, hörten sie kaum auf die Erzählung der Wärterin, daß eine vornehme Dame sie in ihre Gondel genommen und, ganz vernarrt in das schöne Kind, sie gar nicht wieder hätte von sich lassen wollen. Benigna langte von dem Arm der Mutter zum Vater hinüber und öffnete die Händchen, um ihn zu streicheln. Dabei fiel etwas, das sie krampfhaft in der Hand festgehalten hatte, zu Boden und rollte über den Estrich. Volkhard bückte sich danach, aber wie erstaunte er, als er eine große, echte Perle in den Händen hielt, die er auf den ersten Blick erkannte.

„Wo war das Kind?" rief er in höchster Aufregung.

Die Wärterin wiederholte ihre Erzählung von der schönen vornehmen Dame

„Es war Camilla!" sagte Volkhard „und die Perle, die aus Benigna's Händen fiel, die ich unter tausenden wieder erkennen würde, ist die Schlußperle des Diadems, das ich ihr fertigte."

Walpurgis war leichenblaß geworden.

„Bei ihr war unser Kind!" rief sie aus und zog die Kleine mit einer Heftigkeit an ihre Brust, als müsse sie es festhalten, daß es ihr nicht wieder verloren ginge.

Dann, als müsse sie den Vorwurf verwischen, der durch die Worte klang, setzte sie hinzu: „Was sollen wir thun, Volkhard? Wie die unglückliche Perle zurückbringen? denn wir können, wir wollen sie nicht eine Stunde im Hause behalten."

„Die schöne Signora war so lieb mit Benigna und konnte sich gar

nicht von ihr trennen und herzte sie wieder und wieder", sagte die Wärterin, die nichts von Allem verstand.

„Ich will ihr nicht wieder begegnen!" sagte Volkhard. „Nicht das ich ihren Anblick scheute, denn ich kann ihr offen in's Auge sehen, jetzt gewiß; aber wozu ihr eine Erinnerung erwecken, die sie schwerer ertragen würde als den Verlust dieser Perle?"

„Sie war freundlich gegen unser Kind", sagte Walpurgis halb vor sich hin.

„Und das Kind wollte gar nicht von ihr lassen!" fügte die Wärterin hinzu.

„Aber Benigna soll nicht wieder über die Schwelle, nicht wieder zu ihr!" rief Walpurgis, „und nichts, was ihr eigen ist, darf in unserm Hause bleiben, ich ertrüge es nicht. Gieb die Perle, ich, ich selbst werde sie zurückbringen!"

Volkhard hielt die Perle in den Händen. Es war die größte und schönste, der Mittelpunkt der Schnur. Seine Mutter hatte sie besessen, während des kurzen Frühlingsglücks ihrer ersten Liebe. Es war eine Zeit, wo diese Perle ihn so unwiderstehlich anzog, wo er ein halbes Leben dafür gegeben hätte, sie wieder zu besitzen. Aber er fühlte das Verhängniß, das in ihr lag, sah auf sein Kind, und um es frei zu machen von der Berührung mit diesem Geschick, gab er abgewandten Blickes die Perle hin. „Thu, Walpurgis, wie Du für gut befindest!" sagte er, drückte einen Kuß auf die bleiche Stirn seiner Frau, und verließ mit einem zärtlichen Blick auf Benigna das Gemach. Walpurgis hielt die Perle, es quoll auf in ihrem Herzen als die Lippen des Gatten ihre Stirn berührten, fast war es ihr als löste sich eine Thräne los aus tiefstem Grunde, aber sie trat nicht in's Auge. Ihr Entschluß aber stand fest. Sie brachte das Kind zur Ruhe, ließ sich von der Wärterin den Palast genau beschreiben, nahm Mantel und Schleier und machte sich auf den Weg. Sie nahm eine Gondel und klopfenden Herzens fuhr sie dahin. Es war kein Groll, den sie fühlte und doch, was hatte sie nicht um diese Frau gelitten, die sie nicht kannte, der sie heute zum erstenmal unter die Augen treten wollte! Das nur fühlte sie: jede neue Verbindung mit dieser Frau mußte sofort abgebrochen werden, und das nahm sie über sich für ihren Gatten, für ihr Kind. Sie wunderte sich selbst über ihren Muth und doch wuchs er ihr immer mehr und mehr, seit ihr Entschluß gefaßt war. Zum ersten Mal fühlte sie in sich die Kraft, in das Geschick einzugreifen, dem sie sich bis dahin widerstandslos gebeugt hatte, und in diesem Gefühl wurde sie ruhiger, ja, als die Gondel hielt, stieg sie festen Schrittes die Marmorstufen hinauf, und ohne Zittern der Stimme ließ sie sich durch den Diener, der ihr entgegentrat, bei der Marchesa melden. Es dauerte eine ganze Zeit ehe der Diener zurückkehrte, aber mit stummer Verbeugung öffnete er die Thür, hob den schweren Vorhang und ließ Walpurgis eintreten.

Camilla saß mit dem Rücken gegen das Licht gekehrt, halb im Schatten einer Fenstersäule, und stand nicht auf als Walpurgis eintrat, son-

dern begnügte sich mit einer kurzen Begrüßung, begleitet von einer leisen Beugung des Kopfes. Nur ein scharfer aber schneller Blick musterte die junge Frau, die ganz sicher mit starren Zügen, auf denen sich keine Bewegung malte, vor ihr stand.

„Excellenza", sagte Walpurgis, „haben meinem Kinde Obdach gewährt während des Unwetters und ich komme, meinen Dank dafür auszusprechen."

Ueber Camilla's Züge flammte eine dunkle Zornröthe. Mit diesem kalten, knappen Dank sollte abgethan sein, was sie mit dem besten Theil ihres Herzens sich an Neigung für das Kind abgerungen hatte. Die Kämpfe ihrer Empfindung, das Ueberfließen ihres Mitleids sollte zurückgewiesen werden mit einem Dank für Obdach, das man dem gleichgültigsten Bettler nicht versagt haben würde?

„Dieses Dankes hätte es nicht bedurft", sagte sie mit einer hochmüthigen Bewegung des Kopfes und wandte das Gesicht wie gleichgiltig in's Freie.

„Auch hätte ich Excellenza damit nicht belästigt", fuhr Walpurgis fort, „hätte nicht das Kind in seinen Händchen eine kostbare Perle mit heimgebracht, die es im Spielen von einem Schmuck gebrochen haben muß. Ich bringe diese Perle zurück, die Excellenza vielleicht noch gar nicht vermißt haben."

„Ich glaube nicht, daß die Perle mir gehört", antwortete Camilla, „und wenn auch, so kann sie nur von einem Schmuck sein, den ich ohnehin nicht mehr trage. Mir also ist sie werthlos, und es thut mir leid, daß Ihr Euch deshalb bemüht habt."

„Ich würde nichtsdestoweniger Euer Gnaden ersuchen, nachzusehen, ob die Perle nicht fehlt. Es muß die Mittelperle an dem Diadem sein, das in unserer Werkstatt als Brautschmuck für Excellenza gefertigt wurde."

Camilla besann sich eine Weile, dann stand sie halb unwillig auf und zog an der Klingel. „Gieb den Kasten mit dem Perlenschmuck", rief sie der eintretenden Dienerin entgegen, die ihn sofort herbeiholte. Camilla schritt im Zimmer auf und ab. „Wollen Sie sich bemühen nachzusehen?" sagte sie zu Walpurgis.

Walpurgis öffnete den Deckel des Kästchens. Da lag er vor ihr auf dem schwarzen Sammet, der Schmuck, der die Quelle ihres Wolstandes und der Anfang ihres Elends gewesen war. Da waren sie zerstreut, in prächtiger Fassung, die Perlen, für die sie ihre Thränen verkauft hatte. Ein ganzes Schicksal las sie aus diesen Verschlingungen und Ranken. Sie mußte sich an den Tisch halten, um nicht umzusinken und ihre Stimme bebte, als sie mehr flüsterte als sprach: „Hier, wie ich vermuthete, fehlt die Perle."

„Was ist Euch?" fragte Camilla, überrascht von der eigenthümlichen Bewegung in Walpurgis' Stimme. Die aber antwortete nicht; die ganze Kraft, die sie den Aufregungen des Tages entgegengesetzt hatte, war gebrochen, starr und angstvoll hing ihr Blick an den Perlen und kein Wort kam über ihre Lippen.

Camilla winkte der Dienerin das Zimmer zu verlassen und trat heran; der Entschluß, hinter vornehmer, herablassender Gleichgiltigkeit die Aufregung zu verbergen, die ihr das erste Begegnen mit Volkhard's Frau hervorrief, war vergessen. „Um Eures lieben holden Kindes wegen, scheut Euch nicht vor mir, arme Frau! Faßt Vertrauen zu mir, wie Euer Kind es hatte."

Walpurgis sah sie mit einem langen fragenden Blick aus den großen blauen Augen an. Keinen Menschen auf der Welt hatte sie, seit ihr der Gatte fremder geworden war, zu dem sie vertrauensvoll sich hingezogen fühlte. Oede und einsam hatte sie seit Jahren ihren Kummer niedergepreßt im Herzen und da waren sie alle noch die ungeweinten Thränen und die unausgesprochenen Schmerzen. Kein Klang des Wohlwollens, der Theilnahme hatte ihr Ohr getroffen und jetzt, von der Frau, die sie vielleicht allein zu hassen wünschte auf der Welt, kam ihr dieser Ton und traf ihr das Herz. Wie nach der alten Sage jenes stumme Steinbild klingt, wenn nach langer Nacht ein Strahl der Sonne es trifft, so klang es auf in ihrem Herzen, nach langer stummer Schmerzensnacht, als dieser Schimmer des Wohlwollens sie traf. Wie ein Angstschrei rang es sich auf: „Ich bin namenlos elend und da liegt der Preis, um den ich mein ganzes Glück verkaufte. O, wenn ich meine Thränen wieder hätte!"

Camilla verstand sie nicht, aber sie fühlte, wie schwer das Geschick die Frau getroffen haben mußte, die vor ihr in den Stuhl gesunken war, das verhängnißvolle Schmuckkästchen mit beiden Armen an sich drückend und hinausstarrend mit trocknem, schmerzvoll geängstigten Blick.

„Und Ihr habt den Gatten, den Ihr lieben könnt, auf den Ihr stolz sein müßt, habt das liebliche Kind!" sagte sie.

„Aber keine Thränen!" erwiederte Walpurgis.

„Seht mich an", fuhr Camilla fort. „Ich habe nichts von dem Allen und schleppe mich liebearm durch ein Leben voll Tand und Schimmer." Die Thränen stürzten ihr aus den Augen, weniger um das eigene Geschick, als im Mitgefühl mit Walpurgis' Schmerz, den sie nicht einmal verstand.

„Ihr könnt doch weinen!" sagte diese.

Camilla, die stolze, hochmüthige Frau beugte sich zu Walpurgis nieder, schlang beide Arme um den schönen, blonden Kopf und legte ihn sanft an ihr Herz. Da wurde es lange still im Gemach; kein Wort wurde gesprochen und doch schlugen sich zwei Herzen entgegen, die Stand und Verhältnisse trennten, die am wenigsten sich gesucht hatten. Ein Sonnenstrahl fiel durch's geöffnete Fenster und spielte um den Perlenschmuck der vor ihnen stand.

Endlich sagte Walpurgis: „Ich muß es von meiner Seele wälzen, sonst sprengt es mir das Herz." Und sie fing an ihr Geschick zu erzählen, schlicht, einfach, ohne Klage, wie ein fremdes Märchen, das sich vor ihr aufrollte. Sie nannte den Armenier nicht, sie sagte nur, wie sie gewußt, ihr Lachen verletze den ernsten Jüngling, den sie liebte und so hätte sie es zurückgedrängt, bis sie es verlernt hätte. Dann hätten ihre Thränen

sich zwischen sie und den Gatten gestellt und sie hätte zu Gott gebeten sie von ihr zu nehmen und gekämpft dagegen mit aller Gewalt und da sei der Quell versiegt und erschlösse sich nicht wieder. Weshalb nannte sie den Armenier nicht? Sie scheute sich, dies räthselhafte, geheimnißvolle Eingreifen in ihre Geschicke zu erwähnen und wollte nur einfach klar machen, worin ihr Elend bestände. Camilla lag vor ihr auf dem Teppich, den dunklen, feurigen Blick auf Walpurgis' starres Auge geheftet. Die Erzählung rollte hin ohne Bewegung des Tones, knapp, karz. Das Geschick, von dem sie berichtete, schien so einfach, so alltäglich. Zwei Menschen, die sich lieben, sich dann fremd werden; eine Neigung, die aufflammt und erkaltet, aber dahinter, unausgesprochen stand eine tragische Gewalt und warf ihren Schatten auf den schlichten Weg, den das Leben ging, von dem die bleiche Frau erzählte. Auf einmal verwirrten sich ihre Worte, ihre Stimme stockte, sie stand auf, warf einen angstvoll schmerzlichen Blick auf das Kästchen mit dem Perlengeschmeide, das sie bis dahin fest an sich gedrückt hatte und schlug dann den Deckel zu. „Wozu", sagte sie, „von Dingen erzählen, die Euch gleichgiltig sein müssen, die ich nicht einmal klar zu machen im Stande bin?"

Sie hatte Recht, Camilla hatte sie und die ganze Schwere ihres Geschickes nicht verstanden. Eine Thräne in Walpurgis' Auge hätte mehr erklärt als alle Worte. Wer nicht mehr zu weinen vermag, wird immer unverstanden bleiben. Camilla, der das Herz plötzlich aufgegangen war für die eigenthümliche Frau, fühlte ihre Theilnahme immer mehr erkalten, so sehr sie dagegen kämpfte. „Laßt es genug sein für heute, Walpurgis", sagte sie. „Wir stehen uns zum erstenmal gegenüber im Leben und so wollen wir Gott danken, der diese erste Stunde segnete, denn sie wälzte fort, was das Geschick ohne unsern Willen zwischen uns gestellt hatte. Ich kann Euch frei in's Auge sehen, das mögt Ihr mir glauben und daß ich es kann macht mir mein liebearmes Leben erträglich."

Walpurgis sah sie an und reichte ihr die Hand. „Wenn nur der Schmuck nicht wäre und die Perlen", sagte sie.

„Der Schmuck?" rief Camilla. „Fast sind es drei Jahre, daß ich ihn nicht ansah, nicht ansehen konnte, um die Welt hätte ich ihn nicht angelegt. Heute kann ich ruhig das Auge darauf heften." Dabei schlug sie den Deckel wieder auf und blickte lächelnd auf das Geschmeide. „Vielleicht", fügte sie hinzu, „ist er entsühnt, seit Eures Kindes unschuldige Hand ihn berührte."

„Was soll mit dem Schmuck werden?" fragte Walpurgis. „Soll ich ihn mitnehmen und die Perle, die das Kind herausbrach, wieder einfügen lassen?"

„Nein", sagte Camilla, „laßt es so. „Ich kann ihn doch nicht wieder anlegen Die Perlen drängen sich vor aus der Fassung wie große Thränen und es sind Thränen genug um ihn geflossen. Mir war immer als läge mir ein fremder Schmerz auf der Stirn, wenn ich das Diadem trug."

„Ja, die Perlen!" sagte Walpurgis.

„Laßt alle Perlen herausnehmen", rief Camilla, von einem plötzlichen

Gedanken ergriffen, „und laßt dafür bunt schimmernde Edelsteine einfügen, dann will, dann kann ich den Schmuck wieder tragen. Er bleibt derselbe und wird doch ein ganz anderer und gleicht so meinem Empfinden. Tauscht mir die Perlen um anderes Gestein.“

„Ich möchte die Perlen nicht wieder haben“, sagte Walpurgis.

„Nehmt sie für Euer Kind, für das liebliche Kind, das danach langte und sie nicht wieder lassen wollte“, sprach Camilla.

„Für Benigna?“ fragte Walpurgis. „Soll auch ihr Leben von dem Verhängniß dieser Perlen berührt werden? Jedes Unheil möchte ich ihr fern halten.“

„Und so viel Glück ist ihr verschlossen! Armes Kind!“ rief Camilla, mit dem Ausdruck tiefsten Mitgefühls.

„Wie meint Ihr das und weshalb bedauert Ihr mein Kind?“ sagte Walpurgis.

Camilla sah sie mit erstauntem Blick an. „Und ist sie denn nicht zu bedauern, weil Gott ihr Ohr verschloß und ihr kein Wort legte auf die Lippen?“ fragte sie.

Walpurgis verstand sie noch nicht. „Sprecht Ihr von Benigna, von meinem Kinde?“ rief sie.

„Wißt Ihr es denn nicht daß sie taub ist und stumm?“ sagte Camilla unbedacht.

Walpurgis sah sie starr an. Wie mit einem Schlage zerriß der Schleier, den die Verblendung der Mutter ihr um das Verständniß gelegt hatte. Alle die kleinen Beobachtungen, die sie arglos hatte vorübergehen lassen, standen vor ihrer Seele. Mit dem ausgesprochenen Wort hatte sie keinen Zweifel mehr und plötzlich sah sie in ein neues Elend, gegen das alles andere wie nichts verschwand. „Taub und stumm!“ rief sie, „ja ich habe es geahnt und nicht den Muth gehabt, mir es klar zu machen! Das ist das Letzte.“ Sie hielt sich an der Lehne des Stuhles aber mit kräftiger Hand, sie schwankte nicht, aber sie hatte alles um sich her vergessen. „Taub und stumm, wie mein Herz!“ flüsterte sie immer wieder.

Camilla stand ihr rathlos gegenüber. Alles, was sie sagte, war verloren, Walpurgis hörte sie nicht. Endlich, fast gewaltsam zog sie sie nieder. „Laßt uns zusammen beten zu Gott, aus tiefster Seele, für Euer Kind!“ Fast mechanisch kniete Walpurgis neben ihr nieder und die Lippen der beiden Frauen flüsterten und das Auge der einen weinte, das der anderen schloß sich thränenleer im Gebet. Endlich sagte Camilla: „Faßt Muth, Walpurgis, noch ist Hoffnung und diese Stunde hatte uns Gott nicht geschickt zum Verzweifeln und zum Verzagen. Ich habe einen Arzt gefragt und er hofft Benigna heilen zu können.“

„Wo ist er?“ rief Walpurgis, „mein Leben, all meinen Besitz, wenn er es vollbringt.“

„Fahrt nach San Lazaro und fragt nach dem armenischen Arzt“, antwortete Camilla.

Walpurgis sprang auf. „Er?“ sagte sie. „Er? Und ihm soll ich wieder begegnen?“

„Ihr kennt ihn?“ fragte Camilla.

„Fragt mich nicht!“ rief Walpurgis mit dem vollen Ton des Entsetzens. „Nach ihm fragt mich nicht.“

„Und nur er kann helfen“, sagte Camilla.

Walpurgis stand da. Grauen und Angst kämpften mit der Liebe zum Kinde. Aber es war ein kurzer Kampf und schnell war der Entschluß gefaßt. „Ich will nach San Lazaro!“ sagte sie fest und bestimmt. Sie griff nach dem Schmuckkästchen.

„Laßt das!“ sagte Camilla. „Erst denkt an Euer Kind.“

„Ich brauche die Perlen“, erwiederte Walpurgis. „Ihr habt mir meinen Weg gezeigt, ich werde ihn gehen. Gott segne Euch für Das, was Ihr an mir gethan.“

Ohne weiteren Abschied verließ sie das Gemach und fuhr heim mit dem Schmuckkästchen, das sie fest an die Brust drückte.

VIII

Walpurgis hatte sich vollkommen klar gemacht, wozu sie sich entschließen wollte, als sie in ihr Haus trat. Die Ruhe der Resignation war über sie gekommen. Wer nichts mehr zu verlieren hat, hofft entweder nichts mehr, oder er wagt Alles. In diesem Augenblick war alles Andere zurückgetreten; sie dachte nur an ihr Kind. Auch war ihr erster Schritt an Benigna's Bettchen. Das Kind schlief. Walpurgis sah es lange an und der tiefste Schmerz, der Schmerz der Mutterliebe, lag in ihrem Blick. Dann raffte sie sich auf und trat in Volkhard's Werkstatt. Sie fand ihn allein, denn die Gesellen hatten die Arbeit bereits beschlossen und nur der Meister saß noch am Zeichenbret und entwarf neue Muster. Als Walpurgis eintrat fragte er, ohne von seiner Zeichnung aufzusehen: „Nun, hast Du die Marchesa gefunden?“

„Ich bringe Dir das Schmuckkästchen!“ antwortete sie.

„Was soll's damit?“ sagte er. „Wenn etwas daran zu bessern, mag es der Gehülfe morgen übernehmen. Ich lege nicht wieder Hand daran.“

„Volkhard“, sagte Walpurgis, „das sind die Perlen Deiner Mutter.“

Er zuckte zusammen, aber er hob den Blick nicht.

„Sie gehören mir nicht mehr“, rief er nach einer Weile, „und was mich einst an dieselben fesselte, gehört der Vergangenheit und ist überwunden. Ich will mir aber das Herz nicht noch einmal damit schwer machen.“

„Volkhard“, sagte die Frau, „ich habe Dich seit langer Zeit um nichts gebeten. Heute komme ich mit einer Bitte zu Dir, aber Du mußt mir versprechen, „Ja“ zu sagen oder „Nein“. Wenn Du aber „Ja“ sagtest, zu gewähren und nicht weiter zu fragen.“

Der Meister hob den Kopf und sah sie prüfend an. Ihre Züge waren ruhig wie immer, aber entschlossener und fester. „Sprich Walpurgis!“ sagte er nach kurzem Besinnen.

„Die Perlen sind jetzt mein. Ich könnte sie aus dem Schmuck neh-

men lassen von einem Deiner Gesellen, aber keine Hand als die Deinige soll sie berühren. Das würdest Du selbst nicht wollen. So ist meine Bitte: nimm sie heraus; reihe sie wieder wie sie damals waren, als ich sie theuer erkauft, in Deine Hand gab; schließe sie mit dem Schloß, das Du bewahrtest." Dabei schob sie das Kästchen vor sich hin und schlug den Deckel auf.

Volkhard erbebte; er warf einen Blick auf sein Werk, an das er einst seine ganze Kraft, sein ganzes Herz gesetzt hatte, das für ihn die Quelle von Reichthum und zugleich von so viel Kampf und Kummer geworden war, aber er wagte nicht es zu berühren.

„Willst Du mir meine Bitte erfüllen?" fragte Walpurgis wieder.

Volkhard stand auf und reichte ihr die Hand. „Ich will es", antwortete er.

„Und auf der Stelle?" setzte sie hinzu.

„Wenn es sein soll, je eher desto lieber!" erwiederte er. Noch ein kurzer Entschluß und er machte sich an die Arbeit. Als die geschickte Zange erst eine Perle ausgebrochen hatte, ging es immer schneller. Eine nach der andern wurde aus der Fassung gehoben. Walpurgis stand unbeweglich dabei und sammelte sie ein. Kein Wort wurde gesprochen, nur der Ton der Zange unterbrach die Stille.

„Jetzt lasse sie uns aufreihen!" sagte Walpurgis, als die letzte Perle in ihren Händen war. Volkhard ordnete sie erst vor sich, dann zog er sie auf die Schnur, holte das Schloß aus einem verborgenen Fach seines Schrankes, festigte es und ohne ein Wort zu sagen gab er das wieder vereinigte Halsband in Walpurgis' Hände.

„Was soll nun damit geschehen?" fragte Volkhard.

„Du hast mir versprochen mich nicht danach zu fragen!" erwiederte die Frau. „Es war nicht aus Laune oder Eigenwillen daß ich das Wort von Dir verlangte, aber weil ich nicht besprechen oder berathen kann, was ich thun muß, sonst bricht mir die Kraft es zu vollbringen. Vertraue mir, Volkhard, wie ich Dir vertraue, von ganzem Herzen. Bis dahin hast Du gekämpft mit dem Geschick, männlich und unverzagt, und ich habe mich widerstandlos beugen und brechen lassen. Du hast das Haus, das über uns einstürzen wollte, mit Manneskraft von außen gestützt und so sind wir nicht obdachslos geworden. Ich will versuchen es von innen heraus wieder aufzurichten und so hindere mich nicht in meinem Werk." Sie barg die Perlenschnur in ihrem Mieder, nahm wieder Mantel und Schleier und verließ das Haus. An der Piazetta nahm sie eine Gondel und hieß sie nach San Lazaro lenken. Es war Abend geworden und der letzte Schein der untergehenden Sonne lag purpurn auf den Lagunen. Ringsum war Stille und Frieden; die Mauern des Klosters traten dunkel hervor aus der erglühten Wasserfläche, durch welche die schwarze Gondel ernst und lautlos dahinglitt. Walpurgis saß regungslos da. Die verhängnißvolle Perlenschnur hielt sie auf dem Schooße und ließ leise die Perlen durch die Finger gleiten. Das Grauen, mit dem sie bis dahin des Armeniers gedacht hatte, verschwand immer mehr. Er war ihr nicht

mehr das räthselhafte, unerbittliche Schreckbild, sie wußte, er hatte geliebt, gelitten und das Halsband in ihrer Hand war ihr dessen Zeugniß. Sie verglich ihr eigenes Schicksal mit dem seinigen und konnte nicht entscheiden wessen Schale bitterer gefüllt war. Eins schien ihr gewiß: wenn irgend ein Mensch ihr helfen könnte auf der Welt, so wäre er es und sie vertraute fest darauf, daß er es thun würde.

Nichts öffnet sicherer den Weg des Vertrauens von einem Menschen zum andern als ähnliches Geschick, das das Verstehen des eigenen verbürgt. Die Gondel hielt, wurde festgelegt und der Gondolier zum Bruder Pförtner geschickt, um nach dem Arzt zu fragen. Es war finster geworden und Walpurgis zog den Schleier dichter über das Gesicht. Ihr Herz pochte gewaltsam. Nicht lange währte es, bis der Gondolier zurückkam und der harrenden Frau den Bescheid brachte, der Arzt erwarte sie in einem abgeschlossenen Raum des Klostergartens. Die Klosterräume durften Frauen nicht betreten. Eine kleine Thür in der Gartenmauer öffnete sich leise, ohne daß man eine Hand sah, die sie aufthat. Walpurgis schritt hinein. Ein schmaler Raum, von hohen Mauern umgeben, die dunkle Cypressen nur spärlich verdeckten, nahm sie auf. Kein Laut als vom Wind, der in den Zweigen und vom Wasser, das an dem Gemäuer rauschte, leise, halb träumend. Walpurgis lehnte zitternd an dem Thürpfeiler und wagte nicht einen Schritt vorwärts zu thun. Die Perlen hielt sie krampfhaft wie ein schützendes Amulet in den Händen. Niemand war da und sie wartete eine lange Zeit. Endlich hörte sie neben sich ihren Namen flüstern und als sie sich zur Seite wandte, stand der Armenier vor ihr.

„Frau Walpurgis!“ sagte er, „was wollt Ihr von mir?“

„Ihr wißt es“, erwiederte tonlos die geängstete Frau, „so gut Ihr damals in Frankfurt wußtet, daß ich Volkhard liebe, noch ehe ich es mir selbst klar gemacht hatte, so gut Ihr hernach wußtet, daß meine Thränen sich zwischen mich und meines Gatten Herz gedrängt hatten, so gut Ihr mich eben erkanntet, obgleich Nacht zwischen uns liegt und der Schleier meine Züge deckt. Was soll ich Euch noch sagen, der Ihr die Gedanken lest wie ein aufgeschlagenes Buch?“

„Ihr habt heute nach dem Arzt gefragt“, erwiederte er, „und wenn mir die Gedanken der Seele auch offenbar sind, des Körpers Gebrechen muß ich vom Kranken selbst vernehmen.“

„Ihr wißt auch, woran ich krank bin“ fuhr Walpurgis fort. „Daß ich nicht lachen kann noch weinen, weil ich Euch Beides verkaufte, daran siechte ich hin und daran werde ich zu Grunde gehen. Die Andern glauben ich hätte kein Herz mehr und kaum glaube ich es selbst noch. Wer kann es den Menschen verargen, daß sie den Baum, der kein Blatt mehr treibt, als verdorrt ausroden, wenn auch noch Leben kreist unter der unwandelbaren Rinde? Solch' ein Baum bin ich und Ihr habt mich dazu gemacht. Ich weiß aber, Ihr könnt mir helfen, wenn Ihr wollt, und deshalb bin ich hier.“

Sie schwieg und der Armenier erwiederte nach einer Weile: „Sagts kurz und bestimmt, was Ihr verlangt. Ich habe versprochen, nicht

mehr in Euer Geschick einzugreifen und halte, was ich zusage. Heute habt Ihr mich gesucht, vergeßt das nicht, Frau Walpurgis."

„Ich will handeln mit Euch, wie Ihr es zweimal mit mir thatet" sagte sie. „Hier sind die Perlen, mit denen Ihr mir damals mein Elend bezahltet. Ich weiß es, was sie Euch werth sind und es fehlt keine. Nehmt sie zurück."

„Und dafür wollt Ihr Eure Thränen wieder haben und Euer Lachen?" fragte der Armenier mit bebender Stimme, indem er die Perlen aus den zitternden Händen der Frau nahm.

„Ich weiß es", sagte Walpurgis, „wenn ich wieder lachen könnte und weinen, würde ich wieder glücklich sein können in der Welt. Ich würde nicht Mißbrauch damit treiben, denn ich habe jetzt gelernt, daß man Maß halten soll mit beiden, dann aber würde sich meines Gatten Herz mir wieder erschließen und die Menschen würden Zutrauen zu mir gewinnen und ich stünde wieder zugehörig in der Menschenwelt, die mich jetzt ausstößt und einsam versteinern läßt. Aber was liegt an mir? und um meinetwegen bin ich nicht zu Euch gekommen."

„Was also wollt Ihr für die Perlen?" fragte der Armenier.

„Kennt Ihr die Gedanken und Empfindungen der Menschen, nur nicht die eines Mutterherzens?" rief Walpurgis auf einmal mit der ganzen Sicherheit der Liebe. „Meinem Kinde sollt Ihr die Sprache legen auf die Lippen und ihm das Ohr erschließen für Wort und Klang. Gewährt mir das durch Eure Kunst und Wissen und mich laßt dann immerhin zu Grunde gehen."

„Ihr wißt nicht, was Ihr verlangt und ich verspreche nur, was ich sicher bin, halten zu können!" sagte der Armenier. „Ihr wählt zwischen Euch und Eurem Kinde und Ihr seid elender als jenes."

„Gleichviel", sagte Walpurgis, „ich habe entschieden. Ihr nur könnt meinem Kinde helfen und Ihr werdet es thun; ist es doch die Enkelin der Frau, an der Euer Herz einst hing. —"

„Weib!" unterbrach sie der Armenier, „lüftet nicht den Schleier meines Lebens. Wer giebt Euch ein Recht dazu?"

Walpurgis schrak zusammen vor dem leidenschaftlich heftigen Ton, der unheimlich drohend durch das Schweigen der Nacht klang, aber ihr Muth wurde nicht erschüttert.

„Wollt Ihr meinem Kinde helfen?" sagte sie. „Antwortet mir „Ja" oder „Nein!"

Der Armenier antwortete nicht sofort und stand gebeugten Hauptes da in tiefem Sinnen. Endlich sagte er: „Ich will's versuchen. Aber das Leben Eures Kindes schwebt auf der Spitze des Stahles, der ihm das Ohr erschließen muß. Ich bin ein Werkzeug in der Hand der Natur, aber nicht Herr über Leben und Tod. Ich thue es nicht auf eigene Gefahr und Euch allein gehört nicht das Leben des Kindes. Wenn Volkhard denkt wie Ihr, wenn er Vertrauen zu mir hat, wie es Euch die Noth eingab, will ich es versuchen. Nur dann. Er muß zu mir kommen,

so habe ich es geschworen, sonst greife ich nicht wieder in sein noch der Seinen Geschick."

„So soll es ihm nicht erspart sein zu erfahren, was seinem Kinde fehlt?" fragte Walpurgis mit schmerzvollstem Ausdruck. „Die Ueberzeugung geht in's Herz und er ist noch verblendet, wie ich es war bis vor wenigen Stunden."

„Das Geheimniß gehört nicht Euch allein, noch seid Ihr berechtigt selbstständig zu verfügen und zu wagen!" sagte wieder ganz fest der Armenier. „Selbst wenn es gelingt, was Ihr hofft, könnt Ihr in die Zukunft sehen? Wißt Ihr, welch Unglück kommen kann von dem Wort, das Ihr Eurem Kinde geben wollt auf die Lippen? Fluch und Segen liegt in der Rede des Mundes. Wißt Ihr, welches von beiden Ihr erbittet?"

„Verwirrt mir nicht meine Wünsche und Hoffnungen", rief Walpurgis. „Soll ich bitten, daß Gott meinem Kinde das Leben nehme, weil es ihm mehr Schmerzen bringen könnte als Glück? Das Mutterherz will, daß es lebt und stummes Leben wäre nur ein halbes Leben. Ich will thun, was Ihr begehrt, ich will auch Volkhard den Kelch reichen, den ich trinken mußte; dann aber zahlt mir für die Perlen den Preis, den ich verlangte."

„Ihr müßtet das Kind in meine Hand geben, tagelang nicht fragen und nicht forschen, tagelang Euch von ihm trennen; bedenkt das, Weib!"

Walpurgis taumelte zurück. Ihr Entschluß schwankte, aber nur einen Augenblick. „Ich vertraue Euch wie der Vorsehung und will auch Das ertragen."

„Gut denn!" sagte der Armenier. „Morgen mit dem ersten Strahl des Tages findet Ihr mich am Portal von San Marco. Bringt Ihr und Volkhard mir das Kind, will ich thun was ich vermag! Laßt mich jetzt. Die Nacht ist kurz und wir brauchen sie, nicht Ihr allein, auch ich, denn meine Kräfte rinnen dahin wie der Sand in der Uhr und ihre Stunde ist bald erfüllt." Er winkte leicht mit der Hand und Walpurgis schritt aus dem Pförtchen, das sich leise hinter ihr schloß.

Der Armenier hatte recht gesagt. Sie brauchte die kurzen Stunden der Nacht und es war die schwerste ihres Lebens. Als sie so schonend als möglich dem Gatten, der sie lange zu Haus erwartete, das Geheimniß ihres Kindes eröffnet hatte, wollte er es lange erst nicht glauben, dann brach er aus in einen Strom von Thränen und als ihm Walpurgis die Aussicht auf eine freilich gewagte Heilung zeigte und nicht verschweigen durfte, daß sie das Leben des Kindes gefährden könnte, wies er sie mit Heftigkeit zurück.

„Weshalb", sagte er, „Benigna's Leben wagen? Lieben wir sie nicht wie sie ist und werden wir sie nicht verstehen mit der Kraft unserer Liebe, selbst wenn ihre Lippen stumm bleiben?"

„Volkhard!" sagte Walpurgis, „Gedanken und Rede tragen in der Seele und ihnen nicht Wort noch Laut geben können, ist wie Weinen haben im Herzen und es nicht in Thränen lösen können aus der Wimper. Ich weiß, was das heißt; das ist nicht leben, und unser Kind soll leben."

Ihr Entschluß wurde stärker in dem Maße als sie ihn gegen des Gatten Widerreden aufrecht halten mußte, bis Volkhard sich beugte vor dem Muth der Mutter und seinen Widerstand hingab vor ihrer Festigkeit. Als der erste Strahl des Tages durch die Fenster drang, hatte Walpurgis die kleine Benigna aus dem Bettchen gehoben, hatte sie sorgsam eingehüllt, einen langen, schmerzvollen Kuß auf die blühenden Lippen gedrückt und stand, mit dem Kinde auf dem Arm, vor dem Gatten. Volkhard schrak zusammen, aber er wollte an Muth der Liebe der Mutter nicht nachstehen und folgte, gesenkten Hauptes, der voranschreitenden Walpurgis. Noch kämpfte der junge Tag mit dem Dämmer der Nacht und die üppige Stadt lag still und schlummernd. Nur die Schaar der Tauben schwirrte auf, als die einsamen Schritte auf dem Platze laut wurden. Das Kind schlief ruhig weiter. Da, von Weitem schon, sahen sie den Armenier, gelehnt an eine Säule am Eingange des Gotteshauses. Walpurgis stand still. Sie sah fragend auf den Gatten, nun aber schritt er voran und zeigte auf das Ziel. Der Armenier trat ihnen einige Schritte entgegen. Volkhard hatte ihn seit jenem Begegnen bei Camilla nicht wiedergesehen und trug ihm eine ganz andere Empfindung entgegen, seit die Erzählung des alten Dieners in der Vaterstadt ihm einige Klarheit über die Beziehungen des wunderbaren Mannes zu seinen Eltern gegeben hatte. Das Grauen vor einem fast übermenschlichen Wesen war geschwunden und die grollende Abneigung war einem versöhnenden Mitgefühl gewichen. Aber auch der Armenier war verändert, schon in seiner äußern Erscheinung. Gebeugt auf einen Stab und gesenkten Hauptes stand er da; der dunkle Bart war grau geworden und der früher so unheimlich düstere Blick matt und milder.

Kein Gruß wurde gewechselt zwischen den Dreien. Jeder erwartete des Andern Anrede und in bangem Schweigen standen sie sich gegenüber. Endlich begann der Armenier: „Ihr seid gekommen und zur besprochenen Stunde. Ich wußte es. Sonst hätte ich mich nicht hergeschleppt, denn mein Fuß ist müde und geht keine unnützen Pfade mehr. Kaum reicht die Kraft zu Dem, was sein muß.“

„Hier ist das Kind!“ stieß Walpurgis heraus, als müßte sie mit dem Laut ihrer Stimme den Muth wieder wecken, der zu sinken begann.

„Und er weiß Alles?“ fragte der Armenier. Walpurgis nickte mit dem Kopfe.

„Meister“, sagte der Armenier feierlich, „so ist's mit Eurem Willen, daß ich Euer Kind nehme und versuche ihm wiederzugeben, was ihm verschlossen ist; den Laut zu empfangen und zu geben, selbst auf die Gefahr seines Lebens?“

„Sie hat so beschlossen“, sagte Volkhard, „und wozu das Mutterherz Muth hat, dem will ich mich auch fügen.“

„Und Ihr wißt, wem Ihr Euer Kind gebt und habt doch Vertrauen?“ fragte der Greis.

„Gerade weil ich weiß, wem ich es gebe, habe ich Vertrauen!“ antwortete der Mann. Der Armenier schwieg eine Weile. „Wunderbar,

daß es so kam, daß es so kommen mußte", sagte er vor sich hin. „Haß und Liebe schießen durcheinander in dem Gewebe und das ist der Schluß." Dann wandte er sich zu Volkhard: „Ich gebe Euch Frist, eine halbe Stunde, bedenkt noch einmal, was Ihr thut."

„Wir brauchen keine Bedenkzeit mehr", war die Antwort, „wir haben entschieden."

„Den Preis habe ich empfangen für Das, was Ihr an Eurem Kinde verlangt", fuhr der Armenier fort, „aber zwischen uns heißt es Dienst um Dienst. Für Euer Vertrauen muß ich Euch wieder Vertrauen geben. Dazu fordere ich die halbe Stunde, aber meine Füße tragen mich nicht mehr. Dort auf jenen Stufen wollen wir niedersitzen und dann sollt Ihr mir sagen, ob es bei Eurem Entschluß bleibt." Und sie setzten sich, Volkhard dem Armenier gegenüber und zu ihren Füßen Walpurgis, mit dem schlafenden Kinde im Schooß.

„Dort im Osten, wo meine Heimat liegt, geht uns die Sonne auf; vom Norden, Eurem Vaterlande weht der Hauch des Morgenwindes und vor uns liegt das Bild des Ewigen und Unendlichen, das Meer", fing der Armenier an. „Und wir gehören zusammen in dieser Stunde, wie der Frühhauch des Windes zum Morgenstrahl des Tagesgestirns. Die Kreise unserer Geschicke treffen sich noch einmal, zum letzten Mal, nie wieder, bis ihre Bahnen getrennt erlöschen in der Ewigkeit. Du weißt, Volkhard, von meiner Vergangenheit; Dein Weib ließ mich errathen und ich forsche nicht, woher Dir diese Wissenschaft kam. Du weißt von dem inhaltschweren Buche meines Lebens freilich nur ein Wort, aber das schließt Alles ein: ich liebte. Das Wort ist meine Jugend. In ihm lag der Keim meiner Zukunft, eines beglückten, reichen Lebens. Der Mann, der Dir das Leben gab, knickte diesen Keim mit matter, schlaffer Hand, er zertrat meine Jugend und brach mein Leben. Ein anderes Wort erzählt die Geschichte meiner Mannesjahre: Haß. Mein Haß sandte den Gifthauch über das Glück, das mir geraubt war und es verdorrte und welkte hin und mein Haß überlebte all das Glück, wie die Cypresse am Grabe, die farbenlose, den bunten Glanz der Kränze, die die Liebe streute. Jahre verstrichen, da mußte ich Dir begegnen. Es war nicht Zufall, es war Vorsehung und nicht wir, die kommenden Geschlechter erst, vielleicht der Stamm der aufblüht von jenem Kinde, wird zeigen, weshalb es sein mußte. Ich begegnete Dir und nun begann der Kampf von Haß und Liebe. Ein Gefühl, scharf und stark, ist wie der Stab, der unsere Schritte stützt und uns nicht wanken läßt auf dem gewählten Pfade; doppeltes, kämpfendes Empfinden in der Brust wie zwei Stützen, eine in jeder Hand. Sie lassen uns schwanken hin und her und lenken uns ab auf unsicheren Schritten. Ich sah Dich und wollte Dich hassen wie ich Deinen Vater haßte, über den Tod hinaus und immer wieder kam ein Gefühl über mich, das der Liebe entsproß, die mich einst für Deine Mutter erfüllte. Ich wollte Dich fliehen und mußte Dir immer auf's Neue entgegen treten. Dein Geschick wollte ich zerbrechen, wie ich einst das Deines Elternhauses zerbrochen hatte und wenn es wankte, stützte ich es wieder. Ich säete den Haß, aber

den Boden furchte unbewußt die Liebe. Dann wieder gab ich Dir Segen und verkehrte ihn in Deiner Hand zum Fluch. Das war der Kampf in mir von Liebe und Haß. Keines wich dem andern und ich glaubte nicht, daß sie sich jemals einen würden. Sie thaten es doch. Meiner Gedanken, meines Strebens Ziel wurde Dein Glück und die Zeiten, die kommen, werden zeigen, ob die rauhen Steine, auf die ich es baute, fest wurden im harten Mörtel der Noth. Die Schicksale Deiner Kindheit hatten Dich hinausgelockt aus dem Kreise der Menschenwelt. Ohne mich wärest Du verdorrt, ein einsamer Baum auf verlassenem Fels. Dein Herz wäre starr geworden in Lebensgroll und Menschenverachtung. Mit der grausamen Hand des Hasses reichte ich Lehre und Prüfung und umwand mit Dornen die Blüthen, die allzu üppig die Neigung des Herzens für Dich sprießen ließ. Es war meines Lebens Zweck, Deine Vorsehung zu werden und mit dem harten Hammer, den der Haß schwang, das in der Liebe erglühte Eisen Deines Geschickes zum unzerbrechlichen Stahl zu schaffen. Nichts weiter. Da hast Du den Schlüssel des Räthsels und Du selbst magst es Dir weiter erschließen. Meine Kraft aber geht zu Ende und Dein Schicksal muß sich selbst vollenden." Der Armenier stand auf. Es war heller Tag geworden. „Eine halbe Stunde nur", sagte er, „braucht das Licht, die Dämmerung zu besiegen. Die Frist ist um. Seid Ihr noch entschlossen?"

Volkhard, statt aller Antwort, nahm das Kind leise aus Walpurgis' Schooß und legte es in des Armeniers Arm.

„Aber Ihr dürft mir nicht folgen, nicht fragen und nicht forschen, müßt tagelang das Kind, Euer Liebstes, missen", fuhr der Armenier fort.

Walpurgis sprang auf und streckte die Arme nach Benigna aus. „Tagelang? Das ertrage ich nicht! Darunter breche ich zusammen!" rief sie.

Volkhard schloß sie an sein Herz. „Bin ich nicht da, Dich aufrecht zu halten, Dich zu stützen?" sagte er fest und zuversichtlich.

Der Armenier sah sie noch einmal fragend an, dann schritt er fort mit dem Kinde und war hinter den Säulen eines Palastes ihren Blicken entschwunden. Walpurgis hatte ihm nachgestarrt wie ein Steinbild.

„Komm heim", flüsterte Volkhard und sie gingen.

Und nun kamen Tage der Angst, der Sehnsucht, des Zagens für die Gatten, wie sie sie nie gekannt hatten, aber auch des Glückes, wie es bis dahin noch nicht in ihre Ehe getreten war. Volkhard ging Walpurgis nicht von der Seite. Jedes Empfinden, der vergangenen Tage wie der Gegenwart, legten sie sich klar, und sie wurden Eins durch die, nur ihnen gehörende, Sorge um ihr Kind. Die getrennten Wege, die hinter ihnen lagen, wurden immer lichter und einten sich vor ihnen zum einzigen, gemeinsamen Pfad. Dies Glück hatten sie nie so voll, so reich gekannt, hatten es seit Jahren gemißt, und nun zeitigte sich in den Tagen der Angst seine reinste Frucht. Wenn Walpurgis Nachts aus kaum über sie gekommenem Schlummer aufschreckte, weil es ihr war, als rege sich

neben ihr das Kind; wenn sie verzagen wollte, daß der Tag nicht ende ein Tag mehr, der sie trennte von der Entscheidung ihrer Sorge, hielt Volkhard's Wort sie aufrecht, und wenn er, grollend gegen die Grausamkeit dieses Harrens, ohne ein Wort der Nachricht, hinauszustürmen drohte, sänftigte sie seine Ungeduld durch ihr Vertrauen. Dann versuchte er wol, an die Arbeit zu gehen und die Zeit zu kürzen durch die Gewohnheit des Schaffens; aber wenn auch Walpurgis neben ihm saß, der Hammer wollte ihm doch nicht wie sonst gehorchen und der stürmende Puls machte die kunstreiche Hand unsicher. Das Kästchen mit Camilla's Schmuck hatte er nicht gewagt, wieder zu öffnen, aber auch da kam ihm Walpurgis entgegen. Sie wiederholte ihm jedes Wort ihrer Unterredung mit der schönen Frau, nach und nach klärte sich auch dies Bild, und als Walpurgis ihm dann den Schmuck aus dem Kästchen hob und vor ihm auslegte, erschrak er nur über die unheimlichen Lücken, die die ausgebrochenen Perlen gelassen hatten, und die ihm vorkamen wie leere Augenhöhlen. Emsig ging er daran, sie zu füllen und in fast übermüthiger Laune ließ er den Zufall seinen Gehülfen sein. Farbige, glänzende Edelsteine, wie sie ihm in die Hand kamen, ohne Wahl des Werthes, bunte Emaille, wo ein Stein nicht paßte, das Werthloseste neben dem Kostbarsten, fügte er in die Lücken, und so entstand ein Schmuck, barock überraschend, wie Humor in trüben Tagen. Was der Zufall so hervorrief, hat die Zeit dann zur Mode erhoben und weitergeführt durch Jahrhunderte, und es ist doch entstanden aus dem Kunstwerk, das des Meisters eigene Hand verdarb. Wie viel poesievolle Schaffenskraft, wie viel Schmerz, wie viel Kampf des Künstlers, wie viel Humor, von Angst und Sorge gezeugt, wie viel Ueberwinden eines Mannesherzens mußte den Zufall vorbereiten, dem diese Spielerei der Mode entsprang!

Aber Tag auf Tag verging, die Last des Harrens wurde immer schwerer, die Stütze der Hoffnung immer schwächer und kaum war es mehr zu ertragen.

„Wie er es auch verboten hat in grausamer Laune, wir wollen nach San Lazaro", sagte Volkhard, „und er muß mir Rede stehen!"

Walpurgis sagte nichts dagegen und sie fuhren hinüber. Volkhard zog die Glocke des Klosters und fragte nach dem Arzt. „Der", sagte der Pförtner, „ist fort seit fünf Tagen."

„Fort? Und wohin? Und wo kann ich ihn finden?" rief der Meister entsetzt.

„Finden?" erwiederte der Pförtner, „den findet Ihr nicht wieder. Zu Schiff ist er nach dem Lande des Ostens, seiner Heimat, und alle Bücher nahm er mit, aus denen er sein Wissen schöpfte und seine Kunst. Die Zelle ist leer, die er bewohnte, und keiner unserer frommen Brüder will sie beziehen, obgleich sie schön kühl liegt nach dem Garten und die Gestirne hinein schauen wie in keine andere. Es war Geheimnißvolles um den Mann und düstere Geister hielten mit ihm Rath in seiner Zelle."

Volkhard starrte ihn entsetzt an. „Fort, für immer?" rief er aus. Er fragte und forschte und Alle bestätigten, was der Pförtner berichtet

hatte. Kaum hatte der wunderbare Mann Abschied genommen von den Brüdern des Ordens seiner Heimat, deren Genosse er seit zehn Jahren gewesen war. Keiner war ihm näher getreten und eine Scheu, unerklärt und unausgesprochen, hatte ihn gegen Alle einsam dahin leben lassen.

„Ich werde kaum den Fuß setzen auf den heimischen Boden", hatte er gesagt, „aber meine Tage sollen verrinnen, wo sie begonnen, im Osten." Er hatte auch nicht zurückgegrüßt von dem Bord des Schiffes, als es die Anker lichtete und vorbeizog mit vollen Segeln aus dem Hafen. Mit geschlossenem Auge und regungslos stand er an den Mast gelehnt, das hatten Alle gesehen; aber kein Blick, kein Winken der Hand trug einen letzten Gruß zur Stätte seines Schaffens, zu den Genossen seiner letzten Jahre.

Volkhard brach verzweifelt zusammen, als er mit dieser Kunde wieder in der Gondel saß. „Er ist entflohen", rief er, „um uns nicht die Nachricht bringen zu müssen, daß seine Kunst scheiterte an unserm Kinde, daß er ihm das Leben nahm und die Kraft des Ohres nicht wieder zu geben vermochte."

Er beweinte das Kind wie ein todtes.

Die arme Walpurgis empfand auf einmal wieder ihr herbes Geschick. Angst, Schmerz, Sorge, Glück und Vertrauen konnte sie theilen mit dem geliebten Gatten. Mit ihm weinen konnte sie nicht. Aber das Mutterherz verzagte auch noch nicht, es hofft ja bis an's Ende. Wie ein Lichtstrahl kam ihr der Gedanke an Camilla. Zu ihr war der Armenier gekommen, bei ihr, von der sie seinen Aufenthalt erfuhr, fand sich vielleicht eine Spur, die Gewißheit und Licht bringen könnte in diese Zweifel.

„Laß uns zu Camilla!" sagte sie, „mir ist um's Herz, als müßte ich da Trost suchen und finden." Volkhard erbebte leise, aber er machte keine Einwendung, und so ließen sie die Gondel dorthin lenken und halten an den Stufen von Camilla's Palast.

Der Diener, als hätte er sie erwartet, meldete sie nicht, sondern öffnete nur die Thür und mit einem Aufschrei der Freude stürzte ihnen Camilla entgegen.

„Endlich! Endlich!" rief sie. „Wie lange, wie sehnsüchtig habe ich Euch erwartet."

Walpurgis sah sie befremdet und fragend an.

„Er hat mir gesagt, daß Ihr kommen würdet; aber ein heiliges Versprechen mußte ich ihm geben, nicht nach Euch zu senden. Und so habe ich gewartet und gewartet, und kaum hätte ich es länger ertragen."

„Wißt Ihr von unserm Kinde, Excellenza?" fragte Volkhard mit bebender Stimme.

Ein Zug unaussprechlichen Glückes, ein Freudenstrahl, wie ihn das Menschenantlitz nur selten, nur in den reinsten, gottgesegnetsten Augenblicken des Lebens trägt, zog über Camilla's Gesicht.

„Benigna lebt, Benigna ist Euch gerettet!" rief sie.

Walpurgis, die sich aufrecht gehalten hatte an dem schwachen Stab

der Hoffnung in der verzweiflungsvollen Angst, brach zusammen in der plötzlichen Freude. Volkhard mußte sie fest an sein Herz schließen, daß sie nicht zu Boden sank. Camilla aber hob den Vorhang zum Seitenzimmer und da stand Benigna, bleich zwar, aber lächelnd. Sie wollte mit schnellem Schritt hineilen; als aber ihre großen, blauen Augen die Eltern gewahrten, hemmte sie den Schritt und stand wie gebannt, halb staunend, halb zweifelnd, still auf der Schwelle.

„Benigna!“ rief Walpurgis und wollte auf sie zustürzen, aber die Kraft fehlte ihr und mit ausgestreckten Armen sank sie in die Kniee. Das Kind warf einen fragenden Blick auf Camilla, bewegte dann die Lippen, als probire es ihre Kraft, und dann, klar und sicher, sagte sie mehrere Male und immer vernehmlicher: „Mutter, liebe Mutter!“

Und als der Laut kaum aus den bis dahin stummen Lippen des Kindes und ihr Ohr traf zum ersten Mal, und der Name „Mutter“ sie begrüßte, wogte es auf in Walpurgis' Herzen, und als bräche die Fessel, die es umschlossen hatte jahrelang, und als würde alles Empfinden frei, so brach es heraus und ein Strom von Thränen stürzte aus ihren Augen.

Und Volkhard war neben ihr niedergesunken und hielt sie im Arm; Benigna aber warf sich an ihren Hals und schlang die Aermchen um beide Eltern, schmeichelnd, lächelnd, ohne Ahnung, was die Thränen der Mutter bedeuteten. Und Walpurgis herzte sie und unter unaufhaltsam strömenden Thränen lachte sie auf, so rein, so tief aus beglücktem Herzen, wie noch nie vorher im Leben. Da waren sie ihr wieder geschenkt, nach Jahren, Lachen und Weinen, und die ersten Thränen, die sie wiedergewann, waren Thränen des Glückes, denn das Kind wiederholte immer wieder: „Mutter, liebe Mutter!“

„Wer hat Dich das Wort gelehrt, Benigna?“ fragte Volkhard.

Benigna verstand ihn. Sie zeigte auf Camilla.

Camilla, die sich scheu bis dahin zurückgezogen hatte, trat schüchtern heran und legte ihm die Hand auf die Schulter. „Mir brachte er das Kind!“ sagte sie. „Hier vollendete er die Heilung; ich durfte es pflegen und ich lehrte es Mutter sagen.“

„Und er ist fort?“ fragte Volkhard.

„Für immer!“ erwiederte Camilla. „Aber ein treuer Arzt, heilte er vor dem Scheiden alle Wunden!“

Harmlose Briefe eines deutschen Kleinstädters.

An den Herausgeber des „Salon".

Aus Deutschland im December 1869.

Im Laufe des vergangenen Monats, mein lieber Freund, habe ich den tiefsten Schmerz empfunden, der eine zartbesaitete Seele wie die meine durchschwirren kann. Ja, Freund, Entsetzliches ist geschehen! Ich werde verkannt! Und verkannt von wem? Sie werden es mir nicht glauben, wenn ich es Ihnen sage, aber es ist so: verkannt von Professor Johannes Minckwitz in Leipzig, von dem großen Epiker und Literarhistoriker, den ich so hoch verehre und so tief im Herzen trage.

Vernehmen Sie zunächst die Hiobspost: Eines Morgens, als ich arglos im „Neuhochdeutschen Parnaß" blätterte, wobei ich mir natürlich nichts denken konnte, trat die treue Magd des Hauses mit verweinten Augen in mein Zimmer.

„Was in aller Welt ist vorgefallen?" fragte ich ganz betroffen. „Ist Ihnen Ihr Schatz treulos geworden, Thrine?"

„Ich muß Ihnen kündigen", schluchzte das brave Geschöpf.

„Ich verstehe Sie nicht, Thrine, sprechen Sie deutlich!"

„Sie sind entehrt! Und lieber will ich verhungern, als bei einer entehrten Herrschaft dienen, denn

„Wie der Herre,
So's Gescherre."

sagen die Leute, und ich bin ein ordentliches Mädchen. Hier ist das Blättchen, da steht Alles drin!" Thrine schluchzte wie Vögel, welche zappeln, und reichte mir die Nummer eines leipziger Localblatts, in welchem ein Artikel mit dicken rothen Strichen am Rande augenscheinlich meiner Aufmerksamkeit besonders empfohlen war.

Kaum hatte mein Blick die ersten Zeilen des schrecklichen Artikels überflogen, so wurde es mir schwarz vor den Augen, ich wurde leichenblaß wie ein Soolei, und zuckte krampfhaft wie Vögel, welche zappeln. Thrine fiel in Ohnmacht. Denken Sie sich das Bild, lieber Freund. Draußen heulte der Sturm. Ach, die Situation war dramatisch. In dem Blatte stand nämlich: daß Professor Johannes Minckwitz, in sittlicher Entrüstung über meinen letzten harmlosen Brief, die Redaction des „Salon" wegen „Namensmißbrauch" und „Unterschiebung eines fremden Machwerks" verklagt und Herrn Dr. Coccius, Advocaten zu Leipzig, mit der Führung der Klage betraut habe. —

„Thrine", begann ich nach einer Kunstpause. „Ich begreife jetzt, es muß geschieden sein! Sie haben mich in guten Tagen kennen gelernt, vergessen Sie mich auch jetzt nicht, da das Unglück über mich hereinbricht. Noch einen Dienst erweisen Sie mir zum Abschied, den letzten: thun Sie mir doch den Gefallen und nehmen Sie den „Neuhochdeutschen Parnaß" zum Andenken an mich mit. Sie brauchen ja immer Papier zum Fensterputzen. Leben Sie wohl, Thrine!"

Ich blieb allein meinem Schmerz überlassen. Entehrt, rief ich, entehrt! Verkannt, verklagt! Wie anders, Kleinstädter, war's Dir, als Du noch voll Unschuld im „Salon" Dich bewegtest, halb faule Witze, halb Minckwitze im Kopfe, Kleinstädter! Johannes wendet sich von mir, und

„Wo ich ihn nicht hab
Ist mir das Grab."

Der Leipziger Freund, der mir den angeblichen Auszug mit dem Minckwitz'schen Epos mitgetheilt hatte, hat mich schnöde hintergangen. „Der Tod des Heldenjünglings" ist gar nicht aus der Feder des großen Dichters geflossen. Nie hat mich etwas mehr überrascht, als diese Enthüllung. Ich komme vor die Geschworenen, ich werde zu entehrenden Strafen verurtheilt, ich bin, mit einem Wort, wie der Mantelsack des Lieutenants perdu.

Der Kleinstädter vor den Geschworenen! Seitdem ich gehört habe, daß im „Advocat Hamlet" die Geschworenen auf die Bühne gebracht sind, um gar nichts zu thun, kann ich mir das schreckhafte Bild recht deutlich vergegenwärtigen. In diesem „Advocat Hamlet", für den merkwürdig wenig Reclame gemacht worden ist (es mögen kaum dreißig Zeitungen gewesen sein, welche fünf spaltenlange Berichte darüber gebracht haben) erscheint nämlich ein Baron von Sonne, der alle armen Leute vertheidigt und der bei der Gelegenheit große Reden über alles Mögliche hält. Dieser Baron Sonne ist ganz mein Mann; an ihn gedenke ich mich zu wenden. Und da ich nicht zu fürchten habe, daß der ungenannte Verfasser des „Advocat Hamlet" mich wegen Mißbrauch seines Namens verklagen wird — wegen eines Vergehens, dessen er sich nicht einmal selbst schuldig gemacht hat, so will ich hier den Schlußact dieses Schauspiels mittheilen, d. h. den Schlußact, wie er geworden wäre, wenn es sich nicht um Baumwollenunterschlagung, sondern um Namensmißbrauch gehandelt hätte, und wenn der Angeklagte nicht Stella, sondern der Kleinstädter gewesen wäre. Also:

Advocat Hamlet.

Vierter Aufzug.

Der Assisensaal. Links die Bänke für die Geschworenen. In der Mitte der Tisch für die Richter. Rechts zwei kleine Tische für den Staatsanwalt und den Vertheidiger. Vorn rechts die Anklagebank. Als der Vorhang aufgeht, sieht man die Richter eintreten. Die Geschworenen nehmen die ihnen angewiesenen Plätze ein. Der Kleinstädter, an Händen und Füßen gefesselt, wird von Gendarmen in den Saal geschleppt. Der Vertheidiger Advocat Hamlet unterhält sich mit dem Delinquenten. Der Staatsanwalt schnaubt Rache.

Erste und letzte Scene.

Präsident Lehmann. Ich ersuche das Publicum sich ruhig zu verhalten; bei dem ersten Zeichen des Beifalls oder Mißfallens lasse ich alle Insassen der Galerie an die Luft setzen. Angeklagter, stehen Sie auf. (Der Kleinstädter steht auf, seine Ketten rasseln, das Publicum schaudert.) Wie heißen Sie? (der Kleinstädter schweigt betroffen.) Haben Sie mich nicht verstanden? Ich frage Sie, wie Sie heißen?

Angeklagter (sichtlich verlegen). Ach, Herr Präsident . . .

Präsident. Nun? Ist's gefällig? Wie heißen Sie?

Angeklagter. Lehmann.

Präsident. Schon bestraft?

Angeklagter. Wegen einer Kleinigkeit: ich habe den früheren Justizminister Grafen zur Lippe in Beziehung auf seinen Beruf beleidigt.

Präsident. Sie sind beschuldigt, im „Salon" ein Gedicht unter dem Namen des allverehrten Herrn Professors Johann Hoff — Minckwitz, wollte ich sagen, veröffentlicht zu haben, welches als ein untergeschobenes Machwerk bezeichnet wird. Was haben Sie zu der Sache zu erklären?

Angeklagter. Nix.

Advocat Hamlet. Meine Herren Geschworenen, ich bitte Sie, dies „nix" zu beachten; es ist von höchster Wichtigkeit

Präsident. Ich muß den Herrn Vertheidiger ersuchen, das Interrogatorium nicht zu unterbrechen. Angeklagter, es wird Ihnen doch nicht unbekannt sein, daß es strafbar ist, Professor Minckwitz als Dichter zu bezeichnen — ich meine als Dichter von Versen, die er nicht gemacht hat.

Angeklagter. Ich wußte es nicht, Herr Präsident. Ich bin unschuldig!

Advocat Hamlet. Meine Herren Geschworenen, ich bitte Sie, diese Worte zu beachten; sie sind von höchster Wichtigkeit für den Verlauf der Verhandlung.

Präsident. Angeklagter, haben Sie die Gedichte von Prof. Minckwitz gelesen?

Angeklagter (in großer Aufregung). Niemals, Herr Präsident, niemals! Meine Vergangenheit ist lauter.

Präsident. Weshalb haben Sie die Gedichte nicht gelesen?

Angeklagter. Ich habe mich vergeblich abgemüht, den Band zu erhalten. Bei drei Freunden, die eine ausgewählte Bibliothek besaßen, habe ich sie mir leihen wollen; zwei wollten mich wegen Injurien verklagen, der dritte warf mich die Treppe hinunter. Die Gedichte scheinen so verlegt zu sein, daß sie niemand finden kann.

Präsident. Sie können sich setzen. (Zu den Geschworenen.) Von Seiten des öffentlichen Ministeriums sind eine Reihe von Belastungszeugen geladen, deren Namen von diesem Kleinstädter gleichfalls mißbraucht sein sollen. Aus den Vorverhandlungen scheint allerdings hervorzugehen, daß von dem Angeklagten der Namensmißbrauch systematisch betrieben worden ist. (Zum Gerichtsdiener.) Lassen Sie die Zeugen vortreten.

(Allgemeiner Tumult. Glocke des Präsidenten.)

Präsident (zum ersten Zeugen). Wie heißen Sie?

Zeuge. Ich bin Professor der höheren Magie.

Präsident. Mit dem Angeklagten nicht verwandt, nicht verschwägert, nicht in dessen Diensten?

Zeuge. Nein.

Präsident. Im ersten harmlosen Brief behauptet der Kleinstädter, daß er mit Ihnen einer Vorlesung des Professor Eckardt beigewohnt hätte und daß Sie bei der Gelegenheit ausgerufen hätten: „Welches Phrasengeklingel, welches Strohfeuer, welche schauspielerische Unwahrheit!" u. s. w. Ist das richtig?

Zeuge. Nein. Ich kenne des Menschen nicht.

Präsident. Nun, Angeklagter, was haben Sie darauf zu erwiedern?

Angeklagter. Nix.

Advocat Hamlet. Ich bitte die Herren Geschworenen, dies „nix" zu beachten. (Der Professor der Magie setzt sich.)

Präsident. Zweiter Zeuge: Dr. Max Hirsch; mit dem Angeklagten nicht verwandt, nicht verschwägert, nicht in dessen Diensten? Im zweiten Briefe des Kleinstädters wird eine Rede mitgetheilt, die Sie im Parlament gehalten haben sollen, beginnend mit den Worten: „In England ... Sheffield ... Partnership u. s. w.“ Ist das richtig?

Zeuge. Nein. (Setzt sich.)

Präsident. Dritter Zeuge: Dr. Zander, Redacteur des Volksboten“ in München. Haben Sie mit dem Angeklagten der Vorstellung von „Minna von Barnhelm“ in Coburg beigewohnt?

Zeuge. Nein.

Präsident. Also rühren die Ihnen im dritten Briefe des Kleinstädters zugeschriebenen Aeußerungen nicht von Ihnen her?

Zeuge. Nein. (Setzt sich.)

Präsident. Vierter Zeuge: Se. Majestät der Kaiser von Siam. Im vierten Briefe des Kleinstädters wird erzählt, daß Ew. Majestät zu Allerhöchstihrem Günstling u. A. gesagt haben sollen: „Ra-phra, wie konnten die Talapoinen einen Mann von Deiner Redlichkeit verurtheilen.“ Verhält sich das so?

Zeuge. I Gott bewahre. (Setzt sich.)

Präsident. Fünfter Zeuge: Se. Excellenz der Herr Reichkanzler Freiherr v. Beust.

Advocat Hamlet. Gegen die Vernehmung dieses Zeugen erheben wir Protest. Meine Herren Präsident und Richter, ohne der Objectivität des Herrn Zeugen im Mindesten zu nahe treten zu wollen, glaube ich doch bemerken zu müssen, daß die Berührungspunkte zwischen dem Kläger und dem Zeugen zu intensiv sind, um eine völlig unbefangene Aussage zu erwarten. Beide sind Landsleute, Beide sind große Männer; ich stelle im Namen meines Clienten den Antrag, der hohe Gerichtshof wolle beschließen, diesen Zeugen nicht zu vernehmen.

(Die Richter stecken die Köpfe zusammen. Nach einiger Zeit verkündet der Präsident, daß der Gerichtshof die von der Vertheidigung vorgebrachten Gründe als irrelevant verwirft und die Vernehmung des Zeugen beschließt.)

Präsident. Freiherr v. Beust! Mit dem Angeklagten nicht verwandt und nicht verschwägert?

Zeuge. Nein.

Präsident. Nicht in dessen Diensten?

Zeuge. Nein.

Präsident. Im fünften Briefe des Kleinstäders wird eine lange Depesche unter dem Namen Ew. Excellenz mitgetheilt, welche Ew. Excellenz aus Anlaß des Journalistentags an die diplomatischen Vertreter gerichtet haben sollen. Wollen Ew. Excellenz uns sagen, wie sich die Sache verhält?

Zeuge. Ja, mein Gutester, das kann ich Sie werklich nich sagen. Ich habe Sie in der Zeit sehr viele Depeschen geschrieben.

Präsident. Ich danke Ihnen. (Zeuge tritt ab; Präsident zu den Geschworenen.) Dieser Punkt ist also nicht ganz klar. Hier ist die Möglichkeit, daß kein Namensmißbrauch vorliege, noch vorhanden. Wenn es den Herren Geschworenen recht ist, werde ich die übrigen Zeugen zusammen vernehmen. Sechster, siebenter, achter Zeuge: Victor Hugo, öffentlicher Schreiber auf Guernsey, Richard Wagner, Musiker in spe und augenblicklich in der Schweiz, der preisgekrönte Romandichter! Meine Herren! In den Briefen

des Kleinstädters werden angebliche Dichtungen von Ihnen mitgetheilt; von Ihnen, Herr Hugo, ein Capitel aus dem ungedruckten Roman über Barbara Ubryk, das mit den Worten beginnt: „Nacht. Tiefe Nacht. Finsterniß. Dunkel.“ Von Ihnen, Herr Wagner, Verse aus Rheingold:

„Winselnde Winde
Wagalaweia!
O Eselinde,
O Eseleia!“

Von Ihnen, preisgekrönter Dichter, der Roman: „Das Blutbad auf dem Gottesacker“ -- sind diese Mittheilungen authentisch, sind Sie die respectiven Verfasser?

Die Zeugen. (Terzett). Nein! (setzen sich).

Präsident. Damit ist die Zeugenliste erschöpft. Ich ertheile nunmehr dem Vertreter der Anklage, dem Herrn Staatsanwalt, das Wort.

Staatsanwalt. Niemals, meine Herren Geschworenen, bin ich mit ruhigerem Gewissen und mit leichterem Herzen an meine schwierige, ernste Aufgabe herangetreten, als heute. Nicht der leiseste Zweifel wohnt in meinem Herzen, nicht ein Schatten von Beunruhigung fällt auf mich; die Schuld des Angeklagten ist offenbar, sie liegt klar zu Tage, wir haben es mit einem durchtriebenen Bösewicht zu thun, mit einem Sünder, der hartgesotten wie ein Soolei. Was ist geschehen? Es erscheint eine Monatsschrift, in welcher ein Gedicht unter dem Namen „Minckwitz“ veröffentlicht wird. Das Gedicht ist nicht von Minckwitz; der Mißbrauch des Namens ist evident. An und für sich wäre es nicht unstatthaft, die Kritik in diese Form zu kleiden, aber, meine Herren, wenn der Namensmißbrauch die Herabsetzung des Betroffenen in der öffentlichen Achtung zur Folge hat, so ist dies strafbar. Und das trifft hier unbedingt zu. Wenn Minckwitz ein bedeutender Dichter wäre, so würde die Kritik ihm nicht schaden; da aber die Kritik des Kleinstädters in allen Punkten richtig ist, so schadet sie dem Herrn Professor Minckwitz und setzt ihn in der öffentlichen Meinung herab. Nun wird die Vertheidigung einwenden, daß kein Strafgesetz der Welt verbiete, einen Dichter zu kritisiren, daß aber das angeklagte Machwerk nicht Minckwitz, den Menschen, sondern Minckwitz, den Dichter, verspotte. Lassen Sie sich durch solche Spintisirereien nicht beirren. Den Dichter Minckwitz kann man nicht beleidigen, weil es keinen Dichter Minckwitz giebt; wer Minckwitz beleidigt, beleidigt den Menschen. Ich will sicherlich dem freien Wort keine Schranken setzen. Ich anerkenne das Heilsame, die Nothwendigkeit der Kritik. Aber die Kritik muß des Gegenstandes würdig sein. Wenn Minckwitz im „Neuhochdeutschen Parnaß“ mit der größten Ungenirtheit den Koryphäen unserer Literatur Knüppel zwischen die Beine wirft, wenn er ihnen alles Talent abspricht, so ist das durchaus gerechtfertigt; daß man aber Minckwitz als Dichter kritisire, das dürfen wir nicht zugeben, gegen eine solche Verkennung der Aufgabe der Kritik muß die Anklagebehörde im Interesse der Allgemeinheit einschreiten. Noch einen Einwand, den die Vertheidigung unzweifelhaft erheben wird, möchte ich im Voraus beseitigen. Man wird Ihnen sagen, meine Herren Geschworenen, die Herabsetzung des Kritisirten in der öffentlichen Achtung sei nur dann effectiv, wenn die unter dem Namen Minckwitz im „Salon“ veröffentlichten Verse schlechter seien, als seine eigenen; und das müsse ganz entschieden in Abrede gestellt werden. Nun, ich behaupte gerade das Gegentheil! Gerade weil die im „Salon“ erschienenen Verse — was ich selbst zu-

gebe — viel besser sind, als die Minckwitz'schen Verse, gerade deshalb liegt Herabsetzung in der öffentlichen Achtung vor! Denn, meine Herren, wenn Minckwitz mit seinem Epos nun vor die Oeffentlichkeit tritt, so wird alle Welt sagen: „Die Verse im Salon waren viel amusanter", und ich glaube nicht, daß das dazu beitragen kann, die öffentliche Achtung vor dem Verfasser zu erhöhen. Ich schließe, meine Herren Geschworenen. Ich glaube Ihnen bewiesen zu haben, daß der Angeklagte des ihm zur Last gelegten Verbrechens als überführt anzusehen ist und beantrage, in Berücksichtigung des durch die Zeugen constatirten fortgesetzten Namensmißbrauchs und der Vorbestrafung des Angeschuldigten, das höchste Strafmaß: Beschränkung des geistigen Genusses auf die Lectüre der Minckwitz'schen Werke.

(Sensation. Glocke des Präsidenten).

Präsident. Der Herr Vertheidiger hat das Wort.

Advocat Hamlet. Meine Herren Geschworenen. Wir kommen nicht mit Zeugen aus aller Herren Länder, wir kommen nicht mit volltönenden Redensarten, nein, wir sind schlicht, harmlos, einfach, wahr! Wir brauchen keine Zeugen; für uns spricht die Sache selbst. Meine Herrn Geschworenen, werfen Sie einen Blick auf den Angeklagten, sehen Sie sich einmal dies dumme Gesicht, das stiere Auge, diese energielosen Lippen an — dieses unschuldige Geschöpf soll der ihm zur Last gelegten Schandthat als überführt zu betrachten sein? Nimmermehr! — Der Herr Vertreter des öffentlichen Ministeriums hat Ihnen schon gesagt, daß „Mißbrauch des Namens" im juristischen Sinne nur dann vorhanden ist, wenn „Herabsetzung in der öffentlichen Achtung" damit verbunden ist. Ich gebe zu, menschlich unbefugter Gebrauch des Namens „Minckwitz" liegt hier vor, aber „Mißbrauch" im Sinne des Gesetzes niemals. Ich meine, Herr Professor Minckwitz sollte dem Kleinstädter auf den Knieen danken, daß er sich so eingehend mit seiner kleinen Persönlicheit beschäftigt hat; durch den angeklagten Artikel wird Prof. Minckwitz in der öffentlichen Achtung nicht nur nicht herabgesetzt, sondern es wird ihm viel zu viel Ehre erwiesen. Gesetzt aber, es läge juridisch strafbarer Namensmißbrauch vor, würde deshalb der Angeklagte zu verurtheilen sein? Nein, meine Herren Geschworenen, und abermals nein! Ich bat Sie eben, sich die Physiognomie des Angeklagten anzusehen, ich wiederhole meine Bitte. Aus diesen schlaffen Mundwinkeln, aus diesen erloschenen Augen grinst der Blödsinn. Nicht strafen wollen wir hier, wo uns Mitleid zur Pflicht wird. Ja, meine Herren, dieser Kleinstädter ist vollständig blödsinnig, dafür spricht nicht nur seine Physiognomie, dafür spricht nicht nur sein ganzes Verhalten während der Verhandlungen — das alberne, beständig wiederholte „nix" — dafür spricht auch vor Allem die ihm zur Last gelegte That selbst. Daß man den Namen eines Goethe, Schiller, Lessing, eines Heine, Geibel, Heyse, Bodenstedt u. s. w. mißbraucht, das hat einen Sinn, das begreife ich, ohne es rechtfertigen zu wollen; daß man aber den Namen Minckwitz als Dichter mißbraucht, das, meine Herren Geschworenen, läßt sich aus nichts Anderm erklären, als aus der völligen Lähmung der Verstandeskräfte bei dem Angeklagten. Mein Client ist ein armes, unzurechnungsfähiges Geschöpf, die Unzurechnungsfähigkeit aber tilgt jede Strafe. Meine Herren Geschworenen, ich wende mich an Ihr Herz. Sie alle haben Kinder, rothwangig, blühend, lustig wie Vögel, welche zappeln; denken Sie sich den Schmerz, wenn eines Ihrer Kinder urplötzlich stumpfsinnig würde; würden Sie dies Kind noch obenein strafen?

Nein, Sie würden es nicht thun, Sie können es nicht thun und sie werden es jetzt beweisen, dadurch, daß Sie meinen unglücklichen Clienten völlig freisprechen!

(Sensation und Rührung. Glocke.)

Präsident. Angeklagter, haben Sie noch etwas zu bemerken?

Angeklagter. Nix.

Präsident (resümirt den Verlauf der Verhandlungen und schließt). Es werden Ihnen also die folgenden beiden Fragen zur Beantwortung vorgelegt:

Erstens: Ist der Angeklagte schuldig, mit Vorbedacht und Ueberlegung den Namen Minckwitz in der Weise mißbraucht zu haben, daß durch diesen Namensmißbrauch Professor Minckwitz in der öffentlichen Achtung herabgesetzt wird?

Zweitens. Ist der Angeklagte unzurechnungsfähig?

(Die Geschworenen ziehen sich zurück. Nach wenigen Minuten treten sie wieder in den Saal und der Erste der Geschworenen verkündet mit kraftvoller Stimme, daß die Geschworenen beide Fragen einstimmig bejaht haben. Große Aufregung. Der Gerichtshof befindet sich in einiger Verlegenheit. Der Staatsanwalt wiederholt seinen Antrag, der Vertheidiger auch. Nach viertelstündiger Berathung des Gerichtshofes ertönt die Glocke des Präsidenten. Unter allgemeiner Spannung verkündet)

Präsident. In Erwägung, daß der Angeklagte des ihm zur Last gelegten strafbaren Namensmißbrauchs überführt worden ist, in weiterer Erwägung, daß in dem mentalen Zustande des Angeklagten allerdings Milderungsgründe gefunden werden müssen, verurtheilt der Assisenhof den Angeklagten, unter Annahme mildernder Umstände, dazu, die Minckwitz'schen Gedichte vortrefflich zu finden. Von Rechtswegen.

* * *

Mein lieber Freund, wenn ich zu dieser Strafe verurtheilt würde, nähme ich ein Ende mit Schrecken, das kann ich Sie versichern. Im Uebrigen finde ich es sehr hübsch, daß Minckwitz vor der Kritik bei den Gerichten Schutz sucht. Das ist tapfer, das ist des Mannes würdig, der unser Jahrhundert mit einem Nibelungenliede beschenken wollte. Herr Professor Minkwitz, der in seiner Eigenschaft als Literarhistoriker vielleicht einmal Molière's „Misanthrop" gelesen hat — schwören will ich nicht darauf, aber möglich ist ja Alles — macht es genau so wie der edle Marquis Oronte, welcher den Menschenfeind Alcest ebenfalls verklagt, weil dieser Oronte's Verse miserabel findet. Alcest spricht bei der Gelegenheit gar weise Worte, die Herr Professor Minckwitz, bevor er sein Manuscript „Die Völkerschlacht" auf eigene Kosten drucken läßt, beherzigen mag. Wolf Baudissin hat es vortrefflich übersetzt:

„Ist's denn so dringend nöthig, daß ihr reimt?
Und wer, zum Henker, drängt euch, eure Verse
Gedruckt zu sehn? Ein schlechtes Buch ist nur
Verzeihlich, wenn der Autor schrieb um's Brod.
Glaubt mir, seid standhaft gegen die Versuchung;
Bringt eure Muse nicht in's Publicum!
Und gebt den würd'gen Namen, den ihr tragt,
Nicht hin, um aus des Druckers feiler Hand
Hervorzugeh'n mit jenem eines schlechten
Und lächerlichen Autors! . . ."

„Lächerlichen Autors!" Es thut mir leid, aber es steht so da; billiger bekommen Sie es nicht, Herr Professor, Molière läßt nicht mit sich handeln.

Weihnachten steht vor der Thür. Obgleich ich Ihnen, verehrtester Mann vom Neuhochdeutschen Parnaß, schon in meinem letzten Briefe etwas beschèert habe, halte ich es doch für angemessen, meiner Freude über den von Ihnen angestrengten Proceß noch durch ein kleines sinniges Gegenpräsent Ausdruck zu geben. Viel ist es nicht, aber es kommt aus gutem Herzen. Ich sehe ein, daß ich jetzt nicht mehr unbekannt bleiben darf; ich schlage also das Visir zurück und erlaube mir mich Ihnen xylographisch vorzustellen:



Möchten Sie an diesen ausdrucksvollen Zügen, an diesem Aug' wie ein Flambeau ebensoviel Vergnügen finden, wie ich an Ihrem frischgesottenen Soolei, an ihren zappelnden Vögeln und an ihrem Putthühnchen gefunden habe. Ihre Bilder haben mir Spaß gemacht; ich würde mich herzlich freuen, wenn das meinige dieselbe Wirkung hätte.

Und darauf hin bitte ich Sie, mir Ihr dichterisches Wolwollen zu bewahren und mir auch fürder gewogen zu bleiben.

Ganz und gar

Der Ihrige.

Büchertisch des Salon.

Aus der Reihe von illustrirten Werken, welche die Saison gebracht hat, heben wir hervor: „Geistliche Lieder von Christian Fürchtegott Gellert", mit Zeichnungen von K. G. Winkler (Leipzig, Arnoldische Buchhandlung). Die Zeichnungen sind einfach und sinnig, durchaus im Geiste der Gedichte gehalten; die Ausstattung ist vortrefflich. — Fouqué's „Undine" liegt in einer neuen Prachtausgabe vor (Berlin, Dümmler). Von den Illustrationen, mit welchen Adalbert Müller diese unverwelkliche Blüthe der Romantik geschmückt, sind hauptsächlich die feinen und geistvollen Initialen hervorzuheben. Zum Preise des Werkes selber ist es unnöthig Etwas hinzuzufügen, nachdem Heine dasselbe einen Kuß genannt, „mit welchem der Genius der Poesie den schlafenden Frühling geweckt." — Gehen wir von den „Illustrirten" zu den „Nicht-Illustrirten" über, so begrüßen wir zuerst Paul Heyse's „Gesammelte Novellen in Versen" in zweiter, auf's Doppelte vermehrter Auflage (Berlin, Hertz). Die neun ersten Nummern des vorliegenden Bandes waren schon in der ersten Auflage enthalten; neu hinzugekommen sind „Rafael" und „Syritha", welche zuerst in Einzelausgaben erschienen, „Frauenemancipation", „Das Feenkind" (zuerst im „Salon" veröffentlicht) und „Der Salamander" (aus den „Novellen und Terzinen"). — Gleichfalls in zweiter Auflage ward von derselben Verlagshandlung (Berlin, Hertz) der Roman: „Unüberwindliche Mächte" von Hermann Grimm ausgegeben. Bisher auf die mehr exclusiven Kreise der Literatur und Gesellschaft beschränkt, wird dieses vornehm gehaltene, durchaus künstlerische Werk in der neuen und wolfeilen Ausgabe (zwei Bände) die weitere Verbreitung finden, zu der es so sehr berechtigt ist. — Von neuen Auflagen anerkannter Werke nennen wir ferner: Otto Müller's „Bürger, ein deutsches Dichterleben" (Stuttgart, Kröner), ein Roman, der, wie man sich erinnern wird, bei seinem ersten Erscheinen das außerordentlichste Aufsehen machte und von Mosenthal dramatisirt wurde. — Von Karl Immermann's klassischem „Oberhof" hat die Verlagshandlung (A. Hofmann u. Co., Berlin) eine reizende Cabinetsausgabe veröffentlicht, nachdem die von Vautier illustrirte Prachtausgabe schon in zweiter Auflage erschienen. — Unter dem Titel: „Lorbeer und Cypresse", stellte Max Ring eine Reihe von Literaturbildern in ansprechend novellistischer Form zusammen (Berlin, Lesser). Das luxuriös ausgestattete Büchlein enthält Scenen aus dem Leben von Johann Christian Günther, Mendelssohn, der Karschin, Schubert, Schiller, Goethe, Hölderlin, Kleist und Dorothea Schlegel. — Auf das Feld der Literaturgeschichte übergehend, haben wir das Erscheinen von vier weiteren Lieferungen des vierten Bandes von Heinrich Kurz' „Geschichte der deutschen Literatur" (Leipzig, Teubner) zu melden. Das treffliche, mit den Portraits der Zeitgenossen geschmückte Werk, welches die Geschichte der jüngsten Literatur, von 1830—1866 erzählt, hat die Gebiete der Lyrik und des Epos durchschritten und beginnt am Ende des vorliegenden letzten Heftes mit den Dramen der Gegenwart. — Einen mehr pädagogischen Zweck verfolgt die von Dr. Friedrich Sahrwald herausgegebene, gleichfalls mit Portraits und literarhistorischen Charakteristiken versehene Chrestomathie „Deutsche Dichter und Denker" (Altenburg, Bonde), von welcher uns die drei ersten Hefte zugegangen sind. Die typographische Ausstattung ist vortrefflich; dagegen lassen die Holzschnitte viel zu wünschen übrig. — Ein liebevolles Gedenken spricht

sich in der von Eduard Tempeltey zur Enthüllung des Rückert-Denkmals in Neuseß am 28. Oct. 1869 gehaltenen Festrede aus (Coburg, Riemann). Unter den Bäumen, umgeben von den heimatlichen Gefilden, „nicht allzufern dem rebenbekränzten Main, an dem seine Wiege stand“, im Anblick dieser stillen und friedlichen Natur, in welcher Rückert seinen „Liebesfrühling“ sang, haben die Worte des Redners, in das herbstliche Schweigen hinein, gewiß einen feierlichen und ergreifenden Eindruck gemacht. Aber auch der Seele des Lesers werden sie ein wohlthuendes Empfinden hinterlassen: es ist das Bild eines Dichters, gezeichnet von einem Dichter; keine Biographie, sondern ein feines Stimmungsbild. — Die „Bibliothek der deutschen National-Literatur des 18. und 19. Jahrhunderts“ (Leipzig, Brockhaus) enthält in ihren beiden neuen Bänden „Schleiermacher's Monologe und Weihnachtsfeier“, herausgegeben von Dr. K. Schwarz, und „Voß's Luise und Idyllen“, herausgegeben von Karl Gödecke, dem vortrefflichen Literarhistoriker, welchem wir auch eine neue Ausgabe (bereits die fünfzehnte!) von Adolph Freiherrn Knigge's berühmtem Buch „Ueber den Umgang mit Menschen“ verdanken (Hannover, Hahn'sche Hofbuchhandlung). — Ein empfehlenswerthes und reich ausgestattetes Werk für die reifere Jugend sind die „Völkerbilder aus der alten Welt“, welche der bekannte Jugendschriftsteller Ferdinand Schmidt aus den umfangreicheren Schriften unsrer besten Historiker mit großer Sachkenntniß ausgewählt und zusammengestellt hat (Hamburg, Berendsohn. I. Band: Hellas; II. Band: Rom). — Für ein ähnliches lernbegieriges Publicum ist „Die Reise in's Meer“, in lustigen Reimen erzählt von Jul. Reymhold und illustrirt von Carl Reinhardt (Berlin, Hofmann u. Co.) bestimmt, ein allerliebstes Festgeschenk, welches sich durch die Pracht seiner Bilder und den muntern Ton seines Textes rasch zahlreiche Freunde erwerben wird; während „Das Leben im Wasser“ von Dr. G. Jaeger (Hamburg, Berendsohn) allerdings ein Publicum von Erwachsenen mit mannigfachen Vorkenntnissen und einem selbstständigen Urtheil voraussetzt. — Die Naturwissenschaft in ihrem ganzen Umfang, in ihren Einzelheiten sowol als in ihrem Zusammenhang darzustellen hat ein Unternehmen begonnen, welches unter dem Gesammttitel „Die Naturkräfte“ eine Art von naturwissenschaftlicher Volksbibliothek bilden wird und von welcher uns die beiden ersten Bände vorliegen: Radau, die Lehre vom Schall, und Pisko, Licht und Farben (München, Rud. Aug. Oldenbourg). Herausgegeben von einer Anzahl von Gelehrten, welche nicht nur auf den von ihnen behandelten Gebieten als Autoritäten ersten Ranges gelten, sondern auch populär und anziehend zu schreiben verstehen (seltene Kunst für einen deutschen Gelehrten!), werden diese Bände, welche der allgemeinsten Verbreitung würdig erscheinen, bald ein Lieblingsbuch der nach Bildung und Aufklärung strebenden Leser sein. Jede Lieferung von sechs bis sieben Druckbogen mit zahlreichen Holzschnitten kostet nur 8 Sgr. — Was jedoch Billigkeit betrifft, so kann sich wol im Augenblick auf dem gesammten deutschen Büchermarkt keine Erscheinung mit dem „Illustrirten Familien-Kalender für 1870“ (Leipzig, A. H. Payne) messen. Außer alle Dem, was ein guter Volkskalender enthalten muß, Kalendarium, Verzeichniß von Messen und Märkten, Novellen, Gedichten, Romanzen, Rebussen, Anecdoten und Illustrationen in überreicher Fülle, bringt er nämlich noch als Gratis-Beilage einen vollständigen, aus zwölf colorirten Blättern bestehenden und höchst sauber ausgeführten Hand-Atlas — und dies Alles zusammen für 4 Sgr.! — Wie wir hören, hat der Absatz bereits die Zahl

von 150,000 Exemplaren überschritten. — Von den anderen Kalendern des Jahres erwähnen wir noch an erster Stelle den mit Recht so sehr beliebten „Illustrirten Kalender" (Leipzig, Weber), welcher, als ein Jahrbuch der Ereignisse, wol als der bedeutendste der Kalender gelten kann; ferner „Steffens' Volkskalender" (Berlin, Gerschel), welcher namentlich in seinen populär-wissenschaftlichen Beiträgen excellirt (Papa Steffens' Speisezettel; Papa Steffens über die Weltereignisse; Winke zur Pflege des Auges ꝛc.); dann den allerliebsten „Damen-Almanach" (Berlin, Weidling) und endlich ihn, ohne den doch Alles „Essig" wäre — den „humoristisch-satyrischen Volkskalender" des Kladderadatsch, illustrirt von W. Scholz (Berlin, Hofmann).

Hildebrandt's Aquarelle.

Unter den Prachtwerken der Saison stehen obenan: Hildebrandt's Aquarelle, von denen, nachdem soeben die zweite Lieferung erschienen, jetzt zwölf Blätter vorliegen (Berlin, Verlag von Rud. Wagner, Mauerstraße 36). Wol Jeder, der sich für Kunst interessirt, kennt das eine oder andere dieser Blätter; denn mit ihrer in den Azur und die Sonne ferner Welttheile getauchten Farbengluth leuchten sie von den Schaufenstern aller Buch- und Kunstläden in den trüben Nebel unserer winterlichen Straßen. Aber ein tieferes Empfinden mischt sich diesmal mit der Bewunderung; denn nur Wenige werden das Werk betrachten, ohne des Meisters zu gedenken, der es geschaffen. Es sind jetzt etwas mehr als fünf Jahre, daß Hildebrandt, von seiner letzten großen Weltreise heimkehrend, eine Sammlung von dreihundert Aquarellen ausstellte, zuerst in Berlin, welche damals den außerordentlichsten Beifall fanden. Es war das Tagebuch eines Malers — jedes Blatt ein Gedicht; in ihren eigenen Farben und Tönen sprach die wunderbare Ferne zu dem Beschauer. Die kostbare Sammlung ging in Privatbesitz über und trat nun ihre Weltreise an, nachdem der Schöpfer derselben die seine vollendet: überall, wohin sie kam, in Paris, in London, in New-York, mit Enthusiasmus aufgenommen. Hatte der Künstler seine Studien in zweijähriger Abwesenheit unter den Mühseligkeiten und Beschwerden, ja selbst Gefahren der heißen Himmelsstriche gemacht: so bereitete die Wanderung seiner Aquarall-Sammlung ihm den höchsten Triumph seines Lebens. Der Gedanke lag nahe, die vorzüglichsten Stücke derselben einem größern Kreise von Liebhabern durch Reproduction dauernd zugänglich zu machen. Das Unternehmen konnte gewagt erscheinen, nicht nur wegen der enormen Kosten, sondern viel mehr wegen der Ausführung. Doch schreckte einer unserer kunstsinnigsten Verleger vor den großen Schwierigkeiten nicht zurück; und sein Unternehmen muß als über alle Erwartung hinaus gelungen bezeichnet werden. In Chromo-Facsimiles von R. Steinbock wurden zunächst die sechs Aquarelle der ersten Lieferung vollendet, welche Hildebrandt noch sah und als treffliche Leistungen bezeichnete. Doch er sollte die Ausgabe derselben nicht mehr erleben, noch den Beifall vernehmen, mit welchem die Welt sie begrüßte, als die Blätter am Ende des vorigen Jahres erschienen. Er war im October gestorben, tief betrauert, so weit die erschütternde Kunde von seinem Tode drang. Denn Hildebrandt war nicht nur ein eminenter Künstler, er war auch ein guter Mensch, der nirgends Neid erweckte, sondern überall Liebe fand. Und wir, wenn wir seiner gedenken, haben wol eine Pflicht, seinen Namen in dankbarer Erinnerung zu tragen. Denn er ist dem „Salon"

stets ein treuer Freund gewesen; und wie sein Portrait es war, mit welchem wir unser erstes Heft eröffneten, so hat er das erste Heft unseres zweiten Jahrgangs mit einem seiner reizvollsten Genrebilder: „Die Familie Marabu", geschmückt. Es war eines seiner Lieblingsbildchen, und er hat an dem Stich noch die letzten Correcturen gemacht Das Heft erschien erst nach seinem Tode. Wir konnten ihm nicht mehr die Hand dafür drücken. Alles, was wir ihm noch geben konnten, war ein Todtenkranz. Aber der unverwelkliche Lorbeer war darin.

Die sechs Blätter der ersten Lieferung brachten: „Eine verdeckte Straße in Kairo"; „Eine Moschee in der Abendsonne"; „Benares am Ganges"; „Eine Straße in Bombay"; „Ein Sonnenuntergang in Siam"; Hafen und Stadt Macao in China".

War schon damals die Nachbildung der Originale, zumal in der Wiedergabe des eigenthümlichen, zauberhaften Colorits ganz vorzüglich: so muß man gestehen, daß die sechs Blätter, welche den Inhalt der zweiten Lieferung bilden, in gewisser Hinsicht noch über denen der ersten stehen: in der Weichheit der Farben, in jenem Verklingen, möchten wir es nennen, der Töne, mit Einem Wort in Dem, was die Stimmung des Bildes ausmacht und nur die Seele des Malers hineinlegen konnte. Man betrachte, um uns zu verstehen, den Carton, welcher „Das indische Dorf auf den Philippinen", und den andern, welcher „Die schwimmenden Gewürzläden von Siam" zeigt — den traumhaft dämmernden Himmel des einen, das leuchtende Blau des andern — die Palmen, wie von Schlummertrunkenheit befangen hier, den üppigen Pflanzenwuchs dort — den sanften, fast eintönigen Schmelz und die Spiegelung im Wasser des entlegenen Inseldorfs, den phantastisch-bunten Farbenglanz, der uns aus den Hütten und dem Waldesdickicht von Hinterindien entgegenstrahlt! Wie ein Märchen steht „Die Straße von Hong-Kong" vor uns mit den wunderlichen Häusern und Menschen, welche unter ihren breiten Sonnenschirmen im gelben Mittagslicht kleinen, wandernden Champignons gleichen. Die „Straße von Francisco" — ein Märchen auch, aber ein ganz modernes. In dem von weißen Wolken durchflatterten Himmel weht das Sternenbanner, vom Berge schaut das Fort und durch die Mitte, zwischen Fässern und Kisten und Kasten zu beiden Seiten — rollt der Dampfomnibus. — Ueberaus anmuthig sind die beiden Genrebilder: „Der Elephant mit dem Baumstamm" und „Die siamesische Familie auf dem Wasser". Hier kommt der ganze Humor des Künstlers zur vollen Geltung — aber welch' ein Humor! Umschimmert von dem Licht und Reichthum der tropischen Natur, umflüstert von den Geheimnissen ihrer Gewässer, ihrer blühenden Pflanzen, ihrer stillen und heiligen Wunder . . . .

Es wird uns schwer, von diesen Blättern zu scheiden. Wer lange in die Sonne geschaut, der wird nur allmälig wieder in die graue Wirklichkeit und Alltäglichkeit des Lebens sich finden. Noch eine Weile, nachdem er den Blick abgewandt, flimmert und rollt es vor seinen Augen wie Abglanz des zaubrischen Lichtes. Das Ende Hildebrandt's gemahnt uns an einen jener Sonnenuntergänge, die er auf seinen Bildern oft so blendend dargestellt, und dennoch angehaucht von einem leisen Zug der Melancholie, daß das schöne Tagesgestirn nun scheide. Der Meister ist dahin; doch scheidend hat er, zum Andenken gleichsam, diese Blätter uns zurückgelassen.

Pariser Monats-Chronik.

(Tagebuchblätter.)

15. November. — Ein zuverlässiger Freund und Urwähler nahm mich mit in die Volksversammlung des ersten und zugleich schlimmsten Wahlbezirks, die in Belleville abgehalten wurde. Kaum daß wir uns durch das Gedränge hindurcharbeiten konnten, um nach vorn in die Nähe der Tribüne zu gelangen, denn alle Plätze waren bereits dichtbesetzt, und auf der oberen Galerie saßen die Menschen buchstäblich aufeinander. Das Publicum bestand fast ganz aus Blousenmännern und machte, offen gestanden, keinen sonderlich angenehmen Eindruck. Das sogenannte Bureau war bereits constituirt und der Präsident mit seinen vier Beisitzenden bereits in voller Thätigkeit, d. h. beschäftigt, die nöthige Ruhe im Saale herzustellen; keine kleine Aufgabe, denn so laut und anhaltend er auch „silence!" rief, und so getreu er auch von seinen beiden Nachbarn zur Rechten und Linken in diesem Ruf unterstützt wurde, so wurde er doch stets von vielen hundert Stimmen überschrieen. Ich konnte deshalb auch nur einzelne Namen und Worte verstehen: Rochefort! zunächst und immer wieder Rochefort! ferner Garibaldi! Mazzini! Ledru-Rollin! oder auch Vive la République! A bas l'Empire! und dann von Neuem und immer wilder und stürmischer: Vive Rochefort! Vive Rochefort! Dicht vor der Tribüne stand ein Mann, auf den sich alle Blicke richteten, die freilich keine sonderliche Sympathie verkündeten; dieser Mann war im Grunde die Hauptperson, insofern er nämlich durch ein Machtwort die Versammlung aufheben und auseinander treiben konnte: der Polizeicommissar, an der breiten, tricoloren Schärpe kenntlich. Ich betrachtete ihn mir etwas näher und . . . , ich kann mir nicht helfen, aber ich gestehe es gern: der Mann gefiel mir. Wenn er auch wußte, daß ihm die zwanzig, dreißig Polizisten, die am Eingang des Saales postirt waren, sofort zu Hülfe kommen würden, um ihn gegen jede Thätlichkeit zu schützen (ohnehin blieben die Schreier nur bei Worten), so gehörte dennoch kein geringer Grad von Muth dazu, sich dieser Brandung ruhig entgegenzustellen und Geduld und Fassung zu bewahren, wo er mit einem einzigen Befehl den Schwall in sein ursprüngliches Nichts zurücktreiben konnte.

Endlich bestieg ein Citoyen die Tribüne — — ein Schuster! ein Schuster! — „Freunde!" rief der Mann, „ich bin kein Schuster, sondern ein Metallarbeiter, ein Kind des Volkes" (als wenn ein Schuster etwas anderes wäre, sagte ich zu mir selbst); „auch habe ich nur zwei Worte zu sagen und zwar gegen den Pascha von Paris" . . . (Gelächter und Bravo); der Commissar richtete sich empor und spitzte die Ohren, um zu hören, wer mit diesem Titel gemeint sei . . . . „gegen den Pascha von Paris", fuhr der Redner fort, „gegen Haußmann" (der Commissar setzte sich wieder hin); „hoffentlich hat er bald ausdemolirt und construirt und genug Kasernen gebaut und genug breite und gerade Boulevards angelegt, damit die Truppen bequemer gegen das Volk manövriren können. Aber Einen Boulevard hat er noch vergessen und das mag sein letzter sein und zwar den vom Obelisken in directer Linie nach der Kirche Saint-Germain-l'Auxerrois!" — Unbändiger Jubel und Applaus, denn um jenen Boulevard anzulegen, müßte der Tuilerienpalast demolirt werden. Der Commissar rührte sich nicht. Der Redner wurde im Triumph von der Tribüne getragen und verschwand im Hintergrunde. Ein

Zweiter stieg hinauf, diesmal ein echter Blousenmann. „Bürger!" rief er, „so lange der Boulevard noch nicht ausgeführt ist, schlage ich vor, die Statue Baudin's, des Märtyrers vom 2. December, im Tuileriengarten und zwar unter den Fenstern der kaiserlichen Gemächer aufzustellen." (Jubel und Applaus). „Ueberhaupt meine ich, da ja das persönliche Gouvernement zu Ende ist, könnte man den Kaiser sehr gut suspendiren (suspendre), bei welchem Worte noch eine Silbe zu viel ist" (nämlich pendre d. h. aufhängen). Unmenschliches Beifallsgebrüll; aber in demselben Moment war auch der Polizeicommissar in die Höhe und auf einen Stuhl gesprungen, und gab dadurch dem Bureau das sogenannte erste Avertissement. Bei dem dritten muß jedesmal der Saal geräumt werden. Grenzenloses Zischen, Heulen und Pfeifen. Ich konnte mir wieder nicht helfen, aber wie er so auf dem Stuhl stand, blaß und ruhig und ein unmerkliches Lächeln auf den Lippen, gefiel mir der Mann wieder. Der Präsident erhob sich: „Bürger! Bürger!" rief er in den Tumult hinein und mit einer Stentorstimme, die sich auch wirklich Gehör verschaffte, „geben wir der Reaction keine Waffen in die Hände; bewähren wir auch heute den alten Ruf der Mäßigung und des Tactes, dessen sich die Pariser Bevölkerung von jeher erfreut hat." — „Na, hören Sie, ich danke", sagte ich dann leise zu meinem Nachbar; „aber wenn das modération et tacte ist, so weiß ich wahrhaftig nicht, was die Worte Aufruhr und Scandal bedeuten sollen. Hier ist ja der leibhaftige Teufel los." — „Da kommt er in Person", antwortete mein Freund, „sehen Sie ihn sich nur genau an, und in demselben Moment begann das Gebrüll, das Gewieher, das Gestampf, oder wie ich es sonst nennen soll, von Neuem und ohrbetäubender denn zuvor: „vive Rochefort! vive Rochefort!" und der sehnlich Erwartete erschien und stand auch schon auf der Tribüne, ohne daß wir recht gesehen, wie er hinauf gekommen war. Er grüßte wiederholt nach allen Seiten, etwas linkisch und verlegen, doch das mußte man wohl auf die Emotion schieben, und wie durch einen Zauberschlag herrschte plötzlich Grabesstille im Saal; die drei bis viertausend Anwesenden hielten ihren Athem an, „wie wenn die Gottheit nahe wär." Aber, aber, nichts für ungut, eine triste und pitöse Gottheit. Eine lange Figur, skelettähnlich mager, ohne Saft und Kraft, in dem eingefallenen, krankhaft bleichen Gesicht mit den stark hervorstehenden gerötheten Backenknochen so gut wie gar kein Ausdruck und am allerwenigsten das Antlitz eines Demagogen, eines Tribuns oder Agitators, eines zweiten Rienzi, Danton oder Mirabeau, oder wie die Titel alle heißen, die man ihm gegeben hat und noch giebt. Das der famose Laternenmann, sagte ich zu mir selbst, der gefürchtete Pamphletist, der politische Mordbrenner und sociale Eisenfresser, der dem Kaiserreich einen Vernichtungskrieg auf Leben und Tod erklärt und sich kühn vermessen hat, wenn er in die Kammer käme, die furchtbare Frage des Pauperismus in zehn Minuten zu lösen, der — der . . . . doch wozu all die Tiraden wiederholen, die er in seiner „Laterne" losgelassen und à propos zu denen auch die gehört, daß er dem ersten besten Polizeicommissar, der es wagen sollte, ihn nur schief anzusehen, eine Kugel durch den Kopf jagen würde. Jetzt sah ihn der Commissar nicht schief, sondern ganz gerade und ungenirt an, und der schreckliche Revolutionair zog keinen Revolver hervor, sondern — sein Taschentuch, noch dazu, meiner Seel', einen ordinären blaucarrirten Madras (ich meinte, er müsse wenigstens einen blutrothen haben) und wischte sich die Stirn und wischte noch immer, als schon gar nichts mehr abzutrocknen war. Dann räusperte er sich und hielt seinen

kleinen „speech", gedruckt kaum fünfzehn Zeilen, mit schwacher, tonloser Stimme: er werde nur thun, was ihm das souveraine Volk, dessen Willen er den seinigen vollständig unterordne, vorschreibe, und als Abgeordneter werde sein Erstes sein, ein großes Local zu miethen, um sich dort mit seinen Wählern zwei bis dreimal wöchentlich zu berathen, wie auch Robespierre gethan zc. zc. „Machen wir, daß wir fortkommen", sagte ich zu meinem Freunde, „wir kommen sonst um unsere Dominopartie, was wirklich Schade wäre. Ich habe ihn ja nun gesehen, den Revolutionsteufel, aber ich muß Ihnen gestehen, er kommt mir ganz vor, wie ein armer Teufel." Auf französisch klingt es noch besser: comme un pauvre diable *).

19. November. — . . . „Jetzt gieb mir einen Menschen, gute Vorsicht!" . . .

Ich führe den Leser noch einmal nach Compiègne und zwar in den großen Empfangsaal, der zu den Gemächern der Kaiserin gehört, die eben zur Zeit unbewohnt sind, denn die hohe Dame ist noch nicht von ihrer Orient-Reise zurückgekehrt. Der Saal bietet einen ganz eigenthümlichen Anblick: er ist dergestalt mit Blumenbouquets angefüllt, daß die prächtigen Möbeln und Geräthe fast dadurch verdeckt werden und man sich in einem Treibhause oder in einer Blumenausstellung glauben möchte. Die Bouquets stehen zu Hunderten in großen und kleinen Vasen, oder auch dutzendweise in eleganten wassergefüllten Behältern; ein Strauß ist immer reicher, schöner und duftender als der andere und an jedem hängt ein Papier oder eine Karte mit dem Namen des Gebers. Diese Sträuße sind nämlich der Kaiserin am 15. November zu ihrem Namensfeste, dem Eugenientage, übersandt worden und J. Majestät hat den Wunsch ausgesprochen, ihr dieselben, so weit es möglich, bis zu ihrer Rückkehr aufzubewahren. Man kann sich leicht denken, mit welcher Sorgfalt die Blumen gepflegt wurden, um dem allerhöchsten Wunsche zu entsprechen.

Am Abend des 19. ging dort ein Mann allein und nachdenkend auf und ab, bleich und gebückt und mit sorgen-, ja kummervoller Miene: der Kaiser. Er war nach der Tafel, wo die wenigen Gäste an seinem Schweigen seine üble Laune sofort bemerkt hatten, in sein Cabinet und von da durch einen Seitencorridor ungesehen in jenen Saal gegangen. Der dreistündige Ministerrath am Vormittag, in welchem auf's Neue und auf das Klarste die Haltlosigkeit sowol des augenblicklichen Ministeriums, als des ganzen Systems an's Licht getreten war, hatte den Kaiser eindringlich von der Nothwendigkeit eines energischen Wechsels, des einen wie des andern, überzeugt; aber wo den geeigneten Mann finden, welcher der großen Aufgabe des schwierigen Momentes gewachsen war? . . . „Schenke mir jetzt einen Menschen!" ruft König Philipp im Don Carlos, „denn Deine Augen prüfen das Verborgne. Ich bitte Dich um einen Freund!" . . .

— Es war völlig dunkel geworden, als der General Castelnau, seit Fleury's Abreise der Favorit, der den Kaiser bereits überall gesucht hatte,

*) Einen Beweis von der Stimmung der Urwähler im 1. Wahlbezirk, und mittelbar einen Maßstab für die politische Bedeutung der Wahl Rochefort's (à tout prix, pour embêter l'Empereur, wie sogar die Gamins auf den Straßen sagten), dürfte wohl der Umstand liefern, daß gegen tausend Bulletins annullirt wurden, weil sie einen nicht wahlfähigen Namen trugen, und welchen? Denjenigen Troppmann's! (So erzählte man sich wenigstens auf den Boulevards; aber hoffentlich ist es nur ein schlechter Witz.)

leise eintrat, um Sr. Majestät ein Telegramm der Kaiserin aus Cairo zu überreichen, das, nebenbei bemerkt, nur etwas über anderthalb Stunden unterwegs gewesen war (über Malta, Florenz, Paris nach Compiègne). Napoleon fuhr empor wie aus einem schweren Traume . . . unter den Hofdamen flüsterte man sich an jenem Abend zu, der Kaiser habe geweint . . . dann rief er nach seinem Sohne, wie er seit der Abreise der Kaiserin stets zu thun pflegte, wenn eine Depesche von ihr eingetroffen war. —

Am nächsten Tage, um die Mittagsstunde, hielt ein einfaches, unansehnliches Coupé vor einem Hause in der Rue Saint-Guillaume. Diese Straße ist eine der einsamsten und stillsten des Faubourg Saint-Germain; die großen alten Hôtels mit den hohen Einfahrten scheinen unbewohnt und verlassen zu sein, so wenig Leben ist in ihnen rege; die vornehmen Besitzer sind auch zumeist auf ihren Schlössern in der Provinz, wo sie manchmal den ganzen Winter zubringen und zwar aus Trotz, um nicht mehr nach Paris zu gehen, wo der „Parvenu" noch immer in den Tuilerien wohnt. Viele Familien grollen solchergestalt schon vierzig Jahre lang (seit dem Sturz Karl's X) vom Vater auf den Sohn; man möchte darüber lachen und es kindisch nennen, wenn nicht jede politische Ueberzeugung, sobald sie aufrichtig ist und in ehrenhafter Weise vertreten wird, im vorliegenden Falle obendrein mit großen persönlichen und gesellschaftlichen Opfern, unsere Achtung verdiente.

In einem jener Hôtels war es am Morgen des erwähnten Tages sehr lebendig, wenn auch nur von hin und her eilenden Dienern, welche die Topfgewächse des Vestibuls aufputzten, Teppiche klopften und Möbeln abstäubten. Der Herr des Hauses war erst kürzlich von einer Reise zurückgekommen und hatte am Abend des 18. durch eine ihm wolbekannte Vertrauensperson ein Schreiben erhalten, das ihm zu seinem nicht geringen Erstaunen einen hohen Besuch anmeldete, einen allerhöchsten, wie man in der Hofsprache sagt, den Besuch des Kaisers. Wer war aber der Mann, dem eine so außerordentliche Ehre zugedacht wurde? Derselbe, der bereits im Sommer jene Audienz in den Tuilerien hatte, die wir dem Leser ebenfalls geschildert, der eigentliche Anstifter und Träger der liberalen Bewegung, die seit den Neuwahlen dieses Jahres durch Frankreich zieht: Emile Ollivier. Der bekannte Marquis Posa: „Sire, geben Sie Gedankenfreiheit!"

Das Coupé, dessen Kutscher nicht einmal wußte, wen er vom Nordbahnhofe hergefahren hatte, lenkte durch das Thor, deren Doppelflügel sich sofort wieder schlossen, und hielt im inneren Hofraume dicht vor dem Perron, der in einen Gartensaal führt, den sich der zukünftige Minister (bis heute gehört freilich noch ein großes Fragezeichen dazu) seit langen Jahren zu seinem Arbeitszimmer eingerichtet hat. Der Kaiser trat ein; sein einziger Begleiter, ein junger Ordonnanzofficier, blieb draußen zur Bewachung des Wagens — und wir müssen leider auch draußen bleiben, denn weiter dürfen wir die Indiscretion entschieden nicht treiben. Ohnehin könnten wir doch nur ganz vage Gerüchte mittheilen. — Ollivier, so behauptet man, aber wer kann es verbürgen? soll als Hauptbedingung für die Uebernahme eines Portefeuilles die Entlassung sämmtlicher Minister verlangt und der Kaiser sich hierauf eine neue Bedenkzeit ausgebeten haben. Immer der alte Cunctator! Und doch hat gerade dies Zaudern, das die hereinbrechende Revolution durch ihr famoses „trop tard!" übersetzte, schon so vielen früheren französischen Monarchen den Thron gekostet. „Dein Zagen zögert den Tod heran."

Am nächsten Abend erschien der Kaiser im Théâtre français und sah

ausnehmend wol und heiter aus. Ob dies Aussehen ein gezwungenes war, denn die Verstellung ist ja das Erbtheil aller Majestäten, oder ob sich darin die Zufriedenheit mit dem Erfolg seines Besuches in der Rue Saint-Guillaume abspiegelte, ließ sich schwer sagen.

29. November. (Intermezzo.) „Flüchten wir uns", sagte Max, „denn es ist nicht zum Aushalten; man spricht von nichts als von dem achten Cadaver, der heute in Paris erwartet wird. An der Morgue steht schon seit früh sieben Uhr eine queue von wenigstens tausend Personen, die alle den „père Kinck" sehen wollten. Es ist wirklich scandalös! Und das heute an dem großen Tage! A propos, was denken Sie, daß der Kaiser sagen wird?" — Die letzte Frage war schwer zu beantworten, denn es war erst zwölf Uhr. Zwei Stunden später wäre die Antwort sehr leicht gewesen, und nicht in Paris allein, sondern auch in Wien oder Berlin, denn die kaiserliche Thronrede ist diesmal in sechzig, achtzig Minuten durch Europa geflogen. Das wäre etwas für Napoleon I. gewesen.

Ich folgte dem ungeduldigen Freunde, und zwar über die Concordebrücke den Tuilerienquai entlang, bis zum Pavillon de Flore, dem prächtigen Neubau, der erst kürzlich fertig geworden ist und den der kaiserl. Prinz bereits bezogen hat. Hinter den hohen Spiegelscheiben des Mittelfensters ist eine große Volière aufgestellt, ein Golddrathpalast voll der seltensten Vögel aus allen Zonen. Ich blieb einen Augenblick stehen und schaute hinauf. „So kommen Sie doch", sagte Max, „und lassen Sie heute die melancholischen Gedanken unterwegs, denn ich weiß recht gut, was Ihnen durch den Kopf zieht . . . an denselben Fenstern (freilich an den alten) standen im Laufe des Jahrhunderts schon so manche andere französische Thronerben, und grüßten auf die Vorübergehenden lachend und sorglos herab: der König von Rom, der Herzog von Bordeaux, der Graf von Paris und jetzt der schmucke Bursche dort in der schwarzen Sammetjacke . . . lassen Sie das heute und kommen Sie", und damit wandte er sich nach der breiten Quaitreppe, die zur Seine hinunterführt.

„Wohin geht denn eigentlich die Reise?" fragte ich im Hinabsteigen. „Wir sind an Ort und Stelle", war die Antwort, und mein Freund wies auf einen kleinen Dampfer, der hart am Ufer lag, und betrat auch schon das hölzerne Brückchen, um sich an Bord zu begeben. Jetzt erinnerte ich mich, Tags zuvor in den Zeitungen die große Nachricht von der Ankunft des Schiffes gelesen zu haben, das direct von London gekommen war, und zwar mit einer Ladung von echtem Porter und Ale, die an Bord verzapft werden sollte, allen Liebhabern und Feinschmeckern zur geneigten Berücksichtigung. Ich gehörte freilich nicht dazu, da ich nie im Leben ein Biertrinker gewesen und auch wol keine Aussicht mehr habe, noch einer zu werden, aber jetzt erklärte ich mir die Hast meines Freundes und Landsmannes sofort, der mich sogar von den Wällen des Invalidenhôtels wegholte, wo ich den Vorbereitungen zu der Kammer-Eröffnungs-Kanonade — ein Wort so lang wie das Echo der gewaltigen Schüsse — zuschaute. Den „achten Cadaver" hatte er dabei nur als willkommenen Vorwand gebraucht.

„Nehmen Sie ein Glas Sherry", sagte er, „wenn Sie keinen Porter wollen, der übrigens vortrefflich ist", . . . er hatte bereits ein Glas ausgetrunken und bestellte eine Pinte Ale. „Deliciös!" rief er, „diese Pinte ist mir mehr werth als die ganze Thronrede!"

Ich winkte dem allzu Begeisterten, sich zu mäßigen, denn wir waren

nicht allein an Bord, im Gegentheil, das Verdeck füllte sich mit immer neuen Gästen, welche die schöne Gelegenheit benutzten, im Hafen von Paris einen Schoppen zu trinken. „Paris port de mer“ ist nämlich seit Jahren der Lieblingstraum aller Pariser, und der projectirte Canal von Dieppe ist keineswegs ein bloßes Hirngespinnst; es fehlen uns nur augenblicklich die 200 Millionen, auf die er veranschlagt ist, aber auch die werden wir schon finden. Ich sage „uns“ und „wir“, ganz als wenn ich dazu gehörte.

Doch da fuhren bereits die ersten Equipagen über den Pont royal und lenkten rechts über den Quai in die Einfahrt der Tuilerien; wir konnten deutlich die darinsitzenden blitzenden Uniformen erkennen: es waren meist Senatoren und Staatsräthe, die aus dem Faubourg Saint-Germain kamen. Andere Carossen folgten, aber aus der Gegend der Elyseischen Felder, wo die fremden Gesandten wohnen. Hinten auf dem Wagen des englischen Botschafters standen drei Lakaien, goldbetreßt und gepudert und mit gewaltigen Dreimastern; die armen Teufel hielten sich nur mit Angst und Mühe auf dem schwankenden Tritt; weshalb es aber auch ihrer Drei sein müssen, bleibt mir ein diplomatisches Räthsel — honny soit qui mal y pense. Die Auffahrt des türkischen Gesandten war ebenfalls sehr brillant, nur wollte mir das platte rothe Fez nicht gefallen, das noch dazu bei der Herrschaft wie bei den Dienern ganz dasselbe ist. Zehn Minuten später wurde das Wagengewühl so stark, daß man gar nichts mehr unterscheiden konnte, dazwischen die farbenbunten Hundertgarden, die dunkelgrünen reitenden Jäger, die eleganten Ulanen weiß und roth und mit dem flatternden Fähnchen an den langen Lanzen, endlich die Grenadiere von der Garde, ernste, verwitterte Gesichter unter hohen Bärenmützen; alle zogen vorüber und verschwanden in den verschiedenen Portalen des Palastes.

Gegen ein Uhr (dies darf ich nicht vergessen) heiterte sich das Wetter plötzlich auf und die Sonne trat hervor. Es ist spaßhaft und man mag darüber denken, wie man will, aber wahr bleibt es doch, daß bei allen napoleonischen Festen und ähnlichen Ereignissen, wo der Kaiser öffentlich erscheint, immer gutes Wetter ist. „Die Sonne von Austerlitz“ ist freilich längst untergegangen, oder doch zur Zeit stark von Wolken umhüllt, aber das Factum bleibt dasselbe, so geringfügig es auch an sich sein mag.

„Ich riskire noch eine Pinte“, sagte Max und rief dem Waiter; „coming, Sir, directly!“ antwortete der Bursche, ganz wie in einem Londoner Public House . . . und in demselben Moment donnerten die ersten Kanonenschüsse der Invaliden. Dies war das Signal für den Ausbruch des Kaisers nach dem Thronsaal im Louvre. Unsere Nachbarn an den Nebentischen zählten andächtig bis einundzwanzig; da verstummten „die ehrernen Feuerschlünde“ (officieller Stil) und wir saßen unwillkürlich in stiller Erwartung da. Nach einer kurzen Viertelstunde krachte die zweite Salve: der Kaiser hatte seine Rede gehalten und die Feierlichkeit war zu Ende. „Ich habe nicht einmal Zeit gehabt, meine Pinte zu leeren“, sagte Max und goß sich den Rest ein; „Se. Majestät scheinen es sehr eilig zu haben, kaum fünfzehn Minuten!“

Aber ein Kaiser kann in einer Viertelstunde viel sagen, und was er gesagt hatte, kauften wir sofort für zwei Sous, denn zehn, zwanzig Zettelträger erschienen beim letzten Kanonenschuß wie vom Himmel herabgefallen, und boten laut schreiend die kaiserliche Prosa feil. Sogar an Bord unseres Dampfers kamen sie und setzten ein halbes Hundert Exemplare ab. „L'ordre, j'en réponds“ sagte Max feierlich, nachdem er einen Blick in das Papier

geworfen (die bekannte große Phrase, die gewissermaßen als die practische Quintessenz der ganzen Rede anzusehen ist), „das lasse ich mir gefallen, denn das beruhigt. Fast hätte ich Lust, eine neue Pinte zu bestellen, um darauf anzustoßen." Ich widersetzte mich aber und zog den Pale-Ale-Liebhaber wieder auf das feste Land und zwar nach dem Carrousselplatze, wo wir noch die letzten fortfahrenden Staatscarossen sahen. Nicht wenige von ihnen waren mit Sand und Schmutz beworfen, worüber wir billig erstaunten und was wir uns gar nicht erklären konnten. Erst später erfuhren wir die Lösung dieses eigenthümlichen Räthsels. Das souveräne Volk hatte nämlich eine Menge Carossen, namentlich diejenigen, welche durch die Rue de Rivoli fuhren, mit lautem Geschrei und spöttischem Hohngelächter empfangen und, einmal in die nöthige Stimmung gebracht, den Verbal- noch einige Realinjurien hinzugefügt, als da sind: faule Aepfel, Schmutz aus dem Straßenkehricht, Sand, Steine u. s. w. Glücklicherweise waren die Wagen sämmtlich bedeckt und geschlossen, sonst hätte es den Darinsitzenden schlecht ergehen können. Auch die Equipage des neuen preußischen Gesandten, dessen traditioneller Jäger den Hirschfänger gezogen haben soll oder hat ziehen wollen, wurde auf diese Weise heimgesucht, und der Herr von Werther sah entrüstet den Scandal für eine politische Demonstration an, bis ihn seine Collegen mit der Versicherung beschwichtigten, daß es ihnen nicht besser ergangen sei. Der Senatspräsident Rouher, der ci-devant Vicekaiser, wie man ihn jetzt nennt, mußte sogar die Stadtsergeanten zu Hülfe rufen, um nur mit heiler Haut in seinem Galawagen und durch die Volksmassen zu kommen, die sein Palais umstanden und ein formidables Pereat los ließen.

8. December. Post scriptum. Noch ist Alles beim Alten, aber das Alte ist so wurmstichig und morsch, daß es über Nacht in Nichts zerfallen kann. Das weiße Blatt Papier (le blanc-seing), das der Kaiser bei seinem obigen Besuch in der Rue Saint-Guillaume zurückgelassen (haben soll) — als unbedingtes Vertrauensvotum für Ollivier, um nach seinem Belieben ein neues volksthümliches Ministerium zusammenzusetzen — ist noch immer unbeschrieben, und wer weiß, was schließlich für Namen darauf kommen; vielleicht nicht einmal mehr der Name der Hauptperson, die vierundzwanzig Stunden lang schon als der eigentliche alter ego des Herrn betrachtet wurde.

Ueberall ernste, besorgte Gesichter, die trüben Blickes in die nächste Zukunft schauen. Eine Ausnahme macht aber der Briefträger, der soeben mit der heitersten Miene von der Welt in mein Zimmer tritt, mir mit den obligaten Glückwünschen einen Neujahrskalender überreicht und meine Gedanken dadurch von der unerquicklichen Politik abzieht und mich dem practischen Leben wieder giebt. Der Briefträger eröffnet den Reigen der Gratulanten, und der Umstand, daß er sich schon in der ersten Decemberwoche einstellt, beweist, was uns armen Parisern in dieser Beziehung für den Rest des Monats bevorsteht. „Les Etrennes!" Dies eine Wort wird für die nächsten Wochen alle politischen Präoccupationen und Combinationen in den Hintergrund drängen, und die Revolutionen desgleichen; der Himmel gebe uns nur gutes Wetter für den Weihnachtsmarkt, dann wird sich alles Weitere schon finden. Und so schließe ich denn heute, freilich etwas anticipando, aber nicht minder treu und gut gemeint, mit einem herzlichen Prost Neujahr! an alle meine Leser und Leserinnen und mit einem fröhlichen: Auf Wiedersehen! für Anno 70.

Im Rauchzimmer.

Wenn Ihr meint, daß „die Feier der Dankbarkeit", wie Emil Jonas, um einem langgefühlten Bedürfniß abzuhelfen, die Weihnacht mit einem neuen Wort eben so geistreich als elegant umschrieb — wenn Ihr also meint, daß „diese Feier der Dankbarkeit" den Frondeur des Rauchzimmers auch nur um eines Haares Breite milder und versöhnlicher gestimmt habe, so täuscht Ihr Euch sehr. Im Gegentheil; ich habe ihn nie verdrießlicher gesehen. „Ich bekomme keine Zeitung mehr", ruft er aus, „sondern nur noch Annoncen! Nichts als Kaffeekannen, Theebreter, Damenstiefel, Stereoskope, Bettdunen, Wollgarne, den alten Schimmel, und dazwischen zur Abwechslung 4500 Stück Parchent, entzückend schöne Schlafröcke, die deutschen Classiker, den lustigen Tanzmeister, das Neue Blatt und Pierer's Universal-Lexicon. Mein Gott — was soll ich damit machen? Was soll ich damit machen? ..." — „Kaufen, mein Freund", erwiedere ich; „kaufen. Sonst hat es ja keinen Zweck." — „Aber ich kann doch nicht Alles kaufen. Ich bin doch kein Krösus — und dann, meiner Treu, nicht den hundertsten Theil von all' dem Kram möchte ich haben, nicht geschenkt." — „Was meinen Sie, zum Beispiel, zu diesem Anerbieten?" Und ich hielt ihm eines von den Blättern hin, welche er aus seinem Zeitungsblatte zornig zur Erde geworfen; er las: „Immer feste auf die Weste." Sein Gesicht nahm einen etwas freundlichern Ausdruck an, was mich ungeheuer beruhigte. Bei näherer Besichtigung ergab sich, daß es eine Annonce der „Berliner Bekleidungscompagnie" sei, welche mit den Worten zum Kaufen einlud: „**Immer** gewohnt, für **feste** Preise nur gute Waare zu liefern, offeriren wir als stets **auf** Lager, den Rock, die Hose und **die Weste** zusammen für zehn Thaler" &c. Ich bewunderte nun den wohlthätigen Eindruck, den eine gut verfaßte Annonce selbst auf ein verdrießliches Gemüth ausübt. Allein ich gab mich damit nicht zufrieden. Etwas zu kaufen, was man allenfalls gebrauchen könnte, das ist gar nichts; wenn es wirklich wahr ist, daß dieser December-Monat „ein Monat der Geheimnisse" genannt werden darf (und abermals bediente ich mich einer der zierlichen Wendungen von Emil Jonas), so will ich doch einmal sehen, ob ich den Griesgram des Rauchzimmers nicht für eine Nähmaschine gewinnen kann. „Eine Nähmaschine!" rief ich, indem ich ein anderes Blatt vom Boden aufhob; „die Neue Familien-Nähmaschine, genannt: „Machine de plaisir . . .!" Mein mißmuthiger Freund sah mich mit einem Blick der ausgesuchtesten Verachtung an. Allein ich nahm keine Notiz davon und begann vielmehr, nach der Melodie von „Das ist Lützow's wilde, verwegene Jagd", folgende Strophe, die sich auf dem Blatte befand, halb zu singen und halb zu trällern:

„Was klingt dort im Stübchen so traulich im Tact,
Als tönt' es zu Tanz und zum Reigen?
Was blinkt dort so pfeilgeschwind auf und ab,
Man sieht's kaum noch fallen und steigen?
Und wenn Ihr mich fragt nach dem hurt'gen Gesell:
„Das ist meine eiserne Schneidermamsell!"

„Hurrah! Die eiserne Schneidermamsell" — rief ich; und wahrhaftig, ich hatte Mitleid mit meinem armen Freund. Denn wie ich bemerkte, hatte

die Vorstellung von der eisernen Schneidermamsell ihn so tief ergriffen, daß es nur noch einer oder zweier von den fünf übrigen Strophen des Gesangs bedurft hätte, um ihn, Hagestolz wie er ist, zu veranlassen, die Einsamkeit seiner Junggesellenwirthschaft durch die Heimführung der eisernen Schneidermamsell zu beleben.

Doch ich wollte nicht so grausam sein und lud daher meinen Freund, um ihn auf andere Gedanken zu bringen, zu einer Weihnachtswanderung ein. — „Ich eine Weihnachtswanderung machen?“ wehrte er sich gegen meinen Vorschlag; „ich bin der rechte Mann dafür und gar bei diesem Wetter! . . .“ — „Es ist auch nicht nöthig“, erwiederte ich, „daß wir den Fuß vor die Thür setzen; ich werde Ihnen die Weihnachtswanderung von Emil Jonas vorlesen, das genügt.“ — „Schon zum dritten Mal dieser Name! Wer ist denn eigentlich Emil Jonas?“ — „Ich halte ihn für einen Pseudonymus, für eine Maske, für einen Geist.“ — „Keine Beleidigung!“ unterbrach mich mein vorsichtiger Freund. „Hat der „Salon“ an einem Injurienproceß wegen Namensmißbrauchs und Unterschiebung eines fremden Machwerks nicht genug? Denken Sie an Professor Minckwitz! Soll sich auch mein Rauchzimmer in eine Gerichtsstube verwandeln?“ — „Beruhigen Sie sich, mein Freund; es handelt sich hier nicht um ein Gedicht, sondern um Prosa, an deren Text ich um so weniger zu ändern haben werde, als sie das Muster eines zugleich blühenden und gedrängten Styles ist. Darf ich beginnen?“ — Mein Freund nickte.

„Weihnacht naht! . . . Der December-Monat ist der Monat der Geheimnisse. Alle haben Geheimnisse vor einander und es herrscht ein Wirken und ein Streben in jedem Winkel. In der Schlafstube, in der Kinderstube . . .“

Mein Freund räusperte sich. „Was für ein Wirken und Streben kann denn in der Kinder- und Schlafstube herrschen?“ rief er.

„Still!“ verwies ich ihn zur Ruhe; „jetzt werden Sie beleidigend.“ Und ich fuhr fort: „Alle sehen mystisch aus; aber Niemand hat das Recht, eifersüchtig zu sein, denn sollte wirklich etwas mystisch erscheinen, so ist es ja nur, weil Weihnachten naht, diese Feier der Dankbarkeit . . .“

Abermals wollte mir mein Freund in die Parade fallen. Allein ich sagte: „Schweigen Sie; denn nun lüftet Emil Jonas den geheimnißvollen Schleier und führt Sie bei den Hülfsmitteln der Wissenschaft ein. Er weiß Ihnen die Fernrohre, Mikroskope und Reißzeuge mit einer solch' hinreißenden Beredsamkeit zu schildern, daß Sie schwören möchten, es gäbe nichts Begehrenswertheres unter der Sonne. Mit Ausnahme vielleicht der Arnstädter Lederschürzen, die er in dem nächsten Paragraphen verherrlicht. Dieser Mann kann als ein Erweiterer der deutschen Grammatik angesehen werden. Er redet nämlich beständig im Superlativ und besitzt dabei die seltene Kunst, in jedem folgenden Satz immer noch einen Grad höher zu gehen; sein Enthusiasmus hat so viele Striche, wie der Fahrenheit'sche Thermometer. Er schwärmt für billige Kleider und theure Gardinen; es giebt keinen Gegenstand in Küche, Keller, Boudoir und Garderobe, der sich nicht seiner ganz besondern Huldigung erfreute. Die Schätze der Welt liegen zu seinen Füßen ausgebreitet; aber — „die Wahl bleibt natürlich eine schwere“, sagt er, mit der Weisheit eines Salomo. Er ist wandelbar, wie Proteus; und kaum glauben wir ihn in einem Teppichlager zu haben, so sitzt er schon wieder in einem Chocoladenmagazin, um die Wunder desselben in den glühendsten Worten auszumalen. Dabei ist jedoch die Feinheit in seinen Uebergängen

nicht genug zu loben. Z. B.: „Bei unseren ferneren Promenaden durch die Stadt gelangten wir endlich — die Erde ist ja rund — wieder in die Friedrichsstraße.“ Oder: „Die Erörterung der Frage, wie viel Fuß über dem Meeresspiegel der Haarberg, vulgo Chignon, einer vor uns gehenden Dame wol liegen mag, hat unsere Gedanken so sehr in Anspruch genommen, daß wir über dem kolossalen Zopf der Dame“ ꝛc. ꝛc. Hierauf, nach einer zeitgemäßen Anspielung auf die Zöpfe der chinesischen Gesandtschaft, kommt unser geistreicher Plauderer auf die Haarzöpfe der Posamentier-, Weiß- und Wollenwaarenhandlung von X. Y. zu sprechen, um dann mit eben so viel Logik als Ueberzeugung die Strumpfwaaren, Weißwaaren, Crinolinen und kolossalen Corsets — nein, ich irre mich, die Corsets in kolossaler Auswahl zu preisen. „Wir begeben uns schleunigst nach dort und genügen unserer Referentenpflicht“, ist der Ausruf, mit dem unser Weihnachtswanderer sich zur Erfüllung seines schweren Berufs ermuntert. En passant führt er uns auch nach irgend einer Gemäldesammlung, die irgendwo ausgestellt ist. „Wenn auch diese Bilder gerade keine Kunstwerke sind, so eignen sich dieselben doch ganz besonders zu Weihnachtsangebinden“, sagt unser Berichterstatter, der es wissen muß; denn tiefer als er ist Niemand eingeweiht in die Geheimnisse dieses Monats, in welchem Alle mystisch aussehen und dennoch Niemand das Recht haben soll, eifersüchtig zu sein. Ihre ganze Höhe jedoch, ihren Siedepunkt, erreicht seine Begeisterung in der Kurstraße. „Welch' ein Flimmern, Schimmern und Glitzern!“ ruft er aus; „wir trauen uns kaum die Augen zu öffnen, wir glauben uns in irgend einen Zauberpalast aus Tausend und Eine Nacht versetzt und erwarten jeden Augenblick, daß aus einem der vielen, vielen Spiegel der Beherrscher dieser Zauberwelt heraustreten oder aus einer der kostbaren Vasen und Becken die Fee dieser Wunderwelt emportauchen werde.“ . . . Was dann allerdings — leider! der Fall nicht ist; vielmehr stellt sich heraus, nachdem der Zauber geschwunden, daß wir uns in Wirklichkeit in dem Geschäftslocal des Herrn Hoflieferanten P. P. befinden.

Nach der glänzenden Apotheose desselben mußte ich eine Weile inne halten; theils vor Bewunderung, theils weil die langen Sätze meinen Athem sehr in Anspruch genommen hatten.

„Sind Sie fertig?“ fragte mein verdrießlicher Freund, der aber mittlerweile sehr lustig geworden war.

„Es bleibt uns nur noch ein Wäschegeschäft zu besuchen“, erwiederte ich; „denn eine umsichtige Hausfrau möchte bei der Auswahl ihrer Weihnachtsgeschenke für ihre Familie nicht nur angenehm überraschen, sondern auch —“

„Halten Sie ein“, unterbrach mein Freund den weitern Vortrag; „meine Kauflust ist wunderbar angeregt. Ich möchte mir“ — und er erröthete sanft — „auch Etwas kaufen.“

„Die eiserne Schneidermamsell?“ fragte ich.

„Nein, die Weste“, sagte er.

„Bravo!“ rief ich; „immer feste auf die Weste! Man wandert nicht ungestraft mit Emil Jonas!“

Der Salon.

Dämonen.

Novelle von **Adolf Wilbrandt.**

Zu den Opfern, die das ernste Jahr 1866 von uns gefordert hat, gehört auch ein junger Mann, den ich kannte, mit dem mich eine, wenngleich nicht rückhaltlose, doch lebhafte Sympathie verband. Die Freundschaftsverhältnisse, die wir schließen, rühren selten an des Menschen innersten, verborgen schaffenden Kern; verwandte Fähigkeiten und Gesinnungen werden aufgesucht, fremdartige neugierig betastet, endlich ein gemeinsamer Boden abgegrenzt: den dunklen Mittelpunkt, den Wohnsitz des Unbewußten in des Andern Seele, betreten wir nicht. Dies ist Menschenloos, und nur zuweilen ruft die Natur selber eine Ausnahme hervor, indem sie ein Freundschaftsbündniß durch das „Labyrinth der Brust" bis in die geheime Zelle führt, wo sonst das Ich in unbewußter Nacht mit sich allein ist. Von einem Fall dieser seltenen Art rede ich hier nicht. Wir hatten uns an einem Ort kennen gelernt, an dem Er so einsam war wie ich; der uns Beide durch übernommene Verpflichtungen eine Weile festhielt, ohne uns anzuziehen; zu dem wir kaum ein anderes Verhältniß gewannen, als daß er uns zusammengeführt und zu Freunden gemacht hatte. Eben diese unsere Einsamkeit verband uns schnell; aber sie gab uns wenig Gelegenheit, das dunkle Ich des Andern im Zusammenstoß mit Menschen und Schicksalen zu erproben. Wir ließen uns gegenseitig sagen, was der Geist von sich selber aussagt, und freuten uns an einer gewissen Uebereinstimmung der Phantasie, der Empfindungsweise, die sich oft in gleichen Redewendungen, gleichen Einfällen überraschend kundgab. Zu unserm Vergnügen bildeten wir daraus einen gemeinsamen „Styl", und führten auch später unsern etwas absonderlichen Vorsatz aus, uns in diesem Styl Briefe zu schreiben. Indessen der Unterschied unserer Jahre trat bald fühlbar hervor. Mein Freund — Theodor, wie er vor dem Leser heißen mag, weil ich seinen wirklichen Namen hier nicht nennen will — war viel jünger als ich; noch in den eigentlichen Jünglingsjahren, die am Uebergang zweier Lebensalter stehen. Er hatte seine Zeit, wie ein echter Deutscher, bisher in allerlei Studien mit Geist und Ausdauer zersplittert, ohne sie zu vergeuden, trieb mit Vorliebe Musik, hatte die Aussicht, sich schließlich einem ererbten Fabrikgeschäft zu widmen, und ging auch diesem unerwünschten Beruf mit Pflichtgefühl und all' seiner Idealität entgegen, indem er sich mit hundert unausführbaren Plänen trug, wie er das Loos der arbeitenden Menschheit verbessern werde. Sein ganzes Wesen trug das Gepräge des Ueberganges, in dem er sich befand: es war aus

frühreif männlicher Gesinnung und jünglingshafter Gewaltsamkeit gemischt, mit einem ganz persönlichen Zug stiller Melancholie. Doch vielleicht ist Melancholie zu viel gesagt: ein Hauch von ernster, lyrischer Träumerei, der die scharfen Formen seines mageren Gesichts gleichsam besänftigte, sich in der elegischen Langsamkeit seiner Bewegungen aussprach. Er war, bei mittlerer Größe, kraftvoll gebaut; seine ernsten, ausdrucksvollen Züge, ohne schön zu sein, schienen auf beide Geschlechter gleich anziehend zu wirken. In dem dunkelblauen Auge lag Etwas, das ich zuweilen im Scherz unheimlich nannte, doch ohne mir klar zu machen, was sich aus diesem Etwas etwa entwickeln könnte. Als ich ihn dann nach einiger Zwischenzeit wiedersah — es war Ende des Jahres 1865 — schien er mir merklich verändert; in Blick und Wesen eine gewisse Müdigkeit, die, wenn ein ernstes Gespräch uns lebhaft machte, unvermittelt in's Leidenschaftliche übersprang. Doch schien er mir so liebenswürdig offen, wie zuvor. Er klagte über die unabsehliche Verwirrung, die in unseren vaterländischen Angelegenheiten herrsche, über den Druck, der auf jedem deutschfühlenden Herzen lasten müsse; doch mehr noch über eine gewisse Unbefriedigtheit, die sein liebebedürftiges Gemüth empfand. Wir sahen uns damals am Rhein. Einen oder zwei Monate später hörte ich, daß er sich mit einem liebenswürdigen Mädchen aus dem Westfälischen verlobt habe, erhielt eine Anzeige von seiner Hand, und beglückwünschte ihn herzlich, da ich gefühlt hatte, wie sehr ihn ein inneres Bedürfniß in diesen Hafen trieb. Er verstummte dann, und ich hatte es nicht anders erwartet; auch gestehe ich offen, daß mir sein junges Liebesglück damals selten in die Gedanken kam, da die deutschen Verwickelungen anfingen, den ganzen Ueberschuß meiner menschlichen Interessen aufzuzehren, und das große Wetter von 1866 sich langsam über uns zusammenzog.

Doch indem ich Das niederschreibe, zweifle ich wieder, ob es nicht voreilig ist, das Schicksal eines Opfers jener Tage als Erzähler vor dem Publicum zu berichten. Jene Ereignisse stehen uns noch so nahe; — wie eine Bergwand, die der Wanderer halb erklommen hat, wo ihn die hohen Fichten einengen, der Gießbach neben ihm braust, die Nebel der Klüfte auf und nieder steigen. Erst wenn er den Gipfel erreicht hat, kann er mit freiem Blick den Weg zurückdenken, seines weitschauenden Standorts genießen. Erst wenn wir am Ende jenes Anfangs stehen, mag uns die blutige Spur, die da hinaufführt, zu nachdenklichem Rückblick auffordern, ohne den Einklang unserer Gefühle zu trüben. Wird dem Leser dieser Geschichte die unbefangene Ruhe des Gemüths nicht versagen, die zu einem reinen Eindruck unerläßlich ist? Und wozu erzählt man, wenn nicht das Gefühl, das man erregt, rein verklingen kann? — Indem ich mich das Alles fragte, hab' ich auch wieder geschwankt, ob ich nicht wenigstens darauf verzichten sollte, die Briefe und Blätter, die die Geschichte meines Freundes aus seinem Innern heraufführen, in ihrer persönlichsten, leidenschaftlichsten Natursprache vorzulegen. Ob es nicht dem Gegenstand angemessener wäre, diese Töne

einer ganz bestimmten Zeit, einer geschichtlichen Gewitterluft in den ruhigen Vortrag des Erzählers aufzulösen, der an die zwiespältigen Empfindungen seiner Hörer denkt. Doch das eine wie das andere Bedenken werf' ich hinter mich; und man erlasse mir, zu sagen, warum. Vielleicht, daß die Geschichte selbst es jedem Fühlenden sagt. Wo ist die Grenze, die Persönliches und Allgemeines ohne Uebergang trennt? Diese Briefe sind da, sie sprechen Vieles aus, an das der Schreiber nicht ausdrücklich dachte, sie führen uns von außen in sein Schicksal hinein, und ich lasse sie hier statt meiner reden, so weit sie den Gang der Dinge wie ihre Schatten begleiten.

„D . . ., 24. März 1866.

„Da ich eben in einer von den Stimmungen bin, in denen man eine Neigung hat, sich anzuklagen, so klag' ich mich an, lieber Freund, daß ich Dir seit meinem großen Glückstag noch keine Zeile geschrieben habe — über mich, über sie. Keine Zeile? — Nein; denn die Anzeige am Verlobungstag, die wie ein Blitzstrahl aus höchst heiterm Himmel auf Dich niederfuhr, die rechne ich mir nicht an. So wenig, wie man das eine Unterhaltung nennen kann, wenn ein Wanderer auf der Bergesschneide einen Juchzer ausstößt und ein guter Kamerad unten im Thal es hört. Kurz — um mich nicht länger zu entschuldigen, was ich hasse wie irgend etwas, womit man die Zeit vergeudet! — Ich bin recht sehr glücklich; glaube mir das. Ich war ein elender Mensch, ehe ich mich verlobte. Aufgelegt zu nichts; verdorben zu Allem. Es war offenbar eine von den Krisen, aus denen nur irgend eine herzensgute Sophie oder Amalie uns herausreißen können! — Die Meine nennt sich, wie Du weißt, Sophie. Ich sollte sie Dir beschreiben; aber Du weißt auch, ich habe kein plastisches Talent. Könnt' ich sie in Musik setzen, so ginge es besser. Ich nähme zunächst eine Moll-Tonart, das ist keine Frage; — oder wär' es nicht unbillig, einen Menschen, und noch dazu eine Geliebte, wie ein Potpourri aufzufassen, so würd' ich Dir Mozart's Veilchen als Introduction spielen, zum Adagio der Mondscheinsonate übergehen, von da in Chopin's elegische Mazurka, Op. 59, hineinspringen, und vielleicht mit Schumann's „Traumeswirren" schließen. Dies Letzte, um anzudeuten, daß mir in meiner Sophie noch Einiges dunkel ist, weil ich als Verliebter über sie träume; — und so fehlt ja nichts zu meinem Glück, denn die Poeten halten es für nothwendig, daß wir über unsere Geliebte nie ganz in's Klare kommen: sonst wär' es aus, und der Zauber gebrochen.

Wie wir hier nun leben, wirst Du fragen! — Suche den Menschenbehälter D . . ., von wo aus ich Dir schreibe, nicht auf Deinen Landkarten: Du findest ihn nicht. Ist ein Dorf, hat nicht einmal eine Kirche. Wenn Du Dich auf dem Platz vor unserm Hause, wo die Kirche stehen könnte, auf den Rasen stellst und Dich langsam auf einem Absatz herumdrehst, so siehst Du zuerst im Osten unsern hessischen Odenwald, den Melibocus als oberstes Haupt; dann im Norden das charakterlos ebene

Land, aus dem die lange, ferne Linie des Taunus sehr bescheiden in die Höhe steigt; nach Westen den breiten Rhein, undeutliche Rebenhügel, ganz hinten, wo die Welt aufhört, den Donnersberg; und nach Süden — nach Süden wieder den Rhein, wie er, gleich einem unerzogen träumerischen Backfischchen, hin und her schlenkert, als ging' es ewig so fort, als hätte er keine Eile, je an's Ziel zu kommen. Nun stehe wieder auf Deinem Absatz still, und Du siehst unser Dorf. Klein, eng beisammen, winterkahle Obstbäume zwischen den Häuschen; darunter, nicht groß, aber allerliebst, unser eigenes Haus, vor dem ein paar Nußbäume stehen. Wie es eigentlich gekommen ist, daß wir hier wohnen, weiß ich Dir nicht zu sagen. Die Tante meiner Sophie — eine liebe, gute, leider schwerhörige Frau — hat sich vor ein paar Jahren, wie es scheint aus Laune, hier angesiedelt. Sophie und ihr einziger Bruder (den ich noch nicht kenne) sind schon fast eben so lange elternlos; und so hat Sophie den Winter hier bei der Tante verlebt. Auf einem Besuch in der Residenz — ein paar Stunden von hier — ereilt sie das Schicksal, mich kennen zu lernen. Es findet sich ein Vorwand für mich, die Damen hier zu besuchen. Ich besuche sie — und wir verloben uns; und nun bin ich nach kurzer Trennung wieder da, hier draußen bei Liebesglück und Arbeit den Frühling zu erwarten.

Bei der Arbeit! — Das ist ein leichtfertiges Wort; ich kann es nicht Arbeiten nennen, was ich hier thue. Ich lese die Zeitungen, träume, laufe stundenlang herum — lieber Freund, ich bin so träge — so müde! — Versteh' mich nicht falsch; — ich war schon drauf und dran, das Wort wieder auszustreichen. Müde! — Es wird nichts Anderes als der Zustand sein, in dem sich die aufgelöste Seele eines glücklich Liebenden eine Weile befindet. Du solltest nur meine Sophie sehen — Du solltest sie sehen! Wie sie mit ihrem Lockenkopf zur Thür hereinglänzt, wenn ich mich versinne. Wie ihre schlanke Figur neckisch vor meinem Fenster auf- und abpatrouillirt, eine muntere Arie auf den Lippen, wenn ich sie in meiner Zerstreutheit warten lasse und die Abendsonne zum Spaziergang ruft. Und ich sage Dir, wie sie singt! — Du weißt, daß ich in diesem Punkt empfindlich bin. Was so viele Menschen zu verhehlen suchen, gestehe ich frei: ich kann's nicht fühlen, warum die frankfurter Ariadne, die auf dem Panther reitet, nicht so schön sein soll wie die schlummernde im Vatican; meine Augen sehen das nicht; — aber mein Ohr leidet unter dem leisesten Mißklang. Es wird mir so wohl, wenn ein schöner musikalischer Gedanke rein vor mir ertönt. Und das ist ihr gegeben! Sie singt, wie sie spielt: bald freue ich mich über ihren Verstand, bald treten mir die Thränen in die Augen über ihre empfindungsvolle Seele. Lache nicht, daß ich Dir diese Thränen verrathe! Es ist nicht mehr zeitgemäß, sich so rühren zu lassen. Dein Wort fällt mir wieder ein: wie Du mir einst sagtest, ich sei um ein Jahrhundert zu spät geboren worden! — Nun denn, so muß ich es tragen. Und muß mich im Stillen damit trösten, daß Der wol nicht eigentlich ein Kukuksei sein kann, einem andern Jahrhundert in's Nest gelegt, der die

Krankheiten dieses seines Jahrhunderts so ganz und gar wie seine eignen empfindet: dem jede politische Zuckung seines Vaterlandes so augenblicklich in den eigenen Nerven nachzuckt — der von der ästhetischen, behaglichen Ruhe vor hundert Jahren so nichts, nichts mehr verspürt — der die Zeitung nicht in die Hand nehmen kann, ohne — —

Doch davon wollte ich nicht reden; verzeih'! Einem glücklichen Bräutigam steht es übel an, sich so sehr in die kleinen Leiden des Menschengeschlechts zu vertiefen. Er hat seinen Lohn dahin! — Ich bitte Dich, gönne mir mein Glück und sage mir, daß Du mich beneidest. Das ist wol ein Widerspruch, wie ich eben merke, — aber ich bin zerstreut. Mein Gehirn ist zuweilen in einem seltsamen Schlaf. Wenn es sich eben abgemattet hat — — Doch Du bist kein Arzt, mein Lieber, ich consultire Dich nicht. Genug davon! Laß mich von Dir hören, schreibe mir bald und viel, sage mir, wie es in diesen sonderbaren Zeitläuften mit Dir steht, — und erkläre mir, daß Du mich beneidest!

(Postscript.) Wir kommen eben von einem Spaziergang zurück und der Brief ist noch da. Ich soll Dir sagen, trägt Sophie mir auf, wie wunderschön dieser Abendspaziergang war, und soll ihre Photographie für Dich einlegen. Sie kennt Dich durch mich, und die Freunde ihres Liebsten, läßt sie Dir sagen, seien auch ihre Freunde. Kenntest Du sie erst! — Ach, sie ist so gut; es müßte eine Wonne sein ohne Gleichen, ihrer würdig zu sein.

Wie Das nun wieder melancholisch klingt; — verzeih', der Spaziergang hat mich so sonderbar — wie soll ich sagen — hat mich so schwersinnig gemacht. Wir kamen bis an einen todten Arm des Rheins; breit, aber seicht, versumpft, in einem kümmerlichen Weidicht wie begraben. Das rothe Abendlicht schauerte drüber hin. Da standen wir so lange — und mir wurde so deutsch, ich will sagen: so miserabel zu Muth. Ich fing an, still für mich hin in trübsinnigen Vergleichungen zu witzeln. Deutschland hat so viele todte Arme — und wäre eigentlich so ein mächtiger, völkernährender Strom. Aber sie hemmen ihn von allen Seiten — und er selbst, er verbohrt sich in einen eigensinnig nichtsnutzigen Schlangenlauf — und da soll Einem noch wohl sein wie einem Fisch im Strom! — — Ich will schließen, Lieber; Sophie steht an der Thür und ruft; wir wollen vierhändig spielen. Unterdessen macht die Tante den Thee — und somit gute Nacht."

„D . . ., 31. März.

„Nein, lieber Freund, ich verüble Dir Deine Offenheit nicht; ich danke sie Dir. Wenn wir ganz genau zusehen, was haben wir Besseres, als Wahrheit gegen einander! — Du findest meinen Brief nicht sehr bräutigamsfroh. Du findest eine Schlaffheit, eine Abspannung darin, von der Du geglaubt, daß die Liebe mich curiren sollte. Mein Theurer, ich weiß nicht mehr, was ich geschrieben habe; aber wenn Du nun im Stillen denken solltest, daß meine Liebe mich nicht glücklich macht, so protestire ich laut. Ich sage Dir, die Hand auf's Herz, daß ich von einer

Frau, vom ehelichen Leben nichts begehre, was ich mir nicht von meiner Sophie verspreche. Wenn sie mir in der Frühe, in ihrer ganzen heitern Morgenfrische, entgegenkommt, wenn ich Abends von ihren strahlenden Augen, von ihren liebevollen Lippen Abschied nehme, so sag' ich mir immer: Segne Dein Geschick, Du hast mehr gefunden, als Du suchen konntest! Und wenn ich am behaglichen Theetisch Abends nach einem der Bände greife, die da immer herum liegen, und meinen Damen Goethe, Shakspeare oder Kleist tragire (so gut, wie ich es kann), und Sophie mir mit glühenden Wangen gegenüber sitzt und horcht, als säße sie vor dem leibhaftigen großen Schicksal da, das aus mir redet — so fühl' ich mich glücklicher, als sich sagen läßt. Aber mehr als Das! — Du hast mich bei unserm letzten Wiedersehen, so im Scherz, ein paar Male Saul genannt, dem man gegen seine dunklen Stimmungen einen David verschaffen müsse. Wir haben darüber gelacht. Jetzt, wenn ich — nach meiner alten Knabengewohnheit — nach Tagesuntergang im Dunkeln sitze und allerlei Nachtvögel sich in meinem nachdenklichen Gehirn zu schaffen machen, so setzt sie sich im Nebenzimmer still an's Clavier, spielt irgend etwas Schönes, Empfundenes, das sie auswendig weiß — ein Beethoven'sches Adagio, eine Chopin'sche Nocturne oder Barcarole — und es ist mir wie das süßeste Geplauder, das mich mir selber entreißt. Ich sage mir dann oft: es ist nicht Beethoven, nicht Chopin — es sind ihre Finger, ihr Anschlag, der wie an einem elektrischen Faden zu mir herüberläuft und an mein Innerstes anklopft, um mich aufzuwecken. Siehst Du, wenn ich Saul bin, so ist mein David gefunden! — Es trifft sich, daß wir Beide zu Chopin einen besondern Zug haben; sie spielt ihn mit besonders feinem Verständniß, und ich höre ihn mit einem feinen Ohr. Sie spielt ihn besser als ich. Es thut mir auch wohler, wenn ich ihr zuhöre, gegen irgend eine Lehne ausgestreckt, als wenn ich selber am Clavier sitze und nicht blos mein Inneres, sondern auch die Tasten meistern muß. Diese Chopin'sche Moll-Seele, die Alles, was sie anfaßt, so elegisch versilbert, die selbst jeden Tanzrhythmus in eine edle, graziös tändelnde Schwermuth einschleiert — die löst mich in mir auf! Es ist wie eine homöopathische Kur, über die der Eine lacht und die der Andere in ihrer ganzen räthselhaften Heilsamkeit an seinem Leibe empfindet.

Doch wie kam ich darauf, Dir das Alles zu sagen! — Weil ich Dir ausdrücken wollte, was Sophie mir ist. Weil Du begreifen sollst, wie viel Grund ich habe, glücklich zu sein. Sieh, wenn ich so dasitze und das Alles zusammenrechne: meine Jugend und Gesundheit, meine Kenntnisse (denn ich weiß, sie sind etwas werth), meinen Schatz an Menschen, die mir zugethan sind, mein Vermögen, das mich von jedem Zwang unabhängig macht, und nicht zuletzt meine Ideale, und zu allererst dieses ersehnte und doch unerwartete, ungekannte, bezaubernde Liebesglück: so fühl' ich, daß ich der ungerechteste, undankbarste aller Menschen wäre, wenn ich mich sträuben wollte, zufrieden zu sein. Dennoch — dennoch — ja, allerdings bin ich dennoch zuweilen bedrückt, verstimmt. Wie kann ich umhin, es zu sein? Steht's denn so mit uns Deutschen, daß

wir uns bei unserm persönlichen Glück beruhigen dürfen? Bist Du etwa stolz darauf, ein Deutscher zu heißen? — Ein Deutscher! — O ja, es wäre etwas, wenn unsere Väter nicht versäumt hätten, uns ein Haus zu bauen, darin sich leben läßt. Aber so — — Doch ich will vom Allgemeinsten nicht reden. Es ist einmal, wie es ist. Doch was so um uns her vorgeht, wer kann sich darüber freuen? Kaum haben sie Schleswig-Holstein seinem alten nordischen Unterdrücker entrissen, so machen sie sich selber einen Sklaven daraus. Die beiden „deutschen Großmächte", wie die blutigste Ironie sie genannt hat — nun kneten sie so lange an ihrer Siegesbeute herum, bis sie sich zu einem Zankapfel rundet, um den sie sich und uns zerfleischen werden. Wer kann sich dagegen verschließen, daß uns, nach alter deutscher Sitte, ein Bürgerkrieg droht? Ein Bürgerkrieg, weil es unseren Waffen endlich gelungen ist, unsere Grenzprovinzen frei zu machen? Diese erste nationale Freude, die uns wieder gegönnt ist, soll sie abermals nichts als ein Pandorageschenk sein? — Wenn ich so Tag für Tag die Zeitungen lese — heute, daß man in Berlin den Landtag nach Hause schickt, weil er die ungeheure Blut- und Geldsteuer nicht in's Blaue hinein einem abenteuernden, reichszerstörenden Kopf hinwerfen will — morgen, daß man in Schlesien die Festungen armirt — übermorgen, daß die Heere des Kaisers von Oesterreich sich in Böhmen zusammenziehen — einen Tag später vielleicht, daß Italien, Preußen, Oesterreich, das ganze vielköpfige Deutschland wie zum Tanz unter die Waffen treten — und das Alles warum? Ich beschwöre Dich, sage mir, warum? Sind wir etwa im Ernst noch nicht zerrissen genug, müssen wir uns noch erst vom Sichelwagen des Bürgerkriegs zerstückeln lassen? Da die Nachwehen des Dreißigjährigen Krieges endlich vergehen, glauben wir die Zeit gekommen, für frischen Nachwuchs zu sorgen? — Wir? — Wer sind *wir*? — Ganz Deutschland empört sich gegen diesen heraudrohenden Krieg; ganz Deutschland will den Frieden behalten, das Einzige, was es besitzt; nur da oben in den Wolken wünschen sie zu donnern. Wann hätte auch je der Deutsche selbst sein Schicksal gemacht? Er steht da unten auf seiner Scholle am Pflug, sie rufen ihn ab, wie zum Mittagsessen — in einem Hohlweg sieht er sich im bunten Rock vor die feindlichen Geschützmäuler hingestellt, er hört das Commandowort und geht gradaus darauf zu, und stürzt „für König und Vaterland" nieder in sein Blut. Das ist unsere Tapferkeit, das ist unsere Treue! Wie im Traum, kriegführenden Ameisen gleich, gehen wir in Noth und Tod. Und so, ganz so, soll es nun wieder sein? Und ich soll dasitzen wie Ihr Alle, die Hände im Schooße falten, wenn das Gewitter heranzieht, und mich in jedem schweren Athemzug fühlen als Das, was ich bin, als ein ohnmächtiges, stummduldendes, unaussprechliches Nichts? bis es den Blitzen gefällt, niederzufahren, und dem Hagelschlag meine Flur zu einer Wüste zu machen? Und die knirschenden Zähne soll ich zusammenbeißen — —

Ich sage Dir: das ist Tod! — So lange leb' ich nun doch schon, gute und böse Tage, und noch kenn' ich die Wonne nicht, den freien

Athemzug eines freien Menschen zu thun. Es liegt um uns her wie dicke Luft, es drückt uns dem Boden zu. Alles so zerklüftet — so abgesprengt — in unsern Liliputs kann nie ein breiter, mächtiger Windstrom entstehen, der reinigend über uns dahinführe. Unser ewiger Hader dampft vom Boden auf, ladet die Wolken mit elektrischer Kraft, nährt die Wetterschwüle, die unser Gehirn belastet. Ich weiß, was Du sagen willst: sie fühlen es nicht! — Nein, sie fühlen es nicht! Wie Der die Tageshelle nicht mehr vermißt, dessen Sehkraft sich an die ewige Dämmerung seines Kerkers gewöhnt hat. Und wenn so Einer — recht ein guter, geduldiger Deutscher — vor mich hin tritt und sagt: „Bester, was ficht Dich an? Gehen nicht Handel und Wandel, Heirathen und Kinderzeugen ihren gewiesenen Weg? Bist Du dazu auf die Welt gekommen, die Luft um Dich her zu schmecken, die Du nicht siehst, und nach jedem Windhauch auszuspähen, der mit der Wetterfahne auf Deinem Dach spielt? Wo ist diese schwere, schwüle deutsche Luft, die Dich so nervenschwach macht — ich lebe doch auch, und ich empfinde sie nicht?" — Nein, er empfindet sie nicht — der glückliche Mann! Und doch liegt sie über seinem, wie über meinem Haupt, und drückt ihm, ohne daß er es weiß und fühlt, die Federkraft der Gedanken, die Stärke des Willens zusammen! — Es ist nicht anders, als mit der gemeinen, körperlichen, elastischen Luft, die unsere Erde umgiebt. Wir sehen sie nicht, wir empfinden sie nicht einmal, und doch wirkt sie in Allem. Mit unsichtbarer, ungeheurer Kraft lastet sie über uns, und strebte ihr nicht die Luft in unserm Körperbau mit gleicher Schnellkraft entgegen, wir müßten wie zerschmettert zusammenstürzen. Sie treibt in dem Schlauch da das Wasser bis zum Himmel empor, sie schraubt diese luftentleerte Glocke wie mit Eisenschrauben an den Boden an, sie füllt sich mit unsichtbaren Gasen und wird urplötzlich Dein Tod. Warum liegt dieses zugebundene Bläschen so schlaff und zusammengesunken da? Nimm den Druck hinweg, der es ungesehen belastet, pumpe aus dem Raum, der es umgiebt, die Luft heraus, und sogleich schwillt es an, dehnt sich kräftig empor. Du mußt nicht lachen: ich brauche dieses Gleichniß für mich selbst! Ich brauch' es für Dich — für Euch Alle! Hätten wir nicht diesen doppelten, überladenen, unerschütterlichen Luftdruck um uns her, kein Volk der Erde sollte sich kräftiger rühren als wir. Nimm diese deutsche Atmosphäre von meinem Gehirn, meiner Brust hinweg, und ich will sie wieder dehnen und mich aus dem Trübsinn ermannen! Aber so — so, wie es ist! und wie es nun werden soll! wenn wir selber den Blitz und Donner des Kriegs noch aus den Wolken herabziehen und uns die Luft durch die Leichen unserer Brüder verpesten — — Mensch! wie soll das enden! —

Ich habe zuweilen Gedanken — — Aber still davon! — Es ist doch Alles umsonst; die Welt hat ihren Lauf. Die Räder rollen! — Und ich soll dabei still und zufrieden sein, in meinem Hüttenglück mich idyllisch absperren, die Augen schließen und träumen! Lieber Freund, könne das, wer es kann! Es giebt so vielerlei Menschen; aber ich will

sterben, eh' ich anders werde, als ich bin. Ich will — — Doch genug davon; Du verstündest mich falsch, und was kann es mir helfen, wenn ich mir's sagen lassen muß, daß ich allein mich verstehe.

Die preußische Armee wird nun also in Kriegsbereitschaft gesetzt! — Es kann gar hübsche Verwickelungen geben: meine Sophie ist ein westfälisches Preußenkind (mich, weißt Du, hat irgend eine hessische Hebamme auf dem Gewissen) und ihr Bruder, wenn es wirklich zur Mobilmachung kommt, wird mit dem siebenten Armeecorps in's Feld rücken — gegen wen? Wer weiß das heute zu sagen? In Egypten war es nie so dunkel, wie es jetzt bei uns in Deutschland — und in meinen Gedanken ist. Dieser Bruder, den ich noch nicht kenne — er scheint ein rechter Preuße nach Gottes Herzen zu sein. In Sophien's Album fand ich seine Photographie; keine Aehnlichkeit zwischen ihm und ihr; — und doch liebt sie ihn sehr! Sein Gesicht aus dem Westfälischen ganz in's Preußische übersetzt, militärischer Schnitt, eine gewisse kalte Ueberlegenheit, mit Gutmüthigkeit gewürzt; und so ein unbeschreiblicher Zug um die Lippen, wie wenn er die Zukunft Preußens verbrieft und versiegelt in der Tasche hätte. Aber sie liebt ihn sehr! — Und somit bin ich gezwungen, ihn nun auch zu lieben. — — Doch was liegt daran. Die Weltgeschichte weiß nicht, daß wir Schwäger sind, und wenn es wieder einen schönen deutschen Bürgerkrieg giebt, so können wir noch Absonderliches erleben.

— Ich bitte Dich, behalte diesen Brief für Dich allein! Es giebt so viele Leute, die ihre weisen Brauen in die Höhe ziehen, wenn Einer in Wallungen geräth, die sie nicht kennen. O, diese unsichtbare deutsche Luft — wie viele Wallungen bester Art hat sie schon in deutschen Gehirnen erdrückt! Und wie viele wird sie noch erdrücken!

Gute Nacht! — Es ist nahe an Zwölf. Ich will schlafen gehen; — vielleicht giebt uns morgen die Sonne einen schönen ersten Apriltag, einen Frühlingstag."

„D . . ., 10. April.

„Ja, lieber Freund, ich bin immer noch hier! Ich wollte nach Frankfurt gehen (wo ja eben eine ganz neue Komödie beginnt, die preußische Komödie vom zukünftigen Parlament!); ich wollte unsere Fabrikangelegenheiten in Offenbach endlich in die Hand nehmen: aber ein gewisses Unwohlsein, das auf meine Kopfnerven drückt — und Sophien's Wunsch — und — kurz, ich bin einstweilen, für ein paar Wochen, noch hier. Meine Damen sagen, es wäre nicht gut gethan, wenn ich mich jetzt ihrer milden Obhut entzöge; gerade jetzt, wo ich gute Gesellschaft brauchte, um über allerlei schlechte Launen hinweg zu kommen. — Ja, es ist wahr, die schlechten Launen sind da. Du weißt aus meinem letzten Brief, wie ich über unsere politische Lage denke — — oder Du weißt es auch nicht: denn Alles hab' ich Dir wol schwerlich gesagt. Manches sagt sich nicht! sagt sich wenigstens nicht auf dem weißen, jedem Lichtschein, jedem Auge preisgegebenen Papier. Hätt' ich Dich jetzt neben mir — mir gegen-

über, dort in dem Lehnstuhl neben dem Büchertisch, hinter diesen geschlossenen Vorhängen, in der taubstummen Nacht, und wir Zwei allein, wie damals so oft vor zwei Jahren — so preßte ich mir vielleicht Alles aus der Seele heraus, was jetzt da drinnen unbeweglich still steht wie ein abgelaufenes Uhrwerk, was den ganzen Raum meiner Gedanken einnimmt — — Den ganzen! — O mein Gott — nein, das wäre zu viel! Wo bliebe der Raum für sie — für alle die Gefühle — alle die Gefühle, die ich ihr schuldig bin! Und doch ist mir, als wär' es so — und als müßt' es so sein. Ach, ich ertrag' es nicht länger, das Alles in ewigem Schweigen, ewig den stummen, finstern Blick in mein Inneres gerichtet, in dieser einsamen Brust herumzuwühlen! Ich denke nach und wüßte Niemand, dem ich das Alles so sagen könnte, wie Dir. Ich bin ein unglücklicher Mensch! Es verzehrt mich eine Flamme, von der so viel Menschen nichts ahnen. Wenn ich aufwache, rührt sich schon in meinem dumpfen Bewußtsein der Gedanke, wie dieses Elend unserer Zeit sich entladen, was die Zeitung heute bringen wird, was ich thun soll, um heiter und glücklich zu erscheinen! Wenn ich mich schlafen lege, sitzt mir ein schwarzer Gedanke wie der Schatten eines Dämons im Gehirn: was ich beginnen könnte, der allgemeinen Noth ein Ende zu machen! Sei es Feuer oder Dolch — sei es, was es sei! — Und sie, meine Braut — meine gute Sophie! Der ich so selbstvertrauend meine Hand hinhielt, als läge ihr mein, unser Glück darin! Der ich mich ihr so sehnsuchtsvoll an die Brust warf, in einem Verlangen ohne Grenzen und Namen, meinem dunklen Ich zu entfliehen, Balsam und Rettung in ihrer Liebe zu suchen! Es ist Alles umsonst! Es ist Alles umsonst!

Wie es mich quält, wenn ich daran denke. Ich war in einer Stimmung, der ich um jeden Preis entrinnen wollte, auf den Ball gegangen, — und da fand ich Sophie. Sah sie zum ersten Mal. Ihre wie zum Tanz geborene Gestalt, ihr liebenswürdiges braunes Auge, ihr silbernes Lachen: dieses Lachen, dacht' ich, wenn ich das in jeder schwarzen Stunde hören könnte, aus einem Starrkrampf müßte es mich aufwecken! Und dann war sie so freundlich zu mir, so gut, — als fühlte sie, daß sie mich erheitern müsse. Ich walzte mit ihr, und mitten im Tanz fiel mir ein — wie Einem dergleichen wie eine Sternschnuppe durch's Gehirn schießen kann — daß es für mich eine Rettung sein würde, mit diesem holden Geschöpf in meinen vier Wänden zu sitzen und über dem Gefühl, für sie da zu sein, das allgemeine Chaos zu vergessen. Und darüber drückte ich ihr plötzlich die Hand. Sie sah mich befremdet an; aber sie blieb still. Und wie wir dann wieder auseinanderkamen, weiß ich nicht mehr. Ich ging durch die Nacht nach Hause, in einer Art von Trunkenheit entschlossen, mich ihr an's Herz zu drängen, alles Starre, Steinerne, mich Beklemmende an ihrer weichen Seele zu zerschmelzen. Ich war — — Kurz, ich suchte sie hier auf; es machte mich so glücklich, daß ich sie liebenswerth fand — noch glücklicher, daß ich selbst ihr so erschien. Und wie dann Alles sich fügte, uns schnell zu einander hinzuziehen, uns aus Verliebten zu Verlobten zu machen! Nichts widerstrebte mir, alle ihre

Freunde, alle die Meinigen wünschten mir von Herzen Glück, das Schicksal selber schien's so gemacht zu haben. Nach kurzer Trennung konnt' ich sie wiedersehen — hier in der ländlichen Stille, durch nichts verwirrt oder gereizt, hofft' ich so ganz allmälig von all' meinen Leidenschaften zü genesen — und nun sitz' ich hier — und nun sitz' ich hier — —

Liebster Freund! verachte mich nicht, sage nicht, daß Du mich verdammst; — ich kann nicht glücklich sein, kann sie nicht glücklich machen! Es ist so, mit allem guten Willen halt' ich es nicht auf! Die Welle der Zeit wächst mir über den Kopf. Ich kann ihn nicht los werden, diesen übermächtigen Haß! Diesen Haß gegen die Friedensstörer, die Deutschland ihrem Ehrgeiz opfern wollen — gegen diesen ehernen Menschen da in Berlin, diesen — — Ich mag den Namen dieses Menschen nicht nennen. Ich bitte Dich, sage mir nicht, daß er Gutes will, oder daß Gutes daraus hervorgehen könnte! Wenn Du das denkst, so hat er Dich schon verwirrt, so bist Du Einer von Denen, die dieser Dämon unseres Schicksals, dieser Jago unseres vaterländischen Trauerspiels, schon in ihr geistiges Verderben gelockt hat. Da steht er, und weil warmes Blut in seinen Adern kreist, sollen wir Alle verderben! Ein Stoß in sein Leben hinein und es würde Frieden — das Trauerspiel würde nicht zu Ende gespielt! Fühlst Du das nicht wie ich? Zuckt es Dir nicht in den Fingern — wirklich nicht? Bin ich denn wirklich und wahrhaftig ein anderer Mensch als Ihr? — Es liegt so nahe, es folgt so aus sich selbst, es kann auf der weiten Welt, mein' ich, nichts natürlicher sein! Ein Mensch will Tausende, Millionen, vielleicht die ungebornen Nachkommen dieser Millionen in den Abgrund hinunterreißen; ich stehe dabei — ich sehe, was kommen wird! Wenn ich ein Steinblock bin, so stehe ich still; bin ich ein Mensch, so fall' ich ihm in den Arm, — und dieser Eine taumelt allein statt der Millionen hinab. Sage nicht, daß in seinem Arm das Fatum steckt — daß den Millionen nichts durch ihn geschehen kann, das sie nicht verdienen. Würde Das die Weisheit dieser Welt, so höben wir Alle keinen Finger mehr auf, so ließen wir, wie die alten egyptischen Königsbilder im Wüstensand, das Schicksal jedes Tages auf uns niederfließen. Wer thut das? Wer auf Erden ist so stumpf, so blöde in allen Sinnen, daß er sich nicht regte, sich selbst seinen Tag zu machen? Und da es sich um Deutschlands Zukunft handelt! Da ich mir sagen muß: es liegt eine große, angeborene, von der Noth der Zeit herangewälzte Pflicht auf Dir, auf Euch Allen! Warum bedenkt Ihr Euch — wollt Ihr denn ewig die Hamlets unter den Völkern sein? Soll Euer bischen Geist Euch zu Grunde richten, Euer Grübeln über „Sein und Nichtsein" Euer Nichtsein vollenden?

Nein — lasse mir meinen Haß! Ich will nicht mit mir unzufrieden sein, daß er mich ausfüllt, daß er mich irgend einem Schicksal entgegentreibt — es ist gut so! Soll unser Vaterland am Leben bleiben, so müssen auch Solche sein, die aus Liebe zu ihm hassen können — und wie's dann auch enden mag. Ich lasse es kommen — — Wäre nur nicht Sophie! — Das ist's, was mich foltert — Foltern ist nicht das

Wort. Es liegt mir dumpf im Gehirn, geht wie ein leiser Schritt hinter mir her, mischt sich mir so sonderbar in alle Vorstellungen. Ich grüble nach, was ich thun könnte für mein Vaterland — und fühle plötzlich in Gedanken Sophien's Arme an meinem Halse. Ich sitze in der Dämmerung neben ihr auf dem Sopha, höre ihr freundliches, halblautes Flüstern — und sehe im Auge meines Gehirns ein düsteres, herausforderndes Gesicht — das Gesicht dieses Dämons, dieses Ruhestörers — und in Gedanken stoß' ich mit irgend einer Waffe darauf zu. Es ist ein Zustand — — Was hilft es Dir, wenn ich ihn beschreibe. Zuweilen zieht sich mir das Herz so zusammen, ich halt' es nicht aus, Sophie im Zimmer zu sehen — dann fällt mir ein, ob ich nicht endlich einmal mein ganzes verfinstertes Herz, mit Allem, was es vorhat, in ihres ausschütten sollte — dann lächl' ich wieder still vor mich hin, wie ganz unmöglich das ist. Nein — unmöglich, unmöglich! Sie begriffe so wenig wie der blaue Himmel da oben, was ich will, was ich muß! Sie und ihr weiches Herz, ihr Mädchenherz! Sie würde mir ihre kleine Hand auf die Stirn legen, ob sie heiß ist, ob ich fiebere — oder mich fragen, was für ein häuslicher Vorgang mich so reizbar gemacht hat — oder auch entsetzt, fassungslos wie vor einem Dämon zurückfahren. Ach, was red' ich davon? Es ist Alles umsonst. Wenn sie mir so besorgt nach den Augen sieht, warum sie wieder ungesellig und fremd vor sich hin starren — wenn sie mich fragt, wie's denn nur möglich sei, daß die Zeitungen, die Politik mich so trübe stimmen — wenn sie wissen will, was mich so bleich, was mir die tiefen Ränder unter den Augen macht — und endlich den Kopf schüttelnd aufsteht und sanft auf ihren leisen Füßen über den Teppich geht, an's Clavier, meine böse Sauls-Stimmung durch einen ihrer guten Lieblingsgeister zu verbannen — und ich dann lächle, und doch Alles umsonst ist! Sie singt, sie spielt, bis mir endlich die Thränen fließen; aber hier in der Brust löst es sich nicht mehr! Hier im Gehirn liegt es wie eine tiefe Nacht; ein, zwei, drei Gedanken tauchen wie Augen auf, sehen mich an — die Gedanken von gestern, von vorgestern — von morgen — und so fort, bis es enden wird. Ich höre zu, ich denke mir, wie die Accorde sich aus zusammenstimmenden Schwingungen aufbauen, stelle mir vor, wie sie als Zahlenreihen, in der ganzen Nacktheit ihrer arithmetischen Nothwendigkeit, von den Tasten aufsteigen — und wie die langen Saiten vom Baß herunter kürzer und kürzer, die Schwingungen rascher und rascher werden, bis zum hellsten Discant — und das läuft nun so als Luftwelle zu mir herüber — und das sollte mich rühren und meine Gedanken bestimmen! — Nein — es thut's nicht mehr — es ist vorbei! Irgend eine Macht hat von mir Besitz genommen, ich kann nicht mehr sagen, wer ich bin. Mir ist zuweilen, als wär's Jemand, dem ich mich verschworen hätte, der meine Seele nun einfordert — — Doch, was red' ich darüber, es ist, wie es ist.

Ich habe schon gedacht, ob ich nicht meine Besitzthümer zu Gelde machen und mit Sophie nach Amerika auswandern sollte; — so wäre

ich fort. Ich weiß, sie ginge wol mit. Ach, wie sie mich liebt! — Doch dann fühl' ich wieder: es ist ein Knabengedanke. Ich aus meinem Vaterland entfliehen, weil es in Noth und vor dem Verderben ist! Weil die heiligste aller Pflichten — weil ich Etwas thun soll, dieses Verderben von so viel Millionen abzuwenden! — Ich werde dieses Etwas thun oder mich verzehren, und das Eine wie das Andere, was ist's denn auch, als das Schicksal eines einzelnen Menschen.

Ich weiß nicht mehr, ob ich Dir Das schon schrieb? Anfangs Mai — in meiner Ungeduld hab' ich es durchgesetzt — soll unsere Hochzeit sein. Kann ich noch zur Ruhe kommen, so kann ich's nur, wenn sie mein ist, wenn ich mit ihr gehe, wohin ich will! — Es soll eine stille, stille Feier sein, ganz unter uns. Sie haben mir nachgegeben. Nur mein Bruder wird kommen und der ihre; dann also werd' ich ihn kennen lernen, — diesen kriegslustigen Mann. Denn er ist Einer der Wenigen in Deutschland, die diesen Krieg — diesen Krieg! — für gut, gerecht und nothwendig halten. Laß mich Dir nicht sagen, was ich dabei fühle!

Liebster Freund, — lies diesen Brief mit Bedacht, lies ihn mit Deinem Herzen — und dann verbrenn' ihn! Ich habe nicht den Muth, ihn zurückzuhalten; es ist eine Sehnsucht in mir, die ich nicht aussprechen kann, für die Geschichte meiner armen Seele einen Zeugen zu haben. Einen Menschen, der ahnt, wie es mit mir steht! der mich vielleicht begreift! der vielleicht — — Doch es ist besser, wenn ich hier verstumme. Lebe wohl, lebe wohl! Ich habe so hastig immerfort geschrieben, mein Kopf glüht sehr, es wird lange dauern, bis ich in meinem Bett zur Ruhe komme."

„D . . ., 19. April.

„Vor etwa acht oder neun Tagen hab' ich Dir einen Brief geschrieben, lieber Freund, den ich zuerst Deinem *Herzen* und dann Deinem *Ofen* empfahl; ich will hoffen, er ist in jedem Sinne richtig angekommen — noch warte ich auf die Antwort. Ich fing auch schon an, ungeduldig zu werden, als ich heute durch einen Brief von Freund W . . . erfuhr, daß Du in der Zwischenzeit eine kleine Reise gemacht hast. Es hat Dir also an Zeit zum Schreiben gefehlt; ich absolvire Dich. Du siehst, ich schiebe Dir keine Motive unter, die unserer Freundschaft nicht würdig wären. Bist Du über die Dinge, von denen mein Brief spricht, anderer Meinung als ich, so würde es mich schmerzen, aber ich möchte lieber die Wahrheit wissen, als nichts. Denkst Du aber wie ich — denkst Du, wie nach meinem innersten Gefühl jeder Deutsche von Ehre denken sollte — so hab' ich mein letztes Wort noch nicht gesagt, so ist noch etwas zu thun.

Lieber Freund, wie oft hab' ich mich in diesen Tagen mit Dir unterhalten! Es giebt einen Punkt, über den man eigentlich nicht *schreiben* kann, der sich nur von Mund zu Mund ganz natürlich und zwanglos erörtern läßt. Warum bist Du nicht hier! Ich habe Dich in Gedanken so oft gefragt, wie Du über *Brutus* denkst? Ich erinnere mich nicht, daß wir in unsern politisch-historischen Gesprächen uns je darüber

ausgelassen hätten. Seit einigen Tagen liegt Shakspeare's „Julius Cäsar" neben mir, ich lese bald hier, bald da, und fühle so recht, wie der große Shakspeare den großen Brutus verstanden, als Seinesgleichen erkannt hat. In meinen Augen ist dieser vielberufene „Tyrannmörder" einer der bewunderungswürdigsten Menschen, die je ihre innerste Natur durch eine entscheidende That bezeichnet haben. Um seinen Untergang, um das Elend, das nach ihm kam, kümmere ich mich nicht. Wer weiß denn, was morgen sein wird, wer kann den Erfolg seiner Thaten auch nur auf einen Tag hinaus bestimmen? Unser einziger Beruf auf Erden ist, Das zu thun, was wir für gut und nothwendig halten. Und so sah es auch Brutus an, und so that er das Seine! Und allezeit werden ihn edle Menschen in seiner Größe begreifen. Warum zaudern wir denn, es ihm nachzuthun? Jetzt, wo es noch Zeit ist, — wo zwischen Preußen und Oesterreich noch die Komödie spielt, wer zuerst gerüstet habe, wer zuerst abrüsten solle — wo die Kugel noch nicht im Rollen ist — warum stellen sich nicht die Gleichgesinnten zusammen, die Schmach und das Verderben dieses Bürgerkrieges durch ein Brutus-Bündniß abzuwehren? Warum thun wir nicht, was gut und nothwendig ist?

Ich bitte Dich, erwäge es mit Ruhe und festem Herzen, und sage mir: Du hast Recht! — Ich weiß, Du bist ein Norddeutscher, ich ein Süddeutscher, Ihr rühmt Euch nach, daß Ihr kälteres Blut habt; aber hier handelt es sich um nichts, als um eine angeborne Pflicht, die jeden Deutschen betrifft. Da oben in Berlin sitzt der Dämon, der die Atome unserer Nation so lange durcheinanderschütteln will, bis ihr letzter Zusammenhang zerrissen ist! der einen Schicksalstag über uns heraufbeschwört, den geduldig erleben zu wollen ich nicht der Mann bin! Ich rufe Dich an, ich beschwöre Dich: stelle Dich zu mir! Laß uns die Ersten sein, die sich zur Ausrottung dieses Uebels verbinden, die, wenn es Noth thut, Andere ihresgleichen heranziehen — die nicht eher ruhen, bis sie das Unheil, das uns droht, abgewandt haben! Hier — indem ich das schreibe — reiche ich Dir die Hand, mit einer ruhigen Entschlossenheit, wie sie zu solchem Unternehmen geziemt; und sage Dir, daß ich bereit bin, und fordere Dich auf, aus dem ziellosen, jugendlichen Freundschaftsbund, den wir einst geschlossen, ein unvergängliches Bündniß ernster Männer zu machen.

Schreibe mir nichts als Dein Ja! Und dann bestimme mir, wo ich Dich aufsuchen soll. Wenn Du noch Bedenken hast — so gieb mir Gelegenheit, an einem ruhigen Ort mit Dir darüber zu sprechen. Ich sage Dir, etwas muß geschehen! — Diesem Brief fühlst Du an, daß er nicht in wilder Wallung, sondern mit aller Fassung, deren ich fähig bin, geschrieben ist. Ich habe sie mühsam errungen! Aber nun bin ich ihrer auch gewiß, für alle Folgen gewiß. Schreibe mir ebenso. Nachdem Du Alles bedacht hast. Nur nicht so, daß Dein Kopf Dein Herz zu Schanden denkt! Ich weiß, Du bist nicht wie die Andern — Du hast nicht das gewöhnliche deutsche Fischblut in den Adern — mit dem sie so vergnügt umherschwimmen, bis der Hecht sie verschlingt.

Also ich harre nun auf Deine Antwort! — Mir geht es gut; so gut wenigstens, wie ich es bei diesem Stand der Dinge irgend erwarten kann. Nur machen mir meine schlaflosen Nächte oft einen wüsten Kopf. Sophie geht eben im Nebenzimmer auf und ab; sie wartet, bis ich zu Ende geschrieben habe, um mit ihr vierhändig zu spielen. Sie hat mich gefragt, an wen ich schreibe, und sie trägt mir auf, Dich zu grüßen. Ach — sie leidet so viel, da sie mich leiden sieht und weiß nicht warum! Und ich quäle mich in mir ab und kann's, kann's doch nicht ändern! — — Lebewohl. Schreibe bald."

Ich brauche kaum zu sagen, welche Antwort auf diesen Brief erfolgte: sie konnte für keinen Andern, als für den durch seine Leidenschaft verstörten, unglückselig zerrütteten Theodor überraschend sein. Da sie ihm offen aussprach, wie sehr sein unwürdig-unmenschliches Vorhaben zu verdammen sei, ihn beschwor, sich in diesen Abgrund nicht hineinreißen zu lassen, und endlich die feste Ueberzeugung kundgab, daß der herandrohende Krieg, wie und durch wen er auch entzündet sein möge, eine naturnothwendige und heilsame Katastrophe herbeiführen werde — so verstummte der im Innersten gekränkte Theodor sofort und brach einen Briefwechsel ab, der für ihn keinen Werth mehr haben konnte. Er hatte sich inzwischen mehr und mehr mit dem Gedanken erfüllt, der Brutus Deutschlands zu werden. Alles Große und Edle in seiner Seele war, wie durch einen geheimnißvollen Krankheitsproceß, in eine innere Entzündung hineingezogen, in der es sich im Dienst eines düsteren, vernunftlosen Wahns verzehrte. Seine tiefe Leidenschaft für Deutschlands Zukunft und Erhebung, die er von seinem Vater — einem der Freiheitskämpfer von 1813 — ererbt hatte, sein reizbares vaterländisches Ehrgefühl, sein großer Begriff von den Pflichten eines Bürgers hatten gemeinsam eine Aufregung in ihm erzeugt, deren Fiebergluth — durch die allgemeine Erhitzung der Gemüther genährt — ihm als die allein richtige Seelenstimmung erschien. In der Qual, darüber das Glück eines andern Wesens zu zerstören, das er mit so leidenschaftlichem Ungestüm an sich gefesselt hatte, mattete er sich ab, schleppte sich zwischen Entschlüssen und Verzichtleistungen hin und her, während der eherne Schritt der Ereignisse, die näher und näher kamen, ihn immer wieder aufschreckte und gleichsam unter die Waffen rief; und so trieb er endlich der Entscheidung seines Schicksals entgegen, über die ich hier nach den Mittheilungen aller Betheiligten, was ich weiß, berichte.

Ahnungslos, was für ein Ausgang seinen dunklen Träumen bevorstand, hatte er sich, wie es scheint, in blutige Pläne verschiedener Art hineingelebt, rastlos von einem zum andern überspringend, je nachdem ihm dieser oder jener ausführbarer erschien. Wie er es tief empfunden hatte, daß sein erhabenster Dichter, Shakspeare, den Brutus so edel und liebenswürdig dargestellt, so gefiel es ihm sehr, daß ein anderer seiner Lieblingsdichter, Heinrich von Kleist, sich auch einmal leidenschaftlich dem Gedanken hingegeben hatte, den Cäsar seiner Zeit, Napoleon, durch eine

blutige That aus der Welt zu schaffen. Er las wiederholt „Kleist's Hermannsschlacht", trug sie den Damen mit einer Gewalt des Ausdrucks und einer dämonischen Freudigkeit vor, die die unglückliche Sophie erschreckte und für die nächste Nacht schlaflos machte, und hatte in den folgenden Tagen auf Schritt und Tritt den „Chor der Barden" aus diesem Stück auf den Lippen, der ihm offenbar wie für sein eigenstes Gefühl geschrieben schien. Die wunderbaren Verse, die diese Barden, während Hermann der Cherusker sich an eine Eiche lehnt, kurz vor der letzten Schlacht-Entscheidung singen, folgten ihm überall:

„Du wirst nicht wanken und nicht weichen
Vom Amt, das Du Dir kühn erhöht:
Die Regung wird Dich nicht beschleichen,
Die Dein getreues Volk verräth;
Du bist so mild, o Sohn der Götter,
Der Frühling kann nicht milder sein;
Sei schrecklich heut, ein Schloßenwetter,
Und Blitze laß Dein Antlitz spein!" —

Es war ein alter Trieb in Theodor, seine gelegentlichen lyrischen Stimmungen in Musik zu setzen; ein unverkennbares, wenn auch nur halb entwickeltes Talent für Composition anmuthiger Lieder hatte ihm und Andern schon manche Freude gemacht. Seit seinem Verhältniß zu Sophie war dieser Trieb stärker als je erwacht, hatte eine Reihe kleiner Liebesarien hervorgerufen, die des Mädchens größte Freude waren, doch dann in seiner unaufhaltsamen Verdüsterung ein rasches Ende gefunden. Sophie, durch so viele Zeichen seiner Schwermuth gequält, daran herumräthselnd, ohne das Wahre treffen zu können, da er ihr nur das Allgemeine seiner patriotischen Bekümmernisse gestand, aber das Besonderste, Furchtbarste, Unsagbare verschwieg — endlich wol seinen Versicherungen Glauben schenkend, daß es eine erbliche, zuweilen heftig auftretende Nervenverstimmung sei, die er dann durch den bloßen Willen nicht bezwingen könne — Sophie machte in diesen Tagen den Versuch, durch zärtliche Bitten nun eine neue Composition ihn seiner unmelodischen Verstimmung zu entreißen. Er antwortete weder Ja noch Nein, lächelte sie aber nachdenklich an und schien in sich zu gehen. Am folgenden Tage kam er wirklich mit einem beschriebenen Notenblatt, als sie eben am Claviere saß, küßte sie, reichte es ihr hin, und bat sie, diesen neuesten Versuch, so gut es gehen wolle, gleich vom Blatte zu singen. Sie blickte ihn dankbar an und ging auch sofort an's Werk; aber es gab ihr ein sonderbares Gefühl, nicht etwas Herzliches, Zärtliches, sondern die beiden Strophen jenes Bardengesangs zu finden. Sie spielte die einfache Begleitung und sang; und mit jeder Note fühlte sie mehr, zu ihrer wachsenden Beklemmung, daß sich Theodor's ganze verwilderte Seele in den schauerlich düster monotonen Gang dieser Composition ergossen hatte. Sie kam bis nahe an's Ende, dann versagte ihr auf einmal die Kraft. Ihre Finger hörten auf zu spielen, und indem die Stimme ihr erstarb, brach sie in unaufhaltsames, so lange zurückgedrängtes Weinen aus. Theodor stand hinter ihr, in Gefühlen, die man ihm nachempfindet. Er schüttelte leise

ihren Stuhl, wie um sie aus ihren Thränen aufzuwecken; dann aber warf er sich aufgelöst neben sie hin. „Sophie!“ rief er sie an, und sein ganzes Schicksal stand ihm plötzlich in den tiefliegenden Augen. „Sophie, vergieb mir! Ich bin ein unglücklicher Mensch!“ — Sie stand auf, sah ihn an, wollte ihn fragen, warum er unglücklich sei; aber durch ihre Thränen sah sie den ganzen hoffnungslosen Ausdruck seines Gesichts, was sie so sehr übermannte, daß sie sich erschüttert von ihm abwandte und das Zimmer verließ.

Er hörte sie nebenan eine Weile schluchzen und blieb ruhig liegen Endlich erhob er sich auch, im jammervollsten Zustand des Gemüths, nahm seinen Hut und ging in's Freie hinaus. Er suchte sich durch rasches Ausschreiten wieder zur Fassung, zur Besinnung zu bringen, kam an jenen todten Arm des Rheins, von dem er im ersten seiner Briefe erzählt, und hier setzte er sich und führte seine Seele bis zu dem Entschluß, Sophie zu retten, sie von ihm zu befreien, so lang' es noch nicht zu spät sei. Es ging ihm auch der verzweifelte Gedanke durch den Kopf, allen diesen Qualen durch seinen Tod ein rasches Ende zu machen; aber er verwarf ihn als einen Knaben-Einfall, als eine unwürdige Unmöglichkeit. Nach Hause gekommen, schloß er sich in seinem Zimmer ein; hier schrieb er auf ein abgerissenes Blatt folgende Zeilen, die ihm endlich vom Herzen losreißen sollten, was er darin so lange vor Sophien verborgen hatte.

„Sophie! Liebe, liebe Sophie! Ich werde von Dir gehen, und Du wirst mich einen Treulosen nennen und mich nicht begreifen. Könntest Du fühlen, was für ein Seelenschmerz dieser Gedanke mir ist! Ich werde gehen und Du wirst mich nicht begreifen. Und ich muß, muß gehen! Nachdem ich Dich aus Deinem Mädchenschlummer aufgeweckt, den Schleier von Deinem lieben Herzen weggerissen, der Dir die Welt und ihre Leiden verbarg, muß ich Dir das Schlimmste zu Leide thun — das Unaussprechliche! — — Sophie, ich bin es Dir schuldig! Dieses Blatt soll Dir nur sagen, daß ich gehe, daß das Schicksal meinen Weg von dem Deinen trennt. Gott, diese Nacht, Dein Herz sind mein Zeuge, daß ich alles Glück meines Lebens gern dahingäbe, wenn ich Dir das Deine retten könnte. Es soll nicht sein, wir sollen Alles verlieren!

Sophie! Vielleicht wirst Du eines Tages vor meinem Andenken schaudern, aber mich bewundern; — das ist Alles, was ich hoffen kann! Wärst Du eine Römerin — — Aber es ist, wie es ist; Dein liebes Taubenherz, Deine weiche Seele — — Ich fühle, daß ein ehernes Verhängniß uns trennt. Laß mich verschweigen, was sich nicht sagen läßt!

Ich ahnte nicht, Sophie, daß dies das Ende sein sollte! Aber die Räder rollen unter uns fort, wir wissen es nicht. Mich ruft eine furchtbare, unabwendbare Pflicht — glaube mir's, laß mich schweigen und gehen! Könnt' ich Dir's sagen, und zu Deinen Füßen weinen — — Aber es muß so sein! — Ich kann nicht weiter; Sophie, vergieb mir, vergieb mir.“

Auf ein anderes Blatt, das offenbar nicht für seine Braut bestimmt war, das ihm, wie es scheint, nur die Last der stummen Einsamkeit erleichtern sollte, schrieb er Folgendes, in derselben Nacht:

„Nein, es wäre unmöglich! Wenn ich es erreichen könnte, Sophie, Dich schon in diesen allernächsten Tagen zu meinem Weibe zu machen — und dann ginge, Das zu thun, was mir obliegt — und käme glücklich davon, käme zurück, in aller Stille mit Dir zu fliehen, über's Meer, in irgend einen namenlosen Winkel der Erde — — Ich habe wol daran gedacht! davon geträumt! — Aber nur im Traum schien es mir möglich, ward mir Alles hell. Du kannst mich nicht mehr lieben, wenn ich Das vollbracht habe! Du nicht! Und ich werd' es nicht überleben, werde meinem Opfer als Opfer fallen; mir ahnt es, ich weiß es.

Ja, ich höre Deinen Tritt, Verhängniß! Deinen langsamen, feierlichen, todbringenden Tritt. Es wird geschehen, es wird mein Ende sein — so oder so! Kann ich für Deutschland sterben, so hab' ich länger als ein Jahrhundert gelebt; und es war Alles gut, und ich will mich nicht über mein Schicksal beklagen.

Ungekannter, stummer, großer Geist! Dein Wille geschehe!"

Es war Theodor's Entschluß, im Verlauf des nächsten Tages in einer der Welt nicht sogleich auffallenden Art das Haus zu verlassen, von Sophie zu fliehen, nachdem er jenes erste Blatt in seinem Zimmer für sie zurückgelassen hätte. Doch ehe er noch die Abreise in's Werk setzte, kamen zwei Nachrichten, die ihn irre machten: die eine mit der Zeitung, daß wieder Hoffnung auf Frieden sei, daß Frankreich die Frage einer europäischen Conferenz zur Lösung der schwebenden Zwistigkeiten angeregt habe, und nicht ohne Aussicht auf Erfolg; die andere in einem Briefe seines Bruders, daß sein versprochener Besuch in Offenbach im Interesse der Erbschafts-Angelegenheiten dringend gewünscht werde. Er mußte sich sagen, daß somit für sein blutiges Vorhaben der Augenblick, der es ihm zur Nothwendigkeit machte, noch nicht gekommen sei; und zugleich erschien es ihm als Pflicht, in dieser Zwischenzeit seine irdischen Angelegenheiten in's Reine zu bringen. Er zeigte Sophien gegen Mittag seines Bruders Brief, bat sie wegen der gestrigen Scene um Nachsicht, um Mitleid, da sein Benehmen sowol wie die unglückliche Composition die Folge einer körperlichen Verstörung gewesen seien, die ihn plötzlich wirr und melancholisch gemacht, aber inzwischen schon wieder verlassen habe. Er erschien ihr in gefaßter Stimmung, und beruhigte ihr Herz, das nur zu gern glaubte, was es als zu seinem Glück nothwendig fühlte. So trat er noch an demselben Tag — nachdem er jene beiden Blätter weggeschlossen — die kleine Reise nach Frankfurt und Offenbach an, von der er nach kurzer Trennung sichtbar verwandelt zurückkehrte. Die Entfernung von Sophie, die er in all' seiner Verdüsterung doch von Herzen liebte, das Wiedersehen mit seinem Bruder, einem schlichten, treuherzigen, ihm sehr anhänglichen Menschen, hatten ein Heimwehgefühl nach dem ehemaligen Seelenfrieden in ihm aufgeregt, das nun bei der

Rückkehr in einen Zustand hingebender, überfließender Weichheit überging, wie er zwischen großen Erschütterungen des Gemüths sich als ein Heilversuch der Natur einzustellen pflegt. Er war so zärtlich und liebenswürdig wie je, von einer sanft verschleierten Heiterkeit, die die glückliche Sophie doppelt bezauberte. Es schien ihr auf einmal Alles überwunden, was ihn so räthselhaft krank gemacht hatte. Ein Ausflug zu Wagen, plötzlich beim Mittagsessen vorgeschlagen, ward in der nächsten halben Stunde ausgeführt und erhöhte die fröhliche Stimmung, in der sich das Paar und die zu allem Guten aufgelegte Tante befanden. Man kam endlich in der Dämmerung zurück, Sophie sang, Theodor hielt ihre Hand in der seinen und ließ sie nicht los, und der schöne Mai-Abend — denn es waren mittlerweile die Tage dieses Wonnemonats gekommen — leuchtete nach der Rückkehr noch in die Zimmer herein und schien sie auch hier festlich zu begrüßen.

Sie hatten unterwegs ausgemacht, daß die Hochzeit (die ihm, bei dem friedlicheren Stand der Dinge, nun doch wieder möglich und nothwendig schien) am neunten Mai stattfinden solle, und Theodor ging mit seiner Braut auf ihr Zimmer, das Gespräch über diese nächste Zukunft noch fortzusetzen. Auf ihrem Tisch lag die neueste Zeitung, die inzwischen gekommen war; er nahm sie zerstreut in die Hand. Unter den telegraphischen Nachrichten fiel ihm eine in gesperrter Schrift auf: die Meldung aus Berlin, daß Preußen die förmliche Mobilmachungs-Ordre für sechs seiner Armeecorps erlassen habe; die übrigen drei wurden in Kriegsbereitschaft gesetzt. Er erblaßte und stieß einen unwillkürlichen Laut der Ueberraschung aus. Sophie sah ihn an. „Da lies!“ sagte er und hielt ihr das Blatt hin. Sie erschrak über sein Gesicht, versuchte dann auch zu lesen, was ihn so plötzlich ergriffen hatte. Indem er seine Verstörung — da er nun auf einmal den Krieg als beschlossen vor Augen sah — noch zu verbergen suchte, setzte er mit scheinbarer Gelassenheit hinzu: „Das westfälische Armeecorps ist noch nicht dabei, Dein Bruder Karl braucht einstweilen noch nicht zu marschiren!“ — Diese Worte wirkten auf das Mädchen mit sonderbarer Gewalt. Sie stellte sich nun sinnlich leibhaft vor, was die Nachricht bedeute, glaubte Theodor's innerste Gefühle mit Einem Gedanken zu fassen, und warf zugleich einen unwillkürlichen Blick nach ihrem Schreibtisch hinüber. Es lag dort ein Blatt ein angefangener Brief. Theodor, ihren Augen folgend, sah auf das Papier. Darüber erröthete sie, und als fürchte sie seine scharfen, weitsichtigen Augen, trat sie rasch an den Tisch, legte ihre Hand auf das Blatt und schien es in eine Mappe werfen zu wollen. „Was ist das?“ fragte er, plötzlich aufgeregt. „Nichts!“ antwortete sie. Er bemerkte ihre Verwirrung, und argwöhnisch, wie ihn diese ganze düstere Leidenszeit gemacht hatte, trat er nun auch herzu und sah ihr mit seinem unheimlichen Blick fest in's Gesicht. „Du hast Geheimnisse vor mir?“ murmelte er. Es überlief sie, ihn das mit so ganz verwandelter Stimme sagen zu hören. Das Entsetzen vor ihm, das sie zurückgedrängt hatte, fiel sie wieder an. Er wiederholte seine Worte, und sie, indem sie nur

verneinend den Kopf schüttelte, unfähig, sich ihm zu widersetzen, ließ den Brief los und that einen Schritt zurück. Er stand und zauderte, ob er lesen sollte. Aber seine Augen fielen wie von selbst auf das Blatt und sahen, ohne daß er sich bückte, was da geschrieben stand. Es war ein Brief an Sophien's Bruder, den sie an diesem Morgen, vor Theodor's Rückkehr, in ihrer Herzensnoth begonnen hatte. „Lieber Bruder!“ stand obenan, „ich kann nicht länger vor Dir verbergen, wie mir's um's Herz ist; ach, ich habe schon so lange, schwere Tage gehabt! Komm zu Deiner Schwester, wenn Du kannst, Alles von ihr zu hören, sie ein wenig in ihren Bedrängnissen zu trösten. Es ist etwas Räthselhaftes, irgend ein böser Dämon in Theodor's Brust, der mich so unglücklich macht —“

Theodor las bis hierher, der Brief war noch nicht weiter geschrieben. Er sah noch einmal auf das Wort „Dämon“ hin, dann in Sophien's Augen, und von einer plötzlichen Erschütterung gefaßt wollte er gehen. „Theodor!“ rief sie ihn nun endlich an. „Ich hab' es geschrieben — ja, ich hab' es geschrieben! Und bei Allem, was es giebt, beschwör' ich Dich, sage mir, was Dir ist — was Dir war — was das Alles bedeutet!“ — Doch dieser Umschlag all' seiner Empfindungen hatte ihn so jäh gepackt, er war ganz ohne Fassung, und wieder im Innersten verwildert griff er nach der Zeitung, in der jene verhängnißvolle Nachricht stand, und stieß den Brief mit einer Bewegung über den Tisch hinüber Es ergrimmte ihn, daß sie diesem ihrem Bruder, der ihm heimlich in der Seele zuwider war, von ihren Leiden, von seinem „bösen Dämon“ geschrieben hatte. Der Haß fuhr ihm wie ein Degenstich durch die Brust. „Nichts! nichts!“ antwortete er endlich, da Sophie ihre Fragen, ihre Beschwörungen wiederholte. „Das Alles hat nichts zu bedeuten — was sollte es auch zu bedeuten haben?“ — Und damit ging er, seiner Gefühle nicht mehr mächtig, zur Thür hinaus. Sophie, in der tiefen Angst vor ihm, blieb stehen, wo sie stand. Draußen auf dem Gang steckte Theodor das Blatt mit der telegraphischen Nachricht in die Tasche, sagte zur Magd, die eben vorüberging, mit einem plötzlichen Einfall: er müsse noch diesen Abend nach der Residenz, werde bald zurückkommen, — und ging dann, in den Kleidern, die er eben trug, in die hereinbrechende Dunkelheit hinaus.

Er schritt ohne Aufenthalt fort, kam in der Nacht nach Darmstadt, suchte in einem abgelegenen Vorstadt-Wirthshaus Quartier und blieb bis zum Morgen dort. Doch in der Frühe machte er sich wieder auf, von seinen ruhelosen Leidenschaften getrieben, und wanderte dem Odenwalde zu, in die Bergforste hinein. Hier, wo er als Knabe viel umhergestreift war und sich eine Welt nach seinem Sinn zusammengeträumt hatte, stieg er nun bis zur Ermattung auf und ab, alle seine Jugendphantasien in ihre Nichtigkeit auflösend und nur in dem Einen Gedanken fest, das unvermeidlich Gewordene zu thun. Er stieg am zweiten Tag den Melibocus hinauf, und unterwegs faßte er den Entschluß, seine letzten Angelegenheiten in Darmstadt in aller Stille zu ordnen und dann unverzüglich den Krieg, der ganz Deutschland entflammen wollte, als

Funken zu ersticken. So kam er am Abend in die Vorberge zurück, zu spät, um noch die Bahn, die nach Darmstadt führt, zu erreichen; gelangte aber zu einem Forsthaus, das mitten zwischen langgedehnten Wäldern auf einer Waldblöße stand und, da es an der Heerstraße lag, mit einer Wirthschaft verbunden war. Er erinnerte sich, daß er hier als Knabe oft nach heißen Wanderungen Rast gemacht und sich des alten Försters Gönnerschaft gewonnen hatte. Der Abend war so mild, wie erste Maiabende selbst in dieser milden Gegend selten zu sein pflegen; der würzige Waldgeruch, die einsame Abgeschlossenheit der Scenerie, der kleine lustige Holzpavillon am Waldrande, den der Wirth für seine Gäste hatte aufschlagen lassen, wirkten auf Theodor's Empfindungen. Er beschloß, hier über Nacht zu bleiben, bestellte Wein, ging in den leeren Pavillon und setzte sich, um in der Abendluft von den Anstrengungen dieser Tage auszuruhen.

Der Förster kam, ein paar Revolver von neuester Construction in der Tasche, die er im Wald probirt hatte; setzte sich zu Theodor und erkannte ihn wieder, nachdem er durch ein paar vertrauliche Worte aus dessen Munde aufmerksam gemacht worden war. Alsbald ließ er auch für sich eine Flasche bringen, und während er die Revolver von Neuem lud, erinnerte er seinen jungen Freund an Dies und Das, was sie gemeinsam erlebt hatten. Theodor sah die Waffen an, und mit den Gedanken sogleich wieder bei seinem Vorhaben, fragte er, ob sie zu kaufen seien. Der Alte erwiederte, ja, das wären sie wol. Es sei eine treffliche Einrichtung, und ein sicherer Schuß; aber er wisse doch eigentlich selber nicht, was er mit diesen kurzen Waffen machen, wozu er sie brauchen solle. Theodor untersuchte seine Brieftasche und fand, daß er mit Geld hinlänglich versehen sei. Darauf nahm er die Revolver in die Hand, begriff den Mechanismus sofort — er war, als guter Schütze, ohnehin Liebhaber der neuen Verbesserungen — und ließ sich nun ernstlicher in den Handel ein. Sie waren bald einig geworden. Theodor legte die Waffen neben sich auf den Tisch, dachte, daß er die ersten Morgenstunden noch dazu nützen könne, sich hier draußen im Walde damit einzuschießen. Der Alte plauderte, Theodor hörte ihm zu, um sich von seinen eigenen schwermüthigen Vorstellungen abzulenken, und so sank die Nacht über sie herein.

Ein zweiter Gast erschien im Pavillon und unterbrach sie in diesem harmlosen Gespräch. Eine männliche, gedrungene Gestalt in Reisekleidern, mit einem stark bärtigen, verständig kalten Gesicht, das den bleichen Theodor kritisch betrachtete und sich dann mit kurzen Worten an den Förster wandte. Er wünsche hier zu übernachten, habe sich unterwegs, bei den schlechten Wegen hierzulande, verspätet, komme vom Spessart her und sollte eigentlich schon in Darmstadt und darüber hinaus sein. Er bestellte darauf Dies und Das, Alles in höflichem, aber kaltem, bestimmtem Ton; legte eine Tasche ab und ging dann, als sei er allein, langsam im Pavillon auf und ab. Die Art dieses Menschen mißfiel Theodor sehr. Der alte Förster ging, kam dann wieder zurück. Eine Zeitung sah ihm aus der Tasche vor, er zog sie heraus und fragte, ob die Herren schon

wüßten, was sich in der Welt Neues begeben habe. Die ganze österreichische Armee — so las er vor — werde nun auch auf den Kriegsfuß gesetzt, die Nordarmee in Böhmen concentrirt. In Bayern habe man die unterbrochenen Rüstungen, die Pferde-Ankäufe wieder aufgenommen. Nun werd' es wol auch in Hessen nicht lange mehr ruhig bleiben.

Theodor suchte seine Aufregung hinter einer gleichgültigen Miene zu verbergen, während der Andre stehen blieb und geringschätzig lächelte. „Bayern und Hessen!" sagte er; „was für eine „Reichsexecutionsarmee" dabei herauskommen wird! Diese kleinen Großstaaten sind unverbesserlich, sie werden sich wieder einmal die Finger verbrennen. Uebrigens ist das die Zeitung von gestern! Ich habe hier eine neuere — indem er auf seine Brusttasche wies — in der auch wieder sehr Erbauliches zu lesen ist. Es wird ihnen doch Alles nichts helfen! Preußen wird vollends mobil machen, und dann werden wir ja sehen, wo die Kugeln am besten fliegen."

Theodor fühlte sich durch diese Aeußerungen seltsam herausgefordert; doch so sehr ihn die Anmaßung des Fremden beleidigte, drängte er doch Alles, was er zu sagen Lust hatte, in sich zurück. Der Förster entgegnete einige hingebrummte Worte im Dialect, die der Andre nicht sogleich verstand. „Was wollten Sie sagen?" fragte dieser kalt.

„Daß Sie offenbar ein Preuße sind, und daß Sie wol noch nie hessische Soldaten gesehen haben! Und überhaupt: viele Hunde, wissen Sie wol, sind des Hasen Tod."

„O ja — wenn es ein Hase ist!" antwortete der Preuße. „Es wird Euch Alles nichts helfen, Ihr mögt Euch groß machen, wie Ihr wollt. Mit all' Eurem Militär, in Hessen, Franken und Schwaben! Ihr habt ja weder Anführer noch Soldaten. Ein preußisches Armeecorps wird die ganze Phantasie über den Haufen werfen."

Der Alte schien etwas erwiedern zu wollen, schüttelte aber mißvergnügt den Kopf und ging langsam davon, in das Haus zurück. Theodor hatte sich mittlerweile erhoben, und durch das ganze Gebahren dieses Fremden gereizt entgegnete er nun mit seiner leidenschaftlichen, tiefen Stimme, doch so ruhig, als ihm möglich war: „Was reden Sie von den preußischen Armeecorps, mein Herr? In Ihrem eigenen Lande denkt nicht die Hälfte, nicht ein Viertel, wie Sie. Ehe man Ihnen das Vergnügen machen wird, gegen Ihre Landsleute zu marschiren, werden Sie mit dem Bürgerkrieg im eignen Hause zu thun haben."

„Sie sprechen, wie Sie's verstehen!" sagte der Andere mit kühler Gelassenheit. „Sowie in Preußen die Trommel gegen den Feind gerührt wird, giebt's keinen Hauskrieg mehr — giebt's nur noch den Feind. In Ihren kleinen Fürstenthümern mag das anders sein; in dem Großstaat Preußen kennt man diese Kinderkrankheiten nicht."

„Großstaat!" warf ihm Theodor zurück. „Nehmen Sie sich in Acht, daß nicht bei diesem frevelhaften Spiel die Atome Ihres Großstaats auseinanderfliegen!"

„Ich weiß nicht, was Sie unter diesem „frevelhaften Spiel" ver-

stehen, mein Herr; aber ich glaube zu wissen, daß unsere Atome gut zusammenhalten. Ehe ein Vierteljahr in's Land geht, werden Sie wahrscheinlich eben so denken, wie ich."

„Nie werde ich das, niemals!" rief Theodor aus. Der Andere lächelte, was Theodor bemerkte und worüber er in wachsende Entrüstung gerieth. „Sie scheinen nicht zu empfinden, mein Herr", fügte er hinzu, „was sich ein Deutscher bei diesem heranziehenden Bürgerkrieg denken kann! Sie, Sie nicht! Sie gehen darauf los, wie der Stier auf ein rothes Tuch — wie die Meute zur Jagd. Es giebt auch andere Empfindungen, mein Herr! Und es steht Ihnen nicht gut, zu lächeln, wenn Sie einen Andern etwas weniger lustig davon reden hören!"

Der Fremde, durch die noch verhaltene Leidenschaft dieses Ausbruchs betroffen, warf auf Theodor einen langen, kritischen Blick und stand vor ihm still. „Sie sind ein Gemüthspolitiker", sagte er dann mit einem halben Lächeln, das nicht beleidigend sein sollte, aber gleichwol Theodor's Gesicht tiefer verfinsterte. „Was hilft Ihnen das; die Geschichte geht ja doch darüber hinweg. Der Krieg ist nothwendig, also wird er kommen. Gott wird dann entscheiden — weder Sie, noch ich! Sie werden es nicht verhindern, mein werther Herr, daß dieser „Bürgerkrieg", der Ihnen so schrecklich vorkommt, wie ein Unwetter losbricht."

Theodor warf einen unwillkürlichen Blick auf seine Waffen hinunter. Von den Worten des Andern getroffen, richtete er sich auf und sagte wie vor sich hin: „Ob ich es verhindern werde! — Es läßt sich noch versuchen, ob man es verhindern kann!"

„Darf man fragen, wie?" entgegnete der Fremde.

Theodor schwieg.

Es fiel dem Andern auf, was für ein sonderbarer, nie gesehener Ausdruck in Theodor's Augen lag, und ein unheimliches Gefühl überlief ihn plötzlich. Ohne sich klar zu machen, was er that, von diesen Augen gereizt, zog er die Zeitung aus der Tasche, auf die er zuvor hingedeutet hatte, und fragte: „Etwa auf dieselbe Art, mein Herr, wie heute geschehen ist — etwa auf diese Art?"

Theodor sah in die aufgeschlagene Zeitung hinein, dem Finger folgend, den der Andere über das Papier gleiten ließ. Er las — und las, daß auf eben den Mann, den er sich zum Opfer gewählt, an diesem Tag ein Mordversuch gemacht und mißlungen sei. Die wenigen Worte tanzten ihm vor den Augen. Es übermannte ihn so gewaltsam, daß er sich nicht zu fassen wußte, und er trat zurück, um sich an einer Stuhllehne aufrecht zu halten.

„Gott sei Dank, der Mensch ist gefangen!" rief der Fremde aus. „Diese nichtswürdige Mordthat ist ihm elend mißlungen!"

Theodor fuhr zusammen und warf einen furchtbaren Blick auf des Andern Gesicht. Er murmelte ein paar zerdrückte Worte, dann sagte er endlich laut, mit bedeckter Stimme: „Sie reden, mein Herr, was Sie nicht verstehen! Wer giebt Ihnen das Recht, von „nichtswürdiger Mord-

that" zu reden? Was wissen Sie von Dingen, die noch nie durch Ihre Seele gegangen sind?"

„Und Sie — was wollen Sie damit sagen?" gab ihm der Andere zurück.

„Was ich damit sagen will?" — Der Unglückliche hielt sich nicht mehr, die ganze eingefangene, zusammengepreßte Leidenschaft drängte sich ihm auf die Lippen. „Was ich damit sagen will? Daß dieses Blatt Papier da eben so lügt wie Sie — daß dieses Unternehmen nicht mißlingen kann — daß sich ein Arm nach dem andern erheben wird, diesem Krieg, diesem Verbrechen, diesem Menschen ein Ende zu machen! Und daß es Euresgleichen übel ansteht, von nichtswürdigen Mordthaten zu reden! Euch, die ihr so kaltblütig und gottvertrauend dran geht, den allgemeinen Mord zu proclamiren — die Vernichtung Eurer eignen Nation in Scene zu setzen — Gottes Beistand noch dazu anzurufen! Die ihr — — Doch was rede ich mit Ihnen! Sie haben die Gedanken, die Andere für Sie denken — ich habe nicht mit Ihnen, sondern mit diesen Andern zu rechten!"

Der Fremde trat auf ihn zu. Er hatte die erste sprachlose Ueberraschung abgeschüttelt, sah Theodor jetzt mit kalter Ruhe in's Gesicht. „Sie vertheidigen also, was geschehen ist?" entgegnete er. „Sie bedauern, daß dieser Mordanfall mißlungen ist, daß die Kugeln nicht getroffen haben?"

Theodor wollte nicht weiter reden, er fühlte, daß er schon zu viel von seinem Innersten verrathen hatte, und schwieg.

„Sie meinen", fuhr der Andere fort, „mit diesem einen Versuch werde es nun noch nicht zu Ende sein? Die italienische Banditen-Politik werde bei uns in Deutschland Mode werden?"

Diese Worte fuhren Theodor in die Hand, daß er sie unwillkürlich ausstreckte, um nach den Revolvern zu greifen. Doch er bezwang sich noch, und mit etwas verächtlicher Geberde antwortete er: „Ich hab' es nicht mit Ihnen, sondern mit einem Andern zu thun! — Aber ich sage Ihnen, rufen Sie nicht so in mich hinein! Es liegt etwas in der Luft — er warf einen wilden Blick auf das Zeitungsblatt — es liegt etwas Gefährliches in der Luft, an das zu rühren nicht gut ist!"

„Soll ich mich etwa durch Drohungen einschüchtern lassen?" fragte der Andre gereizt. „Sind Sie nicht mehr fähig, sich widersprechen zu lassen, ohne sogleich an Blut und Eisen zu denken?"

„Blut und Eisen! Blut und Eisen!" rief Theodor mit sich entladender Leidenschaft zurück. „Wer hat dieses Losungswort hinausgerufen? Wer hat die Gewalt zum Gesetz gemacht? Und Ihr Pharisäer wundert Euch, wenn die von Eurem Anführer aufgerufenen Elemente sich rühren? Und wenn sich gegen Eure Gewaltthaten eine sichtbare, greifbare, entschlossene Hand aufhebt, so schreit Ihr: Nichtswürdigkeit! so ruft Ihr Gott und Menschen gegen sie an? Wer seid Ihr — wer sind Sie? Hat irgend ein Gott Euresgleichen ein heiliges Vorrecht gegeben, Eure Gedanken durch Blut und Eisen in die Welt zu setzen?"

„Wovon reden Sie?" fiel ihm der Andere in's Wort. „Suchen wir unsere Feinde durch gemeinen Mord aus der Welt zu schaffen?"

„Mord! Was ist Mord? — Wenn sich eine einzelne Hand gegen eine einzelne Brust in Bewegung setzt, so schreit das Volk: das ist Mord! — Wenn es Eurem König oder Eurem Staatslenker gelingt, Zehntausende in den Tod, Hunderttausende in Siechthum oder Elend zu jagen, um einen Kitzel des Ehrgeizes — und ich sage: das ist auch Mord! — so ruft Ihr Alle: Lüge und Empörung! Wenn dieser gottverfluchte Krieg entbrennt und der letzte Zusammenhalt unserer Nation zerrissen, die elenden Theile hier- und dorthin geschleudert werden, und ich sage: das ist auch Mord! so ruft Ihr Alle: Lüge und Empörung! Und wenn die Ehre, der gute Name des deutschen Volks vernichtet, das Heiligste, was ich habe, mir zerschlagen wird — und ich dann sage: das ist auch Mord — das ist auch Mord —"

Die Stimme versagte ihm vor Erregung, er konnte den Satz nicht vollenden. Der Fremde schwieg eine Weile, als warte er, was dieser losgelassene Mensch noch hinzusetzen werde. Dann nahm er endlich die ganze kalte Ueberlegenheit seiner Miene wieder zusammen und erwiederte: „Was soll das Alles? Es ist doch nichts, als elende Klügelei! Fahren Sie nicht auf; — Sie schüchtern mich doch nicht ein. Wenn Sie das Alles für Mord ausschreien, was sich in dieser Welt nicht anders als mit Gewalt, mit Krieg durchsetzen kann — wenn Sie das mit dem Dolchstoß eines wahnsinnigen, verbrecherischen Menschen gleichstellen, ja darüber hinaus — so entlarven Sie sich sehr, so erkenne ich Sie als das, was Sie sind."

„Als was?" fragte Theodor und trat auf ihn zu.

„Als einen gefährlichen Feind — als einen Menschen, der vielleicht selbst im Stande wäre, so eine That wie diese da zu begehen!" — indem er eine Hand auf die Zeitung legte und Theodor in die übermäßig glühenden Augen sah.

„Und wenn es so wäre?"

„So wär's ein nichtswürdiger Mensch, den ich verachten müßte — — und den man unschädlich machen sollte wie einen tollen Hund!" setzte er hinzu.

Theodor blickte ihn an, erwiederte nichts, trat dann an den Tisch und nahm die beiden Revolver in beide Hände. Sein Körper fing an zu beben, doch eine stille, furchtbare Entschlossenheit lag auf seinem Gesicht Er hielt dem Andern eine der Waffen hin. „Hier ist die Gelegenheit. mich unschädlich zu machen!" sagte er mit scheinbarer Ruhe. „Sie werden nicht so aus diesem Pavillon gehen! Sie werden nicht so aus diesem Pavillon gehen! Einen von uns muß es treffen — Sie oder mich."

Der Fremde nahm den Revolver in die Hand und blickte ihn an. ‚Sie sind geladen!" setzte Theodor wie zur Antwort hinzu. „Wählen Sie, welchen Sie wollen! Wählen Sie! — Krieg — Bürgerkrieg — Gut, mag der Bürgerkrieg zwischen uns Beiden seinen Anfang nehmen!", — Er lachte wild dazu auf. Dann trat er an's andere Ende des Pavillons zurück und winkte dem Fremden gebieterisch, das Gleiche zu thun.

„Ich schieße mich hier nicht!“ sagte dieser endlich, als er seine durch Theodor's Gebahren erschütterte Fassung wiedergewonnen hatte. „Hier nicht — und nicht ohne Zeugen! Das ist nicht Duell, sondern Mord.“

„Mord! Duell!“ rief Theodor mit wilder Betonung aus. „Unterscheiden Sie schon wieder so fein? Stellen Sie sich, wenn Sie ein Mann sind! Die Lampe da auf dem Tisch scheint hell genug — es gilt, Jemand unschädlich zu machen — Hier, hier, auf der Stelle sollen Sie jedes Ihrer Worte vertreten!“ —

Der Förster trat aus der Thür, die wachsenden Stimmen hatten ihn aufgestört. Durch das Lampenlicht in der dunklen Nacht geblendet sah er nicht sogleich, was sich im Pavillon zwischen den Beiden begab. Er hielt sich die Hand an die Augen und trat langsam heran. Da hört er den ersten Schuß. Gleich darauf den zweiten. Er denkt noch, es sei ein Scherz, doch eilt er schneller hinzu. Nun sieht er den Fremden am Boden, gegen einen Stuhl an der Wand, ein rascher Blutstrom fließt über ihn hin. Aufrecht ihm gegenüber, etwas näher getreten, steht Theodor da. Er hat des Andern Kugel an seinem Ohr vorbeischwirren gehört, — nun sieht er sein Opfer vor sich hingestreckt, und der Revolver fällt ihm aus der Hand.

Der Förster kniet neben dem Verwundeten nieder, sucht ihn aufzurichten, fragt ihn, wie es mit ihm stehe, fragt nach seinem Namen. Nach einer kurzen Anstrengung, sich zu erheben, sinkt der Andre zurück. Er erwiedert, es gehe ihm schlecht; er habe zur Hochzeit seiner Schwester reisen wollen, damit sei's nun vorbei. Man solle diese Schwester kommen lassen — — Er nennt ihren Namen, es ist der Name Sophien's. — Man solle sie kommen lassen, denn es liege ihm viel daran, sie noch einmal zu sehen, und ihm sei zu Muth, als könnte es bald zu spät sein.

Theodor hört dies Alles, wie erstarrt steht er da. Er hat Sophien's Bruder nicht erkannt; nun sieht er mit einem Blick, was geschehen ist. Er legt auf sich selber an, mit sich ein Ende zu machen. Doch er hat noch nicht abgedrückt, als der Alte, der sich wieder erhoben, ihm entsetzt in den Arm fällt und der knallende Schuß ihm nur in die Schulter fährt. Mit einem unwilligen Blick sieht er den Alten an, fühlt dann, wie ihm das Bewußtsein schwindet, und sinkt ohnmächtig neben Sophien's Bruder zusammen.

Ich übergehe die Stunden dieser schrecklichen Nacht, Sophien's Zustand, die durch einen reitenden Boten eiligst herbeigeholt ward, die allgemeine Verwirrung, die das Haus erfüllte. Der Arzt kam zuerst, durch denselben Boten aus der Stadt beschickt. Er fand die Wunde des Bruders hoffnungslos, so bewußt dieser auch dalag und das Geschehene mit voller, umständlicher Klarheit zu berichten vermochte.

Sobald der unglückliche Theodor zu sich gekommen war, ließ er sich's nicht nehmen, an das Bett des Andern zu gehen, sich mit herzerschütternder Leidenschaft anzuklagen, Himmel und Erde gegen sich anzurufen. Er wollte durchaus bei der Pflege des Verwundeten behülflich

sein; man wies ihn fort, seine eigne Wunde müsse geschont, geruht werden; er widersetzte sich jeder Mahnung und blieb. Erst als er Sophien's Wagen rollen hörte, die noch mitten in der Nacht sich aufgemacht, erhob er sich todtenbleich und ging still hinaus. Er verlangte fort; er dürfe nicht länger unter diesem Dach verweilen, das über ihm zusammenstürzen müsse. Man konnte nicht umhin, ihm zu willfahren. Gegen Morgen kam er nach der Stadt zurück, schon unterwegs von Fieberphantasien angefallen, die alles Dunkle, was er in sich trug, rastlos durcheinanderwälzten. Durch den Telegraphen ließ er seinen Bruder herbeirufen. Dieser kam und fand ihn im heftigsten Fieber, von einer Krankheit geschüttelt, die noch am Morgen ausgebrochen war. Es schien, als solle er in ihr das Ende finden, das er sich herbeiwünschte.

Was sage ich viel davon; — nach langen Wochen wohlthätiger Bewußtlosigkeit oder träumender Dämmerung fing er wider alles Erwarten zu genesen an, seine Jugendkraft trug den Sieg davon. Man hatte ihm bis dahin verhehlt, daß Sophien's Bruder schon an jenem Morgen verschieden war. Als er es endlich erfuhr, erfuhr er auch zugleich, daß die Preußen in Holstein eingerückt, daß er selbst zur hessischen Division einberufen, der Krieg nun besiegelt und beschlossen sei.

Man hatte bei der politischen Erregung jener Tage die Aufmerksamkeit der Welt von diesem Zweikampf abzulenken, eine Untersuchung zu vermeiden gewußt.

Ich lege hier die Feder aus der Hand, und überlasse es den letzten Briefen Theodor's, vom Ausgang seiner Geschicke zu sagen, was noch zu sagen ist.

„Bornheim, bei der hessischen Division, 24. Juni 1866.

„Sophie! O Sophie, der ich Glück und Leben geraubt habe! — Ich kann in diesen Kampf nicht gehen, in den ich mich stürze, um mein Ende zu finden, ohne ein Wort zu Dir, ohne Dir zu sagen — was unsagbar ist. Sophie — ich will Dir sagen: vergieb mir! und finde die Worte nicht! Wie kannst Du mir vergeben, wie ist es möglich? Ein doppelter Fluch liegt auf meiner Stirn, ein Kainszeichen ist mir eingebrannt — und Du, und Du — — und ich wollte Dich glücklich machen!

Könnt' ich Dir mein Leben — doch das ist nichts — könnt' ich Dir die Ruhe meines Grabes, nach der ich mich sehne, könnt' ich Dir all' das Glück der ewigen Stille dahingeben, um Dir diesen Raub wieder zurückzukaufen! — Es ist vorbei, es ist Alles umsonst. Ich liege hier und weine auf das Papier, weine wie ein Kind. Dahin haben mich meine Pläne geführt! — — Wenn Du in das Zimmer gehst, drin ich bei Euch wohnte, — im verschlossenen Schreibtisch findest Du einen alten Brief an Dich, und ein trauriges Blatt: lies da, was ich Dir nicht sagen kann. Wär' ich damals geflohen! — Doch wir wissen nicht, was mit uns geschieht, furchtbare Geister lenken unsere Schritte.

O Sophie — vergieb mir! Das ist der einzige Gedanke, den ich

noch fassen kann. Du, die ich so liebte! — — Ja, Du wirst mir vergeben, wenn ich sterbe; mit tausend Armen suche ich den Tod, auf tausend Kugeln kann er mich bald erfliegen. Krieg — deutscher Krieg! — Sie haben mich nun auch zu meiner Fahne gerufen, sie blasen uns zusammen wie zur großen Jagd — ich gehe mit den Andern in den Tag hinein und erwarte den für mich gegossenen Tod.

Es ist Alles Verhängniß — wir sind nichts, wir sind nichts! — Laß mich gehn, und in der letzten Stunde glauben, daß Du mir verziehen hast!"

„Am 4. Juli." (Am Tage nach der Schlacht von Königgrätz.)

„Mein geliebter Bruder! Es ist mir noch dumpf im Gehirn, doch ich muß Dir sagen — Dir, dem ich Alles gesagt habe, was ich in mir erlebt — wie mir nun, nach dieser Nachricht, zu Muth ist. Wenn dieser Brief zu Dir kommt, hast Du's längst gelesen, weißt Du Alles: das Unerwartete, das Unmögliche! Oesterreich am Boden — geschlagen die große Schlacht bei Chlum oder Königgrätz! oder wie sie nun heißen wird. Preußen wie ein Koloß in der Glorie, siegreich von Ort zu Ort, Böhmen, Norddeutschland zu seinen Füßen — und unsere Puppenkomödie hier im Reich, unser Zwergenkrieg — und hier Nichts, dort Alles — und ich, der ich wähnte, daß Hüben und Drüben sich gegeneinander vernichten, Alles untergehen werde — der ich darum tödten wollte — darum getödtet habe —

O Bruder! — Verflucht sei mein Geschick! Dämonen haben mich geäfft; ich sehe sie, triumphirend richten sie die Augen, die Geisterblicke auf mich. Sie haben sich von meinem Blut, von meinem Herzen genährt, nun lassen sie mir das Bewußtsein hier im öden Hirn, und den Untergang. Alle meine wilden Träume, alle meine Leiden und Verfinsterungen! D a r u m, nur d a r u m! Und nun unter den zusammenbrechenden Trümmern dieses „deutschen Reichs", dieses Puppenspiels ein ruhmloser Tod.

Gott, dunkler, wolkenverhüllter, unausdenkbarer Gott! Wer bin ich, und was hast Du mit mir gewollt? — Wir liegen noch schlafend in der Wiege da und schon ist das Loos über uns geworfen, unser ganzes Erbe von Vätern, Urvätern her uns in die ahnungslose Brust gelegt, man weckt uns nur, um diese dunkle Erbschaft anzutreten! Ich war, eh ich bin, und doch soll ich für jede That, die ich mich thun sehe, die ich an mir erlebe, verantwortlich sein! Es ist ein Widerspruch — wer den ausdenken kann! — Ich verwirre mich, da ich nur daran denke. Ich und Nichtich, Ewigkeit und Augenblick fließen mir ineinander — ich träume mich in den Tod, um es nicht mehr zu fühlen.

Tod — wär' er erst da! — Wir sollen jetzt aufbrechen nach Osten zu. Dort erwartet uns der Feind — der Feind, bei dem jetzt alle Kraft, alle Hoffnung ist — und im besten Fall eine tapfere Schmach. Hier Alles so klein, so kraftlos, so hoffnungslos! Wir werden untergehen, weil wir es verdienen. Lebe wohl, lebe wohl!"

„13. Juli Nachts, im großen Hauptquartier des Todes."

(Geschrieben von unbekannter Hand, von Theodor dictirt.)

„Es geht mir gut, lieber Bruder; ich sterbe! Der Arzt versichert mir's, und ich fühle, daß ich ihm glauben darf. Diesen Gruß wollt' ich Dir noch schicken! Wir haben uns heute gegen die Preußen versucht; Laufach, glaub' ich, nennen sie den Ort; eine preußische Kugel hat mich dort auf's Feld gelegt. Ich soll mich bereit machen, sagt der Arzt, noch auf heute Nacht. Gott sei Dank, ich bin bereit! Ich begehre nichts mehr, habe nichts zu bedenken.

Bald wird nun Friede sein — und dann, vielleicht, kommen bessere Zeiten! Mir ist, als sähe ich so ein Licht durch die Nacht. Es wird ein Riese sich aufrichten, wird seine Arme gebrauchen und eine Mauer, ein Dach aufführen, darunter sich wohnen läßt. Deutschland! Mein Vaterland! — Zeiten werden kommen, wo man Menschen meiner Art nicht mehr sehen, nicht mehr begreifen wird. Mögen sie kommen und mein Gedächtniß vernichten! —"

„An Sophie. Lebe wohl; — Du hast mir verziehen, hast mich's wissen lassen; — ich danke Dir noch, eh' ich sterbe! Giebt es irgendwo ein Glück, das Dir vergelten kann, was ich Dir gethan, so wird es kommen — laß mich's glauben, ich hoff' es. Deinen Ring, den ich damals behalten habe, nehm' ich mit in's Grab; laß ihn mir! Es ist nichts und doch Etwas. Segen über Dein Geschick, Sophie, und über Deutschlands Zukunft!

Vergieb mir Alles, vergieb mir! — Rastlos hab' ich gelebt, ruhig werde ich sterben Gute Nacht, gute Nacht!"

Drei Perlen.

Ein Wettersturm ist los mit hohlem Braus,
Da bricht der Räuber in des Juden Haus,
Er weiß den reichen Abraham im Weiten;
Am Sterbebett des theuren Knaben wacht
Frau Sarah noch und betet in der Nacht,
Der Busen athmet schwer, die Thränen gleiten.

Und finster tritt des Waldes Sohn herein:
„Verstumme, Weib, daß nicht die Streitaxt mein
Den Todesstreich nach Deinem Haupte führe!
Die Schlüssel gieb!“ Er mustert jeden Schrank,
Den Säckel trächtigt er mit Münzen blank,
Und späht, was fürder noch die Hand erküre.

Da faßt mit einem Mal ein tiefster Schmerz
Des wüsten Mannes gottverlass'nes Herz,
Verlöschen sieht er leis den holden Knaben;
Er spricht: „Drei Monde sind's, da starb mein Kind,
Die Mutter weinte sich die Augen blind,
Wir haben es im Eichenforst begraben;

„Verzweifelnd haben wir die Faust geballt,
Die Locken uns zerrauft, die Brust zerkrallt,
Wir lebten nur wie Du dem Einzigeinen;
Ich aber drohte Dir, Du zages Weib!
Verdorret ist die Frucht von Deinem Leib,
Doch wagst Du kaum im Leide still zu weinen?

„Beklage laut Dein frühverlornes Glück,
Doch nimm, was ich Dir raubte, voll zurück!“
Mit Freuden legt er nun die Beute nieder;
Vom Tische nimmt er nur ein schwarzes Brot;
„Das wehrt auf einen Tag der herben Noth.“
So stammelt sie: „Komm' alle Tage wieder!“

Nach seiner Wildniß flügelt er den Schritt,
Dort stöhnt das Räuberweib: „Was bringst Du mit?“
„„Der Perlen drei, das laß mich selig künden:
Den Engelsgruß von unserm süßen Lieb,
Ein ehrlich Brot, und einen heißen Trieb
— O, wär's noch Zeit — zu sühnen meine Sünden!““

Karl Beck

Die russische Fürstin ....off,

oder

wie man in der hohen Pariser Welt deutsche Literatur treibt.

Von **Ad. Ebeling.**

Eine neue Lection*).

Mit Jean Paul machte ich anfangs kein besonderes Glück bei meiner durchlauchtigen Schülerin, so sehr sie sich auch für meine damaligen Citate zu interessiren schien. Um sich nämlich schon im Voraus etwas au fait zu setzen und mich durch ihre völlige Ignoranz nicht allzu sehr zu betrüben, wie sie mir nachher gestand, hatte sich die Fürstin ohne mein Vorwissen einen Band von Jean Paul's Werken zu verschaffen gewußt und zufällig den „Titan" erhalten. Sie hatte auch muthig darin zu lesen angefangen, war aber nicht über die ersten drei, vier „Zykel" der ersten „Jobelperiode" hinausgekommen, und hatte alsdann das Buch mißgestimmt bei Seite gelegt. Ich wußte natürlich von nichts, bis mich die Frau Mama eines Morgens unter irgend einem Vorwande in's Gebet nahm, und zwar mit wirklich besorgter Miene.

„Meine Tochter", sagte sie, „ist seit einigen Tagen auffallend nachdenkend geworden, und ich glaube, dies Buch ist daran Schuld" (dabei hielt sie mir den bewußten Band entgegen); „sie hat gestern den ganzen Nachmittag darin gelesen, Notizen daraus gemacht, sich eine Encyclopädie kommen lassen, um darin nachzuschlagen und schließlich über Kopfschmerzen geklagt, weil es ihr ganz unmöglich sei, das Gelesene klar und richtig zu verstehen. Ich bitte Sie", setzte die Gräfin ängstlich hinzu, „machen Sie der fatalen Sache ein Ende, meine Tochter muß durchaus ihre Gesundheit in Acht nehmen und jede allzu anstrengende geistige Arbeit vermeiden."

Ich fiel, gelinde gesagt, aus den Wolken, denn so schmeichelhaft mir auch auf der einen Seite der literarische Eifer meiner Schülerin erschien, so verlegen machte er mich auf der anderen, weil er sich unglücklicher Weise auf einen so eigenthümlichen Gegenstand gerichtet hatte. Daß auch mir der „Titan" von jeher das vielleicht am wenigsten genießbare Werk Jean Pauls gewesen, namentlich als Damenlectüre, hütete ich mich wol zu sagen.

„Ich selbst", begann die Gräfin von Neuem, „habe etwas in dem Buche geblättert und darin zu lesen versucht, aber ich gestehe Ihnen aufrichtig, daß es mir ebenfalls nicht möglich gewesen ist, einer solchen Lectüre Geschmack abzugewinnen. Und dabei hat meine Tochter noch oben-

*) Der Beifall, welchen die frühern „Lectionen" gefunden, veranlaßt uns eine neue Serie derselben zu beginnen. Unsere bisherigen Leser nicht minder als die neuhinzugetretenen werden dem „Literatur-Professor der russischen Fürstin" dankbar sein für so manch' gewichtiges und anregendes Wort, welches er im Tone der leichtesten und gefälligsten Unterhaltung über deutsche Dichtung und Dichter zu sagen weiß.
Die Redaction des Salon.

ein immer die dunkelsten und unverständlichsten Stellen angestrichen und abgeschrieben, wahrscheinlich um Sie darüber zu consultiren. Sehen Sie z. B. nur diese eine gleich zu Anfang."

Ich nahm das Buch und bemerkte am Rande der incriminirten Seite sofort ein großes Bleistift-Fragezeichen, mit einigen scharfen Strichen darunter, die fast das Papier zerrissen hatten und die augenscheinlich von einem ungeduldigen Fingernagel herrührten. Ich las:

„Der electrische funkelnde Schoppe konnte das Katzenfell, der Fuchsschwanz, die Glasscheibe sein, die unsern aus Leiter und Nichtleiter gebauten Jüngling vollud; der Oberhofmeister konnte der Funkenzieher sein, der ihn mit seinen Franklin'schen Spitzen auslud."

Die Gräfin, noch dazu eine weit prosaischere und practischere Dame als ihre Tochter, sah mich lächelnd an und sagte nichts; sie schien im Gegentheil auf eine Antwort zu warten.

Nun kam ich erst recht in Noth, denn ich hätte weit ausholen und gewissermaßen erst einige physikalische Notizen über die Grundgesetze der Elektricität im Allgemeinen und über die Franklin'sche Theorie im Besondern vorausschicken müssen, um die seltsame Redefigur zu erklären und, die Hand auf's Herz, ich hätte es nicht einmal genügend gekonnt denn ich gedachte reuevoll der Zeiten, wo ich in Heidelberg die Eisenlohr'schen Vorlesungen über Physik fast immer geschwänzt, weil sie mit der Bischof'schen Botanik coincidirten, die ich schon deshalb vorzog, weil der Hörsaal im botanischen Garten lag und wir jedesmal ein hübsches Bouquet erhielten mit den Blumen, die der Professor gerade besprechen wollte. Ich beschränkte mich daher (in verlegenen Fällen ohnehin der beste Weg die Frauen zu gewinnen) der Gräfin Recht zu geben, mit dem Bemerken freilich, daß dies eben die originelle Manier Jean Paul's sei, an die man sich erst gewöhnen müsse, um an seinen Schriften Geschmack zu finden. „Man braucht nur die Seite umzuschlagen", setzte ich hinzu und war froh, dies zufällig gethan und eine derartige Stelle gefunden zu haben, „so wird man durch irgend einen schönen, gefühlvollen Satz versöhnt und erfreut." So grade hier!

„Hohe Natur! wenn wir Dich sehen und lieben, so lieben wir unsere Menschen wärmer, und wenn wir sie betrauern oder vergessen müssen, so bleibst Du bei uns und ruhest vor dem nassen Auge wie ein grünendes, abendrothes Gebirge."

„Très-bien" sagte die Gräfin, „das ist ein hübscher Gedanke, der an das Herz redet und den man ohne Weiteres verstehen kann; meine Tochter hätte besser gethan, sich derartige Stellen zu merken und die dunkeln, unverständlichen unberücksichtigt zu lassen."

„Gewiß, gnädige Frau, und ich füge noch hinzu, daß, wenn I. Durchlaucht mich vorher um Rath gefragt hätte, ich ganz entschieden ein anderes Buch von Jean Paul empfohlen haben würde; übrigens habe ich bereits das Gegenmittel in der Tasche, das uns für den „Titan" entschädigen soll." Bei diesen Worten zog ich ein kleines Bändchen hervor, das ich beim Fortgehen fürsorglich eingesteckt hatte, um wenigstens einen Tröster zur Hand zu haben, wenn ich mit Jean Paul ein

Fiasco erleben sollte: Immermann's „Tulifäntchen". Der Leser wird meiner Ansicht sein, daß sich wol kaum etwas Heterogeneres in unserer Literatur finden läßt, als diese beiden Bücher.

„Ein drolliger Titel", bemerkte die Gräfin, „auch meine ich, schon davon gehört zu haben. Ein Märchen vermuthlich und amüsant, sagen Sie?"

„Ein Märchen, aber eigentlich mehr für große Kinder, denn die kleine Geschichte hat einen geistreichen Hintergrund, voll feiner Satyre; ich bin sicher, daß es J. Durchlaucht gefallen wird."

„O, dann kommen Sie und lassen wir den „Titan" nur zurück; Sie können Jean Paul ja später wieder vornehmen, wenn meine Tochter ganz gesund ist." Und damit gingen wir zur Fürstin hinüber.

„Mama, Ihr kommt zu früh!" rief uns die hohe Dame lebhaft entgegen, „ich habe doch Carlo gesagt, Euch zu bitten, etwas zu warten, bis ich mit Monsieur Allard fertig sein würde."

„Das wol, liebes Kind", entgegnete die Gräfin, „aber ich war neugierig und wollte etwas von den schönen Sachen sehen, die Du aussuchst; und unser Professor kennt ja längst Deine kleinen Schwächen." Ich verbeugte mich pflichtschuldigst, indem ich J. Durchlaucht bat, sich doch um Alles in der Welt nicht stören zu lassen, und kann hier zugleich die Gelegenheit benutzen, den Leser mit Monsieur Allard bekannt zu machen.

In Paris selbst wäre dies überflüssig und gewissermaßen ein Verstoß gegen den guten Ton, denn wer in der vornehmen Welt kennte dort nicht Allard, den berühmten Spazierstock-, Reitpeitschen- und Sonnenschirm-Händler vom Boulevard des Italiens. Ein echter Jonc von Allard mit goldenem Knopf (für die Kleinigkeit von sechs bis acht Napoleons hat man schon einen recht hübschen) gehört unbedingt zu der Toilette eines jeden Mannes von Stande, und ebenso für jede Dame von Distinction ein Sonnenschirm aus seinem Magazin, oder doch wenigstens der künstlich geschnitzte Stiel mit dem Griff aus Elfenbein, Perlmutter, oder irgend einem kostbaren Holz aus Brasilien oder Ostindien. Das kleine verschlungene goldene A., das Fabrikzeichen des Hauses, verbürgt alsdann dem Kenner die Echtheit des Artikels. Dabei ist Allard selbst ein Gentleman von feinen Manieren, der sehr gut für einen Gesandtschaftsattaché passiren könnte; er fährt in einem eleganten Coupé umher und erscheint in eigener Person auch nur bei den vornehmsten Kunden.

Er hatte bereits eine Menge seiner Kostbarkeiten aus kleinen zierlichen Kästchen und dem umhüllenden Seidenpapier herausgenommen und vor der Fürstin ausgebreitet; wahre Cabinetsstücke an kunstvoller Arbeit, überdies das Allerneueste, das erst seit wenigen Tagen in seinen Ateliers fertig geworden und in seinem Laden noch nicht den Blicken des profanum vulgus ausgestellt gewesen; die Fürstin bewunderte und wählte hin und her, sie fand natürlich immer einen Griff schöner als den andern und konnte sich nicht entscheiden. Wir wurden, wie schon so oft bei ähnlichen Gelegenheiten, zu Rathe gezogen und die Frau Mama fand endlich nach langem Suchen einen kleinen geflügelten Amor aus Elfen-

bein mit Rosenguirlanden; eines Benvenuto Cellini würdig. „Einen ähnlichen", sagte Allard nicht ohne stolzes Selbstgefühl, „hatte ich vor einigen Tagen die Ehre, der Kaiserin zu verkaufen; Ihre Majestät wollte ihn der jungen Marschallin Pelissier zum Geschenk machen." Auf einem grünen Cartonblättchen, das der Amor an einem Faden um den Hals trug, stand die Ziffer 350. Ein theurer Liebesgott! Ich dachte an die Scene im „Siebenkäs", wie ihm eines Abends der Schulrath Stiefel einen Besuch macht und zu seinem Schrecken gewahrt, daß er seinen Schnupftabak vergessen hat. Unbefangen bittet er Lenette, ihm welchen zu besorgen und der Armenadvocat fügt schelmisch bei: „Lass' auch Bier mit holen, Beste", (es war kein Groschen im Hause). Die arme Frau geht in die Kammer, und Siebenkäs, der unterdessen mit dem Schulrath an das Fenster getreten ist, hört deutlich, wie sie dort den metallenen Mörser, der schon am Morgen die Ursache zu einem leisen Zwist gegeben hatte, weil er ihn versetzen und sie ihn behalten wollte, in ihre Schürze legt, um ihn der alten Sabel zu bringen, die all sein Gut hausiren trug; — „und nach einer guten halben Stunde kommt Tabak, Bier, Geld und Freude in die Stube."

Jene Siebenkäsische Stube, die bekanntlich Jean Paul nach seiner eigenen geschildert hat, in welcher er die ersten und zwar die harten Jahre seiner schriftstellerischen Laufbahn verbrachte, und dieser fürstliche Salon! . . . „Die Gräfin Walewska", fuhr Allard fort, „hat einen Korallengriff bestellt und mir das Stück selbst dazu geliefert, das sie in Neapel von einem Fischer gekauft hat, blaßroth und von einer Größe, wie man es nur in Museen findet." — Das erlöste Geld für den Mörser (der freundliche Leser wolle mir diese Gedankensprünge zugute halten) reichte für den ganzen nächsten Tag, natürlich mit der nöthigen Sparsamkeit, aber bald darauf ist glücklicherweise das große Vogelschießen, wo Siebenkäs König wird und dadurch „ein Mann, der, die Spesen abgerechnet, baare vierzig Gulden jede Stunde auf den Tisch legen kann", die er aber seiner Lenette für die Haushaltung gibt, wobei er sie nur vor den Gefahren eines großen Reichthums warnt.

Die Gräfin wurde abgerufen, sagte aber im Fortgehen zu Allard, daß sie den Amor für 350 Franken etwas theuer fände, was dieser, der für dergleichen bürgerliche Bemerkungen nur ein halbes Ohr zu haben schien, mit einem lächelnden Achselzucken beantwortete, und nun wandte sich die Fürstin an mich mit den Worten: „Aber Sie sind ja heute ganz stumm, und ich habe Sie doch ebenfalls um Ihre Meinung gebeten. Gefällt Ihnen der Amor nicht?"

„Der Amor ist als solcher unvergleichlich, Durchlaucht", erwiederte ich, „und da ich ihn nicht bezahlen soll, so will ich auch den hohen Preis unberücksichtigt lassen. Ich dachte nur zufällig an etwas Anderes, und zwar an die Commission, die Sie mir vorgestern wegen des bewußten Packetes gegeben haben." Da wir Deutsch redeten, so konnte uns Allard nicht verstehen.

„Ach, ich weiß, was Sie meinen", rief die Fürstin schnell, „das

Packet der schwarzen Frau, nicht wahr?“ Und urplötzlich, wie wenn sie auf ganz andere Gedanken gekommen wäre, packte sie die ausgekramten Allard'schen Herrlichkeiten, noch dazu ziemlich unsanft, zusammen und sagte in einem Tone, wie ihn wol eine russische Herrin gegen ihre Leibeigenen anstimmen mag, zu dem ehrerbietig Wartenden: „Monsieur, Sie können gehen, Ihre Sachen gefallen mir nicht, auch finde ich sie viel zu theuer, viel zu theuer; nehmen Sie Alles wieder mit, ich werde später sehen, ob ich etwas nöthig habe, heute brauche ich nichts, gar nichts.“

Der arme Monsieur Allard war so betreten ob dieser seltsamen und so unerklärlichen Wandlung, daß er kaum das verlegene Wort herausstottern konnte: „Princesse“, doch die Fürstin (ich hatte sie noch nie so gesehen) machte eine majestätische Handbewegung gegen die Thür hin, und dem Spazierstock-, Reitpeitschen- und Sonnenschirmhändler blieb nichts übrig, als sich schleunigst mit seinen Siebensachen zurückzuziehen. Er hatte Gottlob noch so viel Geistesgegenwart, sich vor der Dame zu verbeugen, mir aber warf er im Fortgehen einen Blick zu, der deutlich zu verstehen gab, daß es mir für mein ganzes zukünftiges Leben nicht wünschenswerth sein dürfte, diesem Manne an irgend einer abgelegenen Waldesstelle um Mitternacht allein zu begegnen, denn auch die Allard'schen Stockdegen sind sehr berühmt.

Kaum war die Thür wieder geschlossen, als mir die Fürstin zurief: „Sie sehen, ich füge mich, denn ich habe Sie recht gut verstanden; viel unnützes Geld für dergleichen Bagatellen, die ich im Grunde gar nicht nöthig habe. Nicht wahr, das dachten Sie?“

„Ich dachte nichts, Durchlaucht“, entgegnete ich, „und würde mir außerdem gewiß niemals erlauben . . .“

„Tant mieux! so habe ich es für Sie gedacht, und ich hoffe, Sie sind mit mir zufrieden. Aber was für Nachrichten bringen Sie mir von der schwarzen Frau?“

„Dank und Segenswünsche in Fülle, Durchlaucht, für Sie selbst, für Ihr ganzes Haus und für alle Ewigkeit. Die arme, unglückliche Mutter, die es aber jetzt durch Ihre großmüthige Hülfe nicht mehr ist, wird noch diesen Abend mit ihren Kindern nach Bordeaux zurückreisen, und was sie mir Alles aufgetragen hat, Ihnen zu sagen, können Sie sich leicht denken. Das bewußte Packet habe ich wieder mitgebracht und der Kammerfrau übergeben.“

„Ich kann also jetzt die Robe ohne schwere Gewissensscrupel tragen“, sagte die Fürstin lächelnd, „und werde sie schon morgen anziehen.“

„Das konnten Sie auch bereits früher, gnädigste Frau, aber in meinen Augen ist sie jetzt ein wahrer Fürstenmantel geworden, den ich gern mit Hermelin besetzen möchte.“

Die Gräfin trat wieder in das Zimmer und „chut!“ rief mir die Fürstin leise zu und legte den Finger an die Lippen, „verrathen Sie nichts, die Sache soll ein Geheimniß bleiben zwischen uns. Mama“, wandte sie sich alsdann zu ihrer Mutter, „gib mir einen Kuß, ich bin heute Morgen sehr vergnügt.“

„Hast Du denn den Amor behalten, Kind?“ fragte die Gräfin, indem sie ihre Tochter auf die Stirn küßte, „oder willst Du lieber auch einen Korallengriff haben, wie die Gräfin Walewska?“

„Weder den einen noch den andern, Mama, sie sind wirklich zu theuer; und dann sind wir ja mitten im Winter, wer denkt da an Sonnenschirme?“

„Wie Du willst“, entgegnete die Mutter, „ich habe nur Monsieur Allard kommen lassen, weil Du gestern davon sprachst.“ Damit war die an sich unbedeutende Sache abgethan, die Gräfin zog einige Briefe hervor und die Damen redeten russisch mit einander „Wir sagen nichts Schlechtes von Ihnen“, wandte sich die Gräfin scherzend zu mir, „es handelt sich um Geschäfte in Rußland, die Sie nicht interessiren würden, denn sie sind sehr langweilig.“

Ich benutze hier die kleine Pause, ehe ich meine Vorlesung beginne, um den Leser kurz über das bewußte Packet aufzuklären. Die Fürstin hatte nämlich die schwarze Frau kommen und sich von ihr selbst ihre ganze traurige Geschichte erzählen lassen, ihr darauf ein beträchtliches Geldgeschenk gegeben, mit der Weisung, sich an mich zu wenden, wenn sie später noch etwas bedürfe. Beim Fortgehen mußte ihr die kümmerliche Toilette der Unglücklichen aufgefallen sein, und um auch in dieser Beziehung etwas zu thun, verfiel sie auf den naiven Gedanken, ihr die zweite Caschmirrobe zu geben, von der sie schon gegen mich geäußert hatte, daß sie dieselbe doch nie tragen würde. Sie klingelt ihrem Kammermädchen und verlangt die Robe, Madame sei eine Näherin, die etwas daran ändern solle. Die arme Frau ist ganz bestürzt über das prächtige Kleid und will es nicht annehmen, aber die Fürstin redet ihr zu und bemerkt noch, sie könne es ja verkaufen, wenn sie es nicht für sich selbst behalten wolle. Da fügt sich die Arme und nimmt den Schatz mit nach Hause. Am Abend jenes Tages ging ich zu ihr, um mich nach dem Resultat des Besuches zu erkundigen. Ich fand dort zu meinem Erstaunen die Robe, aber auch zugleich eine Frau aus der Nachbarschaft, eine Kleiderhändlerin, d. h. eine von den sogenannten marchandes à la toilette, alte Weiber, die man in Paris überall antrifft und die von Gelegenheitskäufen und ähnlichen zweideutigen Geschäften leben. Diese, die den Schatz sehr wohl erkannte, aber deutlich zu verstehen gab, daß sie die Erzählung von dem fürstlichen Geschenk für eine Fabel hielt, zeigte sich wol bereit das Kleid zu kaufen, jedoch nur, um der jetzigen Besitzerin, wie sie sagte, aus der Verlegenheit zu helfen; getragen sei es ohnehin schon, modern sei es auch nicht, und was des Geschwätzes mehr war, kurz sie bot achtzig Franken und schließlich hundert, als ein Alleräußerstes. Glücklicherweise kam ich gerade hinzu, erfuhr mit zwei Worten den Sachverhalt und vereitelte den unsaubern Handel, indem ich die Alte fortschickte. Am nächsten Morgen erzählte ich diese Scene der Fürstin, die in derselben Naivetät, mit welcher sie Tags zuvor die Robe fortgegeben, jetzt erklärte, sie zurückkaufen zu wollen, darauf die Rechnung des Lieferanten hervorsuchte und mir den Betrag, 875 Franken einhändigte. Die Freude der

armen Frau läßt sich schwer beschreiben und ich werde den Moment nie vergessen, wo sie unter Thränen ausrief: „Wie ist es möglich, daß man so viel Gutes auf einmal thun kann, nun ist mir ja für mein ganzes Leben geholfen!“ und in derselben Stunde machte sie Anstalt, mit ihren Kindern in ihre Heimat zurückzukehren. War ich also nicht berechtigt, lieber Leser, dem Caschmirkleide einen Hermlinbesatz zu wünschen? —

„Doch jetzt zu unserer Lection“, sagte die Fürstin, nachdem uns die Gräfin verlassen hatte, „ich muß Sie ohnehin wegen der vielen Störungen um Entschuldigung bitten.“

„Dieselben kamen vielleicht ganz gelegen“, entgegnete ich etwas kleinlaut, „wenigstens in Bezug auf Jean Paul, der wol am besten thut, es wie Monsieur Allard zu machen und sich ebenfalls zurückzuziehen.“

„Allard und Jean Paul“, wiederholte die Fürstin lachend, „ich verstehe Sie nicht, wie meinen Sie das? „Und nun erwähnte ich das obige Gespräch mit der Gräfin, indem ich mein Bedauern aussprach, zu der kopfzerbrechenden Lectüre des „Titan“ die Veranlassung gegeben zu haben; „aber ganz unschuldiger Weise, Durchlaucht, und Sie brauchen nur zu befehlen, so spreche ich den Namen des schlimmen Autors nie wieder vor Ihnen aus.“

„O nein, o nein, Monsieur! Sie müssen mir im Gegentheil noch recht viel von ihm erzählen. Meine Mama ist entschieden zu weit gegangen, und von meiner Seite war es sehr verkehrt, ihr die unverständlichen Stellen zu zeigen und sie um eine Erklärung derselben zu bitten.“

Ich malte mir in Gedanken die Scene aus, wo die beiden Damen über den „funkelnden Schoppe als Katzenfell, Fuchsschwanz und Glasscheibe“ nachdachten und endlich kopfschüttelnd zu einander sagten: „ich verstehe kein Wort davon, und Du?“

„Ich erinnere mich“, begann die Fürstin von Neuem, „daß Sie mir gesagt, Jean Paul habe bei der deutschen Frauenwelt so große Erfolge gehabt und er sei überhaupt eine Zeit lang in Deutschland so beliebt gewesen, daß er selbst Schiller und Goethe in den Schatten stellte; natürlich wünsche ich schon deshalb noch Einiges von ihm zu hören, und es wird Ihnen gewiß nicht schwer werden, mir irgend etwas Interessantes von ihm zu erzählen.“

Ich merkte wol, was die Fürstin mit dem Worte „interessant“ sagen wollte und hätte daher am liebsten gleich mit der alten Rollwenzel angefangen, jener guten, ehrlichen Frau, die dicht vor Baireuth ein kleines Landhäuschen bewohnte, in dessen oberem Stockwerk, mit einer herrlichen Aussicht auf das Fichtelgebirge, sich Jean Paul ein Zimmer zum Arbeiten eingerichtet hatte, das die freundliche Wirthin noch viele Jahre nach seinem Tode den Reisenden bereitwillig zeigte, mit dem Rohrstuhl, auf welchem er gesessen und dem Nußbaumtisch, an welchem er geschrieben, sogar mit dem Wasserglase, das sie ihm jeden Morgen mit frischen Blumen füllte; — aber ich wollte doch etwas literarischer zu Werke gehen und wenigstens vorher eine flüchtige Charakteristik des bedeutenden Mannes geben, den ich schon oft den größten Dichter aller

Zeiten habe nennen hören, obwol er nie ein Gedicht gemacht; eine Aeußerung, die ich übrigens hier nur citire, ohne sie zu unterschreiben. So begann ich denn:

„Jean Paul ist vielleicht von allen Schriftstellern am schwierigsten zu verstehen und ein kurzes Gesammturtheil über seine Leistungen ist kaum möglich. Streng ästhetische Kritiker werfen ihm mit Recht den Mangel an künstlerischer Form vor, so daß in dieser Beziehung vielleicht nicht ein einziges seiner Werke den Stempel der Vollendung trägt. Fast alle seine Figuren sind unklar und verschwommen und mit sehr wenigen Ausnahmen hat er eigentliche Charaktere nicht geschaffen. Seine Gelehrsamkeit ist vielumfassend und seine Belesenheit ist geradezu eine beispiellose, aber beide, die doch gewöhnlich dem Schriftsteller vortrefflich zu Statten kommen und ihm seine Aufgabe wesentlich erleichtern, spielen ihm manchen schlimmen Streich und erschweren ihm die Arbeit, denn er wird gewissermaßen von ihrer Last erdrückt und um Alles zu sagen und anzubringen, was er weiß, geräth er vom Hundertsten in's Tausendste und ermattet und ängstet den Leser, der alsbald in dem wüsten Durcheinander den Faden verliert und schließlich das Buch betäubt und unbefriedigt aus der Hand legt.“ („Wie ich den Titan“, unterbrach mich die Fürstin.)

„Ganz recht, Durchlaucht“, entgegnete ich, „aber zugleich Pardon, denn das ist nur die eine und zwar die Schattenseite des Autors. Die andere, die Lichtseite, ist diese: Ueber jenen Nebeln, die auch nur die Ebene und die Thäler durchziehen, steht eine herrliche, strahlende Sonne, die alle Höhen vergoldet und die ein prächtiges Morgenfeuer über den ganzen weiten Himmel wirft; denn wie, um sein eigenes Bild zu gebrauchen, jede Abendröthe zugleich für die andere Erdhälfte eine Morgenröthe ist, so zeigt er uns in den Purpurflammen stets die Aurora einer höheren, bessern Welt. Und nun sein edles, köstliches Herz voll kindlicher, treuer Liebe, der Adel seiner Gesinnung, sein Haß gegen das Niedere und Gemeine, sein tiefes Gefühl für alles Reinmenschliche, seine erhabene Wehmuth und sein unerschütterlicher Gottesglaube. Hierzu kommt noch, außer einem sprudelnden Witz und einer unübertrefflichen Komik, der echte Humor, diese seltenste und mithin kostbarste Eigenschaft eines Schriftstellers, die dem Kleinsten und Geringsten eine interessante und dem scheinbar Trivialsten eine rührende und anziehende Seite abzugewinnen weiß, Ernst und Scherz, Freude und Trauer bunt, aber gefällig durcheinander mischt, ähnlich wie Rubens, der mit einem einzigen Pinselstrich einen lachenden Engel in einen weinenden und umgekehrt verwandelte. Deshalb hat auch einer seiner Biographen ganz Recht, wenn er sagt, daß, um sich an den Jean Paul'schen Schöpfungen wahrhaft und dauernd zu erfreuen, man den ganzen Jean Paul hinnehmen müsse, so wie er ist, mit seinen Eigenthümlichkeiten und Mängeln, ja mit seinen Irrthümern und Schwächen.

Er selbst weist oft darauf hin und gesteht dies in seiner originellen Manier:

„Vergebt mir, wenn ich, da an den Wagen meiner Psyche so verschiedene Pferde angeschirret sind, Engländer, Polacken, Rosinanten, sogar Steckenpferde, wenn ich im Bündel so vieler Zügel für einen Marstall zuweilen fehlgreife oder ermatte . . ."

und an einer andern Stelle:

„Ich konnte nie mehr als drei Wege, glücklicher (nicht glücklich) zu werden, auskundschaften. Der erste, der in die Höhe geht, ist: so weit über das Gewölke des Lebens hinauszudringen, daß man die ganze äußere Welt mit ihren Wolfsgruben, Beinhäusern und Gewitterableitern von weitem unter seinen Füßen nur wie ein eingeschrumpftes Kindergärtchen liegen sieht. Der zweite ist: gerade herabzufallen in's Gärtchen und da sich so einheimisch in eine Furche einzunisten, daß, wenn man aus seinem warmen Lerchenneste heraussieht, man ebenfalls keine Wolfsgruben, Beinhäuser und Stangen erblickt, sondern nur Aehren, deren jede für den Nestvogel ein Baum und ein Sonnen- und Regenschirm ist. Der dritte endlich, den ich für den schwersten und klügsten halte, ist der: mit den beiden andern zu wechseln."

Ich reichte der Fürstin die beiden Zettel, auf die ich diese Excerpte gemacht und bemerkte, daß ich darin dem Verfasser nachgeahmt, der bekanntlich von frühester Jugend an stets mit der Feder in der Hand gelesen und Alles, was ihm interessant schien, auf kleine Zettel geschrieben, die er alsdann in verschiedene Kasten legte und für eine spätere Verwendung aufbewahrte. Wenn er nun anfing, ein Buch zu machen, so öffnete er, wie er selbst uns dies sehr drollig erzählt, den einen oder andern Kasten auf's Gerathewol, nahm ein paar Hände voll heraus, durchging sie und begann dann zu componiren. Dies erklärt auch das scheinbare Durcheinander, weil der rothe Faden, der alle diese heterogenen Dinge verbindet, oft so fein ausgesponnen ist, daß ein ungeübtes Auge Mühe hat, ihn zu entdecken. Die Zettelkasten Jean Paul's sind so zu sagen sein zweites Ich."

„Höchst sonderbar", bemerkte die Fürstin, „aber ich begreife jetzt sehr gut das seltsame Allerlei, das man fast auf jeder Seite findet ..." „und das zuerst abschreckt", setzte ich schnell hinzu, „bis man sich daran gewöhnt und damit befreundet hat."

„Kein Schriftsteller", fuhr ich fort, „bedarf daher so sehr der Auswahl wie Jean Paul, und drei, vier seiner Bücher genügen, uns ein vollständiges Bild seiner zahlreichen Werke zu geben, vorzüglich wenn es sich darum handelt, den Damen diese Lectüre zu empfehlen."

„Und das ist ja gerade unser Fall", sagte die Fürstin und reichte mir das rothe Notizbuch hin, mit der Bitte, die betreffenden Titel hineinzuschreiben. Als ich dies gethan, las sie neugierig und nicht ohne sich zu unterbrechen, denn die Titel schienen ihr sehr komisch vorzukommen: „Ehestand, Tod und Hochzeit des Armenadvocaten Siebenkäs im Reichsmarktflecken Kuhschnappel. Ein treues Dornenstück." — „Leben des Quintus Fixlein, aus fünfzehn Zettelkasten gezogen." — „Flegeljahre. Eine Biographie." — und viertens: „Doctor Katzenberger's Badereise." — Nachdem sie gelesen, wiederholte sie noch einmal kopfschüttelnd die Namen Siebenkäs, Quintus Fixlein, Katzenberger, und bat mich dann, ihr die Bücher zu bestellen. „So seltsam mir das Alles auch vorkommt", fügte sie hinzu, „so verspreche ich Ihnen doch, die Bücher zu lesen. Aber Sie

haben gewiß noch sonst einige Citate mitgebracht, die Sie mir nicht vorenthalten dürfen." — „Ich hätte sie leicht zu hunderten", entgegnete ich, „aber für heute lassen wir das alte Wort gelten: Aller guten Dinge sind drei; und zog aus der Tasche, meinem Zettelkasten, ein neues Papierchen, „nur müssen Sie mir erlauben, gnädigste Frau, Ihnen auch nachher die Erklärung vorzulesen, die ich eigens für Sie zu besserem Verständniß dazu geschrieben habe."

„Gewiß, gewiß, und um so besser; ich bin ganz Ohr."

Darauf las ich:

„Wunsch an meine Freunde:

„Ich wünsche Euch einen kalten, aber blauen Morgen des Lebens, worin keine Blume zugeschlossen bleibt — gegen zehn Uhr hin eine Wolke voll warmer Regentropfen — in der Mittagshitze einen Seewind — Nachmittags die Sieste des Lebens — und Abends, und Abends kein Gewitter, sondern eine sanfte Sonne und ein langes Abendroth hinter Nachtviolen, und irgend Jemand in der Finsterniß . . ."

Ich wollte weiter lesen, als die Thür sich leise öffnete und die Gräfin erschien. Sie blieb aber auf der Schwelle stehen und winkte mir, mich nicht stören zu lassen, so daß ich fortfuhr: „Jean Paul vergleicht hier das Menschenleben mit einem Sommertage und die erste Kindheit mit dem frühen Sommermorgen; er wünscht diesen Morgen zunächst kalt, wol um anzudeuten, daß ein materiell allzu günstiges Geschick einen verweichlichenden Einfluß auf die Entwicklung des Kindes ausüben könnte, aber er wünscht ihn nicht trübe, sondern blau, also die nöthige Glückssonne verbürgend, die sämmtliche in der Kindesseele schlummernden Keime wie Blumen hervorrufen wird. Am jugendlichen Himmel (gegen zehn Uhr hin) werden die Wolken nicht ausbleiben, aber wie ein warmer Regen die Fluren erquickt und neubelebt, so werden sie zur Läuterung und Veredlung des Herzens dienen. Wenn alsdann in reiferen Jahren (in der Mittagshitze) der Ernst und die Sorge des Tages ihr gebieterisches Recht fordern, so möge das Leben gleich einem kühlenden Seewind auch seine heiteren und genußreichen Seiten entfalten und solchergestalt sanft hinüberleiten in die Ruhe (die Nachmittagssiesta) des späteren Alters. Und so mag denn der Abend kommen, aber ohne Gewitter, d. h. ohne herbe Schicksalsschläge und ohne Trauer und Noth, sondern als das friedliche Vollenden eines gesegneten Wirkens im Kreise der Lieben, damit, wenn endlich die Trennungs-, die Todesstunde schlägt (die Finsterniß), eine befreundete, theure Hand den letzten Abschiedsdruck empfange, sanft das gebrochene Auge schließe und einen Blumenkranz auf die Gruft lege. — So etwa, gnädigste Frau, meine ich, wäre das obige Citat zu erklären." Ein zartes „Bravo, bravo!" ertönte hinter mir, als ich geendigt hatte, und von mehr als einer Stimme; ich drehte mich hastig um und gewahrte ganz erstaunt neben der Gräfin noch zwei andere Damen, die unbemerkt hereingetreten waren, um zuzuhören. „Durchlaucht", sagte ich leise, „das ist gegen die Abrede und wenn ich gewußt hätte . . ."

„Wie so?" unterbrach mich die Fürstin, „Sie wollen doch nicht

sagen, daß wenn Sie gewußt, daß sich das Auditorium vergrößerte, Sie nicht fortgefahren hätten? Das wäre nicht hübsch gewesen. Im Gegentheil, ich rechne auf Ihren Dank, Ihnen zwei neue liebenswürdige und lernbegierige Schülerinnen zuzuführen. Meine Tante, fügte sie hinzu, als die Damen näher traten, „die Fürstin T. und ihre Nichte, meine Freundin, die Prinzessin Olga.“ Ich verneigte mich. Wie einst Talma vor einem Parterre von Königen gespielt, so hatte ich vor einem Salon von Fürstinnen gelesen. Mein alter Oheim, der mir, wie sich der Leser erinnert, in Bezug auf Paris eine so ungünstige Prognose gestellt, konnte zufrieden sein.

„Das Ganze ist eine kleine Verschwörung“, nahm die Gräfin, gegen mich gewendet, das Wort, „aber wenn ich es Ihnen mittheile, werden Sie nicht den Muth haben, die Verschworenen zu verdammen.“

„Das thue ich schon jetzt nicht, gnädigste Frau“, erwiderte ich schnell, „mich macht nur die unerwartete große Ehre verlegen.“

„Sie spotten vielleicht, aber gleichviel; hören Sie wenigstens: meine Tochter hat schon oft den beiden Damen von Ihren deutschen Stunden erzählt, so daß diese begreiflich sehr neugierig wurden und mich baten, sie an einer Vorlesung theilnehmen zu lassen. Das konnte ich nicht wol ohne Ihre specielle Erlaubniß, cher Monsieur“ . . . „und jetzt kommen wir selbst“, fügte die Fürstin T. in wolklingendem Deutsch hinzu, „Sie um diese Erlaubniß zu bitten.“ Die kleine Prinzessin Olga sagte nichts, sondern machte sich mit einem prächtigen blaßrothen Kakadu zu schaffen, von dem ich nicht einmal weiß, ob ich ihn dem Leser bereits vorgestellt habe, obwol er mich schon oft genug mitten in einem schönen Verse unterbrochen hatte.

„Durchlaucht“, sagte ich zur Fürstin T., um doch etwas zu sagen, „ich höre es an Ihrer Sprache, daß Sie so gut Deutsch können, um gewiß keiner Lectionen mehr zu bedürfen.“

„Das wol, aber eben deswegen werde ich um so besser von einer Ihrer Vorlesungen profitiren, und hier von meiner Freundin Olga gilt dasselbe. Meine Schwägerin hat uns bereits von einem hübschen Buch gesprochen, das Sie mitgebracht haben, ein Märchen, nicht wahr?“

„Tulifäntchen von Immermann, gnädigste Frau“, antwortete ich.

„Was ist das?“ rief die Fürstin . . . off, die ich der Unterscheidung wegen jetzt meine Fürstin nennen will, „Sie haben ein neues Buch mitgebracht und mir nichts davon gesagt? Noch dazu ein Märchen. Sie wissen doch, wie mich damals die bezauberte Rose amüsirt hat“

„Ich wollte Sie damit überraschen, Durchlaucht, und würde schon heute die Lectüre begonnen haben, wenn Sie selbst nicht eine Fortsetzung aus Jean Paul verlangt hätten.“

„Jean Paul ist gewiß ein großer Mann“, entgegnete meine Fürstin mit möglichstem Ernst, „und ich habe die feste Absicht, mich noch mehr mit ihm zu beschäftigen; aber aufrichtig gestanden, ein kleines Märchen wäre mir zur Abwechslung nicht unwillkommen“

„Für heute“, unterbrach uns die Gräfin, „würde es indeß wol zu

spät sein, das Frühstück ist servirt, Carlo hat es schon zweimal gemeldet."

Ich wurde gebeten zu bleiben und wir gingen in den Speisesaal.

„Da ich einiges Verdienst (um doch noch einmal Jean Paul zu citiren) dieser Geschichte darein setze, daß ich aus ihr nur Ereignisse von allgemeiner Wichtigkeit aushebe und mittheile" . . . so will ich, bevor ich heute vom Leser Abschied nehme, ihm noch schnell erzählen, daß auf der Tafel eine Wachtelpastete aus Chartres paradirte, die wol eine kurze Erwähnung verdient. Eine solche Pastete (mancher meiner Leser hat vielleicht noch nie im Leben eine gesehen und noch weniger gegessen) ist ein wahres gastronomisches Kunstwerk, und wenn ich auch nicht denke, wie der heidnische Baron Brisse (z. B. der größte Gourmet und Gourmand von Paris und für Saucen und Ragouts eine unbestrittene Autorität) der behauptet, man müsse vor ihr niederknieen, bevor man sie öffnet, so will ich doch gern gestehen, daß ich in gehobener Stimmung mein bescheiden Theil davon verzehrte. Unangeschnitten, so wie sie aus ihrer Originalverpackung, einer flachen mit Seidenpapierschnitzeln gefüllten und vierfach versiegelten Schachtel, herauskommt, gleicht sie seltsamer Weise einem Rückenkissen, und wenn man den Deckel abhebt, liegt jedes Vögelchen, dem eine geschickte Hand Kopf, Füßchen und alle übrigen Knochen genommen hat, von einer krystallklaren dünnen Fetthülle umgeben, in einem kleinen Bette von Farce sehr einladend da. Kommt nun noch ein Glas Haut Sauterne 62er Ausbruch hinzu, über das nichts in der Welt geht, als höchstens die ganze Flasche, so ist das fürstliche Frühstück da, das hier diesen Namen gar in doppelter Hinsicht verdiente. Ach, wir sind doch arme Weltkinder, die mitleidig die Achseln zucken über dergleichen materielle Lappalien, aber doch ungenirt mitessen und mittrinken, wenn wir eingeladen werden!

„Du sitzest hinter Deinem Nähkissen, Lenette", sagt Siebenkäs zu seiner Frau, nachdem sie ihm und sich vorgelegt hatte — jeder Person zwei Eier — „und kannst nicht sehen, daß die Menschen toll sind und schon Kaffee, Thee, Chocolade aus besonderen Tassen, Früchte, Salate und Heringe von eigenen Tellern, und Hasen, Fische und Vögel aus eigenen Schüsseln verspeisen, und wär' ich ein Kronprinz, so dürfte ich eine Hirschkeule von einem Sechzehnender auf keinem Teller anschneiden, auf dem ich einmal einen Achtender gehabt . . ."

Dies und noch viel Aehnliches las ich, als ich Abends bei mir daheim einige Bände von Jean Paul durchblätterte (nebenbei bemerkt, die beste Manier, ihn zu genießen); auf diese Weise entschädigte ich mich dafür, der Fürstin so gar wenig von diesem originellsten aller Schriftsteller erzählt zu haben, und ich empfehle dasselbe Mittel allen denen unter meinen Lesern, welche die heutige Lection (trotz der fetten Wachtelpastete) etwas mager gefunden haben sollten.

Frère-Orban,

der belgische Ministerpräsident.

Frère-Orban ist ein Parvenü; ihm haften indeß weder die der großen Familie der Parvenüs eigenthümlichen Schlacken noch die Unarten an, welche letztere fast stets, selbst bis auf den höchsten Staffeln der Macht und des Einflusses kennzeichnen und nach einem volksthümlichen Ausdruck beweisen, daß bei ihrer Geburt die Windel nicht gerauscht hat.

Plebejer von Geburt und Abstammung, ein self-made man, wie die Engländer sagen, ist Frère-Orban ein Typus geistig-aristokratischer, natürlicher Eleganz; dabei jeder Zoll ein Mann.

In der Repräsentantenkammer fesselt seine Erscheinung unter allen Anderen; wenn er so dasteht, mit verschränkten Armen, seine Lieblingsattitüde, der hochgewölbten breitflächigen, jetzt bereits von weißem Haarschmuck umlockten Stirn, welche das Licht auffaßt und gleichsam wieder zurückstrahlt, dem blauen ernsten Auge, der edlen Nase, dem fein geschnittenen Mund, in dessen Winkeln die Ironie und der Sarkasmus spielen, mit dem runden hervorspringenden, von Kraft aber auch von Störrigkeit erzählendem Kinn, ist er beredter in seinem Stillschweigen als Jene die sich abmühen, im Schweiße ihres Angesichts seine Politik zu bekämpfen; es genügt einer jener vernichtenden Blicke, welche man dem grünlichblauen Auge gar nicht zugetraut, um geschickte Redner aus dem Sattel zu heben.

Fährt aber der Mann in seinen Angriffen fort, ist er der Starken Einer, welcher sich nicht fürchtet den Löwen in seiner Ruhe zu necken und zu stören, oder ist ein anderer Minister in Nöthen und bedarf des Succurses: dann erhebt sich Frère-Orban. Augenblicklich tritt im ganzen Hause erwartungsvolle Stille ein; das Zischeln der Privatgespräche verstummt; selbst auf der Journalistentribüne, wo es sonst sehr lebhaft hergeht, hört man nur noch ein „Stille, stille!“ . . . Alle Federn sind in Bereitschaft — Alles lauscht, denn Frère-Orban's Exordium wird gewöhnlich in so leisem, flüsternden Ton gesprochen, daß man alle Mühe hat, von der Tribüne aus zu folgen. Nach und nach erwärmt sich indeß die Stimme und erfolgt eine Unterbrechung, tritt in der Versammlung eine jener Gegenströmungen ein, welche für andere Redner so gefährlich, dann erst ist Frère in seinem Element; wenn die Leidenschaften entfesselt, die Sitzungsluft zur Stickluft wird und voller Elektricität ist, dann ertönt seine Stimme immer mächtiger und mächtiger, sie schwillt an, füllt den Sitzungssaal, beherrscht den Tumult und besiegt ihn.

In solchen Momenten schießt sein funkelndes Auge gleichsam Blitze, die Hand begleitet das geflügelte Wort, ohne daß der Gestus je unschön wird; je mehr die Opposition sich sträubt und wehrt, desto dichter fällt Schlag auf Schlag, Argument auf Argument, Invective auf Invective; Frère-Orban ruht nicht eher als bis die Gegner ermüdet, zerschmettert,

vernichtet auf ihren Sitzen zurückfallen; dann, erst dann, schließt er seine Improvisation mit einem jener Schlagwörter, die häufig, z. B. wie in der Wohlthätigkeitsfrage, das Losungswort einer Bewegung werden, eine ganze Periode charakterisiren, oder mit einem ergreifenden Bilde, das um so mehr Effect macht, als Frère sich dieses rhetorischen Rednerschmucks nur sehr selten, aber dann auch mit der größten Wirkung bedient.

Es giebt größere Redner als Frère, wenige aber üben einen mächtigeren Einfluß auf Freund und Feind aus. Als Minister ist er zu sehr Tribun; als Redner zu viel Rhetor und Advocat. Mit Tiers hat Frère-Orban die seltene, nicht genug zu schätzende Eigenschaft einer Darstellungsweise gemein, die so logisch klar und faßlich gegliedert und aufgebaut ist, daß selbst Trugschlüsse den Firniß der Wahrheit in seinem Munde erhalten, und der Zuhörer entzückt ist und bleibt nicht nur von Dem, was er gehört, sondern von Dem, was er gesehen, so plastisch anschaulich sind die Schilderungen Frère's, gleichviel ob es sich um große Politik, Parteifragen oder um bloße Ziffern handelt.

Gleich Jules Favre hat er die vulkanähnlichen, aber sehr berechneten Ausbrüche parlamentarischen Zornes, welche die Opposition förmlich betäuben und sie erst wieder zu sich selbst kommen lassen, wenn die Sitzung längst geschlossen und ihre Niederlage bereits nach allen Richtungen hin ausgebeutet worden ist.

In diesem seltenen Ensemble einer geistig und physisch in schönster ebenmäßiger Wechselwirkung stehenden Natur liegt das Geheimniß seiner Präponderanz und der Schlüssel der merkwürdigen Laufbahn, die ihn aus der Portierloge der Lüttischen Universität, wo Frère zur Welt kam, bis zum höchsten Ehrenamte führte, das dem Bürger eines constitutionellen Staates offen steht.

Frère-Orban hat nichts Verführerisches, Insinuirendes; er imponirt, ein geistiger Usurpator; freiwillig oder widerstrebend erleiden Freund und Feind denselben Eindruck. Daher sein Ruf eines Despoten. Die Fama thut ihm Unrecht.

Den immer mehr steigenden und jetzt allein maßgebenden Einfluß, welchen Frère-Orban von 1847 an auf das Königthum, die Kammern und das Land ausübt, wird ihm gleichsam von Jenen entgegengetragen und aufgezwungen, welche ganz leise über seinen autokratischen Willen ihre Glossen machen. Was die Leute Despotismus zu nennen belieben, ist einerseits das Bewußtsein seiner Superiorität und seiner herrischen, in den letzten Jahren eine gewisse puritanisch-doctrinale Färbung annehmenden Haltung und andererseits der Umstand, daß seine Collegen und die Mitglieder der Legislatur, noch weit lebhafter seine Superiorität empfinden, womöglich überschätzen, zu ihm hinaufschauen und es nicht wagen, ihm Stand zu halten.

Dreißig Jahre später geboren würde Frère-Orban der Demokratie als Chef gedient haben; seine Natur ist entschieden mehr zum Volkstribunen, als zum Staatsmann angelegt.

Aber seine geistige und politische Entwickelung fiel zur Zeit, wo der Tiers-Etat in Frankreich, Belgien und anderwärts die Früchte jahrhundertlanger Kämpfe einheimste, und nicht minder egoistisch als weiland die Feudalen, mit Pangloß glaubte und proclamirte: Alles sei jetzt zum Besten in dieser schönsten aller Welten. Das war entscheidend. Der plebejische Knabe war schon von dem Augenblick an, wo der Vater der Lütticher Metallurgie, John Cockerill, ihm die Mittel lieferte seine Studien zu machen, der Bourgeoisie gewonnen, deren Schild und Schwert er seitdem ist und bleiben wird. —

Hubert Joseph Walter Frère wurde am 21. April 1812 zu Lüttich geboren. Wie bereits bemerkt, und wie er selbst einst auf der Tribüne sagte, wurde er gerade nicht auf den Knieen einer Herzogin geschaukelt und kam, dem englischen Sprüchwort zufolge, mit keinem silbernen Löffel in dem Mund zur Welt. Aber er war und blieb nichtdestominder ein Sonntagskind. Gütige Feen umstanden seine dürftige Wiege und statteten ihn so verschwenderisch aus, daß er füglich das Cäsar'sche Wort „Veni vidi vici" als Devise seines erstaunlichen Lebens nehmen kann.

Schon als Knabe zog sein prächtiger Kopf und sein frühreifer, die herrlichsten Anlagen bekundender Geist die Aufmerksamkeit John Cockerill's auf sich, der den jungen Frère auf seine Kosten erziehen ließ und ihn in's siebzehnte Jahr, zur Vollendung seiner Erziehung, einem französischen Flüchtling und Zögling der Normalschule, dem Professor Lafouge anvertraute.

Lafouge, ein Republikaner von echtem Schrot und Korn, ein Mann von Talent und Charakter, wurde der geistige Vater des jungen Frère. Bei ihm fand derselbe eine zweite Familie, bei ihm wurde jener revolutionäre Grundton gelegt, jener Humus, worin später die Schmarotzerpflanzen des Doctrinismus so üppig sprossen und ihre eigentliche Zauberkraft ziehen sollten. Im Hause Lafouge's, wo Politik das Salz des Lebens, wetzten und stählten die täglichen politischen Debatten und Principienkämpfe den Feuergeist des Jünglings und bildeten ihn in jener Gymnastik der Polemik, als deren Meister er seitdem glänzt. Seine Beziehungen zur Familie seines Lehrers gestalteten sich so innig, daß, als derselbe nach der Julirevolution mit Frau und Tochter, ein Mädchen voller Liebreiz, nach Frankreich zurückkehrte, Frère ihm dahin folgte.

Dort aber fand Lafouge nicht, was er suchte. Es wartete seiner das Loos der meisten Verbannten. Er war zum Fremdling in seinem eigenen Lande geworden; schiffbrüchig an allen Hoffnungen, mußte er zuletzt noch froh sein, in der Provinz eine bescheidene Professorenbestallung zu erhalten und zu verschwinden.

Frère stürzte sich indeß, grade während Belgien sich von den Niederlanden losriß und seine Unabhängigkeit begründete, mit dem ganzen Ungestüm seiner heißblütigen Natur in den Strom des Pariser Lebens; nach einem Jahre kehrte er nach Lüttich zurück, kahl wie eine Kirchenmaus, aber die Seele und das Herz voll von Dem, was er gesehen und gehört.

Ein Besuch bei seinem Gönner erzielt die mehr als je erforderlichen Hülfsgelder zur Fortsetzung seiner Studien, die er, seltsamer Weise, an der katholischen Alma Mater zu Löwen macht, wo er seine Examina glänzend besteht, Doctor der Rechte wird und dann als „Stagiaire" bei dem ersten Advocaten Lüttich's, Herrn Dereux, eintritt.

Er plaidirt, treibt Literatur, schreibt mehrere Theaterstücke, wovon eines: „Drei Tage aus dem Leben einer Coquette", einige Vorstellungen erlebt, schlägt sich für Jules Janin im Duell, und ist gleichzeitig Advocat und Journalist. Dem jungen Aar wachsen die Schwingen.

1834, zur Zeit der populären Volksausbrüche gegen die Orangisten, während welcher namentlich zu Brüssel unter den Augen Leopold's I. und der Autoritäten die Hôtels mißliebiger Personen förmlich geplündert wurden, bedrohte ein Volkshaufe das Haus des Herrn Orban, eines der reichsten Industriellen Lüttichs. Frère haranguirt die wüthende Menge, und erprobt hier zum ersten Male öffentlich jene überzeugende hinreißende Beredsamkeit, jene gewisse magnetische Kraft den Widerstand zu biegen und zu brechen, die ihm eigen. Die Italiener würden ihn einen „Jettatore" nennen.

Die Menge lauscht, anfangs erstaunt, bald tief bewegt und erschüttert, und verläuft sich still; Frère wird der Freund des Hauses, das er vor Plünderung gerettet; ein Jahr später war er der Gatte der schönen und einzigen Tochter Herrn Orban's und fügte ihren Namen, den er berühmt machen sollte, zu dem seinigen.

Die Lehr- und Wanderjahre, d. h. der Roman des Jünglings, sind beendigt und es beginnt die Geschichte des Mannes. Reich, glücklich, geachtet, mit den einflußreichsten Familien Lüttichs verschwägert, arbeitet, studirt und wirkt er noch zehn Jahre ungefähr, ehe er auf dem politischen Schauplatz erscheint, um beim ersten Schritt — zu siegen.

Im Jahre 1840 zum Mitglied des lüttícher Gemeinderaths gewählt, figurirt er 1846 bereits als Mitglied des liberalen Congresses in Brüssel, wo er indeß nur ein Mal für die Wahlreform das Wort ergreift, gerade genug, um die Aufmerksamkeit der damaligen Leiter der liberalen Partei, der Herren Rogier, Devaux, Verhaegen, Lebeau zc. auf sich zu lenken.

Am 8. Juni 1847 wählte ihn Lüttich zum Repräsentanten: ein Mandat, das seitdem stets erneuert wird; aber ehe er noch den Eid geleistet und die Session eröffnet ist, hatte Herr Karl Rogier ihn bereits zum Mitglied seines Cabinets vom 12. August 1847 gepreßt.

Herr Frère-Orban tritt als Bautenminister auf. Schon in der Adreßdebatte mißt er sich mit dem feurigen, beredten Republikaner Herrn Adelson Castiau und findet Mittel, im Laufe der Session seinen politischen Einfluß dermaßen geltend zu machen, daß, als die Sturm- und Drangperiode von 1848 hereinbricht, das Ministerium Rogier-Frère alle Parteien und das ganze Land für sich hat, das Königthum schirmt und gleichsam aus dem Sicherheitshafen der Freiheit zusehen kann, wie die hochgehenden Wogen der europäischen Revolution in wilder Brandung Belgiens Grenzen von allen Seiten umlecken und umfluthen, ohne

ihm gefährlich zu werden. Im Gegentheil. Eine unmittelbar nach der französischen Februarrevolution vom Ministerium eiligst bewilligte Wahlreform, die Herabsetzung des Wahlcensus bis zum äußersten Minimum der Constitution, hatte dem Staatsleben neue Bürger zugeführt, neue Sympathien erobert und erzielte denn auch die dadurch nothwendig gewordene Kammerauflösung am 13. Juni 1848 eine weit bedeutendere liberale Kammermajorität; und als der damalige Finanzminister Ernst zurücktrat, da erhielt Frère-Orban das Finanzministerium. Er griff mit starker, energischer Hand an, setzte, trotz dem Widerstand der Kammern, der Senat mußte selbst aufgelöst werden, die demokratische Erbschaftssteuer durch, begründete die Banque nationale, und ward für Belgiens Finanzen, was Gladstone für die englischen.

Gleichzeitig blieb er keiner politischen Frage fremd. In allen Fächern zu Hause, stets schlagfertig, war er bereits lange factisch der Conseilspräsident, als er sich allein nach dem Staatsstreich vom 2. December zurückzog, weil er dem imperalistischen Cäsarenregiment keine Concessionen machen und seinen Namen nicht unter die mit jenem zu erneuernden Handelsverträge setzen wollte. Mit seinem Rücktritt zerklüftete sich und zerfiel die liberale Majorität. Einige Jahre später, in der durch das clericale Cabinet heraufbeschworenen Crisis berief König Leopold I. ihn abermals, um mit Herrn Karl Rogier das Cabinet vom 9. November 1857 zu bilden, das seitdem, einige durch verschiedene politische Wechselfälle herbeigeführte Personalveränderungen ausgenommen (Frère-Orban selbst zog sich 1861 wegen einer in der Goldfrage erlittenen Niederlage zurück, wurde aber vom König bald wieder veranlaßt, sein Portefeuille auf's Neue zu übernehmen), die Geschicke des Landes lenkt, und manche wichtige Reform, manche eingreifenden politischen Acte durchführt; wir wollen hier nur auf die Abschaffung der Octroisteuer, die gerechte Vertheilung der Studienbörsen, welche die Katholiken gänzlich an sich gerissen hatten, die Befestigung Antwerpens 2c. hinweisen.

Die Rolle, welche Herr Frère-Orban in dem Eisenbahnconflict mit Frankreich gespielt, die Energie, mit welcher er die Unabhängigkeit und die Ehre Belgiens gegen den gefährlichen Nachbar an der Seine vertheidigte, gehört zu sehr den Tagesereignissen an, als daß wir hier näher darauf eingehen wollen.

Es liegt übrigens keineswegs im Plan dieser flüchtigen Skizze, ein so reiches Leben erschöpfend zu schildern. Kaum kann das Allerwichtigste nothdürftig angedeutet werden; es soll höchstens als Beleg zu unserem Urtheil dienen über einen Mann, der, wenngleich auf einem beschränkten Schauplatz, sich trotzdem den europäischen Ruf eines der größten Staatsmänner unserer Zeit zu erwerben und zu behaupten verstand.

Ob sein Einfluß auf die freiheitliche Entwickelung Belgiens ein günstiger, darüber sind die Meinungen sehr verschieden. Wenn er als Finanzmann Gladstone zur Seite gestellt werden kann, so neigt er sich politisch eher zu Guizot und seinem Centralisationssystem hin.

Die liberale Partei ist unter seiner Hand wie weiches Wachs; er

modelt sie nach seinem Willen und wenn auch Alles in streng constitutionellen Formen sich bewegt, so hat doch unter seiner Herrschaft der Geist des öffentlichen politischen Lebens viel, sehr viel an seiner Initiative, an seiner Beweglichkeit, an seiner Unmittelbarkeit verloren.

Wie einer jener gewaltigen Bäume mit mächtiger Krone weithin den Schatten entsendet, so daß im großen Umfang andere Pflanzen mittelzeit nur kümmerlich gedeihen und ihr Dasein fristen können: so überragt Frère-Orban alle übrigen politischen Capacitäten, absorbirt sie, zieht sie in seinen Zauberkreis oder hält sie nieder durch die Ueberlegenheit seines Wissens, seines Könnens und seiner parlamentarischen Gewandtheit und Schlagfertigkeit.

Frère-Orban ist keineswegs populär. Er buhlte nie um Volksgunst und haßt jedes Sichgeltendmachen. Sein Stolz, oder richtiger zu sprechen sein Selbstgefühl, verläßt ihn nie und schützt ihn vor jeder derartigen Schwäche. Aber er besitzt in einem seltenen Grade das Vertrauen des Landes, und als es, beim Beginn der Streitfrage mit Frankreich, hieß, er begebe sich selbst nach Paris, da athmete Belgien auf. Es wußte, daß seine Interessen geborgen und daß Frère-Orban nie und nimmer auch nur in eine Scheinconcession gewilligt haben würde, welche die Ehre des Landes schädigen könnte.

Max Sulzberger

Selbsterwähltes Loos.

Ich danke Gott, daß ich nicht wohlverwahrt
Wie Jene bin, die stets verschont geblieben
Im Leben, wie im Lieben,
Daß keinen Schmerz das Schicksal mir erspart.
Erfinderisch mit ausgesuchten Qualen
Hat mich's verfolgt noch bis zuletzt,
Und immer dann am tiefsten mich verletzt,
Wenn's mir gelacht mit seinen hellsten Strahlen

Ich richte kühn mich vor den Blitzen auf,
Und sage: trefft! und zu den Stürmen:
Laßt Eure Wogen thürmen!
Stürmt fort, rast fort, Ihr haltet mich nicht auf!
Und zu den Augen, die so stolz und groß
Mein Herz bedroh'n mit tödtlichem Verderben,
Zu Deinen Augen sag' ich: schönes Loos,
Von Eurer Gluth versengt, dahinzusterben.

Hermann Lingg.



In den Ruinen der Klosterkirche von Marienborn.

Eine Heimat der Heimatlosen.

Die alten Colonien der Mährischen Brüder in der Wetterau.

Von **Luise Ernesti** (M. von Humbracht).

Selten vielleicht finden wir einen Strich in unseres Vaterlandes weiten Gauen, der uns einsamer, öder erscheint, als der Theil Fürstlich-Isenburgischen Gebietes in der Wetterau, wo im vorigen Jahrhundert ein so reges Leben herrschte, eine Bewegung, welche eben den Orten jener Gegend einen Platz in der Geschichte gegeben haben. — Einst belebt durch Hunderte von fremden Menschen, kann man zur Jetztzeit Stunden-, ja Tagelang in den wundervollen Wäldern und Bergen des Haags — im weiten Thale von Marienborn umherstreifen, ohne anderen lebenden Wesen zu begegnen, als hie und da einem Bauern, der sein Feld bestellt, — als am Rain einer Wiese der ziemlich regungslos verharrenden Gestalt eines alten Schäfers, dessen Hund lautlos die Heerden der weidenden Thiere umkreist.

Mit mannigfachem Reiz hat die Natur diese abgeschiedenen Stätten geschmückt. Die dort waltende Ruhe — die tiefe Einsamkeit ringsum, die mitunter einzig das Rauschen des Windes in Tannen und Föhren unterbricht, erhöht das Poetische und Geheimnißvolle des Eindrucks, welchen die einzelnen, so überaus friedlichen Landschaftsbilder machen. Fast außerhalb der Welt, liegt es — umkränzt von seinen waldgekrönten Höhen — als unsichtbares Juwel für all Die da, welche auf der Eisenbahn von Hanau gen Aschaffenburg dahin fliegen und aus den Fenstern ihres Coupe's einen Blick zur blauen Ferne senden.

Auf der Höhe des Haags, wo in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts die Mährischen Brüder unter Graf Zinzendorf eine Colonie begründeten, der sie den Namen „Herrnhaag" gaben — unweit jener Ansiedelung hatten schon einmal gläubige Seelen sich niedergelassen, um in tiefer Abgeschiedenheit den Regeln eines Ordens zu leben. Es war in den fernen Zeiten, wo noch auf der nahgelegenen Rittervefte „Ronneburg" — dem spätern Centralpunkte verschiedenster Glaubenssecten — Wegelagerer hausten und der Schrecken des Mittelalters, „das Faustrecht", eben so in Blüthe stand, wie die heutige Clausur des Klosterlebens. Die Nonnen vertrieb der versiegende Wasserquell von jenem Berge; — ihr Kloster verfiel und schwand spurlos von der Erde, während ein Gotteshaus sich bis in unsere Tage hinein dort an der Stelle erhielt. Neu restaurirt, hebt sich die alte Kirche auf der Höhe mit ihren weißen Außenwänden als hellleuchtender Punkt vom Blau des Horizontes — vom Dunkel der angrenzenden Wälder scharf und deutlich ab und tritt uns selbst aus der Ferne, weit hinaus ragend über verschiedene Bergketten und tief abfallende Thalsenkungen, stets als lieblicher Schmuck der stillen Gegend vor Augen.

Jenseits der Ronneburg, die, zwischen dem Haag und Marienborn gelegen, inmitten waldbedeckter Höhenzüge von kahler Bergeshalde — einem steilen hohen Basaltkegel — wie ein Schloß aus Feenmährchen emporsteigt

und eine der schönsten, großartigsten Zierden der Wetterau ist, da fanden die Nonnen neuen Wasserquell; und nur wenige Stunden von ihrem verlassenen Asyle entfernt, siedelten sie sich wieder an. Sie nannten den Ort „Marienborn".

Um welches Jahr? — Die Kunde ist verweht und alte Documente melden einzig, daß dort durch Jahrhunderte ein Nonnenkloster bestand, das reiche Schenkungen von frommen Burgfrauen erhielt.

In der zur Jetztzeit fast völlig verfallenen Kirche des Marienborner Klosters — einer prächtigen Ruine an tannenbedecktem Bergessaum — da kündet die noch sehr leserliche Inschrift eines alten Grabdenkmals, das reiche Wappenschilder zieren, daß dort 1540 die „fromme Closterjungfrawe" Anna Freiin von Erbach ruht. Ihr steinern Abbild auf der Tafel hat sich von allen übrigen Denksteinen der Klosterkirche am besten conservirt und aus dem faltenreichen Nonnengewande taucht ein umschleiert Haupt hervor, dessen Züge hübsch und mild zu nennen sind. Durchaus erkennbar fällt auch über den vor Jahrhunderten erstarrten Händen, die wie zum Gebet erhoben sind, der Rosenkranz sammt Kreuz herab, so daß vom Mondenlicht umflossen dies Nonnenbild wie eine Spukgestalt vergangener Zeiten aus den verfallenen Mauern vortritt.

Noch gespensterhafter ist ein Monument in der Nähe der „frommen" Klosterjungfrau — seltsam für eine Klosterkirche und ein echter Denkstein mittelalterlicher Barbarei zugleich. Auf einer in einer Nische eingefügten Steintafel steht nämlich — dicht angeschmiegt an einen schlanken Ritter eine zarte Nonne! — — — Wie verwittert auch bereits Helm und Rüstung sind, Beides ist doch noch eben so erkennbar, wie ihre Ordenstracht, welche bis auf jede Einzelheit mit der Gewandung übereinstimmt, die auf dem Monument der Freiin von Erbach abgebildet ist. — — — Das Staunen aber wandelt sich gar bald in Grausen, wenn wir hören, daß solch' ein Menschenpaar dort an der Stelle lebend eingemauert wurde, weil ihr Gelübde keine trennende Schranke zwischen Beider Liebe erhob — die Nonne ihrem irdischen Verlobten — einem Ritter von Isenburg — fester anhing, als dem himmlischen Bräutigam, und Beide in dem Taumel der Leidenschaften vergaßen, daß ihre Gefühle Unrecht, Sünde — ja Verbrechen an dem Orden waren, dem sie angehörte.

Als Warnungstafel für Marienborns übrige junge Nonnen mag das Steinbild seine Wirkung nicht verfehlt haben, denn noch jetzt ist der Eindruck jener fürchterlichen Todesstätte ein mächtiger. Eigen berührt uns daran das versöhnende Werk der Natur; der schönste Epheu schlingt sich in immergrünem Kranze um das unglückliche Liebespaar. Wir sehen aber nicht auf dieses Denkmal, wo die fanatischen Ausartungen des Klosterlebens noch vom verwitterten Gestein so grell vor Augen treten, ohne Gott zu danken, der da aufgeklärtere, bessere Zeiten gab, in denen Gesetz und Humanität der heiligen Willkür — der grauenhaften Barbarei — ihre Ziele steckten.

Diese ferne, mit den schroffen Härten des Mittelalters durchwobene Vergangenheit Marienborns ist vergessen; was unsere Illustration davon zeigt ist der letzte romantische Ueberrest des Ganzen — mindestens jene Hälfte des Baues, die noch entschieden an eine Kirche mahnt. Licht und Luft haben da jetzt die unumschränkteste Herrschaft gewonnen. Keine Kuppel von Menschenhand deckt mehr den Raum; — der Blick zum weiten Himmelsdom ist unbegrenzt und nur über den eingestürzten Fensterbögen wächst hie und

da Baumgezweig zu neuer Wölbung zusammen; — Epheu und Schlingkraut legen ihre vermittelnde Hand über das vorschreitende Zerstörungswerk, das Zeit und böse Wetter an architektonischer Schönheit auszuüben pflegen und ihre dichten grünen Schichten füllen mehr und mehr die zerbröckelnden Mauern. — Lange, lange vordem aber, ehe die Kuppel sank, ehe Pfeiler und Bogen schwanden, verhallten jene Glocken, die zur Hora riefen — erlosch das Licht der Lampe, die da „ewig" brennt! — — — Statt ihres Scheins umfließt nun Sonnengold und Mondenlicht die zerbrochenen Quadern; — ein blumendurchsäeter Rasenteppich deckt den Boden, wo einst die Stufen des Hochaltars sich erhoben und auf den kalten Bliesen betend Jene knieten, deren warm pulsirende Herzen — wie uns ja schon der eine Denkstein in der Nische verräth — Anderes, ganz Anderes oft ersehnen und wünschen mochten, als die durch die Finger gleitenden Perlen des Rosenkranzes bedingten — als die düstere Ordenstracht erheischte, die sie umhüllte.

Von Außen stützen noch starke Pfeiler, unversehrte Mauern den letzten Kirchenrest, so daß Aussicht vorhanden, diese Ruine, die nicht allein romantisch, sondern auch durch ihre Schicksale eine der interessantesten Stätten der lieblichen Wetterau ist, noch ferneren Zeiten erhalten zu sehen. — — — Das „hohe Chor", wo die Orgel zur Mette und Vesper ertönte, — wo dann später Fürsten und Volk sich zusammendrängten, um in der ehemaligen Klosterkirche die begeisterten Reden eines evangelischen Freipredigers: des berühmten Einsiedlers Hochmann von Hohenau, zu hören, — wo wiederum Jahre nachdem, die Gemeinde der Mährischen Brüder ihre einfachen Liturgien erschallen ließ — — — diese eine Stätte des alten Gotteshauses besteht noch vollständig. — Sie wurde vor langer Zeit vom zusammenbrechenden Kirchengewölbe durch eine Mauer abgetrennt und mit zu den Räumen des Klosters geschlagen, mit dem sie schon ein Gang verband, der noch als Corridor benutzt wird. Das Kloster dient seit lange verschiedenen Verwaltungs-Beamten zur Wohnung, anderntheils zur Oekonomie. Sehr wunderlich nehmen sich an den hoch und schlank emporsteigenden Säulen des alten Kirchenchors, inmitten der Ornamentik und letzten Reste von Vergoldung, all' jene Saamenbündel aus, die ein practischer Verwalter dort zum Trocknen aufhängen ließ. So lange er uns für Verwandte von Graf Zinzendorf ansah, entschuldigte er sein Verfahren; später belachte er heiter seine Praxis, Alles zu benutzen und meinte sehr richtig: „Wie unschuldig dies Aufhängen gegen jene Barbarei, Lebendige in einen Tempel Gottes einzumauern!"

Im sechzehnten Jahrhundert wurde das Marienborner Kloster aufgehoben. Ob die Nonnen ausgestorben oder nach dem nahen Engelthal übersiedelten — einem Nonnenkloster in der Nähe von Dorf Lindheim, durch seine Hexenprocesse und Hexenverbrennungen berüchtigt: ich konnte das nicht erfahren und das alte Archiv des poetisch gelegenen Engelthal, das erst 1806 als Kloster aufgehoben ist, gab zwar vielfache Kunde von „andächtigen Aebtissinnen und frommen Schwestern", sagte jedoch nichts, ob Marienborns Nonnen sich mit denen von Engelthal vereint hätten.

An das Marienborner Klostergebäude fügte später ein Graf von Isenburg in langen Flügeln das sogenannte „Marienborner Schloß". Von fern erblickt, nimmt es sich noch jetzt — angelehnt an Berg und Wald — mit seinen hellen Mauern stattlich aus; in der Nähe aber tritt das Wüste und Vernachlässigte des Ganzen zu sehr vor Augen, und außerdem steigt es, ohne jeglichen Schmuck einer Gartenanlage, zu kahl aus den angrenzenden Feld-

und Wiesenflächen empor. Ob der Bau überhaupt je Anspruch an Schönheit erhoben hat, läßt sich nicht erkennen, denn auch im weiten Innern zeigt sich kein Raum mehr, der einer „herrschaftlichen" Besitzung entspräche. Aus Hallen, Sälen und Stuben wurden nämlich zu Anfang des vorigen Jahrhunderts durch Graf Nicolaus von Zinzendorf, dem Schloß Marienborn zur Begründung einer Herrnhuter-Colonie überlassen war. jene kleinen Wohnungen von Stübchen, Küche und Kammer hergestellt, die dem bescheidnen Anspruch der einfachen Mährischen Brüder genügten. Nach dem Fortzug derselben aus der Wetterau nahmen Separatisten- und Inspirirten-Gemeinden dort ihren Wohnsitz und blieben in Marienborn bis zu unseren Zeiten. Die Spuren von Hunderten, die hier einst wohnten und größtentheils ein Handwerk betrieben, drückten dem ehemaligen Schlosse seinen jetzigen Stempel der Verwüstung auf. Verschwunden sind die Gärten der Colonisten, die noch alte Bilder von Marienborn aufweisen und die als „reizend" im Erinnern des Volkes der Umgegend fortleben.

Von allem frühern Schmuck eines Schlosses hat sich im Innern der weiten Flügelbauten nur ein schöner Marmorkamin erhalten. Die Stube, in welcher sich dieser letzte Rest vergangener Herrlichkeit befindet, wird uns als Graf Zinzendorf's Privat- und Studirzimmer bezeichnet. Ist nun der Raum auch kahl, öde, leer — gleich dem ganzen übrigen Schlosse: so war es doch hier, wo jener glaubenseifrige Aristokrat, der sich schon im zweiundzwanzigsten Jahre (1722) zum Beschützer der nach Deutschland eingewanderten „Mährischen Brüder" gemacht, als ihr Haupt erkoren wurde und sich zu einem ihrer bedeutendsten Lehrer und Geistlichen herangebildet hatte, — die hervorragenden Geister jener Zeitepoche bei sich empfing, die gleich ihm unermüdliche Thätigkeit auf religiösem Gebiete entwickelten! Sie kamen zu ihm nach dem einsamen Marienborn, wo Zinzendorf für sich und seine Familie während vierzehn Jahren seinen ständigen Wohnsitz aufgeschlagen hatte, theils um jene sich mehr und mehr verbreitende Lehre der Böhmisch-Mährischen Brüderkirche zu prüfen, die — durch Huß in's Leben gerufen — aus allen Bedrückungen und Verfolgungen immer wieder emportauchte, um endlich in Deutschland durch Zinzendorf einen neuen mächtigen Verfechter, einen neuen eifrigen Verbreiter zu finden; — anderntheils suchte man ihn in der stillen Wetterau auf, um von ihm selbst den oft entstellten Sachverhalt seiner Streitigkeiten mit Rock — dem Haupte der Separatisten und Inspirirten — zu erfahren, die auf der Ronneburg lebten, wohin Zinzendorf und sein Anhang sich ebenfalls gewendet hatten, als seine Conflicte mit Sachsens Behörden ihn aus der eignen Heimat vertrieben.

Marienborns Geschichte meldet von vielfachem Uebertritt und Anschluß an jene dort von Zinzendorf begründeten Colonien, wie auch von manchem theologischen Streit, der da unter den Häuptern und Vertretern der verschiedenen Glaubenssecten ausgefochten — möglicher Weise auch erst recht eifrig begonnen wurde. Interessant ist ein altes Document aus jener Zeit über die verschiedenen Nationalitäten, die sich in Marienborn zusammenfanden und den Mährischen Brüdern anschlossen. Es lautet: „Am 10. Decbr. 1740 war eine Aufnahme in die Gemeinde, bei welcher man sehen konnte, daß der heilige Geist aus aller Welt Zungen sammelt. Von den sieben Brüdern, die zugleich aufgenommen wurden, war der Eine aus Polen, der Andere aus Ungarn, der Dritte aus der Schweiz, der Vierte aus England, der Fünfte aus Liefland, der Sechste ein Deutscher und der Siebente aus Schweden."

Ehe übrigens Graf Zinzendorf an der altkatholischen Glaubensstätte die so einfachen Lehren der Mährischen Brüder predigte, war das ehemalige Kloster schon einmal Schauplatz neuen kirchlichen Lebens geworden. Um den dort einige Jahre lebenden Einsiedler Hochmann von Hohenau zu hören, strömten Fürsten, Adel und Volk so massenhaft nach Marienborn, daß jene fast verfallene Kirche mitunter zu klein war, die Andächtigen zu fassen und der Redner gezwungen wurde, auf dem Plateau der nahen Berghöhe, dem „Marienborner Klosterkopf", zu predigen.

Im Jahre 1706, demnach dreißig Jahre zuvor, ehe Zinzendorf in die Wetterau kam, war es, wo Marienborn jene Bedeutung gewann, die sich späterhin mehr und mehr über das Isenburgische Gebiet verbreitete und welche — verzeichnet auf den Tafeln der Geschichte — das jetzt in den Fürstenstand erhobene alte Ritter- und Grafengeschlecht der Isenburger leuchtend aus den Reihen seiner Rang- und Standesgenossen hervortreten läßt. Es sind ihre vorurtheilslosen Thaten des Edelmuths, die Tausenden von Armen und Bedrängten ein Trost in ihrem Elend wurden und Heimatlosen neues Obdach gaben.

Ein Graf Karl August von Isenburg war's, der 1706 im Marienborner Schlosse dem verfolgten und schon durch halb Deutschland gehetzten Hochmann von Hohenau, der nirgends mehr willige Aufnahme fand, eine Zufluchtsstätte eröffnete und in der Marienborner Klosterkirche zu predigen erlaubte. — 1712 ging ein Graf Casimir von Isenburg noch weiter, indem er, voller Toleranz, Allen, die ihres Glaubens wegen litten, vertrieben, verfolgt und heimatlos waren, sein Land als sicheres Asyl anbot und volle Glaubensfreiheit Jedem, der da kam, gestattete

Diese Beiden waren jedoch nicht die Ersten ihres Geschlechts, die in edler Humanität Nothleidenden und Bedrückten halfen. Seit undenklichen Zeiten diente schon eine der herrlichsten Besitzungen des Hauses Isenburg — jenes großartige Bergschloß, die „Ronneburg", Flüchtigen und Heimatlosen als Obdach, die auch das Recht erhalten hatten, da zu bleiben so lange sie wollten, — ein Recht, das bis auf den heutigen Tag noch seine Benutzung findet. Schaaren von Juden waren es, die dort Aufnahme gefunden hatten und man weiß sich das ausgedehnte Privilegium nicht anders zu erklären, als daß um jene fernen Zeiten, wo die Judenverfolgungen zu Frankfurt am Main — die eine der dunkelsten Seiten im Geschichtsbuch der alten freien Reichsstadt füllen — an der Tagesordnung waren, Hunderte der unglücklichen Vertriebenen in die einsame Wetterau geflüchtet sind und auf der Ronneburg durch einen vorurtheilslosen Charakter den Beweis empfingen, daß nicht alles menschliche Gefühl gegen sie erstorben, daß es auch in jener dunklen Zeit Männer gab, die den Lehren des Christenthums gemäß handelten und Milde, Barmherzigkeit ohne Unterschied der Person ausübten.

Dieser Act wahrer Humanität steht — in so ausgiebiger Weise wie auf der Ronneburg aus- und durchgeführt — als ziemlich vereinzelter in einer Epoche da, wo Verblendung und erbarmungslose Härte sich so oft die Hand reichten, um in blindem wilden Fanatismus gegen einen ganzen Volksstamm zu eifern, der da einst „der auserwählte" unseres Gottes hieß.

Nicht mit Unrecht nimmt man vielleicht an, daß jene vor Jahrhunderten geschehene That des Edelmuths den Nachkommen des Isenburgischen Geschlechts als Beispiel zu ähnlichem Handeln diente und den Grafen Casimir

von Isenburg-Büdingen dazu veranlaßte, sein ganzes Land zu einer Freistätte des Glaubens zu machen.

Die weiten Dimensionen der Ronneburg ermöglichten am Meisten, ein derartiges Asyl zu werden, denn wie viele der ehemaligen Bauten dort auch schon in Verfall liegen, die Ringmauern jener Bergveste bergen noch einen förmlichen Häusercomplex. Zu drei und vier Etagen steigen die in Quadratform angelegten, weitgedehnten Flügelbauten empor. Erst wenn man ihre endlos langen Corridore durchwandert und die zahllosen Wohnungen gesehen hat, die sich wie das Zellengewebe im Bienenstock dicht aneinander fügen, begreift man, daß jeder Flügel die Hunderte der einzelnen Secten gut bergen, — hier die vielen jüdischen Familien leben, dort die Separatisten und Inspirirtengemeinden hausen konnten und trotzdem für viele der Salzburger Protestanten noch ebenso ausreichender Raum war, wie zuletzt der einzige noch leer stehende Bau, — gerade der älteste Theil der Burg mit seinen weiten Hallen und alten Banketsälen — übrig genug Platz für Zinzendorf und die Mährischen Brüder bot, als er, im Jahre 1736 aus seiner Heimat verwiesen, Einlaß begehrend an die Ronneburg pochte.

Sieht man das mächtige Burgthor, das sich gastlich jedem Bedrängten öffnete, selbst nicht den so geächteten, wandernden Zigeunern verschloß; — sitzt man auf der verfallnen Brustwehr jener noch so starken Brücke und gedenkt der Hunderte, die einst darüber gezogen sind mit neuem Hoffen auf Frieden und ruhiges Leben: fürwahr die alte graue Ronneburg, diese Freistätte für jeden Heimatlosen und Verfolgten, spricht mächtig an unser Herz; — sie wird uns gleichsam heilig, und bewundernd schauen wir auf diese Veste, die sich als „Eine unter Tausend" glorreich aus der zurückgebliebenen Masse mittelalterlicher Ritterburgen erhebt und eine Vergangenheit hat, wie kein anderes Besitzthum deutscher Feudalherren aufzuweisen vermag. All jene anderen Ueberreste der Vorzeit, die von Berg und Fels oft so romantisch in unser deutsches Vaterland hineinragen und die ferne Vergangenheit urplötzlich mitten in unsere so veränderte Gegenwart zaubern, sind mehr oder minder durch ihre Schicksale ähnlich nach der Schablone geformt, wie ihr Aeußeres sich immer und wieder als Gleiches zeigt. Entweder bewohnte sie ein edler Ritter — ein frommer Bischof — oder sie war Schauplatz einer „treuen Liebe ohne Gleichen!" Dies ewige Einerlei der Sage und Geschichte macht uns oft müde, trotz allem Interesse an der Vorzeit, und bietet die Natur kein neu belebendes Element an jenen oft auf's Prächtigste restaurirten Stätten, gehen wir nicht selten gleichgültig durch all' die alten Rüstkammern und neuerstandenen Rittersäle, wo Fresken voll leuchtenden Farbenreichthums die vergessenen Thaten der edeln Burg- und Zwingherren wieder auffrischen — ja, wir athmen oft förmlich auf, stehen wir erst wieder im Freien und sehen, wo über den eingesunkenen Burgwällen und Ringmauern die Natur mit voller Hand, in tausend jungen Blüthen und Halmen, neues Leben über Todtes und Vergangenes gebreitet hat!

Wie anders auf der Ronneburg — der Heimat für Heimatlose aus den fernsten Landen! Durch die dort so tausendfach ausgeübte Großmuth gegen Unglückliche und Verfolgte scheint uns ihre früheste Vergangenheit gesühnt zu sein, die sie nicht abtrennt aus den Reihen der feudalen Schlösser, deren ritterliche Besitzer die wenig ritterliche Tugend des Weglagerns übten. Ein Fritz von der Ronneburg hauste sogar der Art arg im Lande, daß die empörten Bauern ihn eines Tags in den Wäldern des Alze-

nauer Freigerichts auffingen und durch Henkershand sterben ließen im Angesichte seiner fernen Burg. Der Sage zufolge ist der Scharfrichter jener interessante Jüngling aus Bergen, der später durch seinen gewagten Tanz mit einer Königin auf dem Maskenball zu Frankfurt a. M. den Ritterschlag erhielt und nun in Dichtung und Sage gefeiert, Ahnherr jenes berühmten Geschlechts der „Schelm von Berge" wurde, deren alte feste Stammburg bis zur Stunde von der Berger Höhe in die blühende Mainebene herabschaut und mit ihrem wappengeschmückten Portale, wie etlichen auf das Richteramt bezüglichen Malereien im Innern des Hauses, die romantische Geschichte der Vorzeit über Ursprung und Entstehung des Namens und Geschlechtes bekräftigt.

Von der Brücke der Ronneburg, wo sich eine bezaubernde Fernsicht bietet, kann man hinübersehen zum dunklen Saum des Alzenauer Freigerichts, das da sich gleichsam am Fuß des wilden Spessart hinzieht und wo Ritter Fritz von der Ronneburg starb. Seine Todesstätte heißt ein „verrufener" Platz und die Sage läßt ihn auch umgehen auf den Trümmern von Burg Hardeck, — einer Veste einstmals zu Haus Ronneburg gehörend — die ein unterirdischer Gang mit des Ritters Fritz Wohnsitz verband und in welchem er seine Schätze geborgen. Jetzt ist Ruine Hardeck ein friedlicher Wallfahrtsplatz für die Bevölkerung der Umgegend am Himmelfahrtstage. Der hellste Jubel steigt an solchen Tagen dort in die Lüfte und still wird es nur dann in der fröhlichen Schaar, wenn die Farben des Abendlichtes die gegenüber liegende Ronneburg umleuchten, das Gold der Sonne die zahllosen Fenster in eine Fluth von märchenhaftem Schimmer taucht und Purpurflammen, über den hohen Thürmen dahin ziehend, auf das graue Gestein der Mauern ihre warmen, lebensvollen Reflexe werfen. Das ist ein Anblick, der auf jede Natur ihren Zauber ausübt und auf die Wetterauer vorzugsweise! — Sie lieben ihre alte Ronneburg, sind stolz auf diesen Schmuck ihrer Berge — noch stolzer auf ihre interessante Vergangenheit. Erbleicht der feenartige Glanz, steigt aus den Schluchten der Nebel auf, so liegt das waldumkränzte Hardeck bald in seiner steten Ruhe da. Das Landvolk wendet sich seinen heimatlichen Thälern, seinen friedlich stillen Dörfern wieder zu und die Alten erzählen den Jungen auf den einsamen Wegen von dem ehemaligen Leben in der Wetterau — von den vielen Menschen, die da einmal wohnten und welche ihre Aeltern lieb gewonnen hatten, weil sie so fromm und gut, so arbeitsam und fleißig waren.

Die nach Deutschland um's Jahr 1722 ausgewanderten „Mährischen" oder „Böhmischen" Brüder waren größtentheils Nachkommen der christlichen Gemeinde, die sich Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts aus den strengen Hussiten in Prag bildete, ihr Glaubensbekenntniß durchgängig auf die Bibel gegründet und ihre Verfassung den ältesten Einrichtungen der ersten apostolischen Christengemeinde entnommen hatte. Diese Grundlage ihres Glaubens, ihrer Lehre und ihres Lebenswandels errang sich bekanntlich den ungetheilten Beifall der Kirchenreformatoren des sechszehnten Jahrhunderts. Nach jahrhundertelangen Bedrückungen verließen sie, deren Grundsatz war: „Friede mit aller Welt", den Boden ihrer Heimat, um in unserm Vaterlande eine immer weitere Verbreitung zu gewinnen und von da aus ihre Colonien auch bis in die fernsten Welttheile zu erstrecken.

Graf Nicolaus von Zinzendorf, Rittergutsbesitzer in der Lausitz und sächsischer Staatsdiener, nahm die Mährischen Brüder 1722 auf seinem Gute Berthelsdorf auf und in dessen Nähe, am Hutberge, gründeten sie ihre erste

Colonie unter seinem Beistande. Sie erhielt den Namen Herrnhut, nach dem später der alte Name der Gemeinde „Mährische Brüder“ mehr und mehr in der Bezeichnung „Herrnhuter“ unterging. — Zinzendorf gerieth wegen jener Colonisten, denen er sich anschloß und deren Lehre er verbreitete, später in Streit mit seiner Landesbehörde, wurde aus der eignen Heimat fortgewiesen und wandte sich darum 1736 jener allgemeinen Glaubensfreistätte in der Wetterau zu.

Zinzendorf, im Jahre 1700 geboren, hatte zu der Zeit, als er auf die Ronneburg kam, schon einen weit verbreiteten Ruf als eifriger Glaubensheld. Er hatte den Lehren der Mährischen Brüder bedeutende persönliche Opfer gebracht und durch Thaten ebenso wie in Worten bewiesen, daß es ihm Ernst mit seinem Glauben war. Nach Berichten seiner Zeitgenossen besaß er nicht allein eine „bezaubernde Persönlichkeit“, auch ein anderes äußerst wirksames Mittel zur Unterstützung seiner religiösen Bestrebungen: „eine hinreißende, Alles besiegende Macht und Gewalt der Rede“. Um sich ganz den Mährischen Brüdern widmen zu können, hatte er seine Stellung im Staatsdienst aufgegeben und war Geistlicher geworden. 1737 wurde er in Berlin als Bischof der Mährischen Brüder ordinirt; er hatte zuvor wiederholt in Stralsund, in Tübingen öffentlich und unter großem Beifall gepredigt und erhielt, wo immer er sich prüfen ließ, ehrenvollste Zeugnisse über seinen redlichen Willen, Eifer und ernstes Streben. Höher als all' diese Auszeichnungen galt ihm der Ausspruch von Theologen: „daß sie in der Lehre und dem Glauben der Mährischen Brüder keinen Separatismus von der Evangelischen Kirche sähen, sondern anerkannten, daß ihre Basis sich in allen Hauptsachen an die Augsburgische Confession anreihte.“

Der Anhang, den Zinzendorf und die Mährischen Brüder so schnell und umfassend in der Wetterau gewannen, erbitterte wol hauptsächlich Rock und die Inspirirten gegen ihn. Zinzendorf sagt in einem seiner ersten Briefe von der Ronneburg: „Das Schloß ist prächtig, aber wie die verwünschten Schlösser in den Propheten beschrieben werden; die Felsen, die Löcher, die wilden Sträuche, die Inseln der Heiden und tobenden Wellen sind die uns von Alters her bestimmten Stellen.“

Jene „wilden Sträuche und tobenden Wellen“ — jene gegen Zinzendorf und seine Lehre eifernde Parthei auf der Ronneburg — müssen ihm aber doch auf die Dauer nicht behagt haben, denn nachdem er die schöne Bergveste einmal verlassen hatte, kehrte er dort hin immer nur auf kurze Zeit zurück. Im Marienborner Schlosse, wo er die erste feste Colonie der Mährischen Brüder in der Wetterau begründete, blieb fortan sein Wohnsitz Die ausgedehnten Flügelbauten jenes Schlosses reichten aber bald nicht mehr für alle der Gemeinde beitretenden Glieder aus und in der Ronneburg, wo eine Zweigcolonie zurückgeblieben, fehlte es ebenfalls später an Raum für allen Anspruch Derer, die sich den Mährischen Brüdern anschließen wollten. An verschiedenen anderen Orten der Wetterau, in Leutstedt, Himbach, namentlich aber im Dorfe Lindheim wurden von Zinzendorf Anstalten zur Aufnahme von Brüdern und Schwestern getroffen. Sein Anhang wuchs mehr und mehr und all' jene Orte und Stätten füllten sich der Art, daß man an neue, größere, dem Bedarf entsprechende Räumlichkeiten denken mußte Das weite Plateau eines der Ronneburg gegenüberliegenden Bergrückens, die eine der flachen Höhen des Haags wurde zur Ansiedelung erwählt und 1743 erstand dort die schönste Colonie der Herrnhuter, der „Herrnhaag“.

In gleicher Weise mehrte sich der Anhang Zinzendorf's in anderen Ländern, wohin er theils selbst reiste und die Lehre der alt-mährischen Brüderkirche predigte und verbreitete, theils auch nur Missionare sandte: in England, Holland, Liefland, in Amerika und Grönland.

Ein Bild der Colonie „Herrnhaag" aus dem Jahre 1750 zeigt deutlich die weite Ausdehnung, welche jene Ansiedelung gewonnen hatte. Sie einte schnell nahe an tausend Seelen und dieser starke Zustrom von nah und fern mag wohl die Veranlassung zu Rock's sehr niedlichem Trauerliedchen gegeben haben, welches die wehmüthige Strophe enthält: „Die Herrenhuter werben, die Inspirirten sterben."

Trotz dieser Blüthezeit der Mährischen Brüderkirche in der Wetterau, trat schon wenige Jahre später eben so rasch ihr Verfall ein. Zinzendorf und die Herrnhuter irrten, als sie von den schlichten Weisen der alten Brüderkirche abwichen und an Stelle eines heiligen Ernstes, einer edlen Einfachheit, Spielereien und Ueberschwänglichkeiten einführten.

Liest man ihre Lieder und Litaneien aus jener Zeit über die Wundenmale Christi und ähnliche Gesänge, so begreift man kaum bei diesen dunklen formlosen Worten und Versen, wie ein vernünftiger und frommer Mann, der die Bibel in ihrer unendlich ansprechenden Einfachheit und Schönheit kannte und liebte, auf solche Abwege gerathen, an derartigen schwülstigen und unnatürlichen Ausdrücken und Ideen Geschmack und Freude finden konnte! —

Obwol eingesehen und verbessert, wurden diese Fehler doch die Ursache zu all' den eintretenden Conflicten mit der Landesbehörde und hatten zuletzt den Fortzug der Mährischen Brüder aus der Wetterau zur Folge, welcher von der ganzen Bevölkerung so tief beklagt wurde, noch jetzt bedauert wird.

Graf Zinzendorf's specieller Freund und Gönner — jener edle Graf Casimir von Isenburg-Büdingen, der 1712 sein Landesgebiet zur Glaubensfreistätte für Vertriebene und Verfolgte gemacht, starb 1750. Er würde den Einflüsterungen, welche die Herrnhutergemeinden verdächtigten, kein Gehör geschenkt, Vorschläge nie gebilligt haben, die da das Haupt der Mährischen Brüder kränken und verletzen mußten. Anders mit dem neuen Landesherrn der sich neu gestaltenden Regierung in Büdingen. Die Räthe des Isenburgischen Landes verlangten nämlich von den Herrnhutern: „die Gemeinden sollten sich im Huldigungseide gegen den neuen Landesherrn, Graf Gustav Friedrich von Isenburg, von ihrem bisherigen Haupte, Nicolaus von Zinzendorf, lossagen — im Weigerungsfalle das Land verlassen — die Colonien binnen eines Zeitraums von drei Jahren geräumt haben."

Von Zinzendorf sich lossagen, der einst der erste Beschützer der heimatlosen Brüder aus Mähren war, der ihnen Asyl auf seinem eignen Boden gegeben und nun durch achtundzwanzig lange Jahre für sie gewirkt und gearbeitet hatte! — — — Waren von jenen einstmals in Deutschland eingewanderten Brüdern auch nur wenige noch in der Wetterau, befanden sie sich theils in Herrnhut, anderntheils als Missionare in fernen Landen, oder aber waren auch schon Viele von ihnen gestorben: die That war unvergessen, nicht nur bei Kind- und Kindeskind, allen andern, allen neuen Gemeindemitgliedern war Zinzendorf ja auch ein Freund, ein Helfer, Stütze und Berather wie treuster Seelsorger gewesen! — — — So schrecklich denn auch die an die Gemeinden gestellte Alternative war — so traurig ein so frühes Aufgeben der neugefundenen und schönen Heimat: es herrschte nur

eine Stimme, ein Entschluß über die Wahl. Die würdige Erklärung der Herrnhuter lautete: „Wir lassen nicht von unserm Wohlthäter."

Eine Frist von drei Jahren war den Gemeinden von der Behörde zur Auswanderung gegeben worden. Nach drei Tagen aber ergriffen schon alle ledigen Brüder und Schwestern den Wanderstab und zogen gen Pennsylvanien. Möglichst rasch folgten ihrem Beispiele die Zurückbleibenden und lange vor der anberaumten Zeit war der Herrnhaag verödet, Marienborn entvölkert, die Ronneburg und alle übrigen Wohnstätten der Herrnhuter verlassen! — — —

Zinzendorf starb zehn Jahre nach dem Untergange seiner Colonien in der Wetterau, 1760 — wenige Tage vor seinem sechzigsten Geburtstage, in Herrnhut.

Das Marienborner Schloß, der Herrnhaag blieben fast siebzig Jahre lang verlassene Stätten. 1826 wurde Ersteres Zuflucht und Heimat der aus Schwarzenau im Wittgenstein'schen vertriebenen Separatistengemeinde; 1828 nahmen deren aus Edenkoben in der Pfalz ebenfalls ausgewiesenen Brüder und Glaubensgenossen vom Herrnhag Besitz, ermietheten auch die leer stehenden, weitläufigen Bauten des früheren Nonnenklosters Engelthal und lebten an all' den Orten, wie auf der Ronneburg bis 1843.

1841 hatte ein Schreiner aus Neuwied, Namens Metz, „ein zweiter Rock" — wie er genannt wird — die Idee zu einer allgemeinen Auswanderung der Separatisten nach Amerika angeregt. Sie kam zur Ausführung und Buffalo wurde ihr Ziel. Nur Wenige blieben zurück und diese wie ihre Nachkommen leben bis auf den heutigen Tag in der Wetterau, theils in Himbach, theils in Eckartshausen — Dörfern in der Nähe von Marienborn. Ihr Ruf ist der beste; sie gelten gleich den Herrnhutern für sehr fleißige, geschickte, stille und fromme Menschen. Wie ihre Vorfahren sind sie noch völlig abgetrennt von unserm Gottesdienst und der Kirche, kommen wie Jene nur von Zeit zu Zeit zu gemeinsamem Gebete zusammen und feiern bei solchen Anlässen auch ihr sogenanntes Liebesmahl, wie es schon zu Rock's Zeiten bestand.

An dem Tage, wo wir auf einer Reise durch die Wetterau in dem so reizend zwischen Bergen gelegenen Dörfchen Eckartshausen Quartier aufschlugen, das die einst so gastlichen Mauern der Ronneburg dem wandernden Touristen nicht geben können — da fand dort gerade eine Versammlung der Separatisten und ihr Liebesmahl statt. In wem wäre bei solcher günstigen Gelegenheit nicht der Wunsch aufgetaucht, Mitglieder dieser eigenthümlichen Secte kennen zu lernen? — Die Erfüllung bot nicht die geringste Schwierigkeit — ich verlebte den Abend mit ihnen und zähle seither diese Stunden und Tage in Eckartshausen zu den interessanten meines Lebens. So abgeschnitten wie möglich von der Welt lebend — fern allem Verkehr mit anderen Menschen stehend, ist in ihrem Wesen nichts zu entdecken, das solch ein völliges Abtrennen bemerklich machte oder an irgend welchen Mangel in der Umgangsform mahnte. Ihre Ausdrucksweise ist eine durchaus gebildete; ihre Art zu sprechen hat etwas Sanftes, Ruhiges und ihre Antworten fielen mir oft als eben so kurz wie inhaltreich auf. Mag nur ein Beispiel Letzteres kennzeichnen. Auf meine Frage nach ihren Glaubens- und Lehrsätzen entgegnete die Eine: „Wir leben nach der Bibel und in einem steten Verkehr mit dem Herrn." — Die Fortsetzung des Gesprächs zeigte, daß Alle in der That so bewandert in der heiligen Schrift waren, um es ruhig mit Theo-

logen aufnehmen zu können. Unter einander nennen sie sich „Bruder“ und „Schwester“. Die Bezeichnung ist ihnen so genügend, daß Nennung jedes Namens, der in der Welt gilt, fortfällt und wir auch aus dem Grunde nicht die Namen zweier Fremden hörten, die wenige Tage zuvor erst zu den Separatisten gekommen waren und mit ihnen das Liebesmahl gefeiert hatten. Es war ein Ehepaar und der Mann schien uns in der Secte die Stellung eines Gemeindehauptes einzunehmen. Er hatte lange Jahre in England gelebt, einzig um die dortigen Secten zu studiren; und hätte ich ihn nicht unter den Eckartshauser Separatisten gefunden und man uns gesagt, er habe beim Liebesmahl an dem Tage gepredigt, würde ich ihn eher für einen Anhänger der Darwin'schen Lehre gehalten haben.

Immer und wieder trat mir an jenem Abend, unter einem Gespräche, das so interessant wie möglich und das man am wenigsten in einem einsamen, abgeschiedenen Dorfe der Wetterau hätte erwarten sollen, — ein Bild vor Augen, das die Ronneburg geboten. Wir fanden dort bei unserm Umzug durch die Burg in jenem Hofe, der die Flügelbauten eint, wo hauptsächlich die Vertreter aller Secten wohnten, eine der letzten Jüdinnen, die noch in der alten Bergveste leben. Sie lehnte unterhalb eines Erkers an einer Säule, von welcher wir zuvor entziffert hatten, daß 1570 der Grundstein zu dem Bau gelegt worden. Der Erker — ein kleines Juwel der Baukunst — stößt an den Saal, der später den Inspirirten als Betsaal diente und in dem auch Calvin einstmals den auf der Ronneburg lebenden Juden das Christenthum gepredigt hat! — Gegenüber steht der älteste Theil der Burg, und die Thüren, oberhalb der bemoosten Steintreppe, die zum Rittersaale führen, waren noch weit aufgeschlagen, so daß man die Pfeiler sah, welche die gewölbte Kuppel tragen. — Da hinein schaute nun die alte Jüdin mit sinnendem Auge, wandte sich dann zu uns hin, indem sie auf die offne Halle deutete, und sprach: „Dort, dort an dem Eingange, da soll Graf Zinzendorf immer gestanden haben, wenn er predigte! Mein Großvater hat mir oft davon erzählt und mir Alles beschrieben, wie der ganze Hof voller Fremden stand und wie an allen Fenstern Leute waren, um ihn zu hören — ja, wie selbst Die von den Thürmen herabkamen, die sonst nur Nachts wach waren, wo sie die Sterne betrachteten und ihren Lauf studirten. Nur hier oben, da war Alles still und Niemand zu sehen, wenn die Herrnhuter Gottesdienst hielten.“ — Sie blickte dabei mit seltsamem Lächeln zu dem Flügel empor und fuhr dann rascher fort: „Ja, hier oben, da war es immer still, da lagen die Separatisten und Inspirirten in stummen Gebeten und harrten der Erweckung, — dort, bei den Mährischen Brüdern, sang man laut und betete laut, und zwischen Beiden, da in jenem Flügel wohnten wir Juden, die wir an Moses alter Lehre festhalten und keinen Christus als Erlöser anerkennen. Ein so kleiner Raum der Erde vereinte so viel verschiedenen Glauben; doch wie verschieden Glaube, Gesang und Gebet: Alles, Alles war zur Ehre des einen Gottes, der unser Aller Gott ist!“— — — — — — — — — — — —
— —

Von Eckartshausen begaben wir uns nach dem Herrnhaag. — Durch herrlichen Wald führt der Weg über Berg- und Hügelland hinauf zum Haag — vorüber an der Ronneburg und den Trümmern Hardecks — jenem Wallfahrtplatz der Wetterauer am Himmelfahrtstage, und jede freiere Lichtung in dem Walddunkel zeigt in der Ferne die kleine Kirche des Haags. Unweit von ihr, am Bergesabhang, aus dessen Tiefe Büdingen, die Residenz des

Fürsten von Isenburg, emporsteigt, liegt noch der letzte Rest der Zinzendorf'schen Coloniekirche und etliche Häuser. Die bezaubernde Lage dieses alten Herrnhaags, die ganze reizende Umgebung mahnt an jene tiefe Poesie, die wie ein Nimbus über allen stillen Klosterstätten liegt.

Der Herrnhaag gehört noch dem Fürsten von Isenburg-Büdingen, ist aber seit Jahren an einen Fabrikanten vermiethet, der in der Nähe eine Wollspinnerei anlegte. Die letzten größeren Baulichkeiten der Colonisten sind in sein Wohnhaus umgewandelt. Aus der Kirche, die vierfach durchgetheilt ist, wurden Stuben gebildet, und der obere breitgewölbte Kuppelbau dient als Lager für die fertigen Wollsträhne. In bunten Ballen und Schichten liegen sie da aufgethürmt, wo einstmals verhallend der Ton der Orgel, die lobsingende Menschenstimme hinauf klang und zwischen ihnen erheben sich, frei und stark emporstrebend, zwei mächtig schöne Säulen, die die Wölbung tragen. Wer mag beim Anblick dieser lichten festen Pfeiler nicht an jene beiden starken Säulen des Lebens ganz unwillkürlich gedacht haben: „Glaube und Hoffnung", die oft auch allein den Untergang blühenden Glücks überdauern und uns siegreich durch die bunten Schichten der Jahre, des irdischen und wechselvollen Daseins tragen! —

Stehen und weilen auch nicht viele Fremde an diesen jetzt so vereinsamten Orten der Wetterau: ganz unbesucht sind sie doch nicht. Zu flüchtiger Einkehr ziehen noch oftmals Herrnhuter verschiedener Brüdergemeinden durch's alte Thor der Ronneburg, in Marienborns verödetes Schloß und an des Haags entvölkerte Stätte. Man erzählte uns dort sogar von einem Herrnhuter aus Amerika, daß er nur aus dem Grunde eine Reise nach Europa angetreten habe, um in der Wetterau auf dem Boden zu stehen, den Zinzendorf zu den ersten Colonien der Mährischen Brüder in Deutschland auserwählt hatte und wo sein Großvater hundert Jahre zuvor der Gemeinde beigetreten war, welcher auch einer der Ersten gewesen, die 1750 in Folge jener Conflicte den Wanderstab ergriffen.

Auf der Höhe des Haags, wo sich in Wahrheit eine Kette zauberisch schöner Landschaftsbilder aneinander reiht, da hielten — als ich dort stand — die Gedanken unwillkürlich Schritt mit den Augen und zogen eine verbindende Brücke von einer der alten Colonien zur andern. Gegenüber tauchte im blauen Licht der Ferne, von leichten Wolkengebilden umflossen, die Ronneburg aus den bewaldeten Bergzügen empor, in die das Abenddämmern seine ersten Schatten warf. — Wer vermöchte sich von dem Bilde rasch fort zu wenden, um das die Erinnerung einen so reichen und grünen Kranz gebreitet hat? — Und wer's erschaute, wenn die Sonne sank, wie hin auf Gold gemalt die alten Mauern in dem Dunkel standen, das der Jahrhunderte Lauf auf ihr Gestein gelegt, der trennte sich auch ganz gewiß nicht früher von jener Höhe, bis Stern um Stern ein glänzend Diadem um die hohen Spitzen der Thürme gereiht, die, weit hinausragend über Zinnen und Warten, so stolz und kühn zum Horizonte streben, als trügen sie das Bewußtsein ihrer schönen Vergangenheit in sich „ein schützend Asyl für so Viele von Denen gewesen zu sein, die um ihres Glaubens willen litten!"



Erckmann- Chatrian.



Erckmann-Chatrian,

das Elsaſſer Dichterpaar.

Es hat für uns Deutſche immer etwas Eigenthümliches, wenn wir, wie dies in Frankreich alle Tage geſchieht, die Aſſociation, die treibende Kraft der Gegenwart, aus dem Handelsverkehr in das Bereich der geiſtigen Thätigkeit übertragen ſehen. Jenſeits des Rheins ſind literariſche Vergeſellſchaftungen zur Production künſtleriſcher Erzeugniſſe indeſſen keineswegs eine Seltenheit und wenn jedes Compagnie-Geſchäft dieſer Art in derſelben Weiſe betrieben würde, wie dies von Seiten der Elſaſſer Erckmann-Chatrian geſchieht, ſo dürften ſich Kunſt und Künſtler kaum ſchlecht dabei ſtehen.

Die beiden genannten Schriftſteller ſind bei uns in Deutſchland längſt keine Fremden mehr. Ihre großen Epen in Proſa, welche den nationalen Ruhm Frankreichs gleichzeitig, wenn man ſo ſagen darf, beſingen und beklagen, haben bei der gebildeten Leſewelt Deutſchlands im Original wie in der Ueberſetzung ſich das Ehrenbürgerrecht erworben und die beſondere Theilnahme, die wir immer noch für Alles empfinden, was, ſelbſt im fremden Gewande, anheimelnd aus dem Elſaß zu uns herübertönt, mag wohl zunächſt die Sympathien mit geſchaffen und begünſtigt haben, die wir dem Werke dieſer Männer von Anfang an entgegen trugen.

Dennoch würde man ſich in Deutſchland einer gewaltigen patriotiſchen Täuſchung hingeben, wenn man dieſe Männer für etwas Anderes nähme, als was ſie von Grund des Herzens ſind, nämlich Franzoſen. Sie ſind Franzoſen vom Scheitel bis zur Sohle, von Herz und Verſtand und wenn ſie als Schriftſteller dennoch von einer in Frankreich ganz ungewöhnlichen Originalität erſcheinen, wenn ſie ſich ſchier ſeltſam abheben von Dem, was die Tradition der franzöſiſchen Literatur das Gemeingut aller ihrer Kinder werden läßt, ſo iſt dies immer, weil ſie ein Plus mitbringen, das allen ihren mitſtrebenden Landsmännern abgeht, ein Plus, das ſie freilich der engeren Heimat, der Provinz verdanken, aus der ſie entſproſſen und das kein franzöſiſcher Patriotismus in ihnen zu erſticken vermochte: das deutſche Gemüth.

Die Geſchichte dieſer beiden Männer iſt einfach und doch verſchlungen genug. Der Eine, Erckmann, iſt rein deutſch-ſchwäbiſchen Urſprunges, während der Andere, Chatrian, obgleich ebenfalls im Elſaß, in dem Weiler Soldatenthal, nahe bei Pfalzburg, geboren, ſeine Vorfahren zunächſt nach der Auvergne und in noch früherer Zeit bis nach Corſica und Italien hin zurückverfolgen kann.

Der jetzt 47 Jahr alte Emil Erckmann, Sohn eines Buchhändlers, war in seiner Jugend nicht eben der fleißigste Schüler des Pfalzburger Gymnasiums. Dennoch kam er schon im Jahre 1842 nach Paris, um sich dort dem Rechtsstudium zu widmen. Aber der Aermste vermochte nie, sich mit dem Corpus juris oder dem Code Napoléon zu befreunden und nachdem er im Jahre 1848 einen Moment lang die Feder mit der Büchse vertauscht, gelangte er endlich, nach mannichfachen Unterbrechungen, im Jahre 1857 dahin, sein drittes und letztes Examen zu bestehen. Aber wie theuer war diese nutzlose Glorie erkauft, nutzlos, weil er schon im folgenden Jahre dem Dienst der blinden Göttin für alle Zeiten Valet gab. Erckmann gesteht es heute mit der ihm eigenen Bonhomie selbst ein, daß er niemals im Stande gewesen, auch nur das leichteste juristische Thema zu begreifen; so daß er endlich auf den immensen Gedanken verfiel, den gesammten Code Napoléon von Anfang bis Ende wörtlich auswendig zu lernen Obwohl er bei dieser anstrengenden Gedächtnißarbeit sein ganzes Haupthaar verlor, so machte er sich doch auf diese Weise wenigstens eine mechanische Wissenschaft zu eigen, die für die Examina gerade ausreichte, und die er dann rasch über Bord warf.

Während er sich so abarbeitete und Paris zeitweise verließ, um in der Abgeschiedenheit der heimatlichen Kleinstadt gewisse Paragraphen der Gesetze seinem widerspenstigen Kopfe leichter einzuprägen, war der vier Jahre jüngere Alexander Chatrian vom Gymnasium Pfalzburgs nach Belgien verschlagen worden, wo er sich, seinen Familientraditionen gemäß, der Glasmanufactur widmete. Aber trotzdem ihm hier eine angemessen honorirte Zukunft blühte, verließ er plötzlich, zum großen Schrecken der Seinen, diese Stellung, um, von heißem Wissensdurst erfaßt, nach Pfalzburg auf's Gymnasium zurückzukehren. Dort trat er als „maître d'études“ ein, d. h. er erkaufte sich das ersehnte Recht, die Lehrvorträge gratis anhören zu dürfen, durch die mühselige Ueberwachung der Ganz-Pensionaire der Anstalt bei ihren häuslichen Arbeiten.

Hier lernten sich die beiden jungen Männer durch Vermittlung des bejahrten Professors Perrot kennen und faßten sofort eine solche Zuneigung für einander, daß sie alsbald unzertrennlich wurden.

Und nun begab sich das Wunderbare. Obgleich von ganz verschienem Bildungsgange und sehr abweichender Charakter- und Empfindungsweise, wußten sich die beiden Freunde dennoch über eine Anzahl von Punkten in Religion, Philosophie, Literatur, Kunst &c. dergestalt zu einigen, daß sie sich eine fast durchweg gleichartige Gefühls-, Denk- und Sinnesart zu eigen machten. Aus diesem Zusammenleben entstanden nun eine Reihe von Erzählungen von derartiger Einheit der Composition und des Styls, daß längere Zeit hindurch, selbst als schon die Tage des Erfolgs für sie gekommen waren, Niemand auf den Gedanken verfiel, daß sich hinter dem literarischen Firmenschilde Erckmann-Chatrian zwei durchaus verschiedene Persönlichkeiten verbergen könnten.

Freilich ging es ihnen im Anfang schlecht und übel genug. Ihre Novellen fanden nur in Provinzorganen Absatz oder blieben ganz im

Manuscriptschrank liegen, nachdem sie vergeblich die Runde bei allerhand Redactionen gemacht. Beide verzweifelten schier an ihrem schriftstellerischen Berufe. Erckmann — es war vor 1857 — nahm seine juristischen Gedächtnißübungen wieder auf und bedauerte es im Stillen lebhaft, seinem früheren jugendlichen Drange nicht gefolgt und einfach Metzger geworden zu sein. Chatrian dagegen hatte einen bescheidenen Platz in den Bureaux der französischen Ostbahn-Gesellschaft in Paris erhalten und lebte ganz seinen administrativen Arbeiten. Wenigstens am Tage. Aber am Abend, wenn die beiden Freunde gemüthlich in einer Bierhalle am Boulevard Straßbourg saßen, Erckmann einen Schoppen nach dem andern leerend, Chatrian sich mäßig mit zweien begnügend, da konnten sie es nicht unterlassen, gegenseitig, wie früher, phantastische Erzählungen gesprächsweise auszuspinnen. Jeder gab dann hinzu, was seiner innersten Natur entsprach: Erckmann, den phantastischen, fast Callot-Hoffmann'schen Zug, Chatrian die scharfe, klare, unerbittliche Logik und war Alles ebenmäßig behandelt und genau durchgesprochen, dann ging es an die Arbeit. Bald war es der Eine, der schrieb, bald der Andere; oft auch schrieben Beide dasselbe Capitel gleichzeitig und zweimal, und es war merkwürdig, zu sehen, wie ähnlich in Darstellungs- und Auffassungsweise die beiden Entwürfe ausgefallen waren. Dann ging's nochmals an's Feilen und Ueberfeilen des geschrieben vorliegenden Ganzen, wobei besonders Chatrian mitleidlos das Dickicht der romantischen Auswüchse, die der Freund etwa hatte hineinwachsen lassen, ausschnitt, und darauf blieb das also Geschaffene sich selbst überlassen. Man hatte so viel daran gearbeitet, daß man das Bewußtsein besaß, das Seine redlich gethan zu haben und fanden sich ja einmal Leute, die, selbst mit Aussicht auf Absatz, Aenderungen oder Zugeständnisse an den Geschmack des Tages verlangten, so wurden sie ohne Weiteres abgewiesen.

Da kam mit dem Jahre 1859 der erste größere Erfolg: „Der berühmte Doctor Matthäus" wurde in der Revue de Paris abgedruckt, nachdem Chatrian das Manuscript ein halb Jahr lang in der Rocktasche umhergetragen und es überall vergebens angeboten hatte. Die „Phantastischen Geschichten; die „Geschichten vom Ufer des Rheins"; die „Erzählungen aus dem Gebirge" u. A. m. schlossen sich daran in rascher Folge. Es weht ein eigenthümlich „teutonischer Zug" durch alle diese Erzeugnisse dichterischer Phantasie. Ein klarer Realismus, der dennoch vom Tone trockener Photographie weit entfernt blieb, eine wirklich gefühlvolle Saite klang aus den einfachen Begebenheiten hervor, die nicht selten einen Stendhal'schen Humor zeigten und eine waldfrische Natürlichkeit war diesen Productionen dabei tiefinnerlich eigen, so daß den Franzosen die Berge, Schluchten und Thäler des Vogesenlandes durch diese Schriftsteller gleichsam zum ersten Mal erschlossen und zum gemeinfaßlichen Verständniß gebracht wurden.

Aber trotz aller Volksthümlichkeit dieser Novellenproduction blieb dieselbe doch fast ausschließlich Eigenthum der delicateren Lesewelt, die sich von dem Romanfeuilletonfüllsel der meisten Organe der Tagespresse mit

Ekel abgewendet. Da erschien im Jahre 1863 im Journal des Débats der erste größere vaterländische Roman: „Frau Therese oder der Freiwillige von 1792“ und nun war der Weg gefunden, der zum Herzen des Volkes aller Schichten führte, der Sesam, der den Verfassern Hütten und Paläste öffnete. Wie Alexander Dumas Vater in seinen besten Tagen die Degenromantik in der Zeit der letzten Valois dargestellt, so schilderten sie mit Meisterhand die Großthaten der nationalen Ruhmesepoche, indem sie gleichzeitig die Rückseite der Medaille dem Auge der Leser vorführten und so die gefährlichste Ausartung der französischen Vaterlandsliebe, den Chauvinismus, mit seinen eigenen Waffen, auf seinem eigenen Gebiete bekämpften. Wie unermeßlich groß ihr Einfluß gewesen, welch treffliche Früchte ihre Propaganda für die Segnungen des Friedens im ganzen Lande gezeitigt, wie tiefeingreifend die Wirkung auf das gesammte politische Denkvermögen der Nation war, die hier zum ersten Male erfuhr, wie theuer eigentlich „la gloire“ Land und Leuten zu stehen gekommen — das hat am Besten die Geschichte der letzten Jahre und am Deutlichsten der Verlauf der jüngsten Generalwahlen in Frankreich bewiesen, wo überall im ganzen Lande den Abgeordneten aller Farben ein ausdrückliches Friedensprogramm mit auf den Weg gegeben ward. In dieser Beziehung ist ihr Wirken ein wahrhaft civilisatorisches gewesen und die dreizehn Auflagen von „Frau Therese“, die einundzwanzig Auflagen der „Geschichte eines Conscribirten von 1813“; und die siebzehn Auflagen von „Waterloo“ haben in dieser Hinsicht größeren Einfluß ausgeübt, als alle Friedens-Congresse des Continents von Europa.

Freilich den Autoren selbst gegenüber darf man diese Seite ihrer Wirksamkeit nicht allzu sehr betonen. Denn was sie gethan, das haben sie als ehrliche Poeten, ohne Tendenz und sonstige Hintergedanken gethan Aber was ihnen Schmerz bereitet, das ist, daß noch Niemand darauf hingewiesen, wie sehr sie bemüht sind, dem französischen Volke seine Sprache in ihrer ursprünglichen Reinheit zurückzugeben. In ihren Schriften kommt kein abstracter Ausdruck vor, um eine materielle Sache zu bezeichnen und Alles wird sorgfältig vermieden, was nicht in Form und Wurzel wirklich rein französischen Ursprungs ist. Dies Streben und seine consequente Durchführung ist gewiß überaus anerkennenswerth. Allein es ist doch wol etwas zu weit gegangen, wenn man, gegenüber den unnachahmlichen inneren Schönheiten ihrer Werke, den sonst so kaustisch-scharfen Chatrian im Gespräch gerade auf diese Aeußerlichkeit den Schwerpunkt seiner und seines Freundes Thätigkeit legen hört.

Die letzten Arbeiten und Erfolge Erckmann-Chatrian's sind: die „Geschichte eines Bauern“ und der „polnische Jude“. Die Geschichte eines Bauern ist ein culturhistorisches Gemälde der Revolutionszeit, das dem Volke, dem Arbeiter, dem Landmann in starkumrissener Weise die Geschichte seiner Vorfahren erzählt und ihm klar macht, wie sie es gewesen, die mit ihrem Blute die Errungenschaften der Revolution erkauften. Aber dieses Buch ist nicht nur „schön und gut“, wie die Griechen es verstanden, sondern in seiner nüchternen, schwunglosen

und doch zugleich voll Einfachheit nicht selten begeisternden Weise, ist es ein vor Allem nützliches Werk, das in dem Bauern und Kleinbürger das Gefühl seiner Zusammengehörigkeit mit dem Staate auf das Ergreifendste weckt und nährt.

Der „polnische Jude“ dagegen ist ein Drama; der erste und einzige Bühnenversuch der Freunde, der Erfolg und zwar einen glänzenden Erfolg gehabt. Die Fabel, aus einer ihrer volksthümlichen Geschichten entnommen, ist so einfach als möglich; der dramatische Aufbau naiv, fast ungeschickt. Der ganze Schwerpunkt des Stückes ruht in der vorletzten Scene; aber diese Scene ist so originell, so gewaltig, so packend, daß alle dramatischen Schwächen und Sünden darüber vergessen werden und ein nicht endenwollender Beifall nach jeder Aufführung den Sieg des Stückes rettet. Die Scene spielt natürlich im Elsaß und die Frische des Localtons verleiht dem Stück einen germanischen Parfüm, den das blasirte pariser Publicum wohl zu würdigen weiß. Der Bürgermeister eines kleinen Dörfchens hat vor zwanzig Jahren, als er nur erst der dem Bankerott nahe Schänkwirth Matthes war, einen bei ihm einkehrenden polnischen Juden in eisiger Winternacht ermordet und den Leichnam darauf im Kalkofen verbrannt. So sind alle Nachforschungen der Gerichte vergeblich gewesen. Der durch den Raubmord reich gewordene Matthes will seine Tochter nun an einen Gendarmen verheirathen, um so im Nothfall, wenn doch ein Verdacht entstehen sollte, stets einen rechtsgewaltigen Vertheidiger zu haben. Das Glück begünstigt ihn. Seine Tochter und der Gendarm lieben sich. Die Hochzeit soll stattfinden. Da wird das schlafende Gewissen des Bürgermeisters durch die Einkehr des Sohnes jenes Ermordeten wachgerufen. In jedem Augenblick hört er das Schellengeläut des Schlittens, in welchem sein Opfer vor zwanzig Jahren angelangt war. Sein nervöser Zustand wird immer bedenklicher. Er fürchtet, im Schlafe vielleicht sein Geheimniß auszuplaudern und läßt sich in ein entlegenes Zimmer betten. Die Wände können nichts wiedersagen. Dies ist die Nacht vor der Hochzeit. Matthes geht schlafen. Ein durchsichtiger metallener Vorhang senkt sich herab auf die Bühne. Man sieht das Tribunal, die Richter, die Zeugen, den angeklagten Matthes selbst. Die Scene stellt dessen Traum dar. Der Staatsanwalt verliest die Anklageschrift, der Präsident ermahnt Matthes, die Wahrheit zu sagen, Matthes betheuert seine Unschuld, da wird ihm, so sehr er sich auch dagegen bäumt, der mit Pelz verbrämte grüne Ueberrock des polnischen Juden angezogen und nun muß er sprechen. Sein Widerstand ist gebrochen; er gesteht Alles und wird zum Tode durch den Strang verurtheilt. Dieser Traum ist von einer realistischen Wahrheit, von einer Prägnanz der Darstellung, die ergreift und packt und die Originalität einer Scene genügt, um selbst Demjenigen, welchem das Talent Erckmann-Chatrian's noch unbekannt geblieben, einen Begriff zu geben von der Kraft und Fülle der Ideen wie des Ausdrucks, die diesen Autoren zu Gebote stehen.

Wenn man nach Aeußerlichkeiten urtheilen darf, so ist Erckmann der deutschere von den Beiden. Schüchtern und unbeholfen in allen

practischen Dingen, wie ein deutscher Professor, Feind der sogenannten „Gesellschaft“ und ihrer Verpflichtungen, liebt Erckmann nur sich und seinen Arbeiten zu leben. In Paris fühlt er sich selten wohl, und er athmet erst recht auf, wenn er in den heimischen Bergen um Pfalzburg tagelang umherschweifen und mit den Köhlern und Holzflößern der Gegend verkehren kann. Früh Morgens, wenn er erwacht, citirt er lange Stellen mit Commentaren aus seinen Lieblingsbüchern: der Bibel und dem Fabelbuch Lafontaine's. Schweift er aber umher, so arbeitet er im Geiste an seinem eigensten Werke, dem großen Heldengedicht: „Die französische Revolution“, von dem zehntausend Verse schon gedichtet sind und doch noch kein einziger aufgeschrieben wurde. Erckmann verbessert und feilt unablässig an dieser Epopöe — aber natürlich nur im Kopfe; er hat indessen von seiner Juristenzeit her das Gedächtniß dermaßen in der Gewalt, daß er sogar die verschiedenen Versionen der abgeänderten Stellen gleichzeitig zu recitiren vermag.

Neben ihm spielt Freund Chatrian gewissermaßen die Rolle der irdischen Vorsehung. Er ist es, der für ihn den schwarzen Frack bestellt, wenn es gilt, unabweisbare Einladungen anzunehmen, wie z. B. beim Besitzer der Débats, Eduard Bertin. Er ist es ferner, der alle Honorarverhältnisse ordnet, der die Verträge mit Zeitungen und Verlegern abschließt, meist allein die Correcturen liest, dafür sorgt, daß der empfindsame und wie alle naiven Poeten leicht verletzliche Erckmann nur die Besprechungen zu Gesicht bekommt, die auf seine Nerven angenehm und beruhigend wirken u. dgl. m. Chatrian dagegen ist gefeit gegen Lob und Tadel. Er ist Philosoph genug, um jeden Tadel ertragen, Skeptiker genug, um jedes Lob entbehren zu können und so ersetzen und ergänzen sich die Beiden und bilden Eins in Geist und Herzen, daß man es wirklich begreift, wie sie haben Junggesellen bleiben können, ob es ihnen gleichwol und namentlich auch Chatrian, nie an selbst glänzenden Gelegenheiten fehlte, sich unter Hymens Joch zu begeben.

Beide Männer, im rüstigsten Mannesalter stehend, sind noch vom emsigsten Schaffensdrange beseelt. Wie sie früher gearbeitet so arbeiten sie auch heute noch in steter Gemeinsamkeit. Beide versprechen nicht gern — aber ein gegebenes Wort pflegen sie immer zu halten, selbst wenn es nur der Eine „pour les deux“ gegeben hat. Und so wäre es nicht unmöglich, daß binnen Kurzem der „Salon“ als primeur eine der kleinen Novellen erhielte, die sich an die Gestalt des Onkel Benjamin anlehnen und diese Erzählung würde dann die erste des berühmten Dichterpaares sein, welche früher in der deutschen Uebertragung als im französischen Original erschiene.

Arthur Levysohn.

Die Ohmsager von Poggendiek.

Erzählung aus dem Emsland von **E. von Dincklage.**

I. Der norddeutsche Zulu-Kaffer.

Als ich noch ein kleines Kind war wurden die ersten Begriffe des Endreimes in mir erweckt, indem man mich den alten Vers: „Es war einmal ein Mann, der hatte keinen Kamm, da kauft er sich einen, da hatt' er einen ꝛc." mit all den gewagten Metamorphosen dieses Kammes lehrte. Man sagte mir nie wer? und wo? dieser Mann gewesen sei, aber meine kindische Phantasie beschäftigte sich häufig mit ihm, wenn die gedankenlose Hand der Bonne jämmerlich in meinen Haaren zauste unter dem Vorwande, dieselben zu frisiren. Da ich gewahrte, daß alle Menschen meiner Umgebung sich mit mehr oder weniger Discretion des Frisirkammes bedienten, so vermuthete ich endlich, der Mann, der keinen Kamm hatte, müsse längst gestorben sein. Ich irrte mich. Zwanzig Jahre später begegnete er mir und ich erkannte ihn auf den ersten Blick. Ich hielt mich in einer ostfriesischen Stadt auf. Die guten Bürger lebten ungemein ruhig, sammelten und kannegießerten unverdrossen und spannen ihr Dasein gemüthlich zwischen zwei großen Hauptereignissen ab, von denen das eine erschreckender Natur war: die Ueberschwemmungen der Ems, veranlaßt durch Springfluth in der Nordsee und dem Dollart, während das andere den Gipfelpunkt irdischen Frohsinnes umfaßte: den Jahrmarkt! — Ich wünschte sehr eine solche Spring- oder Sturmfluth mit zu erleben, allein, es kam leider keine; dagegen kam der Jahrmarkt und machte die ruhigen Stadtbewohner zu einem Haufen Vergnüglingen, deren untere Schichte sich einer bacchantischen Ungebundenheit überließ. Da mich nichts mehr erfreuen kann, als mich unter Menschen zu mischen, die sich amüsiren, so drängte ich mich durch die Honigkuchen- und Waffelbuden, hielt dem Witzen der ländlichen, stark angetrunkenen Schönen Stand und trat endlich in den leinenumgrenzten Circus einer Seiltänzer-Gesellschaft. Dort sah ich zum ersten Mal den Mann ohne Kamm. Ich erkannte sogleich, daß gerade er es war, auf den der Vers dereinst gedichtet worden. Ich ward nicht müde ihn zu betrachten ihn zum Helden einer merkwürdigen Lebensgeschichte zu stempeln; denn er war nicht etwa einer jener „Misérables", deren Schilderung in Romanen und auf Bildern uns so unendlich tief, deren Nahen in der Wirklichkeit uns so wenig rührt

— nein, mein Held war so, weil er nicht anders sein wollte; er war ein zweiter Diogenes. Dereinst schleuderte er Kamm und Rasirmesser von sich wie Polykrates den Ring in's Meer warf, wandte sich und kehrte zurück in die Arme der urewigen, unverkünstelten Natur. Der Mann war kein Bettler, kein Bedürftiger; seine große, sehnige Gestalt, seine braunen muskulösen Hände verriethen ununterbrochenen zähen Fleiß, sein ernstes unbewegliches Gesicht, dessen tiefliegende blaue Augen gespannt den Bewegungen des seilspringenden Athleten folgten, sprachen der Voraussetzung Trotz, es habe jemals den Ausdruck des Bittstellers angenommen. Obwol das dunkelblonde Haar des Bauern stark mit Grau untermischt erschien, konnte man ihn nicht für einen alten Mann halten; er war mehr vernachlässigt, als gealtert. Seine Kleidung verrieth kein Anlehnen an die wankelmüthige Mode, sie ward — meiner Schätzung nach — von einem, wahrscheinlich allbereits in Gott ruhenden Schneider im ersten Decennium dieses Jahrhunderts gefertigt; der Rock war sicher ein Erbstück, denn hier und da strammten die Nähte des Rockes. Die Taille befand sich in der Gegend der Schulterblätter und die Aermel bauschten sich empor über den Achseln. Das Ganze, zu dem wir kurze Beinkleider, Strümpfe und Schnallenschuhe rechnen, krönte ein schwerer zottiger Hut, ein sogenannter Dreitimp.

Indem ich über eine passende Art, die Bekanntschaft dieses Originals zu machen, nachsann, war dasselbe dem stets bereiten Spott der Straßenjugend keineswegs entgangen: „Da ist der Geck aus dem Emslande!“ riefen einige nichtsnutzige Buben, die Drehorgel übertönend. „Coc Poggendiek, Coc Poggendiek!“ fielen andere ein, „Du bist unser Jahrmarkts-Kameel! wann wirst Du endlich selber auf dem Seile tanzen?“ Der also Angerufene schien weder diese Witze noch das ihnen folgende Gelächter zu vernehmen, er starrte gleichsam athemlos und hochaufgerichtet ein kleines Mädchen an, das, auf eine hohe Balancirstange mit einem Fuße festgeschnallt, wie ein Vögelchen in der Luft schwebte, indeß die Spitze der Stange auf der Brust des Herkules ruhte, der in unsauberes Tricot gekleidet war. Aber neben unserem Mann, der, wie wir erfuhren, Coc, oder Jacobus heißt, erhob sich ein breitschulteriger, halberwachsener Bursche mit scheuen, weltfremden und doch merkwürdig leuchtenden Augen, der offenbar ein Mitbenutzer der Garderobe meines alten Diogenes war. Er hatte sich sichtlich in die Höhe gehoben, um den Urhebern der belachten Scherze sein drohendes Gesicht zu zeigen; allein ein kräftiger Puff seines älteren Gefährten ließ in wieder in das Niveau der benachbarten Köpfe untertauchen. Diese Art, sich durch Rippenstöße mit einander zu unterhalten, schien ein stehendes Verständigungsmittel zwischen Beiden zu sein; sie sahen wirklich aus, als müßte ihre Sprache eine ganz andere, mächtigere sein, als die von uns übrigen Sterblichen. Diese Gestalten machten einen Eindruck auf mich, wie er jenen Reisenden kommen mag, die in ungeheuren Eismassen die Reste eines Mammuths oder irgend eines längst ausgestorbenen Sauriergeschlechts entdecken.

„Ach bitte, heben Sie mich ein wenig in die Höhe, junger Herr, diese dummen Bauern drängen so!" sagte neben mir eine dünne Stimme, welche selbstverständlich einem kleinen Schulmädchen aus der Stadt angehörte, das am Arme eine unverhältnißmäßig große Strohtasche trug. Ich hätte der kleinen Dame nun auseinandersetzen können, daß ihre Begriffe über den Beruf und die Wichtigkeit des Landwirthes, resp. des Ackerbaues sehr einseitig wären; aber die Kleine möchte unter dieser didactischen Auseinandersetzung wirklich erdrückt worden sein; so hob ich sie denn in die Höhe, sie lächelte dankbar und umfaßte meinen Hals mit ihren dünnen Armen, indeß die Strohtasche, die stark nach Honigkuchen roch, gemüthlich meinen Rücken deckte. Als ich nach dieser kleinen Episode wieder nach Coe Poggendiek's Platz blickte, war derselbe leer und mein Diogenes stand neben mir. Jetzt erst blickte ich tief in seine Züge. Wie ein von Sturmfluth zerrissenes und gefurchtes Erdreich lagen sie da, der Ausdruck verschlossen, versteint, hoffnungslos. Er schaute nicht auf mich; seine Blicke hingen beinah angsthaft an dem kleinen Mädchen auf meinem Arme. Erst jetzt sah ich, wie lang und wuchtig, obwol fleischarm seine Gestalt war.

„Wart', Du kleiner Schwerenöther, das sag' ich der Mutter, daß Du Dich hier herumtreibst!" rief von der andern Seite ein corpulenter Schlächter und tätschelte meine kleine Bürde. Das Mädchen kletterte wie eine Eichkatze von meinen Schultern auf die des neckischen Fleischers, aber die Züge des Emsländers wurden plötzlich matt, schlaff, theilnahmlos — noch einen Blick warf er auf das eben wieder losgeschnallte Balancirkind, das hinter einem schmutzigen Vorhange verschwand — dann drückte er gemach die Leute zur Seite und verließ, ehe ich, minder stark als er, mir zu ihm Bahn brechen konnte, die Bude der Seiltänzer.

II. Robinson Crusoe am Emsufer.

Etwa ein Jahr später machte ich bei meiner Rückreise von Ostfriesland einen Abstecher an das münsterländische Emsufer, da, wo dieses an ausgedehnte Moore grenzt, um dort die vielbesprochenen alten Knüppelwege oder Brücken in Augenschein zu nehmen, die sich meilenlang ausdehnen und von denen man glaubt, sie wären von den Legionen des Varus angelegt Ich hielt es am Gerathensten, mich an die Geistlichkeit des nächsten Dorfes wegen genauerer Auskunft zu wenden und fand namentlich in dem Caplan ein sehr reges Interesse für meine Nachforschung, die er persönlich zu leiten versprach. Er nahm nicht zuversichtlich an, die genannten Wege stammten von den Römern, aber ihr Alter muß dennoch ein beträchtliches sein, denn das Moor ist in doppelter Manneshöhe über die obere Schichte des Dammes emporgewachsen. Die Schicht selbst ist überall eine doppelte, vielfach eine dreifache. Der Pfarrer, hier Pastor genannt, schenkte mir während unserer Unterhaltung fleißig einen sauren Weißwein ein und beschenkte mich mit einigen alten Münzen, welche man in der Gegend ausgrub.

Früh am nächsten Morgen begannen wir, der Caplan und ich, in großen Wasserstiefeln, unsere Entdeckungsreise. Wir ließen uns über die Ems setzen und kamen nach zweistündigem Marsch zu einer Stelle, deren Aufgrabung dadurch erleichtert wurde, daß der Caplan das nahe an tausend Jahre alte Holz, welches indeß noch fest und ganz pechschwarz ist, schon in früherer Zeit hatte bloslegen lassen. Es stellte sich klar heraus, daß man in verschiedenen Zeitabschnitten die auf dem Moore selbst ruhende Holzbrücke, aus rohen Stämmen gefügt, erneut hatte, so daß die Lagen übereinander zu finden sind — indeß was auch der Caplan demonstrirte, ich fand die Expedition ziemlich verfehlt, hieß den von mir mitgenommenen Arbeitsleuten einige Stücke des alten Holzes neben ihren Spaten auf die Schulter legen und begab mich mit meinem freundlichen Begleiter unsäglich ermüdet und verstimmt auf den Heimweg. Das Gehen auf dem holprigen, elastischen Moorboden macht beinah seekrank und die Unendlichkeit der schwarzen Moorfläche, nur durch Torfhaufen und den Anblick der fernen holländischen Grenzveste Burtange verschönt, stimmt den Geist entsetzlich herab. Ich athmete ordentlich auf, als ich den festen Grund der Emsmarch unter den Füßen hatte; aber meine Freudenäußerung ward durch einen fernen Donnerschlag zurückgedrängt, dem ein pfeifender Stoßwind folgte, als die Herolde eines nahenden Gewitters.

„Wenn wir uns beeilen“, sagte der Caplan tröstend, „können wir vielleicht noch ein Dach erreichen und, wennschon dieses Dach eben kein schützendes zu nennen ist, bleibt es immerhin doch dieser gänzlich baumlosen Gemeindetrift vorzuziehen!“

Der geistliche Herr deutete auf ein Bauwerk, das, ein paar hundert Schritte entfernt, da, wo der niedrige Marschboden sich zu einem Haiderücken erhöht, angeklebt schien. Es war eigentlich nur noch das Skelett eines Gehöftes, die Dachsparren und das Fachwerk der Wände ragten vielfach unbekleidet hervor; es machte einen wüsten, unheimlichen Eindruck, dieses gänzlich einsame zerstörte Menschennest, dem wir unsere Schritte zuwendeten, zu betrachten. Man unterschied bald eine gelbgrüne Moderfarbe, die in tausendfachen Flechten und Moosen das faulende Holzwerk bedeckte.

„Es wohnt hier ein merkwürdiger, einsiedlerischer Mann!“ bemerkte der Caplan.

„Ah“, unterbrach ich ihn erregt, „doch nicht etwa Coe Poggendiek?“

„Sie kennen Jacob Poggendiek?“ staunte der Andere.

„Freilich, ich sah ihn in L. bei den Seiltänzern!“

Der Caplan lächelte. „Ja, ja, das ganze Jahr sucht er keinen Nachbar oder Verwandten auf, es ist als ob die Menschen für ihn gar nicht existirten — mit Ausnahme seines Seelsorgers, denn er ist ein gottesfürchtiger Mann! — die Welt ist ihm wie ein Rauch; aber er bezahlt in unserer Provinzialstadt einen Gastgeber besonders dafür, daß er ihm anzeigt, wo in der Umgegend eine Seiltänzertruppe zu sehen ist. Außerdem verschwindet der Poggenbauer jedes Jahr acht Tage!“

„Unmöglich!“

„Man glaubt, er mache dann eine weitere Reise — kein Mensch weiß indeß, wohin!“

„Das sind sonderbare Narrheiten!“ rief ich aus.

„Die Leute nennen es Narrheiten“, bemerkte mit leisem Tadel für mich der Caplan; „ich aber bin überzeugt, Coe hat eine ganz bestimmte Idee bei dem, was es thut!“

„Wahrscheinlich doch eine fixe Idee! Sie, als sein Seelsorger, hätten derselben vielleicht auf den Grund kommen können!“

Es war, nach jener Wetterankündigung ganz still und drückend warm geworden. Der Caplan nahm seinen breitrandigen, flachen Hut in die Hand und strich langsam über sein dünnes Haar. „Sie sind Protestant, mein Herr?“ fragte er.

„Ja!“

Er lächelte mild, fast traurig: „Es sind keine weltlichen Geheimnisse, denen uns unser Beruf entgegenführt; mit den irdischen Zielen fällt auch die weltliche Neugier weg! — Ich bin jetzt seit zwölf Jahren ordinirt“, fuhr er nach einer Pause fort, meine erste amtliche Handlung, außer der Kirche, war die, in das zerfallne Haus vor uns die Sterbesacramente zu tragen; es starben dort in einer Woche fünf Personen am Typhus!“

„Coe's Angehörige?“ fragte ich erschrocken.

„Ja, sein Vater, seine Stiefmutter, sein Bruder und dessen Frau, sowie deren Tochter — seitdem lebt Coe ohne Dienstboten oder Angehörige allein mit dem verwaisten Sohne eben dieses Bruders, der, als der Tod so reiche Ernte hielt, noch keine zwei Jahre alt war; Coe hat ihn selbst gepflegt und erzogen!“

Wir standen bereits vor der schief und klappernd in den ausgewichenen Angeln schwankenden Hausthür meines kunstsinnigen Bekannten.

„Und seit diesen Unglücksfällen —?“ fragte ich, indem ich das Tauende erfaßte, das den Platz einer Thürklinke vertrat.

Der Caplan nickte ernst: „Sein Herz war zu weich für all' die Trübsal, er war damals noch ein junger Mann!“ . . .

Also des zähen alten Burschen Herz war zu weich. Wenn eine Pensionärin der Andern in's Album schreibt: „Un coeur de vingt ans se brise ou se bronze!“ ob sie sich dann dieses Bronziren wol so denken mag? . . .

III. In der Höhle des Niedersachsen.

Das wiederkäuende Rindvieh sah uns, die wir mit einem zweiten, jetzt schon ganz nahen Donnerschlag uns bei Coe Poggendiek einstellten, mit einem allerdings nicht ganz unbegründeten Staunen an. Auf der Schwelle der Küchenthür, deren Rahmen jede Erinnerung an ihre einstige lothrechte Stellung vergessen hatte, stand der Hausherr, gleichsam in bengalischer Beleuchtung; denn die Blitze fuhren von zwei Seiten durch

die Wolkenmassen, die sich am Horizont gethürmt hatten. Der Lauf des Emsstromes, sowie der Einfluß der weiten Moorstrecken hielten das grollende Wetter in seinem Vorwärtsdringen auf, wie ein fester, muthiger Blick eine grimmige Bestie. Ja, ich war in der Höhle einer Creatur, die jeder Menagerie Ehre gemacht haben würde, und mir, der ich ein merkwürdiges Gedächtniß für meine Kindereindrücke besitze, fielen auch gleich einige Löwengruben ein. Da war Daniel und der Sclave Androclus, die Beide nicht gefressen wurden, der Eine, weil er fromm war — ich fürchte, das wäre für mich kein Rettungsmittel gewesen — und der Andere, weil er dem Löwen einmal einen Splitter aus der Tatze gezogen hatte. Das Letztere war ein Gedanke! Wie, wenn ich diesen Mann den Freuden und Leiden des Lebens und dem Gebrauche des Frisirkammes wieder zurückzugeben berufen wäre? Vorläufig jedoch war dies nicht mehr, als eine nebelhafte Ahnung. Alles um mich war verfallen, verraucht und dunkel, nur zuweilen von den Blitzen beleuchtet. Ich blickte unwillkürlich in die sogenannte Küche, ob dort hinter Coe's breitem Rücken nicht die fünf Särge sichtbar würden. Aber da qualmte nur das Torffeuer und unmittelbar an den Bauern drückte sich, wie ein geprügelter Jagdhund, der junge Poggendiek, des Alten Neffe, oder, wie er hier heißt, „Ohmsager": der nämlich, welcher Oheim zu ihm sagt. Der Caplan erklärte unser Erscheinen und der Alte reichte uns die Hand und nickte — doch noch empfänglich für Standesunterschiede, denn er war ein Hofbesitzer! — den Arbeitern zu, die uns auf unserer Forschungs-Tour begleiteten. Die Binsenstühle, die man uns präsentirte, erinnerten mich an Münchhausen's Windspiele, die sich die Beine abliefen, bis sie Dachshunde wurden; sie waren abgenutzt, niedrig, wie für Kinder, und schwarz wie Alles hier im Hause. Der Regen begann draußen zu strömen, die kleinen, vielfach mit Lumpen verstopften, sonnenbrandigen Fenster wurden zu Sieben, muntere Wildwasser tropften und sickerten überall durch das Wellerwerk über unseren Köpfen, das eben so viel Risse zeigte, als das Gesicht seines Besitzers Runzeln. Es plätscherte wie neben einem Wasserfall, die kleinen Bächlein vereinten sich zu Landseen oder artigen Flüssen in den Unebenheiten der Lehmdiele unter unseren Füßen. Coe und sein Ohmsager wirthschafteten indeß geschäftig umher, ein großes Schwarzbrod und eine Schlachte Butter wurden auf den Tisch gelegt, eine Speckseite aus dem Wiemen herabgelangt, der Wasserkessel und eine Pfanne auf's Feuer gethan, Kaffee gemahlen — kurz, unsere Arbeitsleute sahen ungemein befriedigt den Dingen entgegen, die da kommen sollten. Die bereits durch das Gewitter verschüchterten Hühner flatterten jetzt wie wahnsinnig umher, denn der Ohmsager hatte ihrem Nest einige Dutzend Eier entrissen, die er auf den Tisch legte, um aus irgend einem unheimlichen Verließ neue Victualien herbeizuschleppen. Wir mußten einer solchen Gastlichkeit Ehre machen, das stand fest und der Caplan legte sich alsbald in's Mittel, indem er die Pfanne mit Stroh ausputzen ließ, den Speck hineinschnitt und auf denselben die Eier stürzte. Als wir wirklich aßen, lief ein Zug von melancholischem

Behagen über Coe's Gesicht: „Es thut mir nur leid", sagte er, „daß ich es nicht so geben kann wie andere Bauern, aber — —"

Er legte die Hand auf die Stirn und ich fiel in's Wort: „Ich habe gehört, Eure Blutsfreunde sind so schnell hintereinander am Nervenfieber gestorben!"

Coe fuhr auf. Er betrachtete mich mit jenem unruhigen, stechenden Blick aus seinen wunderbar blauen Augen, der mir eigenthümliches Mißtrauen erweckte, schüttelte ein paar mal hastig den Kopf und sagte dann kurz, beinahe zornig: „Ja todt und verloren, ich bin verlassen, ich und das Kind, mein Ohmsager!"

Ich blickte prüfend auf den Caplan — wünschte er vielleicht nicht, ich möchte Coe's ganzes Schicksal kennen, oder wußte der Geistliche selbst nicht Alles? Ich zweifelte nicht, es gab noch eine dunkle Stelle in diesem dunklen Hause, wo ein schweres Geheimniß ruhte, und diese dunkle Stelle war in Coe's Herzen.

„Ihr seht gern Seiltänzer, Poggendiek" — fuhr ich unbefangen fort; „in der Stadt, wo ich wohne, zeigen sich manchmal große Truppen; Ihr solltet einmal daher kommen, das ist doch hübscher, als die armen Hungerleider auf den Jahrmärkten."

„Glaubt Ihr, daß sie viel Hunger leiden?" fragte Coe hastig.

„Gewiß, diese Art Leute sind leichtfertig, prassen, wenn sie viel haben, darben, wenn Alles verzehrt ist!"

„Mein Gott!" stöhnte der Bauer.

Es prasselte ein furchtbarer Donnerschlag, der Caplan bekreuzigte sich und begann Gebete zu sprechen, welche die Anwesenden eintönig nachmurmelten. Als der Caplan sprach: „Unser tägliches Brod gieb uns heute!" ächzte Coe tief auf und doch wußte ich, daß er ein vermögender und mildthätiger Mann war, wie ich beiläufig vom Geistlichen vernommen. Mit diesem letzten Schlage hatte sich das Wetter indeß gebrochen, die Decke über und neben uns tropften leiser und säumiger, ein weißlicher Sonnenstrahl sprang gerade auf Coe's zerfetzte Manchesterweste und der Caplan schloß sein Gebet. Wir dankten Coe für seine gastliche Aufnahme und machten uns zum Weitermarsch bereit. Da faßte Coe mich am Arme und sprach, seine tiefe Stimme bis zu einer beinah rührenden Weichheit sinkend: „Herr, Ihr sagtet, in Eurer Stadt wären —" seine Stimme versagte ihm.

„Freilich", half ich ein, „wenn ich von so Etwas höre, so werde ich es schreiben; auch kann ich Euch, wenn Ihr ein Stück Papier habt, sofort meine Adresse aufsetzen, wenn Ihr etwa einmal dahin kommt!"

„Papier haben wir", rief der Alte sichtlich erfreut und erleichtert; „mein Ohmsager ist ein rechter Student, immer nur lesen und lernen, ja, er hat auch einen tüchtigen Schulmeister!"

Der Junge wurde feuerroth, zog den Kopf zwischen die Schultern und kroch an eine Lade des alten, von Staub und Schmutz incrustirten Schreibschrankes in der Ecke, aus welcher er einige sehr bunte Schreibhefte hervorholte. Ich staunte. Dieselben waren nicht nur sauber, sondern

zeigten eine Handschrift, auf deren Regelrechtigkeit ich stolz gewesen sein würde, so gleichmäßig und gestochen sah sie aus. Ich las zwei Seiten herunter; sie enthielten eine Art Repetition des schulmeisterlichen Vortrags, der nebenbei besonders für einen geliebten und bevorzugten Schüler eingerichtet zu sein schien. So ein armer Dorfschulmeister muß so viel leeres Stroh dreschen, daß er staunend und freudig eine unerwartete geistige Triebkraft begrüßt und sie wie das Wiederaufleben seiner längst begrabnen Jugendträume pflegt und hegt. Eben so klar und stetig als die Schrift förderten sich auch die Gedanken des Aufsatzes: „Die Namen der Bauerschaften auf dem linken Emsufer haben noch vielfach die lateinische Endigung „um", wie man glaubt von jenen Zeiten her, als die Römer in dieser Gegend ihre, noch heute kenntlichen Verschanzungen aufgeworfen hatten. Unsere Vorväter lernten wol schon viele nützliche Künste von den Römern, die damals auch noch Heiden waren, so daß diese Gegend keine wilde mehr war, als später, gleichfalls von Rom, das Christenthum gebracht wurde. Erst gepflügt und dann gesäet!"

Ich blickte auf und gerade in die gespannten und verständigen Augen des ungekämmten Ohmsagers. „Das ist sehr schön, mein Junge", sprach ich; „wenn ich in der Stadt bin, werde ich Dir Bücher schicken, in denen viel aus alten Zeiten steht!"

Der Bursche versank abermals in hülflose Verlegenheit, Thränen schossen in seine Augen, seine Hand tastete nach der meinigen, dann aber drehte er sich barsch um und rief weinerlich: „Das ist nicht nöthig!"

Ich verstand, daß er meine Güte zu groß fand und entgegnete, indem ich meine Adresse aufschrieb: „Binnen einer Woche sind sie in Deinen Händen!"

Die Bewohner des Hauses blickten uns noch lange nach.

„Herr Caplan", wandte ich mich an diesen, „Ihr schönes Interesse für geschichtliche Vergangenheit hat, wie ich sah, kräftige Wurzeln geschlagen; zunächst in Ihrem Schulmeister und dann in diesem einsamen Knaben, dessen ganze Lebensfreude das Lernen ist!"

Ein stilles Lächeln ward in den Mundwinkeln des Caplans sichtbar. „Der gute Wille muß da sein!" sagte er einfach, indeß ich in ein arabisches oder spanisches Sprichwort ausbrach: „Thue das Gute und wirf es in's Meer, sieht es der Fisch nicht, so sieht es der Herr!"

IV. Mar-Engel.

„Sind Sie taub geworden, Herr Nachbar?" rief eine allerliebste kleine Frau hinter mir. „Erst gehen Sie eine Ewigkeit auf Reisen, und statt bei Ihrer Rückkehr zuvörderst Ihre Freunde zu begrüßen, stehen Sie wie verhext an der Straßenecke und studiren diesen gelben, mit unästhetischen Darstellungen und unglaublichen Ankündigungen beklexten Zettel!"

Ich drehte mich um, sah in das schmollende Gesicht und erfaßte das

nette Händchen im chocoladefarbenen Handschuh: „Es ist schon die vorletzte Vorstellung, ich bin zu spät gekommen!“ sagte ich noch ganz zerstreut.

„Unsinn!“ eiferte das Frauchen; „Sie werden sich doch nicht um Seiltänzer kümmern! Gleich kommen Sie mit zu meinem Manne und trinken eine Tasse Kaffee mit uns und erzählen von Ihrer Reise!“

„Ich bin noch im Reiseanzug und die ganze Nacht durchgefahren!“

„Pah, pah, Ausflüchte! Geben Sie mir Ihren Arm; denken Sie nicht daran, Ihr Zimmer vor neun Uhr Abends zu betreten!“

„Ce que femme veut, Dieu le veut!“

Und meine Müdigkeit lehnte sich erst nach zehn Uhr gegen den Willen dieser Frau auf, der ich ewig widersprach und ewig gehorchte; dann aber ging es nicht mehr, ich hörte und sah wie durch einen Schleier und sie schickte mich nun selbst nach Haus. Die Nachtluft ermunterte mich in Etwas.

„Herr“, empfing mich mein alter Diener, „Herr, es war ein Landmann hier, der einen großen Korb mit Eiern und einen Schinken für Sie da gelassen hat!“

„Für mich? wie nannte sich dieser großmüthige Landmann?“

„Seinen Namen hat er nicht hinterlassen, Herr, er sah ein bischen sonderbar aus, Herr, er sagte nur, er brächte eine Schenkage, wegen der Bücher, Herr, und es wäre Alles ganz rein!“

Ich riß die Augen unnatürlich weit auf: „Wahrhaftig —! und wann war der Bauer hier?“

„Gestern Morgen, Herr, ich sagte, Sie wären verreist, Herr, und würden erst heute Abend wieder kommen, ich sagte so wegen des Trinkgeldes, Herr!“

„Schon gut, ich werde ihn morgen aufsuchen, ich weiß schon, wo er zu finden ist — und nun geh, ich bin namenlos müde!“

„Gute Nacht, Herr!“

Als Kind pflegte ich mich selbst in Schlaf zu singen. Jetzt noch muß irgend ein Gesangbuchvers meine Seele für die Nacht einwiegen und der Geist des alten Claudius nahm sich heute meiner an: „Der Mond ist aufgegangen, die goldenen Sternlein prangen am Himmel hell und klar, der Wald steht schwarz und schweiget und aus den Thälern steiget der — weiße — Nebel — —!“ . . .

Ich weiß nicht, wie lange der weiße Nebel „wunderbar“ mich umrollt und umnebelt hatte, als ich empor fuhr. Draußen schien mein Diener mit irgend Jemand in heftiger Meinungsverschiedenheit.

„Der Herr schläft“, erklärte der alte Taugenichts in jenem impertinent lauten Flüsterton, der uns so sicher erweckt und aufschreckt, wie ein Kanonenschlag, „der Herr kömmt todtmüde von einer Reise, es ist bereits Nacht. Ihr könnt den Herrn nicht stören!“

„So will ich mich bis morgen früh hier auf die Treppe setzen!“ entgegnete eine tiefe, resignirte Stimme in plattdeutscher Sprache.

„Wohin denkt Ihr!“ rief mein alter Bursch, „hier ist keine Herberge!“

Die ferneren Ergüsse meines entrüsteten Dienstmannes wurden jäh

durch meine Intervention abgeschnitten. In Ermangelung einer Glocke pflege ich mit meinem Messingleuchter an das Wasserglas zu schlagen und dieser mein improvisirter Tam-Tam veränderte denn auch die Situation sofort. „Laß den Mann herein!“ rief ich meinem Diener zu, der schon an der Schwelle erschienen war.

„Sehr wohl, Herr, aber, Herr, er scheint mir nicht so ganz recht!“

„Einerlei!“

Der Fremde — Coe Poggendiek — trat ein und taumelte auf den Stuhl vor meinem Bette. Mein Gast sah allerdings nichts weniger als gemüthlich aus; er war, wie mir schien, sehr abgemagert und jenes träumerisch Sinnende in seinen Mienen war dem Ausdrucke einer qualvollen Ermüdung gewichen, welcher zum Trotz die blauen Augen fieberhaft leuchteten. Zweimal versuchte er zu sprechen, seine bebenden Lippen brachten kein Wort hervor. Um ihm Zeit zu lassen, warf ich einen Schlafrock über und setzte eine Flasche Wein, so wie einige Victualien auf den Tisch des Nebenzimmers.

„Kommt hierher, Coe“, sagte ich theilnehmend. „Ihr seid hungrig!“

„Ich habe in zwei Tagen nichts gegessen — und kann auch noch nicht essen! Ich will Euch nicht lästig fallen, ich wollte Euch nur fragen, ob Ihr mir zwanzig Thaler leihen wollt.“

„Natürlich will ich das, aber Ihr müßt versuchen etwas zu essen, sonst beleidigt Ihr mich — so, das ist recht, trinkt einen Schluck. Die Abende sind schon kalt!“

„Er hat sie gekauft, er will sein Geld wieder haben, aber er traut mir nicht — närrischer Bettler nannte er mich. — Sie wird sich auch vor mir fürchten — armes Vögelchen — ich muß sie kaufen wie ein Stück Vieh —“

„Coe“, sagte ich und legte meine Hand auf seine Schulter, „Ihr habt mich bei schwerem Wetter in Euer Haus aufgenommen, bis die Gefahr vorüber war, jetzt steht das Wetter über Euch, Mann, und ich werde Euch nicht allein in dasselbe zurückkehren lassen. Es zehrt etwas an Eurem Herzen — vertraut es mir an, und so wahr ich hoffe selig zu werden, es soll in meiner Brust begraben sein, als ob Ihr mein leiblicher Bruder wäret!“

„Wollt Ihr mir hernach helfen? Wollt Ihr ihn zwingen, das Kind herzugeben?“ fragte Coe angstvoll.

„Ja, Coe, ich werde thun, was ich kann, um Euer Leid von Euch zu nehmen, besinnt Euch nun recht auf Das, was Ihr mir sagen wollt, während ich Euch für die Nacht eine Matratze und eine Decke auf den Fußboden lege!“

Coe aß gedankenlos aber heißhungrig und ich vergaß nicht, im Vorbeigehen das Glas zu füllen. Endlich verriegelte ich mit einigem Geräusch die Thür, dämpfte das Licht der Studirlampe, zündete eine Cigarre an — Coe war kein Raucher — und setzte mich nieder.

„Habt Ihr Euch recht besonnen wegen Eurer Angelegenheit?“ fragte ich ihn.

„Darauf brauche ich mich wol nicht zu besinnen", sagte Coe leise; „seit zwölf Jahren habe ich Tag und Nacht keinen andern Gedanken gehabt!" Er seufzte und schwieg.

„Wollt Ihr mir die Geschichte lieber morgen früh erzählen, Coe?"

„Nein, Herr, ich habe lange nicht geschlafen; wenn es gesagt ist, finde ich vielleicht Ruhe!"

Meine Spannung, ja Beunruhigung wuchs. Coe selbst schien innerlich ruhig geworden zu sein, auch sagte er das Folgende fast ohne jeden Affect, nur mitunter stockte er, wie von innerer Erregung.

„Als mein Vater selig zum zweiten Mal traute (heirathete), war mein Bruder und ich schon in den Zwanzigen. Die neue Poggendiek-Bäuerin stammte vom Hümmeling und war auch eine Wittfrau. Sie brachte eine Tochter erster Ehe mit auf den Hof, die damals an sechzehn Jahre alt war. Sie hieß Mar-Engel — dieses schreibt sich Maria-Angela!" fügte Coe auf meinen fragenden Blick hinzu. „Die Leute fanden Mar-Engel nicht hübsch, weil sie klein und dünn von Person war und schwarze Haare hatte. Als mein Bruder selig nachhero eine Frau nahm mit schönem lichten Haar, die auch Engel hieß, nannte unser Hausvolk meine Halbschwester Schwarz-Engel. Mit der Arbeit war es bei ihr nicht viel, sie lachte und sang und tanzte lieber, das gefiel mir nicht, Herr, denn ich habe nie tanzen gelernt und halte große Stücke auf Arbeit!"

„Also Mar-Engel gefiel Euch nicht?" fragte ich, da er in Nachdenken versank.

„Sie gefiel Niemanden, denn sie war wie ein Wirbelwind, aber Keiner konnte ohne sie fertig werden!"

Armer Coe! wie gleicht sich das Menschenherz überall, wie hatte ihn die Liebe so verrätherisch gefaßt .....

„Ich war nicht gut gegen Schwarz-Engel, Herr; aber wenn sie etwas wollte, mußte ich ihr doch immer beistehen und mir war zu Sinne, sie müßte meine Frau werden, wenn sie erst vernünftiger würde. Es wäre wol auch so gekommen und blieb beim Alten, bis Einer sie in der Kirche sah — der war ein Müllerknecht und weit in der Fremde zu Haus — der sagte im Wirthshaus, wohin er viel ging: Mar-Engel wäre das flüggeste Mädchen im Kirchspiel! Die Leute verwunderten sich und erzählten es meiner Halbschwester wieder. Nun kaufte Schwarz-Engel noch viel mehr Tücher und Bänder, als früher und weil ich sparsam war und wenig brauchte, kam das Bezahlen auf mich. Ich dachte, sie wäre noch ein bares Kind und ließ ihr den Willen. „Hör' nicht auf den Mühlen-Rolf", sagte ich ihr, „der versäuft jeden Deut, den er verdient!"

„Aber er tanzt dafür so viel leichter!" meinte Mar-Engel. Wir stritten uns immer, aber es kam zuletzt so, daß ich heimlich von der Arbeit wegging, um sie nur von Weitem zu sehen oder ihre Stimme zu hören, ich vergaß alle meine wirklichen Blutsfreunde und dachte nur an das Mädchen. Einen Tag lag unser selbstgewebtes Leinen neben dem Weidenspiek an der Ems zum Bleichen und Engel mußte es gießen. Als

ich sie auf dem Esch, welcher höher liegt, an's Wasser gehen sah, warf ich den Braunen — ich war am Eggen — die Zügel auf den Rücken und schlich mich durch die Weiden bis zu ihr. Sie sang wie immer und lief wie ein Kiebitz bei dem Leinen herum. Da rief von jenseits eine Stimme über's Wasser. Es war die Küsterstochter aus dem Dorfe, Mar-Engel's Kameradin. „Schwarz-Engel", rief die lange Lisbeth, „bei uns ist eine Harfenistin, Mühlen-Rolf hat sie gedungen, daß wir nach der Vesper ein wenig tanzen, kannst Du nicht machen, daß Deine Leute Dich gehen lassen?" — „Natürlich kann ich das", rief Engel zurück, „ich sage ihnen, ich ginge zu meiner Tante über die Fähre!"— „Aber wer macht Dir die Thür auf, wenn es spät wird?" fragte die lange Lisbeth. — „Das muß Coe thun", lachte Mar-Engel. „Coe ist so gut, der thut Alles, was ich will!" — Lisbeth lachte auch und sagte, als sie herunter ging nach den Kühen, die sie von der Trift holte: „So einen guten Freier möchte ich auch haben!" — Zu Mittag bat mich Mar-Engel, als ich eben die Pferde fütterte, ob ich ihr Abends aufmachen wolle, sie ginge ein wenig in's Loog (Dorf) zum Tanz und die Mutter dürfe es nicht wissen. — „Nein", sagte ich, „ich mache Dir nicht auf, denn ich will nicht, daß Du mit den Tagedieben da unten Gemeinschaft hast — gieb das Tanzen auf und ich will um Kirchmeß bei Deiner Mutter um Dich fragen und Du sollst meine Frau werden!" Sie warf ihre Arme um mich und sagte: „Ja, ich will Deine Frau sein, aber zum Tanz gehe ich doch!" — „Dann nehme ich Dich nicht und mache Dir auch nicht auf!" — „Ach, Coe, ich kenne Dich, Du bist gut, Du machst mir auf und hernach werde ich auch Deine Frau, Du bist der Beste auf der Welt!" Sie ging, das arme Kind. Die Haushaltung legte sich, wie es sich so gehört, gegen neun Uhr schlafen und die Bäuerin dachte, Mar-Engel müsse bei der Tante geblieben sein. Ich wußte es besser. Es war schon gegen Mitternacht, als sich Etwas vor die zerbrochene Scheibe in meinem Kammerfenster drückte — ich hörte es, denn ich war wach geblieben; aber es stand fest, ich gab ihr keine Antwort und machte ihr nicht auf, sie konnte ihre Strafe nehmen und die Alten wecken. „Coe", flüsterte sie, „sei gut und mach mir auf!" — Ich blieb still. „Lieber, lieber Coe, ich werde Dir von jetzt immer gehorchen, ich werde es gern thun, ich will an Deinen Augen absehen, wie Dir's recht ist — mach auf!" Ich war wie im Fieber, aber ich schwieg. „Coe, um Gottes Barmherzigkeit, mach mich nicht so unglücklich, die Mutter schlägt mich gewiß." — Mar-Engel weinte laut. „Coe, wenn Du nicht aufmachst, der Müller-Rolf steht vor der Fallthür, ich gehe mit ihm in die weite Welt!" Ich glaubte ihr nicht, Herr, und ließ sie eine Weile reden, dann war es mir als ginge die Fallthür und ich dachte Schwarz-Engel hätte sich in's Heu gelegt, und war zufrieden, daß ich ihr gezeigt hatte, ich sei nicht ihr Narr — ach, Herr, ich war doch ihr Narr, für alle die Tage meines Lebens. Sie hatte gethan, wie sie mir drohte, sie war mit dem Mühlen-Rolf über die Grenze in's Gröninger-Land gegangen und das Auge ihrer Mutter hat sie nicht wieder gesehen."

Coe machte hier eine Pause, dann seufzte er und fuhr mit finsterer

Stirn fort: „Mein Sinn konnte sich nicht wieder auf meine Gefreundeten wenden, mir war, als hätte ich Niemand auf der Welt, weil ich Mar-Engel nicht hatte, und Gott strafte mich. Die Krankheit kam und ich blieb wirklich allein, ich konnte nun ungehindert an sie denken, an sie, die Schande und Elend über unser Haus gebracht hatte. Ich nahm, als Alle unter der Erde waren, die mit mir einen Weg gingen, keine fremden Leute wieder auf den Hof, ich verheuerte das Land und lebte mit dem Kinde; ich hatte den Fluch herabgezogen, ich wollte ihn allein tragen, mir war, als müßte es so sein. Hier auf der Welt ist aber keine Ruhe. Als ich an einem Abend in meiner Kammer lag, da klang es von draußen wie vor Jahren. „Coe, ich bitte Dich, mach' auf, ich bin es — Mar-Engel!" Ich hatte viel tausend Mal geträumt, es müßte so kommen, ich dachte, ich träumte wieder. Da sagte die Stimme draußen nochmal: „Mein Gott, er hat das Kind verkauft und ich finde es nicht wieder!" Es war Engel, ihre Stimme, ihre Gestalt — aber sonst nichts von früher, sie war verfallen, zerlumpt — wahnsinnig.

Nach einiger Zeit brachte ich sie nach Hildesheim und da besuche ich sie alle Jahr in dem großen Hause, wo alle die Kranken sind, und sie bittet mich immer, ich möchte ihr ihre kleine Mar-Engel wiedersuchen, die der böse Müller-Rolf für zehn Thaler an die Seiltänzer verkaufte, weil sie so ein hübsches Kind war! Sie weiß, ich suche das Kind, weil ich nicht sterben könnte, bis es da ist — jetzt habe ich's gefunden, es ist hier, vielleicht wird die Mutter wieder gesund werden, wenn sie es in den Armen hat. Ich werde es bezahlen, das Kind, und wenn es meinen Hof kostete."

„Wir werden es schon bekommen", sagte ich zuversichtlich; „schlaft jetzt, Coe, damit wir morgen bei Zeiten wach und fertig sind."

V. Laokoon.

Mein Gast hatte es möglich gemacht, mir Alles mitzutheilen, was gar keine Wichtigkeit hatte und mir nichts von dem zu sagen, was ich, zum Handeln, unumgänglich wissen mußte. Das kam: seine Tradition war ihm geläufig, wie sein Vaterunser; in die näher liegenden Ereignisse war er noch gleichsam verwachsen, er hatte ihnen noch keine Perspective abgenommen. Während der arme Mann einen todtenähnlichen Schlaf schnarchte, an dem das erleichterte Gemüth, so wie mein Roussillon ihren Antheil haben mochten, suchte ich die flatternden Andeutungen über Mar-Engels kleine, von ihrem Vater an Seiltänzer verkaufte Tochter zu einem festen Ganzen zusammenzusplißen und schlief, als ich einen ungefähren Plan entworfen, endlich auch ein.

Als ich erwachte, sah ich Coe auf seiner Matratze sitzen, seine Augen, gleich denen eines treuen Hundes, auf mein Gesicht geheftet.

„Wir werden dem Franzen das Kind abkaufen, nicht wahr Herr?" fragte Coe, als fürchtete er, mir möchten Zweifel gekommen sein.

„Wenn der Seiltänzer ein Franzose ist, werden wir es schon be-

kommen!" war meine Antwort, deren innere Logik indeß mir selbst nicht ganz einleuchtete.

Ich erfuhr nun von dem Sohne der Wildniß die näheren Einzelheiten, die mir zu wissen Noth thaten. Der nichtswürdige Mühlen-Rolf hatte seinem unglücklichen Nebenbuhler nach und nach und auf allerlei Art, nicht unbedeutende Geldsummen — für Weib und Kind angeblich — abgepreßt, auch dann noch, als die Schwarz-Engel, von der Sorge und Arbeit für den leichtsinnigen Lebensgefährten erdrückt, in einem Krankenhause lag und der liebenswürdige Strohwittwer ihre Abwesenheit benutzte, um sein drei Jahr altes Töchterchen, das die einzige gute Eigenschaft seines Vaters, die Leichtfüßigkeit, überkommen hatte, für zehn Thaler zu verkaufen. Diese Summe mag übrigens auch noch andere, nicht ausgesprochene Geschäftsverbindungen des Müllers und des Seiltänzers eingeschlossen haben. Schwarz-Engel hatte vor Sehnsucht nach dem Kinde keine Ruhe im Krankenhause. Da die Aerzte sie noch nicht als geheilt entlassen wollten, entfloh sie diesem Asyl und kam in dem Orte, wo sie bisher mit Mann und Kind gelebt hatte, durchnäßt und halb erfroren an. Ihr Stübchen herbergte andere Miether, ihr Hausrath, sogar ihre wenigen Kleider, waren verkauft und Mann und Kind waren — Niemand wußte, wohin? Sie fragte nicht nach Rolf, aber wie ein Vorstehhund stürzte sie sich auf die Fährte des Kindes — sie folgte derselben bis an die Grenze, wurde von dort aber, wegen mangelnder Papiere und Subsistenzmittel per Schub in ihre eigentliche Heimat zurückbefördert, die sie eben so todt und öde fand, als es ihr armes junges Dasein war.

„Ich hätte ihren kranken Kopf wohl ertragen und sie eben so gut gehalten, wie die fremden Docters in Hildesheim", meinte Coe; „aber sie war ja Rolf's Frau und ich hatte kein Recht an ihr!"

Coe war einigermaßen erstaunt, als ich ihn um Beweise anging, daß das Kind auch wirklich seine Nichte sei: „Beweise", rief er, „o Herr, die Beweise hat Gott dem Kinde in's Gesicht geschrieben; man zieht nicht zehn Jahre mit Weh im Herzen von Markt zu Markt, um sich am Ende noch zu irren."

Gegen meinen Verschönerungsplan hatte Coe nichts einzuwenden, nachdem ich ihm auseinandergesetzt, daß das kleine Mädchen sich vor ihm fürchten würde, wie er jetzt daſtände. Der Gedanke schien ihm sogar Freude zu machen, daß Alles so hübsch werden müsse, als zöge Schwarz-Engel selbst, jung und froh, auf den Poggendiek-Hof. Mein alter Diener, froh, wieder einmal eine kleine Finanzspeculation zu machen, übernahm die Equipirung meines Freundes und ich sah sie, vom Fenster aus, Beide, Hand in Hand, in das Marktgewühl tauchen und einem Barbiergeschäft zusteuern. Als der Diener mit seinem neu verpuppten und metamorphosirten Begleiter wieder kam, betrachtete er den Bauern mit wahrem Künstlerstolz und in der That, der Mann hatte etwas Eigenthümliches, knorrig und zäh wie eine Tanne, groß und mit einem Ausdruck von Melancholie, der an seine heimatlichen Moore gemahnte

Jetzt galt es an's Werk zu gehen! Mit einem wahren Indianerinstinct führte mich Coe durch die Straßen der ihm fremden Stadt, durch das Gewühl des Marktes, das Gewirr der Buden und Verkäufer, Marionetten und Menagerien vorüber, bis zu dem Toiletteraum der Seiltänzer, der, eigentlich für irgend ein Waarenlager bestimmt und stark nach Theer duftend, jetzt in seinem Halbdunkel eine Scene bot, die dem berühmten Bilde Hogarth's glich: „Wandernde Schauspieler, die sich in einer Scheune ankleiden". Der kleine Kautschukmann und der mächtige Athlet, der Clown und die Sylphide — Alles schwirrte durcheinander und dazwischen schaltete, mit unzweideutiger Bereitwilligkeit, eine zur Hand liegende Pritsche ernstlich zu verwenden, der etwas orientalisch aussehende Herr jener beweglichen Bande.

Noch ehe ich meine sehr passende Anrede begonnen hatte, stürzte besagter Athletenführer an mir vorüber, auf Coe zu: „Verdammter Bauer", schrie er in einem Accent, der zum großen Theil seine eigene Erfindung sein mochte: „Du hast sie gestohlen, meine Mariette geraubt — entführt — meinen Papillon, meine Libelle, meine Psyche — Mariette ist fort und ich werde Dich — —!"

Er vollendete nicht, der Bauer sank todtenblaß und lautlos, wie vom Schlage getroffen, gegen die Wand. Die ganze Gesellschaft betheiligte sich an seiner Wiederbelebung, was die Sache bedeutend verzögerte, mich aber überzeugte, das Kind sei wirklich gestern Abend nach der Vorstellung verschwunden und die Polizei suche die Verlorene, die eine Zierde der Künstlergesellschaft war, seitdem umsonst. Es blieb übrigens nicht lange Zeit zu ferneren Erkundigungen, da die heutige Vorstellung beginnen sollte und von all meinen Großthaten war nun **nichts** und **keine** wahr geworden, als daß Coe gewaschen und geschoren war! Armer Coe, auf seiner bleichen breiten Stirn perlten die Angsttropfen seiner Seelenqual, er wankte wie ein Betrunkener und statt jeder Antwort murmelte er nur: „Das ist der Fluch! Das ist der Fluch!"

Der Seil-Director entließ uns mit der beruhigenden Versicherung, daß er, trotz der gravirenden Nebenumstände, uns keineswegs für Mädchenräuber halte, und daß er nur der Form und Ordnung wegen um genaue Angabe unserer Adresse bitte.

„Sie, als gebildeter Mann", fuhr er fort, „können sich nicht wohl verhehlen, daß das Wiederauffinden einer ungewöhnlich hübschen jungen Dame mit einem seltenen Talent für das schlaffe Seil, für mich eine cause célèbre ist!"

Ich zog meinen zitternden Gefährten hinter mir drein, nachdem ich unsere Adresse gegeben und der Director uns in aller Eile mit seinem Raubvogelblick genau gemustert. —

So weit waren wir denn! Indeß suchte ich Coe die wohlthätige Einrichtung der Polizeiordnung klar zu machen und lenkte seine willenlosen Schritte des Weges, vor das Auge des Gesetzes. Bei jedem Schritte dachte ich, er würde von Neuem zusammenbrechen. Er schien weder zu sehen noch zu hören. Grell und abscheulich war mir heute das Markt-

gewühl. Die Thierbude hatte ihre Vorstellungen auch schon begonnen; neben dem üblichen „Hyän' lach!" und: „Wie spricht der Löwe?" ließ sich ein ganzer Cataract von krächzenden, brüllenden und brummenden Lauten vernehmen, welche die erklärende Stimme des Thierbändigers zu übertönen strebte. Ein Gedränge hemmte unsere Schritte; als ich eben mit einiger Mühe meine verhängnißvolle Bahn ebne — da seh' ich, wie sich eine Gestalt auf den Eingang der Thierbude stürzt, die Billetverkäuferin über den Haufen rennt, und dann hör' ich drinnen einen Wuthschrei, den die Thiere der Wildniß wie einen wohlbekannten Gruß erwiedern. Es ward mir dunkel vor den Augen, ich hatte den Wüthenden erkannt, ja, er ist's, der Unglückselige — es ist Coe! Leugne ich's? — Mich überkam ein schwacher Moment, wo ich geneigt war zu fliehen, nicht vor der Gefahr, sondern vor der Lächerlichkeit dieses Marktscandals; aber mein besseres Selbst siegte, ich legte einen Thaler in die Hand der Billetverkäuferin, welche, ohne zu beben, mit Löwen spielte und mit Hyänen tändelte — und trat in die Bude. Auf einer Erhöhung stand, von einer mächtigen Schlange umwunden, der Thierbändiger, ein Mann von mittlerer Größe und schlanken Formen, neben seinem branntweinrothen Gesicht züngelte der Kopf der Schlange und Beide bedrohten meinen Busenfreund Coe, der eben dröhnend laut sagte: „Ob sie beißt oder nicht beißt, ich erwürge Dich, wenn Du das Kind nicht herausgiebst!"

Die Worte waren noch kaum gesprochen, als Coe bereits auf die Estrade sprang und den Wärter mit sammt der Schlange so furchtbar an seine breite Brust quetschte, daß das Reptil glatt und hoch wie ein Wasserstrahl gegen die Decke schoß und sich dann nieder ließ, um die beiden Kämpfer, unter deren stampfenden Füßen die Grundhölzer erdröhnten, zu umringeln. Das Geschrei der Thiere und Menschen ist unbeschreiblich. Niemand wagt sich an die Männer aus Furcht vor der Schlange. Die Billetverkäuferin stürzt wehklagend herein und jammert: „O, meine Schlange!" indem sie sich mit Mutterzärtlichkeit bemüht, das Thier von den Männern loszumachen. Coe hat den Thierbändiger jetzt zu Boden geworfen, die Schlange läßt nach, um sich ihrer Freundin und der warmen Flanelldecke zuzuwenden.

„Gieb das Kind", brüllte Joe, „oder Du bist ein stiller Mann — mögen Sie mich hernach hängen, mir liegt nichts am Leben — das Kind!" —

„Es ist hinten — bei den Hottentotten" — stöhnte der gequetschte Thierkönig — „laß los!"

Kaum waren diese Worte laut geworden, als Coe den halb Erdrosselten losließ, sich aufrichtete, einen Schritt zurücktrat, die Arme kreuzte und sagte: „Ich fordere das Kind von Dir!" — Das Publicum der Menagerie bestand meist aus jungen Landleuten, Gesellen und Lehrlingen der Stadt und sonstigen handfesten Individuen. Selbstverständlich hatten diese Leute bereits Partei für meinen mannhaften Schützling genommen. Als Coe sich aber, wie der alte Löwe nicht vier Fuß hinter ihm, aufrichtete, und dem beschämten Bestiengouverneur die Freiheit ließ,

da kannte das Beifallsrufen keine Grenzen, Mützen und Tücher flogen. Das Ganze spielte wie ein richtiges Schauspiel auf der erhöhten Estrade. Da es jetzt zu Verständigungen kommen mußte, so erwartete ich jeden Augenblick, gleichfalls in Scene treten zu müssen.

„Stellt Euch an die Eingänge!" rief ein riesiger Schlossergesell, „die Polizei soll nicht kommen, wir werden unserm Mann selbst zu seinem Rechte verhelfen!"

Coe erhob sich wie aus einem Traume: „Ich brauche Niemandes Hülfe", sagte er mürrisch „das ist kein ehrlicher Mann, der sich vor einem Schurken fürchtet!"

Erneute Bravorufe füllten die Bude.

„Hört nicht auf ihn", brach sich die heisere Stimme des Andern Bahn; „hört nicht auf ihn. Er will mir mein Kind, mein einziges Kind, mein Fleisch und Blut rauben!"

Coe richtete das Haupt empor, seine Augen suchten zum ersten Male seit der Feindseligkeit Anfang mit ihren klaren, weit ausschauenden Blicken das Publicum, seine Stimme war grollend und tief: „Die großen Katzen da hinter den Eisenstäben morden Den, der ihre Jungen rauben will; — der Mann hier hat sein Fleisch und Blut um zehn Thaler verkauft!"

Die Leute fuhren empor wie eine Brandung. Rolf, dessen Bekanntschaft mir hier so unerwartet zu Theil ward, flüchtete sich hinter Coe, der wieder in seine träumerische Position zurückgefallen war. Die härtesten Drohungen trafen das Opfer der Volksjustiz, das, durch seinen furchtbaren Ankläger gedeckt, schrie: „Was hat denn er für Rechte, dieser Bauer, fragt ihn, was er für Rechte an mein Kind hat!"

Aller Augen hafteten auf Coe's Zügen, über die es wie ein elektrisches Licht lief. Er wandte sich halb zu Rolf herum und sagte dann nach einer Pause sehr leise und langsam: „Ich fordere Deine Tochter für ihre Mutter, die Du in's Tollhaus gebracht hast!"

Die Zuhörer ließen einige unterdrückte Laute der Theilnahme vernehmen, der Thierbändiger erblaßte: „Schwarz-Engel im Tollhaus?" murmelte er, indem sein Kopf schwer auf die Brust fiel.

Ich erwartete jetzt die Katastrophe und sehnte mich einigermaßen nach der unvermeidlichen Häscheruniform. Aber ich kannte Coe nicht; er war nicht der Mann, Anderen seine Sache zu überlassen und sein impulsiv sicheres Handeln schien sich der Menge mit gebietender Ueberzeugung mitzutheilen; sie fragte und zweifelte nicht, sie fühlte: Coe hat Recht! Ohne Weiteres faßte der Bauer den Rolf am Kragen und sagte: „Holen wir sie!"

Beide Männer verschwanden im Hintergrunde und Menschen und Thiere wendeten die Köpfe der Gegend zu, um womöglich den ersten Anblick eines neuen Ereignisses zu erhaschen. Es blieb einige Secunden Alles still — dann dröhnten die Breter. Coe, die leichte Gestalt eines Kindes in den Armen haltend, sprang in einigen großen Sätzen mitten durch die Leute, die ihm überrascht Platz machten und verschwand jenseits der Leinewand.

VI. Ende gut, Alles gut.

„Wenn er Sie betrogen hat, Herr, meine Schuld ist es nicht, Herr, aber fort ist er, Herr! Ich habe ihm nie getraut, so wahr ich ehrlich bin, und dieses Blatt hat er dagelassen — das ist Alles, Herr!“

Mit diesen Worten empfing mich selben Tages mein Diener und reichte mir ein Stück Papier. Kaum daß ich es gelesen und dann in's Taschenbuch gelegt hatte, so wandte ich mich um, meine Wohnung wieder zu verlassen. „Ich will hoffen, er hat Sie nicht beschwindelt, Herr!“ rief noch die redliche Seele, ich aber war schon unten und zog an der Thürschelle des Nachbarhauses.

„Wie Sie mich erschrecken!“ rief meine Nachbarin und ließ einen Arbeitskorb mit drei bis vier Dutzend rollenden und klirrenden Gegenständen zur Erde fallen. „Was ist Ihnen begegnet, erzählen Sie, erzählen Sie!“

Ich reichte ihr das Papier und sagte: „Mir ist eben nicht viel begegnet seit heute früh, ich ließ einen Wilden frisiren, wurde als Mädchenräuber verdächtig, sah meinen Freund in den Umstrickungen einer zwanzig Ellen langen Schlange — gemessen habe ich sie freilich nicht! — wohnte einer Sitzung der Volksjustiz bei und bringe hier die Quittung über den Kauf eines Kindes!“

Es kränkt mich wirklich, gestehen zu müssen, daß meine Nachbarin, wie hübsch und boshaft sie sein mag, mir nicht glaubte, bis sie Folgendes gelesen hatte: „Ich, Joseph Napoleon Matuska, Professor der höhern Gymnastik, bescheinige in Gegenwart der unterfertigten Zeugen, daß der hier anwesende Grundbesitzer Jacobus Poggendiek, mir, für den Rückkauf seiner Nichte Marietta, 20 — schreibe zwanzig Thaler Courant baar bezahlt hat und ihm die benannte Nichte ohne Weiteres ausgeliefert worden ist, so wie ich hiermit allen ferneren Ansprüchen an selbe, sich im dreizehnten Lebensjahre befindenden Marietta, aufgebe.

Unterschrift der Zeugen: Odoardo Strumphaase, Athlet.
Philipp Mecker, Miethskutscher.“

Meine kleine Nachbarin riß die Augen gewaltig auf, sie wollte Alles ganz genau wissen und deshalb schrieb ich die Geschichte leserlich auf und dachte, sie sollte nun zufrieden sein — aber wann wäre eine Frau zufriedengestellt? Sie wollte durchaus wissen, was weiter geschehen wäre; ich bat, sie möchte Geduld haben; aber sie versicherte, sie hätte niemals Geduld. Es wäre mir recht schlimm ergangen, wenn nicht, Dank sei's den Göttern! meine Nachbarin eben so wenig Gedächtniß als Geduld hätte — sie vergaß endlich die Sache und ich hütete mich, sie daran zu erinnern, bis Gras über dieselbe gewachsen war.

Nachschrift.

„Ist Jemand dagewesen?“ fragte ich eines Tages meinen Bedienten, meinen neuen Bedienten nämlich, dem der Alte schon seit fünf bis sechs Jahren gewichen ist. Mein neuer Bedienter ist ein sehr ernsthafter Mann und mit sehr ernsthaftem Tone beantwortete er auch diesmal meine Frage:

„Es war eine junge Dame hier; sie will um fünf Uhr wiederkommen!“

„Eine junge Dame bei mir? Ohne Begleitung?“

„Zu dienen, aber in Begleitung; sie kam mit ihrem Bräutigam!“

„Immer besser — das kann keine Dame gewesen sein — vielleicht Hülfsbedürftige — verschämte Bettler!“

„Nein, zu dienen, keineswegs, sie wollten im Gegentheil ein Geschenk bringen!“

Sonderbar — nicht verschämt, im Gegentheil — junge Dame! Ich grübelte, ging auf und nieder, sah mein Spiegelbild an, bis es endlich fünf schlug. Nicht lange darauf leichte Schritte auf der Treppe — jetzt auch schwere, auf ländliche Nägelschuhe deutend. Die leichten springen doppelt, sie scheinen auf jeder Stufe ein Solo zu tanzen, die eisernen Absätze stampfen tactgemäß weiter.

„Herein!“

Ein riesiger, muskulöser Mann mit freundlichen Kinderaugen, in glänzend neues Tuch gekleidet, steht, den Kopf etwas gesenkt, auf der Schwelle und arbeitet ein großes wuchtiges Paquet unter seinem Arm hervor. Neben seinem Ellbogen erscheinen jetzt zwei blitzende, neugierige schwarze Augen und gleich darauf gleitet die Besitzerin derselben durch den schmalen, freien Raum, nähert sich mir mit ein paar elastischen Bewegungen, wirft zwei dicke braune Zöpfe in den Nacken und sagt mit lachenden, rothen Lippen: „Der Ohm läßt schön grüßen, er hat nichts vergessen und schickt dieses Stück flächsen Leinen für die Haushaltung!“

Der Riese streckte seine breite Hand gleichfalls nach mir aus und erklärte: „Wir sind die Ohmsager von Poggendiek!“

Als ich meine Ueberraschung zu erkennen gab, begleitete das Mädchen meine Begrüßungen mit mehreren Freudensprüngen. Mir ist nie ein elfenhafteres Menschenkind vorgekommen, als sie es war. Die großen, wanderlustigen Augen, der dünne, leichte Bau der Gestalt, die komische Behendigkeit! Wenn jeder, auch der leichteste Gemüthseindruck den jungen Poggendiek bis unter die Haarwurzeln erröthen machte, so zog bei Marie Angela alles direct in die Füße. Ein originelleres, naturwüchsigeres Paar ist mir lange nicht vorgekommen; sie waren so verständig, wenigstens er, und doch nur große Kinder, er sogar sehr groß! Meine Leutchen wurden nun von meinem feierlichen Diener mit Erfrischungen versehen, während sie mir aus der Heimat berichten mußten.

Es ging nicht so eigentlich übersichtlich zu mit diesen Darstellungen; ich erfuhr aber doch, daß der Ohm wohlauf sei, daß Schwarz-Engel in Hildesheim als geheilt entlassen, still und schweigsam, aber heiter und gottesfürchtig — diesen Zusatz machte er! — bei ihnen lebe; daß der Poggendiek-Hof ein neues, stattliches Gebäude erhalten habe mit einer grünen Stube, großen Fensterscheiben, Fenstergardinen — diesen Zusatz machte sie — „einem Blumengärtchen, das unserer Mutter gehört", bemerkte er, erröthend! — „Pferd und Wagen, Knecht und Magd, wir brauchen vor Niemand roth zu werden!" sagte sie.

Der kleine Schmetterling schien also Alles mit seinem Flügelstaub vergoldet und übertüncht zu haben, sie konnten Beide nicht satt werden in der Beschreibung aller Poggenhofherrlichkeit — es ist wunderbar, wie der Mensch mit dem verwächst, was er werden sieht und gestalten hilft!

Ich trachtete jetzt zu erfahren, wie die Beiden zu einander ständen und leugne nicht, der junge Hüne schien mir nicht eben geschaffen, die Quecksilbernatur Marie-Angela's in die nöthigen Schranken zu verweisen.

„Studiren Sie noch fleißig, Poggendiek?" fragte ich meinen Gast.

„Nicht viel mehr", war die Antwort; „seit bestimmt ist, daß ich Marie-Angela heirathe, seitdem gehe ich regelmäßig mit den Knechten auf den Acker und ins Korn!"

„O, er weiß genug", rief die Kleine und beschrieb mit der rechten Fußspitze einen großen Kreis. „Alles, was ich weiß, hat er mich gelehrt: Lesen, Schreiben, Rechnen, ach das Rechnen ist sehr schwer! — und von den Ländern und Flüssen und von Kaiser Karl dem Großen — (ihre Füße bewegten sich zu einer Kniebeugung) und von den Sternen am Himmel — er weiß Alles auf's Haar und wie ein Doctor — nur das Tanzen, das habe ich ihn gelehrt, Sie glauben nicht, Herr, wie gut er es schon macht! Aber Gerhard", unterbrach sie sich und sprang auf die Füße, „Du hast ja nicht gesagt, weshalb wir die Reise gemacht haben! Ich bekam einen Brief, Herr, mein Vater läge zum Sterben und er wollte mich nochmal sehen, so mußte natürlich doch mein Bräutigam mich auf der Reise beschützen und mein Vater ist denn auch wirklich gestorben!" — Sie erheuchelte keine Trauer, ihre Fußspitze bewegte sich nur langsam nach rechts und links, wie um die Pendelbewegung einer Uhr anzudeuten.

Gerhard war für die Unbefangenheit dieser Mittheilung, die mehr wahr als warm war, wieder erröthet: „Angela hatte keine schwarzen Kleider mitgenommen", sagte er, „wenn wir zu Haus sind, wird sie um ihren Vater trauern!" — „O, bitte, laß mich nicht trauern", rief Angela, „mein Vater —". Ihre feuchten Augen begegneten dem mahnenden Ausdruck der seinigen und sie schluckte die biographische Andeutung über ihren Vater hinunter. Ich erwartete einen kleinen Liebesstreit. Aber Gerhard sagte bestimmt, jedoch vollkommen freundlich: „Marie-Angela wird, wie es Brauch ist, um ihren Vater trauern!"

Jetzt tremulirte auch der linke Fuß, ich wagte es nicht, sie anzusehen und freute mich doch, daß Gerhard so viel von der bestimmten Ausdrucksweise seines Ohms gelernt hatte.



Nach einem Bilde von A. Kindler. *Gest. von Th. John.*

Erwartung.



„Ein ganzes Jahr?“ rief die Kleine und schlug, wie entsetzt, die dünnen Hände zusammen. Ueber Gerhard's Stirn und Augen senkte sich ein ernstes, tiefliebevolles Lächeln herab. Obwohl er übrigens unbeweglich blieb, drückte dieses Lächeln in vollem Maße, nicht nur seine ruhige Ueberlegenheit, sondern die Zartheit seines Verständnisses aus: „Ein halbes Jahr wird wohl genug sein!“ sagte er.

„O, das ist gut, Gerhard“, jubelte sie, „das ist gut. Weißt Du, Gerhard, wenn Gott den Ohm von uns ruft“ (ihre Füße wurden ruhig und ihre Stimme bebte), „da werde ich von selbst ein Jahr und zwölf Wochen, wie um einen Vater trauern!“

Als Gerhard und seine Braut gingen, da dachte ich mir den Poggen-Hof wie in lauter Sonnenschein, beglückt und vom Banne entzaubert.

Meine Nachbarin fand die Leinwand sehr gut; von der Moral sagte sie nichts, als sie meine Nachschrift gelesen hatte.

Erwartung.

(Zu dem Bilde von Kindler.)

Aus der Alpen Schooß, aus dem bretternen Haus,
O — welch' ein Blick in die Welt hinaus,
Wenn die Bergeshäupter in Purpur steh'n,
Wenn die Bächlein rauschen, die Winde weh'n,
Und von einem Dorfe zum andern
Die Grüße der Glocken wandern! . . .

Du friedlicher Gruß — und wie triffst Du die Brust,
Bewegst sie mit Bangen, erfüllst sie mit Lust!
Das Auge blickt und die Seele fliegt
In das Thal hinab, das tief unten liegt,
Und das Herz pocht in rascheren Schlägen
Der Nacht und dem Liebsten entgegen!

Das blühende Thal, das Gebirge so hehr,
Wie wären sie kahl und wie wären sie leer,
Mit Allem, was lieblich, mit Allem, was hold,
Dem Silber der See'n und der Saaten Gold,
Mit der Pracht und dem Reichthum der Städte —
Wenn ich ihn, wenn ich ihn nicht hätte!

Schwebe nieder, o Nacht, und verhülle die Welt!
Entglimmet ihr Sternlein, am himmlischen Zelt!
Schon hör' ich den Schritt auf bekannten Pfad —
O, juble mein Herz! Denn er naht, er naht.
Und schmückt Euch, ihr Blümlein im Garten,
Mit mir des Geliebten zu warten.

J. N.

Nothgedrungene Erklärung
zu Konewka's Charakterköpfen.

Wenn der Mensch Pech haben soll! Ich habe nie Etwas gefunden — daß ich einzelne Leute arrogant, einzelne Artikel langweilig gefunden habe, rechne ich natürlich nicht mit — aber verloren gegangene Portemonnaies, Ringe, Taschen ꝛc. habe ich nie gefunden. Vor ein paar Tagen endlich finde ich nun wirklich einmal einen abhanden gekommenen Gegenstand, ein Notizbuch, das äußerlich ganz respectabel aussieht. Strousberg war mir ein paar Minuten vorher begegnet, ich wiegte mich mit den süßesten Hoffnungen. Es war kurz vor Weihnachten, ich nahm mir vor, Waisenknaben eine Christfreude zu bereiten; als ich das Notizbuch aber geöffnet hatte, hatte ich die Bescheerung! Kein Bankbillet, kein Coupon, nicht einmal ein Liebesbrief. Die ersten Seiten des Buchs waren mit einer ganzen Serie nichtssagender Redensarten gefüllt, die gar keinen Zusammenhang hatten. Und das war Alles!

Aergerlich steckte ich das Buch in die Tasche. Schon am andern Tage hatte ich meinen glücklichen Fund vergessen. Da wurde ich durch eine Annonce der „Vossischen Zeitung" wieder an denselben erinnert. Die Annonce lautete:

5 Silbergroschen Belohnung.

Ein Notizbuch in braunem Leder, das für den Finder gar keinen Werth hat, ist gestern, wahrscheinlich auf der Leipziger Straße, verloren worden. Der ehrliche Finder wird gebeten, dasselbe Prinzenstraße 67, 4 Treppen links, sofort abzugeben. Die obenangegebene Belohnung wird ihm dort ausgezahlt werden.

Man muß dem lieben Himmel für Alles danken, dachte ich, und pilgerte nach der Prinzenstraße. Mich reizte außer der Belohnung vornehmlich noch Eins: ich wollte zu erfahren suchen, was die Redensarten, die in buntem Durcheinander in dem Buche standen, zu bedeuten hatten.

Ein langwallender Mensch mit langen Haaren, einer langen Nase, langen Händen und Füßen und einem langen Schlafrock — dürftig, aber unsauber gekleidet — öffnete mir. Er schien sehr erfreut zu sein, wieder in den Besitz seines Buches zu gelangen, denn er schüttelte mir heftig die Hand und bat mich auf dem andern Stuhle Platz zu nehmen. In dem kleinen Stübchen standen nämlich blos zwei Stühle.

„Haben Sie den Inhalt meines Notizbuches durchblättert?" fragte er mich.

„Ich gestehe, daß ich diese Indiscretion begangen habe; indessen beruhigen Sie sich, ich habe —"

„Kein Wort verstanden? Das kann ich mir denken. Sie müssen mich für einen curiosen Menschen gehalten haben."

„Allerdings haben Ihre Aufzeichnungen meine Neugier gereizt... glauben Sie nicht, daß ich wegen der Belohnung hier warte ... ganz im Gegentheil: ich würde mich sogar bereit finden lassen, darauf zu verzichten . . ."

„Sie sind ein edler Mensch", nahm der Lange wieder das Wort. „Ich hätte wirklich kaum die Courage gehabt, Ihnen die „vier Gute" anzubieten. Ich will Ihnen einen Vorschlag machen; ich werde Ihnen erzählen, welche Bewandtniß es mit den Notizen hat — und dann sind wir quitt. Sind Sie damit einverstanden?"



„Vollkommen."

„Nun, so hören Sie also: Ich hatte einmal irgendwo gelesen, daß ein bedeutender Lustspieldichter die Barbierstube — das belebteste Local der Stadt — mit Vorliebe besuchte, sich dort in eine Ecke setzte und alle frappanten Aeußerungen der schwatzhaften Kunden und des schwatzhaften Barbiers in sein Notizbuch schrieb. Einen großen Theil der dort aufgegriffenen Redensarten, Repliken und Wendungen soll er später mit erheblichem Nutzen in seinen Lustspielen verwerthet haben. Als es mir nun auch in einer unglücklichen Stunde in den Sinn kam, die „Welt dramatisch zu gestalten" dachte ich an diese Anekdote und sagte mir — denn ich monologire stets, wenn ich am Vorabend eines großen Ereignisses stehe — wenn Du auch keine Lustspiele schreiben kannst, aufschreiben, was Dir Andere vorsprechen, kannst Du jedenfalls, und damit wollen wir einmal den Anfang machen. — Ich kaufte mir also ein Notizbuch und begab mich zu Kranzler. Es war ein heißer Sommerabend. Das Café war innerlich und äußerlich überfüllt. Mit Mühe und Noth konnte ich des einzigen vacanten Stuhles, der am äußersten Ende der kleinen Qua-Terrasse stand, habhaft werden. Der Platz war nicht sehr bequem, aber was thut man nicht, um „Studien" zu machen? Ich saß mit dem Rücken der Friedrichsstraße, mit dem Gesicht den Linden zugewandt. Eine ungeheure Menschenmenge wogte an mir vorüber, ein dumpfes Gemurmel, das vom Crescendo und Decrescendo der vorüberrollenden Wagen harmonisch begleitet wurde, drang an mein Ohr; trotzdem vermochte ich doch von Zeit zu Zeit aus dem allgemeinen Geräusch ein Wort, bisweilen sogar eine zusammenhängende Phrase des einen oder andern Vorübergehenden zu unterscheiden. Alles, was ich hörte, trug ich gewissenhaft in mein Notizbuch ein — und diese Aufzeichnungen sind es, welche Ihre Neugier gereizt haben. Wenn Sie etwas Romantisches erwartet haben, so bedaure ich, Ihnen durch den Bericht über den wahren Sachverhalt eine Enttäuschung bereitet zu haben."

„So?" versetzte ich, um irgend etwas zu sagen.

„Da ich nun ein Lustspiel zu schreiben beabsichtige", fuhr der Lange fort, „in welchem die Gesellschaft der Großstadt mit photographischer Treue auf die Bühne gebracht werden soll, so glaubte ich aus den der Natur abgelauschten Sätzen vielleicht den einen oder andern verwerthen zu können, und deshalb danke ich Ihnen, mir das Notizbuch zurückgebracht zu haben."

„Daraufhin möchte ich mir Ihre Aufzeichnungen wol noch einmal ansehen, und wenn Sie mir erlauben . ."

„Sehr gern! — Wissen Sie was: wir wollen zwei Fliegen mit einer Klappe schlagen. Ich werde Ihnen die Geschichte vorlesen; ich werde Alles, was mir brauchbar erscheint, anstreichen, dann bin ich der Mühe der spätern Lectüre überhoben."

„Wieder vollkommen einverstanden."

Der Lange begann:

— Heißt eine Kunst! Nichts als Nuditäten. Dieser Makart! Ich hasse die Nuditäten, wenn sie gemalt sind.

— Was nützt mich der Mäntel, wenn er nicht gerollt ist, und was kauf' ich mir für die Lucca, wenn sie in Petersburg singt?

— Uf Ehre.

— Sehen Sie, lieber Freund, mit Fleiß bringt man es heutzutage weit. Hier wird man zu viel gestört und eines Tages — Kladderadatsch — packte ich meine Siebensachen zusammen, und ging, um Quellenstudien zu machen . . .

— Mit diesem krummbeinigen Judenthum in der Gegenwart ist eben nichts anzufangen. Wagalaweia, ich werde Welten wimmern ....

— Au, Fedor, drücken Sie doch nicht so!

— Wir großen Männer stehen „auf der Höhe .."

— Im Gegentheil:

„Die reinen Frauen steh'n im Leben,
Wie Rosen in dem dunklen Laub..."

— Mein Lieber, wenn wir Krieg führen wollen, so werden wir Krieg führen, mit oder ohne Ihre Zustimmung, und wir werden das Geld dazu nehmen, wo wir es finden. Vorläufig geht Macht noch immer vor ...

— Mammma!

— 34 Millionen plus 22 Millionen = 56 Millionen, minus 58 Millionen ... das stimmt noch nicht!

— Sehen Sie sich einmal die Fesseln des Schimmelhengstes an.

— Mein lieber Freund, ich bin ein glücklicher Maler, das kann ich Ihnen Schwarz auf Weiß geben.

— Einnahme: 325 Thaler, Ausgabe 327 Thaler, 2 Thaler Deficit.. ich werde mir das Schnupfen abgewöhnen.

— Ist ja Alles oberfaul!

— Wüstenkönig ist der Löwe, lieb ihn so lang Du lieben magst und beantworte Deine Briefe — das sind meine Grundsätze.

— Was hat Julian Schmidt gesagt: „Seit die Photographie im Stande ist, die feinsten Nüancen eines Gesichtes wiederzugeben." Ja, ja, die Photographie gehörte schon zu meinen jungen Leiden ...

— Du lieber Gott, spielt sich die Rieke uf: Ich kannte ihr schonst, als se noch boomwollene Strümpfe stoppte — jetzt: immer mit de Crinoline.

— Aber, Mama, ich kann doch nichts dafür, wenn er mich hübsch findet.

— Man läßt sich nicht von aller Welt hübsch finden.

— Nein, Kind, der Vater ist gar nicht damit einverstanden, und ein ordentliches Mädchen, das sich respectirt ...

— Aber liebe Mutter, es ist Gefahr im Verzuge, sage ich Dir! Verstehst Du denn nicht? —

— Ne, so was krabbelt uf'm Boden nich rum .. Hat ihm schon!

Der Lange war mit der Lectüre zu Ende. Er machte ein bedenkliches Gesicht. Ich schwieg.

„Glauben Sie, daß sich damit etwas anfangen läßt?" fragte er mich.

„Weshalb nicht?" gab ich zur Antwort.

„Nun, dann will ich Ihnen einen Vorschlag machen. Unter uns gesagt, bin ich etwas in Geldverlegenheit. Kaufen Sie mir das Buch ab. Den Preis kennen Sie: fünf Silbergroschen."

Ich erhob mich; um mich auf bequeme Weise verabschieden zu können, ging ich auf den Vorschlag ein und legte ein Fünfgroschenstück auf den Tisch.

„Noch 22½ Sgr. für die Insertionsgebühren", fügte der Lange hinzu. Ich maß die Gestalt meines Wirthes und ich mußte mir sagen, daß ich bei einer handgreiflichen Auseinandersetzung unbedingt den Kürzern ziehen würde. Ich zahlte also auch die 22½ Sgr. und empfahl mich schnell.

Auf diese Weise hat mich also das gefundene Notizbuch 27½ Sgr. und einen Weg nach der Prinzenstraße gekostet. Dafür besitze ich aber den Autograph eines zukünftigen Dramatikers. Ja, wenn der Mensch Pech haben soll!

Rückblick auf Heinrich Heine.

Von Julian Schmidt.

Zwei bedeutende Publicationen lenken die Aufmerksamkeit von Neuem auf Heine, und nöthigen die Kritik, das Urtheil über ihn einer nochmaligen Revision zu unterziehen: die „Letzten Gedichte und Gedanken, aus dem Nachlaß des Dichters zum erstenmal veröffentlicht" (Hoffmann und Campe), und „Heinrich Heine's Leben von Adolph Strodtmann", in zwei Bänden (Berlin, Franz Duncker).

Den Nachlaß, aus welchem der „Salon" bereits einige Proben gebracht, hat der Verleger der Wittwe Heine's abgekauft. Er scheint Alles zu umfassen, was Heine überhaupt geschrieben, bis auf die Papierschnitzel, mit alleiniger Ausnahme der Memoiren, auf welche Heine ein so großes Gewicht legte. Wo diese geblieben sind, ist nicht zu ermitteln gewesen: die Conjectur, daß sie Heine's Bruder der österreichischen Regierung verkauft habe, scheint mir nicht haltbar; ich wüßte nicht, was die österreichische Regierung mit diesen Papieren anfangen sollte, es müßte denn eine geheime Finanzspeculation dahinter stecken.

Wie sehr das Publicum auf den Nachlaß gespannt war, ergiebt sich daraus, daß wenige Wochen nach der ersten Auflage bereits die zweite erscheint. Im Ganzen wird es sich nicht getäuscht finden: der Nachlaß enthält theils neue Gedichte von bedeutendem Werth (darunter namentlich „Bimini", ein humoristisch romantisches Phantasiestück in der Weise des „Atta Troll"), aus denen man sieht, daß Heine's poetische Kraft bis an seinen Tod in voller Blüthe stand, theils poetische Varianten, zerstreute Gedankenspähne und anderweitige Aufzeichnungen, die uns recht lebhaft in die Werkstätte des Dichters einführen.

Sehr willkommen zur Erläuterung dieses Nachlasses ist nun die soeben vollendete Biographie. Der Verfasser derselben ist auch der Herausgeber des ersteren. Er hat mit großer Sorgfalt Alles gesammelt, was die Entwicklung des Dichters und seinen Eindruck auf das nächste Publicum verdeutlicht; er hat Briefe und andere Documente, auch die Ueberlieferung Mitlebender mit Umsicht zu Rathe gezogen; was das Thatsächliche betrifft, wird nicht mehr viel nachzutragen sein. Die Wärme, die er für seinen Gegenstand zeigt, wirkt wohlthuend, da sie keineswegs unfrei ist, da die Schattenseiten des Dichters nicht beschönigt werden. Wenn man nun dies Leben in all seinen Details übersieht, wird doch Manches in der innern Entwicklung des Dichters klarer. Diesen Entwicklungsgang in möglichst kurzen und bestimmten Strichen hervorzuheben, ist der Zweck der folgenden Zeilen; es können dabei füglich die mancherlei Einwendungen übergangen werden, zu denen das Buch sonst herausfordern möchte.*)

*) Auf den Wunsch des Herausgebers berichtige ich einen häßlichen Druckfehler, auf den ich ihn aufmerksam gemacht habe. Es ist Seite 217 des Nachlasses nicht von Ranke, sondern von Raumer die Rede.

Es gab eine Zeit, wo man Heine nicht ganz unbefangen beurtheilen konnte: theils rief seine bissige Polemik gerechte Erwiederungen hervor, theils hatte seine Manier ein fatales Geschlecht auf den Markt gerufen, das ihm absah, wie er sich räusperte und wie er spuckte, und mit seinem ewigen Gesumme so lästig wurde, daß man leicht die Geduld verlor. Das ist nun vorbei: über Heine's Polemik ist Gras gewachsen, und Figuren, wie die „arme Ada" des „harmlosen Kleinstädters" gehören zu den Seltenheiten. Man kann die Gesammterscheinung des Dichters von allen Seiten übersehn und ziemlich unbefangen würdigen.

V r all.n Dingen ist Heine eine Existenz. Ich möchte nicht sagen eine große Existenz, aber eine Existenz von außerordentlicher Tragweite. Uebersehen wir die sämmtlichen deutschen Dichter, die seit 1825 aufgetreten sind, so behaupte ich, daß man jeden beliebigen derselben aus der Geschichte wegdenken könnte, ohne daß auch nur annäherungsweise eine solche Lücke entstände, als wenn man Heine's Existenz wegzuwischen suchte. Abgesehen von den positiven bleibenden Leistungen hat er auf alle Strömungen unseres Denkens und Empfindens sehr bedeutend eingewirkt, und diese Einwirkungen, heilsam und schädlich, sind fühlbar bis auf den heutigen Tag, man muß mit ihnen rechnen, man kann sie nicht ignoriren. Vor Allem hat er in der Geschichte der romantischen Poesie nicht blos als schaffender Künstler, sondern auch als Denker und Kritiker ein ganz neues Blatt beschrieben, das seinen Namen über die Grenzen Deutschlands hinaus erhalten wird.

Heine's Jugend bis zu seinem fünfzehnten Jahr verlief im elterlichen Hause zu Düsseldorf. Düsseldorf war bis zur Restauration die Hauptstadt des Großherzogthums Berg, d. h., politisch betrachtet, eine französische Stadt. Die französische Herrschaft lockerte das Joch, das auf den Juden lastete; die Düsseldorfer Juden und vor Allen Heine's Vater selbst, begrüßten in Napoleon ihren Messias. Solche Eindrücke der frühesten Jugend verwischen sich schwer, und wenn man Heine vom patriotischen Standpunkt tadelt, daß er den Napoleoncultus aufgerichtet hat, so darf man diesen mildernden Umstand nicht vergessen. Der Verstand kann in späterer Zeit Manches corrigiren, das Gemüth behauptet doch seine Rechte. Noch später, als Heine nach Paris ging, fiel ihm der große Unterschied gegen Deutschland auf. In Frankreich hat man am Juden kein Arg, und jeder Franzose ist in den Formen höflich: wie wohlthuend mußte das gerade auf einen Dichter wirken, der in Deutschland manche grobe Beleidigung empfangen und sie mit seiner nervösen Empfindlichkeit und mit seinem stark entwickelten Schönheitssinn doppelt schwer empfunden hatte. Dazu kam die imposante Erscheinung des Kaisers, den Heine persönlich sah und dessen Eindruck auf eine für glänzende Farben sehr empfängliche Phantasie er im Buch „Le Grand" vollkommen treffend geschildert hat. Der Dichter wird, wenn er nicht künstlich reflectirt, stets durch sinnliche Eindrücke bestimmt, und was wollten gegen das gewaltige Bild des Siegers an den Pyramiden die benachbarten deutschen Duodezfürsten sagen! Auch waren „Die beiden Grenadiere" eins der ersten von Heine's Gedichten. „Was schiert mich Weib, was schiert mich Kind!" so würde der nicht empfunden haben, der in der Mitte seiner Familie den schweren Druck der französischen Herrschaft erlebt hatte.

Nun folgen vier Jahre, vom fünfzehnten bis zum neunzehnten, von denen wir wenig wissen, deren Einfluß auf Heine aber sehr bedeutend gewesen ist. Er wird in ein kaufmännisches jüdisches Geschäft gesteckt, zuerst

in Frankfurt a. M., dann in Hamburg. Man denke sich einen hochgestimmten, poetisch angeregten Knaben in dieser Umgebung! Einerseits fühlt er sich hoch über den Leuten, mit denen er verkehrt, dann aber kommt er in Geschäftssachen gegen sie nicht auf: sie lachen ihn aus, wenn er romantische Ideen hervorkehrt, und zuletzt lacht er mit, wenn auch etwas bitter. Sein Gemüth verachtet die Ziffer und die Speculation, aber in seinem Kopf spielt Ziffer und Speculation eine nicht unerhebliche Rolle: er kann gut rechnen, und wenn er ästhetisch über kaufmännische Alluren und kaufmännische Gesichtspunkte die Achsel zuckt, so kommen sie ihm doch nicht spanisch vor, er versteht sie, er kann sie nachahmen. Auch hier wird dem Dichter der Begriff durch sinnliche Erscheinung verständlich: die Ziffer wird Fleisch; der dürftige Knabe steht seinem Onkel, dem Millionair, gegenüber, und das Geld hört auf für ihn eine Abstraction zu sein.

Endlich im neunzehnten Jahr setzt er es durch, zur Universität geschickt zu werden. Er hat nur ein halbes Jahr Zeit, sich vorzubereiten. Unmöglich kann er in dieser Zeit alle Lücken seiner Vorbildung ausgefüllt haben, und die angeborene Neigung, in Sprüngen, in unmittelbaren Bildern zu denken, wird durch das Bewußtsein dieser Lücken, die er doch nicht eingestehen mag, sehr bestärkt.

Er kommt nach Bonn, um die Rechte zu studiren, hört aber fast ausschließlich ästhetische und historische Collegien. A. W. Schlegel ist nach Napoleon und Salomon Heine die erste imposante Erscheinung, die ihm begegnet, und der Eindruck wird verdoppelt, als der junge Student dem gefeierten Mann seine Gedichte vorlegt und ein schmeichelhaftes Urtheil empfängt. Er wird ein begeisterter Anhänger der Romantik, für die er schon damals die richtige Formel findet: „Die Bilder, wodurch die romantischen Gefühle erregt werden sollen, dürfen (müssen) eben so klar und mit ebenso bestimmten Umrissen gezeichnet sein als die Bilder der plastischen Poesie.“ Er studirt mit seinen Freunden, darunter namentlich Simrock, das Nibelungenlied, das er später so prachtvoll geschildert hat. Er erlangt durch A. W. Schlegel, der über Sanscrit liest, einen wenn auch dämmernden Blick in den Orient. Die burschenschaftliche Romantik hat er bald hinreichende Gelegenheit ironisch zu betrachten; dagegen tritt er als Apologet Schlegel's auf, gegen den er später, als Schlegel seine Gedichte nicht mehr lobte, in einen so unschönen Haß gerieth.

Nur der Kritiker, nicht der Dichter Schlegel hat Einfluß auf ihn geübt. Schlegel's lyrische Art ist nicht deutsch. Er ist kein geborener Dichter und hat sich, theils nach Lateinern, theils nach Spaniern und Italienern, mühsam einen Stil zurecht gemacht, der weder die Phantasie noch das Ohr anspricht. Heine's Weise dagegen ist von Anfang an deutsch und ist immer deutsch geblieben. Ihm war die Poesie die Muttersprache: was er dachte und empfand, gestaltete sich ihm, von vornherein, in wohlklingender melodischer Form, und nicht selten war der schöne Tonfall der Schöpfer seines Gedankens. Gleich seine ersten Gedichte drängen sich dem Ohr auf und fordern zur Composition heraus, während seine ersten prosaischen Versuche noch sehr incorrect und gezwungen aussehen, bis er sich geraden Wegs entschließt, auch seiner Prosa einen poetischen Hauch, eine kühne erhöhte Melodie zu geben. Wenn Uhland's schöpferische Kraft seine Jugend nicht überdauerte, so drängt sie sich bei Heine selbst in den Zeiten hervor, wo er sich einbildete, unmittelbar auf die Thatsachen, also unpoetisch wirken zu müssen.

Ein fast untrügliches Zeichen des geborenen Poeten ist, daß er ohne Mühe den echten Volkston trifft. Die Vorbilder, die er dann sucht, um sich künstlerisch fortzubilden, werden immer nur Homogenes enthalten. Heine hat sich rasch für das Volkslied entschieden, wie es ihm „Des Knaben Wunderhorn" und Herder's „Stimmen der Völker" zeigten, und wir kennen kaum einen Dichter, der so sicher und so frei den rechten Ton traf. Die Schule ferner von Uhland, Goethe Eichendorff, Tieck findet der Leser leicht heraus; Wilh. Müller hat Heine selbst dankbar bekannt; in den „Fresco-Sonetten" klingt die Melodie von Rückert's „geharnischten Sonetten" nach, von dem durchgreifendsten Einfluß scheint mir das Vorbild Clemens Brentano's gewesen zu sein, für welchen die gegenwärtige Sammlung freilich keinen Anhalt bietet. Auf die Verwandtschaft der beiden Dichter habe ich bereits anderwärts aufmerksam gemacht, aber es findet auch ein unmittelbarer Zusammenhang statt, wie man erkennt, wenn man sich z. B. an „Treulieb" oder „Die lustigen Musikanten" erinnert. Vor allen diesen Dichtern hob sich Heine dadurch hervor, daß seine Melodie kühner und mächtiger war, folglich stärker sich dem Gedächtniß einprägte, daß er das dreiste, ja freche Wort nicht scheute, um das Bild stark und nackt hervortreten zu lassen, und daß er verstand, die geistige Strömung der Zeit in seine Dichtung nicht blos äußerlich, sondern innerlich aufzunehmen, während bei den spätern Tendenzpoeten das recipirte politische Element, trotz aller rhetorischen Kraftanstrengung, in der trocknen Prosa bleibt.

Der kurze Aufenthalt in Göttingen übte auf Heine gar keinen Einfluß; einen desto durchgreifenderen die Studienzeit in Berlin. Hier war er nun in der eigentlichen Werkstätte des deutschen geistigen Lebens, und sah, da er offne Augen hatte, wie es war.

„Die Literatur unserer Nachbarn muß man mit unserer Bagatell-Literatur vergleichen, um das Leere und Bedeutungslose unseres Bagatell-Lebens zu begreifen. Oft, wenn ich die Morning Chronicle lese und in jeder Zeile das englische Volk mit seiner Nationalität erblicke, mit seinen Pferderennen, Boxen, Hahnenkämpfen, Assisen, Parlamentsdebatten u. s. w., dann nehme ich wieder betrübten Herzens ein deutsches Blatt zur Hand, suche darin die Momente eines Volkslebens, und finde nichts als literarische Fraubasereien und Theatergeklätsch. Ist in einem Volk alles öffentliche Leben unterdrückt, so sucht es dennoch Gegenstände für gemeinsame Besprechung, und dazu dienen ihm in Deutschland seine Schriftsteller und Komödianten. Statt Pferderennen haben wir ein Bücherrennen nach der Leipziger Messe. Statt Hahnenkämpfe haben wir Journale, wo arme Teufel, die man dafür füttert, sich einander den guten Namen zerreißen, während die Philister fröhlich ausrufen: sieh', das ist ein Haupthahn! u. s. w. — In solcher Art haben wir auch unsere öffentlichen Assisen, und das sind die löschpapiernen sächsischen Literaturzeitungen, wo jeder Dummkopf von seines Gleichen gerichtet wird. Wir haben gewissermaßen auch unsere Parlamentsdebatten, und damit meine ich unsere Theaterkritiken, wie denn unser Schauspiel selbst gar füglich das Haus der Gemeinen genannt werden kann, von wegen der vielen Gemeinheiten, die darinnen blühen. Unser Oberhaus zeigt sich im höhern Glanze; ich meine hinsichtlich der Coulissen, Decorationen und Garderoben. Aber auch hier giebt es ein Ziel Im Theater der Römer haben Elephanten auf dem Seile getanzt und große Sprünge gemacht; weiter aber konnte es

der Mensch nicht bringen, und das römische Reich ging unter, und bei dieser Gelegenheit auch das römische Theater."

Diese Umstände muß man in Rechnung bringen, wenn man gegen Heine nicht auf's äußerste ungerecht sein will. Es ist in seinen Schriften, die durchweg die Farbe des Tages tragen, vieles schlecht Persönliche, Läppische, ja Gemeine, aber ein Theil der Schuld fällt auf die Lebensluft, in der er aufwuchs. Wir haben diese Zeit längst aus unserm Gedächtniß verloren. Wir haben nicht blos Parlamente in Hülle und Fülle, nicht blos öffentliche Versammlungen jeder Art, nicht blos Geschworene, wir haben auch Pferderennen, und selbst an Boxereien fehlt es nicht, und wenn unsere Dichter in der Weise Heine's über Mangel an Stoff klagen, so wissen sie selbst nicht, was sie wollen. Aber zu Heine's Zeit war es anders. Wenn damals ein Journalist einen anderen einen Dummkopf schalt, so war das eine Angelegenheit, die das deutsche Volk ein halbes Jahr lang beschäftigte, weil es nichts anderes zu thun hatte. Wer sich von der Zeit, die Heine in Berlin zubrachte, 1821—1823, ein annäherungsweise richtiges Bild machen will, schlage Immermann's „Epigonen" auf: die Misère des damaligen Lebens muß auch die Poeten entschuldigen.

Wurden auf diese Weise die Angelegenheiten der Poeten und Kritiker zu einer ungebührlichen Wichtigkeit hinauf geschraubt, so fehlte ihnen zugleich die heilsame Bildung durch den stark ausgeprägten Nationalgeist. Immermann, mit dem Heine damals in genaue Berührung trat, macht auf diesen Mangel einer nationalen Gesinnung, einer bindenden Schule, eines Kunststils aufmerksam. „So steht nun der Dichter frei, aber in einem leeren Raum, und in seiner Einsamkeit darf er Alles unternehmen, auch das Ungehörige. Aus der Freiheit entspringt die Mannichfaltigkeit, aber auch die Willkür, da der Dichter sich in jedem seltsamen Gelüst gehen läßt. Zwischen der Welt und ihrem zwar beschränkenden, aber auch wieder kräftigenden Einfluß und dem Poeten besteht kein Rapport." — Aus dieser Lage erklärt sich die Weltschmerzstimmung der damaligen Poesie.

„Ach, theurer Leser", sagt Heine einmal, „wenn Du über die Zerrissenheit meiner Lieder klagen willst, so klage lieber, daß die Welt selbst mitten entzwei gerissen ist. Denn da das Herz des Dichters der Mittelpunkt der Welt ist, so mußte es wol in jetziger Zeit jämmerlich zerrissen werden. Wer von seinem Herzen rühmt, es sei ganz geblieben, der gesteht nur, daß er ein prosaisches, weit abgelegenes Winkelherz hat. Durch das meinige ging aber der große Weltriß, und eben deswegen weiß ich, daß die Götter mich vor vielen Anderen hoch begnadigt und des Dichtermärtyrerthums würdig geachtet haben."

Die Erklärung befriedigt nicht ganz. Der wahre Grund für die Weltschmerzliteratur, auf den man, so viel ich weiß, noch nicht geachtet hat, liegt in der Subjectivität der modernen Dichtung. Tragische Dinge haben immer die Seele der Dichtung ausgemacht, aber, einzelne Ausnahmen abgerechnet, hat sich der Dichter von seinem Gegenstand immer unterschieden: Homer wollte nicht Achilles, Shakespeare nicht Lear sein, und wenn Dante persönlich in die Hölle hinabsteigt, so ist es doch nur als Zuschauer, nicht um die Qualen der Verdammten am eigenen Fleisch zu empfinden. Der erste rein subjective Dichter im großen Stil innerhalb der Weltliteratur ist Goethe. Er ist wirklich Werther, Faust, Tasso, wenigstens ist sein Gemüth die Grundlage ihrer Charakterformen; aber einmal schildert er diese Seelenzu-

stände erst, wenn er im Begriff ist, sich zu beruhigen, und insofern unterscheidet sich der Dichter auch hier von seinem Gegenstand; dann sind seine Empfindungen so normal und so echt menschlich, daß sie zwar im Anfang durch die Paradoxie ihres Ausdrucks Anstoß geben, daß man aber bei reiferem Nachdenken die Wahrheit und zwar die allgemein menschliche Wahrheit erkennt. Weit entfernt, seine wirklichen Empfindungen künstlich zu steigern, that er vielmehr Alles, um sie auf das angemessene Maß herabzudämpfen.

Mit stärkerer Wucht schlug Lord Byron die Saite der subjectiven Dichtung an. Auch er ist sein eigener Held: er ist Childe Harold, der Giaur, Lara, Don Juan, aber dieser sein Held hat das Gemeingefühl mit den übrigen Menschen wenigstens bis zu einem gewissen Grade verloren; er führt ein anderes Leben als sie, und demnach sind auch die Dimensionen seiner Empfindung andere. Aber für die Möglichkeit solcher Figuren führte der Dichter den thatsächlichsten Beweis, ihm lagen wirklich die Weiber zu Füßen, er gab seine Seele wirklich in wüsten Genüssen aus, er durchschwamm persönlich den Hellespont und führte auf eigene Hand Krieg gegen die Türken; und was die Gewissensbisse seiner Helden betrifft, so war seine Natur so geartet, daß wenigstens der Mythus von geheimen Verbrechen, die er begangen haben sollte, sich bilden konnte.

Dies glänzende Meteor hatte nun die poetischen Gemüther von ganz Europa in Bewegung gesetzt, und das Ideal schrankenlosen, unbändigen Genusses und unerschöpflicher Leidenschaft setzte sich in allen Köpfen fest. Hoffmann, das schwächliche Männchen, der eben starb, als Heine in Berlin war, und unter dessen Zechbrüdern bei Lutter und Wegener sich Heine zuweilen bewegte, hatte die berühmte Apologie des Don Juan geschrieben; Grabbe, Heine's vertrauter Studiengenosse, brütete über einem Stück, das Don Juan und Faust combiniren sollte. In diesem Dunstkreise entfaltete sich Heine's poetische Blüthe. Er hat Hoffmann sehr viel gelesen, man findet in seinen Reisebildern starke Reminiscenzen an den „Goldenen Topf" und andere Phantasiestücke, er nahm von Lord Byron das böse Zucken der Oberlippen an: „dem Engländer", sagt Wienbarg, der bald darauf mit Heine befreundet wurde, „mit der nationalen kurzen Oberlippe und den blinkenden Zähnen stand diese Bewegung besser, jedenfalls natürlicher."

Nun denke man sich die Form der subjectiven Poesie, die Vermischung des Helden mit dem Darsteller, die Begeisterung für den Typus eines welterobernden Don Juan, dazu die enge Berliner Existenz und spärliche Mittel — und man wird die possenhaften Schlußrefrains zu weltschmerzlichen Liedern begreifen. Hoffmann hat noch während des Schaffens die Ahnung seiner Schranken; nur im Traum erobert er die Welt, sobald er erwacht, sieht er sich im Spiegel als Berliner Spießbürger und freut sich seiner Sicherheit. Wenn dagegen Heine sich montirt, so geht seine stärkere lyrische Kraft mit ihm durch: er ist in dem Augenblick ganz sein Held, und erst nachträglich rächt sich sein scharfer Verstand für die Ueberrumpelung des Gefühls und der Phantasie durch bittern Hohn.

Heine war kein Don Juan. „Glauben Sie mir", sagte er auf seinem Krankenlager zu Alfred Meißner, „ich habe moralischer gelebt als die meisten der Menschen, die mich der Immoralität zeihen. Nie habe ich eine Unschuld verführt oder eine Ehefrau zur Untreue verleitet. Können viele Menschen dasselbe von sich sagen? Wird es mir Jemand glauben? Und doch

ist es so. Ja, ich habe mir am Rand meines Lebens keine Vorwürfe zu machen. Ich war nie der Erste und nie der Letzte.“ Dieselbe Erklärung findet sich in einem Gedicht des Nachlasses, das damit schließt, wenn es sich anders verhielte, verdiene er ja angespuckt zu werden.

Im Anfang wird man durch diese Erklärung verdutzt, wenn man sich an das Namensverzeichniß genossener Frauenzimmer erinnert, das fast so lang ist als das Leporellos. An sich würde auch die Erklärung nichts beweisen, denn die Phantasie konnte in diesem Fall mit ihm durchgehen wie in anderen Fällen; sieht man sich das Namensverzeichniß aber genauer an, so entdeckt man, einige Verschönerungen abgerechnet, lauter derartige Damen, bei denen kaum Einer der Erste und Einer der Letzte ist: also eine Region, mit der ein Don Juan nichts zu thun hat. Nur zwei große Verhältnisse heben sich in seinen Gedichten ab. Das eine mit seiner Cousine, die ihm nach seiner Auffassung untreu wurde, und die er, rund gerechnet, fünf Jahre lang besang, mit harten Invectiven allerdings, aber doch so, daß auch in der Uebertreibung sich der Hintergrund einer echten und tiefen Neigung abhebt. Und dann das zu seiner Frau. Diese Gewissensehe — denn anfangs fehlte ihr die priesterliche Weihe — hat vom fünfunddreißigsten Jahr bis zu seinem Tode gedauert, und er ist seiner Mathilde insofern immer treu geblieben, als er ihr feste, innige und hingebende Anhänglichkeit bewahrte, obgleich kein eigentlich geistiges Band sie an einander hielt: sie las nicht einmal seine Gedichte; daß Heine das ertrug, wollte viel sagen. Der Herausgeber des Nachlasses hat vollkommen Recht, die Briefe an Mathilde machen einen wohlthuenden Eindruck, man sieht daraus, daß er im Grunde ein guter Mensch war, viel besser als seine liederlichen Gedichte aus Paris und Hamburg und seine von augenblicklicher Erbitterung eingegebenen Streitschriften ihn zeigen. Nur daß, was den Menschen in einem bessern Lichte zeigt, nicht gerade dem Dichter frommt, der von dem falschen poetischen Vorurtheil ausgeht, er müsse selber der Held sein, den er besingt.

Noch etwas gehört zum Don Juan. Wenn der Comthur dazwischen kommt, muß sofort ein Degen bei der Hand sein, ihm durch den Leib gerannt zu werden. Auch darin war Heine kein Don Juan. Sein Biograph erzählt nach dem Bericht von Augenzeugen einige Mensur-Geschichten, die sehr komisch aussehen, auf die weiter nichts ankommen würde, wenn Heine nicht, sobald die Phantasie mit ihm durchgeht, in Prosa wie in Versen einen Blutdurst zur Schau tragen zu müssen glaubte, der gar nicht in seiner Art lag.

Man kennt die hübsche Ballade vom Rabbi Israel von Saragossa. Als Freund Moser, dem Heine sie mittheilte, sie sehr lustig fand, erklärte dieser ihm, sie sei gar nicht komisch, sondern tragisch, sie wäre ihm selbst im Thiergarten passirt. Und hier kommen wir auf einen zweiten wunden Punkt, der die Eigenthümlichkeit seiner Lyrik erklärt.

Zu den Persönlichkeiten in Berlin, die auf ihn den größten Eindruck machten, gehörte Rahel Frau von Varnhagen. Aus ihren Briefen weiß man, wie schwer auf der stark geistigen, aber nervösen Frau das Bewußtsein lastete, eine Jüdin zu sein, nicht blos weil ihr hepp, hepp! nachgerufen wurde, was sie in dem aristokratischen Kreise, der sich um sie sammelte, leicht hätte verschmerzen können, sondern weil sie dadurch in Berührung mit Leuten kam, die ihr ästhetisches Gefühl peinlich verletzten. Genau dieselbe Empfindung kehrt in Heine's Briefen wieder. Er fühlt sich verpflichtet und gewillt, für die Rechte seines unterdrückten Stammes einzutreten, aber ihn

ekelts bis zum Kopfschmerz, wenn ein beliebiger Schacherjude ihm in Berlin oder Hamburg als Verwandter die Hand drückt. Im Salon der Rahel lernt er den jungen Hegelianer Eduard Gans kennen, gleichfalls Jude, der ihn in die Mysterien der neuen Philosophie einweiht, mit ihm und einigen anderen geistvollen und wolgesinnten Glaubensgenossen tritt er in eine Gesellschaft zur Veredlung des Judenthums. Sie geben eine Zeitschrift heraus, die aber im Stil der Hegel'schen Schule und nach Heine's eigenem Ausdruck zuweilen so geschrieben war, daß nur ein Chaldäer sie verstehen konnte. Infolge dessen findet die Zeitschrift keinen Anhang, die Masse der Juden bleibt fremd und gleichgültig, und der Verdruß darüber bestimmt einen nach dem andern der Mitarbeiter, sich taufen zu lassen.

Heine hat den Gedanken schon lange mit sich herumgetragen. Gegen das Christenthum hat er eine gemischte Stimmung. In seinem „Almansor" ist jene harte, aber echt poetische Anklage gegen das Christenthum, daß es in seinem einseitigen Spiritualismus die schöne und echte Naturkraft des Menschen verleugne und untergrabe. Neu war die Anklage nicht, Goethe hatte bereits in der „Braut von Korinth" und in der „Letzten Walpurgisnacht" Aehnliches gesagt, aber so geistreich, so ausführlich und zusammenhängend war die Anklage noch nicht formulirt worden. Auf der andern Seite fühlte Heine sehr wohl die göttliche Mission des Menschensohns, die in der bekannten Ode in den „Nordseebildern" so warm und beredt verkündet wird. Nun hat sich der Dichter nicht erwehren können, dieser Ode einen Zusatz hinzuzufügen, worin gesagt wird, daß wenn ein Anderer sie gedichtet hätte, der Hofrathstitel und hundert Thaler Zulage die unausbleibliche Folge gewesen wären. Zunächst fällt, auch poetisch betrachtet, die Gemeinheit dieses Gedankensprungs aus der Sphäre der Romantik in die der Kaufmannswelt auf; aber auch hier, glaube ich, ist Heine besser als seine Maske: es kommt ihm nicht sowol auf den Hofrathstitel und die hundert Thaler Zulage an, als daß er den Christen beneidet, der diese Gesinnung laut und offen verkünden darf, während man sie ihm wahrscheinlich als einen Abfall verargen und an seine Unbefangenheit nicht glauben wird.

Endlich entschließt er sich, er läßt sich taufen. Er selbst führt nur äußere Umstände an; er wollte Advocat in Hamburg werden, was er übrigens nach kurzem Versuch bald aufgab. Er schrieb ferner, „er habe nicht die Kraft, einen Bart zu tragen und sich Judenmauschel nachrufen zu lassen." „Wenn ich von dem Stamme wäre", heißt es in einem Gespräch des Nachlasses, „dem unser Heiland entsprossen, ich würde mich dessen eher rühmen als schämen." „Ach, das thät' ich auch", ist die Antwort, „wenn unser Heiland der einzige wäre, der diesem Stamm entsprossen, aber es ist demselben so viel Lumpengesindel ebenfalls entsprossen, daß diese Verwandtschaft anzuerkennen sehr bedenklich wird."

Für den Augenblick erhöhte der Schritt nur noch das Peinliche seiner Lage, denn die Juden schalten ihn einen Abtrünnigen, während ihm von seinen politischen Gegnern das Hepp hepp! doch nicht erspart blieb. Es gab Augenblicke, wo er den Schritt bereute, und das collidirende Gefühl, national der einen, kirchlich der andern Gemeinschaft anzugehören, und doch im Grunde außerhalb beider zu stehen, macht sich in all' seinen späteren Schriften geltend.

Die Sache ist von einer allgemeinen Tragweite, und verdient eine nähere Erörterung. Gewöhnlich macht man nur die Bedenken geltend, die

in dem Uebergang selbst liegen: die Ablegung eines Glaubensbekenntnisses, das man gar nicht oder nur zum Theil für wahr hält. Aber diese Form wird meistens sehr erleichtert, und ist auch Heine nicht schwer gemacht. Die echte Collision liegt tiefer.

„Der Taufzettel", heißt's im Nachlaß, „ist das Entrée-Billet zur europäischen Cultur." — Wer mit entschiedenem Verständniß und warmem Gefühl an der Bewegung der modernen Cultur sich betheiligt, muß fühlen, daß er von einem gewaltigen Strom getragen wird, dessen wesentliches Element das Christenthum ist. Es ist zwar einseitig, die abendländische Cultur überhaupt für die einzig mögliche der Menschheit zu halten, aber diese Cultur ist in allen ihren Zweigen vom Christenthum durchtränkt; alle anderen Bildungsmittel der modernen Menschheit, auch die Antike, sind in irgend einer Weise durch die christliche Bewegung modificirt worden. Die Gewalt dieses Stromes fühlt auch Derjenige, der sämmtliche Formen der christlichen Kirche verleugnet. Der Strom trägt Atheïsten und Pantheïsten, und auch sie dürfen sich Christen nennen, so wie man sich einen Abendländer, einen Europäer, einen Protestanten, einen Deutschen, einen Franzosen nennt. Ein Jude, der wie Heine so innig und mit allen Seelenkräften sich an der Bewegung des modernen Geistes betheiligt, kann in diesem Sinn mit voller Wahrheit das Bekenntniß ablegen, ein Christ zu sein, kann mit voller Wahrheit die Gemeinschaft mit Denjenigen verleugnen, die sich dieser allgemeinen Bewegung entziehen, die wider den Strom schwimmen wollen.

Nun geht aber durch Heine's Gemüth noch eine andere Strömung, die er oft nicht gewahr wird, die sich aber fühlbar macht, sobald seine Seele einen Augenblick sich von dem Schauplatz der allgemeinen Gedanken entfernt. Dies ist die historische Strömung, die ihn durch tausend und tausend unmerkliche Ueberlieferungen mit dem Leben und Glauben seiner Nation verbindet, auch dann verbindet, wenn er über den „Tauwes-jontof" lachen kann. Gerade das innige Familienleben der Juden verstärkt das Band der nationalen Gemeinschaft, weil sie dasselbe immer in sinnlicher Gegenwart erhält. Im „Rabbi von Bacharach" vor seiner Taufe, im Wettgesang zwischen dem Rabbi und dem Mönch im „Romancero" und in vielen späteren Gedichten, sind echt poetische Spuren dieser historischen Strömung enthalten: beide zu vereinigen oder auch nur in ein bestimmtes Verhältniß zu bringen, gelang dem Dichter nicht, und so ist auch von dieser Seite seine Poesie die Poesie des Contrastes. Die abendländische Fee Abunde und die morgenländische Herodias locken beide seine Phantasie, sein Gemüth neigt sich zur letzteren, aber er muß sie doch in dem Zug des wilden Jägers suchen, der zwar dem nordischen Heidenthum entsprungen, aber durch christliche Einflüsse Rembrandtisch gefärbt ist.

Noch ein anderer Zwiespalt trat in Heine's poetisches Schaffen ein. Die unbändigen Lebensrufe eines übermüthigen Jünglings, der mit allen möglichen Heiligthümern sein Spiel trieb, auch wohl mit den politischen, obgleich die Politik eigentlich gar nicht seine Sache war, mißfielen den ängstlichen Behörden, und man verfolgte ihn. So glaubte er sich denn zur liberalen Opposition rechnen zu müssen, und trat im Jahre 1827 mit Börne und Wolfgang Menzel in Verbindung; er verkündete die Morgenröthe einer neuen Poesie, die für die Befreiung der Menschen wirken solle, und schalt Goethe, der ohnehin bei einem Besuch in Weimar ihn nicht sehr zuvorkommend aufgenommen, einen Aristokratenknecht. Auf der andern Seite

mußte er wahrnehmen, daß gerade die eigenthümliche Art seiner Poesie am meisten von Denen goutirt wurde, die zugleich Verehrer des Aristokratenknechts waren. Im beständigen Schwanken zwischen der Abneigung gegen übermüthige Junker und gegen ungeschlachte Demokraten war er nahe daran, ein Skeptiker zu werden, als die Julirevolution ihm einen neuen Schwung gab.

Für Hamburg war die erste Frucht der Julirevolution, daß man die Judenhäuser plünderte; mit diesem bitteren Gefühl verließ er Deutschland.

Der Raum erlaubt mir nicht, auf Heine's weitere Entwickelung näher einzugehen. Auch der Pariser Aufenthalt konnte den Dualismus seines Empfindens und Denkens nicht aufheben. Anfangs freilich, als er zu den St. Simonisten in ein näheres Verhältniß trat, die dasselbe, was er früher besungen, die Einheit des Sinnlichen und des Geistigen, zur Würde einer neuen Religion zu erheben suchten, die in der Form der Emancipation des Fleisches sich dem antiken Glauben nähern sollte, glaubte er realisirt, was er sich früher geträumt, und trat als politisch-religiöser Prophet auf. Auch seine alte Freundin Rahel bestärkte ihn in diesen Gesinnungen. Bald aber unterlag die St. Simonistische Religion dem Fluch des Lächerlichen, und Heine war wieder genöthigt, seine Kräfte zu theilen. Sein Kunstgefühl empörte ihn gegen die Demokraten; in dem Buch über Börne macht sich der beleidigte Artist, im „Atta Troll" der echte Dichter geltend; und dann wieder trieb ihn der Drang, irgend einem Ganzen anzugehören und sich auf dieses Ganze zu stützen, in die Reihen der politischen Opposition. Seine wahre Kraft, ein Getümmel fröhlicher bunter Gestalten hervorzurufen und darin zu schwelgen, wurde durch diese doppelte Parteinahme ebenso verkümmert als der scharfe Blick seiner satirischen Kritik, die mit dem lebhaften Instinct für das Leben die todten Dinge aufräumte. Im Nachlaß heißt es: „Die höchsten Blüthen des deutschen Geistes sind die Philosophie und das Lied. Diese Blüthenzeit ist vorbei, es gehörte dazu die idyllische Ruhe; Deutschland ist jetzt fortgerissen in die Bewegung, der Gedanke ist nicht mehr uneigennützig, in seine abstracte Welt stürzt die rohe Thatsache, der Dampfwagen giebt uns eine zitterige Gemüthserschütterung, wobei kein Lied aufgehen kann, der Kohlendampf verscheucht die Sangesvögel, und der Gasbeleuchtungsgestank verdirbt die duftige Mondnacht." Trotz dieser Beeinträchtigung seines Talents durch äußerliche Beziehungen hat er noch sehr Bedeutendes geleistet; aber da er zu genau darauf achtete, wie sein Schaffen wirkte, wurde ihm die reine Freude am Schaffen durch die Stimmen aus der Heimat und Fremde verbittert, die er am besten ignorirt hätte. Ich finde einen tiefen und ernsten Schmerz — den Schmerz eines auf Gemeinsamkeit angelegten Talentes über seine Vereinsamung — in den bekannten scheinbar frivolen Worten:

Selten habt ihr mich verstanden,
Selten auch verstand ich euch;
Nur wenn wir im Koth uns fanden,
Da verstanden wir uns gleich.

Erzählung einer Kammerjungfer.

Wiewol alle Namen und Daten der nachstehenden Erzählung genau angegeben werden könnten, so scheint es doch der noch lebenden Persönlichkeiten wegen geeigneter, nur die Anfangsbuchstaben von Ort, Zeit und den Betheiligten selbst zu gebrauchen.

Zwischen 1850 und 1860 kamen in einer lauen Juninacht Fürst und Fürstin M., Russen, von London in Paris an, und in ihrem Gefolge befand sich eine deutsche, württembergische Kammerjungfer. Man stieg im Hôtel B., fast im Mittelpunkte der Stadt, gegen elf Uhr Abends ab. In Paris strömten damals, wie 1867, die Fremden zusamme , und sogar diese russischen Stammgäste des Hôtels B. sahen sich genöthigt mit einem Zimmer im zweiten Stock vorlieb zu nehmen. Der Courier suchte in einem andern Gast- oder Privathause für die erste Nacht Unterkunft zu erhalten, und nur für die Kammerjungfer versprach man auf den Wunsch der Fürstin noch im Hôtel selbst Platz schaffen zu wollen. Mittlerweile packte dieselbe Koffer und Reisetaschen aus und verließ ihre Herrin erst gegen 1 Uhr, nachdem diese zu Bett gegangen war. Ein Kellner empfing sie hierauf mit der Nachricht, es sei noch eine Unterkunft für sie gefunden worden und zu ihrem Erstaunen führte er sie in ein prächtiges zweifenstriges Zimmer, das auf den V. Platz hinausging. Alsbald spricht ihm die reisekundige Kammerjungfer ihre Verwunderung darüber aus, warum dies schöne Gemach nicht der Fürstin statt ihr selbst gegeben worden sei; der Kellner erwiedert, daß erst seit einer Stunde dies Zimmer leer geworden, nachdem der Fürst und die Fürstin bereits installirt gewesen seien, und er fügte höflich lächelnd hinzu: Mademoiselle kann, denke ich, auch von dieser guten Gelegenheit eines freigewordenen Zimmers profitiren. Unsere deutsche Clara findet, daß der Kellner nicht Unrecht hat und eilt, die ersehnte Nachtruhe im großen eleganten Himmelbette aufzusuchen. Sie schließt von Innen die Thüren mit den Schlüsseln zu, betet, geht zu Bett und löscht das Licht aus.

Von nun an werde ich sie selbst in der ersten Person weiter redend fortfahren lassen. Es ist noch nicht lange her, daß ich diese Erzählung aus dem Munde der jetzt zweiundvierzigjährigen Frau vernahm und sie hat sie bereits so oft Engländern, Franzosen und Russen vortragen müssen, daß ich nur treu ihre Worte wiederzugeben brauchte, um einen großen Eindruck hervorzubringen. Sie sprach:

„Ich weiß nicht war ich eingeschlafen, träumte ich, oder sah ich mit den Augen meines Leibes und wachend; ich glaubte und glaube Letzteres. Doch darauf kommt es nicht an. Plötzlich ward die Thür, welche vom Corridor aus in mein Zimmer führte, geöffnet und ein Herr trat mit einem Lichte in der Hand herein. Es war ein französischer Marineofficier in dunkelblauer Uniform, mit Blouse, großem, eckigen Kragen ꝛc. Die Thür schien sich hinter ihm wie von selbst zu schließen.

Schon von diesem Augenblicke an war ich starr vor Schrecken, keiner Bewegung, keines Lautes mehr fähig; mein ganzes Sein concentrirte sich in Gesicht und Gehör; ich befand mich offenbar in einem völlig abnormen Zustande. Der Herr stellte das Licht auf ein kleines Tischchen an meinem Bette. Auf dem Fauteuil am Fuße desselben lagen meine Kleider. Ohne daß ich sehen konnte, wo dieselben hingefallen waren, stieß er den Lehnsessel fort, fast mitten in's Zimmer hinein. Nun ging er aufgeregt hin und her, seine Gesticulationen waren heftig, ich konnte kein Auge von ihm abwenden. Es war ein schlanker junger Mann von brauner Gesichtsfarbe, mit kleinen, wenig markirten Zügen, jedoch glänzende, lebhafte Augen und ein reiches schwarzes Haar machten seine Erscheinung bemerkenswerth. Noch sehe ich, wie seine Hand in die Locken fuhr, so daß die Haare auf seiner Stirn sich zu sträuben schienen. Er sprach auch einiges Unzusammenhängende, schnell und dumpf; die Worte: veux plus vivre, peux plus vivre (kann, will nicht mehr leben) wurden mir daraus verständlich. Auf einmal warf er sich auf den Lehnsessel, zog eine Pistole aus seiner Brust und spannte den Hahn. Uebernatürlich scharf schienen in diesem angstvollen Moment meine Augen, denn ich bemerkte sogar etwas auffällig Gebogenes und Gefärbtes an dem Hahn der Pistole. Nach sehr kurzem Besinnen schoß er sich in den Mund; ich hörte den schrillen Knall und ein Getöse im Zimmer, es war als sage mir Jemand leise in's Ohr: „Dites un ave pour moi!" — „Beten Sie ein Ave für mich!" . . . Dann war es finster im Zimmer und nur eine Laterne des Platzes V. verbreitete ein unsicheres schwaches Licht durch die zugezogenen Gardinen.

Die Zeit hatte für mich aufgehört zu sein; mich dünkt es war oder wurde auch alsbald Tag und ich hörte an meiner Stubenthür pochen und mehrere Männerstimmen im Corridor. Unvermögend mich zu bewegen oder zu antworten, hörte ich den Sprechenden zu. Bald vernahm ich der Fürstin Stimme.

„Ist dies gewiß das Zimmer, welches sie gestern Abend meiner Jungfer angewiesen haben?" fragte sie erregt.

„Gewiß!"

„Nun so öffnen Sie es mit Gewalt!"

Nachschlüssel waren nutzlos gewesen, da innen der Schlüssel steckte; der Schlosser riß daher das ganze Schloß heraus, und herein stürzten der Fürst und die Fürstin, der Haushofmeister, die Kellner und Handwerker. Die Fürstin läuft an mein Bett und sieht mich mit starren offnen Augen todtenähnlich darin liegen. Indem sie meine Hände und mein Gesicht berührt, ruft sie: „Clara! was ist? Clara, sind Sie krank?"

Die deutsche Sprache, die warme Hand, das bekannte Gesicht, ihre Angst lösen meinen Starrkrampf; ich kann sprechen.

„Lassen Sie nur erst den Todten wegnehmen", rufe ich schaudernd, „sonst kann ich nicht aufstehen."

„Um Gotteswillen", bricht die Fürstin russisch aus, „sie ist wahnsinnig!"

Meine Züge, sagte sie später, seien bis zur Unkenntlichkeit entstellt gewesen.

„Ruhe!“ rief sie; „einen Arzt!“

Zwei Mediciner kamen nach wenigen Minuten; ich befand mich in einem Zustande, welcher die Aerzte in Erstaunen setzte, und erst nach manchen Bitten und beruhigenden Worten von ihrer Seite gewann ich es über mich, ihnen vorstehende Geschichte mit allen Details zu erzählen, doch durchaus nicht als einen beängstigenden Traum, sondern als Etwas, das sich ohne allen Zweifel in der vergangenen Nacht vor meinen Augen in dem Zimmer zugetragen hatte.

Die Aerzte waren vorsichtig genug, mir nicht zu widersprechen, besonders da mein Puls einen unnatürlich gereizten Zustand anzeigte. Ja, einer der Aerzte, durch die Bestimmtheit und die Details meiner Erzählung betroffen, glaubte, man habe mir vielleicht wirklich in der Nacht einen Streich gespielt, um mich zu erschrecken und wünschte den Hôtelbesitzer zu sprechen. Dieser kam, und nach einigen leise gewechselten Worten verließ der Fürst, die beiden Aerzte und der Wirth das Zimmer.

Ich ließ indeß der Fürstin Hand und Kleid nicht los und es bedurfte ihres beruhigenden Zuredens, bis ich es wagte, mich im Zimmer umzusehen; kein Erschossener lag darin.

„So muß man ihn heute früh hinausgetragen haben, als man die Thür aufsprengte“, sagte ich; denn es war mir unmöglich an eine Vision zu glauben.

Der Hôtelbesitzer aber antwortete auf die Mittheilung der Aerzte blaß und verstört: „Hier ragt das Geisterreich wie mit Händen greifbar in die Alltagswelt hinein. In der vorletzten Nacht, wol zu derselben Stunde als Mademoiselle zu Bette ging, hat sich der Marineofficier M. R. in jenem Zimmer erschossen. Sein Leichnam liegt in der Morgue. Sie können sich denken, wie unangenehm solche Ereignisse Hôtelbesitzern sind; vor Tagesanbruch schon hatte ich den Körper entfernen lassen, denn der Knall der Pistole war von einem Kellner gehört worden. Nur wenige meiner Leute wußten um den Vorgang und diesen hatte ich natürlich Schweigen anbefohlen. Nach sorgfältiger Reinigung des Zimmers hieß ich dasselbe gestern Abend der Jungfer der Fürstin anweisen, da Letztere ihre Dienerin gern im Hôtel untergebracht sehen wollte.“

Die vier Herren fuhren nach der Morgue. Dort hing die von mir beschriebene Uniform; die Pistole hatte eine von der gewöhnlichen Construction abweichende Form, das Gesicht des Selbstmörders war fast unkenntlich, doch das reiche schwarze Haupthaar vollkommen meiner Beschreibung entsprechend. M. R., dessen Familie zur Zeit in der Bretagne wohnte, war ein Creole von Geburt. Seit jener Zeit hat die Gesichtsbildung der Creolen etwas Geisterhaftes für mich, besonders deren glänzende Augen. M. R. hatte sich, wie man später erfuhr, wegen einer weiblichen Bekanntschaft in Paris erschossen. Ich wurde an dem-

selben Tage noch in ein stilleres Haus, Rue du R., gebracht, wo die Fürstin sich eine Wohnung miethete. Wochenlang durfte ich auf Befehl der Aerzte weder Tag noch Nacht eine Minute allein gelassen werden. Mein Nervensystem hatte einen fürchterlichen Stoß erhalten. Es gab Stunden, besonders des Nachts, in welchen ich nur mit der äußersten Zusammenraffung meiner Willenskräfte, manchmal weinend und betend, bei Verstand bleiben konnte; hätte ich mich gehen lassen, ich würde leicht die Herrschaft über meine wilden, wirren Gedanken verloren haben und wäre wahnsinnig geworden. Ich bat die barmherzige Schwester, mir in jenen Stunden des Schwankens zwischen Vernunft und Wahnwitz zuzurufen: „Denken Sie an Ihre Mutter, die Sie durch ihre Arbeit unterstützen müssen.“ Diese Mahnung half und der Gedanke an all' die Noth und Sorge, welche hereinbrechen würden, falls ich geisteskrank bliebe, gab mir nach und nach Kraft, meine Fassung wieder zu gewinnen.

Von der barmherzigen Schwester war indeß einem katholischen Priester der Ausspruch mitgetheilt worden, welchen ich in jener Nacht zu hören geglaubt hatte: „Dites un ave pour moi!“ Zwei Geistliche kamen eines Tages, als ich wieder geheilt schien, zu mir, um, wie sie sagten, sich selbst von mir Gewißheit über diese Thatsache zu holen. Als ich ihnen meine Erzählung wiederholte und hinzufügte, ich habe in jener Nacht noch gar nicht gewußt, was ein „ave“ sei, meinten sie: in diesen von mir gehörten Worten läge für mich eine dringende Aufforderung katholisch zu werden; ihnen seien dieselben eine kostbare Bestätigung der Wirksamkeit der Marienanrufung. Sie waren sehr freundlich gegen mich, allein katholisch bin ich nicht geworden. Ach! einer dieser Herren hatte ein tragisches Ende, vielleicht schrecklicher als dasjenige des Selbstmörders im Hôtel B, er ist am Altare seiner Kirche von Mörderhand gefallen. Dem damaligen Marine-Minister und seiner kleinen blonden Frau mußte ich in jener Zeit in ihrem Hôtel am Concordienplatze auch die Geschichte der Schreckensnacht erzählen. Allen bei diesem Ereignisse näher oder ferner Betheiligten, besonders aber mir selbst, ist davon eine unauslöschlich nachhaltige Wirkung auf das geistige und geistliche Leben geblieben, und es regt mich noch heute peinlich und tief auf, mir jene Nacht im Hôtel B. in Paris durch eine abermalige Erzählung wieder lebhafter zurückzurufen. Sehen Sie daher diese Mittheilung als ein freundschaftliches Opfer von meiner Seite an!“

Ich dankte der Sprechenden; und ohne ein Urtheil über das Gehörte äußern oder irgend eine Erklärung versuchen zu wollen, habe ich es hier Wort für Wort nach meinen sogleich gemachten Notizen mitgetheilt. Vielleicht wäre noch Das hinzuzufügen, daß die Heldin der erzählten Begebenheit mütterlicherseits von dem Mystiker Michael Hahn abstammt, in Kornthal eine gute Erziehung genossen hat und gegenwärtig wieder in ihrer württembergischen Heimat lebt.

Mein Lieblingsbuch.

Mein Lieblingsautor ist Herr Dr. H. Baeblich, und sein Werk, das dickste meiner kleinen, aber gewählten Bibliothek, ist mein Lieblingsbuch. Es trägt auf einem breiten Rücken von braunem Kattun und in großer goldener Schrift die Zahl: „1870" und decouvrirt sich, nachdem man ein halbes Hundert von gelben und weißen und schwarzen Blättern umgeschlagen, als das „Berliner Adreßbuch". In diesem Buche zu lesen ist das unschuldigste aller Vergnügen; es übt meinen Scharfsinn und bereichert meine Kenntnisse. Zugleich erhöht es meinen patriotischen Stolz. Meine ganze Sympathie gehört den großen und weitverbreiteten Familien der Müller, Schulze und Lehmann. Ich behaupte, daß sie einen beträchtlichen Theil der Reichthümer, Aemter und Würden dieser Stadt unter sich allein vertheilt haben. Jeder folgende Jahrgang meines Lieblingsbuchs beweist mir, in welch erfreulicher Zunahme diese drei Familien begriffen sind; die Familie Müller ist von 24 Spalten im Jahre 1869 auf 25 Spalten im Jahre 1870, die Familie Schulze von 32 auf 33 gewachsen, wobei jede Spalte durchschnittlich eine Anzahl von 60 bis 70 Personen repräsentirt, die, wenn sie keine patres oder matres familiae sind, doch wenigstens das Recht eines Hausschlüssels haben. Am productivsten im letzten Jahr hat sich die Familie Lehmann erwiesen: sie ist von zehn auf zwölf Spalten gegangen, hat sich mithin um wenigstens 120 Mitglieder vermehrt, von denen die Hälfte wenigstens Väter und Mütter von weiteren hundert kleinen Lehmanns sind. Mein Gott! denke ich oft, wenn ich vor meinem Lieblingsbuch sitze — wie gut, daß Du nur einen Müller, einen Schulze, einen Lehmann zu den näheren Kreisen Deiner Bekannten zählst und die Adresse derselben besitzest! Mehrere von ihnen zu Freunden zu haben und ihre Adresse suchen zu müssen wäre schrecklich! Es wäre, wie das Recept zu Wilkie Collin's Sensationsromanen, welches nach dem Ausspruch eines renommirten Kritikers darin besteht, daß der berühmte Sensationsschriftsteller eine Stecknadel in einen großen Heuhaufen versteckt und seinen Lesern zuruft: nun sucht! —

Mein Lieblingsbuch beginnt mit den Uebersichtsplänen der Berliner Theater, wobei ich jedoch zu meinem Bedauern die von mir so sehr protegirten kleinen Theater vermisse, wiewol sie der Zahl nach alle königlichen und sonstigen Institute um drei Pferdelängen schlagen. Indessen hat es mein Autor, als der vorsichtige Mann, der er ist, nur mit dem Gewordenen zu thun, nicht mit dem Werdenden, und wer weiß, ob all' diese lieblichen Schauplätze Thalia's am Ende des Jahres noch sind? Ist doch jetzt schon ein Bürgerkrieg ausgebrochen unter den Mimen des Salon-Royal-Theaters, von denen ein Theil secedirt und einen neuen Tempel in Sommer's Salon aufgeschlagen hat — ein Tummelplatz früher für Berlin's perfecte Köchinnen und „Mädchen für Alles" — ein Ballsaal, in welchem junge Elegants sich einstellten, welche der Lehre Goethe's huldigten: „Die Hand, die Alltags ihren

Besen führt, wird Sonntags Dich am Besten caressiren". Aber das ist noch nicht die schlimmste Post aus dieser kleinen Theaterwelt: die Theater-Akademie hat ihren Director abgesetzt und nachdem sie in weniger als zwei Wochen sich zuerst in ein Augusta-, dann in ein Lützow-Theater verwandelt, in großen Placaten angekündigt, daß man fortan in ihren heiligen Hallen auch warm zu Abend speisen könne. Mein Lieblingsbuch hat daher vollkommen Recht, wenn es diese jugendlichen Musentempel sich zuerst schlüssig machen läßt über Namen, Einrichtung und Speisekarte, bevor es die Uebersichts-Pläne derselben recipirt. Denn wer bürgt ihm auch dafür, daß sie „bevor die Sonne geendet den Lauf", überhaupt noch eine feste Stätte und sich nicht vielmehr in die classische Form der „Thespiskarren" aufgelöst haben, die dann mit den Wagen der Norddeutschen Eiswerke und Seefische durch unsere Straßen rollen?

„Erst das Geschäft und dann das Vergnügen" sagt die Posse; „erst das Vergnügen und dann das Geschäft" das Adreßbuch. Nach den Theatern kommt das alphabetische Verzeichniß der Einwohner Berlins mit Angabe ihres Standes und ihrer Wohnungen, auf 833 Seiten oder 2499 Spalten; denen sich das Verzeichniß sämmtlicher Häuser Berlins mit Angabe der Eigenthümer und Miether auf ferneren 315 Seiten, und in 1575 Spalten anschließt. Wir haben berechnet, daß Berlin etwa 500 Straßen hat, von denen einige noch gar keine Namen haben, sondern sich einstweilen noch, gleich den Straßen New-Yorks, mit Nummern begnügen müssen: Straße 5, Straße 17 rc. Unter den Straßen mit Namen giebt es eine Bismarkstraße, eine Drakestraße, eine Alsen-, Gitschiner- und Königgrätzerstraße, eine Lenné- und zwei Manteuffelstraßen (honny soi qui mal y pense), eine Rauch-, eine Raupach-, eine Roon-, eine Schadowstraße. Ferner haben die Baumeister Stüler und Hitzig zwei neuen Thiergartenstraßen, hat Schinkel den seinen dem Platz vor der Bauakademie gegeben. Dagegen heißt der Schillerplatz noch immer Gensdarmenmarkt und der Name Goethe kommt allerdings viermal im Adreßbuch vor, allein ein Zugführer bei der Ostbahn, ein Schutzmann, ein Schildermaler und ein Schmied theilen sich in die Ehre desselben. Aehnlich geht es den übrigen Classikern; Klopstock ist eine Wittwe, Herder ein Bierfahrer, Wieland ein Conditor. Lessing geht es verhältnißmäßig noch am Besten; im Verlage seiner Erben erscheint die Vossische Zeitung.

Abtheilung Drei belehrt mich über das Königliche Haus, den Hof, die Behörden des Norddeutschen Bundes, sowie die obersten Staats-, Provinzial- und städtischen Behörden, auf 103 Seiten, mit durchschnittlich drei Spalten. Man wird es begreifen, daß ich diesen Theil meines Lieblingsbuchs nicht ohne eine Anwandlung von Ehrfurcht lesen kann, denn ich mache darin die Bekanntschaft der vornehmsten und angesehensten Persönlichkeiten dieser Stadt. Ich wende daher kein Blatt um, ohne mein Compliment zu machen und lese manche Seite nur in gebückter Stellung. Zur unmittelbaren Bedienung Sr. Majestät gehören drei Kammerdiener, ein Haushofmeister und ein Schloßcommissarius. Se. Majestät hat drei Küchenmeister und einen Küchenrendanten, zwei Kellermeister und einen Cafétier; vier Hofpianisten: Taubert, von Kontski, Hans von Bülow, Tausig; zwei Kammersänger: Martius, Wachtel, und elf Kammersängerinnen, unter denen Frau Lind-Goldschmidt, Frau Lucca, Frl. Artôt.

Mehr unter Meinesgleichen fühle ich mich wieder in der vierten Abtheilung, in welcher unter dem Titel „Anstalten, Gesellschaften und Vereine"

die Bibliotheken, die Museen, die Lehrinstitute nebst Allem, was dahin gehört, genannt werden. Hier kann ich, wenn ich will, mein Leben gegen Eisenbahngefahr und mein Eigenthum gegen Feuer, meine Felder gegen Hagel, mein Capital, meine Fensterscheiben und mein Vieh versichern. Hier kann ich mich an der Berliner-Insel-Actien-Gesellschaft betheiligen, wiewol ich nicht weiß, ob die Inseln im Rummelsburger See oder im Stillen Ocean liegen, und wie hoch die Actien stehen. Wenn ich eine gute Stimme habe, so kann ich in zwanzig Gesangvereinen mitwirken; und unter den Gesellschaften kann ich wählen zwischen dem Verein zur Beförderung des Christenthums unter den Juden oder dem der gesetzestreuen Jüdischen Gesellschaft Adaß Jisroel. Das schönste Blatt dieser Abtheilung ist mit dem Namen der milden Stiftungen beschrieben, deren Anzahl sich auf 283 beläuft. Alle Confessionen und alle Stände der Stadt sind hier reichlich vertreten; die Namen des Königshauses stehen hier dicht neben den Namen von großen Gelehrten, großen Künstlern bis herab zu den einfachen Privatleuten, die sich durch Nichts ausgezeichnet haben, als durch ein gutes Herz. Den Beschluß dieser Abtheilung machen die Zeitungen und Zeitschriften von Berlin, deren Zahl sich rund auf 256 beläuft. Zwanzig davon hat die Regierung als „officielle Organe“ zur Verfügung für ihre verschiedenen Ressorts; und 42 bilden den unabhängigen Theil unserer politischen Tages- und Wochenblätter. Ueber 150 sind der Wissenschaft, der Kunst, dem Handel und Gewerbe gewidmet. Jeder Zweig der Wissenschaft, jede Branche des Handels ist vertreten, oft mehrfach; die Berliner Gastwirthe haben ihre Zeitung, wie die Hutmacher und Sattler, — die Gerber haben sogar zwei Organe zu ihrer Verfügung: die Möbel- und Bautischler haben ihr Journal nicht minder, als die Färber und Drucker, die Photographen haben ein Archiv, eine Zeitung und eine Zeitschrift, die Pharmaceuten haben ihre „Retorte“ und die Schachspieler ihre „Schachzeitung“. Der Berliner Schuhmacher (ein grübelnder Mann, wie allerwärts) schreibt (oder liest) in seinen Mußestunden „Die deutsche Schuhmacherzeitung“. Die Kirche hat dreiundzwanzig Zeitschriften, während reiner Unterhaltungsblätter nur neunzehn vorhanden sind, unter denen ein „Familien“- und ein „Hausfreund“, eine „Honig-Biene“ und eine „Lachtaube“, und vor Allem „Der Beobachter an der Spree“, Berlins ältestes von den noch existirenden Unterhaltungsblättern.

Die fünfte Abtheilung enthält das Verzeichniß der Einwohner Berlins nach ihren Beschäftigungen und Gewerben, auf 170 Seiten, mit fünf Spalten und neunzig Namen ungefähr in jeder — was auf ganz Berlin die respectable Summe von etwa 100,000 Handel- und Gewerbetreibenden giebt. Wunderliche Geschäftszweige, von denen unsere Schulweißheit sich Nichts träumen läßt, sind darunter. So zum Beispiel zählt Berlin allein sechsundzwanzig Frauen und Wittwen, deren Beruf es ist — Ammen zu vermiethen! Drei Gewerbe theilen sich darein, mit Betten zu handeln, Bettfedern zu reinigen und Betten zu verkaufen. Auf sechzehn Billardfabrikanten kommen sechs Firmen, deren Geschäft es ist, die Löcher in den Billards wieder zuzustopfen. Welch' ein grausiges Ladenschild jedoch ist dieses: „Bluthändler Fleischer.“ Der Mann ist Bluthändler, und heißt Fleischer. Zu welchen haarsträubenden Combinationen fordert Metier und Namen auf! Und wenn ich nur wüßte, mit was für Blut der Mann handelt? hu! . . . mich schaudert, und ich wende mich den Kaffeebrennereien zu, von denen ich zehn zähle, während glücklicherweise nur zwei vorhanden sind, deren Lebensaufgabe darin

besteht, Surrogate für Kaffee zu fabriciren. Ob diese Wohlthäter der Menschheit in ihrem heiligen Eifer wol so weit gehen mögen, das Surrogat, das sie fabriciren, auch selbst zu trinken! Dabei ist noch gar nicht einmal die Rede von den Cichorien- und Eichelkaffeefabrikanten, deren Gilde zwölf Mitglieder zählt.

Die Berliner Cigarren und Tabake sind eine böse Sorte, doch die Zahl ihrer Fabrikanten und Verkäufer ist Legion, sind doch drei Fabrikanten allein damit beschäftigt, die Kisten dafür zu machen! Eine sehr angenehme Beschäftigung muß die der drei „Desinfecteure" sein, deren einer sich noch obendrein des hübschen Namens „Käsemacher" erfreut. Dagegen in welch leichte und wohlriechende Regionen führt uns die Aufzählung der acht Cotillon-Orden-Fabrikanten. Man sollte nicht glauben, auf welche Nahrungszweige die Phantasie dieser 7 bis 800,000 Einwohner von Berlin verfällt. Sieben große Fabriken sind unausgesetzt thätig Düten zu drehen und siebzig handfeste Frotteure warten auf den Wink, um sich über den Unglücklichen herzustürzen, der ihrer Dienste bedarf. Acht Werkstätten sind einzig dafür da, das Glas zu biegen, und zwei, um es zu ätzen. Auf sieben Haarhändler folgen zwölf Haarfabrikanten und sechsunddreißig Haarkünstler. Was ein „Hasenhaar-Schneider" ist, begreife ich selber nicht, obwol vier davon in meinem Lieblingsbuch verzeichnet sind. Frau Marianne Grimmert hat achtunddreißig Concurrenten, deren Keine und Keiner jedoch an den europäischen Ruf der obgenannten Dame reicht. Das noble Corps der „Kammerjäger" hat sich von zwölf in 1869 auf zehn in 1870 verringert, — ein gutes Zeichen für die Beschaffenheit unserer Neubauten. Andere Zeiten, andere Sitten! Das Adreßbuch von 1870 nennt eine Firma, welche das von 1869 noch nicht kannte: nämlich eine Velocipedefabrik. Von anderen hochachtbaren Metiers zählt Berlin neun Papierkragenfabriken, eine Prediger-Ornat-Handlung, sieben Thierausstopfer, dreiundzwanzig Vogelhändler, achtundvierzig Wickelfrauen, zwei Zollstockverfertiger und 273 Tafeldecker. Welch' eine Armee! Welche Vorstellungen von schimmernder Leinwand, glänzendem Silber, funkelnden Krystallen, guten Schüsseln, vollen Flaschen und fröhlichen Gesichtern umher erweckt diese Ziffer! Ende gut, Alles gut! Mit diesem zauberischen Bilde will ich die Lectüre meines Lieblingsbuches für heute beschließen.

J. R.

Vater Arndt.

Persönliche Erinnerungen von **Hermann Grieben.**

An die Herausgeber des „Salon".

Sie wollen von mir Mittheilungen über den alten Vater Arndt, dessen Säculartag (26. Dec. 1869) wir unlängst festlich begangen haben. Nicht etwa eine allgemeine Lebensskizze soll ich Ihnen schreiben, die auf Rügen an der Schoritzer Bucht begönne und in Bonn auf dem alten Zoll am Rhein abschlösse. Was vermöchte ich Ihnen da auch Neues zu berichten? Die Thaten und Erlebnisse des tapfern Mannes, der drei Menschenalter gesehen, sind jedem Deutschen, wenigstens in ihren Grundzügen, bekannt und wer die Erinnerung daran in sich auffrischen will, nimmt am besten Arndt's Schriften selber zur Hand. Aber Sie meinen, ich hätte mit dem Alten und seinem Hause ja noch persönlich verkehrt und würde Ihnen Manches zu erzählen wissen, was eben nicht in den Büchern steht.

Meine Arndt-Erinnerungen reichen bis in meine früheste Jugend zurück und knüpfen sich dort an eine Gruppe wackerer Männer, die im Jahre 1813 begeistert mit zu den Waffen gegriffen und nach dem Friedensschlusse in meinem pommerschen Geburtsorte, der Stadt Cöslin, verschiedene amtliche Stellungen erworben hatten. Da war vor Allen mein Vater, der, als freiwilliger Jäger bei den schwarzen Husaren mit zu Felde gewesen, nun seinen Söhnen die Heldenbilder aus der großen Zeit des Freiheitskampfes einzuprägen suchte. Auf sein Geheiß schrieb ich schon als Knabe eine Reihe patriotischer Lieder von Arndt, Körner, Schenkendorf &c. sauber in ein Heft zusammen. Am 3. August 1829, als auf dem benachbarten Gollenberge das Kriegerdenkmal zu Ehren der im Streit gefallenen Pommern feierlich enthüllt worden war, mußte ich daheim „Das Lied vom Schill" aufsagen. Meine Mutter weinte dabei, denn sie gedachte ihres einzigen Bruders, der 1809 mit dem tapferen Helden von Berlin ausgezogen und bei Dodendorf gefallen war. Mein Vater aber belehrte uns, der Mann, der dies Lied gedichtet, Ernst Moritz Arndt, der lebe noch zu Bonn am Rhein, ein Muster deutscher Ehrenhaftigkeit und sittlicher Charakterstärke So machte ich als siebenjähriger Knabe die erste Bekanntschaft mit dem allen Freiheitskämpfern theuren und unvergeßlichen deutschen Volkstribunen, der damals in unfreiwilliger Muße schweigsam, aber ungeschreckt und ungebeugt, im fernen Westen des Vaterlandes am Ufer des deutschen Stromes saß.

Im Jahre 1838 traten in Cöslin die ehemaligen Kriegsgefährten zusammen, um die Völkerschlacht bei Leipzig regelmäßig in einem Erinnerungsfeste zu feiern. Wir jüngerer Nachwuchs durften, zur Stärkung unseres Nationalgefühls, als Zuhörer dabei zugegen sein. Da hörte ich denn manch' kräftiges Wort; Arndt's Name klang immer mit durch. Mein Vater, Lehrer und Geistlicher, hielt gewöhnlich die Gedächtnißrede auf die Gefallenen; das Hoch aber auf die Lebenden, die „trotzdem und alledem nicht untreu geworden", brachte stets der Bürgermeister Braun aus, ein rechter deutscher Mann

von gut pommerschem Schrot und Korn, der schon 1807 der Fremdherrschaft unerschrocken getrotzt und dem Kaiser Napoleon den „Eid der Treue" verweigert hatte. Der Festdichter des Vereins, der Regierungssecretair Benno, der von 1797 bis 1815 im Blücher'schen Husarenregiment gedient und nach der Leipziger Schlacht Arndt persönlich kennen gelernt hatte, war ein so begeisterter Verehrer des deutschen Tyrtäus, daß er dessen Lieder in Weise, Ton und Ausdruck nachzuahmen sich befliß, wie er denn auch 1845 seine gesammelten Gedichte „dem greisen Ehrenmann zu Bonn am Rhein" widmen durfte.

Bei solchen Jugendeindrücken, wie ich sie in meiner Heimat empfangen, konnte es nicht fehlen, daß mir Arndt's Bild dauernd lebhaft vor der Seele schwebte und die Schriften dieses tapfern Mannes der Gegenstand meiner eifrigsten Lectüre wurden. Mich begeisterte der Schwung und die Kraft seiner Schreibweise, die Derbheit und Unumwundenheit seiner freien Meinungsäußerung, die Innigkeit seiner Hingabe an die große Idee eines einigen deutschen Vaterlandes. Um so bitt'rer verdroß es mich aber auch von Herwegh, dessen Dichterfeuer mich sonst auch entzündete, singen hören zu müssen, Arndt könne „die junge Welt nicht mehr erleuchten". War ich doch, der ich ja ebenfalls zur jungen Welt gehörte, von ihm wie von einem weitscheinenden Leuchtthurm zurechtgewiesen und auf die Bahn mannhafter deutscher Gesinnung geleitet worden. Nun, er hat seinen alten Ruhm treu bewahrt und auch in den neuen Zeitläuften neu bewährt. Er hat in Frankfurt vor allem Volk sich als „das gute alte deutsche Gewissen" kundgethan und in allen Ehren rein und groß drei Menschenalter überlebt. Wie gern hätte ich ihn persönlich kennen lernen mögen! Aber mein Lebensweg schien sich nicht dem Rhein zuwenden zu wollen, ich siedelte mich in meiner pommerschen Heimat, in Stettin, an.

Endlich, im Juni 1854, kam ich dazu, eine Vergnügungsreise nach Westdeutschland zu machen. Bürgermeister Braun, derselbe, der am 20. Juni 1848 in der Paulskirche zu Frankfurt als „Abgeordneter aus Hinterpommern" beim deutschen Reichstage den „mit Gelächter" aufgenommenen und von nur siebzehn Stimmen unterstützten Antrag gestellt hatte „die oberste Reichsgewalt für Deutschland in allen gemeinsamen Angelegenheiten der Krone Preußen zu übertragen", stattete mich mit „Gruß und Handschlag" aus, um mich damit bei dem getreuen Eckart in Bonn einzuführen. So bekam ich denn den von Jugend auf so hochverehrten Mann persönlich zu sehen. Er empfing mich in seinem Baumgarten, wo ich ihn antraf, freundlich und herzlich als „lieben pommerschen Landsmann", pries mir seinen guten Freund Braun als einen wackern Deutschen, der das Herz auf dem rechten Fleck und stets das treffende Wort auf der Zunge habe, erkundigte sich auch nach Freund Benno, den er noch am Leben wähnte, und als ich ihm sagte, daß derselbe schon im Februar 1848, über 78 Jahre alt, gestorben sei, bemerkte er mit einem fast wehmüthigen Lächeln: „Ja, und ich stehe schon in meinem fünfundachtzigsten, ich überlebe sie Alle." Dann sprachen wir miteinander noch über das Rheinland und über meinen Reiseplan. Ich äußerte, daß ich sein Buch „Wanderungen aus und um Godesberg" kenne und sehr begierig auf das Ahrthal sei. „Ja ja", fiel er lebhaft ein, „das müssen Sie sehen, das ist ein großer reicher Paradiesgarten Gottes." Mit einem herzlichen Händedruck verabschiedete er mich darauf und geleitete mich noch bis an das Gatterthor, das zur Coblenzer Straße hinausführte. Das war mein

erster, kaum zehn Minuten langer Besuch bei dem ehrwürdigen Greise. Ich glaubte damals nicht, daß ich ihm je noch einmal wieder begegnen würde.

Als im October 1856 die Universität Greifswald ihr viertes Säcularjubiläum festlich begehen wollte, lud sie auch Arndt als ihren Ehrengast ein. Seines hohen Alters wegen bedauerte er, nicht persönlich erscheinen zu können, nahm aber die Ehre, an dem bei dieser Gelegenheit errichteten Rubenow-Denkmal als Repräsentant der philosophischen Facultät bildlich dargestellt zu sein, mit folgender Zuschrift an: „Ich habe nach dem Ruhme eines ehrlichen Mannes gestrebt. Will man durch das Denkmal in mir eine gewisse Beständigkeit und Festigkeit des Lebens ehren, was man den nordischen, altsächsischen pommerschen Charakter nennt, so ist das eine Ehre, die ich mit Stolz annehme, mit dem Stolz, ein Sohn Pommerns zu sein."

Diese eben so bescheidene, wie mannhaft selbstbewußte Aeußerung hat damals uns jüngere „Söhne Pommerns" lebhaft bewegt und, ich verhehle es nicht, mit einer Art von Stolz erfüllt. In dieser Stimmung verfaßte ich für die von mir in Stettin herausgegebene „Pommersche Zeitung" eine ziemlich ausführliche Lebensbeschreibung unseres nordischen Landsmannes und sandte die Blätter sammt einem Bericht über die Greifswalder Jubelfeier nach Bonn. Einige Wochen darnach erfolgte die Empfangsbescheinigung mit Dank, Gruß und Aufforderung zu einem „wiederholten Besuche des Rheinlandes". Es freute mich recht, in den zwei Jahren dem Alten unvergessen geblieben zu sein; an eine abermalige Rheinreise konnte ich aber nicht denken. Im Sommer 1858 machte ich einen Ausflug nach der Insel Rügen. Auf dem Rugard äußerte ich zu meinen Wandergenossen, daß, wenn dem Vater Arndt dereinst ein Denkmal gesetzt werden sollte, es hier seine Stelle finden müsse, etwa als ein mächtiges Hünengrab in der Form des Dubberworth bei Sagard. Dieser damals „fromme Wunsch" kommt ja jetzt in Gestalt eines Thurmes wirklich zur Aufführung.*)

Im Frühling 1859, als in Italien der Krieg entbrannte und Deutschland davon nicht unberührt bleiben zu sollen schien, verfaßte ich ein Gedicht, das ich als Büchlein unter dem Titel: „Constanter et sincere! Norddeutsche Frühlings-Terzinen an's deutsche Volk" von Stettin ausfliegen ließ und auch mit einer Widmung an den deutschen Volkstribunen nach Bonn entsandte. Es war darin auf die Thiervision im Einleitungsgesange von Dante's „Göttlicher Komödie" Bezug genommen, von einem „neuen Römerzug zu deutscher Kaiserehre" abgemahnt und insbesondere vor Frankreichs Arglist gewarnt, welche die nationale Bewegung in Italien gewiß nur zu Deutschlands Schaden werde ausbeuten wollen. Für uns gelte jetzt, wie immer und allezeit, die Loosung: Einig!

„Wir wissen's wohl, es wird auch dieses Jahr
Noch manches deutsche Traumbild sich entfärben,
In dessen Blau so schön zu schwärmen war;
Wir aber bleiben deutsch in unserm Sinnen,
In Wort und That, wie sonst und immerdar;
Wir bleiben deutsch nach Außen und nach Innen,
Denn die Enttäuschung prüft und klärt uns nur;
Die deutsche Loosung tönt von unsern Zinnen,
Wir halten deutschen Pfad und deutsche Spur;

---

*) Der Grundstein ist am Säculartage Arndt's gelegt worden. Beisteuern zum Aufbau dieses Denkmals nimmt der Bürgermeister Dr. Richter in Bergen auf Rügen in Empfang.

Ein mannhaft Wort in dieser Zeiten Schwere
Ist der, den heilig wir gelobt, der Schwur:
So helf' uns Gott! Constanter et sincere!" —

Zum Schlusse hieß es dann:

Constanter et sincere! Ja, so sei's!
Harr' aus, mein Volk, wenn Stürme Dich umnachten!
Die fremden Truggebilde, gieb sie preis!
Sei deutsch in alle Zeit und alle Wege!
Ob auch die ganze Hölle glühendheiß
Sich wider uns mit Macht zu Felde lege:
Wir sind gefeit durch unsern deutschen Schwur,
Die deutsche Liebe hält uns wach und rege
Und deutsche Landwehr schützt die freie Flur.
Nie ward ein freies Volk des Fremden Beute
Wenn's einig war, ja einig, einig nur! —
Das ist mein Gruß, norddeutsches Festgeläute,
Nun rings der Frühling aus der Erde bricht,
Der Spruch, mit dem ich Euch die Sprache deute,
Die aus dem Mai zum Menschenherzen spricht:
Wie auch der Frost und Sturm ihm immer wehre,
Der Frühling wahrt sein Recht und seine Pflicht
Standhaft und treu, constanter et sincere!"

Auf dies Gedicht erhielt ich mit umgehender Post aus Bonn einen Brief, den ich Ihnen, da Sie ihn im Salon autographisch darzustellen wünschen, in der Urschrift übermittle. (S. Anlage A.) Auch an seiner äußerem Gestalt werden Sie erkennen, wie eigenartig der Alte sich nicht nur die Einlage, sondern auch den Umschlag aus kleinen Blättchen zurechtzuschneiden pflegte, ja, wie sparsam er schon benutztes und auf einer Seite bereits beschriebenes Papier zu Couverts benutzte. Ich glaubte ihm meinen Dank für seine liebenswürdigen Zeilen durch Uebersendung einer von mir im Druck herausgegebenen Abhandlung über „Dante Alighieri" abstatten zu müssen, ohne zu ahnen, daß ich dadurch die erste Anknüpfung zu einem freundschaftlichen Verhältniß gewann, die mich mit seiner Familie später innig verband. Wenige Tage darnach erging an mich von Köln der ehrenvolle Ruf zum Eintritt in die Redaction der Kölnischen Zeitung. Ich folgte demselben und trat zu Johannis mein neues Amt an. Sehr angenehm überraschte es mich, unter meinen neuen Collegen auch einen Sohn Vater Arndt's, Roderich, zu begrüßen, der sich mir bald als gleichgestimmten Verehrer Dante's zu erkennen gab und mir bestätigte, wie sehr sein Vater durch meine Terzinen für mich eingenommen worden sei. In den ersten Tagen des Juli begab ich mich nach Bonn, um dem Alten einen persönlichen Besuch zu machen. Der Baumgarten, in welchem ich fünf Jahre zuvor das kurze Zwiegespräch gehabt, lag still und sommerschwül vor dem Hause, dessen grüne Fensterläden geschlossen waren. Ich las, bevor ich die Glocke zog, die goldene Inschrift über der Thür und erfuhr, daß dies trauliche Haus „Lülo" (d. h. kleines Wäldchen) zubenannt sei. Eingetreten, ward ich in das Hinterzimmer geführt und dem Alten gemeldet. Zehn Minuten blieb ich allein und betrachtete mir das einfache Mobiliar und die Bilder, welche die Wände fast ganz bedeckten. Da sah ich mehrere Arndt-Portraits aus verschiedenen Lebensaltern, namentlich eins, das den tapfern Mann darstellte, wie er zur Zeit der Erhebung 1813 dreingeschaut; fernere Bildnisse anderer bedeutender Helden von damals, wie Scharnhorst, Gneisenau 2c., auch Schiller und Goethe. Da vernahm ich auf dem Flur Schritte, die Thür ging auf und mit der Raschheit eines Jüng-

A.

Herzlichsten Dank,
lieber Doktor,
für Ihre hübsche
Constanter et
Sincere. —
Möchten wir
in diesen wieder
milden und sehr
glücklichen
Tagen zwischen den

den Abend ziehen [illegible]

Ew. [illegible]

herzlichen [illegible]

und dienstwillig [illegible]

apollinische [illegible]

gewisse [illegible]

Christlichen [illegible]

Ihr

[illegible]

Den 18ten Novembr [illegible]
1659.

lings trat der nahezu neunzigjährige Greis auf mich zu, streckte mir beide Hände entgegen und rief: „Willkommen, mein lieber Doctor, in meinem Hause! Sie bringen mir Grüße aus unserer Heimat und das Beste, sich selbst. Roderich hat mir schon von Ihnen erzählt und ich habe Sie längst erwartet!“ So sprach er eine ganze Weile in seiner lebendigen Weise auf mich ein und blickte mich mit seinen leuchtenden Augen so durchdringend an, daß ich Mühe hatte, selber zu Worte zu kommen und ihm zunächst meinen herzlichsten Dank für sein letztes Schreiben auszusprechen. „Ja, ja“, unterbrach er mich wieder — „constanter et sincere! Sie haben's damit prächtig getroffen*). Ihre Terzinen haben mir gut gefallen, nur das wälsche Versmaß schickt sich nicht gut für unsere deutschen Gedanken. Aber Sie halten's mit Dante, wie Roderich.“ Ich wollte Einwendungen machen, umsonst. Er war so lebendig, daß sein Redefluß gar nicht zu unterbrechen war. „Sie sind in Cöslin geboren.“ Ich verbeugte mich zustimmend. „Ich kenne die Stadt auch, aber blos von Weitem. Als ich von Schweden kam (1809), wanderte ich am Strand vorbei, mußte oft durch's Wasser waten. Bei Nest stieg ich auf die Düne; da hab' ich überm See den Gollenberg und überm Walde den Kirchthurm gesehen. Das war Cöslin.“ Ich wollte mein Staunen über eine so ungemeine Gedächtnißkraft aussprechen, aber er faßte mich schon am Arm und führte mich in den kleinen Hintergarten, um mir das schöne Siebengebirge zu weisen: „Früher konnte ich es aus dem Fenster beschauen, aber seit mir der Engländer sein verzwicktes gothisches Schloß vor die Nase gebaut hat, ist es damit vorbei.“ Endlich kam es zu einem wirklichen Zwiegespräch. Ich sagte dem Alten, der ein wirklich ganz erstaunliches Personengedächtniß bekundete, daß Braun, nach dem er gefragt, seit mehreren Monaten todt sei und daß Beitzke, der Geschichtsschreiber der Befreiungskriege, seit längerer Zeit in Cöslin lebe und als Freund meines Vaters auch mit mir in Briefwechsel stehe. „Das freut mich“, erwiederte er, „das ist ein fester Mann; er hat ein gutes Buch geschrieben, das deutsche Volk wird es ihm danken.“ Dann kam er auf Köln, „die ehrenfeste Stadt“ zu sprechen, wie sie sich seit den sechzig Jahren, wo er sie zuerst gesehen, gesäubert habe und jetzt, trotz ihres Menschenzulaufs, doch ein biederes, fröhliches Wesen bewahre, indeß andere Metropolen so recht „verfitzt und verschmitzt und verschlitzt würden“. Eine Stunde war so verstrichen, ohne daß wir Beide uns auch nur ein wenig niedergesetzt hätten. Beim Abschiede schüttelte er mir wieder beide Hände und entließ mich mit der Mahnung, ja recht bald und oft wiederzukommen. Aber noch ehe ich dieser Ladung folgen konnte, kam er selber auf der Eisenbahn nach Köln gefahren, um seinen Sohn und dessen Collegen auf dem „Zeitungsamt“ im Vorübergehen zu grüßen. Es war ein mehr als warmer Augustnachmittag, als der silberhaarige Greis im deutschen Rock mit dem Wanderstab in der Hand bei uns vorsprach und nach kurzer Rast über Deutz zu Fuß nach Bergisch-Gladbach weiter marschirte, wo er dem ihm befreunde-

---

*) Um eben diese Zeit, „Mitte des Erntemonats 1859“, richtete Arndt an den Gesangverein in Krems an der Donau einen erst ganz neuerdings in die Oeffentlichkeit gekommenen Brief, in welchem es hieß: „Immer noch muß der Deutsche rufen: Wie viele Jahrhunderte willst Du denn schlafen, Barbarossa? Den tapfern Oesterreichern muß er den Wunsch zurufen: Möchtet Ihr doch von Eurer elendigen Jesuiterei, Hofschranzerei und von aller Italienerei erlöst werden! Amen! Behüte der gnädige Gott das Vaterland vor wälschen und moskowitischen Lüsten und Zettelungen!“

ten Prediger einen Besuch zugedacht hatte. Es war das ein Weg von mehr als drei Stunden, aber dem Neunzigjährigen keine allzugroße Mühsal*). Am nächsten Tage kehrte er über Siegburg nach Bonn zurück. Der Spätsommer wurde durch einen herben Todesfall eine gar schwere Zeit für mich, daß ich erst im October wieder einmal nach Bonn fuhr. Vater Arndt empfing mich noch herzlicher als im Sommer und sagte mit gedämpfter Stimme: „Ich weiß, lieber Freund; aber Muth, Muth und immer den Kopf obenauf. Immer grad' gestanden! So zwingt man auch den bittersten Schmerz." Darauf stellte er mich seiner Frau vor. Die ehrwürdige Matrone reichte mir die Hand und sagte in ihrer herzgewinnenden Weise: „Ich freue mich, Sie kennen zu lernen. Roderich hält viel auf Sie und das ist mir lieb um seinetwillen." Der Sinn der letzten Worte war mir verständlich genug. Roderich, kaum ein Jahr älter als ich, eine liebenswürdige Persönlichkeit von seltener Herzensgüte und Sittenreinheit, in allen guten Eigenschaften ein Ebenbild des Vaters, mit reichen Talenten, besonders in der Musik, begabt und mit umfassenden gediegenen Kenntnissen ausgestattet, hatte durch eine ungeordnete Lebensweise, da ihm ein eigener Herd in Köln fehlte, seine Gesundheit dergestalt untergraben, daß auf eine lange Lebensdauer für ihn nicht mehr zu rechnen war. Ich gewann ihn mehr und mehr lieb und wir wurden wirkliche Freunde. Die Mutter war gewohnt, ihren Liebling wöchentlich wenigstens ein Mal bei sich zu haben und auch der Vater beschied ihn mitunter in außergewöhnlichen Fällen nach Bonn, wie zum Beispiel der in der Anlage B autographirte Brief aus dem November 1859 bekundet, dessen Umschlag auch wieder, wie gewöhnlich, auf der Innenseite mit anderweitigen Notizen beschrieben war. Es dürfte sich empfehlen, auch diese autographisch nachzubilden, da sie zeigen wie der Alte seine Sendschreiben kurz zu concipiren und später das Concept zu Converts zu verschneiden pflegte. Der Satz lautet voll ausgeschrieben: „Genug. Unser Erhabenster Wilhelm ist auf dem Posten, führt jetzt den Kriegshelm und das Staatssteuerruder. Gebe Gott ihm und uns Glück mit all' den geschichtlichen Vorzeichen und Vorbedeutungen, welche der herrliche Name . . . . hat."

Das Weihnachtsfest brachte übergroße Freude in's Arndt'sche Haus. Der Alte feierte zum neunzigsten Male seinen Geburtstag. Aus allen Gegenden des deutschen Vaterlandes kamen Liebesbeweise und Ehrenbezeugungen, so vom Prinz-Regenten ein hoher Orden, von der Prinzessin (jetzigen Königin) Augusta ein Korb mit Blumen von wahrhaft wunderbarer Pracht, von einem Kreis von Verehrern in Berlin ein Glückwunsch mit der Anzeige, daß die Marmorbüste des Freiherrn von Stein als Ehrengeschenk binnen Kurzem nachfolgen werde, von Köln das Ehrenbürgerrecht und außerdem eine wahre Sturmflut von Briefen und Telegrammen. Zuviel, zuviel für das übervolle Herz des Neunzigjährigen, der am ersten Feiertage als „ein letztes Vermächtniß" für sein Volk die Sammlung seiner Gedichte, welche erst

*) Ein Brief Arndt's aus ebendiesem Jahrgang 1859 besagte: „Ja durch Gott gehe, wandle, schreibe und lese ich noch ohne Krücke und Brille. Ich könnte ein Buch darüber schreiben, wie ein Jüngling es anfangen soll, alt zu werden. In lockerer Zeit, ja in lockerster, habe ich durch Gott, vielleicht im Vorgefühl meiner Zukunft, als Schüler und Student durch männlichste schwerste Uebungen rechtschaffen gestrebt, keusch und züchtig zu bleiben und stark und rüstig zu werden. Das hat mir später wohlgethan. Viele leben heute wieder zu sehr im Sinne einer gewissen zierlichen Weichlichkeit so hin."

B.

Lieber Friedrich!

Sie hatten gewünscht
[illegible] da, wo ich
den Sonntag Mittag
nach der [illegible]:
frage dann, ob Sie
kommen [illegible] den Sonntag
nicht, so finden Sie mich
den Montag Mittag den
[illegible] [illegible]
15ten Oktober [illegible] [illegible]



zwei Monate später im Druck erschien, mit der rührenden Vorrede geschlossen hatte: „Die Zeit meines Scheidens ist nah, nah ist der Sturm, der meine Blätter herabweht. Diesen ossianischen Vers singen dem Neunzigjährigen die durch den Wald winterlich schwirrenden Vögel und fliegenden Blätter zu: eine Mahnung, daß er sein Haus bestellen und seine kleinen Dinge ordnen soll."

Ich hatte meinen Festgruß durch Roderich bestellen lassen und erschien erst am 30. December persönlich vor dem Alten, um mit stillem Händedruck anzudeuten, was ich zu schreiben und zu sagen nicht vermocht hätte. „Man hat mich Ueberalten zu hoch gestellt", sagte er zu mir, „ich habe ja so viel Ehre und Glück nicht verdient." Er hatte ein paar Zeilen aufgeschrieben, die als „vorläufiger Dank" in der Kölnischen Zeitung abgedruckt werden sollten; später, meinte er, werde sich wohl Zeit finden, Allen einzeln zu antworten. Jene Zeilen lauteten:

„Tiefgerührt und erfreut sendet der neunzigjährige Alte Gruß und Dank seinen Freunden in Nähen und Fernen, welche ihn durch schönste Ehren und Zeichen der Liebe und Treue und durch reichste und süßeste Gaben der Erinnerung an seinem fröhlichen Weihnachtstage haben erfreuen und erquicken gewollt. Gebe Gott ihnen und dem Vaterlande für das kommende Jahr 1860 frischen Lebensmuth und Glück. Ernst Moritz Arndt,
Bürger von Köln und Bonn.

Seitdem habe ich den guten Vater Arndt nicht wieder gesehen. In Folge der übergroßen Gemüthserregung befiel ihn ein gastrisches Leiden und nach kurzem Krankenlager ist er am Sonntag den 29. Januar 1860 in der Mittagsstunde sanft entschlafen. In dem Nachruf, den die Universität ihm, ihrem ältesten Mitgliede, dem unerschütterlichen Kämpfer für deutsche Sprache, Sitte und Ehre, widmete, hieß es zum Schlusse: „Möge über seinem Grabe der Bau deutscher Einheit und Einigkeit, woran er in schlimmen wie in guten Zeiten zuversichtlich gearbeitet hat, sich erheben!" Am 1. Februar Nachmittags erfolgte die Bestattung auf dem Friedhofe vor dem Sternenthore unter der Eiche, die Arndt selbst im Jahre 1834 am Grabe seines im Rhein ertrunkenen Sohnes Wilibald gepflanzt und kräftig hatte gedeihen sehen. Ich habe dieser Feierlichkeit, an der sich eine ungeheure Menschenmasse als Trauergefolge betheiligte, mit beigewohnt. Der Superintendent Wiesmann hielt eine einfache, aber tief ergreifende Grabrede. Unter dem Gesange des von Arndt selbst gedichteten Grabliedes, das autographisch der Sammlung seiner Gedichte beigefügt ist, wurde der Sarg hinabgesenkt und nach einer dreimaligen Ehrensalve des Kriegervereins dem Schooß der Erde anvertraut. Fünf Jahre später, am 29. Juli 1865, aber habe ich den tapfern Greis als ehernes Standbild auf dem alten Zoll wieder auferstehen sehen zum Zeichen, daß er unsterblich fortlebt in dem Herzen und dem Gedanken des deutschen Volkes daheim und aller Deutschen draußen in der Fremde, soweit die deutsche Zunge klingt.

Das Arndthaus „Lülo" — doch ich muß hier abbrechen, da Raum und Zeit für diesmal weitere Aufzeichnung nicht gestatten. Ist es Ihnen genehm, so schreibe ich Ihnen für ein anderes Heft des Salon meine „persönlichen Erinnerungen" an E. M. Arndt's Witwe, die edelste vielgetreue deutsche Frau.

Harmlose Briefe eines deutschen Kleinstädters.

An den Herausgeber des „Salon".

Aus Deutschland im Januar 1870.

Sie wissen, lieber Freund, daß ich im Allgemeinen nicht an übertriebener Schüchternheit laborire; und doch muß ich diesmal mit einer ganz gewöhnlichen „Bitte um Nachsicht" beginnen. Man hat mir zum Vorwurf gemacht, daß der Titel meiner Briefe dem Inhalt nicht entspräche, daß ich die „Harmlosigkeit" blos als Aushängeschild benutzte, im Grunde genommen aber ein ganz boshafter Schlingel sei. Das schmerzt. Um nun von diesem Verdachte mich zu reinigen und um der Gefahr zu entgehen, als Zielscheibe prinzlicher, in der Tasche gewohnheitsmäßig bereit gehaltener Revolver erkiesen zu werden, will ich heute so harmlos sein, wie nur irgend möglich, wirklich harmlos — und dazu bedarf ich Ihrer freundlichen Nachsicht. Ermuthigen Sie den Debütanten durch wohlgesinnten Beifall; sonst fällt er sicherlich aus der Rolle, wie das romantische Luischen aus den Bildern.

Ich will den harmlosesten aller Stoffe wählen: die Familienlectüre, — où peut-on être mieux qu'au sein de sa famille? — und ich will mich selber im Stile eines Autors für Backfische und solche, die es werden wollen, versuchen. Ich habe Specialstudien in der Familienlectüre gemacht, und das Resultat meiner Studien ist folgendes:

Ein Familienblatt muß zunächst für die Artikel, welche es bringt, solche Ueberschriften wählen, daß Niemand eine Ahnung hat, wovon in dem Artikel die Rede sein wird. Der Titel muß womöglich einen poetischen Beigeschmack haben. Beispiele: Ein Artikel über Nähnadeln würde etwa heißen: „Die einäugige Königin der modernen Cultur"; ein Artikel über Bleistifte: „Aus Holz und Stein", oder „Der unentbehrliche Freund des Notizbuches" oder „Womit Goethe den Faust schrieb", oder „A. W. Faber's Kinder", oder „Wem wir Raphael's Zeichnungen verdanken", oder „Nützlich und angenehm", oder „Hart und weich" 2c. 2c. — alles Mögliche, nur nicht „Ueber Bleistifte". Zweitens muß das Deutschthum vor Allem vertreten sein; aus jedem Artikel muß hervorgehen, daß wir Prachtkerle sind. Namentlich das deutsche Element im Auslande ist der besondern Berücksichtigung zu empfehlen. Drittens muß das Familienorgan möglichst viel Besuche bei berühmten Leuten und Begegnungen mit den Großen dieser Welt schildern. Das ist lehrreich und unterhaltend, und ich gestehe, daß ich in diesem Fache selbst schon Einiges geleistet habe. Sollten wir uns jemals erzürnen, so können Sie überzeugt sein, daß ich sofort einen „Besuch bei dem Herausgeber des Salon" schreiben werde. Ich werde der Welt erzählen, wie Sie aussehen, wie die Cigarren schmeckten, die wir zusammen verraucht, worüber wir gesprochen und geschwiegen haben u. s. w. Also rathe ich Ihnen, bewahren Sie mir Ihre Freundschaft.

Uebrigens sehe ich auch gar nicht ein, weshalb ich keine Begegnungen mit großen Zeitgenossen schildern soll. Karl Vogt thut's ja auch, und zwar mit Glanz. Erst neulich habe ich mit aufrichtigem Vergnügen einen Artikel von ihm gelesen, in welchem er beschreibt, welche interessanten Gespräche er

mit Humboldt geführt hat: „Ich soll Sie schönstens grüßen", sprach Vogt. „Danke sehr", erwiederte Humboldt und verschwand. Ein gewöhnlicher Mensch würde diese denkwürdige Begegnung in drei oder vier dummen Zeilen beschrieben haben, Karl Vogt füllt damit vier Seiten geistreicher Prosa; das verlohnt doch noch der Mühe. Ich habe an dem köstlichen Artikel nur Eins auszusetzen: Vogt spricht darin zu viel von Humboldt und zu wenig von sich. Bescheidenheit ist ein schönes Ding, aber Alles hat seine Grenzen. Wenn Karl Vogt meinem Rathe folgen wollte, so würde er die freien Stunden, welche ihm die beständige Wiederholung seiner Vorträge gewährt, einmal dazu benutzen, eine „Begegnung mit Karl Vogt" in derselben geistreichen Weise zu schildern. Ich denke mir das reizend: „Begegnung mit Karl Vogt, von Karl Vogt" — so reizend, daß ich selbst die Versuchung fühle, diesen Artikel zu schreiben.

Und ich will der Versuchung nicht widerstehen.

Ich besinne mich wirklich nicht mehr genau, würde ich erzählen, wenn ich als Karl Vogt meinen Besuch bei Karl Vogt schildern wollte, wie lange es her ist, daß ich zum erstenmal mit mir zusammentraf; ich war damals aber jedenfalls noch ein ganz kleiner dummer Junge. Auf meine früheren Begegnungen mit mir selbst will ich hier nicht eingehen, nur von dem letzten Besuch, den ich mir machte, soll hier die Rede sein.

Als ich in meine Studirstube trat, erhob ich mich vom Stuhle und eilte mir entgegen.

„Gut, lieber Freund, daß Sie sich endlich einmal wieder bei mir sehen lassen", redete ich mich an, indem ich meine Hand zwischen die meinigen nahm und herzhaft schüttelte. „Es thut mir wirklich wohl, mich wieder einmal mit einem vernünftigen Menschen aussprechen zu können. Nehmen Sie Platz, lieber Freund."

„Ich kann mir denken", gab ich mir zur Antwort, während ich mich setzte, „daß Sie von den wissenschaftlichen Wanderpredigten etwas abgespannt sind."

„Was thut man nicht im Interesse der Wissenschaft", entgegnete ich mir.

„Na, lieber Freund, wir sind jetzt unter uns", sagte ich, indem ich vertraulich meine Hand auf meine Schulter legte, „wir können es uns bequem machen, und brauchen unter unsern zwei Augen nicht mit dem Interesse der Wissenschaft zu renommiren."

„Ja, glauben Sie denn etwa, daß meine Vorträge der Wissenschaft nicht dienen?"

„Ich bin weit entfernt, das zu bestreiten. Ich bin sogar überzeugt, daß die meisten Ihrer Zuhörer von ihrer affenartigen Abstammung tief durchdrungen sind. Und insofern Ihre Vorträge zur Selbsterkenntniß des Individuums beitragen, halte ich sie für gut und schön; aber . . ."

„Aber?" wiederholte ich ungeduldig, indem ich mir in's Wort fiel, „was haben Sie noch zu abern?"

„Aber überschätzen wir die Vorträge, ihre Wirkung und Ihre Bewunderer nicht zu sehr, hüten wir uns, die wir uns zu Aposteln der freien Forschung und zu begeisterten Verkündigern des Evangeliums der Selbsterkenntniß machen, hüten wir uns vor Selbsttäuschung. Dienen Ihre Vorträge vornehmlich dem Interesse der Wissenschaft oder hat Das, was eigentlich Nebensache sein sollte, die damit verbundene Einträglichkeit, einen bestimmenden Einfluß auf Form und Substanz derselben gewonnen? Ich verlange

von keinem Menschen, auch von dem gelehrtesten nicht, daß er für seinen Beruf heldenmäßig verhungere, aber auf der andern Seite möchte ich auch nicht zugeben, daß Das, was einfach ein gutes Geschäft ist, als Wissenschaft gefeiert und dem Tribunal des gesunden Laienverstandes entzogen werde. Ich finde es sehr dankenswerth, daß der gelehrte Forscher jetzt bestrebt ist, das Resultat seiner Studien der Allgemeinheit zugute kommen zu lassen, aber ich muß mir auch sagen, daß bei der Prägung des in der Tiefe der Erde gefundenen edlen Metalls in allgemein gültiges Courant viel unedle Substanzen hinzugesetzt werden, und daß von dem edlen Metall, wenn es den Proceß der „Gangbarmachung" bestanden hat, bisweilen verwünscht wenig übrig bleibt. Ich will mich klarer ausdrücken: die Wissenschaft, so weit vorgeschritten sie auch ist, liefert gerade über die Urgeschichte des Menschen noch sehr unbefriedigende Resultate, unbefriedigend wenigstens für den Laien. Das scharfsinnige Gefüge mehr oder minder berechtigter Hypothesen bietet für das große Publicum nur geringe Reize dar. Die anspruchsvolle Menge verlangt bestimmte Thatsachen und der Wissenschafter, welcher sich dazu bequemt, den Ansprüchen dieser Menge zu genügen, kommt wider Willen dazu, an die Stelle der Vermuthungen bestimmte Behauptungen treten zu lassen und Hypothesen für Thatsachen auszugeben. Darin liegt die Gefahr derartiger „populärer" Vorträge. Wenn der Vortragende nur Das sagte, was er weiß und was er vor seinem wissenschaftlichen Gewissen verantworten kann, so würde das Auditorium sich langweilen und ziemlich enttäuscht ausrufen: „Der weiß ja eigentlich gar nichts!" Um das Publicum zu fesseln, um die Bänke vor dem Katheder zu füllen, müssen Concessionen gemacht werden, und zwar auf Kosten der Gründlichkeit, der Wissenschaft. Und das geschieht; am ersten Abend heißt es: „Nehmen wir an, daß sich die Sachen so und so verhalten;" am zweiten Abend heißt es: „Wir haben gestern bewiesen, daß sich die Sachen so und so verhalten." Und auf dieser, jetzt auf einmal als thatsächliche Grundlage vorausgesetzten Hypothese wird weiter gebaut. Auf diese Weise wird Stockwerk auf Stockwerk gesetzt, bis schließlich der Affe als Krönung des Gebäudes das kunstvolle Ganze schließt. Und auf den Affen kommt es ja hauptsächlich an. Auf ihn wartet das Publicum fünf Vorträge lang mit steigender Ungeduld, und es würde sicher schon beim dritten davonlaufen, wenn nicht die liebenswürdige Bestie, welche in der magischen Beleuchtung des Schlußvortrags in ihrer vollen Grazie erscheint, schon an den Vorabenden ihre Gegenwart in discreter Weise verriethe. Bringt doch jeder Abend die wißbegierigen Zuhörer dem ersehnten Ziele, dem Affen, näher. Dies stärkende Bewußtsein erhält die Geister in Frische und Lebendigkeit."

„Sind Sie bald fertig?" fragte ich mich, während ich ungeduldig auf meinem Stuhl hin- und herrückte und mir scharf in's Auge sah.

„Gleich", antwortete ich mir, und fuhr fort: „Uebrigens haben Sie außer dem Affen noch ein anderes Reiz- und Fesselungsmittel für den großen Haufen, und auch dieses Mittel halte ich für etwas bedenklich und nicht ganz wissenschaftlich: ich meine die Pointen, mit welchen Sie Ihre Vorträge würzen. Sie dürfen versichert sein — und Sie wissen es auch ganz gut — daß die Mehrzahl Ihrer andächtigen Zuhörer sich weniger um Das bekümmert, was Sie sagen, als um die Art und Weise, wie Sie es sagen. Man wartet förmlich darauf, daß Sie einen Witz machen, und der Beifall, welchen Ihre geistreichen Improvisationen finden, veranlaßt Sie, damit nicht zu kargen. Besehen Sie sich einmal Ihre Gönner in der Nähe und fragen

Sie sie nach dem Schluß Ihrer Vorträge, was sie von denselben profitirt und im Gedächtniß behalten haben! Man wird Ihnen die meisten Ihrer glücklichen Einfälle ganz getreu wiederholen und hinzusetzen, daß wir in dem Affen einen verwahrlosten Bruder zu begrüßen die Ehre haben. Damit basta. Im Uebrigen haben Sie die Zahl der dunklen Begriffe und confusen Auffassungen, die in den Schädeln der Menschen nisten, um einige neue vermehrt, und das eben nennt man: aufklären. Das Publicum, das auf die Pointen lauerte, ist schließlich zu der Annahme gelangt, daß die Vorträge der Pointen wegen da sind, und die Wissenschaft ist die Dienerin des faulen Witzes geworden."

„Mein Herr", unterbrach ich mich, „Sie werden meine Geduld bewundert haben, indessen . . ."

„Ich resumire", entgegnete ich ruhig, ohne auf meine Unruhe zu achten. „Des leidigen Geschäftes wegen verlassen die populären Vorträge den festen Boden der strengen Wissenschaft, das Publicum amüsirt sich dabei, aber profitirt wenig davon und deswegen . . .",

Jetzt sprang ich auf und wollte auf mich eindringen. Ich trat mir kühn entgegen und rief mit dröhnender Stimme: „Wenn Sie immer vom Interesse der Wissenschaft sprechen, weshalb haben Sie sich denn durch eine finanzielle Differenz mit Ihren amerikanischen Managers von der projectirten Aufklärungsreise durch die Vereinigten Staaten abhalten lassen? Ein Opfer wurde Ihnen wahrlich nicht zugemuthet; das Geschäft aber war weniger lucrativ, als sie es machen wollten, und deshalb verzichteten Sie darauf und auf das ganze humanitäre Brimborium, das man damit in Zusammenhang bringen will. — Nun, lassen wir Das, lieber Freund. Glauben Sie mir, daß es Niemand besser mit Ihnen meint, als ich, daß Niemand Ihre wahrhaften Verdienste höher anschlägt. Aber gerade deshalb habe ich Das, was mir mißfällt, nicht verschweigen wollen. Und Sie werden ohne Zweifel ganz damit einverstanden sein. Wer Humboldt einen Farceur nennt und als einfachen Komödianten schildert, der wird gewiß nichts dagegen haben, daß auch an ihm selbst das Recht der freien Forschung geübt werde."

Ich reichte mir die Hand und da ich keine Versuche machte, mich zurückzuhalten, verabschiedete ich mich freundlichst von mir.

Und diese Gelegenheit will ich gleich benutzen, um mich auch von Ihnen, lieber Freund, zu verabschieden.

Ich verbleibe mit vollkommener Harmlosigkeit

ergebenst

der Ihrige.

Pariser Monats-Chronik.

Sittenstudien.

Paris, Januar 1870.

Gottlob haben wir die scheußliche Pantin'sche Mordgeschichte im alten Jahre zurückgelassen, denn das, was wir davon in das neue Jahr hinübernehmen, ist nichts als der unvermeidliche Nachklang der Assisenverhandlungen, wie ein letztes Echo, das uns an die entsetzliche Unthat erinnert. In socialer Beziehung ist aber dadurch ein sehr wichtiger Punkt klar zu Tage getreten, die Unmöglichkeit nämlich der Abschaffung der Todesstrafe, die in jüngster Zeit in Frankreich so viele Verfechter gefunden, und die jetzt, nach den eigenen Worten Lachaud's, des sogenannten Mörderadvocaten, der auch Troppmann vertheidigte, um wenigstens fünfzig Jahre hinausgeschoben ist. Mir fällt dabei unwillkürlich das bekannte Witzwort Alphonse Karr's ein, der ebenfalls starke Propaganda dafür macht, aber in seiner Weise, indem er sagt: „Gewiß, gewiß, wir Alle wünschen das Hinrichten, das vom Leben zum Tode Bringen abgeschafft zu sehen .... mais que Messieurs les assassins commencent."

Die Assisenverhandlungen des Troppmann'schen Processes gehören übrigens zu den bedeutendsten, die vielleicht jemals in Paris stattgefunden, wenigstens in Bezug auf die leidenschaftliche Neugier des großen Publicums. Die Aufregung der Gemüther war während jener drei Tage in ganz Paris wirklich entsetzlich, und der Justizpalast mit seinen Höfen und Freitreppen und mit den angrenzenden Straßen bis zu den nahen Brücken und Quais bot das vollkommene Bild eines Volksaufstandes. Zwei Schwadronen von der Pariser Municipalgarde, ein Infanterieregiment und über sechshundert Stadtsergeanten waren nöthig, um die andringenden Massen im Zaum zu halten, die ernstlich Miene machten, das Gerichtsgebäude zu stürmen, um sich Eingang zu verschaffen. Viele tausend Menschen übernachteten sogar unter freiem Himmel, um am folgenden Morgen die Ersten zu sein, und doch waren es immer nur einige Wenige, die in den Gerichtssaal hineingelangten, dessen Räumlichkeiten ohnehin, obwol es ein Neubau und ein sehr kostbarer ist, außerordentlich beschränkt sind. Das Parterre und die Tribünen können kaum fünfhundert Personen fassen, und allein bei dem Präsidenten waren über sechszehntausend Briefe eingelaufen, die sämmtlich um einen oder auch um zwei Plätze baten .... „oder auch um zwei" war wirklich naiv. Der gesammte Brief-Chimborasso mußte unberücksichtigt bleiben, denn die Eintrittskarten waren schon acht Tage früher vertheilt worden. Dennoch hatte man es möglich gemacht, gegen tausend Personen unterzubringen, das Wie war freilich eine andere Sache und gehörte nach dem Urtheil von Augenzeugen in die Kategorie der halsbrechendsten Kunststücke. Und dabei bildeten die Damen fast die Mehrzahl und wolverstanden die Damen aus der höchsten Gesellschaft, Herzoginnen, Fürstinnen und Gräfinnen, alle in brillanter Toilette, ganz wie bei einer ersten Vorstellung in irgend einem Theater. Namen will ich indeß lieber nicht nennen, selbst nicht den Namen der berühmten Durchlauchtigen, die nirgends fehlt, wenn etwas Außergewöhnliches in Paris passirt. Die Herren gaben übrigens den Damen an Neugier nichts nach. Fünfhundert Franken und mehr sind für einen Platz auf der Haupttribüne bezahlt worden; aber welch' ein Triumph alsdann auch für einen „Löwen", an einem jener Abende in irgend einem Salon zu erscheinen und der Frau vom Hause und dem versammelten Gesellschaftskreise als Augenzeuge die verschiedenen Details der Verhandlungen zu erzählen!

Dieselben brachten indeß wenig Neues, und ich werde mich wol hüten, hier noch einmal darauf zurückzukommen; der Verbrecher spielte seine elende, cynische Rolle bis zu Ende — er grüßte sogar mit widrigem Lächeln die Versammlung, als schließlich das Todesurtheil über ihn ausgesprochen wurde — und selbst der berühmte Maitre Lachaud machte mit seiner Vertheidigungsrede nur ein sehr zweifelhaftes Glück. Fast wird dies, im vorliegenden Falle, zu einem Compliment für den Advocaten, denn was in aller Welt war zur Vertheidigung eines solchen Monstrums zu sagen; aber dagewesen sein und mit eigenen Augen und Ohren gesehen und gehört zu haben, war trotzdem der Inbegriff aller Hoffnungen und Wünsche .... ein Königreich für einen Platz! oder, wie Max ausrief: ein Jahr meines Lebens für ein Billet! eine Phrase, die ich sehr unchristlich fand, obwol er mich durch den Nachsatz beschwichtigte: „Vorausgesetzt, daß ich neunzig Jahre alt werden sollte, wo ich mich alsdann mit neunundachtzig begnügen würde."

Eine spaßhafte Seite der Verhandlungen, an die vermuthlich Niemand von den Glücklichen, die sich endlich im sicheren Besitz eines Platzes sahen, vorher gedacht hatte, war die rein physisch-materielle, nämlich der Hunger und Durst, dem das Auditorium ausgesetzt war. Die Sitzungen dauerten ungewöhnlich lange und obwol sie erst um Mittag begannen, so waren doch die meisten der Anwesenden schon gegen neun Uhr erschienen, natürlich aus Furcht, trotz ihres Billets keinen Platz zu bekommen. Viele von ihnen mochten wol in der Hast Essen und Trinken vergessen haben, nur um rechtzeitig einzutreffen. Die ersten Stunden ging Alles gut: Geist und Herz (Pardon für die Profanation!) fanden so reichliche Nahrung, daß man diejenige des Magens außer Acht ließ; als sich aber gegen fünf Uhr die Richter und Geschworenen für eine halbe Stunde zurückzogen, um zu pausiren, d. h. um einige Erfrischungen zu sich zu nehmen, da meldete sich die grausam vernachlässigte Natur in gebieterischer Weise. An Fortgehen war jedoch nicht zu denken, man wäre ja nie wieder in den Saal zurückgekommen, kaum daß man eine Hand frei hatte; aber diese hätte genügt, etwas in den Mund zu stecken, wenn man nur etwas Genießbares gehabt. Wie manche hohe Dame mochte sehnsüchtig an Julien oder Guerre denken, die beiden berühmtesten Pariser Pastetenbäcker, deren Besuch Nachmittags vor der Spazierfahrt in's Bois de Boulogne zum guten Ton gehört, und wie gern hätten diese für ihre vornehmen Kunden ein kleines Buffet im Assisensal etablirt, wenn sie nur gedurft. Glücklicherweise blieb die Speculation, welche von Anfang an die Troppmann'sche Affaire nach allen nur denkbaren Seiten auszubeuten wußte, auch hier nicht müßig, und alsbald erschienen mehrere Männer und Frauen, die sich, nicht ohne Mühe und Gefahr, durch die Reihen drängten, und in großen Körben allerlei Eßwaaren feilboten. Es waren freilich keine Austernpastetchen von Julien und keine Ananastörtchen von Guerre, sondern einfache Butterschnitten von grobem Brod, salva venia mit Knackwurst, aber man war seelenfroh, wenigstens das zu haben. Die verwöhnten Damen ließen sich die plebejische Kost vortrefflich schmecken und bezahlten auch gern die Bagatelle von zwei, drei Franken dafür. Statt des Malaga oder Alicante wurde darauf der sogenannte „petit bleu" gereicht, der ordinaire Rothwein der Marchands de vins, das Gläschen zu einem Franken, und auch den fanden die Herrschaften deliciös. So können Zeit und Umstände die gewöhnlichsten Dinge im Leben verändern. Wer gar einen Apfel oder eine Orange eroberte, gehörte zu den bevorzugten Sterblichen, aber er mußte das Stück mit einem

Fünffrankenthaler bezahlen. Es giebt halt nicht immer Troppmann'sche Assisen. Wir haben jedoch übergenug von der ganzen grauenhaften Misère; aber da wir uns einmal im Justizpalast befinden, so wollen wir die Gelegenheit zu einem Besuch des Polizeigerichts benutzen, schon um dem Titel unserer heutigen Chronik zu entsprechen. Ein besseres Terrain für Sittenstudien giebt es kaum in ganz Paris, denn vor der police correctionelle kommt Alles zur Sprache, was die tägliche Brandung der Weltstadt an Schaumblasen aufwirft, oder als Trümmer der socialen Schiffbrüche an das Ufer treibt. Der Droschkenkutscher, der nach Mitternacht ein dreifaches Trinkgeld verlangt hat — der Blousenmann, der vive Rochefort oder vive la République gerufen — der Spitzbube, dessen Hand sich in eine fremde Tasche verirrte — die Gräfin Soundso, die eine kleine Spielsoirée gegeben, wo unerfahrene Muttersöhne gerupft wurden — die wohlorganisirte Diebesbande von zwölf- bis vierzehnjährigen Burschen unter einem Hauptmann, dem sie unbedingten Gehorsam geschworen — der ungerathene Sohn, der seinen Vater bestohlen und das Geld im Café Anglais verzechte — der Lehrling, der die Tochter seines Meisters entführt (zwei Kinder von vierzehn und sechzehn Jahren), um sich heimlich mit ihr trauen zu lassen — die Milchfrau, die anstatt der Milch Kalbshirn und Kreide, in Wasser aufgelöst, verkaufte — der Schweinemetzger, der todte Hunde und Katzen in seine Würste stopfte — die Lorette aus der Chaussée d'Antin, mit Equipage und Dienerschaft, die ihrer Mutter, einer alten Waschfrau, die monatliche Pension von fünfzig Franken verweigert — und dergleichen saubere Geschichten mehr, die ich, wolverstanden, vom schwarzen Brete notire, wie sie dort an jenem Tage der Reihe nach verzeichnet standen. Die Procedur des Code Napoléon hat vorzüglich das Gute, daß sie Alles öffentlich verhandelt und jedes Ding bei seinem wahren Namen nennt.

Als wir eintraten, wurde gerade eine neue Partei aufgerufen, aber nur der Kläger war erschienen, der Beklagte ließ sich durch einen Anwalt vertreten. Die Sache an sich war sehr gewöhnlicher Art: ein kleiner Schwindel mit auf Credit gelieferten Waaren, die der Käufer sofort wieder um einen Spottpreis verkauft und dafür einen Wechsel ausgestellt hatte, der am Verfalltage mit Protest zurückgekommen war. Derartige Fälle passiren hier täglich, aber der vorliegende wurde durch die Personen interessant. „Wenn Sie wüßten, Herr Präsident", nahm der Kläger das Wort, „was ich Alles angestellt und versucht habe, um zu meinen elenden fünfhundert Franken zu gelangen, so würden Sie erstaunen. Monate lang hat mich mein Schuldner von Tag zu Tag, von Woche zu Woche hingezogen und mich hin und her vertröstet, heute unter diesem Vorwand, morgen unter jenem, und immer waren es Finten und Flausen. Beim Handelsgericht wollte man meine Klage nicht einmal annehmen und zwar aus dem einfachen Grunde, weil schon so viele ähnliche gegen dieselbe Person vorlägen, die sämmtlich wegen Insolvenz unerledigt geblieben wären. Wegen Insolvenz! Eine seltsame Ausflucht, wenn man einen Sohn hat, der zu den ersten Figuren des Kaiserreiches gehört, zehn- oder zwanzigfacher Millionair ist, der Kaiser und Könige zu Tische ladet und Gesellschaften giebt, hinter denen die Hofbälle und Tuilerien zurückstehen." — „Lassen Sie den Sohn aus dem Spiel, Monsieur", sagte der Anwalt des Beklagten, „Sie wissen, daß er ein für alle Mal erklärt hat, er wolle mit den Geldangelegenheiten seines Vaters nichts zu thun haben." — „Das ist es eben, worauf ich hinauswill", entgegnete der Kläger heftig; „hat man je in der Welt ein solches Beispiel von unnatürlichen Familienverhält-

nissen gesehen, wo ein steinreicher Sohn seinen verschuldeten Vater lieber vor Gericht citiren läßt, als seine Schulden zu bezahlen!" — „Genug, genug!" rief der Präsident beschwichtigend dazwischen, „und zur Sache." — Die Sache war klar wie das Einmaleins, der Anwalt räumte auch die Rechtmäßigkeit der Forderung ein und versicherte, sein Client würde zahlen, sobald er könne. — „Aber wann wird er können?" polterte der Kläger; „seine sämmtlichen Ressourcen sind auf Jahre lang hinaus verschrieben, sogar seine Pension, die er als pensionirter Beamter bezieht. Und dabei häuft sein Sohn Millionen auf Millionen ...." Neue Unterbrechung von Seiten des Präsidenten und alsdann, nach einem kurzen Résumé der Acten, die Verurtheilung des Herrn Haußmann père zur Zahlung der erwähnten Summe und in die Kosten. Die übliche Clausel einer eventuellen Pfändung fehlte ebenfalls nicht. Da die Schuldhaft bekanntlich seit einigen Jahren in Frankreich aufgehoben ist, so konnte das Gericht keinen Personalarrest verfügen.

Das Erstaunen des Lesers bei Nennung dieses Namens kann kaum größer sein, als das meinige war. Der Vater des Seinepräfecten, des „Stadtkaisers", vor Gericht und wegen einer elenden Wechselschuld von einigen hundert Franken! Ich sollte aber noch mehr erstaunen, als ich aus guter Quelle erfuhr, daß der alte Haußmann schon wenigstens zwanzig, dreißig Affairen ähnlicher Art gehabt, daß er seit langen Jahren einzig und allein von diesen „Operationen" lebte und daß er bei den kleinen Pariser Civilgerichten der ersten Instanz eine ganz bekannte, aber äußerst lästige Persönlichkeit geworden ist, die man des hochgestellten Sohnes wegen so viel wie möglich menagirt und nur von Zeit zu Zeit verurtheilt, wenn der Schwindel gar zu handgreiflich ist. Und der Sohn?? Dies doppelte Fragezeichen liegt sehr nahe, denn wer wäre wohl nicht ungeduldig, zu erfahren, wie der Seinepräfect, der in Paris für den Alter ego des Kaisers gilt, über die väterlichen Finanzmanöver denkt. Eh bien, der Sohn bekümmert sich nicht weiter darum, er empfängt allerdings den Vater auf seinen Soiréen im Hotel de Ville, aber von Schulden darf ihm derselbe nicht reden, denn da findet er taube Ohren. Und das scheint mir gerade die charakteristische Seite, gewissermaßen die Moral von der sauberen Geschichte, die wohl geeignet ist, einen Sittenmaler, selbst einen kleinen wie ich, der nur so en passant hie und da eine Skizze aufzeichnet, zu fesseln. Dabei ist die Biographie des alten Haußmann eine überaus abenteuerliche. Militairintendant in Algerien unter Louis Philippe, mußte er dies Amt, „wegen Unregelmäßigkeiten in seiner Verwaltung" niederlegen und ging nach Paris, wie so viel tausend Andere, wenn es ihnen fehlgeschlagen hat, in der Hoffnung sich dort irgendwie zu rehabilitiren, oder auch nur im Trüben zu fischen. Der Ex-Intendant konnte freilich nicht ahnen, zu welcher großartigen Rolle sein Sohn dereinst in Paris berufen war, er hätte sonst vielleicht schon damals jene obigen Operationen begonnen, deren späteren Erfolg er nur seinem Namen verdankte. Er war übrigens von jeher ein Mann, der, wenn es sich um's Geldverdienen handelte, sich nicht lange bedachte, sondern zugriff, selbst auf das Risico hin, sich die Hände etwas zu beschmutzen; er konnte sie ja nachher wieder waschen. So wurde er sogar, weil ihm manches Andere fehlschlug, einen Sommer lang eine Art von Wildenführer, indem er einer in Paris angekommenen Familie Indianer, vom Stamme der Osagen, als Cicerone diente und dieselben für Geld zeigte. Kein schlechter Witz, lieber Leser, sondern die reine Wahrheit, die hier allgemein bekannt ist. Die Weltstadt an der Seine bietet oft solche sociale Extreme,

und man braucht deshalb dem alten Haußmann den Stab noch nicht zu brechen; nur thut man gut, sich in kein Geschäft mit ihm einzulassen und ihm namentlich kein Geld zu leihen. Aber — seltsames Zusammentreffen! — während ich hier von dem Vater rede, tritt auf einmal der Sohn so bedeutsam in den Vordergrund, daß ich Pinsel und Palette meiner Sittenmalerei hastig bei Seite lege und die eigentliche Chronistenfeder wieder ergreife, um das gewaltige Ereigniß, das ganz Paris in Athem hält, auch meinerseits zu besprechen.

Der alte Ausruf, den wir hier in letzter Zeit so oft gehört haben: „Wie ist es möglich!" „Wer hätte das gedacht!" ertönte auch diesmal wieder und im höchsten Superlativ. Da gab es am 7. und 8. Januar in Paris keinen Salon, kein Café, kein Weinhaus, keine Promenade, ja, keine Straßenecke, wo man nicht die Worte vernahm, die man sich gegenseitig in höchster Ueberraschung zurief: „Wissen Sie es schon? Er ist abgesetzt, es steht im officiellen Journal." — „Abgesetzt klingt etwas hart", bemerkte alsdann wohl der eine oder andere milder Gesinnte, „seines Amtes enthoben", steht im kaiserlichen Decret — „relevé de ses fonctions." — „Einerlei", war die Antwort, es ist doch vorbei mit der ganzen tollen Wirthschaft; er hat ausdemolirt und -construirt und -alignirt; das Willkürregiment ist zu Ende, endlich zu Ende; grand Dieu, es hat der Stadt Paris über zwei Milliarden gekostet!" — „Aber sie zu der schönsten von ganz Europa gemacht, mon cher." Und in diesem Tone ging es weiter und mit allen möglichen Variationen, nur daß die Anerkennung und das Lob sich zur Mißbilligung und zum Tadel wie Eins zu Hundert verhielten.

So ist denn so ziemlich Alles eingetroffen, wie wir es in unsern früheren Chroniken vorausgesagt, wozu freilich keine sonderliche Devinationsgabe gehörte, aber daß es überhaupt eingetroffen ist, das ist das Große und Bedeutende an der Sache. Der Marquis Posa mit der grünen Brille, den wir dem Leser bereits zwei Mal vorgeführt haben, ist nun wirklich Premierminister geworden und steht am heutigen Sonntag, den 9. Januar, im Audienzsaale des Justizministeriums am Vendôme-Platze, und empfängt die Deputationen von allen hohen Bürgerschaften des Kaiserreiches; in den Vorzimmern wimmelt es von Staatsbeamten, die sich als getreue Planeten eingefunden haben, um der neuen Sonne ihre Huldigungen darzubringen. Man wispert und flüstert halblaut von Nachbar zu Nachbar über hundert und tausend Dinge, die sich sämmtlich, direct oder indirect, auf diese außerordentliche Umwandlung beziehen, und auch hier steht wieder die Entlassung des Seinepräfecten obenan. Ferner spricht man von dem gestrigen Erscheinen der Trias im Senat und von der dadurch hervorgerufenen Sensation, die selbst den Präsidenten, den gewandten, staatsklugen, ach, aber auch so gut wie abgedankten Rouher, einigermaßen aus der Fassung brachten. Die drei neuen Minister waren indeß nur gekommen, um der Versammlung anzuzeigen, daß sie auf die bereits eingegangenen Interpellationen antworten würden, denn, o Wunder! sogar die Senatoren rühren sich und wollen wissen, wie sie mit dem neuen Cabinet daran sind. Die gewaltige Bewegung gleicht einer Lawine, die Alles mit sich fortreißt. Emile Ollivier, der Mann des Tages, stand in der Mitte am Ministertische, ihm zur Rechten Daru und links Buffet. Die beiden Letzteren hatten ihre Ministeruniform angelegt, Ollivier hingegen war im schlichten schwarzen Frack erschienen, ohne irgend ein Abzeichen, denn er trägt keinen Orden, aus dem einfachen Grunde, weil er keinen besitzt, d. h. niemals einen

angenommen hat. Aus Eitelkeit, behaupten Manche, nur aus Eitelkeit anderer Art. Dem sei, wie ihm wolle, der Contrast dieses simplen Bürgermannes mit den vielen Goldstickereien, Epauletten und Ordenssternen war sehr frappant und verfehlte seine Wirkung nicht. Und nun gar die Sprache dieser neuen Excellenzen, die sich übrigens, nebenbei bemerkt, diesen Titel verbitten. „Appelez-moi tout simplement Monsieur le Ministre", soll Emile Ollivier am Tage seiner Installation zu dem gegenwärtigen Personal gesagt haben, und die anderen Collegen folgen diesem Beispiel. „Wir sind ehrliche Leute", begann Daru seine Rede, „die das Beste des Landes wollen und die halten werden, was sie versprochen haben."

Der Kaiser sieht der gewaltigen Strömung zu und bedauert vielleicht nur, nicht zehn Jahre jünger zu sein, oder auch, nicht bereits vor zehn Jahren den heutigen Schritt gethan zu haben. Jetzt nimmt die Logik der neuen Ordnung der Dinge unaufhaltsam und unerbittlich ihren Lauf; mit dem persönlichen Regiment ist es vorbei, unwiederbringlich vorbei und die Consequenzen dieser Aenderung greifen wie Glieder Einer Kette folgerichtig in einander. Wohl der kühnste und entscheidendste Schlag war in dieser Beziehung die Entfernung Haußmann's, dieses Grundpfeilers der gesammten kaiserlichen Politik, wenigstens für Paris selbst. Doch der Seinepräfect machte gar keine Anstalt zu gehen, zumal er der langjährigen Freundschaft des Kaisers gewiß war. „Man mag mich absetzen", sagte er nicht ohne Stolz, „aber meine Entlassung gebe ich nicht." Da geschah denn das Erstere, denn Ollivier drängte, und ein constitutioneller Monarch, wie Napoleon III. ja jetzt (nur leider sehr spät) geworden ist, muß seine persönlichen Wünsche der Gesammtwohlfahrt unterordnen. Alles Ausdrücke und Redensarten, an die man hier zu Lande seit bald zwei Decennien gar nicht mehr gewöhnt ist; die völlig verkehrte Welt! So erschien denn das Decret, und der Stadtkaiser hatte zu regieren aufgehört. Dasselbe Decret bezeichnete als Nachfolger Haußmann's den bisherigen Präfecten des Rhone-Departements Chevreau, einen Günstling der Kaiserin, der indeß unter ganz anderen Auspicien sein Amt antritt, wie einst sein Vorgänger im Jahre 1853; trotzdem und obgleich er im Grunde gar nicht mehr Präfect war, ließ es sich der Baron Haußmann nicht nehmen, dem neuen Minister des Innern, Chevandier de Valdrome, der am Morgen das Decret gegengezeichnet hatte, noch zum Abschied die ganze Municipalität, die Stadträthe, die Divisionschefs mit ihren Secretairen und die zwanzig Maires von Paris vorzustellen. Kein Minister hätte eine solche brillante Präsentation zu Wege gebracht. In fünfundzwanzig Galacarossen mit zahlreicher Dienerschaft bewegte sich der Zug vom Stadthause nach dem Hôtel des Ministers. Im ersten Wagen saß der Baron in großer Uniform, über den Schultern den Grandcordon der Ehrenlegion und auf der Brust eine ganze Musterkarte von Ordenssternen; denn er hatte im Laufe seiner siebzehnjährigen Verwaltung fast alle bedeutenden Monarchen der Welt in den prächtigen Sälen des Hôtel de Ville empfangen, deren jeder ihm einen Beweis seiner Erkenntlichkeit und Freundschaft zurückgelassen. Als diese Wagenprocession durch die Rue de Rivoli ging, riefen die Gamins, die stets ein Bonmot bei der Hand haben: „Voila les funérailles de Haussmann!" Aber jener Leichenzug glich einem Triumphzuge. Hatte doch der Mann, der im ersten Wagen saß, alle Straßen und Boulevards, durch die er jetzt fuhr, um sein Amt niederzulegen, selbst geschaffen und gebaut! Mit der Präsentation an sich überschritt der Baron allerdings seine Befugnisse, denn sie wäre Sache seines Nachfol-

gers gewesen; aber seine Befugnisse hatte er streng genommen ja siebzehn Jahre lang überschritten, er konnte es also getrost noch den letzten Tag thun.

Alsdann empfing er bei sich im Hôtel de Ville, wo der Empfangssaal den pomphaften Namen salle du trône führt, die Abschiedsbesuche. Schon bei dieser Gelegenheit, also kaum achtundvierzig Stunden nach seiner Revocation (um doch nicht das häßliche Wort „Absetzung" zu gebrauchen) zeigte sich ein seltsamer Umschlag zu seinen Gunsten. Haußmann hatte im Grunde nur wenig Freunde gehabt; sein herrisches, autokratisches Wesen hatte wohl die meiste Schuld daran getragen und durch seine meilenlangen, schnurgraden Boulevards hatte er in jedem Stadttheil viele tausend Privatinteressen verletzt; von der Mittelclasse, der sogenannten kleinen Burgeoisie, gar nicht zu reden, die ihren Präfecten, der alljährlich neue Mittel und Wege erfand, dem städtischen Fiscus auf Kosten der Steuerpflichtigen neue Einnahmen zu verschaffen, aus vollem Herzen verabscheute. Trotzdem füllten sich noch einmal die Säle des Stadthauses, um dem scheidenden Herrn ein letztes Lebewohl zu sagen; viele mochten auch wohl aus Schadenfreude gekommen sein, um sich an dem Gesicht des Gestürzten zu weiden. Diese hatten sich aber gewaltig verrechnet, denn der Baron empfing sie mit der freundlichsten Miene von der Welt und sprach unbefangen über seinen Rücktritt als eine natürliche Folge der neuen Ordnung der Dinge. Gegen Abend kam noch ein besonderer Besuch, ein Genosse der früheren glänzenden Tage und nun auch eine gefallene Größe, obwol er damals bei den ersten Schwankungen des Barometerstandes nicht den Muth gehabt, es wie der Präfect zu machen, d. h. sich gänzlich zurückzuziehen — Rouher, der, zur Zeit noch Senatspräsident (aber wer weiß, auf wie lange), ebenfalls eine politische Null geworden ist. Der Vicekaiser und der Stadtkaiser! Beide vor kaum einem Jahre noch die unumschränkten Herren, der Eine von Paris, der Andere gar von ganz Frankreich und jetzt „ganz gewöhnliche Leute wie Unsereiner", sagt der Charivari.

Die Freundschaft des Kaisers begleitet übrigens den Baron Haußmann in's Privatleben; Napoleon soll beim Abschied geweint haben, nachdem er ihm, als einen letzten Beweis seiner Gnade, den Titel eines Duc de Paris angeboten. Haußmann hatte den Tact, diese eigenthümliche Auszeichnung abzulehnen, indem er die Besorgniß vorschützte, durch Annahme dieses Titels dem Grafen von Paris zu nahe zu treten. Als aber Tags darauf Jules Favre im Corps legislatif den Antrag stellte, den Expräfecten in Anklagezustand zu versetzen, hat dieser sofort ein Mitglied der Rechten gebeten, doch ja dafür zu sorgen, daß dieser Antrag unterstützt werde.

Vielleicht eröffnet sich dem Baron auch bald ein neuer großartiger Wirkungskreis, wo er sein bedeutendes Organisations- und Administrationstalent (Demolitionstalent klänge eigentlich richtiger) in umfassendster Weise entwickeln kann: der Posten eines Generalgouverneurs in Algerien, das nach wie vor, Dank der reinmilitairischen Verwaltung, gewaltig im Argen liegt. Vor der Hand geht er auf seine schöne Villa Montboron bei Nizza, um sich in dem milden Klima des Südens, an den Ufern des Mittelmeeres, unter Oleandern und Orangenbäumen von seinen Strapazen auszuruhen und von einstiger Größe zu träumen.

Im Rauchzimmer.

Die Väter unserer Stadt haben in einer wichtigen Angelegenheit zu Rathe gesessen. Der Magistrat in einer tanzlustigen Laune hatte beantragt, in den Festräumen unseres Rathhauses Subscriptionsbälle zu veranstalten, und die Stadtverordneten haben den Antrag gewogen, ihn zu leicht befunden und verworfen. Ich für meine Person bin kein Tänzer. Wenn andere meiner Collegen bei jenen ominösen Einladungen, die auf „Thee und Abendbrod" lauten und mit einem „Tänzchen" im Hinterhalt lauern, fröhlich den Reigen führen: so mache ich regelmäßig von der Erlaubniß des Hausherrn Gebrauch, nehme mir eine Cigarre und ziehe mich, meiner Gewohnheit folgend, in das äußerste Zimmer zurück, um zu rauchen. Ich bin daher in diesem Streite nicht Partei; muß mich jedoch, meiner innersten Ueberzeugung nach, auf die Seite hochlöblichen Magistrates stellen. Für wohlthätige Zwecke tanzen — welch' ein neuer, welch' ein genialer Gedanke! Sich in Walzern und Mazurken wiegen, um ein Bürger-Hospital zu gründen — wie groß und erhaben! Der Magistrat, der bisher immer nur zweifelhafte Freuden für uns in petto hatte und dessen Ueberraschungen Jahr ein Jahr aus nur darin bestanden, alte Steuern zu erhöhen und neue zu verhängen, — er will uns zu Balle laden! Das Standbild Schiller's hat immer noch keine bleibende Stätte gefunden, und der Sturm vom 11. December hätte den Dichter in der Bretterhütte, die er dermalen bewohnt, fast erschlagen; aber der Magistrat läßt die Fanfaren erschallen und ruft uns zum Feste! Da kommen die prosaischen Stadtverordneten und machen all' diesen poetischen und menschenfreundlichen Plänen mit ihrem quod non ein Ende. Der Referent bemerkte, daß es nicht an officiellen Gelegenheiten fehlen werde, die Säle des Rathhauses zu gastlichen Zwecken zu öffnen, z. B. für die Versammlung der Naturforscher, der statistischen Vereine rc. Als ob es darauf ankäme! Berlin ist keine gastliche Stadt und ich sehe keinen Grund, daß es sich in dieser Beziehung ändere. Berlin hat von jeher Namen und Ruf dafür gehabt, sich um die Fremden, die „in seinen Mauern" tagten, so wenig als möglich zu bekümmern; und wenn Gerlach verlangt, daß Preußen trotz alledem Preußen bleibe, warum sollte der Magistrat nicht verlangen, daß Berlin Berlin bleibe, selbst nachdem die Mauern gefallen? Im Wonnemond 1868 waren hier die Journalisten versammelt; aber ich glaube, der Einzige, welcher Notiz von ihrem Dasein nahm, war Herr Cerf der ihnen (oder auch vielleicht nur Einigen von ihnen) Entréebillets zu einer Vorstellung bewilligte. Dieselbe Vergünstigung ward den Landwirthen zu Theil. Allein da man den Director des Victoriatheaters nicht geradezu als den officiellen Vertreter der Stadt Berlin betrachten darf, so muß der Wahrheit gemäß gesagt werden, daß Berlin sich nicht rührte. Dann kam der Frauen-Congreß; aber nicht einmal die Galanterie machte Eindruck auf das Herz unserer patres conscripti. Das nenn' ich Charakter und auf seinen Charakter muß man halten! Was kann es mich auch weiter rühren, daß man es in Wien anders

macht! Kommt mir nur ja nicht mit Wien! 's ist eine leichtsinnige Stadt, ein wahres Babel mit all' seinen Kaffeehäusern, mit all' seiner Gemüthlichkeit und all seinen Sensationszeitungen! Herr, Du meiner Seele, war das ein Lärm, als die Journalisten dort versammelt waren! Alles couleur de rose, Fahrten über den Semmering, Banquette, Toaste — Minister rechts, Minister links und der Reichskanzler, ich weiß nicht mit welchem Redacteur Arm in Arm! Deputationen der Bürger, um sie zu begrüßen und Comités der Stadt, um sie zu bewirthen. Nein, bei Gott — wir thun nicht desgleichen. Wir bezahlen unsere Rechnungen und lassen Andere die ihren bezahlen. Wir stürzen uns nicht in Unkosten und wenn wir ein Bürgerhospital bauen wollen, so lassen wir die Bürger tanzen. Aus all' diesen Gründen und Erwägungen thut es mir in der Seele weh, daß der Magistrat mit seinem Antrag nicht durchgedrungen ist. Ich für meinen Theil verliere nicht viel dabei; doch es ist die Schönheit und Gerechtigkeit der Sache, die ich beklage. Was! — den Tanz für eine Entweihung des neuen Rathhauses zu halten? Tanzt man nicht im Hôtel de Ville zu Paris; hat nicht Haußmann dort seine glänzendsten Bälle gegeben? Freilich, Haußmann ist gestürzt. Aber das paßt doch bei Leibe nicht auf unsern Magistrat; der steht fest. Da ich daher nicht das Vergnügen haben kann, meine Mitbürger in den Sälen des Rathhauses tanzen zu sehen, so fordere ich sie auf, mit mir in den Kellern desselben einen stillen Trunk zu thun und einen Salamander zu reiben auf den Magistrat von Berlin und seine nicht zu Stande gekommenen Subscriptionsbälle!

Druck von A. H. Payne in Reudnitz bei Leipzig. — Nachdruck und Uebersetzungsrecht sind vorbehalten.



Gez. von R. Püttner. Gest. von Th. John.

Waldmühle.

[illegible]

[illegible] mit einem [illegible]

[illegible] einer [illegible]

[illegible] war [illegible] der

[illegible] der Jünger [illegible] der

[illegible] dieser Abtheilung

[illegible] gelehrt, der

[illegible] zu erwarten, denn er zog

[illegible] den Kopf, [illegible] nun, daß

[illegible]



Der Salon.

Herodias.

Eine Spukgeschichte von **Karl Frenzel.**

I.

. . . Wie es gekommen weiß ich nicht mehr, aber nachdem unsere Unterhaltung sich lange und ein wenig eintönig um alle möglichen Tagesereignisse gedreht, war sie plötzlich bei Gespenstergeschichten, Ahnungen, kurz bei jenem Unerklärlichen stehen geblieben, das man die Nachtseiten der Seele genannt hat. Ich für mein Theil bin in dieser Hinsicht ein geborener Zweifler; nicht, weil der Zweifel der Anfang aller Philosophie ist, sondern aus einer gewissen Denkfaulheit, die sich nicht gern um unlösbare Räthsel bemühen mag. Giebt es eine Unsterblichkeit, giebt es keine? Ist ein Gott? Oder ist kein Gott? Kommen aus dem Jenseits Schatten, Geister, magnetische Strömungen zu uns? „Sterben . . schlafen . . vielleicht auch träumen!“ Jeder kennt Hamlet's Monolog auswendig und weiß auch, wenn das Gespräch einmal zwischen Himmel und Erde schwebt, welch' eigenthümliche, fast mystische Färbung Alles um uns her annimmt, wie merkwürdig die Stimme des Erzählers klingt, wie gespannt, in feierlichem Schweigen wir ihm lauschen . .

Es war in einem Weinkeller des alten Berlin, um die neunte Abendstunde. Des alten Berlin, das in jenem Bezirk von der Langen Brücke bis zu dem weiten, die Königsstraße abschließenden Alexanderplatz doch mehr des Merkwürdigen, Wunderlichen und Alterthümlichen birgt, als die landläufige Meinung zugeben will. Gerade gegenüber der Nikolaikirche erhebt sich das stattliche Haus, in dessen geräumigem, behaglich eingerichteten Keller wir, warum es verrathen? bei der wievielten Flasche saßen. Oefters umgebaut, mit neuen Stockwerken und modernen Verzierungen versehen, hat das Haus für Keinen, der daran vorübergeht, die geringste Auffälligkeit, es könnte eben so gut auf der Ringstraße zu Wien oder auf einem der neuen Boulevards in Paris stehen. Und auch der Weinkeller bot in seiner Nüchternheit so gar keine Veranlassung zu dem seltsamen Flug unserer Gedanken. Wird man je das Gesetz für die eigenwillige Bewegung unseres Gehirns finden? Ich entsinne mich noch, wir waren unserer fünf und wir saßen um einen mäßig großen Tisch von Eichenholz, auf schweren, aus Eichenholz gefertigten Stühlen. Dicht über uns brannte die Gasflamme in einer mattgeschliffenen weißen Glaskugel. Ueber die Vierzig hinaus war ich der Aelteste und Adolf mit seinen fünfundzwanzig Jahren der Jüngste der Gesellschaft. Außer uns saß nur noch ein Gast in dieser Abtheilung des Raumes, die Füße über einander geschlagen, in sich gekehrt, vor einer Flasche Champagner. Er schien Jemand zu erwarten, denn er zog wiederholt die Uhr und schüttelte verdrießlich den Kopf, sei es nun, daß

ihm die Minuten zu langsam gingen oder der Erwartete über Gebühr ausblieb. Uebrigens ein anziehender Mann, von hoher, kräftiger Gestalt, mit einem stark ausgebildeten, an römische Kaiserbilder erinnernden Haupt; noch dunkle Haare, hier und dort von einem grauen Schimmer überflogen, umrahmten leicht gelockt ein regelmäßiges Gesicht mit dunklen Augen, vollen, aber festgeschlossenen Lippen, einer römischen Nase und einer hohen Stirn, über die eine breite Narbe lief. Trotz der Leichtigkeit und Anmuth, mit denen er den schwarzen, schlichten Rock trug, war ihm das Soldatische anzusehen . . ein höherer Officier ohne Zweifel, er mochte in meinem Alter sein, und ein Fremder; er hatte Französisch mit dem Kellner gesprochen, in einem Accent, an dem Adolf den Russen erkennen wollte. Indeß, gleichviel, welcher Nation und welchem Stande er angehörte: eine Erscheinung, die ihren Eindruck zu machen nicht verfehlte und auch uns eine Weile beschäftigt hatte, bis die Gespenstergeschichten unsere Aufmerksamkeit ausschließlich in Anspruch nahmen.

Der Arzt, der auf den böhmischen Schlachtfeldern alle Schrecken des Diesseits in ihrer Erbarmungslosigkeit kennen gelernt, hielt nicht viel von den Schauern und Gestalten des Jenseits; aber das psychologische Problem, das allen auf einer wahren Erregung beruhenden Gespenstergeschichten zu Grunde liegt, zog ihn an und aufmerksamen Ohrs lauschte er der Erzählung, die eben einer aus unserer Tafelrunde zum Besten gab. Adolf wollte sich darüber, wie man so sagt, todtlachen und fand es unbegreiflich, daß ein Verständiger solche Dinge ernsthaft nehmen könnte.

„So sei doch still, junger Naseweis“, rief ich ihm zu, „sonst spielen Dir am Ende die Gespenster einen bösen Streich. Wir sind auf einer classischen Stätte: vor dreißig Jahren noch war dies eins der berüchtigtsten Spukhäuser in Berlin.“

Das Erstaunen war groß „Wahrhaftig?“ „Du weißt etwas davon?“ „So erzähle doch!“ So durcheinander die Freunde.

„Ich habe meine erste Jugend hier zugebracht, meine Eltern hatten im ersten Stockwerk eine Speisewirthschaft . .“

„Du hast wol selbst Bekanntschaft mit den Gespenstern gemacht?“ neckte Adolf.

„Wenigstens bin ich ein Sonntagskind.“

In diesem Augenblick rückte der Fremde seinen Stuhl, so eigenthümlich, daß wir Alle aufsahen. In unserer Stimmung hatte das Geräusch einen Klang . . wunderlich, seltsam . .

Es war eine Thorheit. Der Fremde war aufgestanden und hatte sich unserm Tisch genähert. „Wenn die Herren gestatten“, sagte er mit einer wohlklingenden, tiefen Stimme, in unserer Sprache, „so höre ich Ihnen schweigend zu; ich bin ein Freund von solchen Geschichten und Gesprächen.“

Ich verwünschte im Stillen meine Voreiligkeit. Aber was thun? Zurück konnte ich nicht mehr und andererseits, was ich zu erzählen wußte, war harmlos und berührte Keinen. Die Leute, die in meiner

Jugend dies Haus bewohnt, waren entweder gestorben oder hatten es längst verlassen, es war in einen andern Besitz übergegangen und umgebaut worden. Ich durfte hoffen mit einer historischen Notiz davonzukommen.

„Wie die anstoßenden Gebäude soll auch dies Haus", begann ich, „im Mittelalter den Franziskanern gehört und einen Theil ihres Klosters gebildet haben. Das Grundstück reicht von der Poststraße bis zu dem Spreearm, der jetzt die Mühlen treibt und unweit von hier von der Kurfürstenbrücke überspannt wird. Was in der Reformation aus dem Hause geworden, welche Schicksale es unter den Königen erlitten, fragt mich nicht: genug, zu meiner Zeit stand es genau an dem Platz wie heute, nur sah es weniger vornehm und etwas verdrießlicher aus. Ihm gegenüber vor der Kirche standen damals noch eine Reihe Schlächterscharren und ärmlicher kleiner Häuschen. Jetzt ist hier Alles freier, breiter, luftiger gemacht worden. In dem Hause wohnte ein reicher Weinhändler, wie heute: derselbe lange, düstere, mit Fliesen gepflasterte Flur, in dem die Schritte wiederhallten, zog sich zu dem schmalen, von zwei Seitengebäuden eingefaßten Hof, der mit einem zu Remisen und Ställen benutzten halbverfallenen Gebäude abschloß. An der Stelle dieses letztern ist jetzt ein prächtiges Haus, mit der Front nach der Spree, aufgeführt.

„Vor vierzig Jahren hatte Berlin noch den ausgesprochenen Charakter einer behaglichen Mittelstadt; Alles war beschränkter, aber auch lauschiger; die Menschen bewahrten den alten Ueberlieferungen eine größere Theilnahme und Treue, sie glaubten noch; der spöttische, Alles abweisende Ton hatte den Bürgerstand noch nicht erreicht und seine beinahe kleinstädtische Harmlosigkeit vergiftet. Man lebte langsamer mit Wenigem, ruhiger — ich möchte sagen: innerlicher. Die Spukgeschichten dieses Hauses gingen in der Nachbarschaft von Mund zu Mund; man rieth den Eltern ab, hier Wohnung zu nehmen, aber der Vater lachte darüber und die Rücksicht auf die Wirthschaft, die in dieser volk- und geschäftsreichen Gegend einen neuen Aufschwung zu nehmen versprach, überwog alle etwaigen Bedenken. Diese Hoffnung wurde nicht getäuscht, indessen auch die Geisterseher oder besser die Geisterseherinnen behielten Recht. Alle Mägde unseres Hauses waren von dem Dasein eines feurigen Hundes in den Kellern, der mit Ketten rasselnd aus der untern Welt zuweilen einen Spaziergang in die obere wage, überzeugt; unsichtbare Hände öffneten und schlossen die Thüren; Gestalten in langen unheimlich nachschleppenden Gewändern schlichen in den Corridoren umher, graue Mönche und nackte Jungfrauen erschienen plötzlich um Mitternacht und lachten dämonisch oder stöhnten herzzerreißend. Von der Sacristei der Kirche sollte vor Zeiten bis zum Wasser unter der Straße hinweg ein unterirdischer Gang gelaufen sein; die mächtigen gewölbten Keller des Hauses wären Theile dieses Ganges; es gäbe in ihnen eine kleine eiserne Thür, die kein Schlosser öffnen könne, welche in den letzten, schmalsten Theil des Ganges nach dem Wasser zu führe;

dieser Raum sei ganz mit menschlichen Gebeinen angefüllt, den Ueberresten der Opfer, welche die Mönche getödtet: kurz, alle grauslichen Ritter- Räuber- und Gespenstergeschichten lebten sich hier noch einmal aus. Das im Innern winklige Haus, die langen Flure, die knarrenden Treppen, ein gewisses Halbdunkel, das mit Ausnahme der vorderen Gemächer in allen Räumen herrschte, die Zugluft, die vom Wasser her in stürmischen Herbstnächten sich überall empfindlich geltend machte, ein beständiges Knarren, Rütteln, Zittern, Pfeifen: das Alles mochte beitragen, den Wahngebilden einer erhitzten Phantasie einen Schein von Wahrheit zu leihen. Dennoch waren im Verlauf eines Jahres die Geistererscheinungen noch nicht zu einer bestimmten Verdichtung gelangt; der Hund war da und seine Kette rasselte, der graue Mönch huschte hin und her: aber von Angesicht zu Angesicht hatte Keiner den einen oder den andern gesehen. Das Unheimliche, das auf und nieder schwebte, hatte noch keine feste Gestalt gewonnen. Da raunen sich plötzlich die Mägde eine haarsträubende Geschichte zu; erst leise, dann lauter, mit jedem Tage wird die Zahl der Ungläubigen kleiner, der Spuk ist leibhaftig geworden. Vergebens versucht die Mutter mit aufklärendem Wort die Unruhigen zu besänftigen, die Furchtsamen zu ermuthigen, vergebens schilt der Vater: die Leute bleiben bei ihrer Behauptung."

„Was war denn geschehen?" fragte Adolf dazwischen. „Hatte der graue Mönch einen Angriff auf Eure Köchin gewagt?"

„Höre nur ruhig zu; wer weiß, ob Du zuletzt lachen wirst! Das Billardzimmer unserer Wirthschaft war ein langer, von der Vorderfront des Hauses bis zum Hofe sich erstreckender Saal und da es nur durch ein hohes Fenster erhellt war, mußte in den Wintermonaten fortwährend das Gas darin brennen. Hier wurden die Flammen zuerst angezündet, hier zuletzt gelöscht. Mit dem Zudrehen des Hahns in diesem Zimmer endete die Tagesarbeit der Dienerschaft. Wenn man aber in der Mitternachtsstunde diesen Hahn zudrehte, oder in der Morgendämmerung ihn aufdrehte, ruhte die Hand nicht auf Metall, sondern . ."

„Nun?" rief der Fremde, da ich eine theatralische Kunstpause machte.

„Auf einem blutenden abgeschlagenen Menschenkopf."

„Ah!" Er lehnte sich wieder wie enttäuscht in seinen Stuhl zurück.

„Die Geschichte ist, so in heiterer Gesellschaft erzählt, zu lächerlich, um grausig zu sein. Damals jedoch, mit Schreien und Weinen, mit starren Augen und bleichen Gesichtern verkündigt, übte sie eine andere Wirkung auf Alle, die sie vernahmen. Es war ein kleiner, verwachsener Kellner, der zuerst die schreckliche Entdeckung gemacht. Das Stubenmädchen bestätigte sie; endlich der Reihe nach fast die ganze Dienerschaft. Hatte sich das blutende Haupt einige Tage lang nicht auf dem Hahn der Gasleitung gezeigt, so konnte man sicher sein, daß es nach Mitternacht über der Thür zur Küche erscheinen würde. Eines Nachts wurde der Vater durch das wilde Gebell unseres Hundes, der unter dem Heerde schlief, und das Gekreisch der Mägde aufgestört. Sie sind häuslicher Geschäfte wegen aufgeblieben, nichts im Hause hat sich geregt, als die

Uhr Zwölf schlägt und der Hund aus tiefem Schlaf, wie toll geworden, emporfährt und bellend an der Thür hinaufspringt. Laut schreiend blicken die Mädchen auf — da ist das blutige Haupt. Ich brauche nicht zu sagen, daß es verschwunden war, als der Vater kam."

„Und giebt es keine psychologische Lösung des Spuks?" unterbrach mich der Arzt.

„Doch, freilich nur eine ungenügende. Und um so ungenügender, weil ich dies Alles nur nach den Erzählungen meiner Mutter aus späterer Zeit berichte und nicht als Augenzeuge. Zunächst lassen Sie mich aber noch erzählen, wie ich selbst mit dem Spuk in Berührung kam. Ein Beispiel, daß sich der Aberglaube wie eine ansteckende Krankheit verbreitet. Ich war damals vier Jahre alt und verstand von alledem, was um mich her geraunt und gezischelt wurde, wenig oder nichts. Mir Gespenstergeschichten zu erzählen, hatten die Eltern streng verboten und verstanden hierin keinen Spaß. Das aber konnte sich selbst der Beobachtung eines Kindes nicht entziehen, daß etwas Gruseliges im Hause vorgehe. Eines Tages waren die Eltern auf einen Ball gegangen und ich in der Obhut einer alten gutmüthigen und leichtgläubigen Dienerin geblieben. Diese günstige Gelegenheit sollte benutzt werden, um über das Gespenst zur Klarheit zu kommen. Ich bin — ich sagt' es euch schon — an einem Sonntag geboren, folglich, schlossen die Mädchen, stand ich dem Geisterreiche um einige Schritte näher; sah ich das blutige Haupt, so war es ein ehrliches Gespenst, wo nicht, war Alles eine Täuschung. Die Pflichtvergessenen halten mich wach, um zwölf Uhr führen sie mich in das dunkle Billardzimmer, ich schreie, aber es hilft nichts, sie heben mich empor und legen meine Hand auf den Hahn. Ich schreie, aus Leibeskräften, ich zapple, ich weine .. „Was ist Dir?" fragen sie. „Meine Hand ist naß" schreie ich unter Thränen, „meine Hand ist naß!" Das Entsetzen können Sie sich ausmalen; meine Finger hatten sich mit den Blutstropfen benetzt; wenn sich nachher bei Licht besehen keine Spur davon zeigte, so wußte die alte Köchin diese Schwierigkeit leicht zu heben: Geisterblut, sagte sie, ist wie Teufelsgold, es bleibt nichts davon. Doch genug der Thorheit. Die Erklärung! Unser Hausarzt erfährt von dem Spuk, er läßt sich in das Billardzimmer führen. Sein erster Blick fällt auf ein Bild an der Wand, er bemerkt, daß es sich gegenüber in einem großen Spiegel widerspiegelt; auf seinen Wunsch werden die Vorhänge des Fensters geschlossen und in dem halbdunklen Raum nur eine einzige Gasflamme angezündet: in dieser Beleuchtung soll das Spiegelbild in der That etwas Dämonisches gehabt haben."

„Und was stellte das Bild dar?" fragten die Freunde.

„Eine Herodias mit dem Kopf des Johannes auf der Schüssel."

„Herodias!" Der Fremde war aufgesprungen. Nachher wollte Adolf behaupten, seine Augen wären so starr gewesen, wie die eines Todten; mir schien sein Ausruf und sein Erstaunen gar keiner tiefsinnigen Erklärung zu bedürfen.

„Sie wundern sich, wie ein solches Bild als Wandschmuck in einen

Billardsaal kommt? Ein junger talentvoller Maler, der aber fortwährend in Schulden steckte, hatte es als Bezahlung einer hochangelaufenen Zeche meinem Vater zurückgelassen; mit vielen unserer Stammgäste war er befreundet gewesen und das Gemälde war so ihm zur Ehre und zur Erinnerung an ihn aufgehängt worden. Uebrigens war es kein Original, sondern nur eine wohlgelungene Copie der Herodias von Dolce, die in dem Dresdener Museum . ."

„Die Herodias von Dolce!" unterbrach mich der Fremde abermals.

In diesem Augenblick schlug die Uhr der Nicolaikirche die zehnte Stunde und in der stillen Straße ward das rasche Rollen eines Wagens vernehmlich. Die Glocke hatte noch nicht ausgeschlagen, so hielt der Wagen vor dem Hause. Der Fremde war in sichtlicher Bewegung. „Da kommt Herodias", lachte Adolf, der keinen Blick von ihm verwandt hatte, übermüthig und eilte leichten Schritts die Stufen der Kellertreppe hinauf. Ein unwillkürlicher Drang, ohne daß ich mir des festen Willens bewußt wurde, trieb mich ihm nach. Doch kam ich zu spät, eine Thorheit zu verhindern: er hatte die Thür des Wagens geöffnet, eine Dame stieg aus, blieb aber verwundert stehen, als sie in dem Herrn, der ihr aus dem Wagen geholfen, nicht Den erkannte, den sie wol erwartet hatte. Da fiel ihr Auge auf mich, der Schein einer Gaslaterne beleuchtete mein Gesicht.

„Sie sind es, Herr Doctor", rief sie lachend und schlug den langen schwarzen Schleier ihres Huts zurück. „Das wußt' ich nicht, daß die Kritiker so galant sind."

Es war Fräulein Cölestine, die erste Tänzerin unseres Ballets: ein reizendes zierliches Geschöpf voll Anmuth und Kraft, goldhaarig, mit verführerischen Nixenaugen . . Was die tugendhaft sich stellende Welt ihr nachsagte, gehört nicht hierher.

„Nun, geben Sie mir Ihren Arm nicht?" fuhr sie fort und richtete einen ihrer strahlendsten Blicke auf Adolf, der ganz verstummt, in ihren Anblick versunken dastand.

„Mein Freund Adolf!" stellte ich vor.

„Begleiten mich die Herren freundlich bis zu meiner Thür", plauderte sie weiter, „es ist so schaurig und dunkel in diesem endlosen Flur. Der Wirth spart das Gas; ich wohne in dem Flügel nach der Burgstraße, aber ich muß seit einer Woche den Umweg durch das ganze Haus machen, weil die Straße gepflastert wird. Es war heut' lustig im Theater, Doctor. Der Vesuv spie zum Entzücken Feuer und das Publicum war hingerissen. Sie lachen? Wollen Sie sagen, daß ich eitel bin? Auge in Auge; Verräther, bin ich nicht die beste Stumme von Portici?"

„Sie würden noch unwiderstehlicher sein, wenn Sie reden dürften!"

„So sind die Recensenten!" seufzte sie mit komischem Pathos. „Selbst ihre Schmeicheleien sind Bosheiten!"

Im harmlosen Geplauder schritten wir den mit Fliesen belegten Flur entlang. Wie in meiner Jugend standen an der einen Wand

mächtige Weinfässer aufgereiht, auf der andern Seite stieg die Treppe dunkel empor. Es herrschte jenes Zwielicht, in dem alle Gegenstände formlos, grau, wie in einem Nebel schwimmend erscheinen. Wie aus weiter Entfernung schimmerte ein Licht in den Gang, es kam von dem hell erleuchteten Treppenhause des Gebäudes her, das den Hof abschloß. Unter uns in den Kellern ward gehämmert.

„Ist es nicht", fragte Cölestine, „als gingen wir durch eine Schlucht der Unterwelt zu dem Zauberpalast Lucifer's?"

„Welche Vorstellung!"

„Lieber Doctor, wenn man, wie ich, geraden Weges aus dem Vesuv kommt, hat man den Teufel im Leibe."

Und dabei warf sie den Kopf so eigenthümlich bacchantisch zurück . . armer Adolf, du schautest wie ein Verzückter auf die Hexe!

Nun waren wir an der Schwelle des hellen Hauses. „Gerettet!" scherzte sie: „Den schönsten Dank meine Herren!" — „Gute Nacht!" — „Gute Nacht! Darf ich hoffen: auf Wiedersehen?" Dies Wiedersehen, kokett zwischen Adolf und mir getheilt, war ihr letztes Wort, noch eine zierliche Verneigung, ein Lächeln — dann war sie hinter der Thür verschwunden.

Wir traten schweigend den Rückweg an. In dem Flur, der jetzt für uns, da wir das Licht hinter uns hatten, noch dunkler war, stieß ich mit dem Arm gegen eine Gestalt, die dort regungslos stand.

„Pardon", sagte eine tiefe Stimme.

Es war der Fremde.

„Was will der?" fragte Adolf, als wir das Portal erreicht hatten, mich schüttelnd, mit einer vor Erregung zitternden Stimme.

Diese Frage kam mir doch verzweifelt naiv vor. „Du bist ein Narr", entgegnete ich. „Was ein russischer Edelmann um diese Stunde bei einer Tänzerin will! Er hat sie bei einer Flasche Champagner erwartet . ."

„Und die Geschichte von Herodias?"

Ich faßte seinen Arm und wir stiegen wieder zu den Freunden hinab. So wie ein Fastnachtsscherz fing diese seltsame Geschichte an.

II.

„Sie ist ein Engel! Titania im Mondschein tanzend! Tausendmal schöner als die Nymphen des Horaz! Ein anbetungswürdiges Mädchen!" Und so weiter in der Sprache der Verliebten und der lyrischen Dichter. Damit kam Adolf einige Tage später zu mir in das Zimmer gestürzt. Er hatte Cölestinen's „Auf Wiedersehen!" für eine Einladung genommen und war zu ihr gegangen. Ihr wißt ja, was Schiller allgültig sagt: „Der Zug des Herzens ist des Schicksals Stimme." Das Herz, das er in dem Flur des Gespensterhauses schon halb an sie verloren hatte, war bei diesem Besuche ihr ganz unterthänig geworden. Was sie gesprochen, war geistvoll, was sie gethan, entzückend gewesen.

Und wie hatte sie erst ausgesehen! Die mediceische Venus war dürftig und häßlich neben ihr. Wie gut, daß uns kein Bild der schönen Helena aufbewahrt geblieben ist, es würde sonst schlecht um den Ruhm ihrer Schönheit stehen . . .

„So viel Tollheit um eine Tänzerin!" schwebte es mir als moralischer Einwand auf der Zunge, als der erste Sturm der Schwärmerei über mich dahingebraust war und er nach einen Zündhölzchen suchte, sich seine Cigarre wieder anzustecken, aber ich schwieg. Ist es nicht gleichgültig, ob ein Heilige oder eine Sünderin diesen schönen Rausch, den wir erste Liebe nennen, entzündet? Es lag wie Morgensonnenschein des Glücks auf Adolf's Stirn, er fühlte sich gehoben und beneidete keinen Alexander um die Eroberung der Welt. Vielleicht hätte der ältere Freund bei alledem nicht den jüngeren sich kopfüber in das Meer der Leidenschaft stürzen lassen sollen, wäre es nur nicht so undankbar, Liebende zu warnen! Von den geträumten Wundern der Leidenschaft zur Erkenntniß ihrer Nichtigkeit — Keinem bleibt dieser Schritt erspart. Glücklich, wer stirbt, ehe er entzaubert und enttäuscht worden.

Adolf war in der Stimmung, die sich mit einem Aufenthalt in einem Bücherzimmer nicht verträgt, er drängte in's Freie. Arm in Arm schlenderten wir nach dem Thiergarten. Es war ein mildsonniger Nachmittag — ein Tag auf der Grenzscheide zwischen Winter und Frühling. Die Bäume alle noch kahl, phantastisch ihre nackten Zweige und Aeste ausstreckend, aber doch wie von einem Hoffnungsschimmer überflogen, der vom mattblauen Himmel herabwehte; in dem schwarzbraunen Erdreich der Blumenbeete steckten Crocus, Schneeglöckchen und Narzissen ihr Köpfchen schüchtern zum Sonnenlicht empor. In den großen breiten Baumgängen war ein buntes Gewimmel von Menschen, auf der Fahrstraße rollten Wagen, sprengten Reiter hin und her.

Unsere Unterhaltung drehte sich selbstverständlich um die einzig Eine — oder, der Wahrheit angemessener, seine Rede, denn ich kam gar nicht zu Worte.

„Ich langweile Dich", sagte er zuletzt, „allein ich habe Dir doch auch eine Neuigkeit aufgespart."

„Nur nicht die Aufführung eines neuen Ballets."

„Nein, nein! Etwas Anderes, Merkwürdiges, Seltsames! Denke Dir, in Cölestinens Zimmer hängt eine Herodias . ."

„Was?" fuhr ich zusammen. „Eine — Dolce's Herodias?"

„Dieselbe."

„Und Du hast nicht gefragt, wie das Fräulein in den Besitz dieses Gemäldes gekommen ist?"

„Wie sollt' ich! Da hatte ich doch anziehendere Dinge mit ihr zu besprechen!"

„Ja so! Und Du weißt nicht, ob das Bild alt oder neu ist?"

„Als ob ich dafür Augen gehabt! Ich betrachtete das Bild flüchtig und mußte lachen, mir fiel Deine Geschichte ein. Uebrigens hat der Johanneskopf eine Aehnlichkeit — hm, eine Aehnlichkeit . ."

„Lasse doch die Aehnlichkeit, nichts ist trügerischer. Suche lieber zu erfahren, ob dies dasselbe Bild ist, das vor Jahren so viel Lärm und Unruhe im Hause hervorrief."

„Willst Du mich oder Cölestine gruselig machen?" lachte er. „Höre, höre, Du bist am Ende unter die Spiritisten und Geisterklopfer gegangen und bist ein Medium, wie . . ."

„Wie . . ?"

„Wie unser Russe, dessen Antlitz mit dem Haupte des Täufers, wenn Du ihn von der linken Seite anschaust, eine schlagende Aehnlichkeit hat."

„Bist Du toll?" wollte ich fragen, aber er sah mich, ehe ich noch den Mund öffnen konnte, mit einem Blick an, der mich beunruhigte und erschreckte. Freilich, ich mag nicht weniger verdutzt gewesen sein, als er; es war doch, als ob plötzlich eine boshafte Hand einen Strahl eisigen Wassers auf unsere Köpfe ausgegossen hätte. Zum Glück beobachteten uns die Spaziergänger nicht, ein schöneres Schauspiel fesselte ihre Aufmerksamkeit. Von zwei prächtigen Schimmeln gezogen, flog der zierliche mit blauem Atlas ausgeschlagene Wagen Cölestinens dahin: sie hatte so viel zu grüßen, zu nicken und zu lächeln und war nebenbei, was ihr Niemand verargen wird, so sehr mit sich selbst und ihrer Schönheit beschäftigt, daß sie uns, die wir in der Mitte des Weges gingen, gar nicht bemerkte. Anders war es mit dem Reiter, der in einiger Entfernung im mäßigen Trab seines Pferdes ihr folgte. Er erkannte uns gleich mit seinen großen, tiefliegenden Augen und zog mit vollkommener Artigkeit den Hut.

Als wir den Gruß erwiedert hatten, wandte ich mich zu Adolf: „Und in diesem Gesicht willst Du eine Aehnlichkeit mit dem Haupte des Johannes entdecken? Weißt Du, daß es schlimm mit Dir steht, wenn Du die Tänzerin durch einen gleichen Schleier siehst?"

„Ach, was verstehst Du davon", unterbrach er mich ärgerlich; es blieb dahingestellt, ob meine Bemerkung oder der Anblick des Russen ihn verdrossen habe.

Eine Weile schritten wir schweigend dahin.

„Du glaubst", hob er dann wieder an, „daß ich wie ein Gimpel in's Netz laufe! Daß eine Kokette ihr Spiel mit mir treibt!"

„Ich glaube gar nichts, als daß Du verliebt bist und die Dinge dieser Welt von der tragischen Seite nimmst."

„Dieser Russe ist unausstehlich, er verfolgt sie überall . . ."

„Merkwürdig! Ohne ihren Willen?"

„Für Deinen Spott ist nachher noch immer Zeit; erst lasse mich ausreden. Es ist ein Herr von Fehmar, ein Livländer, von altem Adel, und wegen seines Reichthums und seiner guten russischen Gesinnung am Hofe zu Petersburg hoch angesehen."

„Und eine Tänzerin ist ihm dennoch gram? Da muß ein ganz absonderliches Aber dahinter stecken."

„Gewiß, Du wirst es sogleich hören. Er hat Cölestine im ver-

gangenen Frühjahr bei ihrem Gastspiel in Petersburg zum ersten Male gesehen und will sie seitdem bekehren."

„Bekehren? Wozu denn? Gehört er einer russischen Secte an?"

„Er hält den Stand einer Tänzerin für gottlos und möchte sie daraus befreien. Eine Dame aus seiner Verwandtschaft, für die er als heranwachsender Knabe eine schwärmerische Verehrung gehegt, ist nämlich an demselben Tage vor zwanzig Jahren gestorben, an dem Cölestine geboren ward . . ."

„Dann wollen wir fünfundzwanzig Jahre sagen."

„Meinetwegen dreißig!" rief er ungeduldig. „Fehmar leidet nun an der fixen Idee: die Seele seiner Verwandten sei in Cölestinen wiedergeboren, er habe die Pflicht, sie aus der Verderbniß und Unsittlichkeit des Theaters zu retten. Wie ihren Schatten schleppt sie ihn mit sich herum und kann ihn nicht abschütteln. Wenn Du sie näher kennen würdest, wenn Du es in Deiner satirischen Laune für werth hieltest, ein solches Herz kennen zu lernen — ach! sie ist sehr unglücklich!"

Bedenklich und verstimmt schüttelte ich den Kopf und rüstete mich im Geist zu einer langen Rede, in der ich dem Freunde all' das Widersinnige seiner Erzählung aufdecken und ihm den Fischschwanz seiner Melusine zeigen wollte. Allein das Geschick hatte es anders beschlossen. Wir trafen auf Bekannte, die sich uns anschlossen, dann schlug die Stunde, in der Adolf in seinem Bureau in der Maschinenfabrik sein mußte: wir schieden. Ich irrte noch eine Zeit lang allein im Park umher, voll Unmuths, das Abenteuer wollte mir nicht aus dem Sinn. In der romantischen Geschichte des Freiherrn von Fehmar sah ich nur eine Erfindung Cölestinens. In Petersburg war ihr der livländische Cavalier angenehm gewesen, sie hatte sich seine Huldigungen gefallen lassen, in Berlin, nach einem Jahre, wurde ihr das Verhältniß unerträglich. Er schien eine verschlossene, tiefangelegte Natur zu sein, nicht Willens, das Mädchen leichten Kaufs aufzugeben: aus Furcht vor ihm wagte sie nicht ganz mit ihm zu brechen und suchte nur allmälig die Fesseln abzustreifen. Dazu kam ihr Adolf gelegen. Eine neue Liebe beschäftigte sie und vertrieb vielleicht den lästigen Ritter. Um Adolf über ihre wahren Beziehungen zu Fehmar zu täuschen, erfand sie die wunderliche Fabel, die sie selbst zugleich mit einem mystischen Schimmer umkleidete. So legte ich mir in meinen Gedanken die Sache zurecht. Es that mir leid um Adolf, aber er war nicht in der Laune, Widerspruch gegen seine Angebetete zu dulden, und am Ende, wußte ich so gewiß, was in dem wetterwendischen Herzen Cölestinens vorging? Ob sie ihn liebte, ob sie ihn betrog: die Zeit allein konnte darüber entscheiden. Ueberhaupt was ist mehr dem Irrthum ausgesetzt, als das Urtheil über Menschen und ihre Handlungen! Immer sind wir geneigt, ihrem freien Willen bei ihren Thaten einen großen Antheil zuzuschreiben — und was ist freier Wille?

Adolf gehörte einer angesehenen und altbegüterten Bürgersfamilie der Stadt an. Rasch hatte er sich in der Maschinenfabrik, in die er eingetreten war, als Ober-Ingenieur das Vertrauen seines Principals

erworben. Er war wohlhabend, unabhängig so durch sein Vermögen wie durch sein Talent, in blühender Jugend, mit seiner schlanken, kräftigen Gestalt, seinen blauen Augen und blonden, lockigen Haaren eine gefällige Erscheinung, die nicht leicht übersehen werden konnte: am wenigsten von den Frauen, die seine Bescheidenheit, sein ritterliches Wesen noch mehr als die Männer bezauberte. Wir hatten uns zufällig auf einer Reise kennen gelernt und Gefallen an einander gefunden. In ihm war noch ein unberührtes Herz, ein idealischer Aufschwung, der inmitten seiner durchaus praktischen Berufsthätigkeit um so eigenthümlicher wirkte. Wenn einer vom Glück und von der Natur so ausgestattet ist, so kann im Grunde nur ein Misanthrop, wie ich einer bin, von einer Liebschaft mit einer Tänzerin Unheil für ihn befürchten. Und doch war mir bei alledem nicht wol zu Muthe. Das Unheimliche und Unerklärliche, das nun doch einmal trotz des Spottes des gesunden Menschenverstandes um uns und in uns webt, spielte in Adolf's Liebe, wie es mich bedünken wollte, eine gefährliche Rolle. Ich schalt mich aus, daß ich mit meiner Erzählung die Veranlassung zu dem ganzen Abenteuer gegeben, und mußte dann wieder lachen: ich war der Bethörte, der Gespenster sah, wo der Freund im frischen Jugenddrang nur ein rosiges, lächelndes Mädchen, eine Eroberung erblickte.

Später als ich beabsichtigt, kehrte ich heim. Mit einigem Erstaunen gewahrte ich an dem Hause hinaufblickend, wie es so meine Gewohnheit ist, in meinem Zimmer Licht. An der Vorthür meiner Wohnung kam mir der Diener entgegen: ein Herr, der sich nicht habe abweisen lassen, erwarte mich seit einer halben Stunde.

Gedankenlos fragte ich ihn mit halblauter Stimme: „Was ist es denn für ein Mann?“

Man soll nichts auf Ahnungen geben! In der Schilderung des Dieners war Herr von Fehmar nicht zu verkennen.

Bei meinem Eintritt erhob er sich von dem Stuhl und kam mir ohne Befangenheit, mit einer Höflichkeit, der schwer zu widerstehen war, entgegen.

Ich mußte seinen Gruß wol in mehr als kühler Weise erwiedert haben, denn er sagte: „Dieser ungewöhnliche Schritt meinerseits, Herr Doctor, mein Eindringen in Ihre Häuslichkeit ist ebenso befremdend, wie verletzend. Seien Sie versichert, daß ich es nicht gewagt hätte, wenn ich nicht im Voraus schon bei Ihrer Güte und Vorurtheilslosigkeit meiner Verzeihung sicher gewesen wäre.“

Was blieb mir übrig, als auf die Schmeichelei mit einer Verbengung zu antworten und ihn zu bitten, wieder Platz zu nehmen. Gestehe ich es nur, ich war selbst neugierig geworden, den Zweck dieses absonderlichen Besuchs zu erfahren.

„Ich bin ein Herr von Fehmar, ein Livländer, ein Freund der Natur und vielleicht allzu eifrig bemüht, in ihre Geheimnisse zu dringen und den Zusammenhang zwischen der sichtbaren und unsichtbaren Welt zu suchen“, begann er nicht ohne eine leise Ironie

Also doch, dachte ich. Sollte eine Tänzerin einmal die Wahrheit gesagt haben? Hatte ich es hier mit einem Medium, mit einem richtigen Geisterseher zu thun?

Ich hielt es nicht für nöthig, auf diesen Eingang anders als durch ein leichtes Neigen des Kopfes zu antworten.

„Vor einigen Tagen gestatteten Sie mir eine Anecdote aus Ihrer Jugendzeit mit anzuhören — Sie entsinnen sich, daß ich Sie einige Mal in unpassender Weise unterbrach, meine Erregung riß mich hin. Eine Thatsache aus Ihrer Geschichte berührt den innersten Nerv meines Lebens. Jenes Bild, das damals unter der Dienerschaft Ihres Hauses einen solchen Schauer erregte, das Ihr Vater von einem jungen Maler als Bezahlung einer Schuld annahm . . . können Sie mir Näheres darüber mittheilen? Ist Ihnen vielleicht, da die Erzählung all' Ihre Jugendeindrücke wieder lebhafter in Ihrer Seele aufgefrischt hat, der Name jenes Malers wieder eingefallen?"

„Leider, Herr von Fehmar, kann ich in keinem Punkt Ihrer Fragen genügen. Das Bild selbst ist mir nicht aus der Erinnerung entfallen, weil es mir einen unheimlichen Eindruck gemacht hatte und mir zwei Jahre lang vor Augen war. Nach jener Spukgeschichte nahm es der Vater aus dem Billardzimmer und hing es, obgleich die Mutter widersprach und es am liebsten verkauft hätte, in seinem Arbeitszimmer auf. Als er starb, setzte die Mutter die Wirthschaft nicht weiter fort und ließ die Einrichtung verkaufen. Die Herodias erlitt dasselbe Schicksal und fiel mit ihren Geheimnissen unter den Hammer des Auctionators. Lange nachher wandte sich einmal das Gespräch zwischen der Mutter und mir auf jene alten Geschichten: da erfuhr ich, was ich erzählte."

„Höchst sonderbar!" sagte Fehmar und stützte den Kopf in die Hand. „Höchst sonderbar! denn dies selbe Bild, das Sie vor mehr als dreißig Jahren verkauften, hängt jetzt in demselben Hause, in dem Salon des Fräulein Cölestine — einer Dame, die ich hochschätze. Noch mehr, sie hat das Bild von einer alten Frau gekauft, die vor ihr jene Wohnung innegehabt."

„Erlauben Sie mir die Bemerkung, Herr von Fehmar, daß diese Sache doch eine sehr schlichte, prosaische Erklärung zuläßt. Das Bild mag einen hohen, künstlerischen Werth haben, ein Bilderhändler hat es bei dem ersten Verkauf erstanden, dann ist es aus einer Hand in die andere gegangen, zuletzt in die unserer ersten Tänzerin Daß diese für den Gegenstand des Gemäldes eine gewisse Theilnahme besitzt, ist gewiß nicht wunderbar."

„So läuft freilich Alles auf eine Reihe der Zufälle hinaus. Das ist die Weisheit dieser Welt."

„Nicht doch; es mag, nein — es wird in allen Verwickelungen einen gesetzmäßigen Verlauf und Zusammenhang geben; ohne dieses Gesetz, unter dessen Antrieb wir handeln, ohne es zu ahnen, würde von einer Weltordnung nicht mehr die Rede sein können: der Unterschied zwischen uns Beiden besteht nur darin, daß Sie diesen Dingen eine Wichtigkeit,

den Schein des Wunders beilegen, während ich sie wie jeden andern Vorfall des Lebens betrachte. Seine letzte Wurzel hat jedes Wesen, hat jeder Vorgang im Dunkeln, im Unerklärlichen; wenn wir die Stufenleiter der Gedanken, Empfindungen, äußerer Anstöße und Eindrücke, die uns zu einer Handlung geführt haben, wieder hinabsteigen und gleichsam noch einmal untersuchen wollen, wir erreichen nie die unterste Stufe, sie ist in Finsterniß verborgen, wir sagen dann: „das ist unsere Persönlichkeit, so ist unser Wesen.“

„Und ist es nicht unsere Aufgabe, diese Finsterniß zu erhellen?“

„Mit der Fackel der Wissenschaft, gewiß: aber was Sie thun — verzeihen Sie mir diese Bemerkung, Herr von Fehmar! — verdoppelt nur das Dunkel. Für Sie entspringt das scheinbar Räthselhafte der Welt nicht aus ihrer natürlichen Vielgestaltigkeit und Unendlichkeit auf der einen und der menschlichen Beschränktheit auf der andern Seite: wir sind dem All gegenüber eben wie Kinder, die nur bis zehn zählen können. Sie sind damit nicht zufrieden, sondern geben dem Seienden einen mystischen Urgrund.“

Das Gespräch verlor sich mehr und mehr in Metaphysik, wir wandelten im jenseitigen Schattenreich, wo es sich viel behaglicher leben läßt, als hienieden; wo man niemals in Gefahr geräth, seinen Fuß in den Teppich zu verwickeln und zu stolpern oder sich den Kopf an der vorspringenden Kante eines Spindes wund zu stoßen. Als wir endlich, da Keiner den Andern überzeugen konnte, daß sein Weg durch die Leere zur Wahrheit führen müsse, wieder zur Wirklichkeit, zu dem Ausgangspunkt unserer Unterhaltung, dem Herodiasbilde, zurückgekehrt waren, sagte er: „Vernehmen Sie nun noch eins und dann schelten Sie mich einen Träumer. Der Maler jenes Bildes war ein junger Livländer: eine meiner Verwandten hatte ihn ausbilden lassen, er hat mehrere Jahre in ihrem Hause in Dresden gelebt; als sie nach Riga heimreiste, wollte er ihr folgen, er hatte eine rasende Leidenschaft für sie gefaßt, aber sie war verheirathet und verbot ihm, sie wiederzusehen. Er ist dann in Berlin geblieben und hat ein schlimmes Ende genommen. Jenes Bild hat er auf ihre Veranlassung gemalt. Ist mein Staunen nun nicht auch in Ihren Augen gerechtfertigt?“

Mit einer gewissen Schadenfreude weidete er sich an meiner Verlegenheit. Doch entsprang sie nur zum Theil aus der Verwunderung über seine Mittheilung, mich beschäftigte vielmehr seine eigene Persönlichkeit, seine Beziehung zu der Bestellerin des Bildes, seine Schülerliebe zu ihr und die merkwürdige Fortpflanzung dieser Jugendschwärmerei in der Leidenschaft für eine Tänzerin. Und dieses Wissen um seine Vergangenheit und die Geheimnisse seines Herzens machte mich ihm gegenüber befangen, er stand gleichsam entblößt vor mir da.

Noch einige nichtssagende Worte meinerseits: er ergriff seinen Hut um zu gehen. Jetzt, wo wir uns dicht gegenüber standen, erschien mir sein Gesicht wie von einem Schleier umzogen, seine Augen hatten einen metallischen Glanz, seine ganze Gestalt strömte wie ein magnetisches

Fluidum aus — thörichte Einbildungen, die auch nur meine Stimmung anzeigen sollen! Ich war schon trotz meines Sträubens unter dem Bann des Phantastischen. Noch einmal brachte er seine Entschuldigungen vor, mir eine Stunde geraubt zu haben, ich schmeichelte nicht, als ich entgegnete: ich gäbe mich der Hoffnung hin, daß es nicht die letzte sein würde, die wir mit einander verlebt; als er sich rasch auf den Absätzen umdrehte und in französischer Sprache mit einem so scharfen und schneidenden Ton, wie ich ihn seiner Stimme kaum zugetraut, fragte: „Vergebung, ich sah Sie im Park mit einem jungen Manne gehen; ist dieser Herr Adolf Ihr Freund?"

„Mein guter und lieber Freund!" betonte ich ebenfalls.

„Er ist noch jung. Ein Wort von Ihnen wird Einfluß auf ihn haben. Es ist nicht gut, daß er Fräulein Cölestine aufsucht. Eine arme Motte, die in's Licht fliegt!"

Ich wollte etwas erwiedern, aber er drückte mir mit einem seltsamen Lächeln die Hand und öffnete die Thür.

„Dummkopf", schlug ich mich vor die Stirn. Das also war des Pudels Kern. Dieser Herr von Fehmar hatte offenbar eine diplomatische Laufbahn hinter sich. Nicht Erkundigungen aus dem Geisterreich zu holen, der Zweck seines Kommens war nur der gewesen, durch mich einen Nebenbuhler einzuschüchtern, der ihm bei Cölestine gefährlich zu werden drohte. Der Doctor, mochte er im Fortgehen sich gesagt haben, weiß nun, was ich für ein Mann bin und daß in diesem Punkte nicht mit mir zu spaßen ist. Er warne den jungen Laffen, meine Pistolen sind bereit!

Bei allen ehrlichen Gespenstern, von dem Geiste, den Brutus bei Philippi sah, bis zu dem guten alten Manne, der den Geist des alten Hamlet auf unserer Bühne mit so viel Würde spielte — die Geschichte hatte allen transcendentalen Schimmer verloren und schien in dem groben Materialismus eines Zweikampfes, zehn Schritt Barrière, enden zu wollen.

III.

„Lieber Freund!

„Du bist ein trockner Philister geworden und hast unter Deinen Büchern Deine Jugend vergessen. Oder Du bereitest Dich zu einer politischen Rolle vor. Glück zu, nationalliberaler Candidat der satten Bourgeoisie und der Moral. Es lebe die Freiheit, die Schönheit, Cölestine! Nein, die Kunst ist nicht dazu da, Mädchenpensionate zu entzücken oder besser, hinter's Licht zu führen. Ja, ja, es mag Alles eitel sein, mit Deinem Salomo und mit Deinem Schopenhauer. . . Aber sie liebt mich, sie liebt mich! Verstehst Du Das noch? Welch' ein Tag war der gestrige! Sind wir, wie Du behauptest, in der Liebe wirklich nur die betrogenen Narren der Natur, lasse mich diese Narrenjacke ewig tragen, o Natur! In vierzehn Tagen wird das Theater geschlossen, ich reise mit ihr nach Paris.

„Es lebt sich so herrlich, es lebt sich so süß,
Am Seinestrand, in der Stadt Paris!“

„Ach, der arme Heine! Er kannte, er hatte keine Cölestine. Und welch' eine Künstlerin, welche Anmuth, Kraft und Leidenschaft! Sie tanzt Einem die Augen aus dem Kopf und die Seele aus dem Leibe. Das ist kindischer Blödsinn, wird Deine kritische Weisheit sagen, meinetwegen! Ich fühl' es als Wahrheit. Bisher habe ich die Geschichte von dem Tanz der Herodias für eine boshafte Erfindung ihrer Feinde — jedes schöne Weib hat Feinde — gehalten, jetzt glaube ich daran. Insofern hängt das bewußte Bild in ihrem Zimmer an passender Stelle, aber ich kann es nicht leiden. Der Kopf auf der Schüssel starrt so seltsam, wie zwischen Tod und Leben, aus dem Rahmen heraus, einmal war es mir schon, als bewegten sich die Augen. Doch das war eine optische Täuschung oder eine Folge meiner Eifersucht gegen Fehmar. Eifersucht! Mir sollte der arme Livländer im Grunde leid thun, dieser Buße predigende Johannes. Nach einem heftigen Streit hat Cölestine ganz mit ihm gebrochen, und er ist aus unserm Gesichtskreis entschwunden. Er ist weder im Theater, wenn sie tanzt, noch reitet er an ihrem Fenster vorüber. Als ob ihn die Erde eingeschluckt hätte. Vergieb mir, wenn ich Dich vernachlässige; Liebende sind eine schlechte Gesellschaft für Philosophen. Laß mich auf meine Weise glücklich sein und grolle nicht darüber. Heute hat sie das verwünschte Bild verhängt — was denkst Du, wenn man es dem Livländer zum Kauf anböte? Leb' wohl und beneide mich nicht; der Neid eines Satirikers ist schrecklich! Ja, ja, beneide mich nur!

Dein Adolf.“

Dieser Brief, der doch von ausgelassener Heiterkeit überströmte, flößte mir eine unbestimmte, tiefe Traurigkeit ein. Vergebens suchte ich diese Empfindung durch irgend einen Satz, eine Wendung der Rede zu begründen; jedes einzelne Wort schien mich Lügen zu strafen, und doch ward ich den ersten Eindruck nicht los. Seit zehn Tagen hatte ich Adolf nicht gesehen; ich hatte ihn einmal in seiner Wohnung verfehlt und ihm darauf in einem Briefe den Besuch Fehmar's mitgetheilt, mit der leisen Andeutung, womöglich jeden Streit mit dem Livländer zu vermeiden: es sei nicht gerathen, mit einem Othello anzubinden, noch dazu, wenn es sich um keine Desdemona handle. Dies Schreiben war die Veranlassung zu Adolf's Brief. Wiederholt hatte ich ihn gelesen und meine Unruhe, statt sich zu besänftigen, war größer geworden. Dies Verschwinden Fehmar's, worüber Adolf triumphirte, ängstigte mich. Er bereitet sich zu einem schrecklichen Duell, zu einem Ueberfall, zu einer Entführung Cölestinens vor: so durcheinander wirbelten mir die Einfälle. Und am Ende war es doch nur die Neugier, wie diese Geschichte ausgehen würde, die Lust nach dem Abenteuerlichen, die in einem verborgenen Winkel des Herzens bei uns Allen sitzt, welche meine Einbildungskraft zu solchen Sprüngen bewegten. „Warum hast Du noch nichts in dieser Sache gethan?“ rief ich mir selbst zu. „Rede mit Cölestine, suche hinter Fehmar's Pläne zu kommen.“ Der letzte Entschluß erschien mir nach längerer Ueber-

legung der vernünftigste: überdies war ich dem Livländer einen Besuch schuldig. Er hatte in einem Hause der Wilhelmsstraße mit einem großen Garten eine Wohnung genommen. Dort, im Garten, traf ich ihn, in einer Beschäftigung, die meine schlimmsten Voraussetzungen bestätigte: er übte sich im Pistolenschießen. Am Ende einer Allee war, wie man es auf Jahrmärkten und in Vergnügungslocalen sieht, das Bild eines Mannes von Holz aufgestellt und auf- und abgehend, bald aus weiterer Entfernung, bald näher tretend, bemühte sich Fehmar mit seiner Spielpistole, Arm, Auge, Herz der Puppe zu treffen. Mir fielen die Zaubereien des Mittelalters ein; die Wachsbilder, die man von seinen Feinden verfertigen ließ, um ihnen unter Beschwörungen und magischen Formeln eine Nadel in's Herz zu stoßen; an dieser Wunde mußten jene sterben. Ich hätte mich überzeugen sollen, ob die Holzpuppe nicht eine gewisse Aehnlichkeit, wenn auch nur in den blonden Haaren und blauen Augen, mit Adolf besessen: aber Fehmar ließ es nicht zu. Hastig, als ihm der Diener, der mir voranging, meinen Namen genannt hatte, warf er die Pistole bei Seite, kam auf mich zu und führte mich, trotz meines Sträubens, in sein Zimmer hinauf.

Er war blaß und leidend, seine Augen lagen tief in ihren Höhlen und blaue Ringe darum sprachen von durchwachten Nächten. Seine Bewegungen kamen mir langsamer vor, seine Haltung erschien hinfälliger, als die beiden Male, wo ich ihn gesehen. Sollte ihn die Leidenschaft für Cölestine, die Erkenntniß ihrer Untreue so verzehrt haben? Ich versuchte, während wir einander gegenüber sitzend von gleichgiltigen Dingen redeten, die Furchen seiner Stirn, das Geheimniß seiner Augen zu enträthseln, denn zuweilen blitzte es in ihnen unheimlich auf und das ganze, sonst so stille, fast regungslose Gesicht nahm den Ausdruck einer unbezähmbaren, wilden Energie an. So in diesem Augenblick, wo er ohne Uebergang von dem Gegenstand des bisherigen Gesprächs abspringend, sagte:

„Die Geschichte unseres Herodiasbildes dürfte bald um ein neues Blatt vermehrt werden.“

Jetzt galt es auf seiner Hut zu bleiben. „In der That, will Fräulein Cölestine das Gemälde verkaufen?“

„An Herrn Adolf...“

„Das möchte der letzte Käufer sein; er ist kein Liebhaber von Gemälden.“

„Er hat sich da in eine Angelegenheit gedrängt, vorwitzig, unbedacht...“ Er vollendete nicht. „Wenn Alles mit dem Tod zu Ende ist“, sagte er vor sich hinstarrend, „und wir nicht mehr sind als ein welkes, vom Herbstwind herabgewehtes Blatt, wozu dann das Dasein?“

„Um zu arbeiten und in der Arbeit uns auszuleben.“

„Hm! Und die Freuden, die Schmerzen unserer Seele? Was sind sie?“

„Vielleicht dasselbe, was bei den Blumen der Duft, bei den Wellen der Schaum.“

„Sie sind ein Materialist . . . Nichts für ungut, Sie vermögen nichts dafür, nichts dagegen. Gewissen Naturen können sich die geistigen Elemente der jenseitigen Welt nicht offenbaren.“

„Wir Materialisten sind zu dickhäutig für die feinen Eindrücke“, sagte ich mit gutmüthigem Scherz, seine herkulische Gestalt mit meiner Schmächtigkeit vergleichend.

Wider Willen mußte er lachen. „So meint' ich es nicht. Sie waren vielleicht näher an der Pforte des Geheimnisses, als ich, aber Sie fanden keinen Vermittler. Ich bin nicht so thöricht, um an die Geister zu glauben, die ein Master Home beschwört, wie wären wir, in leiblicher Hülle und irdischer Schwere gefangen, im Stande, reinere, ätherischere Wesen zu rufen, zu beherrschen? Darin stimmen wir Beide ganz überein, ich halte nur das Nichtsein für ein Unding. Wir sterben nicht an geistigen, nur an körperlichen Krankheiten. Warum tödtet der Gedanke des Selbstmords nicht, sondern nur die Waffe? In einer Weise, die Gott allein kennt, scheidet sich im letzten Augenblick Seele und Leib. Wo bleibt die Seele? In einem Jenseits? So ist es nicht unmöglich, daß sie auf andere Seelen, trotzdem, daß sie noch mit einem irdischen Körper behaftet sind, wirken kann. Logisch nicht unmöglich! Aus welcher Entfernung wirkt der Magnet auf das Eisen; welch' andere Dichtigkeiten, andere Massen, als in dieser Beziehung der Leib des Menschen ist, durchdringt der Strahl eines Sterns. Alle Beweise gegen die Unsterblichkeit sind lächerlich; sie fangen sämmtlich mit der Behauptung an, daß die Trennung von Seele und Leib eine Unmöglichkeit sei, da es gar keine Seele gäbe. Das ist für Schulknaben gut. Wer in die Natur mit offenen Augen blickt, erkennt vom Kleinsten zum Höchsten einen Dualismus in ihr. Zwiespältig ist Alles, ist auch des Menschen Wesen. Sehen Sie dies Bild an“, — er zeigte auf eine große, vortrefflich gelungene Photographie Cölestinens, die in schwarzem Ebenholzrahmen an der Wand hing, und seine philosophische Ruhe schlug in die heftigste Leidenschaft um — „ist es ein Engel, ein Dämon?“

„Es ist eben ein Weib, das Sie . . .“

„Nun? Das mich —?“ unterbrach er mich mit einem Aufschrei der Wuth.

„Das Sie lieben“, entgegnete ich kaltblütig. „Doch schwerlich ein geeignetes Beispiel, um daran den Dualismus des Menschen zu studiren.“

„Und wie habe ich sie geliebt!“ rief er aus. „Mein Denken, mein Empfinden, mein Handeln: Alles, Alles richtete sich auf sie allein! Sie können es in dem gleichmäßigen Verlauf eines Gelehrtenlebens nicht erfahren haben, was es heißt, ein Ideal höchster weiblicher Vollkommenheit mit sich zu tragen, durch die wüste Zügellosigkeit des Soldatenthums, das Treiben des Lagers, durch Staub und Dampf des Schlachtfeldes! Im Herzen eine süße und doch schmerzliche, eine beglückende und doch nie gestillte Sehnsucht! Ich war kaum den Knabenjahren entwachsen, als sie starb. Sie war immer kränklich gewesen, seit ich sie kannte, aber mild und sanft, eine ätherische Schönheit, eine verklärte Anmuth.

Ihr Bild begleitete mich nach dem Kaukasus, es umschwebte mich in den Schrecken von Sebastopol. Wie der Strahl aus einer schönern Welt stieg es zu mir nieder; es gab zwischen mir und dieser Seele einen unbeschreiblich wohlthuenden, tröstenden Verkehr. Kein Wort einer irdischen Sprache genügt dafür: eine Mischung von Liebe, Freundschaft, Anbetung und Entzückung . . . Sie verstehen mich nicht . ."

„Doch, doch!" entschlüpfte es mir. Zu verstehen war seine Schwärmerei freilich nicht, aber bis zu einem gewissen Grade wenigstens nachzuempfinden. Diese seltsame Verbindung von Krieger, Mönch und Künstler in ihm zog mich an; war dies das Holz, aus dem das Mittelalter seine Ritter und Heiligen geschnitzt?

„Sie werden mich besser verstehen", fuhr er fort, „wenn ich Ihnen bekenne, daß dieser Idealismus nun doch nicht vor den Blicken einer Tänzerin Stand hielt. Soll ich sagen, daß Cölestine für mich etwas Anderes war und ist, als die Welt in ihr sehen will? Welch' ein Tiefsinn steckt in der Lehre von der Wanderung der Seele! Alle Leidenschaften, Kämpfe, Sünden muß die Seele in verschiedenen Formen durchmachen, ehe sie sich von der Erde zu einem andern Stern erhebt. Mir war es, als diene in Cölestine so eine an sich edle und vortreffliche Seele in den Banden der Sinnlichkeit. Ich näherte mich ihr, ich wurde vertraut mit ihr; tausend unscheinbare Dinge an ihr erinnerten mich an meine längst gestorbene Freundin; sie liebte dieselben Farben, dieselben Wohlgerüche, zuweilen hätte ich es beschwören wollen, daß sie mit derselben Stimme zu mir geredet. Dann brach wieder ihre wilde, sinnliche Natur aus und mein Ideal lag zerschmettert im Staube. Je häufiger ich sie sah, desto stärker wurde meine Liebe, der Wille in mir, sie zu erlösen."

Er hatte den Kopf in beide Hände gestützt und schwieg. Als er wieder aufblickte, erbebte ich leise vor Mitleid und Schauer. Nie hab' ich einen solchen Ausdruck der Vernichtung in dem Antlitz eines Lebendigen bemerkt.

„Und nun will ein Knabe kommen und sie mir rauben!" schrie er und seine Niedergeschlagenheit verwandelte sich in Wuth, „ein Knabe, der sie zum Spielzeug seiner Lust entwürdigen will! Ich sollte dies dulden, ich! Eher müßten die Fibern meines Herzens einzeln zerrissen werden!"

Gewiß, es giebt auf Erden nichts Heiligeres, als die Treue — aber hatte Cölestine sie ihm gelobt? Welch' ein Recht hatte er auf sie? Der gute Fehmar, er mochte das Jenseits so gründlich kennen, wie die Linien seiner Hand oder die ehemaligen Wälle von Sebastopol: im Diesseits war er sehr unerfahren. So schonend es ging, suchte ich ihm den Unterschied vorzustellen, den unsere Sitten, ob mit Recht oder Unrecht, gleichviel, zwischen einer Ehe und einer Liebschaft festgesetzt haben. Der ernste Hintergrund des Ganzen, wenn ich an die Schießübungen im Garten dachte, und die Verwunderung, die sich in Fehmar's Zügen bei meiner philisterhaften Auseinandersetzung spiegelte, boten einen so drol-

ligen Gegensatz dar, daß ich an mich halten mußte, um nicht zu lachen. Die Seelenwanderung und die Visionen beiseit, was war natürlicher, als daß Cölestine einen jungen, muntern, liebenswürdigen und reichen Mann einem langweiligen, alternden, schwermüthigen Liebhaber vorzog, der gar keine Anstalt machte, sie zu heirathen? Es wurden zwischen uns nur wenige Worte darüber gewechselt, denn der Diener brachte einen Brief und Fehmar bat um die Erlaubniß, ihn lesen zu dürfen — indessen sie genügten mir, um mich zu überzeugen, daß die Tänzerin das Verhältniß mit ihm einzig in der Hoffnung so lange fortgesetzt habe: der vornehme, in den höchsten Kreisen der russischen Gesellschaft sich bewegende Mann werde sie heirathen. Was ihn bei all' seiner Liebe verhindert hatte, ihr diese Verbindung anzutragen, war seine Sache, ihr konnte man es nicht verargen, wenn sie in einer andern Neigung Entschädigung suchte.

„Das ist zu viel, zu viel!" rief da Fehmar und zerknitterte den Brief, den er erhalten. Zu seiner ganzen Höhe aufgerichtet, stand er im Gemach, mit funkelnden Augen. Nichts mehr von Träumerei und Mystik, es war etwas von einem Löwen in ihm. Ehe ich mich zu einer Frage fassen konnte, hatte er den Schrank geöffnet und aus einem Kasten einen Revolver gerissen. „Was wollen Sie thun?" Damit wollte ich mich auf ihn stürzen, er hielt mich mit dem Arm zurück. „Ruhig! Ruhig!" sagte er und steckte die Waffe in die Brusttasche seines Rocks. Auf sein Klingeln brachte ihm der Diener Hut und Mantel, einen weißen Mantel, wie ihn die österreichischer Officiere tragen.

„Sie werden sich meine Begleitung gefallen lassen müssen, Herr von Fehmar", sagte ich, alle meine Entschlossenheit zusammen nehmend, auf der Treppe zu ihm.

„Ich lehne sie nicht ab", entgegnete er kurz und hart. „Ich fürchte die Zeugen nicht."

Auf der Straße sprachen wir vom Anfang zum Ende unseres Weges kein Wort mit einander; wie oft sich auch unsere Gedanken begegnen mochten, wir äußerten sie nicht laut. Das Ziel, dem wir zugingen, brauchte Keiner dem Andern zu sagen: es war Cölestinens Haus. Ein kalter scharfer Ostwind strich durch die Gassen und traf uns schneidend in das Gesicht. Trotz seines Mantels fror Fehmar; die Gluth des Fiebers, das in seinen Adern tobte, kämpfte gleichsam mit dem eisigen Hauch des Windes. Mir war der Gang schon recht; er beruhigt sich vielleicht, hoffte ich mit einem Blick auf meinen Gefährten und überlegte zugleich, welche Mittel, welche Möglichkeiten mir zu Gebote ständen, ihn von einer Gewaltthat abzuhalten. Vor einer Gewaltthat gegen sich selbst oder gegen Adolf und Cölestine. Die Armen, welch' schreckliche Ueberraschung drohte ihnen! Mars und Venus im Netz des Vulkan's! Kein Zweifel, man hatte sie verrathen. Längst mochte die Zofe von Fehmar bestochen sein und ihn von allen Schritten ihrer Herrin benachrichtigen. Da war nun nichts mehr zu ändern, sie mußten das Verhängniß hinnehmen, wie es kam.

Fehmar schritt schnell und weit aus, ich war außer Athem, als wir das Spukhaus erreicht. Erst als wir in den langen düstern Flur standen, fiel es mir auf, daß er diesen Weg eingeschlagen; es wäre klüger gewesen, wenn wir von der Burgstraße her eingetreten. Mein Erstaunen wuchs, als er eine Seitenthür im Hofe öffnete und eine dunkle Hintertreppe hinanstieg. Wollte er sich mir entziehen? Ich blieb ihm dicht auf den Fersen. Auf dem ersten Absatz der Treppe hielt er an, eine Thür lag uns gegenüber, er hatte den Schlüssel dazu. Ein schmaler Corridor mit Schränken an den Wänden nahm uns auf, durch ein kleines Fenster, das in der Höhe der einen Wand angebracht nach dem Hofe ging, fiel ein schwacher Schimmer des Mondes. Einmal in diesem Gange, ergriff mich eine Beängstigung, die mir die Schweißtropfen auf die Stirn trieb, und eine Erinnerung, die noch zur Vermehrung des Schauers beitrug. Dieser Corridor hatte zu unserer Wohnung gehört, wie oft hatte ich hier Versteckens gespielt oder mich mit dem Hunde gejagt! Hier schwebte, als es aus dem Billardzimmer vertrieben worden, das blutige Haupt auf und nieder. Ich ging hinter Fehmar, um jede seiner Bewegungen besser beobachten zu können. Wenn das Mondlicht im Vorüberfliehen die lange Gestalt in dem weißen Mantel streifte, der, von der Schulter herabgefallen, auf den Dielen nachschleppte, war der Eindruck in der That ein gespensterhafter. Mein Herz schlug hörbar, mein Athem ging heftig. Plötzlich stand er still, den Kopf vorgestreckt, wie Einer, der in die Ferne horcht, er machte eine Bewegung nach seiner Tasche. „Jetzt nimmt er die Waffe zur Hand", dachte ich; würde ich Kraft genug haben, seinen Arm im entscheidenden Augenblick zurückzuhalten? „Wie laut schlägt Ihr Herz", sagte er tonlos, „meines ist ganz still." Prahlhans, murmelte ich im Stillen. Unweit von uns erklang ein Clavier, eine tolle Polka aus einer Posse Offenbach's wurde gespielt. Diese Klänge, von einem fröhlichen Gelächter unterbrochen, leiteten uns weiter, am Himmel mochte eine Wolke über den Mond gehen, vor uns und um uns herrschte Dunkelheit.

Was nun geschah, wird sich niemals in alle Einzelheiten aufklären lassen. Keiner der Betheiligten war in der Lage und Stimmung, einen ruhigen Beobachter abzugeben. Fehmar, mit der Einrichtung der Wohnung auf das Genaueste bekannt, noch von der Zeit her, in der er der begünstigte Liebhaber Cölestinens gewesen, hatte geräuschlos eine Thür geöffnet: wir befanden uns in einem kleinen, zierlich eingerichteten Gemach: ein dichter weicher Smyrnaer Teppich dämpfte unsere Schritte. Eine Ampel, in einem mattgeschliffenen röthlichen Glase, verbreitete ein mildes, wohlgefälliges Halbdunkel. Es war doch, als ob man Jemand erwartete. Nebenan klang das Clavier, klangen jetzt auch Castagnetten, die Schritte einer Tanzenden. Und dann eine Stimme . . „Evoë, Evoë!" Es war Cölestinens Stimme, so bacchantisch, als ob sie durch ihren Ruf die Töne der Musik zu größerer Wildheit antreiben wollte. Nun verstummt das Clavier eine Weile . . „Wie schön bist Du!" ruft Adolf. Er

ist aufgesprungen, um sie zu haschen; zu küssen. „Evoë! Evoë!“ so scheint sie ihn wieder lachend zum Flügel zurückzudrängen.

„Das Ende ist der Tod!“ spricht Fehmar und reißt eine kleine Tapetenthür, die meinen Blicken bisher entgangen war, auf.

Welch' ein Anblick! Uns, die wir in der Thür stehen, gerad' gegenüber das blutige Haupt auf der Schüssel, das Herodiasbild, in einem großen Spiegel aufgefangen! Mitten im Gemach, noch eben schwebend im Tanzschritt und jetzt wie erstarrt innehaltend, in einem grünen Sammetkleid mit goldenen Stickereien, dem nicht unähnlich, das auf dem Bild Herodias trägt, mit bacchantisch aufgelöstem, flatterndem, röthlichgoldenem Haar und halb offenem Busen Cölestine! Mich deckt die mächtige breite Gestalt Fehmar's zur Hälfte: der Hut ist ihm vom Kopf gefallen, er hat das Aussehen einer Leiche, nur die Augen flammen. Er hebt den Arm, sieht sie die Waffe in seiner Hand? Sie wirft ihm einen Blick zu, einen dämonischen, siegesgewissen, halb frechen, halb umstrickenden Blick . . „Adolf! Adolf!“ ruft sie dann und reißt den jungen Mann mit einer heftigen Bewegung, als er zu ihrem Schutz herbeistürzen will, zurück — der Wand zu, in der sich die Thür befindet. Sie drückt ihn mit der ganzen Kraft der Leidenschaft dagegen: will sie ihn mit ihrem Leib vor der Kugel Fehmar's schützen? Und indem versuche auch ich von hinten den Rasenden zu halten, fortzureißen . . . Da blitzt es auf, der Schuß fällt, aber die Kugel zerschmettert nur den Spiegel, genau an der Stelle, wo vor einer Secunde uns der Kopf des Johannes Baptista entgegenstarrte . . .

Und da — ein Krachen, ein entsetzlicher Aufschrei . . . Das Bild ist herabgestürzt und hat mit seinem schweren Barockrahmen das Hinterhaupt Adolf's getroffen. Bewußtlos, aus einer tiefen Wunde blutend liegt er da.

Der Haken, an dem es hing, war schlecht befestigt und hatte mit der Zeit nachgelassen; die Erschütterung, in der Alles im Gemach von dem Schusse nachbebte, that das Ihre, vielleicht zitterte die dünne Wand, als Cölestine gewaltsam Adolf dagegen stieß: es giebt hundert natürliche Erklärungen für den Fall eines Bildes. Die Welt ist eine wolgeordnete, vortreffliche Maschine — und wir Alle können nur mit Hamlet sagen: „Der Rest ist Schweigen.“

Nach vierzehn Tagen reiste wirklich Cölestine nach Paris — aber nicht mit Adolf, sondern mit dem Freiherrn von Fehmar. Adolf lag auf dem Schmerzenslager.

Anderthalb Jahr sind seitdem vorübergegangen. Die Tänzerin hat die Bühne verlassen, man spricht in der Welt des Theaters kaum noch von ihr. Um so größeres Aufsehen macht sie als Frau von Fehmar in den Kreisen der Aristokratie zu Petersburg. Sie ist eine der frömmsten und gottesfürchtigsten Damen der Gesellschaft. Jedermann bewundert ihre Anmuth, ihre Tugend, die Geduld, mit der sie die schwermüthigen Launen ihres Gatten erträgt. Man spricht davon, daß es ihrem Einflusse gelungen sei, ihm eine hohe Stellung im kaiserlichen Rathe zu

verschaffen. Gegenüber dem Nihilismus und der Zügellosigkeit, welche die vornehme russische Welt, wie der Todtenwurm das morsche Holz, durchfressen, vertreten diese beiden Gatten den Glauben an Gott, an die Unsterblichkeit und die Ideale im Geisterreich. Ist es dem gegenüber nicht lächerlich und boshaft, daß ich mich, so oft ich dieser Geschichte gedenke, mit dem Gedanken plage: Cölestine hätte das Abenteuer mit Adolf nur angefangen, um den transcendentalen Fehmar zu einer prosaischen Ehe zu treiben?

Und Adolf? Er ist ein armer, stiller Tiefsinniger in einer Privat-Irrenanstalt, mit halbwegs lichten Stunden, wo man mit ihm über Maschinen und Eisenbahnen ein vernünftiges Wort reden kann. Aber berührt niemals die Kunst; eine kindische Furcht hat er vor den Klängen eines Claviers und vor Gespenstern: der Arzt meint, er werde an dieser Furcht sterben.

So wunderlich laufen auf- und absteigend, hin und her, in- und wider einander die Lebensläufe der Menschen; wer will diese Zickzacklinien entwirren? Im Grunde, lohnte es auch der Mühe?

Oft im Traum erscheint Dein Bild.

Oft im Traum erscheint Dein Bild
Und Du neigst Dich zu mir nieder;
Meine Seele stimmst Du mild,
Weicher stimmst Du meine Lieder.

Wie an Beatricens Hand
Einstens schritt der Dichter Dante,
Führest Du mich durch das Land,
Das verheiß'ne, unbekannte.

Süße Wunder zeigst Du mir,
Schrecklichem geh'n wir vorüber,
Und selbander schauen wir
In das Ewige hinüber.

Inniger fühl' ich das Band,
Das uns zu einander führte,
Wenn mich Deine reine Hand,
War's auch nur im Traum, berührte.

Karl Mund.

Der Winter in London.

Eine naturhistorische Skizze von **Friedrich Althaus.**

In Norddeutschland und dem continentalen Nord-Europa überhaupt spielt der Winter unter den Jahreszeiten seine genau definirte, in allen Hauptzügen mit großer Regelmäßigkeit sich wiederholende Rolle in dem Haushalt der Natur und dem socialen Leben der Völker.

Anders ist es in dem englischen Inselreiche. An allen Küsten stehen dort offne Meere dem Vordringen des greisen Despoten im Wege und einen ganz speciellen Feind hat er außerdem an dem Golfstrom, dessen warm zuströmende Wellen ihn von den westlichen Gestaden verscheuchen. Wenn es ihm trotz dieser Hemmnisse gelingt, Eingang zu finden, so trägt sein Auftreten meist den Charakter der Ueberraschung, eines Impromptu, eines Staatsstreichs. An naßkaltes Wetter, an Nebel- und Regentage, an schmutzige Straßen, an heftige Stürme ist man in England um die Jahreswende gewöhnt genug. Aber ein einziger großer Schneefall, ein einziges Sinken des Thermometers bis zu mehreren Graden unter den Gefrierpunkt, versetzt das gesammte Inselvolk in eine beinahe fieberische Aufregung; und so lange Frost und Schneefall dauern, und der weiße Wintermantel die Erde deckt, fühlt man sich in der Hauptstadt wie in den Provinzen in einer Art von Ausnahme- und Belagerungszustand, aus dem man ein baldigstes Entrinnen hofft. Mitunter erfüllt diese Hoffnung sich mit erstaunlicher Schnelligkeit. Schnee und Frost verschwinden über Nacht, wie sie gekommen und alle Welt kehrt mit einem Gefühl des Aufathmens zurück zu der Routine des oceanischen Winterwetters. Allein bei anderen Gelegenheiten behauptet der Winter seine Herrschaft während einer Reihe von Tagen und man fügt sich dann nicht ohne verdrießliche Gesichter in das Unvermeidliche so gut es eben geht. Welcher von beiden Fällen jedoch auch eintreten mag, — der englische Winter, und besonders der Winter von London, fördert unter allen Umständen ganz eigenthümliche Erscheinungen zu Tage, die es mir schon längst der Mühe werth schien, einmal in einem Gesammtbilde zusammenzufassen.

Die erste Meldung von dem bevorstehenden Herannahen des Winters geben den Bewohnern Londons die berühmten London fogs, die meist zu Mitte oder Ende November aufzutreten anfangen. Lebhaft schwebt mir noch ein Novemberabend vor, als ich zuerst die Bekanntschaft dieses Londoner Nebels machte. Es war ein trüber verhüllter Tag. Ich hatte einen Freund in der Nähe von London besucht und kehrte bei schon eingebrochener Dämmerung, zwischen vier und fünf Uhr Nachmittags, mit der Eisenbahn nach London Bridge zurück, um von dort im Omnibus durch die City dem Westend zuzufahren. Indem der Zug sich den südöstlichen Vorstädten von London näherte, wurde es dunkler und dunkler um uns

her. Die Häusermasse der Stadt lag in tief niederhängendem Nebel verborgen. Ein dicker, gelber, kalter, an alle möglichen Fabrik-Dampf-Gerüche erinnernder Dunst drang in den Waggon und umdüsterte zugleich die darin brennende Lampe und fiel beklemmend schwer auf die Brust. Bald konnte man nicht zwei Fuß weit sehen; selbst die Gestalten der mitreisenden Passagiere erschienen nur in unbestimmten Umrissen durch den allverbreiteten Dunst. Die Locomotive ließ in kurzen Zwischenräumen schrille Pfiffe erschallen, mäßigte ihre Eile, brachte den Zug zum Stehen und der Blick aus dem Fenster zeigte nichts als ein dichtes undurchdringliches Nebelmeer, das uns, jede Aussicht versperrend, nach allen Seiten umfloß und einhüllte. Unmittelbar vor uns erkannte ich kaum den matten rothen Schimmer eines Gefahrsignals. Dicht unter uns quoll ein gedämpfter Lichtschein hervor, der aus dem obern Stockwerk einer großen Fabrik zu kommen schien, in deren Nähe wir still hielten. Ich hatte die Linie schon vorher befahren und wußte, daß die Häuser, die Straßen, die thurmhohen Fabrikschornsteine, der Mastenwald des Hafens von London sich meilenweit zu beiden Seiten der Bahn ausdehnten. Aber von Allem war Nichts sichtbar, Alles schien versunken und begraben in dem unheimlichen gelben Chaos des Nebels. Verglichen mit dieser urweltlichen Oede, von der meine Mitpassagiere sich als von „a regular London fog" unterhielten, schienen mir unsere norddeutschen Herbstnebel, so tief auch sie nicht selten die Landschaft in ihren Schleier verbergen, helle leichte Gebilde, kühlende erfrischende Wellen des Luftmeers. Auch das dumpfe Brausen welches gewöhnlich den Lärm der Weltstadt von ferne ankündigt, war verhallt. Nichts als der gellende Schrei ferner Locomotiven, als das Rollen vorüberfahrender Bahnzüge unterbrach die Stille. Endlich verwandelte das rothe Gefahrsignal sich in ein blaues, unsere Locomotive gab das ersehnte Lebenszeichen von sich und immer noch mit gemäßigter Schnelligkeit forteilend, fuhren wir der Station zu. Auch dort behauptete, trotz der langen Reihen von Gasflammen, der Nebel seine Herrschaft. Der Lichtschein war auf den engsten Raum beschränkt. In einer Entfernung von zehn Schritten verwandelten die der Plattform entlang schreitenden Gestalten sich in unbestimmte Schatten; der Ausgang aus dem Stationsgebäude wurde erst sichtbar, indem ich ganz in seiner Nähe anlangte. Und dann der Anblick, welcher mich draußen empfing! Nebel, dicker, gelber, kalter, undurchdringlicher, übelriechender Nebel überall. Von den gegenüberliegenden Gebäuden, von dem Weltverkehr der nach dem Bahnhof führenden Straßen keine Spur. Dennoch war ein ganzes Heer von Omnibussen, Lastwagen, Droschken, Fußgängern in den Tiefen dieses gelben Oceans verborgen. Langsam, unheimlich, wie das mikroskopische Gethier eines Wassertropfens an der weißen Wand, tauchte diese Gestaltenfülle ohne Ende an den Eingängen des Stationsgebäudes auf. Dazwischen hörte man die Rufe der Kutscher, das Rollen der Wagen, das Stampfen der Pferde und diesen Anzeichen folgend, fand ich endlich Platz in einem nach dem Westend bestimmten Omnibus und wartete, in die der Thür zunächst befindliche Ecke gedrückt,

in die gelbe Nebelwüste hinausstarrend, neugierig der Dinge die da kommen sollten. Für gewöhnlich treten die londoner Omnibusse ihre Fahrt mit einem frischen Trabe an. Heute ging Alles tappend, schrittweise vorwärts. Man erkannte nichts weiter als in nächster Nähe den Boden der Straße, keine Häuser an den Seiten, nichts das entgegenkam oder nachfolgte. Obendrein fanden wir uns bald in einen jener anscheinend unlösbaren Knäuel von Fuhrwerk aller Art verwickelt, die dem Londoner als block-ups bekannt sind. Hunderte von Wagen, aus der City nach Southwark und von Southwark in die City bestimmt, drängten sich auf dem engen Terrain labyrintisch hinter und neben einander. Nach keiner Richtung schien weder Vorrücken noch Ausweichen möglich und ein allgemeiner Stillstand folgte. Ich fragte den Conducteur, wo wir uns befänden. „Mitten auf London Bridge", erwiederte der Mann. Ich schaute in die gelbe Nacht hinaus. Doch Brücke und Flußschiffe und Waarenhäuser hatten eben so wie Alles Andere ihre Gestalt verloren.

Nebel, nichts als Nebel und als unser Omnibus sich endlich von Neuem in Bewegung setzte, das aus dem Chaos hervorkriechende, wieder in's Chaos verschwindende mikroskopische Gethier. In chaotischer Verwirrung fuhren wir so in das Centrum der gewaltigen Industrie-Metropole der Welt, in die City von London ein. Hin und wieder schimmerten hier ein paar im hellsten Gaslicht flammende Ladenfenster, halb erkennbar durch den Dunst auf und die Fahrstraße wurde stellenweise weniger unsicher. Aber wir sahen weder Bank noch Börse, keine der nach allen Richtungen sich abzweigenden Seitenstraßen. Und indem wir so weiter und weiter fuhren, die größte Verkehrsstraße der Welt, Holborn und Oxfordstreet hinauf, und des gelben, dichten, chaotischen Nebels kein Ende wurde, fing ich an zu verstehen, was für ein bedeutsames Naturereigniß ein solcher Nebel in einer Stadt wie London in Wahrheit ist. Hier, wo eine Bevölkerung von drei Millionen sich zusammendrängt, wo Jahraus, Jahrein Alles von brausendem Leben überquillt, wo hunderttausende von Schiffen und Wagen und Fußgängern in Sachen des Handels, der Industrie, der Politik, des geselligen Verkehrs durch tausende von Straßen und Canälen in buntem Gewühl und ruheloser Hast auf- und niederwogen, wo zahllose Läden und Vorrathshäuser die Schätze aller Zonen feilbieten, war aller Verkehr so gut wie gelähmt, allem Geschäft, aller Arbeit außer dem Hause so gut wie ein Ziel gesetzt durch den Nebel, der sich plötzlich dicht, undurchdringlich, durch alle Straßen und Gassen, durch die ganze Länge und Breite der Riesenstadt ausgegossen hatte. Welch' ein Verlust an Zeit und Geld! welche Störung unzähliger Verabredungen! und welch' glänzende Gelegenheit für die Diebs- und Räuberarmee von London, große Operationen auszuführen! So dachte ich. Doch ich vergaß, daß auch die professionellen Diebe und Räuber gegenüber dem London fog, wie ich ihn damals erlebte, machtlos sind. Man erzählt von Regengüssen, die zur Zeit der französischen Revolution das Ausbrechen von Emeuten verhinderten. Aber was ist die erschlaffende Wirkung des ärgsten Platzregens gegen die eines londoner Nebels

alten Styls! Er lähmt alle Thätigkeit, indem er alle Sinne verwirrt; und in der That hört man nie von der Ausführung großer Diebszüge unter der Hülle eines großen londoner Nebels. Als ich nach anderthalbstündigem Fahren an einer Seite von Oxfordstreet ausstieg, um nach meiner Wohnung zu gelangen, gab es neue Schwierigkeiten. Ich hatte denselben Weg einige zwanzigmal zurückgelegt und glaubte auf's Beste damit bekannt zu sein. Aber schon nach wenigen hundert Schritten fand ich mich hülflos in dem Chaos verloren. Ich mußte mich glücklich schätzen, einem der fackeltragenden Jungen zu begegnen, die sich mit charakteristischem Geschäftssinn beeilen, den London fog auszubeuten, indem sie rasch eine Wegweiser-Industrie improvisiren, und mit Hülfe eines solchen improvisirten Fackelträgers traf ich endlich nach mehrfachen Kreuz- und Querzügen zu Hause ein.

So erging es mir im November des Jahres 1853. Während der folgenden Parlamentssession setzte Lord Palmerston, als Minster des Innern, seine Bill zur Einführung dampfverzehrender Schornsteine durch und seitdem scheint es beinahe, als sei die Blüthezeit des londoner Nebels alten Styls vorüber. Denn was diesen berühmten Nebel vor allen andern Nebeln der Welt auszeichnete, war eben jene Beimischung infernalischen Kohlen- und Fabrikdunstes, von hunderttausenden von Schornsteinen, deren Rauchsäulen er seine dunkelgelbe Farbe, sein beklemmendes Gewühl verdankte. Dieser Dunst hat in Folge der Bill Lord Palmerstons ohne Zweifel abgenommen und die chaotischen Nebelumhüllungen der Hauptstadt, welche jetzt noch gelegentlich unter dem hergebrachten Namen des London fog stattfinden, sind nicht viel mehr als Reminiscenzen, als „Nebelbilder" jenes frühern Zustandes der Dinge.

Indeß, wie dem auch sein mag: nebelig und dunstig ist London noch immer und selten vergeht ein Jahr, ohne daß Nebel, deren gleichen nicht leicht anderswo zu sehen sind, das Nahen des Winters in London ankündigen. Mitunter halten sie sich in ziemlicher Höhe und den ganzen Tag sieht man durch den Dunst die rothe glanzlose Sonnenscheibe die seltsamste Beleuchtung über das rastlose Treiben da unten verbreiten. Schneefälle sind vor Ende December äußerst selten. Oefter vergeht der letzte Monat des Jahres unter Regenschauern. Zuweilen kommt er mit hellem heitern Frühlingswetter und man erlebt in London ein Weihnachtsfest und Neues Jahr mit so grünen Wiesen, so warmem Sonnenschein, so klarer Luft wie in Italien. Zu andern Zeiten wehen anhaltende Sturmwinde vom Atlantischen Ocean her und die Zeitungen bringen dann jenen traurigen Katalog von Schiffbrüchen an den englischen und irischen Canalküsten, woran es keinen englischen Winter fehlt. Die charakteristischsten Erscheinungen ruft jedoch die oben erwähnte rasche Wandelbarkeit des oceanischen Wetters hervor, wenn der Winter wie ein Dieb über Nacht plötzlich einbricht und der ganze Zorn des in seinem Comfort gestörten Briten über diesen Einbruch, diesen Staatsstreich des alten Nordpoldespoten erwacht. Die Wirkung derartiger Staatsstreiche

ist in ihrer Art eben so merkwürdig als die der großen londoner Nebel und wer sie einmal erlebt hat, wird sie nicht leicht wieder vergessen. Man denke sich, daß die zweite oder dritte Januarwoche begonnen hat. Eines schönen Abends geht London bei Regen und Südwestwind zur Ruhe und siehe da: am nächsten Morgen ist die Scene von Grund aus verwandelt. Der Südwest ist während der Nacht in Nordost umgeschlagen, Schnee von mehreren Zoll Tiefe bedeckt blendend, weißglänzend ganz London und die umliegende Landschaft. Ein vortrefflich ausgeführter Staatsstreich des alten Despoten! „Und was weiter?" fragt der Leser. „Was ist an einem plötzlichen Schneefall so besonders merkwürdig?" — Die Antwort ist, daß das Merkwürdige nicht der Schneefall, sondern seine Wirkung auf eine Stadt wie London ist. London hat bekanntlich seine City, sein Westend, seine Vorstädte. Die letzteren, die sich in einem Kreise von etwa sechs bis sieben deutschen Meilen Umfang um die innere Stadt hinziehen, sind durchschnittlich eine deutsche Meile vom Centrum der Geschäfte in der City entfernt. Tausende von Kaufleuten haben ihre Geschäftslocale in der City, wohnen aber in den Vorstädten, fahren morgens regelmäßig in die City hinaus und kehren Abends eben so regelmäßig in die Vorstädte zurück. Zur Beförderung dieser hin- und herwogenden Bevölkerung hat London etwa 4000 Omnibusse, 12,000 Droschken und ein Dutzend Eisenbahnlinien. Dazu denke man sich ungefähr 100,000 Fuhrwerke anderer Art: Last- und Proviantwagen — und mindestens 500,000 Fußgänger, die während der Morgenstunden in sämmtlichen Straßen der Metropole in Bewegung gerathen. Man stelle sich die Wirkung so vieler Füße und Räder auf den frisch gefallenen Schnee vor, man bringe endlich den mit dem Raume wachsenden Werth der Zeit in Anschlag und man kann eine Vorstellung von der Revolution gewinnen, welche ein großer plötzlicher Schneefall in dem londoner Verkehrsleben hervorbringen muß. Es ist schon schlimm genug, wenn Frostkälte den Schneefall begleitet. Der Verkehr ist dann freilich den Inconvenienzen des Glitschens ausgesetzt, allein die Wege sind doch wenigstens fest und hart. Tritt jedoch zugleich mit dem Schneefall Thauwetter ein, so ist die Störung über alle Maßen groß. Die meisten londoner Straßen sind macadamasirt und unter den Druck der Füße und Räder mischt die aufgeweichte Erde sich in Kurzem mit dem Schnee zu einer körnigen Substanz, welche der Fortbewegung kaum geringere Schwierigkeiten entgegensetzt als der weiche Boden einer Sandebene. Der Anblick, welchen die Stadt dann in ihrer winterlichen Umhüllung darbietet, ist äußerst seltsam. Die Straßen zeigen dieselbe Ueberfülle des Verkehrs wie sonst — ja, die Menschenmenge ist an manchen Orten angeschwollen durch Haufen müssig umherstehender Arbeiter, die ihre Geschäfte im Freien haben verlassen müssen und dem Schneesturm einen unfreiwilligen Feiertag verdanken. Doch statt des gewohnten lauten Getöses herrscht überall eine fremdartige, unheimliche Stille. Omnibusse, Droschken, Lastwagen, Proviantwagen bewegen sich ruhevoll langsam durch die tiefen Schnee- und Erdfurchen fort, bis dahin, wo der Winternebel die Aussicht hemmt,

— aber kein Laut kündet ihr Dasein an. Es ist, als sei in der Nacht ein mysteriöses Zauberwort über die Stadt ausgesprochen worden, das sie freilich nicht zur Bewegungslosigkeit, aber zum Schweigen verurtheilt; und der Contrast dieses Ausnahmezustands mit seinen malerischen Veduten wirkt wo möglich noch seltsamer auf die Phantasie als der wohlbekannte Gegensatz des neuenglischen Alltags und des puritanischen Sonntags, der Winter und Sommer hindurch London allwöchentlich einmal aus einer Stadt des lauten übersprudelnden Lebens in eine stille Stadt der Todten verwandelt. Die Mehrzahl der Omnibusse führen, statt zweier, drei oder vier, viele Droschken statt eines zwei Pferde. Aber auch mit dieser Aushülfe geht die Bewegung meist nur schrittweise vorwärts. Besser wird für die Fußgänger auf den Trottoirs gesorgt. Denn wenn die London fogs den erwähnten Geschäftszweig der Fackelträger hervorrufen, so bringt ein großer Schneefall eine ganze Legion von Schneefegern in's Dasein und Tausende von Jungen und Männern ziehen mit Besen und Schaufeln von Haus zu Haus, um gegen eine Vergütung der Insassen den Raum vor jedem Hause von Schnee zu reinigen. Auch oben auf den Dächern, wo es die Hütung der obern Stockwerke vor dem Durchsickern des schmelzenden Schnees gilt, erscheinen Arbeiter mit Schaufeln und von ihren Händen geschleudert fliegen von allen Seiten dicke Klumpen Schnee in die Straßen nieder. Gegen Abend fängt es zu frieren an, was die Passirbarkeit der Straßen nicht eben vermehrt. In der That verschwindet mit dem Einbruch der Dunkelheit von Stunde zu Stunde eine größere Anzahl von Fuhrwerken aus dem Verkehr. Die zurückgebliebenen Droschken und Omnibusse fordern doppelte Preise und weigern endlich auch für diese die Fahrt. Ganz London ertönt daher von ähnlichen Interjectionen und das umherwandernde Volk löst sich auf in Schaaren malcontenter Fußgänger, die ihren Weg nach Hause so gut finden müssen als es eben geht. Besonders schlimm waren bis vor Kurzem, ehe die Linien der unterirdischen Eisenbahnen sich nach verschiedenen Vorstädten ausgedehnt hatten, die Cityleute daran. Kurz und gut, — man erlebt es London aus den Fugen gerissen zu sehen und dies lediglich deshalb, weil König Winter ihm mit einem mäßigen Schneesturm seine Aufwartung gemacht hat.

Daß dann während der Nacht der Nordost mit provocirender Unbeständigkeit wieder nach Südwest umschlägt, ist nichts als eine von den vielen Launen des londoner Winters. Der neue Tag beginnt mit Regen, der Schnee schmilzt, mit ihm lockern sich die dem Weltverkehr der Hauptstadt angelegten Fesseln und nach vierundzwanzig Stunden ist von dem winterlichen Ueberfall weiter nichts zurückgeblieben als das Residuum jenes unsehbaren Schmutzes, dessen Charakterisirung durch den Namen „London mud“ an dieser Stelle genügt. Noch vierundzwanzig Stunden mehr — und auch der Schmutz ist vor den Schaufeln, Besen und Karren vieler tausend durch die londoner Armenhäuser angestellten Arbeiter gewichen. Die Sonne bricht durch die Wolken und gewaltig, ungehemmt

wie sonst, braust das londoner Leben durch alle seine gewohnten Straßen, Gassen und Canäle auf und nieder.

Man spricht mit Recht von dem Leben in London als einem schnellen, oder wie der Engländer sagt, a fast life. Die Bedeutung dieses Ausdrucks in Bezug auf gesellige und geschäftliche Verhältnisse ist dem Leser ohne Zweifel aus den Romanen der neuern englischen Novellisten bekannt; und die vorstehende Skizze von dem Kommen und Gehen des Winters sammt den dasselbe begleitenden Zwischenfällen mag als eine Illustration eigenthümlicher Art dienen. Allerdings sind die Besuche des Winters nicht immer so kurz und aprupt wie der eben beschriebene.

Es kommt vor, daß Schnee und Frost acht, ja vierzehn Tage anhalten und da der ganze Zuschnitt des londoner Lebens eben so wenig für einen sehr kalten Winter wie für einen sehr heißen Sommer eingerichtet ist, sind auch dann die Folgen eigenthümlich und bemerkenswerth. Von Leuten die es nie müde werden, über das Wetter zu reden, hört man wol die Bemerkung: was für schönes gesundes Wetter es sei — aber im Grunde fühlt sich ganz London ungemüthlich. Man sucht vergeblich nach Präcedenzfällen für eine ähnliche Kälte; man friert an dem heimatlichen Kamin, dessen Feuer für ein solches Wetter nicht ausreicht; man hat Umstände mit dem Wasser, das in den Wasserleitungen gefriert; das Verkehrsleben in den Straßen endlich ist in stetem Kampf mit glatten Wegen begriffen und erleidet alle möglichen Verzögerungen. Ich habe mich oft gewundert, daß der angelsächsische Unternehmungsgeist bei diesen Veranlassungen nie auf den Gedanken kam, wenigstens für den Passagierverkehr die Droschken und Omnibusse durch Schlitten zu ersetzen. Ein alter Omnibuskutscher, dem ich gelegentlich mein Erstaunen darüber ausdrückte, meinte indeß sehr entschieden: It would not answer, Sir; the time is so short. Und ich glaube, der Mann hatte Recht. Verglichen mit der wahrscheinlichen Zeitdauer der Schneebahn und dem wahrscheinlichen Ersparniß an Arbeitskräften, worauf man bei dem Gebrauch der Schlitten rechnen könnte, würden die Herstellungskosten unverhältnißmäßig groß sein, die Auslage an Capital sich daher nicht rentiren. Thatsache ist, daß man das Schlittenfahren in London nicht kennt. Der einzige Schlitten, den ich jemals dort in Thätigkeit gesehen, gehörte, wenn ich nicht irre, dem preußischen oder russischen Gesandten und die Sensation, welche das Erscheinen dieses unerhörten Fuhrwerks, mit seinem Schellengeklingel und seinen pelzverbrämten Insassen verursachte, war allgemein. Auch der englische Pelzhandel, an dessen Spitze die Hudson's Bay Company steht, ist aus den angeführten Gründen, was den heimatlichen Bedarf betrifft, äußerst gering und die continentalen Reisenden, die zur Winterszeit in Pelzmänteln, Pelzmützen und Pelzstiefeln an den londoner Stationen aussteigen, werden von den Cockneys als Wunderthiere fremder Erdtheile angestaunt. Ein anderes durchgängiges Resultat anhaltenden Frostes ist das Erscheinen der londoner Armuth in den londoner Straßen. Für gewöhnlich sieht man,

wenn man nicht gerade in die armen Quartiere hineingeräth, sehr viel von dem Reichthum und sehr wenig von der Armuth Londons. Im Winter dagegen nimmt die Zahl der Bettler sofort bemerklich zu und bei längerem Froste ziehen nicht selten ganze Schaaren unbeschäftigter Arbeiter in den Vorstädten umher, die mit lautem eintönigen Gesange ihren Hunger und ihre unfreiwillige Muße klagen. Die Schicksale dieser Wanderer können wir hier nicht weiter verfolgen. Es sei nur bemerkt, daß sie von der Polizei mit Nachsicht behandelt werden und häufig durch Vermittlung der Magistrate in den öffentlichen Arbeitshäusern ein Unterkommen finden.

Den lebhaftesten charakteristischsten Anblick bieten ohne Frage die Parks dar. London besitzt die Themse, „jenen edlen Strom", wie Disraeli sie während der Session von 1858, zur Zeit ihrer größten Erniedrigung durch die londoner Cloaken, euphemistisch titulirte. Aber die Themse friert innerhalb der londoner Stadtgrenzen nicht zu; wenigstens sind Decennien verflossen, seit es zuletzt geschah. Ich glaube, das große Winterjahr 1812 war das letzte, als König Winter jenem „edlen Strom" seine Eisfesseln anlegte. Die Stadtchronik erzählt merkwürdige Dinge über die Scenen, welche sich damals zwischen den Waarenhäusern, Werften, Brücken und Schiffen auf der mehr als fußdicken Eisfläche zutrugen. Der kaufmännische Geist des Volkes improvisirte in kürzester Zeit einen vollständigen Jahrmarkt, eine ganze kleine Miniaturstadt auf dem Eise. Lange Reihen von Buden stiegen in der Nähe der beiden Ufer empor. Unternehmende Metzger steckten Riesenfeuer an, woran ganze Ochsen zum Besten des vergnügungslustigen Publicums gebraten wurden.

Abends gab es Illumination und Tanz und wochenlang ergötzten sich alle Classen der Metropole an den unverhofften Freuden eines nordischen Carnevals. Doch jene Zeiten sind vergangen. Ob die Ursache kosmischen Einflüssen oder der Wärme zuzuschreiben ist, welche von Hunderten seitdem entstandener Fabrikwerke der Atmosphäre der City mitgetheilt wird — die Themse friert innerhalb der londoner Stadtgrenzen nicht mehr zu. Anders ist es in den offener und luftiger gelegenen Parks. Diese haben sich seit dem Beginn unseres Jahrhunderts um nicht weniger als um die Hälfte vermehrt. Die vier Hauptparks: Hyde Park, Kensington Gardens, St. James' Park und Regent's Park, enthalten jeder seine Seen, oder „Schmuckgewässer" (Ornamental Waters) und ein geringer Grad von Kälte genügt, diese Wasserbassins mit einer Eisdecke zu überziehen. Wenn mit dem Eintritt des Frostes auch Schnee fällt, so ist das dort gebotene Schauspiel doppelt interessant. Während in den Straßen Kohlendampf und Weltverkehr dem Schnee rasch den letzten Rest seiner natürlichen Farbe rauben, bleibt dieselbe ihm auf den weiten wellenförmigen Ebenen unter den malerischen Baumgruppen der Parks wenigstens eine Zeit lang gewahrt und beim Durchwandern ihrer Schneefelder befindet man sich mitten in der Stadt wie in einer weiten Winterlandschaft. Der Effect der rothen londoner Wintersonne und des grauen tiefsinkenden Nebeldunstes, in dessen Tiefen

das nach den Seen hinab- und zuströmende Volksgewühl auftaucht und verschwindet, ist dann einzig in seiner Art. An den Seen findet man, sobald nur der erste wirkliche Frost eingetreten ist, eine bunte Volksmenge versammelt. Alle Welt weiß, daß die Freuden der Eisbahn im besten Falle kurz sein werden und bei dem tiefgewurzelten naturwüchsigen Behagen des angelsächsischen Volkes an sämmtlichen Uebungen männlicher Kraft, an Allem was „Sport" heißt, ist alle Welt begierig, so viel davon zu genießen als möglich. Im Verhältniß zu dieser Begier steht der waghalsige Uebermuth, der die Tragfähigkeit des Eises schon in seinen ersten Entwicklungsstadien auf die Probe stellt. Die Parkhüter, die Parkconstabler und die Beamten einer sehr nützlichen Gesellschaft mit einem sehr komischen Namen, der Royal Humane Society, die an sämmtlichen Parkgewässern ihre Stationen, ihre Boote, ihre Rettungsapparate und ihre Agenten hat, thun freilich das Ihrige, vor vorzeitlichem Betreten des Eises abzumahnen; allein die Seen haben eine beträchtliche Ausdehnung und es ist unmöglich, die waghalsigen freien Briten zugleich an allen Punkten zurückzuhalten. Die Zahl der Einbrechenden ist daher ziemlich groß. Gewöhnlich ist es die londoner Straßenjugend, die Zigeunerwelt der untern Classen, deren Reihen die ersten Pioniere liefern. Hält der Frost an und steigert sich die Tragfähigkeit des Eises, so nimmt die Völkerwanderung nach den Parks in entsprechendem Maße zu. Die City, das Westend, die Vorstädte schicken ihre Vertreter. Auch die blonden Töchter Albions erscheinen in dem Volksgewühl und schießen, trotz Wind und Wetter, in graziösem Schwung über die glatte Fläche dahin. Es erscheinen die Mitglieder des London Skating Club, eines Clubs, der sich dem empirischen Gebahren der großen Masse gegenüber die Repräsentation der Kunst des Schlittschuhlaufens zur Aufgabe stellt und, wie sich denken läßt, durch seine Evolutionen, die bald Solo, bald im Chor aufgeführt werden, die größte Aufmerksamkeit erregt. Bei den beschränkten Gelegenheiten zum Ueben ihrer Kunst in England, müssen die Mitglieder dieses Clubs sich ihre Sporen im Auslande verdienen; und wie bei der Aufnahme in den berühmten Alpen-Club der Nachweis mindestens einer alpinischen Bergersteigung unerläßlich ist, so darf keine Meldung zum Eintritt in den Schlittschuhläufer-Club auf Erfolg rechnen, ohne daß der Applicant mindestens das Studium eines Wintersemesters auf den holländischen, norwegischen, finnländischen, russischen oder canadischen Eisflächen bezeichnen kann. Auch die Beamten der nützlichen Gesellschaft mit dem komischen Namen haben inzwischen ihre volle Waffenrüstung angelegt. Den Kopf von eng anliegenden Matrosenkappen geschützt, mit Brustharnischen von Kork gepanzert, und von oben bis unten wasserdicht gekleidet, sieht man ihre amphibischen Gestalten bald hier bald dort im Volksgewühl auftauchen. Besonders halten sie in der Nähe der als „unsicher" oder „gefährlich" bezeichneten Stellen Wache, wo auch die aus Leitern und Strickwerk bestehenden Rettungsapparate bereit liegen. Erschallt der Ruf, daß Jemand eingebrochen, so eilt der zunächst befindliche Rettungsmann rasch mit seinem Apparate herbei. Vielleicht findet

er, daß ein einfaches Hinschieben des Apparats als Anhaltpunkt für die eingebrochene Person genügt. Er vermeidet es dann, sich nutzlos zu exponiren. Andernfalls springt er in's Wasser und thut mit Tauchen und Schwimmen nach Kräften seine Pflicht. Das Schlimmste ist, daß theils das große Gedränge auf dem Eise, theils die Neugier herbeiströmender Zuschauer an den Orten wo ein Unglücksfall stattgefunden, die Aufgabe der Rettungsmänner nicht selten in bedenklicher Weise erschwert. Ich erinnere an einen Fall, wo das Einbrechen eines einzigen Schlittschuhläufers das von einem halben Dutzend umherstehender Jungen nach sich zog. Bei einer andern Gelegenheit brachen nicht weniger als fünfzig Personen, darunter viele Frauen und Kinder, an ein und derselben Stelle ein und da die Seen der londoner Parks eine Durchschnittstiefe von acht bis zwölf Fuß haben, so vergehen wenige Winter, ohne daß die Eisbahn ihre Opfer fordert. Dennoch sind im Verhältniß zu der ungeheuern Menge, die sich auf dem Eise vergnügt, diese extremen Unglücksfälle nicht häufig. Am Ufer, in den Rettungshäusern der Royal Humane Society, oder in besonders dazu errichteten Zelten, ist Alles bereit, den aus den Wasser Gezogenen die nöthige Hülfe zu leisten: Doctoren, Betten, heiße Bäder, Stimulantien. Auch Verwundungen, verursacht durch Stürze auf dem Eise, die theils bei dem großen Gedränge kaum zu vermeiden sind, theils da es unter der Menge an Gesindel der londoner „Roughs" und „Blackguards" nie fehlt, böswillig herbeigeführt werden, finden dort augenblickliche und unentgeltliche Beachtung. Und, was nicht minder bemerkenswerth ist, dies Alles und manches Andere ereignet sich nicht blos, sondern hat auch seine Chronikanten und wird zum Nutz und Frommen des wißbegierigen, leselustigen Publicums beider Hemisphären in den Zeitungen des nächsten Tages mitgetheilt. Es ist dies ein Zug in der winterlichen Geschichte Londons, der zu national charakteristisch ist, um übergangen werden zu dürfen. Denn wenn der Engländer überhaupt zu allen Zeiten gern vom Wetter redet, so ist er doppelt und dreifach begierig von den Phänomenen zu hören, welche durch das exceptionelle Wetter des Winters in der Hauptstadt hervorgerufen werden.

Sämmtliche Zeitungen schicken daher während des Frostes und der Eisbahn ihre Berichterstatter in die Parks und „The Weather and the Parks" bilden in allen Blättern ständige Rubriken, unter denen man sicher sein kann, Alles zu finden, was auf Schneefall, Frost, Wechsel der Temperatur, Zahl der Schlittschuhläufer, Quantität und Qualität der Unglücksfälle — kurz, sämmtliche winterliche Tagesbegebenheiten, Bezug hat. Zur Vervollständigung des hier gegebenen Bildes dieser Zustände will ich nur noch erwähnen, daß nach den Angaben jener thätigen, unschätzbaren Mitglieder der menschlichen Gesellschaft (der Berichterstatter) die Durchschnittszahl der täglichen Unglücksfälle an den Hauptgalatagen mehrere hundert, die Zahl der Schlittschuhläufer und Glitscher die erstaunliche Summe von zwei- bis dreihunderttausend erreicht.

Zwei der malerischsten und wunderlichsten Scenen, deren ich mich von der londoner Eisbahn erinnere, fanden auf dem Serpentine River in

Kensington Gardens und auf dem „Schmuckgewässer" in St. James' Park statt. Malerisch im höchsten Grade war eine Soirée des Skating Club auf dem Serpentine. Es war Mitte Januar. Die Nacht war früh hereingebrochen und ein weißgrauer Nebeldunst lagerte über den Schneefeldern, den Baumgruppen, der von der Masse der Schlittschuhläufer verlassenen Eisfläche des Parks. Plötzlich loderten durch den Nachtnebel an beiden Ufern mächtige Feuer empor. Auf dem Eise erschienen in kurzen Zwischenräumen, aus hohen candalaberartigen Becken blitzend, bunte bengalische Flammen und die in der Mitte freigehaltene Bahn füllte sich mit fackeltragenden Gestalten, die in langem Zuge mit Windeseile über die glatte Fläche dahin sausten. Der Anblick war eben so überraschend als magisch in seiner Wirkung. Die Schneefelder, die Baumgruppen, die an den Ufern versammelte Volksmenge hoben sich in der seltsamsten Beleuchtung von dem nächtigen Hintergrunde ab. Man war wie mit einem Schlage mitten in die phantastischen Scenen eines Wintermärchens hineingezaubert und für die wunderbarsten Transformationen gestimmt. Auch an diesen sollte es nicht fehlen. Die lange Reihe der Fackelträger kehrte aus einer scheinbar endlosen Ferne zurück und löste sich auf in Gruppen von Tänzern, die zu den Melodien einer auf dem Eise stationirten Musikbande wie Geister der Nacht ihre verschlungenen Bewegungen ausführten. Dann endete allmälig der Tanz, die Fackeln und die bunten bengalischen Flammen erloschen, die Klänge der Musik verstummten, die Gesellschaft auf dem Eise verlor sich in die Dunkelheit, aus der sie emporgetaucht war, die Volksmasse zerstob nach allen Seiten und nur der bleiche matte Abglanz des Schnees erhellte die winterliche Landschaft.

Wunderlich und für londoner Zustände höchst charakteristisch war eine andere Scene in St. James' Park, welche sich nicht wie die in Kensington Gardens am Abend, sondern am hellen lichten Tage zutrug. Es war an einem Sonntage. Nach längerem Frostwetter war schon seit vierundzwanzig Stunden ein starker Thau eingetreten; der Zustand des Eises war entschieden gefährlich und da man am Sonntage einen ungewöhnlichen Zusammenfluß des Volkes erwarten mußte, hatten die Beamten der Royal Humane Society bereits früh Morgens das Eis längs des Ufers durchbrochen, eine Maßregel welche die Masse an dem Betreten der unsichern Fläche hinderte. Wie kaum versichert zu werden braucht, war unter dieser Masse das londoner Gesindel der Blackguards und Roughs stark repräsentirt und die Unzufriedenheit dieses Gesindels über das Verfahren der Gesellschaft erfüllte die sonntägliche Luft mit einem Chor von Flüchen und Verwünschungen, der zu dem Glockengeläut der umliegenden Kirchen einen nicht sehr lieblichen Contrast bildete. Um sich für das auf dem Eise eingebüßte Vergnügen zu entschädigen, formirten die Roughs, vier- bis fünfhundert Mann und Jungen stark, sich nach einer Weile in zwei feindliche Lager und begannen einen heftigen Schneeballenkrieg gegen einander. Das respectablere Volk schaute den Wechselfällen dieses Kampfes zu. Aber bald hatten die Kämpfer genug davon. Die beiden

feindlichen Lager erneuerten ihre Brüderschaft und machten nach kurzem Kriegsrath einen plötzlichen Angriff mit Schneeballen und Eisstücken auf die friedlichen Zuschauer. Zuerst handelte es sich um weiter nichts, als den anständig gekleideten Leuten die Hüte abzuwerfen und diese in's Wasser zu stoßen. Bald jedoch gingen die Feindseligkeiten von den Kleidungsstücken auf die Personen über. Die wenigen anwesenden Parkhüter, welche Ruhe und Ordnung zu erhalten suchten, wurden, ebenso wie ihre Schutzbefohlenen unter den donnernden Cheers der zu immer größeren Haufen anwachsenden Roughs zum Abzug genöthigt. Die Polizei war, wie so oft in ähnlichen Fällen, nicht am Platze und berauscht durch ihren Erfolg rückten nun die Roughs zum letzten entscheidenden Angriff vor. Es mochte etwa vier Uhr Nachmittags sein. Die über den See in St. James' Park führende Kettenbrücke stand gedrängt voll von Männern, Frauen, Kindern, — Zuschauer der eben beschriebenen Scenen — als plötzlich auch sie mit einem Hagel von Schneebällen überschüttet wurden. Unmittelbar nach dem Abfeuern dieser Salve stürzte die Bande der Roughs mit lautem Geheul auf die Brücke und trieb die erschreckt fliehende Menge vor sich her. In dem wilden Getümmel, welches diesem Ueberfall folgte, wurde eine Anzahl Frauen und Kinder zu Boden gestoßen und mehr oder weniger beschädigt und die Razzia auf die Geldbeutel und Uhren der Fliehenden war vollständig. Diese Vorgänge ereigneten sich während des großen Winterjahres 1867, nicht weit vom Buckingham Palast, der königlichen Residenz in London, und erst nachdem die Hauptmissethäter entkommen, wurden einige Nachzügler von der hinkenden Gerechtigkeit ergriffen und zur Verantwortung gezogen. Mehrere Tage später war trotz der von Schneefeldern, Polarmeeren, Eisbergen und Lavinen starrenden Prophezeiungen der Wetterphropheten die letzte Spur von Schnee und Eis verschwunden und London kehrte zu seinem normalen Winterzustand von rasch wechselndem Nebel, Regen und Sonnenschein zurück.

Elegie.

Während auf südlicher Flur Italiens blühende Gärten
Du, mein Geliebter, bestaunst, wie Du so lang es ersehnt;
Während am sonnigen Tag Dein Genius träumenden Fluges
Sich im hesperischen Blau weltenvergessen verliert;
Heimlich im Myrthengebüsch Du herzumstrickende Weisen
Ausdenkst oder im Wald zwitschernde Vögel behorchst;
Zukunftheitre Gebilde die offene Seele Dir küssen,
Lieblichen Genien gleich, sorgenverscheuchenden Blicks;
Während der magische Pinsel der alten italischen Meister
In die geheiligte Ruh' fürstlicher Säle Dich bannt,
Oder Dein Blick sich erhebt zur himmelanstrebenden Kuppel
Ueber des Tempelgewölbs säulengetragenen Bau;
Während des eigenen Jugendgeschicks verworrenes Irrsal,
Düsterer Mächte Gespinnst, klar und versöhnt Dir erscheint:
Denkst Du, Beglückter, wol kaum des verlassenen Mädchens im Norden,
Das im verschwiegenen Kuß einst Dir die Seele geschenkt.

* * *

Draußen im friedlichen Scheine des Mondlichts glänzet das Schneefeld,
Und wie Gespenster der Nacht flattern die Raben empor.
Trauererweckende Stimmen umschwirren in jeglichem Laut mich,
Stöhnen im Windesgeräusch, klagen im Schellengeläut,
Wenn auf der spiegelnden Bahn der beflügelte Schlitten dahin saust,
Drin an den muthigen Mann zagend das Mädchen sich schmiegt.
Thränen entstürzen den Augen, gedenk' ich der köstlichen Stunden,
Da uns zu traulichem Gruß winkte der silberne Mond,
Der mit dem rieselnden Quell in duftigen Nächten geäugelt,
Während wir neckischen Sinns keck ihr Geheimniß belauscht.
Jetzt, nachtwandelnder Freund, bist Du auch winterlich einsam —
Ach, die Verlassenen sind innig einander verwandt.
Melancholischen Blicks liest nun Dein träumendes Auge,
Was ich mit zitternder Hand sagte dem todten Papier.
Zwar, wenn wieder der Lenz sein saphirblaues Gewölbe
Ausspannt über das Land, wenn mit dem lachenden Grün
Neu das umwinterte Herz durchzucken die Schauer des Frühlings,
Kehrt, so versprach er, der Freund über die Alpen zurück.
Blühten nur endlich die Rosen und flöge der stündlich Ersehnte,
Süßer Geständnisse voll, jubelnd mir wieder an's Herz;
Aber noch trauern im Felde die schneebelasteten Bäume,
Trauern gemeinsam mit mir, daß der April noch so fern.

Wilhelm Buchholz.

Die Feldpost.

Erinnerung aus dem Jahre '66.

Es ist wunderbar, wie tief die Töne des Posthorns ein deutsches Gemüth ergreifen, welche Gefühle die einfachen Noten desselben in unserem Busen wach zu rufen vermögen! Sehnsucht, Erwartung, süße Erinnerung und Reiselust gaukeln sie uns vor die Seele, mit einem Zuge poesievoller Lust und köstlicher Wehmuth; — fast will es Einen manchmal bedünken, als wäre solch ein Posthorn gar kein gewöhnliches Instrument, sondern ein Wunderhorn mit zauberhafter Gewalt.

Tief über die Arbeit gebückt, beim Scheine der grün verhangenen Lampe, brütend im dumpfen Gemach, vernimmst Du plötzlich von Weitem her die Klänge desselben, hörst Du das Rasseln der Extrapost, Peitschenknall und Pferdegetrappel lustig heranstürmen. — Unwillkürlich legst Du die Feder hin, schaust auf und horchst und horchst — und heller Sommer wird es auf einmal in Deinem Zimmer, gar liebliche Erinnerungen flattern geschäftig herein und flüstern Dir leise von Lenzesgrün und Vogelsang, — Dich ergreift mächtig die Wanderlust, der modernisirte, nur verfeinerte uralte Nomadentrieb der Völker. Auch Du möchtest aus Deiner qualmigen heißen Stube hinaus in die freie Gottesnatur streifen und jubeln durch Wald und Thal, beim lustigen Hörnerklang mit flinken Rossen Länder und Städte durcheilen.

Und noch andere gar liebe Gedanken licht und wonnevoll umranken Deine Sinne und erzählen Dir von Lust und Seligkeit; eine süße, entzückende Wehmuth ergreift Dich wie ein holder Rausch, der sich langsam verflüchtigt, bis sich endlich, mit dem fern ersterbenden Rollen der Räder, die Schläge Deines Herzens wieder beruhigen und Du nach einer Weile von Neuem das Haupt in die Hand stützest, die Feder ergreifst und auf's Neue grübelst und sinnst. Und wenn Du manchmal schlaflos in Deinem Bette lagst und die Schnellpost kam und fuhr mitten in der Sommernacht rasselnd zum Thore hinaus, an Deinem Hause vorüber, — wie lauschtest Du dann auf die alten, trauten Melodien, die der Postillon so lustig in sein Horn schmetterte; wie begann Deine Brust sich zu heben, Deine Phantasie zu schweifen! — Blies ja doch einst der Schwager dieselben Weisen, als Du zu Deinem Liebchen fuhrst auf die wonnige Brautreise; und noch weiter zurück eilen Deine Gedanken, zu den fernen Tagen der Kindheit, als Du damals, ein kecker Knabe, in den Ferien nach Hause reistest mit den Gefährten aus der Schule, zu den Eltern auf's Gut! — — O wonnevolle Träume, o schöne Erinnerungen, die ihr alle mit einem Male wach werdet bei den Zauberklängen des Posthorns! —

Und wird nun schon im gewöhnlichen Leben unser Gemüth so wunderbar ergriffen von jenen Tönen, — um wie viel mehr erst dort draußen im Felde mitten zwischen den blutigen Schlachtfeldern, weit, weit ab von allen unseren Lieben, umgeben von Tod und Gefahren.

Könnt Ihr Euch einen Begriff davon machen, wie das klingt, wenn Ihr, wohl durch hundert Meilen getrennt von der lieben Heimat, plötzlich das so wol bekannte Hornsignal vernehmt, unter fremden Menschen in einem fremden feindlichen Lande? — Da mahnen die Töne so mächtig an die Heimat, an die Lieben zu Haus; und das pochende Herz sehnt sich mit flüchtigem Schlage, möchte heimwärts eilen, um das väterliche Dach zu grüßen, zu den Eltern, zur Gattin oder Braut, nur auf einen Augenblick sie zu sehen, zu küssen, zu umarmen, — nur um zu sehen wie es ihnen geht! — —

Ein echtes Volksheer war es, das in jenem denkwürdigen Jahre in den kurzen blutigen Krieg zog. In den Bataillonen, die damals gegen Oesterreich marschirten, befand sich das beste, das kostbarste Blut einer großen gebildeten Nation. Unter den Fahnen von Sadowa focht der Prinz neben dem Bauer, stand der Knecht mit dem Gelehrten, der Kaufmann mit dem Handwerker Arm an Arm, ritt er Bügel an Bügel gegen die feindlichen Geschütze; aus der Hütte wie aus dem Palaste, ohne Wahl forderte dort der Tod seine zahlreichen Opfer.

Größer und schmerzlicher als irgendwo waren die Lücken, welche Jene daheim im Schooße ihrer Familien zurückgelassen hatten, enger und inniger die Bande des Blutes und der Familie, welche die Armee mit der Heimat verband, als bei irgend einem anderen Volke.

Unter solchen Verhältnissen bekam auch die Feldpost, als das einzig vermittelnde Glied zwischen der Armee und den Zurückgebliebenen, eine ganz besondere Wichtigkeit.

Der Verkehr vermittelst derselben war während der ganzen Campagne ein über alle Begriffe reger, das große Brieffelleisen einer jeden Division war täglich bis zum Bersten gefüllt und die Beamten der Feldpost hatten Tag und Nacht keine Ruhe bei ihrem beschwerlichen Dienste. So lange wir noch in der Lausitz und in Sachsen standen, beförderte die Feldpost außer den Briefen auch noch Packete; später in Oesterreich verbot sich dies jedoch von selbst und nur Briefe bis zu ½ Pfund Zollgewicht waren gestattet und wurden gratis befördert.

Ich erinnere mich, daß die Zahl der Sendungen von allerhand guten Dingen, namentlich von Lebensmitteln, anfangs so bedeutend war, daß z. B. in Spremberg auf der Post die Packete sich bergehoch anhäuften und da durchaus keine ausreichenden Transportmittel disponibel waren, so verdarben sie bei der Sommerhitze dermaßen, daß nichts Anderes übrig blieb, als dieselben theilweise zu vergraben.

Je weiter wir uns aber von der Heimat entfernten, desto mehr hörten solche Sendungen auf, und desto länger dauerte es, ehe die Briefe, die gingen und kamen, an ihre Adressen gelangten. Trotz aller Mühe war es bei den Vormärschen der Armee doch der Feldpost bisweilen geradezu unmöglich so regelmäßig zu functioniren, als die sehnsüchtigen Gemüther dieses wünschten. Indessen Alles, was ein Postwesen bei der Armee in solchen Verhältnissen nur leisten kann, das leistete unsere brave Feldpost.

Rückten die Divisionen Nachmittags in die Bivouaks, so erschien gewöhnlich einige Stunden später auch die Feldpost mit der Bagage zugleich im Stabsquartiere. Eine halbe Stunde darauf prangte dann der preußische Adler an der Ecke irgend eines größeren Hauses, gewöhnlich der Schule, und unter dessen Schutze begann da drinnen auf den langen Bänken eine fieberhafte Thätigkeit sich zu entwickeln: — die angekommenen Briefe und Zeitungen wurden in Körbe geschüttet, gruppenweise gesondert und zum Abholen bereit gelegt.

Und kaum waren andererseits die Truppen in's Quartier oder in das Bivouak gekommen, so begann oft in den komischsten und unglaublichsten Situationen jene Correspondenz en gros, die wie nichts Anderes die Bewohner der occupirten Landstriche in Erstaunen setzte.

Einer machte Tinte, wenn sonst keine zu haben war: eine Patrone war bald ausgeschüttet, das Pulver wurde mit warmem Wasser gemischt, bisweilen noch ein Tröpfchen Blut hineingethan und die Tinte war fertig. Mittlerweile holte ein Anderer Papier und Feder aus dem Tornister, ein Dritter besorgte ein Tintefaß in Gestalt einer Topfscherbe oder eines Mündungsdeckels, dasselbe ward in die Mitte gesetzt und nun begann das Schriftstellern. Hier lag Einer mit aufgekrempelten Rockärmeln der Länge nach am Erdboden und schrieb auf dem Rücken seines „Affen", dort saß Einer auf dem Tornister und hatte das Blatt auf den Knieen, ein Dritter riß einem schreienden Hahn eine Feder aus, schnitt sie mit dem Brodmesser zurecht, suchte sich ein Brett und begann umständlich seinen Bogen zu falten. Aber „die dämlige Feder" will nicht schreiben, ärgerlich wirft er sie fort und leiht sich vom Herrn Sergeanten die Bleifeder, die er erst sorgfältig beleckt, ehe er beginnt.

Siegellack giebt es nicht, etwas gekautes Brod, oder Mehl und Wasser müssen als Oblaten dienen; nun kommt noch die Adresse und dann geht es spornstreichs hinüber nach der Feldpost. — Erst wenn das besorgt ist, begiebt der Soldat sich an die Kochkessel.

Gerade dieser rührende allgemeine Zug von Kindesliebe und Familienangehörigkeit machte auf die gebildeten Bewohner Oesterreichs einen so tiefen Eindruck und noch jetzt giebt er, auch in meinen Erinnerungen, jenen Tagen einen wehmüthigen Zauber.

Interessant war es, wenn beim Apell die Briefe durch den Feldwebel vertheilt wurden. Wie viel frohe, wie viel erwartungsvolle Gesichter sah man da! — Vergessen waren Hunger und Strapazen, Wunden und Leiden, — das sind ja die bekannten lieben Schriftzüge der Mutter, der Gattin, des alten sorgenden Vaters.

Dort geht ein bärtiger Landwehrmann mit seinem Briefe abseits unter einen Baum. Er erbricht ihn klopfenden Herzens und küßt die Zeilen, — sie sind von seinem jungen Weibe. — Zwei dicke Thränen rollen ihm über die gebräunten Wangen und tröpfeln langsam auf das Papier, gerade auf ein paar kleine unleserliche Schriftzüge: — die liebende Frau hat dem blonden Buben daheim, dem Erstgeborenen, dem Liebling die kleine Hand geführt und jene wunderbaren Striche bedeuten:

„Lieber, lieber Vater!" — Seht, wie das Auge des glücklichen Vaters strahlt, seht, wie er den Brief an seine Lippen drückt und betet — heiß und innig: „O Gott — barmherziger Gott, habe Dank für so viel Freude, — habe Dank, daß Du mir Weib und Kind erhieltest — o führe mich einst gesund zu ihnen zurück!"

An einer anderen Stelle stehen drei Soldaten um einen anderen Brief herum. Sie sind Landsleute aus einem Orte. Kunzen's Bruder hat geschrieben; das ist natürlich für die Anderen ebenso interessant. Hört nur, wie sie lachen und schwatzen, es muß viel Spaßiges und Angenehmes in dem Briefe stehen, — das Angenehmste aber sind die zehn Cigarren die der schlaue Bruder eingelegt hat in das starke Couvert, jede mit Papier umwickelt; denn seit vierzehn Tagen gab's schon keinen Tabak mehr. Auch Karoline, die stattliche Köchin, hat geschrieben, an ihren Schatz, den hübschen Tambour. Sie muß zieh'n, die Räthin hat ihr gekündigt, und „et paßt ihr nich mehr"; sie könne daher nichts schicken. Nur ein Rosenblatt hat sie eingelegt; es sieht etwas schwärzlich aus, — sie hat es selbst geküßt, auf beiden Seiten, so steht es unten in der Ecke des Briefes ausdrücklich angeführt. — Zärtliches Tambourherz, was verlangst Du noch mehr?

Doch war's nicht immer so. —

Die Schlacht bei Königgrätz war geschlagen. Zehntausend Preußen und doppelt so viele Oesterreicher deckten mit ihren blutigen Leibern die Felder zwischen Sadowa und Königgrätz, Tag für Tag in starken beschwerlichen Märschen auf schlechten Straßen marschirten die endlosen Colonnen der Sieger hinein in die dunklen Tannenwälder Böhmens, gegen Mähren und Brünn immer weiter nach Süden.

Seit acht Tagen nun schon waren wir ohne jede Kunde aus der Heimat, ohne ein Lebenszeichen von Haus und Familie, gerade in der beschwerlichsten, spannendsten Zeit und die Sorge um unsere Lieben drückte uns fast mehr noch als der Brodmangel, als Hunger und die Strapazen, sie lastete schwer auf allen Gemüthern. Ja, es waren böse, böse Tage damals, Singen und Jubeln war vorbei...

Wir hatten am zehnten Juli einen langen beschwerlichen Marsch gehabt. In der glühenden Sommerhitze waren wir von früh um vier Uhr bis wiederum gegen vier Uhr Nachmittags rastlos marschirt und lagen nun vor dem kleinen mährischen Gebirgsdorfe Rossetsch im Bivouak.

Wir hatten bereits abgekocht, die kärgliche monotone Kuhfleischsuppe, — unser tägliches Mahl, war verzehrt. Tabak gab es nicht und Tannenzapfen konnte man doch nicht rauchen, — so lagen wir denn still auf einer Schütte Stroh, plauderten zusammen oder schliefen. —

Die Gegend war entzückend. Wir bivouakirten an einem sanften Bergabhange zum Theil im finstern duftenden Tannenforst. Unter uns lag das kleine Dorf mit seinen Strohdächern und Obstbäumen im Scheine der rothen Abendsonne und hinter diesem stiegen die schwarz bewaldeten Berge steil und geheimnißvoll wieder empor, schimmerte der Edelhof mit

seinem Thurme. Die schmale Landstraße, die von Norden her durch das Dorf führt, tauchte aus dem dunklen Waldessaum hervor, wie ein heller schmaler Faden und überschritt einige Male das kleine rauschende Gebirgswasser, welches der Zwittowa zueilte — nicht mehr nach Norden, nach der Heimat, sondern hinab zur Donau und zum Schwarzen Meere.

Auf meinen Ellnbogen gestützt, schaute ich sehnsuchtsvoll in den milden Sommerabend und meine Gedanken wanderten nach Haus: — Ob sie Deinetwegen wol sehr in Sorgen sind? Ob Elise wol an Dich denkt — ob sie Deine Briefe bekommen hat und nun weiß, daß Dich Blei und Eisen gnädig bisher verschonten? — So träumte ich und saß in meinen Gedanken daheim bei den alten Eltern und an mich lehnte sich die Braut mit schmeichelndem Kosen und um meine Knie spielten die kleinen Geschwister — ach, ich träumte so süß, so natürlich — gleich dem Durstenden in der Sahara, der das köstliche Wasser schlürfet im wahnsinnigen Entzücken — so lag ich und sann! — Da, mit einem Male — wache ich oder äfft mich der Traum? O, nimmer werde ich den Augenblick vergessen. Getragen von den lispelnden Abendlüften aus weiter Ferne höre ich plötzlich leise das so lange, lange entbehrte Signal der Feldpost! — Ich springe empor — wir Alle springen auf! — „War das Wirklichkeit, war es Trug?“ — „Nein! Hört — ganz deutlich und jetzt schon wieder“ — „Hurrah die Feldpost!“

„Die Feldpost, die Post!“ jubelte es durch die Reihen; vergessen waren mit einem Male Hunger und Strapazen, Sorgen und Leiden — man umarmte sich, man lief den Berg hinab, Officiere und Soldaten, mit strahlenden Gesichtern, — „die Feldpost! Briefe aus der Heimat!“ — riefen Alle athemlos durch einander, der General wie der Musketier. Und siehe aus dem dunklen Tannenforste tauchen jetzt zwei kleine Wagen und kommen die Landstraße daher.

„Schier dreißig Jahre bist Du alt,
Hast manchen Sturm erlebt“

bläst der Postillon, — das alte herrliche Mantellied, er bläst uns Allen mitten in's Herz hinein! — O, wie das klang im glühenden Abendroth, von dem Echo des Berges wiedertönend!

Und nun kamen sie im raschen Trabe heran, — nun winkten sie uns zu, — „acht lange Tage nicht gesehen!“ Und wieder blies der Postillon, als wüßte er wie wohl es uns that und hinter der Feldpost, hinein in's Dorf, ergoß sich die Menschenwoge — unwiderstehlich. Schneller war wol nie das Felleisen geleert und vertheilt, — athemloser vor Freude und Erwartung sind wohl selten Siegel erbrochen worden wie heute — das war ein glücklicher Abend in Rossetsch dort in Mähren!

Ach, was die zärtlichen Herzen daheim doch Alles in so ein kleines Couvert einschlossen, das ein halbes Pfund nicht überschreiten durfte! Grüße, Gebete, Chocolade und Küsse, Umarmungen und Insectenpulver, Rosenblätter, Photographien und Charpie und wer weiß was noch sonst für Liebesgaben. Vielfältig in der That, und beschwerlich war der Dienst für die ebenso geplagten wie stets sehnlichst erwarteten Postbeamten und

daß er auch nicht ganz ohne Gefahr war, beweise hier zum Schluß noch eine kleine Erzählung.

Am 21. Juli fuhr von Stampfen aus ein kleines Slowakenfuhrwerk die preßburger Chaussee entlang, beladen mit der Briefpost der achten Division, die in den Dörfern Maast und Bisternitz cantonnirte. Es war am Tage vor dem Gefecht bei Blumenau.

Außer dem slowakischen Fuhrmanne befanden sich noch ein Secretair und ein Postillon, Namens Freier auf dem Wagen.

Die genannten Dörfer grenzen sehr nahe an einander und so kam es wohl, daß die beiden Preußen den Glauben hegten, Bisternitz läge noch etwas weiter vorwärts, und munter zum Dorfe und über die Vorposten hinausfuhren, ohne es zu merken.

Plötzlich aber erblicken sie vor sich mit Staunen einzelne Reiterpatrouillen, Ulanen, die ihnen entgegen traben. — Der Postillon schöpft Verdacht, die Ulanen kommen ihm sonderbar vor, sie haben keine Fähnchen an den Lanzen, er fällt dem Slowaken in die Zügel, deutet mit der Hand dort hinüber und sagt erschrocken: „Halloh — was sind das da für Reiter?" „Ulan sein", erwiedert Jener phlegmatisch, ohne die Pferde anzuhalten. „Was für Ulanen?" „Kaiserlich Ulan!" ruft da auf einmal der Bauer aufspringend und haut auf die Pferde los, daß sie sich hoch aufbäumen.

Aber in demselben Augenblicke hat auch schon der Postillon mit Geistesgegenwart den Säbel gezogen (die Feldpostillone sind bewaffnet) schwingt ihn drohend über dem Slowaken und der Secretair fällt demselben in die Arme. Während der Slowak sich losreißt, vom Wagen springt und pfeilschnell davon läuft, gelingt es den beiden Anderen die Pferde zu wenden, ehe die Reiter heran sind und im sausenden Galopp, was die Pferde laufen können, geht es nun zurück nach Bisternitz.

Die Ulanen mit eingelegter Lanze sprengen mit verhängten Zügeln ihnen nach, sie nähern sich ihnen von Minute zu Minute sichtlich mehr und schon glauben sich die beiden Unvorsichtigen verloren; da fällt plötzlich dicht neben ihnen am Wege ein Schuß und da und dort noch einer, — einer der feindlichen Reiter überschlägt sich, die anderen stutzen, machen Kehrt und ziehen sich zurück; — rechts und links aber in den Kornfeldern und Gräben tauchen die preußischen Füsiliere hervor — die Feldpost hat die Vorposten glücklich wieder erreicht, schützend nehmen diese sie auf — sie ist gerettet.

Vier Jahre sind's nun bald seit jenen verhängnißvollen schweren und unvergeßlichen Tagen; aber noch heute, wenn der Postillon in's Horn stößt, denke ich an den Abend dort bei Rossetsch, sehe ich wieder das Abendroth, die Berge und den dunklen Tannenforst, aus welchem leise und zauberhaft entzückend das „Schier dreißig Jahre" zu meinem lauschenden Ohre herüber klang. 'S ist doch ein gewaltiger Unterschied zwischen Heute und Damals, — zwischen der Fahrpost und der Feldpost, — zwischen dem Krieg und dem Frieden! H. van Dewall.

Die Pariser Clubs und ihre Heroen.

Der Titel dieser kleinen Skizze klingt einigermaßen prätensiös, weil er unwillkürlich die Erinnerung an die wirklichen Clubs der großen französischen Revolution hervorruft und zum Vergleiche herausfordert. Was man aber jetzt in Frankreich von diesem Artikel — wenn ich mich so ausdrücken darf — besitzt, ist weit entfernt, auch nur annähernd an jene politischen Versammlungen heranzureichen, sowol was Gehalt, als was Einfluß betrifft, in denen die Errungenschaften von 1789 gleichsam zu politischem Chylus verarbeitet wurden, damit das Volk aller Classen ihrer leichter theilhaft zu werden vermöge. Selbst Das, was wir im Jahre 1848 diesseits und jenseits des Rheins als politische Clubs haben fungiren sehen, läßt sich mit den „réunions publiques" und „réunions électorales" nicht vergleichen, mit denen am 19. Januar 1867 Napoleon III. dem französischen Volke unter dem Namen des „Versammlungsrechtes" ein heiß ersehntes Angebinde gemacht hat.

Es ist wahr, das neue Gesetz ließ nahezu achtzehn Monate auf sich warten; es ist ferner wahr, daß es weit entfernt ist, ein Muster von liberaler Abfassung zu sein — aber wenn man bedenkt, daß bis dahin Frankreich, einem Gefangenen gleich, nicht nur an Händen und Füßen gekettet, sondern auch durch einen tüchtigen Knebel im Munde gequält wurde, so wird man zugestehen müssen, daß die neue Gesetzgebung ein um so größerer Fortschritt war, als sie gleichzeitig dem geschwätzigsten Volke der Welt eine ziemlich unbeschränkte Redefreiheit zu Gebote stellte.

Freilich blieben die Verwaltungsscherereien darum nicht ausgeschlossen. Präfecten und Polizeibeamte hatten das Recht, angemeldete Versammlungen, wenn es ihnen angemessen schien, ohne Angabe von Gründen zu vertagen resp. auf unbestimmte Zeit hinauszuschieben; Politik und Religion blieben, wenn es nicht gerade Wahlzeit war, immer von der Behandlung in den öffentlichen Versammlungen ausgeschlossen; Redner und Publicum endlich mußten sich allezeit die Gegenwart eines Polizeibeamten gefallen lassen, der, wenn es ihm gut dünkte, die Versammlung auflösen konnte und auch oft genug auflöste . . . aber alles Das hinderte nicht, daß unter dem Firmenschilde geschichtlicher und socialer Fragen nach Schmugglerweise die verpönte Politik und Religion doch in jene Versammlungen eingeschwärzt wurde und was den lästigen Polizeicommissar anbetraf, so nahm man oft genug zu dem legalen Mittel der Einberufung einer „Privat-Versammlung" bequemste Zuflucht. Eine solche Privatversammlung, die von omnibus rebus et quibusdam aliis handeln kann, durfte vorgeschriebenermaßen nur in der Privatwohnung des Einladenden stattfinden und jeder Anwesende mußte im Besitz einer direct an ihn adressirten Einladungskarte sein. Patriotische Bürger wußten sich auch hier zu helfen; sie mietheten große Säle, Scheuern, Schuppen und schlugen ihr Domicil darin auf, in dem sie ein Bett, einen Tisch und einen Stuhl hineinstellten. Die Einladungskarten aber, die man gleich zu Tausenden drucken ließ, wurden durch gute Freunde vertheilt und als auch dies zu umständlich schien, gab man sie einfach bei den Weinwirthen des Viertels in Depôt, die ihre Kunden damit regalirten, diesen die Sorge überließen, den Namen auszufüllen und somit Krethi und Plethi, die Vertreter der geheimen Polizei natürlich einbegriffen, in den Stand setzten, sich an solchen oratorischen Gelagen zu betheiligen.

Während nun die eigentlichen Clubs, wie man sie früher gekannt, mit

einem auf mindestens vier Wochen gewählten Bureau, mit ständigem Versammlungslocal und ständigem Publicum, das gleichsam erst aufgenommen werden mußte, gesetzlich verpönt blieben, stellte sich in der Praxis die Sache nicht viel anders dar. Bei der Beschränktheit der Zahl aller verfügbaren Locale kam es bald dahin, daß gewisse Säle, wie die Salle Molière, die Redoute, die folies Belleville u. A. von einem bestimmten Publicum frequentirt wurden, das sich zum ausschließlichen Publicum der öffentlichen Versammlungen heranbildete und gleichsam eine stille Gemeinde darstellte, deren einzelne Mitglieder stets unter sich Fühlung behielten. Noch mehr, die Präsidenten und Beisitzer, ja die Redner aller dieser Versammlungen schienen bestimmt, mit geringen Abwechselungen und Variationen, immer dieselben Namenverbindungen ergeben zu sollen. So glichen diese Männer alsbald Patriciern der populairen Parlamentinos, die stets im Vordergrunde standen und die nebst ihren Zuhörern große Aehnlichkeit mit jenen Theatercomparsen besaßen, die bei feierlichen Aufzügen die Bühne überschwemmen, in Schlangenlinien vorüberziehen und deren erste Glieder den Hintergrund füllen, wenn die letzten dicht an der Rampe stehen.

In den ersten Wochen und Monaten des Gebrauchs der neu erworbenen Freiheit schien sich eine practische Strömung derselben bemächtigen zu wollen. Genossenschaftswesen, Lohnfragen und das unerschöpfliche Thema der Frauenerziehung bildeten die Vorwürfe der Redner, die sich um die Gunst der Arbeiterbevölkerung bewarben, auf welche letztere man ja im freisinnigen und Oppositionslager vermittelst des Versammlungsrechtes einen dreifach größeren Einfluß zu erringen hoffte. Damals trat der bekannte Deutsch-Franzose J. E. Horn ganz besonders in den Vordergrund und dieser Mann, als Nationalökonom von Fach, schien in der That berufen, in legitimer Weise auf diese Versammlungen einzuwirken. Leider glaubte das Publicum, geleitet von den zahlreichen Neidern, die dem gelehrten, kaum erst zum Franzosen nationalisirten Manne nicht fehlten, hinter diesem Hervortreten jenes Schriftstellers eine bestimmte Absicht vermuthen zu müssen: die Absicht, mit Hülfe der Versammlungspopularität Deputirter der Stadt Paris für den gesetzgebenden Körper zu werden. Ob mit Recht oder Unrecht — man merkte die Absicht und war verstimmt. Herr Horn nahm dies wahr und glaubte, seiner sinkenden Popularität am Besten dadurch aufhelfen zu können, wenn er die volkswirthschaftliche Note, die er angeschlagen, etwas forcire; wenn er, anstatt sein Publicum zu sich heraufzuziehen, zu ihm herabstiege, wenn er den rationellen national-ökonomischen Principien, die er bisher vertreten, Valet gebe und sich als „Gleicher unter Gleichen", d. h. als Socialist — ich weiß nicht genau, welcher Secte, ob als Mutualist oder Collectivist — entpuppte.

Kaum aber hatte Herr Horn diese Concession gemacht, als sich urplötzlich eine Bande, ich will dies nicht im schlechtesten Sinn gesagt haben, eine Anzahl schier „catilinarischer Existenzen" über die „réunions publiques" ergossen, durch welche jenes socialistische Gepräge einen bei weitem verschärfteren Charakter erhielt. Damals konnte man allabendlich die seltsamsten Theorien mit einem Feuereifer und einer Phraseologie in jenen Vereinigungen gepredigt hören, die durch Wildheit und Ungebundenheit des Ausdrucks ersetzten, was ihnen an wirklicher Originalität abging. Damals ließ aber auch die Regierung alle diese Redner ruhig gewähren; jagte sie doch dem guten Bourgeois eine Gänsehaut nach der andern über den Rücken und der frondirende pariser Epicier, dem in den achtzehn Jahren ungestörter Straßen-

ruhe, die ihm das kaiserliche Regime gebracht, das Gefühl des Gruselns vor Emeuten und Barrikadenkämpfen vollends verloren gegangen war, kam nun aus dem Gruseln gar nicht mehr heraus.

In der That war es keine Kleinigkeit für den ehrsamen Spießer, der schon Rentier geworden oder eben im Begriff war, diesen Traum aller Franzosen aus den Mittelclassen der Gesellschaft in Erfüllung gehen zu sehen, in Wahrheit war es für diesen Mann nichts Kleines, wenn er plötzlich im artistisch zugespitzten Bericht des Siècle oder der Patrie las, wie man im Grand Salon von Lachapelle das Eigenthum abgeschafft, wie eine Versammlung in Clichy sich gegen das Erbrecht erklärte, wie die Männer von der Redoute die Familie aufgelöst wissen wollten, wie Andere die Emancipation der Frauen durch die freie Liebe geheiligt verlangten, wie Frauen selbst, Madame Paula Minck an der Spitze, für Aehnliches eintraten, wie man gemüthlich in der Salle Molière Gott oder das „höchste Wesen" wegdecretirte und was dergleichen grobe Späße mehr waren.

Indessen nun die Einen sich an diesen Auswüchsen erschreckten, die im Grunde doch nicht viel zu bedeuten hatten, weil sie nur von einer geringen Minorität formulirt und getragen wurden, sahen Weisere ein viel bedenklicheres Symptom in der immer radicaler hervortretenden Intoleranz der Leiter und der Mitglieder dieser Versammlungen. Der absolut-negirende Standpunkt gegen die bestehenden Einrichtungen von Staat und Gesellschaft mußte von jedem Redner, der zu Wort gelangen wollte, von vornherein anerkannt und getheilt werden. Jeder Versuch, eine abweichende Meinung zu Gehör zu bringen, wurde mit einem Terrorismus erstickt, der das Schlimmste befürchten läßt, für den Tag, da die Männer dieser Kreise Das erlangt haben möchten, was sie so heiß ersehnen: Macht, Gewalt und Glanz.

Der Franzose hat ein vortreffliches Sprichwort, das alle diese Bestrebungen kurz kennzeichnet: „ôte-toi de là que je m'y mette." Und in Wahrheit dreht sich auch Alles nur um diese Frage, so daß dieser Socialisten Ach und Weh, wie das der Weiber, aus einem Punkte zu curiren ist.

Heute allerdings ist auch in jenen Versammlungen schon, wenn nicht ein anderer Geist, so doch ein anderer Ton vorherrschend geworden und die letzte Wahlperiode namentlich hat dazu beigetragen, daß die socialistischen Chimären vor wirklich politischen Problemen einigermaßen das Feld räumen mußten. Selbst die Wortführer, Präsidenten, Beisitzer und Redner haben sich einigermaßen geändert und von den Heroen der ersten Periode sind nur sehr wenige mit in die zweite Epoche hinübergenommen worden.

Herr Horn, der bald einsah, daß er zuviel gelernt hatte, um es seinen Concurrenten an politisch-wirthschaftlichem Nonsens gleichthun zu können, verschwand plötzlich vom Schauplatz und benutzte die Gelegenheit, die sich ihm darbot, in seinem ersten Vaterlande, Ungarn, eine ehrenvollere und gehaltreichere Laufbahn einzuschlagen. Wenn Jemand, so muß er die Männer dieser Volksversammlungen von Herzensgrund verachten gelernt haben. Einer seiner ehemaligen Hauptmitbewerber um die Volksgunst, Herr Ducasse, ist heute fast verschollen. Roth wie sein Bart, seine Wangen, seine Nase, sein Kinn, waren auch seine Meinungen, obwohl er Anfangs als Theaterkritiker eines legitimistischen Blattes in Bordeaux debutirt und dann sich nach Genf begeben hatte, um dort dem Studium der reformirten Theologie obzuliegen. Hier wurde er mit James Fazy bekannt und durch diesen Redacteur der „Nation Suisse". Die äußerst heftige Sprache seiner Polemik war aber

nicht ganz nach dem Geschmack des Genfer Publicums und so kehrte er nach dem Sturz der radicalen Partei der Stadt Calvin's den Rücken, um in einem streng katholischen Pensionat von Paris Lehrer zu werden. Aber diese Stellung hinderte ihn nicht, sich urplötzlich zu einem der beliebtesten Redner der Volksversammlungen zu entwickeln. Er sprach, wie er in Genf geschrieben, mit unbeschreiblicher Heftigkeit und donnerte besonders gegen die sogenannte „honnete“ Opposition, die in der Kammer durch Männer wie Favre, Picard und Simon vertreten war. Letztere Tactik hielt ihm die Regierung Anfangs zugute und ließ ihn unangefochten. Dennoch, als er's später zu arg trieb, kam er auf einige Monate nach Mazas; natürlich durch richterliche Verurtheilung. Dies und die Indifferenz seiner sogenannten „Freunde“, die im Grunde über seine Erfolge außer sich waren, kühlte seinen Radicalismus bedeutend ab. Da er nun aber ruhiger geworden, so gab dies wieder seinen Neidern Gelegenheit, ihn zu „verleumden“; er erlitt den stillen Ostracismus und trat ab. Dennoch war er — nach Horn — einer der wissenschaftlich gebildetsten dieser Redner, wenn auch sein äußeres Auftreten seine Kenntnisse, namentlich in orientalischen Sprachen, kaum vermuthen läßt. Geräth er in Hitze, so spricht er leicht und gut; es fehlt ihm selbst nicht an glücklichen Einfällen, die freilich meist bei kaltem Blute vorbereitet sind, da er sie seinen Intimen sogar vorher mitzutheilen liebt, was indeß dem Beifall des Publicums nicht Abbruch thut. Einer meiner Bekannten erzählte mir, daß der schlimmste Feind des Herrn Ducasse weniger seine Neider als — die Absynthflaschen seien. In der That, hat er ein Glas getrunken, so pflegt er nicht selten die Hoffnung auszusprechen, die Civilisation werde noch so weit kommen, die Guillotine durch ein weniger Zeit raubendes Mittel zu ersetzen. Aber dieser Blutdurst ist nicht weit her und es giebt Leute, die es beschwören wollen, daß er niemals auch nur einer Fliege etwas zu Leide gethan.

Ernster wie Ducasse nimmt es mit seinen Todesdrohungen der Jacob Böhme des modernen Socialismus, Herr Gaillard (Vater), ein Schuster seines Zeichens, der einst ein Patent auf eine besondere Art Schuhsohlen theuer verkauft hat, das Geld dafür aber bald zu verthun wußte. Wer nicht wie Herr Gaillard Vater denkt, ist ein Verräther und alle Verräther müssen geköpft werden. Ergo . . . ist das nicht logisch? Herr Gaillard ist freilich ohne alle Bildung, dafür entbehrt er aber keineswegs eines scharfen natürlichen Verstandes. Er haßt, wie jene römischen Kaiser, das diem perdidi; und jeder Tag ist für ihn verloren, an dem er nicht mit der Polizei in Händel geräth. Wenn er spricht, so hält er sich meist mehr an Persönlichkeiten, als an Principienfragen; aber er hat es von seinem alten Gewerbe noch in der Gewohnheit, mitunter den Nagel auf den Kopf zu treffen. Herr Gaillard père ist außer mit einer rothen Mütze, die ihn nie verläßt und wegen der er, wie er behauptet, einst nach Cayenne hat geschickt werden sollen, noch mit einem Sohne behaftet, Herrn Gaillard Sohn, dem lyrischen Heulmeyer der pariser Clubs. Er ist es, der alle Märtyrer der Freiheit in Pacht genommen, um sie an ihren Gedenktagen in unscandirbare Verse einzuschlachten, die er regelmäßig an ihren Gräbern laut zum Besten giebt. Sonst ist er ein unschuldiger Narr.

Eine der merkwürdigsten Figuren zur Seite des genannten Nachstrebenden von Hans Sachs ist der Mann der Arena, der Ringer per excellence, wenn auch nur als „amateur“, Herr Falcet, der in dieser letzten Zeit regelmäßig als Beisitzer oder Präsident der öffentlichen Versammlungen fungirte.

Als Redner ist er ungeschickt und führte so häufig die Auflösung von Versammlungen herbei. Dies gab Veranlassung zu einer Untersuchung gegen ihn — nicht etwa von Gerichtswegen, sondern von Seiten seiner Parteigenossen, namentlich von Seiten der Dioskuren Briosne und Lefrançois, die der Ansicht zu huldigen schienen, er handle als Agent provocateur. Diese Untersuchung ist aber plötzlich niedergeschlagen worden und Herr Falcet söhnte sich mit den socialistischen Orestes und Pylades aus; so daß Niemand in die Mysterien dieser Enquête, die in offener Versammlung beantragt und beschlossen worden war, einzudringen vermag. Um aber die eine Zeitlang häufig gewordenen polizeilichen Auflösungen zu umgehen, erfand man einen eigenen Phrasenschatz, der vom Publicum alsbald begriffen und stets mit donnerndem Beifall begrüßt wurde, sobald man seine Zuflucht zu ihm nahm. Da die Polizeicommissare Weisung hatten, stets Verwarnungen zu ertheilen, wenn man die Republik als das zu erstrebende Ziel hinstellte, so sagten die Redner die Augen zum Himmel aufschlagend: „Wenn wir erreicht haben, was Ihr Alle wißt und was ich nicht nennen mag!" Galt es, für die gleichfalls mit Verwarnung bedrohte politische Eidweigerung Propaganda zu machen, so hob der Redner die Hand wie zum Eidschwur empor und bekämpfte: „Was wir Alle nicht wollen!" Galt es, ungestraft des Staatsstreichs Erwähnung zu thun, so sprach man von der „Bluttthat, die nach Rache schreit" und was dergleichen Kniffe mehr waren.

Ernster und bei weitem nachhaltiger wirkend als alle die Genannten ist Millière, der Intimus Rochefort's, der Gerant von dessen neuer „Laterne", die er die „Marseillaise" nennt und täglich erscheinen läßt; ein Mann, der seiner Ueberzeugung eine Lebensanstellung als Kassenbeamter der Versicherungsanstalt Aigle zum Opfer gebracht. Herr Millière hat sich vom unwissenden Bauernknaben selbst durch eigenen Fleiß emporgearbeitet und sich namentlich erkleckliche Kenntnisse in Astronomie und Naturwissenschaften erworben, die er, wie alle Autodidakten, gern an die große Glocke hängt. Als Mensch ein Ehrenmann im vollsten Sinne des Worts, ist er als Versammlungsleiter ebenso leicht heftig als parteiisch und als Redner ein seltsames Gemisch von Mysticismus und Alltäglichkeit. Er hat sich ein eigenes communistisches System zusammengebaut zur Organisirung der Gesellschaft als Familie: „Jeder Mensch arbeite nach seinen Kräften und genieße nach seinen natürlichen Bedürfnissen." Dies ist die Quintessenz seiner socialistischen Weisheit, durch deren Anwendung und radicale Durchführung, denn er ist nicht der Mann vor irgend einer Consequenz zurückzuschrecken, er die Frage des Pauperismus endgültig zu lösen hofft.

Ist Millière ein Mann von wirklicher Bedeutung und nicht zu verkennendem Werth, so ist seine Umgebung nicht immer der Art, den Ernst seines Strebens unverkürzt zum Ausdruck kommen zu lassen. Die Versammlungen, denen er präsidirt, entbehren selten der komischen Figuren. Ich spreche hier nicht von dem braven Anonymus, der in einer Gefühlsaufwallung gegen den Druck des Capitals auf Arbeit und Arbeiter die classische Phrase erschallen ließ: „Bürger, also drückt uns das Capital! Wenn der arme Arbeiter des Abends müde, matt und elend nach Hause kommt, was findet er da auf stinkendem Strohlager? Sein Weib und seine sieben hungernden, armen, kleinen Waisen, die nach Brod schreien!" Ich spreche hier nicht von diesen grotesken Ausartungen der melodramatischen Klagen, die den Franzosen sonst so gut zu Gesicht stehen, sondern vielmehr von den eigentlich lustigen Personen

der Clubs, die bei einer unverkennbaren Dosis Pfiffigkeit dennoch auf den unbefangenen Beobachter den stärksten Lachreiz ausüben.

Da ist zunächst Herr Jules Allix, ein Matador der Versammlungen, der sogar jüngst als socialistischer Wahlcandidat auftrat, ohne je den Muth gehabt zu haben, ein eigenes socialistisches Programm aufzustellen. Er ist, wie alle metierlosen Franzosen, Advocat; ein Charakter, der gewöhnlich ebenso gehaltlos für Männer dieser Bohème zu sein pflegt, wie in Deutschland der Titel: Doctor der Philosophie. Als Advocat ohne Clienten und Processe warf sich Herr Allix auf die Buchmacherei. So trat er in einem dicken Bande als Erfinder einer neuen spiritischen Correspondenz auf, indem er sein Werk über die „Escargots sympathiques", die sympathischen Schnecken veröffentlichte. Er behauptete nämlich gefunden zu haben, daß Schneckerich und Schnecke, nachdem sie eine Zeitlang als Mann und Frau mit einander gelebt, durch ein magnetisches Fludium verbunden blieben, selbst wenn sie meilenweit von einander entfernt wären. Zwei Liebende also, die mit einander correspondiren wollten, hätten sich nur zweier sympathischen Schnecken zu bemächtigen. Ginge nun der Eine, der Geliebte, außer Landes, z. B. nach Berlin, während die Geliebte in Paris zurückbliebe und seien Beide übereingekommen, um eine bestimmte Stunde, z. B. um Mittag, mit einander zu correspondiren, so habe man nur die Schnecke in Berlin und in Paris um jene Zeit vor sich auf den Tisch zu setzen. Nun streckt das Krustenthier die Fühler aus. Bewegt man dann etwa den Fühler oben rechts in einem Halbkreise — dies geschieht vom Geliebten in Berlin — so macht augenblicklich zur selben Secunde die Schnecke der Liebenden in Paris dieselbe Bewegung mit demselben Fühler oben rechts. Man begreift, daß man auf diese Weise Buchstaben und Wörter bilden — mit einem Worte correspondiren kann.

Herr Allix wollte auf diese seine Erfindung ein Patent nehmen, denn alle diese Socialisten lieben es sehr, ihre Eigenthumsrechte zu sichern, so Herr Gaillard père für seine Schuhsohlen; so Herr Cantegrel für einen Gassparer; so Herr Allix für seine sympathischen Schnecken — aber die Regierung fand sich nicht veranlaßt, ihm ein „breveté s. g. d. g." zu ertheilen und so wurde die merkwürdige Entdeckung Gemeingut.

Für diesen Mißerfolg suchte sich Herr Allix in den Versammlungen zu trösten, in deren jeder er mindestens drei oder vier Mal an einem Abend das Wort ergreift. Er liebt es, die Frauenfragen und namentlich die freie Liebe zum Thema seiner etwas nackten Beredsamkeit zu machen und pflegt, wenn er die Ehe vom physischen Standpunkte aus beleuchtet und zergliedert, sich Damengesellschaft in die Clubs mitzubringen. Um sich aber auch pecuniär einigermaßen zu erholen, ersann er folgendes Mittel: Bei Gelegenheit der letzten pariser Nachwahlen miethete er eines der größeren Locale für Wahlversammlungen — einen ehemaligen Ballsaal, der später einem fallit gewordenen Café-Concert-Unternehmen gedient hatte — um einen Spottpreis. Nachdem er so Meister der Lage war, schrieb er an alle die verschiedenen Wahlcandidaten des Viertels, und es gab derer nahezu ein Dutzend, daß den und den Abend in jenem Locale eine Wahlversammlung stattfinden werde; die meisten seiner Mitbewerber würden sich einfinden, um den Wählern Rede zu stehen, es sei mithin in seinem, des Candidaten, Interesse, sich ebenfalls einzufinden. Da alle zwölf Candidaten auf gleiche Weise benachrichtigt wurden, so sagten sie auch regelmäßig alle zu und die Blätter verkündeten dann, daß die Herren Glais-Bizoin, Allou, Simonin und die anderen Herren X. Y. Z. am Abend um

acht Uhr im Saale der Folies Belleville erscheinen würden, um ihre Programme zu entwickeln und zu vertheidigen.

Auf solche Einladung strömte denn nun das Publicum des Wahlbezirkes hinzu, dem der speculative Unternehmer dann immer die einzelnen Wahlcandidaten gleichsam als Acteurs vorführte. Nach beendigter Sitzung aber fand und findet stets am Ausgange eine Sammlung statt zur Deckung der Saalmiethe und der Beleuchtung. Die Zwei-, Drei- und Fünf-Sousstücke regneten dann in die bereit gehaltenen Kassen — und Herr Allix hatte ein so vortreffliches Geschäft gemacht, daß ein Freund und Bruder vom gleichen Kaliber, Herr Paulet, durch den Erfolg berauscht, dieselbe Speculation in einem andern Wahlkreise der Hauptstadt, und zwar im Saale der Redoute, in gleicher Weise in Scene setzte, ohne sich schlechter dabei zu stehen.

Diesen Männern gegenüber, welche das komische Element vertreten und deren Liste leicht vergrößert werden könnte, stehen wirklich ernstere Geister, wie Tolain, der, ein sehr begabter Schüler Proudhon's, in Arbeiterfragen als Autorität gelten darf. Wie alle begabteren Männer der Partei, der ja die hervorragenderen Geister ein Greuel sind und die das nivellirende Princip der Gleichheit auch auf das geistige Gebiet auszudehnen liebt, ist Tolain heftig angefeindet worden, weil er einmal als Führer einer Polendeputation dem Kaiser gesagt: „Sire, Sie sind das Schwert Frankreichs." Die Wahrheit ist, daß Tolain, in der Politik ein Skeptiker, nur für die Lösung der socialen Fragen thätig ist und deshalb in den Mitteln nicht eben wählerisch scheint, die ihm diese Zwecke zuführen. Da aber Tolain im Grunde fast der Einzige der Partei ist, der alle Arbeiterfragen der Gegenwart von Grund auf kennt, so haben ihm seine Gegner noch nicht nachhaltig zu schaden vermocht.

Schlimmer erging es Vermorel, dem Redacteur des „Courrier français" und jetzt der „Réforme." Man hat ihn wiederholt bezüchtigt, mit Rouher geheime Verbindungen unterhalten zu haben. Eine Zeitlang war auch wirklich sein Einfluß dahin — aber in den jüngsten Tagen scheint er sich wieder aufraffen zu wollen*). Vermorel ist kein sehr beredter, aber ein überaus klarer Volksmann, den die massenhaft gegen ihn geschleuderten Anklagen ziemlich kalt lassen; wobei er, als gewandter Duellist, im Nothfalle aber stets seinen Mann zu stehen weiß. Trotz alledem ist er keine sympathische Erscheinung und bei ihm, wie bei so Vielen, drängt sich unwillkürlich der Gedanke auf, daß er mehr einer zwingenden Nothwendigkeit, vielleicht selbst einem journalistischen Platzbedürfnisse, denn einer treibenden Ueberzeugung gehorchte, als er sich den socialistischen Ideen zugewendet. Wie dem aber auch sein möge, Vermorel ist, ohne viel Pedanterie, im Privatleben ein Puritaner und da man dies nicht von allzu vielen seiner Genossen sagen kann, so ist dies schon ein Unterscheidungsmerkmal von Gewicht. In neuester Zeit hat der Sohn des bekannten Philhellenen Flourens, Herr Gustav Flourens, sich als den energischsten und einflußreichsten aller dieser Helden des Versammlungsrechts gezeigt. Herr G. Flourens hat etwas Soldatisches in seinem Auftreten und in der That war er auch schon mehrfach als Garibaldi im Kleinen, namentlich während des letzten kretischen Aufstandes thätig. Ihm dürfte sicherlich der einflußreichste Platz zufallen, sollte einmal ein Tag des Kampfes die Bürger aus den Clubs auf die Barrikaden rufen.

---

*) Gerade eben jetzt hat Rochefort in der Kammer diesen Anklagen gegen Vermorel Worte geliehen. Ein demokratisches Ehrengericht, aus 18 Mitgliedern bestehend, führt die Untersuchung, die Vermorel in Folge dessen selbst beantragt hat.

Um diese Planeten der Volksversammlungen kreisen noch eine große Anzahl kleinerer Sterne, die, eingehend zu erwähnen, wohl zu weit führen würde. Da ist der jugendlich-kühne, aber auch gleichzeitig von Eitelkeit zerfressene Lombard, der wohl noch eine größere Rolle spielen dürfte und dessen Aplomb, namentlich den Uebergriffen der Polizei gegenüber, selbst dann nicht aufhörte, als er — wie dies jetzt der Fall — in Folge verschiedener Verurtheilungen, neun Monate Gefängnißhaft vor sich sah. Da ist die rüstige Arbeitergestalt Boulogne's, der Naivetät mit natürlichem Humor verbindet, der aber unerträglich wird, sobald er in den sentimental-pathetischen Ton verfällt, der den Franzosen von geringerer Bildung so sehr an's Herz gewachsen scheint. Da ist Humbert, der Hauptprophet der „Egalité", der namentlich Jules Favre für seine alten Sünden und Abstimmungen aus der Zeit der Republik von 1848 mit der Gewissenhaftigkeit eines Großinquisitors in peinliche Verhöre nimmt und ihn ihrethalben heimsucht; da ist Peyrouton, ein wirklich gebildeter Advocat, der seine Zeit zwischen den Clubs und den Bällen der Halbwelt theilt ꝛc. ꝛc.

Da sind noch so viele, die ihre Rolle gut und mittelmäßig spielen, daß ihre Nomenclatur den deutschen Leser nothwendig ermüden und langweilen müßte.

Die Physiognomie aller dieser Clubs aber hat sich seit einem Jahre vielfach geändert. Die Locale sind dieselben, schmucklos, unbequem, kalt, schlecht beleuchtet; die Menschen sind dieselben, einfach, überzeugungstreu, naiv, voll heiligen Eifers — aber Ton und Inhalt der Vorträge und Reden zeigen einen ganz andern Charakter. Die Sturm- und Drangperiode scheint vorüber und die Zeit ruhigern Prüfens und Erwägens gekommen. Auch die Intoleranz fängt an, sich zu verlieren. Noch vor einem halben Jahre, als der Hauptredacteur des „Constitutionnel", der witzige Robert Mitchell, in einer solchen Versammlung erschien und die Menge ansprach: „Bürger, ich bin nicht Eurer Ansicht über die Theilung aller Einkünfte. Ich habe gewettet, Ihr würdet das Recht der freien Meinungsäußerung auch in Eurem Gegner ehren und mich ausreden lassen", da unterbrach ihn ein solcher Sturm, daß der letzte Satz ihm halb in der Kehle stecken blieb. Als er aber muthig fortfuhr: „Bürger, ich erkläre mich bereit, auf Eure Theorien einzugehen, wenn Ihr dasselbe thut und dieselben practisch verwirklicht. Ich verdiene täglich fünfundzwanzig Franken. Um leben zu können braucht jeder Arbeiter in Paris mindestens drei Franken. Ich bin bereit Tag für Tag zweiundzwanzig Franken von meinem Verdienst in eine gemeinsame Kasse zu legen und mich mit drei Franken zu begnügen, wenn Jeder von Euch, der mehr als drei Franken per Tag verdient, dasselbe thut, um so durch gemeinsame Beisteuer den weniger Begünstigten unter uns die gleiche Summe von drei Franken zu sichern!" — als Mitchell dies gesprochen, da hätte er das Wort, das ihm entfahren, viel lieber im Busen bewahren mögen und er konnte froh sein, daß er durch eine Hinterthür mit heiler Haut davonkam. Heut zu Tage freilich würde ein Mann wie Mitchell schon eher ungestraft solche Vorschläge machen können; nur auf Anerkennung und Zustimmung dürfte er nicht rechnen, denn von diesen Leuten, die vom alten „fabula de te narratur" nichts wissen wollen, gilt eben auch nichts, als die Umkehrung des alten Reimwortes: „Ja, Bauer, das ist ganz was Anders!" und einem spätern Dichter wird es aufbehalten bleiben, das entsprechende Gedicht für die so nothwendig gewordene, umgekehrte Anwendung der Fabel zu ersinnen. Arthur Levysohn.

Unsre chinesischen Gäste.

(Vom Verfasser der „Spiegelbilder der Erinnerung.")

Wenn man während der letzten Monate durch die meist nicht sehr überfüllten Straßen der „dritten Weltstadt" promenirte, so konnte man in ihnen, besonders aber „Unter den Linden" regelmäßig wiederkehrende Zusammenläufe des Straßenpublicums von Berlin beobachten. Lawinenartig entstehend, waren es offenbar harmlos gemeinte Zusammenrottungen Neugieriger, entweder vor einzelnen Kaufläden, oder auch lange Züge, nicht blos aus Gamins, vielmehr überwiegend gebildet von ganz „anständigen" Leuten, welche irgend einem Kernpunkte kometengleich nachströmten. Warf man sich einem solchen Zuge entgegen, so bemerkte man an ihrer Spitze einige kleine, sonderbar aussehende und fastnachtartig costümirte Männlein, die man sofort als Chinesen erkannte. Denn sah man auch etwa noch nie einen echten Sohn des himmlischen Reiches in natura, hat doch der Chinese sich schon seit Jahrhunderten in unser europäisches Bewußtsein, unsere Theater, unsere Maskeraden, unsere Romane und Reisebeschreibungen, ja sogar bis auf den Theetisch in unser häusliches Leben so sehr eingebürgert, daß der Typus als bekannt vorausgesetzt werden darf. Allein es ist ein Ding, einen Chinesen aus den Carricaturen oder von den Porzellanbildern her zu kennen, und ein anderes, ihn mitten in Berlin auf der Straße bei hellem Tageslicht zu sehen. Der erste Eindruck, der sich für uns mit dem Gedanken an einen Chinesen verbindet ist ein komischer; es war dies daher die erste Gelegenheit für den Berliner Pfahlbürger sich zu überzeugen, daß der Chinese kein komischer, sondern im Gegentheil ein ganz ernsthafter Mensch sei. In London, in Paris, in St. Petersburg ist man an diese Realität inmitten der zahlreich anderen, gleichfalls theatralisch costümirten fremden Völkerschaften schon längst gewöhnt; sogar in Wien, wo doch wenigstens so und so viel Türken, Griechen und Armenier als stehende Staffage sporadisch umherschwanken. Aber für Berlin, tief im Binnenlande gelegen und bis vor Kurzem kaum von den leisesten Wellen des Weltverkehrs berührt, war ein solcher Anblick neu und mit der Freude eines Kindes gab der Berliner sich dem Staunen hin. Aber er blieb dabei nicht stehen; er übte vielmehr die vollste Gastfreundschaft aus im Gefühle seines jungen Weltstadtbewußtseins und da der richtige Berliner von Natur nicht blöde ist, so dauerte es nicht lange, bis er mit den Chinesen in das freundschaftlichste Verhältniß trat. Wo er ihnen zunächst zu stehen kam, gab er ihnen brüderlich die Hand, begrüßte sie mit „Juten Morgen, oller Junge", promenirte mit ihnen Arm in Arm die Linden hinab, in eifrigem Gespräch, wobei der Chinese den Berliner und der Berliner den Chinesen nicht verstand. Diese Sprachverschiedenheit hinderte jedoch nicht eine vollständige Cordialität, um so weniger, als all' diese Chinesen — und zwar von den beiden Fürsten angefangen, bis zu dem letzten der Bedienten — von solch unvergleichlich geschmeidiger und feinhöflicher Liebenswürdigkeit im Entgegenkommen, in der Mimik, in allen Manieren und in den zierlichen Umgangsformen sind, daß die genannten Eigenschaften, verbunden mit einem

eigenartigen starken Gefühl der Würde, jedem Versuch von Uebergriffen der Rohheit vorbeugten, während gebildetere Naturen in der Nähe dieser naiven und doch so routinirten Fremdlinge das behagliche Gefühl des Verständnisses hatten, selbst wenn man sich nur pantomimisch mit einander unterhalten konnte. All' dies gilt jedoch nur von den Berlinern, welche nur „Berlinisch" verstehen, damit aber bei den Fremden aller Himmelsstriche stets gleich gut auskommen. Wer dagegen Französisch und Englisch sprach — und besonders Französisch ist gerade in Berlin sehr verbreitet — der vermochte mit zweien der jüngeren Chinesen — „Fung" und „Lian" — sich wirklich zu unterhalten und mit dem dritten — „Kway" — kamen die Russen ganz gut aus, da dieser Tartar nicht nur Inhaber „vom weißen Opalknopf" ist, sondern auch im russischen Kolleg zu Peking erzogen wurde.

Freilich, die beiden Hauptwürdenträger des „Sohnes des Himmels", der factisch über ein Drittel der gesammten Menschheit herrscht, die beiden beigeordneten eingeborenen Minister, bekam man auf den Straßen Berlins nicht viel zu sehen; sie hatten sich vorbehalten, das Entzücken der exclusiven hohen und höchsten Kreise zu sein, in welche sie fast alle Tage ausgebeten waren. Zugleich besuchten sie gern unsere distinguirteren Concerte und Theater, um dort ihrerseits sehr entzückt zu sein, jedoch weniger, wie es schien, von Musik, Spiel und Decoration, als von all' den schönen Damen auf der Bühne, am Clavier, in den Logen und auf den Sperrsitzen, welchen gegenüber sie eine wahre Virtuosität der Galanterie in Mimik und Gesten entfalteten. Diese beiden „Excellenzen" (Tajen) sind: Chi-Tajen und Sun-Tajen. — Chi-Tajen ist ein Mandschu-Tartar, also aus höchster Aristokratie der regierenden Dynastie, geb. 1819. Zuerst im Hofmarschallamt, dann durch den Prinzen Kung als Secretair im Ministerium des Auswärtigen placirt, 1865 in der Mandschurei berühmter Held gegen die Rebellen, mit der Pfauenfeder geschmückt, ist dieser Sohn des blauen Blutes ein untersetzter, doch in allen Bewegungen äußerst geschmeidiger, meist aber würdevoll ernster Herr voll scharfen Blickes, der, ginge er in europäischer Kleidung, eher für einen etwas starkzügigen Russen oder Polen würde gehalten werden, oder noch besser für einen russischen Tartaren. Er trägt sich in kostbar schweren dunkelfarbigen Seidenstoffen und huscht dahin in Topanken, die einen äußerst kleinen Fuß verrathen, aber zwei Zoll dicke schwarze Filzsohlen haben. Seine Excellenz Chih soll eine außerordentlich ausgebreitete Kenntniß sowol der chinesischen Zustände wie aller geheimen Beziehungen innerer und äußerer Politik besitzen und sich in allem Auslande nur mit dem Studium der Politik und Cultur der fremden Völker beschäftigen, obgleich er kein Wort außer dem berühmten Mandarindialect von Nanking versteht, der lingua della Crusca China's.

Die zweite Excellenz (Tajen), Sun-Tajen, oder im Familienkreise: Sun-Chin-Tssung genannt, ist ein echter und eingeborner Chinese, geb. 1823 zu Schonschong, studirte die Rechte, focht heldenhaft gegen die Taipings und organisirte 1859 die Volkswehr gegen den berühmten Rebellen Miao-Pilin. All das brachte ihn zu dem hohen Posten eines kaiserlichen Censors, eines Amtes, das in China nicht etwa, wie früher überall und jetzt noch hier und dort in Europa dazu da ist, die öffentliche Meinung zu unterdrücken oder zu fälschen, sondern im Gegentheil, um ihr Ausdruck zu geben und den Kaiser zur Vernunft zu ermahnen, läßt er sich Rechtsverletzungen zu Schulden kommen. 1867 erhielt Sun-Tajen die Pfauenfeder und wurde zum zweiten

der Minister ernannt, der die Burlingame'sche Mission nach Amerika und Europa zu begleiten hatte, während Chi-Tajen der erste der dem eigentlichen Bevollmächtigten beigeordneten Minister ist. Sun-Tajen sieht sehr intelligent, aber mehr mild als scharf beobachtend aus und trägt europäische Brillen.

Diese beiden hohen Würdenträger des „Vetters der Sonne" sind begleitet von dreien ihrer Landsleute, dreien „Yeh" oder Dollmetschern, nämlich von dem der englischen Sprache: Tung-Yeh, geb. 1847 zu Peking, Generalssohn evangelischer Confession, der auch schon etwas Deutsch spricht und in vielen Familienkreisen gern gesehen war; vom russischen Dolmetscher: Kway-Yeh, einem Tartaren, geb. 1846 zu Peking; und vom französischen Dolmetscher: Lian-Yeh, gleichfalls Tartar, geb. 1847 zu Peking, der zudem sehr wissenschaftlich gebildet sein soll, und zwar europäisch wissenschaftlich. Diesen beiden „Tajen" und dreien „Yeh" — also den „Excellenzen" und den „Dolmetschern" — reiht sich noch der Schriftführer: Koug-Ting-Young an, geboren 1837 zu Peking und Mitglied der historischen Akademie, genannt „Faug-leu-Kaung", ein Protégé des chinesischen Plon-Plon, des Prinzen Kung, und jetzt der Würde eines Bürgermeisters theilhaft. Dieser Schriftführer, oder Young, spricht so wenig als die beiden „Tajen" einen Laut irgend einer fremden Sprache, soll aber ein großer chinesischer Gelehrter sein.

Noch sind der chinesische Arzt zu zählen, und ein Dutzend chinesischer Diener. Das wären also derart etwa zwanzig Söhne des himmlischen Reiches, wol die ersten Originalexemplare ihrer Race, welche je den unheiligen Boden der Streusandbüchse des vormals heiligen römischen Reichs teutscher Nation betraten.

Aber diese zwanzig echten Chinesen sind in Wirklichkeit keineswegs selber die „chinesische Gesandtschaft", sondern ihr blos als nationale Statisten beigegeben, damit sie Proben aus dem Reiche vorweisen könne, das in Europa und Amerika zu vertreten sie bevollmächtigt ist. Die wirkliche „chinesische Gesandtschaft", die Vollmachtträgerin und politische wie internationale Tenden̲zvertreterin besteht aus einem Nordamerikaner als Chef, einem Irländer und einem Franzosen, als dessen Secretairen.

Der Chef der Gesandtschaft ist Seine Excellenz Anson Burlingame, kaiserlich chinesischer außerordentlicher Gesandter und bevollmächtigter Minister, geb. 1822 zu New-Berlin im Staate Newyork, einer der Nachkommen der ersten Gründer und Unabhängigkeitskämpfer der jetzigen Vereinigten Staaten von Nordamerika. Schon als Kind nach Ohio gebracht, unter Indianerstämmen erzogen, kühner Viehtreiber und Jäger, dann in Michigan Unterhändler mit den Indianern, studirte er später an der Universität von Michigan, und wurde von der Harward Universität 1845 zum Doctor der Rechte promovirt. Zu Boston Advocat, kam Burlingame zuletzt als Vertreter der Stadt Boston in den Congreß zu Washington. Sehr protegirt von Lincoln wollte der Präsident ihn 1861 als Gesandten nach Wien senden, doch Burlingame hatte sich für diesen Posten durch seine Parteinahme für Italien unmöglich gemacht. So nahm er denn im Herbst selben Jahres den Gesandtschaftsposten nach Peking an. Dort beschäftigte sich der geniale und practische Amerikaner mit gründlichen Studien der Beziehungen China's zur übrigen Welt und der Regierung zu den fremden Nationen. Seine Reformvorschläge fanden ungetheilten Beifall bei seinen Collegen, dem englischen Gesandten Sir Frederick Bruce und dem russischen Gesandten,

M. Wangaly, wie auch beim französischen, M. Berthemy. So entwarf Burlingame seine sogenannte „Cooperationspolitik", um China aus der bisherigen Isolirtheit und feindlichen Stellung gegenüber den civilisirten Nationen zu befreien. Diese Idee fand auch bei der chinesischen Regierung lebhaften Anklang. Da der jetzige Kaiser von China noch minderjährig ist, so ist Regent des Reiches dessen Onkel, der vielgenannte Prinz Kung, ein europäisch gebildeter Kopf. Als nun Burlingame 1867 seinem Posten entsagte, um nach seinem Heimatslande zurückzukehren, gab ihm zu Ehren der Prinzregent Kung ein Abschiedsdiner im Ministerium des Aeußern. Bei diesem Feste trug der Regent China's dem amerikanischen Staatsmanne die Gesandtschaft China's an, um factisch die projectiv angerathenen Bündnisse mit den Großmächten Amerika's und Europa's durchzuführen. Burlingame zögerte Anfangs, auf diesen so großartigen und ehrenhaften als unerwarteten Vorschlag einzugehen. Jedoch seine Collegen drängten ihn zur Entscheidung. Der Prinzregent ernannte Burlingame durch kaiserlichen Befehl vom 21. Nov. 1867 zum Mandarin ersten Ranges. Er zog indeß den unserer Civilisation entsprechendern Titel eines Gesandten vor, und indem er in politischer wie finanzieller Hinsicht unumschränkteste Vollmacht erhielt, auch die Zusicherung einer Remuneration von 40,000 Pfund Sterling nach vollendeter Mission, erwählte er sich das gesammte Gesandtschaftspersonal, sowol die ihm beigegebenen chinesischen Excellenzen, Dolmetscher und Dienerschaft, wie seine eigenen beiden Legationssecretaire. Letztere sind Mr. Brown und M. de Champs. J. Macleary Brown, geb. 1836 zu Belfast in Irland, seit 1861 Dolmetsch der britischen Gesandtschaft in Peking und ihr erster Legationssecretair, ist ein vollendeter Kenner des Chinesischen. Er befindet sich nicht in Berlin, sondern ward von Amerika aus mit Depeschen nach China geschickt und wird erst in St. Petersburg wieder zur Gesandtschaft stoßen.

Emile de Champs geb. 1835 zu Paris, Advocatensohn und Doctor der Sorbonne, war seit 1863 in Shangai, wo er gründlich chinesisch studirte, im Jahre 1868 zum Director des Zollamtes zu Neu-keang gemacht und endlich auf kaiserlichen Befehl zum zweiten Legationssecretair der Gesandtschaft Burlingame's, auf Wunsch des Letztern ernannt ward.

Anson Burlingame wendete sich mit seiner Mission zuerst nach Nordamerika, wo er mit seinen Chinesen enthusiastisch empfangen wurde und den Vertrag der Neutralität der chinesischen Gewässer, die Abschaffung der früheren Hindernisse des Grundbesitzes in China, die Gleichstellung aller Chinesen mit Amerikanern und Europäern, die Aufhebung aller Confessionsverfolgung und den Vertrag betreffs der Kulis durchsetzte.

Hierauf in England, schloß Burlingame das Bündniß mit Lord Clarendon, daß England ferner nur mit der Centralregierung von Peking und nicht mit anderen Parteien unterhandle, und seine Militairmacht in China zum Schutze von Person und Eigenthum jeglicher Nationalität verwende.

In den ersten Tagen des Jahres 1869 in Paris angekommen, wurde Burlingame mit ganzem Gefolge officiell durch Napoleon III. empfangen, und er richtete an den Kaiser von Frankreich unter Anderm folgende Worte: „Es ist das erste Mal, daß China eine Gesandtschaft zu den Völkern des Abendlandes schickt. Diese Mission ist der Ausdruck des aufrichtigen Wunsches, welchen China hegt, in die Familie der Nationen einzutreten und seine Fragen dem erleuchteten Urtheil der Menschheit (au jugement éclairé de l'humanité) zu unterwerfen, wie sie die Ihrigen demselben unterwerfen,

und endlich zu participiren an den Vortheilen und Wohlthaten, welche das internationale Recht ihm sichert und dessen Verpflichtungen zu übernehmen man von ihm verlangt . . ."

Und weiter: „Die richtige Politik besteht darin, die Thätigkeit einer ehrenhaften und loyalen Diplomatie an die Stelle eines selbstsüchtigen und habgierigen Eigensinns, einer rohen Geltendmachung der Gewalt zu setzen."

Das ist in wenig Worten das Programm der Mission. Ja, was in all' den Jahrhunderten den Portugiesen, den Holländern, den Russen, den Franzosen und Engländern trotz all' der jahrelangen mörderischen Kriege und Invasionen nicht gelang, diese Riesenauster China zu sprengen und diese uralte isolirte Civilisation in Solidarität mit der der übrigen Welttheile zu setzen, das gelang den friedlichen Worten und practischen Vorschlägen eines einfachen amerikanischen Staatsmannes. Ein ganzes Drittel der bewohnten Erde, bisher abgekehrt von der übrigen Menschheit alter und neuer Welt und für sich eine Art amphibischen Daseins führend, erstickend an Bevölkerungsüberzahl und enormen, durch Ausfuhr und Einfuhr noch nicht liquid gewordenen Schätzen des Bodens wie des absonderlichen Industriefleißes, ist nun den beiden Welten erschlossen und unter Garantie der Großmächte des Auslandes gestellt, ein Welthandel ist eingeleitet, der vielleicht für die Gegenwart und Zukunft von nicht weniger großer Bedeutung werden kann, als derjenige für die Vergangenheit vor Jahrhunderten war, der durch Entdeckung Amerika's eingeleitet ward.

Was aber hat Preußen, hat Norddeutschland mit dieser großartigen Perspective zu schaffen? Was suchte diese chinesische Gesandtschaft vom Standpunkte ihrer tiefern Tendenz aus in Berlin? Oder glauben die Flaneure „Unter den Linden", der jugendliche Kaiser des himmlischen Reiches habe seine Excellenzen und Dolmetscher blos geschickt, damit die Berliner auch einmal echte Chinesen zu sehen bekommen möchten, oder weil die zwangfüßigen Damen von Peking so überaus neugierig sind, durch ihre Landsleute Bericht zu erhalten, wie denn die schönen Berlinerinnen eigentlich in Wirklichkeit sich ausnehmen? Nun, lassen wir den Leutchen gegenseitig ihr naives Vergnügen, indeß der wol von Wenigen beachtete Mr. Anson Burlingame, in Begleitung seines amerikanischen Collegen George Bancroft, statt „Unter den Linden" viel mehr in der „Wilhelmsstraße" gesehen wurde, und der Brief des Grafen Bismarck, erst vor Kurzem in allen deutschen Journalen als Antwort auf die Zuschrift Burlingame's abgedruckt, den Beweis lieferte, daß man sich in unseren maßgebenden Kreisen wol bewußt ist, was das Erscheinen dieser ersten Europa betretenden chinesischen Gesandtschaft in Berlin eigentlich zu bedeuten hatte. Es ist das erste großartige Symptom der ungeheuren internationalen Tragweite des Jahres 1866. Deutschland ist endlich nach Jahrhunderten wieder einmal wirklich Weltmacht, und die gesammte Menschheit aller fünf Welttheile vermag fortan keine ihrer großen Entwicklungsphasen durchzumachen, ohne nicht von nun an stets auch den Blick auf Deutschland zu richten, und diesen Factor mitzuzählen in den Combinationen der Großmachtpolitik. Mit sechsunddreißig deutschen Fürsten hätte das ferne riesige China, trotzdem es schon so zahlreich auch deutsche Elemente beherbergt, niemals unterhandelt; aber mit den übrigen Weltmächten im Bunde ist der Norddeutsche Bundesstaat ein unumgehbar wichtiges Glied der ganzen Kette der Allianzen geworden, das eigentliche Verbindungsglied in der Zusammensetzung derselben, die Seemacht der Zukunft,

die weit über Europa hinaus in keiner Berechnung mehr ausgelassen werden kann. Die Zeit ist endlich da, wo Deutschland nicht mehr blos wissenschaftlich doctrinären Einfluß auf die Welt ausübt, sondern sich auch practisch betheiligt an allen großen Fragen und seinen landsmannschaftlichen Arbeitskräften im Auslande Schutz und Vertretung verleihen kann, als den Söhnen eines Volkes, das von nun ab wieder in der Weltgeschichte sein Wort mitzusprechen hat. Norddeutsche Zoll-, Post- und Telegraphenbeamte sind bereits nach Schanghai abgegangen.

Die chinesische Gesandtschaft hat bekanntlich am 1. Februar nach mehrmonatlichem Aufenthalte das gastfreundliche Berlin verlassen, wo sie — nur so nebenbei bemerkt — auf depensiverem Fuße gelebt, als wol noch irgend eine Gesandtschaft vor ihr. Sie bewohnten das „Grand Hôtel de Rome“ und ihre Rechnung, nach 10½wöchigem Aufenthalte betrug über 20,000 Thaler. Die beiden Excellenzen, Chi-Tajen und Sun-Tajen aßen nur, was ihre eigenen Köche ihnen bereiteten. Für diese zwei Köche war eine eigene Küche eingerichtet worden; sie kochten beständig eine Art von dünnem Reis, welchen alle Chinesen, von den Excellenzen bis zu den Dienern herab den ganzen Tag lang und zu jeder Stunde genossen, ohne sich übrigens den Appetit dadurch zu verderben. Zum Frühstück, Mittag und Abend aßen dann die übrigen Chinesen, mit Ausnahme der beiden Excellenzen, auf ihren Zimmern, — niemals an der Table d'hôte — was eben im Hôtel vorhanden war, jedoch von Fleisch nur Schwein, Hammel und Geflügel, nie Kalb- oder Rindfleisch, wobei sie sich der Messer und Gabeln bedienten. Die beiden Tajen hielten an der nationalen Sitte der Elfenbeinstäbchen fest, und aßen keine europäischen Speisen, die sie wol manchmal kosteten, aber immer herzlich schlecht fanden. Sie ließen sich von ihren beiden Köchen Fasanen, Rebhühner, Poularden, Rehfleisch braten und Gemüse bereiten. Das Geflügel wurde nicht gerupft, sondern ihm vollständig die Haut abgezogen, dann ward es in Speck eingehüllt, gebraten und später noch reichlich mit Provenceröl, als Sauce, übergossen. Die Gemüse, z. B. Rüben, wurden auf bewunderungswürdige Weise wahrhaft artistisch fein geschnitten, wie feinster türkischer Tabak, und dann in Schweinefett oder Oel geschmort. Besonders gern aßen alle Chinesen Maccaroni, sie tranken reichlich Wein, die Tajen nur Champagner. Von großen Privatausgaben, etwa in den Läden, war wenig zu merken; am Wenigsten von solchen für Schmuck- und Luxusgegenstände. Dagegen kauften die beiden Tajen viel Agriculturwerkzeuge und Maschinen, die sofort direct nach China abgingen. Chi-Tajen kaufte sich einen wundervollen Pelz für 600 Thlr., und besonders Fung-Yeh, der intelligenteste der drei „Yeh“ viel englische und französische Bücher und Prachtwerke. Von der Spree begab die Gesandtschaft sich direct an die Newa, wird jedoch auf der Heimkehr Berlin noch einmal berühren.

Mr. Burlingame spricht außer seiner Muttersprache sehr fließend Französisch und Mrs. Burlingame auch etwas Spanisch; aber Keiner von Beiden spricht Deutsch.

Ein deutsches Heim im fremden Lande.

Geschichte holsteinischer Auswandrer in Nordamerika.

Von A. Feddersen.

I.

Vor der Wohnung des Tagelöhners Claus Dehn hatte sich früh am Morgen schon ein Häufchen kleiner Dorfkinder versammelt. Einige derselben postirten sich vor den offenen Fenstern, einige drängten sich sogar durch die angelehnte Thür ins Haus. Drinnen in der Stube wurden von der alten Großmutter und Gretchen, der ältesten Tochter, hunderterlei bunt umherliegende Dinge allmählich in zwei umfangreiche hölzerne Kisten gepackt. Die Kinder riefen und fragten, wiesen dabei auf Dies und Das, hoben manche der Sachen auf, um sie genauer zu betrachten, ohne jedoch dadurch die Geduld der beiden Frauen zu ermüden. Ja, einige der kleinsten Kinder, die von etwas älteren Geschwistern an der Hand geführt wurden, erhielten bunte Läppchen und kleine Streichholzkästchen und diese kostbaren Geschenke hochemporhaltend verlangten sie ungeduldig hinausgeführt zu werden, um daheim zu zeigen, was sie bekommen.

Endlich waren die Kisten gepackt, die Deckel mühsam zugemacht und nun setzten sich die Kinder jubelnd oben darauf, unter ihnen Trina, Gretchen's kleine Schwester. Sie rief einem eben erst angelangten kleinen Mädchen, das halb scheu und doch voll Neugierde in der Thür stehen blieb, zu, doch auch herein zu kommen und sprach voll Wichtigkeit:

„Ja, Maria, morgen reisen wir nach Amerika und nun haben wir gepackt. O, wir haben so viel zu thun!“

„Und Trina's neues Kattunkleid ist auch mit eingepackt“, rief ein anderes kleines barfüßiges Mädchen, vergnügt auf die eine Kiste klopfend, „und der Kragen auch, den Pastor's Mamsell ihr noch geschenkt hat.“

„Ja, und Claus Dehn ist zu Lahann gegangen, der soll die Kisten wegfahren!“ schrie ein weißhaariger kleiner Junge zum Fenster herein.

„Und sieh mal, wie schön!“ sagte Trina, auf die Kisten weisend, „die Buchstaben hat Georg da gemacht und ich habe den kleinen Farbetopf gehalten und sieh, ich kann nun gern darüber hinwischen und es färbt nichts ab, denn die Buchstaben sind schon ganz trocken.“

„Ja, ganz trocken“, bestätigten mehrere der Kinder und strichen eifrig über die großen schwarzen Lettern hin. Andere buchstabirten laut und langsam: „Claus Dehn, New-York.“

„Hast Du denn nicht Angst vor dem Wasser?“ fragte Marie, das kleine blasse schwächliche Nachbarskind mitleidig anschauend.

„Nein, ich will so gern nach Amerika“, erwiederte Trina, „da ist

es ja viel besser als hier in Holstein, weißt Du das nicht? Da werden wir reiche Leute, sagt Vater, und brauchen nicht mehr zu arbeiten."

Nun kam Claus Dehn mit dem Nachbar. Er trieb die Kinder scheltend hinaus; doch drängten sie sich jetzt dicht an die Fenster und schauten still zu, wie die Kisten verschlossen, hinausgetragen und auf den draußen stehenden Wagen gehoben wurden. Als dieser nun abfuhr, folgten die Kleinen eifrig schwatzend und kehrten nicht um, ehe das Ende des Dorfes erreicht war und riefen Jedem, der ihnen begegnete zu: „Das sind Claus Dehns Kisten, Claus Dehns wollen ja nach Amerika; morgen reisen sie nach Amerika!"

„Ihr geht jetzt nach Pastor's", sagte die Großmutter zu Gretchen und strich Trina's Haar glatt. „Lauft aber nicht zu schnell, das Kind kann's nicht vertragen."

Das junge Mädchen sah sich noch freundlich nach der in der Hausthür stehen bleibenden alten Frau um und ging dann mit Trina und dem vierzehnjährigen Bruder Georg, dem nahen Kirchdorf zu.

Trina ermüdete schnell vom Gehen im tiefen Sande des Fahrweges und mußte oft stille stehen, um aufzuathmen. Georg, der zwar vor Ungeduld brannte, bald an Ort und Stelle zu sein, klagte doch nicht über solche Störungen. Treu hielt er der Schwester Hand, während Gretchen aus deren kleinen schlechten Schuhen den feinen Sand und die spitzen Steinchen schüttelte und bemerkte dann tröstend: „In Amerika soll Trina Schuhe haben, die so blank sind wie ein Spiegel, nicht Gretchen?"

Und dann lachte Trina fröhlich auf und ging darnach allemal ein wenig schneller.

Bei den ersten Häusern des Dorfes angelangt sagte Georg aber: „Nun gehe ich meinen Weg und bei der alten Ehlers komme ich wieder zu Euch."

Damit bog er in das erste Seitengäßchen, während die Schwestern in das nahe Pastorat gingen.

Hier hatte Gretchen vier Jahre gedient und fast eine zweite Heimat gefunden und mit schwerem Herzen nahm sie Abschied von dem Prediger und seiner Frau. Die Kinder umringten das Mädchen weinend und wollten deren Hände gar nicht loslassen, als sie hörten, daß dies ein Abschied für immer sei und Gretchen mußte ihnen versprechen. doch ja gleich von ihrer neuen Heimat aus ihnen zu schreiben.

Jetzt gingen die Mädchen nach dem Hause der alten Frau Ehlers, die einen kleinen Kramladen hielt und mit Claus Dehn entfernt verwandt war. Georg kam ihnen schon entgegengelaufen und rief: „Paul ist nicht zu Hause, aber Johann ist drinnen, er ist auf Urlaub hier."

Gretchen stutzte, als sie dies vernahm und blieb wie unentschlossen stehen. Doch schon war sie bemerkt worden. Durch das kleine Eckfenster des Hauses schaute ein altes behäbiges, von einer saubern großen Haube umgebenes Frauenantlitz und eine eifrig winkende Hand ward sichtbar.

„Was stehst Du da denn zu warten, Gretchen? so komm doch

herein!" rief die Alte, ihr entgegentrippelnd. „Nein, was soll man noch erleben!" fuhr sie überlaut fort, indem sie dem Mädchen einen kleinen freundlichen Ellenbogenstoß versetzte, „Ihr wollt nach Amerika? seid Ihr auch wol recht klug? Und davon hab' ich Nichts gehört, Gretchen, und wir sind doch Etwas in der Verwandtschaft! Und Großmutter will auch mit, so alt sie ist? und morgen schon reist Ihr? Nun, komm' doch in's Haus. Du siehst ja ganz verweint aus; Du bist wol bei Pastor's gewesen, was? So, setz' Dich, Gretchen."

Damit drückte sie das Mädchen auf einen Stuhl nieder und setzte sich neben sie und fing wieder zu fragen an, ohne zum Antworten Zeit zu lassen.

„Woher habt Ihr denn in aller Welt das viele Geld für die Reise? und wie kann Trina, das kleine elendige Ding, lebendig über's Wasser kommen? So antworte doch, Gretchen! Euer Georg ist immer so wild, von dem kann man nichts Rechtes zu wissen bekommen."

„Das Geld", begann Gretchen, „haben wir von Vaters Mutterschwester geerbt. Es war nicht viel, aber wir können damit über's Wasser kommen und noch ein Stück in's Land hinein, meint Vater."

„Nun, nun", sagte Frau Ehlers nachdenklich, „es mag auch gut genug sein; es gehen ja viel ehrliche Leute dahin. Aber das muß ich Johann doch erzählen." Damit klopfte sie an das kleine Fenster in der Thür des Ladens und rief: „Johann, Johann, so komm doch 'mal her!"

Ein junger, halb soldatisch gekleideter Mann mit lichtblondem Haar und Schnurrbart, ein kaltes Cigarrenendchen zwischen den Lippen haltend, trat auf diesen Ruf in's Stübchen. Sein rundes, ehrliches Gesicht war hochgeröthet und aus den Augen schienen eben Thränen weggewischt zu sein.

„Hast Du wol so Etwas gehört?" rief seine Mutter, „Claus Dehn und alle seine Leute und die alte Großmutter wollen auswandern."

„Auswandern ist Mode geworden, Mutter", erwiederte Johann kurz und in fast mürrischem Ton und zündete, ohne das Mädchen zu begrüßen oder anzublicken, mit einem Streichhölzchen seine Cigarre an.

„Und daß Du Lust dazu hast, wundert mich auch, Gretchen", rief die Alte; „Du sagtest immer, Du könntest nicht so weit vom Dorfe weg."

„Was thut man nicht, um zu Brod zu kommen", murmelte Johann; „die Mädchen gehen nach Amerika, um einen Mann zu kriegen; das weiß ja alle Welt."

„Nun, an einem Mann wird's Gretchen nicht fehlen", rief die Alte, des Mädchens Hand klopfend: „sie hat rothe Backen und blanke Augen und kann mit ihren Händen Beides, Grobes und Feines, thun."

Gretchen saß stumm und mit niedergeschlagenen Augen da und kämpfte mit den Thränen, die ihr heute so leicht kamen.

Johann warf seine Cigarre von sich und ging wieder hinaus, die Thür heftig hinter sich zuschlagend.

Die Alte schwatzte noch ein Weilchen und fragte noch Viel; aber

Gretchen antwortete zerstreut und einsilbig und stand endlich auf, um zu gehen.

„Nun, so vergiß uns auch nicht“, sagte Frau Ehlers, des Mädchens Hand schüttelnd. „Johann, wo bist Du? Gretchen will gehen! Na, er ist wol nicht da, Du sprichst ihn noch vielleicht unterwegs. Hier hast Du zwei Pfund getrocknete Pflaumen für das Kind, die sind gut auf der Reise. Grüß' Großmutter auch von mir, hörst Du, Gretchen?“ Die Alte weinte ein paar Thränen und sah, in der Thür stehend, den drei Geschwistern nach, bis sie um die Straßenecke bogen.

Gretchen traf Johann nicht unterwegs. Paul aber, dessen junger Bruder, der Georg's bester Freund war, kam ihnen entgegen. Die Knaben hatten einander noch Vieles zu sagen; sie beschenkten sich mit Stammbuchblättern und nahmen lachend von einander Abschied.

„Nun, seid Ihr da?“ rief die Großmutter ihnen entgegen. „Jetzt will ich denn auch meinen letzten Gang thun und dann hat es in Gottes Namen hier ein Ende.“

Der Kirchhof lag einsam inmitten der Felder und dorthin ging die alte Frau beim Schein der Abendsonne. Langsam wandelte sie zwischen den Gräbern einher, unter deren Hügel so Viele schliefen, die sie in ihrem langen Leben gekannt und geliebt. Dann stand sie stille neben dem Grabe ihrer Tochter, ihres einzigen Kindes, der Mutter ihrer drei Enkel. Die Rosenbüsche, welche man hier gepflanzt, waren wie überschneit mit vollen, weißen Rosen und auch das Grab war mit abgefallenen Blättern weiß zugedeckt. Mit zitternden Händen pflückte die alte Frau einen ganzen Strauß Rosen und sagte leise für sich: „Zum letzten Mal, zum letzten Mal, meine Tochter.“

Der Sohn des Küsters kam, quer über die Gräber laufend, laut singend daher. Er mußte das Abendgeläute besorgen. Als nun die Töne der Betglocke von der reinen stillen Abendluft getragen an das Ohr der alten Frau drangen, horchte sie ihnen mit schwerer, trauriger Empfindung und sagte wieder für sich: ‚Ach, zum letzten, letzten Mal!“

Dann schaute sie, langsam heimkehrend, im Vorübergehen alle Gräber mit den halbversunkenen Leichensteinen an, deren Inschrift übermoost und die frischen Grabeshügel, auf denen verwelkte Todtenkränze lagen. Einen letzten Blick noch warf sie auf die liebe kleine Kirche; durch die Fenster fiel ein scheidender Sonnenstrahl auf das vergoldete Schnitzwerk und die Engelköpfchen am Altarblatt. Die Spitze des alten Thurmes umjagten zwitschernd einige lustige Schwalben, die hier ihre Nester hatten. Wenn der Sommer hin war, mußten auch sie in die Ferne ziehen; aber sie durften doch immer wieder heimkehren zu ihren Bauplätzen im alten Thurme.

Die Alte wandte den Kopf und trocknete sich die Augen; dann schloß sie leise die knarrende Kirchhofspforte und schritt wieder dem Dorfe zu. Doch oft mußte sie unterwegs rasten, denn aus manchem Hause, an dem sie vorüberschritt, kamen Bekannte, um ihr die Hand zu reichen und ihr glückliche Reise zu wünschen.

Claus Dehn, der Schwiegersohn, war jetzt auch daheim, nachdem er sich den größten Theil des Tages im Wirthshause aufgehalten und dort geraucht und getrunken hatte. Sein sonst stets mürrisches Gesicht war jetzt aufgehellt und als er gewahrte, wie wehmüthig die Großmutter und Gretchen dreinschauten, rief er: „Nun, seht nicht so sauer aus, was lassen wir denn, als Armuth und Arbeit? Seht doch die jämmerliche Kathe hier an, ist sie besser als ein Viehstall? In Amerika soll's schon anders gehen: da haben wir leichte Arbeit und verdienen dabei viel, wozu den Euer Gejammer?"

Die Dorfkinder, welche den ganzen Tag das Haus nicht verlassen, wurden jetzt auch heimgeholt, folgten aber mit Widerstreben und riefen: „Morgen früh kommen wir gleich wieder; wir müssen doch sehen, wenn Ihr nach Amerika reist!"

Gretchen stand mit den Geschwistern vor dem Hause und schaute der kleinen Schaar nach, die durcheinanderschwatzend und den Staub der Straße aufwirbelnd davon stob.

„Wie haben sie doch allenthalben herumrumort!" sagte Trina altklug zur Schwester. „Die Kleinsten kratzten immer den Staub auf in der Stube und in der Küche, da, wo der Schrank und der Koffer gestanden haben; sie meinten, daß sie da 'was Schönes finden könnten; ich sagte ihnen oft genug, da wäre nichts, aber sie wollten nicht hören, und als Sara einen alten Knopf fand, meinte sie, der wäre von Gold, mehr Verstand hat sie nicht 'mal und ist fast eben so groß als ich. Und die Jungens kletterten immer rein durch die Fenster und ich sagte ihnen noch viele Male, daß sie es nicht dürften, aber sie wollten nicht hören und Georg that es auch, Gretchen. Durfte er das wol?"

Georg lachte über sein Schwesterchen, das indeß trotzdem beharrlich fragte: „Durfte er das, Gretchen?" Gretchen, die aber mit ihren Gedanken wo anders war, sagte: „Ja wol, mein Trinchen." Und nun lachte Georg noch mehr und Trina sah gekränkt aus.

Endlich ward es stille drinnen und draußen und die Dämmerung breitete sich über das Dorf. Die Auswanderer verließen ihre verödete Wohnung und gingen zum Nachbar, der ihnen für die letzte Nacht ein Obdach geboten und es war ihnen, als seien sie jetzt schon ohne Heimat.

II.

Vier Monate waren seit der Abreise Claus Dehns verstrichen, als der Briefträger einen mit verschiedenen Postzeichen bedeckten Brief in's Pastorat trug.

„Von Amerika, von Gretchen!" riefen jubelnd die Kinder. „Nun lies ihn uns auch gleich vor, Vater, bitte, bitte!"

Und der Vater las:

„Wir sind schon drei Monate in Amerika gewesen und ich habe Ihnen doch noch nicht einen Brief geschrieben, welches nicht recht von

mir ist. Ich hoffe, daß dieser Brief Sie bei guter Gesundheit antrifft und Herrn Pastor auch und die Kinder. Wir sind bei guter Gesundheit.

Wir haben eine gute Reise gehabt, denn das Schiff ist in drei Wochen hierhergesegelt. Aber auf dem Schiffe war es sonst nicht gut für uns, denn wir hatten zu wenig Platz und schlechte Kost. Vater und einige Andere waren sehr böse über die Kost, aber der Koch machte Alle still mit Schelten. Liebe Freunde, es gab viel gottlose Leute im Zwischendeck und vor ihren schändlichen Reden hatte man immer keine Ruhe. Großmutter tröstete mich aber stets und auch hielten wir uns still für uns. Ein ehrbarer Mensch war doch da, ein Tischler, der that uns oft Gutes, denn er hatte viel Sachen bei sich, als: Wurst, Butter, Heringe, Aepfel und Schinken und gab uns von Allem. Ich war am schlimmsten krank, aber Trina ging es gut, sie war beinahe gesünder als zu Hause.

Der Tischler war ein Preuße; sie sagten Alle, er hätte Geld und er hatte unter den Leuten großes Ansehen.

New-York ist eine schöne, sehr große Stadt und man sieht da Leute aus aller Welt Enden. Es ist da so voll von Menschen auf den Straßen, als wenn es immer Jahrmarkt wäre, welches mich und Großmutter ganz ängstlich machte. Trina war dreist genug, sie wurde nur böse, wenn die Leute sie immer drängten und auf ihr neues Kleid traten.

Der Tischler war schon früher in New-York gewesen und er verschaffte uns ein deutsches Wirthshaus. Wir blieben aber nicht lange in der Stadt, wir reisten mit dem Eisenbahnzuge, der hier Emigrantenzug genannt wird, der fuhr nicht sehr schnell und stieß sehr und hielt oft an. Der Tischler war mit uns und hatte auch Brod und Käse für uns mitgenommen. Wir kamen durch viele Städte, einige klein, einige groß und schön, und über viele Brücken. Und so fuhren wir wieder lange Zeit, wo wir nichts sahen als Wald und steile Berge, was recht wild aussah und am Wege Stakete, die sie hier *Fenzen* nennen. Zwischenein sah man wol ein kleines Haus von Baumstämmen gemacht, das sie hier *Loghaus* nennen, mitten im Walde liegen, ein kleines Feld darum und im Felde Maiskorn und Kürbis, die sie hier aber immer *Pumpkins* nennen. Viele schwarze Dinger saßen hier und da im Grunde, der Tischler sagte, es wären abgebrannte Baumstümpfe; sie sahen aus wie alte halbversunkene Kreuze auf einem Kirchhofe. Hinter den kleinen Fenstern waren Gardinen und im Garten standen Rosen. Vor der Thür lagen die Hühner im Sande. Die Kühe liefen unter den Bäumen im hohen Grase, mit Glocken um den Hals, aber alles Vieh ging lose herum und Keiner hütete es. Zuweilen sahen wir auch Kinder vor dem Hause, die waren alle barfuß und wenn sie uns gewahr wurden schlugen sie in die Hände und lachten und sprangen auf und nieder. Einmal sahen wir auch eine kleine hölzerne Kirche mit einem Kirchhof dabei. Es war gerade Sonntagmorgen und ein so schöner Tag. Einige Leute, mit Gesangbüchern in der Hand, sahen wir auf dem Wege, der zur Kirche ging und die Thür stand offen. Da mußten Großmutter und ich doch so weinen.

Wir kamen auch zu schrecklich hohen Bergen, dann stürzte das Wasser herunter, zuweilen über abgebrochene, halb verbrannte große Baumstämme hin. Zuweilen fuhren die Wagen durch unterirdische Gänge, dann weinte Trina und Großmutter konnte sie nicht zufrieden stellen. Großmutter sagte auf der ganzen Reise nicht viel und sah elendig aus; sie konnte nicht viel essen und sie konnte den Lärm von den Wagen nicht vertragen.

Zuletzt kamen wir in eine Stadt, die hieß Chicago. Im Wirthshause sprachen wir einen Holsteiner aus unserer Gegend, der heißt Schmidt und ging vor zwei Jahren nach Amerika. Er wollte haben, daß wir in Chicago bleiben sollten; er verdient gut; seine Frau wäscht für Andere und seine Tochter dient bei Englischen. So blieben wir und der Tischler verschaffte uns eine Stube und ging überall mit mir und sagte mir Bescheid. Wir kochen nun in der Stube; es wird aber so heiß davon und das kann Trina nicht vertragen. Es ist hier schrecklich heiß.

Ich wasche und nähe für Andere; Großmutter kocht das Essen; Trina schält die Kartoffeln. Georg ist bei einem englischen Farmer, so nennen sie hier die Bauern. Er verdient jeden Monat sechs Dollars und die Kost, und das Geld bringt er Großmutter. Vater ist Handlanger beim Häuserbauen.

Der Tischler ist nun von Chicago weggereist, er ging nach Milwaukee. Er wollte mich zu seiner Frau haben, aber ich mochte ihn doch nicht nehmen. Vater war deshalb böse auf mich, aber ich konnte es nicht thun und Großmutter sagte, ich sollte mich nicht bereden lassen, wenn ich es nicht thun könnte; so schwieg Vater still.

Ich habe nun unsere ganze Reise beschrieben und muß jetzt noch sagen, daß ich und Großmutter uns sehr nach Hause sehnen und daß wir immer davon sprechen, wenn wir allein sind. Trina ist noch so ziemlich gesund; Georg ist ganz munter. Die alte Mamsell beim Kirchspielvogt zu Hause hatte ihm ja etwas Englisch gelehrt, aber das half ihm hier nichts, denn Niemand konnte ihn verstehen. Vater ist hier nicht zufrieden, er hat sich Alles besser vorgestellt als es ist.

Ich muß auch noch erzählen, daß die Deutschen hier ganz sonderbar Deutsch sprechen; viele Wörter sagen sie auf Englisch, so können wir sie oft gar nicht verstehen und dann lachen sie uns aus.

Grüßen Sie nun alle meine Bekannten von mir, auch die alte Witwe Ehlers und sagen Sie ihr, es ginge uns gut. Ich wünsche Ihnen Allen gute Gesundheit und bitte Frau Pastorin und die Kinder, mir auch einen Brief zu schreiben. Ihre getreue Freundin

Margarethe Dehn."

Als der Prediger Abends spazieren ging, begegnete er der alten Ehlers. Diese war über den Gruß aus Amerika hocherfreut, ließ sich aber nicht Zeit zu weitern Fragen, denn sie mußte die eben gehörte frohe Botschaft sogleich ihrem Johann erzählen, dessen Dienstzeit jetzt aus war, und der für einige Zeit daheim blieb.

„Ja, wo ist denn der Brief?“ fragte Johann.

„Ei, bei Pastor's, wo sonst?“

„Nun, wir sind doch ihre Verwandte und sollten ihn billig auch lesen“, sagte Johann.

„Das sind wir, Johann, verwandt sind wir. Ja, daß ich um den Brief nicht gleich bat!“

„Warum that Mutter das auch nicht? Soll es heißen, fremde Leute wissen von ihnen und die eigenen Verwandten nicht?“ rief Johann, der seine Alte gar wol kannte.

„Du hast Recht und ich geh morgen zu Pastor's“, sagte Frau Ehlers entschlossen.

Freundlich ward die Bitte der alten Krämerwittwe, den Brief aus Amerika doch auch lesen zu dürfen, von der Pastorin gewährt und erfreut trug Frau Ehlers ihren Schatz nach Hause, wo Johann sie mit Ungeduld erwartete.

Trotz des fortwährenden Mahnens der Mutter, las er indeß den Brief nicht vor, sondern durchflog ihn mit großer Hast still für sich. Hochaufathmend und mit einem befriedigten Lächeln legte er ihn, nachdem er ihn gelesen, auf den Tisch und wollte rasch hinaus, als der Mutter scheltende Worte ihn zur Besinnung brachten. Er kehrte wieder um und las jetzt Gretchen's Schreiben langsam und deutlich und mit sichtlichem Behagen der Alten vor. Diese lachte und weinte wechselsweise und rief am Schlusse des Briefes: „Ja, die kann schreiben; was Johann? Ach, die alte Großmutter dauert mich aber und Trina, das arme kleine Ding.“

„In Amerika ist es gut, Mutter“, rief Johann, seiner Mutter Worte überhörend; „ich hätte auch Lust dahin zu gehen“

„Du willst von mir gehen?“ rief die Alte, entsetzt in die Höhe schauend.

„Mutter und Paul sollen mit“, sagte Johann munter.

„In das fremde Land, worin auch Schwarze und Heiden leben?“ schrie die Mutter, die Hände zusammenschlagend. „Nein, dazu beredest Du mich nicht. Wir haben hier unser Brod und dürfen nicht in der Fremde darnach laufen. Mit Dehn und seinen Leuten war das eine andere Sache. Und ich glaube auch noch nicht, daß sie da fortkommen; denn daß sieht man, daß man da so gut arbeiten muß wie hier und Claus Dehn mag nun einmal nicht arbeiten und will doch gern gut leben, und Georg wird ihm darin ähnlich, das hab' ich bemerkt. Gretchen ist wol ein fixes Mädchen, aber, du lieber Gott, was kann sie viel thun, wenn die alte Großmutter und das kranke Kind ihr zur Last liegen?“

III.

Es war jetzt Herbst, der prachtvolle Herbst Nordamerika's „mit seiner melancholischen Erhabenheit, glorreich im Dahinwelken". Leichter Nachtfrost hatte das frische üppige Sommergrün verwandelt, es schien wie mit warmem Zauberpinsel übermalt: in allen Schattirungen, vom hellsten Gelb bis zum dunkelsten Roth prangte das Laub; nur hier und da ragte aus dem wie in Flammen aufgegangenen Walde eine vom Frost verschonte Eiche mit glänzend grünem Laub hervor. Ranken wilder Reben hingen mit goldgelben Blättern und dunkelblauen Trauben von den Bäumen herab. Bunte Vögel, die von kühler Morgen- und Abendluft an ihre weiten Reisen gemahnt wurden, jagten zwitschernd durch den wunderbar klaren Aether und täglich sah man schon große Schaaren wilder Gänse, den Führer an der Spitze ihres langen Zuges, mit lautem eintönigen Geschrei dahinziehen, dem wärmern Süden zu. Im Felde stand der Mais mit den vollen reifen Kolben. Auf dem leichtbereiften Boden sah man zwischen den vom Frost zerstörten Ranken große rothe Kürbisse, gelbe Zucker- und dunkelgrüne Wassermelonen. Und auf der ganzen reichen Landschaft lag in den Tagesstunden ein so warmer Sonnenschein, daß mitten im Herbst Frühlingsahnung mit Wehmuth und Wonne in's Herz schlich.

Doch unsere armen Auswanderer in der großen Stadt sahen in ihrem heißen Stübchen nichts von der Pracht des Herbstes Trina sprach wol von Aepfeln, wenn sie vom Fenster des dritten Stockwerks aus unten auf der Straße, Kinder Obst schmausen sah; dann klopfte sie sich die Brust und rief voll Sehnsucht: „O, das schmeckt mal gut, Großmutter."

„Es ist mir wie ein Stich durch's Herz, wenn das Kind so spricht", sagte die Alte leise zu Gretchen. „Auch daß sie keine Milch haben kann, ist mir ein großer Kummer. Trina sieht jetzt doch so jämmerlich aus und Milch wär' gerade das Rechte für sie."

Zu der Zeit, da Claus Dehn mit seiner Familie auswanderte, war die Heimstätte-Bill noch ein Gegenstand über dessen Für und Wider die Herren im Repräsentantenhause in vielen heißen Reden sich ergingen. Damals hatten Emigranten zwar das Recht 160 Acres uncultivirten Landes zu beanspruchen (to claim); doch mußte der „Claim" (so nannte man das beanspruchte Stück Land), sobald der Staat für gut fand, ihn mit andern Ländereien öffentlich zu verkaufen, mit dem gesetzlichen Preise von 1¼ Dollars per Acre vom Emigranten bezahlt werden. Oft vergingen indeß mehrere Jahre, ehe zum Verkauf geschritten ward, und so lange das nicht geschah, konnte Jener ruhig auf seinem Claim säen und ernten und brauchte überdies von dem Lande keine Abgaben zu entrichten. Solche Bedingungen waren für einen Auswanderer, der ein kleines Capital in Händen hatte, verlockend genug. Konnte er sich ein „Joch" Ochsen, eine Kuh, ein Schwein, etwas Acker- und Hausgeräth anschaffen, blieb dann noch so viel Geld übrig, um Lebensmittel

bis zur ersten Ernte sich zu kaufen, dann hatte er, wenn er ein tüchtiger Arbeiter, dazu gesund, genügsam und nüchtern war, den soliden Grundstein zu seinem künftigen Glück gelegt. War aber der Claim einmal „gemacht", dann mußte der Ansiedler auch sofort ein Haus darauf erbauen und dasselbe, wenigstens zeitweise, bewohnen. Dies war vom Staat gesetzmäßig vorgeschrieben, um zu verhindern, daß das Congreßland von Landspeculanten aufgekauft werde. Es wurde trotzdem viel gehandelt mit Claims; doch wußte man den Schein des Rechts zu wahren, indem man, wie es hieß, nur die „Improvements" verkaufte und sich so auch das Claimrecht vorbehielt. Der Staat Minnesota, damals noch ein Territorium, war mit seinem schönen gesunden Klima, seinem ergiebigen Boden, seinem Reichthum an Wald namentlich für Auswanderer aus Nordeuropa ein passendes Ziel. Claus Dehn's, müde des Lebens in dem damals noch ungesunden Chicago, ließen sich daher durch den Landsmann Schmidt auch leicht bereden, nach Minnesota zu gehen. Von dem während der Sommermonate erübrigten Gelde konnte man die Reisekosten bestreiten und noch eine ziemliche Summe übrig behalten und so rüstete man sich denn noch einmal für eine Reise. Auf der Eisenbahn gings fort in die weite Ferne, bis Dunleith, wo ein Dampfschiff sie aufnahm und sie jetzt den Mississippi, der auch hier noch immer breit und mächtig ist, zum ersten Mal sahen.

Im unteren Raum des flachgehenden großen Dampfbootes, umgeben von Ballen, Säcken und Reisekoffern, saßen Gretchen, Trina und die Großmutter auf ihren Kisten und sahen und hörten schweigend dem Getreibe und Geschwätz um sich her zu. Die romantischen Ufer des Stromes zogen an ihnen vorüber, bald felsig und schroff und wild, dann wieder anmuthig, mit breitem Vorlande, das eine Art feinblättriger zarter Weide bedeckte. Trina freute sich der bunten Häuser, die hier und da am Ufer neugegründete Städte anzeigten, der Blockhütten, in denen Holzschläger mit Weib und Kind einsam wohnten, und der Sandbänke im Strom, auf denen wildes Geflügel sich gelagert, das scheu vor dem heranbrausenden Dampfschiff auf- und davonflog.

Georg hatte unterdeß mit den beiden Negern, die in dem Speisesaal der Kajüte die Aufwartung bei Tische besorgen halfen, Bekanntschaft gemacht, und er erzählte nun der Großmutter, daß dieselben keine Heiden seien und gut englisch sprächen, ihn aber beharrlich „little Dutchman" nennten, obwol er ihnen wiederholt gesagt, daß er ein „German" sei.

„Und unser Schiff heißt War Eagle", flüsterte er dann, sich auf einen Sack neben Gretchen setzend; „und sieh, da oben am Schiff sitzt er, mit ausgebreiteten Flügeln, vergoldet und schön und seine Federn blitzen in der Sonne. Und in den Staatszimmern, da ist's eine Pracht, ihr könnt's nicht glauben. Der eine Neger ließ mich gestern Abend bei Licht mal eingucken. O, was für ein schöner Saal war da, rundherum mit Thüren, die nach den kleinen Schlafstuben gehen. Es sind Kronleuchter da und feine gestickte Decken auf der Diele und große Spiegel und die

Wände weiß und gold! Es ist da voll von feinen geputzten Leuten, die sitzen auf den Sophas, zu lesen und zu sprechen und die Kinder springen herum auf den gestickten Decken und spielen und lachen; die sind zu beneiden! Aber nun halten sie an und nehmen Holz ein und ich muß dabei sein!"

„Die Kinder sind glücklich", sagte die Großmutter, „sie können sich über Alles freuen. So sollten wir es auch machen."

Das am Ufer hochaufgestapelte Holz ward rasch auf das Dampfschiff geschafft und dem Verkäufer sein Papiergeld dafür eingehändigt. Ein paar Passagiere sprangen, ihre Reisetaschen in der Hand, an's Ufer. Von der neuangelegten Stadt, die aus etwa zwölf Häusern bestand, schallten Hammerschläge der Zimmerleute und das Geklapper einer Sägemühle lustig zu ihnen herüber. Jetzt tönte die Schiffsglocke und das Boot glitt dampfend weiter stromaufwärts.

So waren zwei Tage der Wasserreise vergangen, als Schmidt seinen Landsleuten verkündete, daß sie in wenig Augenblicken an Ort und Stelle sein würden. Die Großmutter und Gretchen rafften eilig ihre losen Habseligkeiten zusammen und mahnten auch Georg, sein Umherlaufen einzustellen. Dann schauten sie erwartungsvoll nach dem Minnesota-Ufer hinüber.

Und wieder ertönte die Schiffsglocke, das Boot legte an und rasch ward die leichte Brücke nach dem Ufer hinübergeschlagen. Schmidt und Dehn ergriffen eilig die Kisten und hießen auch Gretchen und Georg mit anfassen, denn sie hatten längst gelernt, schnell zu sein, wo keine Minute gezögert wird. Großmutter hielt mit der Rechten Trinchen's heiße Hand, mit der Linken die weite Schürze, in die sie allerlei Kleinigkeiten gepackt hatte und dann gings hinüber.

Vor sich sahen sie ein steiles rauhes Ufer, mit wildem, grobem Grase überwuchert, aus dem hier und da ein Klotz aus Sandstein hervorragte, im Hintergrunde erhoben sich steile, mit Wald bewachsene Berge, aus Sandstein bestehend, an deren Abhang, der ziemlich bis an den Strom sich hinabzog, die neue Stadt Minnieska lag, die bis jetzt freilich nur aus drei anständigen Häusern und drei Hütten bestand. Die Männer schafften rasch das Gepäck hinauf zur Stadt. Vor der Thür seines Hôtels, die Hände in den Hosentaschen und den Yankee Doodle pfeifend, erwartete sie hier in aller Ruhe der Wirth, mit welchem Schmidt in gebrochenem Englisch auch sofort seine Unterhandlungen begann.

Vier englische Meilen von der Stadt, in einem der fruchtbaren Mississippi Thäler, dem Whitewater-Valley (Weißwasser-Thal), wählte sich Claus Dehn ein Claim von 160 Acres. Im Thale waren nur noch wenige Ansiedler und die meisten derselben hatten höchstens ein Jahr hier gewohnt. Schmidt dahingegen „claimte" ein Stück Land in einem andern Thale, das der Indian-Creek, ein prachtvoller Forellenbach, bewässerte.

Eine norwegische Familie, deren Claim an den von Claus Dehn gewählten grenzte, hatte der Familie freundlich Quartier angeboten, bis

ein Blockhaus auf dem neuen Besitz errichtet sein würde. Auch bei dem Bau desselben versprachen der neue Nachbar und dessen unverheirathete Bruder behülflich zu sein.

Auf einem niedrigen Karren, mit Ochsen bespannt, die ohne Zügel, nur durch den Zuruf ihres Führers, eines nahewohnenden Irländers, geleitet wurden, schaffte man die Kisten nach dem Hause des Norwegers. Für Trina ward auch ein Sitz auf dem Karren zurechtgemacht; die Andern gingen nebenher. Des Norwegers Wohnung war ein niedriges schlechtes Blockhaus und enthielt nur einen Raum, den ein einziges kleines Fenster mit vier Scheiben nothdürftig erhellte. Der eiserne Kochofen, dessen lange Röhre durch ein großes Loch in dem mit Birkenrinde gedeckten Dache hinausragte, stand mitten in der Stube, an dessen einem Ende vier Betten, wie Schiffskojen, je zwei übereinander, sich befanden.

„Es gehen viele fromme Schaafe in einen Stall", sagte die Großmutter tröstend zu Gretchen, indem sie mit dieser ein Lager, das aus ihrem eigenen mitgebrachten guten Bette und einigen wollenen Decken bestand, auf dem Fußboden zurechtmachte.

Stumm, aber mit freundlicher Miene half die Norwegerin den Fremden und gab Trinchen, nachdem sie gemelkt, so viel frische Milch, als diese nur trinken mochte. Großmutter und Trina erhielten für die Nacht den besten Platz und zu ihren Füßen legte sich Gretchen, völlig angekleidet. Die kleine Schwester konnte aber nicht einschlafen, bevor sie noch einmal zu ihr hingekrochen war, um ihr einige Bemerkungen zuzuflüstern.

„Die Frau raucht ja wie ein Mann, das thut doch Keine in Holstein. Und wie sieht es hier aus! Das Haus ist noch schlechter, als die Kathen in Holstein. Die Leute sind sonst gut genug, Gretchen, und es war ja ganz nett von der Frau, daß sie mir so viel Milch zu trinken gab."

Draußen plätscherte das Wasser des Whitewater und der Wind rauschte in den Eichen, die die schlechte Hütte umgaben; von einer nahen Schlucht her tönte durch die Stille der melancholische Ruf der Eule und das Bellen eines Fuchses. Alles klang dem horchenden Gretchen so fremd; aber der alte bekannte Mond, der einen Strahl durch das kleine Fenster ihr zusandte, beschien ja doch die Wildniß, die bis jetzt fast nur die Heimat des Indianers und des von ihm gejagten Wildes gewesen, und in die nun fremde Menschen mit Axt und Pflug sich drängten.

IV.

Das neue Blockhaus war kleiner noch, als das der Norweger; es hatte auch nur ein Fensterlein und der Fußboden war nothdürftig mit rohen Bretern belegt, die man auf der fernen Sägemühle gekauft. Die Thür hing in ledernen Riemen und war ohne Schloß und Riegel.

Die Löcher zwischen den unbehauenen Balken waren mit Lehm zugeworfen, der noch naß war und im Häuschen einen üblen Geruch verbreitete. Aber drinnen stand doch ein Ofen, wenn auch nur ein alter, abgenutzter, den Dehn für ein paar Dollars in Minnieska gekauft. Und als nach einer Weile auf einer der Kisten, die als Tisch diente, der Kaffee dampfte und die kleine Familie ihr Mahl einnahm, da überkam sie Alle ein ganz eigenes, behagliches Gefühl und Gretchen sagte zur Großmutter: „Es ist doch nett, selbst Etwas zu haben, ein eigen Dach über dem Kopf und ein Stück Land, wenn Beides auch noch wild ist.“ Und als das junge Mädchen Abends beim Sonnenuntergange vor die Thür des Blockhauses trat und die reiche Herbstlandschaft ringsum betrachtete, da sagte sie leise für sich: „In Amerika ist es doch schön.“

„Wol ist's schön!“ rief Georg herbeispringend, „und Hirsche und wilde Enten sind hier, und im Indian-Creek kann ich Forellen angeln.“

Aber die frohe Stimmung im Blockhause sollte nicht lange währen. Claus Dehn, je mehr er einzusehen begann, daß er in Amerika härter noch zu arbeiten habe, als in der alten Heimat, ward von Tag zu Tag unzufriedener und ließ seiner übeln Laune gegen seine Umgebung freien Lauf. Er hätte in Minnieska Beschäftigung finden können, aber so lange noch ein paar Dollars des erübrigten Geldes da waren, schien ihm keine Arbeit genehm. Georg fand zwar sofort Beschäftigung bei nahewohnenden Nachbarn. Es waren dies zwei alte Schweden, die sich ein solides, warmes Gebäude aus sorgfältig behauenen Balken aufführten. Georg sollte ihnen dabei zur Hand gehen; dagegen machten sie sich anheischig, mit ihrem großen Pfluge zum Frühjahr für Dehn's einige Acker Landes aufzubrechen. Georg mißfiel aber den etwas wunderlichen stillen Leuten; er war ihnen nicht fleißig genug, auch fragte er zu viel, was sie belästigte. Sie schickten daher den Knaben eines Tages wieder fort, nachdem sie ihn mit drei Dollars abgelohnt. Er fand nun wol hin und wieder Arbeit, die zwar ziemlich bezahlt ward, doch wurde er von dem arbeitsscheuen Vater nicht streng zur Thätigkeit angehalten, und so kam es, daß er oft tagelang mit seines Vaters alter Büchse auf Entenjagd ging, oder im Whitewater fischte. Gretchen hatte dahingegen stets vollauf zu thun. Für den Laden in Minnieska nähte sie baumwollene Hemden und ihre Arbeit ward gut bezahlt; doch konnte dieser geringe Verdienst die kleine Familie nicht lange gegen Mangel schützen, der bald recht fühlbar zu werden begann. Allmälig wurden auch die so freundlich und warm gewesenen Tage des „Indian-Summer“ (nordamerikanischer Nachsommer) kalt und stürmisch. Die Vögel, bis auf Spechte, Prairiehühner und Schneevögel zogen fort. Die rothen und gelben Blätter wurden braun und fielen endlich ab. Die Hirsche wanderten von dem Waldlande am Mississippi den wärmeren Bergschluchten zu und Abends sah Georg sie wol aus dem klaren Wasser des Whitewater trinken und konnte sich nicht satt sehen an den schönen, sorglosen Thieren, die von Menschennähe nichts ahnten und von früher her gewohnt sein mochten, hierher zur Tränke zu kommen. Landsmann

Schmidt kam einmal herüber, um zu sehen, wie es gehe. Er war ein fleißiger Mann und wunderte sich nicht wenig, Dehn so unthätig zu finden. Er schalt auch auf Georg, der mit der Büchse auf der Schulter dahergeschlendert kam und erst der Großmutter schüchtern vorgebrachte Entschuldigungen schlossen ihm den Mund. Dann aber erging er sich in selbstgefälligen Aeußerungen über sein und seiner Familie Wirken und Streben und erzählte, wie er nun durch Holzschlagen den Winter über ein gutes Stück Geld sich zu verdienen suchen werde, um dafür im Frühjahr ein Joch Ochsen kaufen zu können. Dehn schwieg zu Allem und rauchte mit mürrischer Miene aus seiner kleinen Thonpfeife weiter; Gretchens Backen braunten vor Schaam und Aerger; die Großmutter seufzte tief; Georg hatte sich davongeschlichen.

„Wenn ich Dir rathen soll, Dehn", sagte Schmidt sich zum Fortgehen anschickend, „so geh' Du auch zu Mr. Field. Auf seinem Holzlande läßt er dies Jahr eine große Masse Bordholz für die Steamboote schlagen. Er ist gerade in Minnieska und ich weiß, daß er noch einen Woodchopper braucht."

Dehn brummte etwas in den Bart und gab mit saurer Miene das Geleit bis vor die Hausthür.

So verhaßt ihm die Arbeit mit der ungewohnten amerikanischen Axt auch war, so ließ er sich doch bei Mr. Field als Holzhauer annehmen. Das Holzland des Amerikaners zog sich auf den Niederungen am Mississippi, den sogenannten „Bottoms" hin, und sobald Schnee und Eis das Befahren des weichen Bodens möglich machten, begann das Holzschlagen. Zwischen Bäumen, dem Strom möglichst nahe, standen hier und da Blockhäuser, die die Holzhauer während der Wintermonate bewohnten. Waren diese verheirathet, dann pflegten die Frauen, auch wol die Ledigen unter den Holzhauern zu „boarden", das heißt zu beköstigen und für sie zu waschen und zu nähen und verdienten damit oft viel Geld.

Das gefällte Holz ward, meistens auf Ochsenschlitten, nach dem Ufer des Mississippi an für die Dampfboote passende Landungsplätze gefahren und hier als Bordwood aufgeschichtet (ein „Bord" vier Fuß im Quadrat).

Schnee und Frost stellten sich dann auch bald ein und man machte sich zum Umzuge bereit. Ein Ochsenschlitten transportirte Dehn's Geräth, die Betten und den Ofen, nach dem Blockhause des Waldlandes. Zu ihrer Freude sah Gretchen, daß der Tausch der Wohnungen kein schlechter sei. Das Haus stand hier im dichten Forst gegen kalte Winde recht geschützt und die Wände desselben waren dick und ziemlich dicht. Es befanden sich hier auch zwei Räume; den einen bezogen Dehn's, in dem andern hatten drei andere Holzschläger sich einquartiert. Diese waren Irländer, junge lustige, leichtsinnige, aber gutmüthige Bursche, die an den Werktagen in über alle Maßen zerrissener Kleidung und riesigen Pelzkappen einhergingen und Joe, Jim und Pat hießen.

Sie halfen dem „dutch People" mit fast übertriebenem Eifer bei

ihrer Einrichtung in der neuen Wohnung, setzten vor Allem den Ofen an seinen neuen Platz, zwängten die Röhre durch das dafür bestimmte Loch, machten sofort ein lustiges Feuer an und luden sodann das blasse kleine Mädchen und die alte Frau durch Zeichen ein, sich dicht daneben zu setzen. Dabei fluchten, lachten und schwatzten sie ununterbrochen und verfehlten auch nicht ganz liebevolle Blicke auf Gretchen zu werfen, die sie für „a damned pretty girl" erklärten.

Großmutter und Trina waren von Kälte wie gelähmt und konnten sich erst nach Stunden etwas erholen; und als jetzt die Irländer erzählten, daß Einem hier Ohren, Füße und Nase leicht erfrieren könnten, da sah man wol, daß mit dem Winter Minnesota's nicht zu spaßen sei.

Mr. Field's Schlitten brachte jetzt von Minnieska her Lebensmittel, die die Holzschläger durch des Amerikaner's Vermittlung auf Credit erhalten konnten. Mit einem Freudengeheul begrüßten die drei Irländer den Schlitten, von dem sie zunächst hastig einen kleinen bauchigen Krug, der eine Gallone faßte und mit Whisky gefüllt war, herabholten, dann den Stöpsel, welcher aus einem ausgekernten Maiskolben bestand, herauszogen und, Einer nach dem Andern, einen tüchtigen Zug aus dem Kruge thaten. Sich schmunzelnd mit dem Rockärmel den Mund wischend, reichten sie dann Claus Dehn ihren Labetrunk und boten ihn sogar mit einladender Handbewegung Gretchen dar, die ihn indessen lachend verschmähte.

Joe, welcher versicherte, kochen und backen zu können „like a woman" ging sofort daran, das für sie bestimmte Faß Mehl zu öffnen und dann Biscuits (eine Art Semmel, beim Teige bedient man sich statt der Bierhefe des Sodapulvers) anzurühren. Der Ofen in seinem Quartier war kalt, aber der Gretchen's desto heißer und in wenig Augenblicken stand das etwas unappetitlich aussehende Gebäck im Backofen. Die Drei warteten mit Gier auf dessen Gahrwerden, denn sie hatten den Tag über nichts als Kautaback geschmeckt, und schon nach einem Weilchen zog es Joe, zum Theil verbrannt, zum Theil roh, wieder hervor. Zwar klagte er, daß seine Biscuits nicht recht gelungen wären, doch machte ein Schluck Whisky nach der Mahlzeit Alles gut.

„Well, Miß", sagte Jim, mit seinen Gefährten zum Fortgehen sich anschickend, „wenn Ihr so gut sein wolltet, uns Drei zu boarden und für uns zu waschen, dann würden wir Euch bezahlen, was Ihr verlangt. Joe ist am Ende doch ein zu schlechter Koch; seine Biscuits taugten nichts für einen Christenmagen, das versichere ich Euch."

Georg, der den Dollmetscher abgab, mußte den drei lachend dastehenden Irländern in Gretchen's Namen sagen, daß sie auf deren Vorschlag eingehe.

Während nun die Männer jeden Morgen mit der Axt tiefer in den Wald gingen, hatte Gretchen daheim vollauf zu thun. Die Großmutter, durch die große Kälte plötzlich mehr geschwächt, konnte ihr wenig helfen und mußte oft das Bett hüten, ja nach Weihnachten verließ sie

dasselbe gar nicht mehr. Auch Trina schien unter dem Einflusse des starken Frostes zu leiden und hockte stets fröstelnd am Ofen.

„Nein, es ist doch ein schwerer Anfang hier", sagte Gretchen oft zu Georg, „zu schwer beinahe. Ach, es dauert mich so, daß Großmutter hier hat herüberkommen müssen und es kommt mir beinahe wie eine Sünde vor, daß sie und Trinchen in einem so wilden Lande leben sollen. Sie können diese grausige Kälte nicht aushalten. Gegen solchen Wind wie der, der zuweilen von der Prairie her herangeheult kommt, schützen die Bäume und die schlechte Mauer nicht; und wenn die Sonne noch so grell dabei auf den Schnee scheint und der Himmel so blau ist wie hier im Winter, es ist doch zu fürchterlich."

„Wir müssen noch besser heizen", meinte Georg bekümmert dreinschauend.

„Ich kann, wenn dieser Wind geht, jede halbe Stunde den Ofen voll Holz packen und den Tag über es doch nur eben warm halten", sagte Gretchen, „aber wie des Nachts, wenn der Ofen kalt ist? Großmutter hat des Morgens oft eiskalte Füße; sie klagt nicht darüber, aber ich hab's doch bemerkt."

„Ich will des Nachts zuweilen aufstehen und Holz nachlegen", sagte Georg hastig; „ich will mir alle Mühe geben, um dann und wann wach zu werden." Eifrig fuhr er fort: „Es ist ja eine Kleinigkeit, des Nachts die Stube warm zu halten, Gretchen, wenn man so viel Brennholz hat, als wir!"

Großmutter und Trina leiden zu sehen war Gretchen's größter Kummer, und mit Angst blickte sie jetzt oft auf die Alte, wenn diese so still und mit geschlossenen Augen auf ihrem Bette lag, mit Sorge auch auf die kleine Schwester, die immer mehr abmagerte und nicht wie früher doch zuweilen heiter plaudern mochte. „Hätten wir nur erst süße Milch!" dachte Gretchen dann; „aber zum Sommer wird Alles gut, dann wollen wir eine Kuh kaufen." Und rastloser arbeitete sie, um nur schnell zu ihrer Näharbeit zu kommen, um nur recht viele Cents zusammenzubringen. Sie mit ihrem warmen jungen gesunden Blut spottete der Kälte und aller Entbehrungen und Mühsal, und es schien ihr keine Arbeit zu schwer. Sie mußte zu Anfang des Winters sogar oft das Brennholz selbst schlagen, da der Vater diese Arbeit nur zu gern seinen Kindern überließ. Später freilich wurde dies anders; denn als Pat einmal darüber zukam, wie das Mädchen das Beil handhabend neben dem Hause stand, rief er entrüstet: „O, meine Seele, dies ist zu arg! Was in aller Welt denkt der alte Bursche, daß er das Mädchen so hart arbeiten läßt? Seht hier, Miß Margret, so wahr mein Name Patrick O'Brien ist, Euer Feuerholz sollt Ihr nicht mehr schlagen!"

Und Pat hielt Wort; von jetzt an war stets Brennholz genug da und auch Georg, beschämt durch des Irländers Zuvorkommenheit, that seinen Theil, und brachte jedes Stück Holz der Schwester ins Haus.

Dehn vertrug sich mit den gutmüthigen, aber dickköpfigen Irländern schlecht, und nur um der Frauen willen hielten Jene daheim an sich und

ließen es bei gelegentlichen Schimpfreden draußen bewenden. Georg dagegen ward ihr erklärter Liebling, da er schnell die Axt zu handhaben, fertig Englisch sprechen, Tabak zu kauen und zu fluchen lernte. Gegen die alte sanfte Großmutter, die sie stets „the old lady“ nannten, bezeigten die Irländer eine große Ehrfurcht und Höflichkeit. Trinchen war ihnen zu altklug und zu unfreundlich, als daß sie mit ihr sich hätten befassen mögen.

Die Großmutter merkte bald, daß Georg von den neuen Freunden manche Untugend annahm; er mußte nun bei ihr und Gretchen ein Verhör bestehen und die Folge davon war, daß der Junge sein Tabakskauen, sein Fluchen und Großprahlen einstellte. Gegen seine kleine Schwester zeigte er sich stets gleich liebevoll; jede freie Stunde daheim gehörte ihr; er schnitzte ihr Puppen aus Holz, spielte Karten mit ihr und las ihr aus den von daheim mitgebrachten alten Volkskalendern vor. War der Bruder mit den Männern zum Holzschlagen gegangen, dann saß sie auf einem Bänkchen neben dem Ofen und schaute der emsig arbeitenden Schwester unablässig zu. Oder sie stand neben der Großmutter Bett und erzählte ihr in klagendem Tone, wie ihr die Irländer zuwider seien, wie sie bei Tische so große Bissen nähmen und Abends mit so viel Schnee an den Füßen hereinkämen; und wie sie immer an den Ofen oder auf das Brennholz spuckten. War die Kälte nicht zu groß, dann stand sie auch wol neben dem kleinen Fenster und sah auf die beschneiten Bäume und den hochaufgethürmten Schnee, auf dessen Oberfläche sie die Spuren kleiner Mäusefüße entdeckte; oder sie horchte den fernen Axtschlägen der Arbeiter und dem Hacken der Spechte, das ihr wie das Geklopfe kleiner Hämmer vorkam. Lustige Fenzmäuse (eine Art kleiner Eichhörnchen), die eilfertig und mit aufgehobenem rauhen Schwänzchen auf der kleinen Einzäunung nahe dem Fenster hin- und herrannten, blieben oft mitten im raschen Lauf stehen und guckten mit glänzenden Augen furchtlos zu dem kleinen kranken Mädchen hinein, das sich aber nicht mehr freuen konnte, wie gesunde Kinder es zu thun pflegen, und nur selten das magere Gesichtchen zu einem Lächeln verzog.

„Ich weiß nicht“, sagte Georg zu Gretchen, „mich dünkt, Trina sieht recht krank aus, es ist gar kein Leben mehr in ihr und Großmutter sagt ja auch nie Etwas, als wenn es hochnöthig ist.“

„Du!“ rief Georg mit bangem Tone, seiner Schwester Hand leise berührend, „antworte doch!“

„Sie werden Beide nicht lange mehr leben, Georg“, sagte Gretchen lautaufweinend. „Schmidt's Frau meint auch, Leute, die alt und dabei nicht gesund sind, wenn sie von drüben hierherkommen, halten's nicht lange aus. Das Leben hier ist für sie so ganz anders und dann die scharfe Witterung“

„Nein, sprich nicht so!“ rief Georg erschrocken, „wir können sie hier nicht entbehren, sie müssen leben bleiben. Was weiß die Schmidt'sche denn auch davon? Laß es nur erst Sommer werden, dann geht's besser, glaub' mir das, Gretchen!“

Doch stand er, trotz seiner hoffnungsvollen Worte, bekümmert und sinnend da und schlich dann still fort. Seitdem war er gegen die kleine Schwester noch liebreicher und gegen die Großmutter ehrerbietiger als sonst, so daß es sogar dem Vater auffiel. Dieser mußte es endlich auch wahrnehmen, daß die Alte und sein Trinchen schwächer wurden und heimlich verwünschte er seine Auswanderungsgelüste, gegen die die Großmutter daheim immer umsonst gepredigt.

Es verging ein Tag wie der andere auf den Bottoms. Der Vater, wenn er Abends müde von der Arbeit heimgekehrt war, aß sein Abendbrot, rauchte ein Pfeifchen und ging dann sofort zu Bette. Georg und die Irländer dahingegen saßen noch manchmal Abends ein Weilchen schwatzend neben Gretchen. War sie endlich allein, dann flogen ihre Gedanken nur zu oft über Land und Meer zurück in die alte Heimat und weilten besonders gern in dem kleinen Hause, neben dem so viele Obstbäume standen, daß sie es fast ganz versteckten. Sie sah im Geiste eine alte dicke freundliche Frau in dem saubern Stübchen oder im kleinen Laden beschäftigt; sie sah aber öfterer noch sonst Jemanden, der dort im Häuschen auch aus- und einging, der seiner alten Mutter ein so guter Sohn war, dem selbst die alten Weiber des Dorfes nichts Uebles nachzureden wußten.

„Und er ist doch lustig dabei, so gut wie die Anderen und keine Schlafmütze", dachte Gretchen und rührte flinker noch ihre Nadel.

Störte sie dann in ihren Gedanken ein Seufzer vom Bette der Großmutter her, dann schaute sie fast wie befremdet in die Höhe und auf ihre ärmliche Umgebung, und seufzte dann auch und machte sich Vorwürfe, daß sie in sich glücklich zu sein wagte, während die Großmutter litt. Diese sprach, seit sie schwächer ward, selten von der alten Heimat, verlangte auch nicht den Brief wieder zu lesen, der im Anfang des Winters von Deutschland gekommen war und manches Neue aus dem Dorfe mittheilte; doch wünschte sie, daß Gretchen denselben sofort beantworte und Alles erzähle, was ihnen begegnet, seit sie Chicago verlassen. Gretchen benutzte zum Schreiben einige der einsamen Winterabende und es machte diese Arbeit ihr viel Vergnügen. Und wie sie nun zum Schlusse des Briefes gelangte, da war ihr, als müsse sie nun noch etwas ganz Besonderes sagen, noch ihr Herz ein Wort reden lassen; aber sie begnügte sich damit, zu schreiben: „Grüßen Sie auch die alte Wittwe Ehlers von uns, und sagen Sie ihr, es ginge uns so ziemlich gut; Großmutter und Trina wären aber nur flau, was uns vielen Kummer machte."

V.

So verlebten die deutschen Auswanderer einen Theil des Winters in ihrem Blockhaus, Dehn meist mißvergnügt, Großmutter und Trina hinkränkelnd von Tag zu Tag, Gretchen ihrer Pflicht treuwartend! Georg liebevoll für die Kranken sorgend und von ganzem Herzen an der älteren Schwestern hangend.

An einem Sonntagmorgen wanderte Georg mit der Flinte nach dem Claim hinaus.

In den Bergen kamen ihm die beiden Norweger mit ihren Gewehren und auf großen Schneeschuhen entgegen.

Georg sah die Schneeschuhe zum ersten Male und bewunderte laut die große Schnelligkeit, mit der die kleinen handfesten Norweger auf der beeisten Oberfläche des Schnees und namentlich bergab liefen. Diese Fertigkeit brachten sie aus ihrer kalten Heimat mit, und auf Minnesota's schneereichen Gefilden leistete sie ihnen gute Dienste.

Die Leute erzählten Georg, daß in den Bergen jetzt viele Hirsche seien und man die Indianer immerfort mit den Büchsen knallen höre. Sie selbst gingen zu den Schweden hinüber, um mit diesen gemeinschaftlich einige Tage hindurch der Jagd obzuliegen.

Als Georg sich von ihnen wieder verabschiedete, schritt er noch rascher als zuvor weiter und sprach dabei laut und aufgeregt mit sich selbst.

„Ja, solche Schneeschuhe muß ich auch haben! Die Norweger helfen mir, sie zu machen; sie sind nicht so eigensinnig und selbstklug als die beiden alten Schweden. So komme ich ja wahrhaftig nicht vom Fleck. Ach, könnt' ich einen Hirsch schießen! Was ist ein Hirsch für ein nützliches Thier! Das Fell kann man brauchen zu allerlei und das Fleisch kann man kochen; da könnten Großmutter und Trina frische Suppe trinken, und das würde ihnen gut thun, Hirschsuppe ist gewiß kräftig." Georg lief noch rascher. „Könnte ich nur einen einzigen Hirsch schießen! Das Fell sollen Großmutter und Trina des Nachts bei den Füßen haben, da bleiben sie bestimmt doch warm. Ich weiß sicher, der Whitewater ist bei unserem Claim nicht zugefroren, weil das Wasser dort so viel Fall hat, und da kommen die Hirsche gewiß noch immer zur Tränke."

Das kleine Blockhaus war ganz eingeschneit. Die Bäume ringsum standen wie erstarrt und die lautlose Stille hier ward nur durch das Plätschern des nahen Wassers unterbrochen.

Georg überzeugte sich bald, daß seit dem letzten Schnee häufig Hirsche hierhergekommen waren, aber er entdeckte zu seinem Erstaunen zugleich die Spuren von Schneeschuhen, welche ganz anders gemacht zu sein schienen, als die der Norweger. Sein Gewehr hatte er geladen und, entschlossen, hier auf einen Hirsch zu warten, und sei es auch stundenlang, stellte er sich hinter ein Gestrüpp, das ihn vollkommen verbarg.

Er hatte indeß nicht lange zu warten, als schon zwei große Hirsche mit stolzgetragenem Geweih zum Wasser kamen und ruhig zu trinken begannen. Jetzt war der Augenblick gekommen, Georg zielte, aber gleich nachdem sein Schuß gefallen war, ertönte dicht neben ihm ein zweiter. Der eine der Hirsche stürzte tödtlich getroffen zu Boden, während sein Gefährte das Weite suchte.

Wer war der unsichtbare Jäger und wessen Schuß hatte den Hirsch getroffen? Georg sprang aus seinem Versteck hervor, prallte aber zurück, als, wie plötzlich aus dem Boden gewachsen, ein Indianer vor ihm stand. Dieser winkte und gesticulirte mit den Händen, ohne indeß, wie es schien, Miene zu machen, den todten Hirsch zu beanspruchen. Von Zeit zu Zeit einen Blick auf den Knaben werfend, begann er dann sein Gewehr wieder zu laden, als aber Georg, ganz erschrocken — denn er hatte noch zuvor keinen Indianer in der Nähe gesehen — stehen blieb, schritt der Wilde auf den Hirsch zu und rief: „Mucheman's Tshardshur (des weißen Mannes Hirsch)!" Dann wies er kopfschüttelnd auf seine Flinte und murmelte: „Indian Massako not shot, Mucheman's Massako shot (des Indianers Flinte schoß nicht, des Weißen Flinte schoß)."

Georg erholte sich schnell von seinem Schrecken und begriff jetzt zu seiner Freude, daß er in der That den Hirsch geschossen und der Wilde auf denselben keine Ansprüche zu machen gedenke. Voll Neugierde betrachtete er sich nun den Indianer, der seinerseits ihn wieder von Kopf bis zu Fuß genau in Augenschein nahm.

Der Wilde war ein nicht mehr junger Mann, wie alle Indianer schlank und fein gebaut. An den Füßen, die schmal und klein waren, trug er Moccasins aus gegerbtem Hirschfell; die Beinkleider waren gleichfalls aus Hirschfell und an den Nähten mit Lederfransen besetzt. Ueber ein Hemd aus buntem baumwollenen Stoff hatte er eine wollene Decke geworfen, die mit einem Gurt um den Leib befestigt war und an die sich eine in Kapuzenform genähte, mit bunten Federn geschmückte Kopfbedeckung schloß. Das markirte Gesicht des Wilden war ausdrucksvoll und von dunkelbraunen klugen Augen belebt. Das grobe schwarze Haar hatte er in zwei Zöpfe geflochten, die unter der herabgeglittenen Kapuze sichtbar wurden. Außer Gewehr, Pulverhorn und einem Paar sonderbarer Schneeschuhe trug er noch seinen Tomahawk und eine Indianerpfeife bei sich, deren Kopf aus einem rothen Thon gemacht wird, den sich die Indianer in den Red Pipestone-Brüchen in Blue Earth County, Minnesota, holen. Georg, der jetzt seine Neugierde befriedigt hatte, dachte nun daran, seine Jagdbeute heimzuschaffen, aber wie? Der Hirsch war viel zu schwer, als daß er ihn hätte tragen oder schleppen können. Der Indianer, welcher seine Gedanken errathen zu haben schien, wies auf das Blockhaus hin und sagte: „Mucheman's Tipi?"

Georg schüttelte mit dem Kopfe; er hatte von den Norwegern, die mit den Indianern viel verkehrten, einige indianische Wörter gelernt und wußte, daß Mucheman Weißer und Tipi der Name der Indianerzelte und Wohnungen überhaupt sei. Er wies nach den Bottoms hinüber,

worauf der Indianer ein leises Pfeifen vernehmen ließ, dann aber sofort seinen Tomahawk ergriff und nachdem er eine Secunde wie suchend umhergeblickt, behende einen astreichen kleinen Baum umhieb, diesen schnell herbeischleppte und dann auf den Hirsch wies. Georg begriff, was dies heißen solle und faßte sogleich die Beine des Hirsches; der Indianer aber schnürte diese zuvor mit dünnen Zweigen, die er rasch von einer am Stromufer wachsenden Weide geschnitten, zusammen und half sodann das schwere Thier auf das Geäst des Baumes legen. Georg faßte das abgehauene Ende des Baumes und versuchte zu ziehen; es ging auch, wo ebener hartgefrorener Schnee lag, ziemlich gut, war aber unbequem genug. Der Indianer schaute ihm mit ernster Miene zu, wie er sein Gefährt langsam fortbewegte, eilte ihm dann aber kopfschüttelnd nach und faßte auch mit an und das half!

Plötzlich blieb der Wilde stehen und sagte, auf eine nicht ferne dichte Baumgruppe am Ufer des Whitewater deutend: „Mucheman seen Indian Tipi?“

„No, no!“ entgegnete Georg, der vor Begierde brannte eine indianische Behausung zu sehen.

„Come, come!“ sagte sein rother Freund, „Indian plenty Habanaka, plenty Meshuta (der Indianer hat genug Maiskorn, genug Kaffee)!“

Sie bogen nun mit ihrem improvisirten Schlitten vom Wege ab und gelangten in wenigen Minuten zu vier Indianerzelten, aus deren Spitzen mächtiger Rauch emporwirbelte.

Sechs bis sieben halbnackte, braune kleine Gesellen mit blitzenden Augen und schneeweißen Zähnen balgten sich vor den Zelten in dem zertretenen schmutzigen Schnee umher und erhoben, wie sie die Ankömmlinge gewahrten, ein lautes Geschrei. Sofort öffneten sich die Thüren der Leinwandzelte, und bald war Georg umgeben von sechzehn bis siebzehn braunen Menschen, großen und kleinen, Frauen und Männern, die alle „Tshardshus, Tshardshus!“ riefen.

Georg sank das Herz, denn er war jetzt fest davon überzeugt, daß der Indianer ihn hierhergeführt, um ihm seine Beute noch zu nehmen. Aber er hatte sich geirrt. „Mucheman's Tshardshus!“ sagte der Wilde kurz und scheuchte die drängenden und am lautesten schreienden kleinen Rothhäute mit emporgehobenem Tomahawk fort. Die Alten gingen sogleich wieder murrend in die warmen Zelte zurück und schlossen die Oeffnung hinter sich. Nur ein Tipi stand noch offen und eine Frau mit einem Kinde auf dem Arm blieb in dem Eingange desselben stehen. Hierher führte der Indianer seinen Schützling. In der Mitte des Zeltes war ein loderndes Feuer, das in dem dunstigen Raum eine unerträgliche Hitze verbreitete. An einem schräg in die Erde hineingesetzten spitzen eisernen Stock briet am Feuer eine Moschusratte. Eine Masse Felle von Waschbären, Füchsen, Hirschen, Bibern und Moschusratten lagen und hingen umher und verbreiteten einen unausstehlichen Geruch. Auf einer schmutzigen Büffelhaut lag

schlafend ein hagerer steinalter Indianer. Dies Büffelfell war das einzige, was im Besitze des Indianers sich befand, denn Büffel findet man in Minnesota nicht. Der Alte war der Vater des Wilden. Ein kleines Mädchen hockte dicht neben dem Feuer, eifrig damit beschäftigt, volle gelbe Maiskolben zu rösten.

Damals fanden sich in Minnesota noch drei verschiedene Indianerstämme, deren Anzahl zusammen auf 40,000 sich belaufen mochte. Der Chippewastamm hatte Reservationen in den großen nördlichen Wäldern und Prairien zwischen dem Lake Superier und den Quellen des Mississippi; die Winnebagos lebten um den Blue Earth-Fluß, südlich in ihren angewiesenen Bezirken; und der Dakotah- oder Sioux-Stamm, zu denen unsere Indianer gehörten, hielt sich in dem nordwestlichen Theil Minnesota's auf. Doch zogen die Wilden, zeitweise, gern in die Nähe des Mississippi, für den sie eine große Vorliebe zu haben scheinen.

Diese drei Stämme sind von einem unversöhnlichen Haß gegeneinander erfüllt, der sich von Generation zu Generation forterbte und wol erst mit ihnen aussterben wird. Die Männer, schöner als die Frauen, sind vollkommene Haustyrannen. Sie jagen und fischen und liegen, heimgekehrt, im Tipi rauchend auf den Fellen. Die Frauen müssen alle harte Arbeit verrichten, selbst die Canoes machen und das Brennholz schaffen und wenn sie von Ort zu Ort ziehen, um neue Jagdgründe zu suchen, müssen die Weiber gleich ihren kleinen mageren Pferden die Habseligkeiten und die kleinen Kinder fortschaffen.

Die Nahrung der Wilden ist einfach. Sie kochen und rösten das Fleisch des von ihnen erlegten Wildes, backen ihre Fische und rösten Maiskornkolben und wilde süße Kartoffeln, die die Weiber in den Niederungen sammeln. Solche, die in die Nähe der Ansiedlungen kommen, haben den Kaffee kennen und lieben gelernt, so auch das Brot und die Kartoffeln, die sie sich bei den Weißen erbetteln, kaufen oder auch wol stehlen.

Außer den Provisionen, die die Regierung den Indianern jährlich vertragsmäßig liefert, erhalten diese noch Kleidungsstücke (wollene Decken), und dann zahlt die Regierung an sie bestimmte Summen Geldes. In der Nähe der den Wilden angewiesenen Landstriche sind Agenturen (Indian agencies) errichtet; hier wohnen die von der Regierung angestellten Beamten, sowie die Dollmetscher und Missionaire.

In Folge der von den Wilden während des Krieges an den Weißen verübten Greuelthaten, zu denen aber die Betrügereien der Agenten die erste Veranlassung gegeben haben sollen, hat bei den Einwohnern Minnesota's der frühere Widerwille gegen die Indianer sich bis zum tödtlichen Haß gesteigert. Sie sind seitdem zurückgedrängt und leben nun größtentheils im heutigen Dakotah. Ihnen blieb Nichts, als die Erinnerung an ihre alten Wohnplätze; an die ihnen heiligen Orte, wo die Gebeine ihrer Väter ruhen, an den mächtigen Mississippi, den „Vater der Ströme“, an dessen Ufer sie so gern ihre Tipi aufgeschlagen, über dessen Wasser ihr Canoe so oft hingeglitten.

Der Indianer breitete für seinen jungen Freund einige Felle in der Nähe des Feuers aus und brachte ihm gerösteten Mais und ein Stück kalten gekochten Hirschfleisches. Die Indianerin setzte ihr Kind neben ihn und holte dann aus einem eisernen Topfe ein Stück rohen Specks. Der Mann entriß es ihr indeß eilig, hielt es dem Gast in der Hand hin und rief fröhlich: „Kokus, Kokus, Norwegian Kokus!" („Speck, Speck, Norweg-Speck!") Georg, dem der Anblick so großer Unreinlichkeit ringsum den Appetit vollständig nahm, schüttelte ablehnend mit dem Kopfe und mit sichtlich gekränkter Miene warf der Indianer den Speck wieder in den Topf zurück.

Als Georg nun Miene machte, fortzugehen, ergriff der Wilde sein Gewehr und bedeutete Jenem, daß er folgen werde.

„Ich wollte, daß ich den rothen Menschen etwas geben könnte, sie sind doch recht gut", dachte Georg für sich, und — da fiel ihm etwas ein — rasch knüpfte er sein neues buntes Halstuch los und schlang es um den braunen Nacken des kleinen Mädchens, das noch immer emsig mit dem Rösten des Mais beschäftigt war. Aber in demselben Augenblick hatte der Vater das Tuch ihr auch schon entrissen und um seinen eigenen Hals gebunden, und ohne sich nach dem bitterlich weinenden Kinde auch nur umzusehen. folgte er dann dem darüber innerlich empörten Knaben.

„Poor Papoose!" (Armes Kind!) sagte dieser, um zu versuchen, den Wilden zu rühren: aber der zeigte lachend die weißen Zähne und warf, die Hand an das Tuch legend, mit eitler Miene den Kopf zurück.

Georg ergriff nun wieder den Baumstamm, um seinen Hirsch weiter zu schaffen, der Wilde legte auch Hand mit an und die draußen spielenden kleinen Sioux sandten den Scheidenden ihr lautes Geschrei nach, dessen Echo von den Schluchten ringsum wiederhallte.

Nach Verlauf einer Stunde langten die beiden Jäger wohlbehalten auf den Bottoms an. In dem Blockhause entstand große Freude über den schönen Hirsch. Joe, Jim und Pat waren ganz außer sich und umtanzten ihn mit seltsamen Luftsprüngen. Als sie aber den Indianer gewahrten, drückten sie unverhohlen ihren Widerwillen aus und fragten Georg, warum er den mitgebracht und wollten auch nicht darauf hören, als der Knabe dessen Betragen gegen ihn rühmte.

Die norwegische Familie verkehrte gern und oft mit den Indianern, deren Tipis manchmal dicht neben ihrem Blockhause aufgeschlagen waren. Eine indianische Frau hatte bei der Entbindung der Norwegerin einmal die Wehemutter sein müssen und dem kleinen weißen Kinde die erste Nahrung aus der eigenen Brust gereicht; sie legte auch später für dies Kind stets eine besondere Vorliebe an den Tag. Die Kinder spielten mit den kleinen Rothhäuten und verständigten sich bald mit ihnen, anfangs durch Zeichen, bald aber durch indianische, norwegische und englische Wörter. Ehe noch die Norweger sich hier ansiedelten, hatte in dem Blockhause ein alter Franzose, eine Art von Missionair, gewohnt. Er war von der Regierung beauftragt, die hier herumziehenden, der

Jagd und dem Fischfang obliegenden Sioux zur Annahme civilisirter Gebräuche und zu geregelter Thätigkeit anzuhalten. Auf der naheliegenden sogenannten Sandprairie, am Ufer des Zumbro, war ein Indianerdorf entstanden, und die Wilden fingen sogar an, ihren eigenen Mais zu ziehen. Aber als der alte Franzose starb, brachen die ruhelosen Sioux ihre Hütten wieder ab und suchten neue Jagdgründe. Man sah jetzt noch die Trümmer ihrer Wohnungen und ihren Begräbnißplatz, den hohe Stangen mit weißen Flaggen dem Vorübergehenden schon von Weitem bezeichneten.

„Alle Indianer sind falsch und auch diebisch!“ rief Joe fast zornig. „Beim heiligen Patrick! Ihr kennt sie nicht. Dieser Bursche möchte hier eines Tages heimlich wiederkommen und stehlen, was er nur packen kann!“

Georg, ganz empört über das Betragen der Irländer, entgegnete einige heftige Worte und der Indianer, welcher mehr Englisch verstand, als die Anwesenden glaubten, sah beobachtend bald ihn, bald die Irländer an und wandte dann den Rücken, um zu gehen.

Gretchen, die, in der Thür stehend, Alles gehört, war mittlerweile ins Haus zurückgelaufen, hatte schnell ein eben gebackenes Brod vom Tische genommen, in einem Augenblick den davongehenden Indianer erreicht und das Brod in seine Hände gelegt. Die vorhin finstere Miene des Wilden hellte sich wieder auf und freundlich das hübsche Mädchen anblickend, sagte er: „Mucheman's Squaw (Frau) good!“ Dann schritt er weiter.

Gretchen kehrte sich nicht an die mürrischen Gesichter der Irländer und Georg war ganz zufrieden mit der Art, wie die Schwester seinem neuen Freunde sich dankbar bewiesen hatte.

Bald war indessen vollkommene Eintracht wieder hergestellt und mit Eifer machten die Irländer, Georg und selbst Dehn sich daran, den Hirsch abzuziehen und zu zerlegen. Von dem kleinen Fenster aus schaute Trinchen, auf Gretchen's Schooß sitzend, ihnen zu, selbst die Großmutter in ihrem Bette war in Erwartung der frischen Suppe etwas aufgeregt.

Georg aber mußte mit seiner Arbeit oft innehalten, um wieder und wieder voll Stolz den großen Augenblick zu schildern, in dem der Hirsch, von seinem Schuß getroffen, gefallen war, und um sich in lobenden Betrachtungen über Fell und Fleisch seiner Beute auszudrücken.

VI.

Der Winter ging zu Ende. Mildere Lüfte brachten die fortgezogenen Vögel wieder, und wo eben der Schnee weggethaut war, sproßten Kräuter und Blumen. Große Schaaren wilder Tauben kamen vom Süden, in den Schluchten hörte man den ganzen Tag das Rufen und Lachen der Prairiehühner, von allen Sümpfen her das vielstimmige Quaken der Frösche, und am Abend und in den Nächten rief schon der Kukuk der amerikanischen Kinder: der „Whip-poor-Will“.

Von allen reichen Gaben des erwachenden Frühlings sah und hörte aber die kleine Trina nichts mehr. Wenige Tage heftiger Leiden reichten hin, um ihre geringe Lebenskraft zu zerstören. Eine so zarte kleine Pflanze, von fremdem Boden hierhergetragen, konnte in solch' rauhem Winter nicht gedeihen.

Georg brachte ihr noch wenige Stunden vor ihrem schmerzlosen Ende eine Handvoll wilder Krokus, die er am Abhange des Berges, an sandigem, warmen Plätzchen gepflückt. Von dem nahen Tode nichts ahnend, griff das kleine Mädchen darnach und sagte leise und keuchend: „Wenn ich gesund bin, will ich selbst pflücken." Noch ehe die Sonne unterging, stand ihr Herz still; aber in der erkalteten Hand hielt sie noch die Blumen. Alle beweinten den Tod des Kindes, sogar die drei Hausgenossen; aber der Großmutter schon nahendes Ende beschleunigte er. Auf dem Claim, nicht fern vom Hause, unter einer schönen Eiche, ward Trinchen begraben. „Dort will ich auch liegen", sagte die Großmutter zu Gretchen. Nur kurze Zeit nachdem man vom Bottomlande zurückgekehrt war in's eigene Blockhaus, schloß auch die alte Frau für immer ihre Augen. Eine kurze Weile vor ihrem Ende kam noch ein leichter Augenblick, da sagte sie zu Gretchen: „Ja, mein Kind, das ist der Tod und kein warmer Sommer und keine theure Medicin kann mir mehr helfen. Weine nicht zu viel um mich und um das Kind, Du warst ja treu gegen die beiden Schwachen. Ich sage Dir und Du weißt es ja auch, wir hätten nicht hierher sollen. Ach, so alte Leute gehören ja mit Leib und Seele in ihre Heimat hin und man sollte sie sitzen lassen auf ihrem gewohnten Platz, von wo aus sie ruhig und satt dem Treiben der Welt um sich her zusehen und darauf warten, bis der Tod sie ruft und man den müden Leib auf den Kirchhof trägt."

Gretchen holte auf der Großmutter Bitte das Gesangbuch und die Alte sagte leise: „Nr. 530, mein Kind. Den Gesang hab' ich auch Deiner Mutter in ihrer Sterbestunde vorgelesen."

Das Mädchen bezwang ihren Schmerz und las mit leiser bebender Stimme:

„Wenn mir die Augen brechen,
Ich nicht empfinden kann,
Nicht hören, nicht mehr sprechen:
Dann nimm mich gnädig an!

Wenn Sinne, wenn Gedanken,
Wie ein verlöschend Licht,
Hieher und dahin wanken:
Ach, dann verlaß mich nicht!

Es fliehe Furcht und Kummer!
Die Seele stärke sich!
Leicht wie des Müden Schlummer,
Sanft sei mein Tod durch Dich!"

Gretchen schwieg: sie konnte vor Weinen nicht zu Ende lesen. Die Großmutter hatte die Augen geschlossen. Im Geiste sah sie den Kirchhof der alten geliebten Heimat; die weißen Rosen auf ihrer Tochter

Grabe, und den scheidenden Sonnenstrahl, der auf den Cherubsköpfen des Altarblattes ruhte. Sie hörte die Glocke des alten Kirchthurms läuten, zuerst in vollen lauten Tönen, dann aber klangen sie leiser und leiser und verhallten endlich in weiter Ferne. So schlief die alte Frau ein, um nicht wieder zu erwachen.

Als nun Alles vorüber war und Gretchen wußte, daß die Ausbrüche ihres langverhaltenen Schmerzes die Todesruhe nicht würden stören können, da gab sie sich demselben so rückhaltslos hin, daß es ihren jungen Bruder entsetzte. Aber so viel er sie bat, sich zu beruhigen, sie sagte nur: „Ich muß, ich muß weinen, ich bin allein und verlassen in diesem fremden Lande!"

Der Vater aber, den der innere Schmerz und die Reue nur noch härter zu machen schien, sagte rauh: „Du wirst zum Weinen nicht lange Zeit haben, denn in diesem verwünschten Lande heißt es nur: arbeiten, immer arbeiten. Wenn ich das Geld hätte, weiß Gott, morgenden Tages ginge ich nach Deutschland zurück!"

VII.

Gretchen hatte den Winter über stets gehofft, sie werde den Sommer mit den Ihren auf dem Claim bleiben können. Jetzt aber sah sie, daß daran nicht zu denken sei, denn von dem den Winter über verdienten Gelde war nur wenig erübrigt, es reichte nicht hin, sich auch nur auf's Nothdürftigste einzurichten. Sie war daher gezwungen, dem Vater, der nichts selbst bedenken zu wollen schien, zu sagen, daß sie und Georg sich Arbeit suchen müßten.

„Ja, geht nur", erwiederte dieser mit Bitterkeit, „laßt mich allein! Ich wollte nur, daß mein Trinchen noch lebte, die wär' nie von mir gegangen. Aber Du bist stets eigenwillig gewesen; hättest Du damals den Preußen genommen, wir wären Alle wohlberathen und Großmutter und Trinchen lägen auch nicht in der Erde, denn die hat nur das elendige Leben hier dahin gebracht."

Gretchen traten bei diesen herzlosen und unvernünftigen Worten des Vaters die Thränen in die Augen, aber sie entgegnete kein Wort darauf. Die Selbstsucht und Lieblosigkeit, die bei dem Vater immer mehr hervortraten, je unbehaglicher ihm die neue selbstgewählte Heimat ward, vermochten doch nicht, die in ihrem treuen, liebevollen Herzen wohnende kindliche Ehrfurcht gegen ihn zu ertödten.

„Ich will Vater nie verlassen, in Krankheit und in Alter nicht", sagte sie sich fassend; „aber jetzt müssen wir erst verdienen, es geht nicht länger auf dem Claim. Vater und Georg finden leicht Arbeit in Minnieska, da soll viel gebaut werden, und — —"

„Willst Du mir sagen, was ich zu thun und zu lassen habe?" brauste der Vater auf. „Geh' Du Deinen Weg, und laß mich für mich selbst sorgen. Ich halte Dich nicht, ich will Dich nicht; für mich bist Du nur eine Last, denn am Ende soll ich doch Alles allein verdienen, was wir

brauchen, — Deine paar Cents, die Du mit Nähen verdienst, verschlapen nichts."

So redete er sich selbst in einen lächerlichen Zorn hinein, und Gretchen gab es auf, mit ihm über ihre Zukunft sich zu besprechen. Georg, auf den die letzte traurige Zeit einen tiefen Eindruck gemacht, berieth sich dahingegen vernünftig und ernst, wie ein Erwachsener, mit seiner Schwester. Es gelang ihm auch bald, auf einer nahen Farm, wo man eben die Frühjahrsarbeit begann, Beschäftigung zu finden, und er nahm sich fest vor, seiner Schwester keine Schande zu machen.

Gretchen bekam einen Dienst im Hôtel von Minnieska, dem der nahende Sommer viel Verkehr brachte.

„Du könntest auch leicht verheirathet werden, wenn Du nur Lust hättest", sagte Georg zu seiner Schwester, als sie am letzten Abend allein im Blockhause beisammen saßen. „Pat, Joe und Jim wollen Dich alle Drei bitterlich gern haben, aber sie meinen, daß Du ihnen zu stolz bist."

Gretchen lachte hell auf; es war dies ihr erstes Lachen seit der Großmutter Tod, und es that ihr gut, sie fühlte, daß sie noch jung, noch dem Leben angehöre.

„Ja, für Die bin ich zu stolz", sagte sie. „Das wäre mir auch ein schönes Glück! was Die an den sechs Tagen verdienen, geht am siebenten Heidi!"

„Und so lumpig, wie sie sich halten", meinte Georg, gleichfalls lachend. „Joe konnte diesen Winter sich nie in die Rockärmel hineinfinden, so voll Löcher war sein Zeug."

„Und am Sonntage sind sie aufgeputzt mit weißen Vorhemden und Sammetwesten", spottete Gretchen; „das sind mir die Rechten!"

Die Leute, zu denen Gretchen kam, waren Amerikaner, und so mußte sie jetzt Englisch lernen. Es ging damit auch besser, als sie erwartete; binnen wenig Wochen konnte sie sich ihrer Umgebung verständlich machen. Sie wurde gut behandelt, denn man weiß in Amerika tüchtige, treue Dienstboten besser zu schätzen als sonst irgendwo, eben, weil sie dort so selten sind. Claus Dehn fand in Minnieska gleichfalls Beschäftigung. Hatte er sich einige Dollars verdient, dann hielt es ihn aber nicht länger bei der Arbeit; er trieb sich, bis dasselbe verthan war, bei Bekannten herum, die ihn auch gern behielten, so lange sein Whisky und Tabak ausreichten, und fing erst, wenn die Taschen wieder leer waren, auf's Neue verdrossen zu arbeiten an.

Dies war für Gretchen ein großer Kummer; sie wagte aber nicht, ihrem Vater deshalb Vorwürfe zu machen, auch ging er ihr, sobald er Geld hatte, stets möglichst aus dem Wege.

Der Mai war gekommen, und schon sah man den Mississippi herauf und hinunter täglich die Dampfboote, gleich schwimmenden weißen Palästen, ziehen. Sie brachten auch Emigranten nach dem kleinen Minnieska, aber meistens waren dies Norweger und Schweden.

Gretchen hatte im Laufe des Winters aus Deutschland wieder einen Brief erhalten und diesen Brief trug sie, wie ein Heiligthum in

ein Stück Papier gewickelt, stets bei sich. Darin aber stand unter Anderem: „Die Leute sagen, daß die alte Frau Ehlers mit ihren beiden Söhnen zum Frühjahr auch mit auswandern wolle, in welche Gegend weiß ich indeß nicht."

„Aber ich weiß es!" dachte Gretchen froh erregt, „wohin könnte er gehen, als hierher?"

Sie hatte ein ganz kleines Zimmer, dessen Fenster auf den Mississippi hinausschaute. Wenn sie Nachts das Geräusch eines nahenden Dampfbootes und den Klang der Schiffsglocke vernahm, dann fuhr sie auf und lauschte und blickte durch's Fenster, wo durch die Dunkelheit die bunten Signallampen des Dampfbootes zu ihr hinüberleuchteten.

Gretchen wartete und wartete, aber der Mai verging und Niemand kam.

Heute war es Sonntag, den Georg wie gewöhnlich bei seiner Schwester zubrachte. Jim, Pat und Joe waren auch zur Stadt gekommen, um sich Kautabak, Whisky und neue Schuhe zu kaufen. Sie stolzirten umher in wohlgestärkten gelben Leinenröcken, den Hut im Nacken und sprachen fröhlich und lärmig, wie es stets ihre Weise war. Als jetzt ein Dampfboot herankam, um anzulegen, stürzten sie sammt Georg zur Landung hinunter, um zu sehen, was es brächte. Denn in den neuangelegten Städten am Strom ist die Ankunft eines Dampfbootes im Anfang des Sommers stets ein nicht unbedeutendes Ereigniß, das die ganze Bevölkerung in Aufregung versetzt.

Es war diesmal ein großes prachtvolles Dampfboot, die „Northern Belle", und es sah schön aus, wie es so stolz dahergebraust kam, am waldigen romantischen Ufer entlang, mit den vielen Passagieren unter seinen von leichten Säulen getragenen Corridoren. Die „Northern Belle" selbst war als wunderschöne Jungfrau, am Wasser sitzend, am Radkasten zu schauen, leider in etwas zu grellen Farben. Einige deutsche junge Virtuosen mit Blasinstrumenten waren auch unter den Passagieren und wol zum ersten Male vernahmen diese Ufer Weber's wunderherrliches: „Im Wald, im frischen grünen Wald!"

„Die Musik dieser Dutchmen gefällt mir nicht", bemerkte der Hôtelbesitzer, Mr. Johnson, der gleichfalls mit zuschauend am Ufer stand. „Ich darf sagen, die von der Fiedel eines Niggers paßt besser für des Yankee's Geschmack."

Die Glocke ertönte, das Boot legte an und die hinübergeworfene Brücke betrat zuerst ein junger, breitschulteriger Mann mit blondem Schnurrbart und einer deutschen Soldatenmütze auf dem Kopfe, der eine kleine dicke Frau sorgsam an der Hand hinüberführte. Ihnen folgte mit Reisetasche und Korb ein stämmiger vierzehnjähriger Bursche. Rasch wurden dann von den Schiffsleuten mehrere große Kisten herübergeschleppt und ohne besondere Umstände auf das Ufer hingestoßen, was bei der alten Frau ein unwilliges Kopfschütteln hervorrief. Dann stieß das Boot wieder ab und die „Northern Belle" dampfte weiter.

Georg stand da mit einem Gesichte, als sähe er Gespenster. Er

wandte kein Auge von den drei Neuangekommenen, die noch mit ihrem Gepäck beschäftigt waren. Endlich konnte er sich nicht länger halten, sprang auf Jene zu und rief:

„Was, Meddersch, seid Ihr in Amerika? seid Ihr's, Paul und Johann? wie kann's nur möglich sein?"

Nun gab es ein Grüßen und Händeschütteln, ein fröhliches Durcheinanderreden.

„Gottlob und Dank, daß wir Euch gleich treffen!" rief Frau Ehlers. „Das ist doch ein wahrer Trost für mich. O, was für eine Reise haben wir gehabt, Kinder, Kinder! so schlechte Kost und so schlechtes Logis! Aber wo ist Gretchen, und wie ist's mit Großmutter und mit Trina? Da kommt Claus Dehn. Guten Tag auch, Claus. Na, wie geht es? Ja, was sagst Du davon, daß wir nun auch noch hergekommen sind?"

„Ich sag', Ihr hättet lieber bleiben sollen, wo Ihr wart", erwiderte Dehn mit süßsaurer Miene; „es ist Nichts mit dem Amerika. Na, kommt nur herauf! Das da oben soll eine Stadt vorstellen, was sagt Ihr dazu? Aber eine gute Tavern ist da, und Gretchen dient beim Hôtelkeeper."

„Tavern? Hôtelkeeper?" fragte die alte Ehlers unmuthig, „was sind das für Dinger?"

„Wirthshaus und Wirth", erklärte Georg ganz ernsthaft.

„Ja, warum sprecht Ihr nicht deutsch?" sagte Frau Ehlers, „so kann man Euch nicht verstehen; aber Gretchen schrieb schon davon, daß die Deutschen hier eine sonderbare Sprache hätten; habt Ihr die denn auch schon gelernt? Na, wo habt Ihr Großmutter, wenn Gretchen dient?" fragte die Alte weiter, mühsam das steile Ufer hinanklimmend, „und wo ist die kleine Trina?"

„Todt, Beide todt", erwiderte Claus Dehn finster.

Entsetzen malte sich in dem Gesichte der alten Frau. „Beide? das muß hier ja eine mörderliche Luft sein. Ach, mein Herr und Heiland, wäre ich doch nie hergekommen!

„Sie waren ja Beide schwach, wie wir reisten", sagte Georg traurig, „und es gehörte nicht viel dazu. Meddersch ist gesund und stark, das ist ganz etwas Anderes.

„Ja, Du hast gut sprechen", stöhnte die Alte. „Aber Du weißt nicht, was wir nun schon ausgestanden haben; es ist genug, um die Stärkste herunter zu bringen!"

„Was wird Gretchen sagen?" dachte Georg. Und es war ihm, als sei mit den drei Menschen, die in ihren guten deutschen Kleidern und mit den treuherzigen Gesichtern da am Mississippi-Ufer vor ihm verschritten, ein ganzes Stück Heimat herübergekommen.

Der Amerikaner führte seine Gäste in den unteren Raum seines Hauses, der eine Art Schenkstube vorstellte und auch als Speisezimmer diente. Den Kopf durch die Thür der nebenanliegenden Küche steckend, rief er: „Dinner ready, girls?" und gleich darauf trat ein sauber gekleidetes Mädchen herein, um den Tisch zu decken.

„Gott, da ist ja Gretchen!“ rief Frau Ehlers und lief, so schnell ihre Körperfülle es ihr erlaubte, auf das Mädchen zu.

Dieses stand wie mit Blut übergossen da und schaute bald auf die Alte, bald auf Johann, der gleichfalls aufgestanden war, ohne aber näher zu treten.

„So seid Ihr wirklich da?“ flüsterte Gretchen, mit Augen voller Thränen die alte Frau anblickend. Dann reichte sie den so sehnlich Erwarteten ihre Hand und fügte tiefaufathmend hinzu: „Gott sei Lob und Dank dafür!“

Der Wirthin mahnende Stimme trieb sie schnell an ihre Arbeit; leise sagte sie nur: „Wir sprechen uns bald“, und Frau Ehlers sah sich gezwungen, vorerst in Geduld sich zu ergeben. Wohlgefällig aber schaute sie Gretchen zu, wie diese gewandt alle ihre Geschäfte verrichtete. Und als das warme Maisbrod, die heißen Biscuits, der gebratene Schinken, die Spiegeleier und der Kaffee auf dem Tische erschienen, da lachte ihr das Herz im Leibe, denn auf der Reise war ihr der Gaumen nicht verwöhnt worden. Johann aber wandte auch kein Auge von Gretchen ab; ihm däuchte, sie sei in Amerika noch viel hübscher geworden und sie, die ohne aufzusehen fühlte, daß zwei Augen unablässig auf ihr ruhten, wurde immer verwirrter, aber auch von immer seligeren Hoffnungen erfüllt. Als das Mittagsessen eingenommen und alle Arbeit beseitigt war, ging Gretchen mit der alten Ehlers in ihr Stübchen. Hier erzählte sie dieser, was ihr das Wichtigste war, von ihren lieben Verstorbenen. Die beiden Frauen weinten miteinander. Die Alte aber, bei der sich der Schmerz zwar stets sehr wortreich äußerte, doch nie lange währte, rief, sich heftig die Thränen trocknend: „Sie sind wohlbewahrt, Gretchen, gräme Dich nicht so sehr darum. Großmutter wär' das Leben hier doch nur eine Last gewesen. Aber was sagst Du davon, daß wir ausgewandert sind, was sagst Du doch? Daß Du's nur weißt, Johann wollte mit aller Gewalt hierher; er meinte, hier könnte er mit seinem bischen Geld und seinen Händen noch Etwas anfangen, zu Hause aber nützte das so viel als gar nichts. Was sollte ich dagegen sagen? es war ja wahr genug. Und so mußte ich mich wohl fügen und meinen Segen dazu geben. Aber es ist kein Spaß für eine alte Frau, eine solche Reise zu machen. So elende Kost, so elendes Logis, Herr Du meines Lebens! Und solche Hitze und solcher Dunst auf dem Schiffe und so viel schmutzige grobe Leute im Zwischendeck!“

„Hattet Ihr doch keinen Sturm?“

„Sturm? jawohl, immer Sturm, immer Sturm! das Schiff schaukelte auf und nieder, daß es mir meine Gedärme durcheinander warf!“

„Nein, Mutter, wir hatten immer schönes Wetter“, rief lachend Johann, der am offenen Fenster mit Paul und Georg vorbeigehend seiner Mutter Worte vernahm und dann stehen blieb. „Du kannst aber nicht glauben, Gretchen, wie Mutter allerwärts voll Angst und Sorge gewesen ist, wie sie schrie, wenn auf dem Schiffe der Boden unter ihr ein klein wenig zu wiegen anfing. Und wie hat sie sich mit dem Koch

herumgescholten, wenn er ihr zum Schüsselabwaschen kein heißes Wasser geben wollte!"

Gretchen sah lachend und erröthend in die Höhe und zum ersten Male blickte sie Johann voll in's Gesicht. Wie gut und treu sah er aus, wie überkam sie bei seinem Anblick das Gefühl, als sei sie jetzt wol aufgehoben, als stehe sie in dem fremden Lande nicht mehr verlassen da.

„Sieh' doch", rief plötzlich Paul, „was ist das für ein alter Kerl! der sieht ja gerade aus wie ein Tater!"

„Das ist Tarmahhah, das ist ein Indianer, ein Wilder", erklärte Georg. „Ich kenne ihn wol; sein Sohn heißt Chuk-cha-di-ne-ha, und den kenne ich auch gut; ich habe 'mal in seinem Zelte, was Tipi heißt, gegessen."

„Ein wilder Heide", rief Frau Ehlers, erschrocken durch's Fenster schauend. „Ach, Du lieber Gott, was soll nun aus uns werden? solche Leute sind ja wohl Menschenfresser!"

Gretchen beruhigte die Alte nur schwer; sie wollte sich indeß nicht überreden lassen, ihr in's Gastzimmer, wohin ihre Arbeit sie rief, zu folgen, weil der alte Indianer da auch hineingegangen war. Johann aber und die beiden Knaben gingen voll Neugier in's Haus, um sich den alten Tarmahhah genauer anzuschauen. Er sah auch seltsam genug aus in seinem schmutzigen Soldatenrock mit den gelben Aufschlägen, aus dessen halbzerrissenem Aermel der braune hagere Arm hervorstak, mit dem alten verbogenen Cylinderhut, der ehemals einem Dandy gehört haben mochte. Um das runzelvolle Gesicht hing das grobe graue Haar in wirren Strängen herab. Er sah mit glanzlosen Augen und kindischem Ausdruck die Eintretenden an, während er dabei in seiner Tasche nach Etwas herumsuchte.

„Leute erzählen, daß dieser alte Bursche hundert und vier Jahre alt ist", sagte Mr. Johnson. „Einmal ist er ein großer Häuptling unter den Sioux gewesen und 1812 kämpfte er mit den Amerikanern gegen die Engländer."

„Erzählt nicht solche Geschichten, Sir!" rief Pat, sich vordrängend, um den Alten genauer in's Auge zu fassen. „Wie, dieser alte kindische Narr wär' ein Chief gewesen?"

„Ihr könnt Euch darauf verlassen, Patrik O'Brien", fuhr der Amerikaner fort. „Ich hörte es von Mr. Welsch in Wabascha, der ja dort die Zeitung herausgiebt. Im Black-Hawk Kriege war er auch auf der Seite der Amerikaner, und es heißt, er war so tapfer als irgend ein weißer General. Jetzt ist freilich Tarmahhah nur ein kindischer miserabler, alter Tropf."

„Wonach sucht er?" fragte Pat neugierig.

„Nach seinen Papieren. Eins davon ist eine Commission, welche ihm 1816 von Gouverneur Clark in Missouri gegeben wurde. Der alte Bursche ist sehr stolz darauf, er zeigt sie stets den Fremden und dafür pflegt er ein Glas Whisky oder fünf Cents zu bekommen."

Der alte Indianer suchte noch immer in seinen Taschen, hielt aber damit oft inne, um Mr. Johnson's Worten zu lauschen, ohne indeß durch

irgend Etwas zu verrathen, daß er sie verstehe. Endlich holte er ein zusammengefaltetes, vergilbtes Papier, das fast zerlesen und hier und da zusammengenäht war, aus seiner Tasche heraus, und gab es an Pat, der ihm zunächst stand, indem er murmelte: „Tarwahhah, great chief, Sioux chief!"

Das Schreiben wanderte von Hand zu Hand und ward endlich von Mr. Johnson laut und pathetisch vorgelesen. Hierauf erhielt der alte Indianer einen heißen Whiskypunsch und einige Cents und steckte dann befriedigt sein Papier wieder zu sich.

Jetzt erschien noch ein zweiter Indianer. Es war dies Chuk-cha-dine-ha, Tarwahhah's jüngster Sohn. Er grüßte Georg, den er wiedererkannte, freundlich und schritt dann auf seinen alten Vater zu, der, sobald er seiner ansichtig ward, aufstand und mit ihm hinausging.

Georg und Paul folgten ihnen und sahen, wie sie nach dem Mississippi hinabschritten, ein dort liegendes Canoe bestiegen und durch ein paar rasche Ruderschläge bald bis auf die Mitte des Stromes gelangten.

„Sieh, wie der Tater rudert!" schrie Paul, „er versteht es, und dann in solchem nichtsnutzigen Boot. Nun sind sie schon um die Ecke herum, bei der Insel da, und nun sieht man sie gar nicht mehr."

Jetzt erst kam die alte Mutter Ehlers aus ihrem Versteck hervor, aber sie lamentirte noch ein Weilchen darüber, daß sie in ein Land gekommen, in welchem es Heiden und Schwarze gäbe. Noch am Abende desselben Tages gingen Johann, Claus Dehn und die beiden Knaben nach dem Whitewater Thale, um sich das Land dort zu besehen!

Jim, Pat und John, die hier auf einer Farm arbeiteten, schlenderten hinterdrein und Einer raunte dem Andern zu; „Ich will verdammt sein, wenn der Bursche, der Dutchman dort, nicht eines Tages unsere Margret heirathet!"

„Du, was sind das doch für feine Herren?" fragte Paul, zurückblickend.

„O, das sind nur Irische!" gab Georg lachend zur Antwort. „Die Siegelringe, die sie tragen, sind gar nicht von Gold. Sie haben Nichts, sonst sie aber gute Kerle."

Und nun erzählte Georg von seinem Winterleben, vom Holzschlagen, und endlich voll Stolz von seinem Abenteuer mit dem Indianer, seinem Glück auf der Hirschjagd und Paul hörte ihm stumm zu, und sah ihn mit wahrer Bewunderung an.

VIII.

Der Sommer verging; der Winter kam und ging auch vorüber. Gretchen arbeitete noch immer im Hôtel und ersparte Dollar nach Dollar. In der Sommerzeit war sie jeden Sonntag Nachmittag nach dem Claim hinausgewandert. Das kleine Blockhaus stand verödet da und hohes Gras und großblättrige Pflanzen wuchsen zu Fenster und Thür hinan. Gretchen setzte sich dann in den Schatten der Eiche, unter

der Großmutter und Trina begraben lagen. Georg hatte das Grab sorglich eingefenzt und die Geschwister waren übereingekommen, später ein kleines eisernes Kreuz hierher setzen zu lassen. Gretchen machte beim Zuhausegehen stets einen kleinen Umweg, um auf dem Claim vorzusprechen, welchen Johann nicht weit von dem ihres Vaters erworben hatte. Der Alten, die sich einsam fühlte, war dies eine große Freude und sie ließ Gretchen nicht gehen, ohne ihr Essen und Trinken aufzunöthigen, ihr ganzes Herz vor ihr auszuschütten und endlich ihr ein kleines Stück Weges das Geleite zu geben.

Georg hatte den Sommer über bei Farmern gearbeitet und den Winter mit Johann und Paul zusammen für Mr. Field Holz geschlagen. Die alte Ehlers kochte für die Drei, was ihr aber herzlich sauer ward. Wenn sie Abends mit ihrem Johann einmal allein war, bekam er genug zu hören.

„Nein, Johann, so halte ich's nicht lange aus, und einen zweiten Winter ziehe ich nicht mit Euch nach den Bottoms, wie ihr's nennt. Nicht allein, daß mir alten Frau die Arbeit zu schwer wird, aber da muß man auch den ganzen Tag über allein sein, und sieht und hört nichts von der lieben Welt. Und dann habe ich immer die Angst in mir, daß diese rothen Heiden mir 'mal auf den Hals kommen, und ich vergebe es Paul nie und nimmer, daß er mit dem Windbeutel von Georg nach ihren Höhlen gelaufen ist, worin sie wohnen."

„Es sind keine Höhlen, es sind Zelte, Mutter" entgegnete Johann lächelnd.

„Das ist ganz einerlei, Johann", sagte die Alte etwas ärgerlich, „darauf kommt es gar nicht an. Ich sage nur so viel, ich halte alles dies nicht aus, und ihr könnt es noch erleben, daß Ihr mich begrabt, wie sie die alte Großmutter bei Dehns und das arme Kind begruben."

„Mutter sieht ja noch drall aus wie ein junges Mädchen", bemerkte Johann schmunzelnd, „Mutter sieht gar nicht nach Sterben aus."

„Ich drall, Du dummer Junge!" rief die alte Frau, halb verdrießlich, halb geschmeichelt; „was wollt' ich wol Kraft sammeln bei so viel Aerger und Angst und so viel Arbeit. Ich kann Dir sagen, daß all' mein Zeug mir zu weit wird, was meinst Du davon?"

„Das kann nicht angehen", erwiederte Johann ernsthaft, „Mutter darf kein Fleisch verlieren; da müssen wir Rath schaffen. Weiß Mutter was? wir wollen ein Dienstmädchen nehmen."

„Ein Dienstmädchen! Du bist wol nicht klug, Johann. Die feinen Dinger mit den großen Hoops, wie sie hier die Crinolinen nennen, würden Einem ja allerwärts im Wege stehen, und dann der hohe Lohn! Warum nimmst Du nicht eine Frau, Johann? Nachbar Schmidt sagte noch neulich, ein Farmer müsse heirathen, sonst ginge auf der Farm Alles verkehrt. Dein Haus ist fertig, Dein Stall ist fertig, Du sollst nur einigen Hausrath kaufen und Du hast Alles, um eine Wirthschaft anzufangen, besser als irgend Einer hier herum. So viel will ich Dir wol sagen, ich kann mit den Hausarbeiten diesen Sommer nicht fertig wer-

den, das Backen und Kochen bei diesen Oefen und in solcher Hitze bringt mich ganz herum und wenn Du Deine alte Mutter, die nur Dir zu Liebe in dies abscheuliche Land gegangen ist, nicht unter die Erde bringen willst, so sieh Dich nach einer ordentlichen Frau um. Ich denke, es wird Dir leicht, eine zu finden", fügte sie schlau lächelnd hinzu, „und ich wundere mich nur, daß Du nicht lange daran gegangen bist; was mag sie nur von Dir denken?"

„Wer?" rief Johann auffahrend und wie ein junges Mädchen erröthend.

„Ja, wer?" ich soll's Dir wol noch in den Mund legen?" sagte Frau Ehlers und nickte mit dem Kopfe; „aber den Gefallen will ich Dir denn doch nicht thun, nun habe ich genug gesagt."

Damit stand sie auf und ging hinaus. Im Frühjahr zogen Ehlers auf ihre Farm und jetzt begann eine neue Thätigkeit. Johann kaufte ein Joch Ochsen mehr und einen großen Brechpflug, den zu ziehen aber vier Joch Ochsen erforderlich waren. Zwei Joch Ochsen stellten die Norweger und Schweden, denen später dann wieder von Johann geholfen werden sollte.

Den ganzen Tag scholl nun das laute Rufen der beiden Buben, die einander beim Pflugfahren ablösten und eine Furche nach der andern warf die scharfe Pflugschar um und im Geiste sah Johann schon ein reiches Weizenfeld, wo jetzt nur die schwarze fette Erde seinen Augen sich zeigte.

Dann wurden auch zwei Kühe gekauft, über die besonders die Mutter sich freute, und die eine bekam eine Glocke um den Hals, eine „Mountain-Bell", deren Klang weithin hörbar war. An einem Sonntage ging Johann, und mit ihm Georg, sein Dollmetscher — denn er selbst war der englischen Sprache noch nicht ganz mächtig — mit dem Dampfboote nach Winona, einer nicht unbedeutenden Stadt, auch am Mississippi gelegen. Als sie am nächsten Tage zurückkehrten, brachten sie zu Frau Ehlers großer Befriedigung viele gute Sachen mit. Da war schön angemalter und lackirter Hausrath: Bettstellen, Tisch und Stühle, ein kleiner Schrank und ein runder Spiegel, blanke blecherne Milchschüsseln, Milcheimer, Butterfaß und viele andere Dinge.

„Und hier ist noch ein Rocking-Chair; was sagt Meddersch dazu?" rief Georg, einen Schaukelstuhl herantragend.

„Meine Zeit des Lebens!" rief die Alte, ihre Hände zusammenschlagend, „das ist doch wol keine amerikanische Wiege? Was soll das neumodische Ding in unserm Hause, Johann? Wir brauchen auch ja noch gar keine Wiege."

„Nein, das ist auch ein Stuhl und keine Wiege", rief Georg lachend, setzte sich hinein und schaukelte lustig „Alle Yankees hier haben solche, und darin soll Meddersch ihren Mittagsschlaf halten."

Die Alte schüttelte mit dem Kopfe und sagte: „Nein, nein, der steht mir nicht fest genug auf den Beinen." Dann griff sie nach dem Spiegel und betrachtete sich selbst, den Kopf hin- und herdrehend, darin.

„Na, sein eigen Gesicht hat man nun auch in einem Jahr nicht gesehen", sagte sie halb für sich, „es kommt Einem ordentlich curios vor."

Sie konnte doch auch nicht der Versuchung widerstehen, zu probiren, wie es sich in dem Schaukelstuhl sitze. „Ich muß das doch", sagte sie, „weil Johann ihn ja einmal für mich gekauft hat." Und der neue Lehnstuhl gefiel ihr gut, sie versuchte es sogar, sich ganz leise darin zu schaukeln; doch blieb es nur bei einem Versuch, denn sie behauptete stets, es werde das Wiegen sie seekrank machen.

„Und nun ist denn ja Alles in Ordnung", sagte die Alte, „nun fehlt nichts als die Frau, und warte nur nicht zu lange, ehe Du sie bringst; laß mich hier nicht mehr allein sitzen. Ich muß den ganzen Tag einen Menschen um mich haben und ein freundliches Gesicht sehen."

„Das soll Mutter auch, Sonntag gehe ich sie zu freien", sagte Johann entschlossen. Frau Ehlers Gesicht glänzte vor Freude und fast gerührt sagte sie: „Gott gebe seinen Segen, Johann!" Und am Sonntag ging Johann nach Minnieska.

Es war schon Abend, ehe er wieder heimkehrte, aber er kam nicht allein; das sah die Mutter, als sie durch's Fenster schaute.

„Na, Gott sei Dank, endlich hat er das Beste gefunden", flüsterte sie und trippelte hinaus.

„Da bring' ich meine Braut, Mutter;" rief Johann mit freudestrahlendem Gesicht. Die Mutter meinte, sie habe nie so glückliche Augen gesehen, als die, mit denen die zwei Menschen vor ihr sie anschauten.

„Das ist eine Braut nach meinem Sinn!" rief sie. „Wir wollen uns schon miteinander vertragen, nicht, mein Gretchen?" Damit zog sie das junge Mädchen in's Haus und führte sie zum Ehrenplatz, zum Schaukelstuhl. „Den wollen wir auch zusammen haben, der soll nicht allein für mich gekauft sein!" rief sie, in ihrer Herzensfreude kaum wissend, was sie that und sagte. Dann wandte sie sich an ihren Sohn, der sich neben seine Braut hinsetzte und gab ihm einen freundlichen Ellenbogenstoß: „Wir haben uns doch gut verstanden, was Johann? Zuweilen war mir aber noch ein wenig Angst, daß Du doch am Ende Anderes im Sinne hättest, als ich."

„Ich hab' nie an ein anderes Mädchen gedacht, Mutter, ich bin nur ihretwegen nach Amerika gegangen und ich hätte sie auch keinem Andern gegönnt!" rief Johann, Gretchen zärtlich umfassend. „Jetzt soll's ein lustiges Leben werden auf unserer Farm: ich im Felde, Gretchen und Mutter im Hause, und wir wollen es den Englischen zeigen, daß wir Deutschen uns eine Heimat hier zu schaffen verstehen, die sich sehen lassen kann!"

IX.

Und das haben sie gethan. Eine freundliche deutsche Heimat im fernen Westen Nordamerikas haben sie sich geschaffen. Eine Allee junger

Obstbäume zieht sich vom Fahrwege bis zum Hause hin, das inmitten reicher Felder wie in einem Garten liegt. Hinter dem Hause bis zu den Ställen und der Scheune hin und nach dem nahen Strome hinab ist ein großer eingehegter Platz für das Federvieh und die Schweine; und wenn eine Schaar lustiger kleiner Ferkel grunzend und mit flatternden Ohren dahergerannt kommt, dann gackern die Hühner, der Puter kollert, die Perlhühner schreien und die Enten watscheln schnatternd den nahen Abhang hinunter und plumpsen sich in das Wasser. Tauben flattern um das Dach des Hauses, über das blühende Schlingpflanzen hingeklettert sind, und flattern zum niedern Wassertrog dort unter den Bäumen, um sich zu baden. Im offenen Fenster der Stube sitzt „Misekatze" die Pfötchen sich leckend und die Ohren sich wischend. Unter dem Fenster, halb versteckt im Rosenbusch, gukt ein anderes Kätzchen in die Höhe: es will auch im Fenster sitzen, und Ohren und Pfoten sich waschen und das Sammetfell von der Abendsonne sich bescheinen lassen; aber die da oben ist die ältere und wenn die junge Miene macht, hinaufzuspringen, hält die alte mit ihrem Putzen inne und zischt drohend hinab. „Perle", der große graue Hund, kommt herbei, schnüffelt an dem Rosenbusch herum und vertreibt die kleine Katze; die alte im Fenster wird jetzt von zwei runden Kinderhänden gepackt und derb geliebkost, und eine Frauenstimme sagt: „Ham, ham, Claus, Du quälst Misekatze ja."

Und jetzt schaut ein bekanntes Antlitz, das unsers Gretchens, zum Fenster hinaus. Sie blickt nachdenklich in die Ferne auf jene Baumgruppe hin, die man von hier aus deutlich gewahrt, aus der der Wipfel der großen Eiche hervorragt, unter welcher Großmutter und Trinchen schlafen. Jetzt steht auf ihrem Grabe ein schwarzes eisernes Kreuz und weise Rosen blühen alljährlich hier. Die lieben Todten sind nicht vergessen. —

Der Abend bringt die Heerde heim; die Glockenkuh kommt kopfnickend voran und stellt sich brüllend neben Paul und Georg, die mit den blanken Milchkesseln wartend über der Fenz lehnen. Claus der Jüngere ist auch da mit seiner Salzschüssel; er darf den Kühen das Salz in die Tröge werfen. „Aber erst wenn gemelkt ist, hörst Du, kleiner Nichtsnutz?" ruft Paul, „sonst laufen die Kühe umher wie besessen. Und der kleine Claus macht ein unglückliches Gesicht und tritt mit seiner Schüssel von der Fenz zurück, an der die Kühe schon zu schnuppern anfangen.

Johann kommt aus dem Stall, wo er die Pferde gefüttert und „Perle" folgt ihm und thut, als habe er auch geholfen und folgt seinem Herrn nach dem Schuppen, unter dessen Dach die Mähmaschine steht, und schaut klug zu, wie Jener untersucht, ob auch irgendwo Etwas fehle, denn morgen schon soll mit der Weizenernte begonnen werden

Jetzt ist's völlig Abend geworden und Alles versammelt sich unter dem großen Hickorybaume vor dem Hause. Auch Claus Dehn ist hier, mit seiner kurzen Pfeife und einem etwas freundlicheren Gesicht, als in früheren Zeiten; braucht er doch wenig mehr zu arbeiten, hat gutes

Essen und Trinken, seinen Tabak und sogar dann und wann einen Whiskypunsch. Georg und Paul sind in die Höhe geschossen, aber auch hager und schmalbackig wie die Yankees. Selbst Joe, Pat und Jim fehlen hier nicht. Sie sind am Sonntagabend herübergekommen und tragen noch eben so steife Leinenröcke und eben so prachtvolle Siegelringe, und der Hut sitzt ihnen auch noch eben so kühn im Nacken als ehedem.

Georg und Paul haben mit Joe zusammen eine Dreschmaschine gekauft und denken im Herbst mit derselben bei den Farmern recht zu verdienen. Zum Winter aber wollen sie, wie sie es vordem schon gethan, die englische Schule besuchen, um auch in geistiger Beziehung nicht dahinter zu bleiben.

Der Wind säuselt leise in den schilfartigen Blättern des Mais, der im nahen Felde so prächtig steht; es hört sich an, als wenn seidene Gewänder rauschen. Hoch in den Baumgipfeln, fern und nah, ruft der Whip-poor-Will; im Grase zirpen Tausende von Grillen, Leuchtkäfer fliegen funkelnd umher und zünden in den dunklen Bäumen ihre Lichtchen an, als sollte zum Geburtstag irgend einer hohen Person illuminirt werden.

Drinnen in der Stube ist Großmutter ganz allein mit dem kleinsten Kinde, die glücklichste Großmutter von der Welt. Das Kind streckt seine Fäustchen in die Höhe, schreit und mag das Wiegenlied nicht hören. Aber Großmutter mag es selbst gern hören und sie denkt dabei an die Zeit, wo sie im kleinen Hause daheim ihre dicken Buben in Schlaf sang. Draußen vor dem Fenster rief auf dem alten Apfelbaume der Kukuk, und Sperlinge zwitscherten unter dem Dache. Das ist lange her, und nun singt sie, im fernen Lande, an des Enkelchens Wiege ihr kleines altes Lied:

„Guden Abend, gude Nacht!
Mit Rosen bedacht,
Mit Nägelken besteken
Krup ünner de Däken!
Morgen frö, wills Gott, wölln wi uns wedder spräken."



G. zu Putlitz.

G. zu Putlitz.

Von Feodor Wehl.

In Berlin im Hause der unvergeßlichen Gräfin Ahlefeldt war es, wo ich Putlitz kennen lernte. Hierher hatte die seltene Frau sich zurückgezogen, nachdem ihr schönes und inniges Verhältniß zu Karl Immermann in Düsseldorf durch dessen Verheirathung mit Marianne Niemeyer gelöst worden war. Leider war die Lösung zugleich ein Bruch geworden, an welchem beide Theile nicht ohne Schuld geblieben. Die Gräfin Ahlefeldt war eine leonorenartige Erscheinung; „sie hatte", wie Ludmilla Assing in ihrem Buche über sie sagt, „dieselbe feine, vornehme Seele, den milden Ernst, die mondscheinartige Schwermuth, die sanftglühende Innigkeit wie jene Prinzessin im Goethe'schen „Tasso", und jene Hohheit ihres Wesens gebot zugleich Scheu, indem sie anzog." Von sinnlichem Naturell war wenig in ihr. Das geistige Element überwog. Zu ihren fest eingewurzelten Ueberzeugungen gehörte auch die Ansicht: daß Dichter und Künstler nicht heirathen dürften, um sich Herz und Seele nicht mit irdischen Sorgen zu beschweren. Karl Immermann dagegen war von gesundem, kernhaften Wesen, ein Mann, der des Weibes in seiner vollsten und zugleich natürlichsten Bedeutung nicht entrathen konnte. Als er daher, auf eine Zeitlang dem Zauberkreise der Gräfin entrückt, bei seinem Bruder Ferdinand in Magdeburg weilte und dort in jener Marianne Niemeyer ein achtzehnjähriges feuriges Mädchen kennen lernte, erwachte in seinem Innern eine lebhafte Empfindung, die er vergebens niederzukämpfen suchte. Wie schon oft, so bestürmte er noch einmal die Gräfin Ahlefeldt darein zu willigen, seine Frau zu werden und als sie auch jetzt wieder bei ihrer Weigerung blieb entschloß er sich ziemlich kurz und verlobte sich mit Marianne Niemeyer.

Dieser Schritt mußte natürlich entscheidend werden. Immermann hatte davon geträumt, die ältere Freundin neben der jüngern Gattin sich erhalten zu können. Aber die Gräfin Ahlefeldt durchschnitt diese Möglichkeit mit einer Reise nach Italien und ihrer späteren Uebersiedelung nach Berlin. Kaum hatte sie sich hier heimisch gemacht, als der Tod Immermann's erfolgte.

Daß die Immermann'sche Familie, die der Gräfin auch über den Bruch mit dem Dichter hinaus eine rührende Verehrung bewahrt hatte, dieselbe jetzt noch mehr, noch inniger empfand, wird man sich denken können. Besonders geschah dies von Seiten der greisen Mutter des Heimgegangenen und von jenem Bruder in Magdeburg, Professor Ferdinand Immermann, der ihr die wärmsten hingebendsten Briefe schrieb und in diesen Briefen wie durch sein ganzes Thun und Verhalten sich als einen Mann von feinstem Tact und Gefühl bewiesen hat.

Ihm aber war Gustav zu Putlitz, der am 20. März 1821 auf dem Gute Retzin in der Priegnitz geboren, von seinem Vater zur Ausbildung auf der Schule zum Kloster Unserer Lieben Frauen in Magdeburg 1834 übergeben worden. Es konnte nicht fehlen, daß ein solcher Mann auf den jungen Menschen von dem maßgebendsten Einfluß wurde, und in der That rühmt auch Putlitz selbst ihm nach, daß er auf sein Gemüth, seine

literarische Bildung und poetische Entwickelung von der allerwichtigsten Einwirkung geworden. Ohne Zweifel hat er ihm nicht nur die Wissenschaften, sondern auch die Welt der Dichtung erschlossen. Ferdinand Immermann war nicht umsonst der Bruder eines Dichters! Neben den Vorbereitungen zum Studium der Rechte pflegte er in ihm auch den Sinn und Geschmack für die schönen Künste und die Belletristik, und als sein Zögling von der Universität Heidelberg 1843 zur Universität nach Berlin kam, glaubte er selbstverständlich demselben keine größere Gunst erweisen zu können, als daß er ihn an die Gräfin Ahlefeldt empfahl.

Daß diese ihn freundlich und gütig aufnahm versteht sich von selbst. Er erschien der edlen Frau so zu sagen wie ein Eingeweihter. Er war befreundet mit der ganzen Immermann'schen Familie, er kannte Marianne und deren kleine Tochter, er hatte als stiller Zeuge die Herzenstragödie mit erlebt, die sich unter dem Siegel der tiefsten Verschwiegenheit doch laut und wahrnehmbar genug für die aufmerkende Umgebung vollzogen hatte. Kein Wunder also, daß er sofort und gleich beim ersten Erscheinen die Gräfin anheimelte und ihr gleich wie ein Vertrauter war; dies um so mehr, als sein ganzes Wesen etwas ungemein Gewinnendes und Einnehmendes hatte.

In Putlitz vereinigten sich damals der geborene Edelmann, der flotte Student und der bescheidene Dichter in der glücklichsten Weise. Ich habe niemals einen liebenswürdigern Menschen kennen gelernt, als Putlitz zu jener Zeit gewesen ist. Groß und von kräftiger Natur, verband er mit einer lässigen, wenig auf sich achtgebenden Haltung doch etwas Vornehmes und Distinguirtes. Er legte wenig Gewicht auf elegante Kleidung, sondern liebte den burschikosen Flaus. Sein braunblondes Haar lag schlicht und ungekünstelt um sein Gesicht, das derbe Züge, eine große Nase und etwas schläfrig blaue Augen, dabei aber zugleich sorglose Gutmüthigkeit und ein Lächeln von so bestrickendem Reize zeigte, daß Putlitz sehen und ihm gut sein so ziemlich Eins war.

Ich gehörte damals zum näheren und regelmäßigen Umgang der Gräfin Ahlefeldt, die um jene Zeit noch viele und die bedeutendsten Leute Berlins bei sich sah. Cornelius, Rauch, Tieck, Heinrich Steffens, Friedrich von Raumer, Varnhagen von Ense und Ludmilla Assing, der Architekt Professor Stein, die Malerin Karoline Lauska, Professor Wilhelm Zahn, der thätige Nachbildner der Wandgemälde von Herkulanum und Pompeji, der Maler Wach, dessen Schwester Henriette Paalzow und eine große Menge anderer geistvoller, literarisch oder künstlerisch bedeutender Personen verkehrten mit ihr. Ein kleinerer Kreis hatte sich für regelmäßig stattfindende Sonntagabendversammlungen bei der Gräfin daraus abgezweigt und zu diesen fand sich sehr bald auch Putlitz ein. Hier wurde gewöhnlich das Neueste gelesen, was dichterisch geschaffen worden und natürlich auch Das, was die jüngeren Mitglieder dieses Kreises zu Stande gebracht.

Aus der lebhaften Theilnahme, die Putlitz diesen Vorlesungen schenkte, errieth ich sehr rasch, daß er auch selbst sich poetisch beschäftigen müsse. Als ich freilich zuerst deswegen bei ihm anklopfte, wies er dies laut lachend von der Hand, indem er betheuerte, sich nur gelegentlich mit einem Geburts- oder sonstigem Festtagsgedicht versucht zu haben, als er aber mehr und mehr die wohlthuende Theilnahme und die gleichsam alle poetische und künstlerische Schöpfung pflegende und lockende, hold aufhorchende Hingabe der Gräfin hinreichend genug kennen gelernt hatte, da tauchte doch auch er plötzlich mit einem

einactigen Lustspiel in Versen „Das Gewitter in Ostra“ auf, das eine Anecdote aus der sächsischen Hofgeschichte in sich fassend, zwar noch etwas dürftig in der Handlung und selbstverständlich auch blos noch dilettirend in der Form war, uns jedoch Alle durch seine anmuthige Frische und Heiterkeit warm für sich einnahm.

Das kleine Stück, obgleich nicht einmal zur Aufführung gelangt, weckte dem jungen Dichter doch die herzlichste Sympathie in der Bühnenwelt. Ich erinnere mich, daß der alte Weiß, ein vortrefflicher Schauspieler der alten Schule und ein tüchtiger Regisseur, geradezu für Putlitz schwärmte, daß die berühmte Schülerin Goethe's, Amalie Wolff, die Wittwe Pius Alexander Wolff's, daß Charlotte Birch-Pfeiffer, Auguste Crelinger, ihre Tochter Clara Stich von jener ersten Bekanntschaft her die freundlichsten Gesinnungen für ihn hegten und daß er sozusagen der Liebling Aller ward.

Daß man unter solchen Umständen den jungen Poeten zu weiteren Versuchen anspornte liegt auf der Hand. Aufgemuntert und angeregt warf er sich mitten aus seinem juristischen Staatsexamen, seinem einjährigen Militairdienst heraus in eine neue und zwar fünfactige Lustspielarbeit „Die blaue Schleife“, welche Moritz von Sachsen und Adrienne Lecouvreur wie das bekannte Schauspiel von Scribe zu Hauptpersonen hat, nur daß es diesem entgegengesetzt sehr glücklich den tragischen Ausgang vermeidet.

Der Verfasser selbst nahm zu Anfang die Sache sehr cavalièrement. Von dichterischem Beruf und Talent, von einer dramatischen Carrière wollte er nichts wissen. Das ist ein angeflogener Rausch, meinte er, der im Staatsdienst sehr bald verfliegen wird und muß, da ich nur zu gut das Täuschende meiner Situation erkenne. Man cajolirt mich, so lange ich zu meinem Vergnügen und aus Liebhaberei dichte; wenn ich aber mir einfallen ließe, mich in aller Wahrheit dem Dienste der Musen zu widmen, so würde man mich die ganze Strenge der Kritik empfinden lassen und ich dieser nicht gewachsen sein.

„Die blaue Schleife“ wurde zuerst in Königsberg gegeben und ich sehe noch, wie deren Verfasser eines schönen Tages mit den Recensionen darüber zu mir kam, sie mit dem herzlichsten Lachen auseinander breitete und zu mir sagte: „Da lesen Sie, wie Sie heruntergemacht worden!“

„Wie so denn ich?“ fragte ich erstaunt.

„Nun“, fuhr er im heitersten Tone fort, „all' der Tadel und all' die Wischer, die ich hier erhalte, sind doch eigentlich an Ihre Adresse gerichtet. Ueberzeugen Sie sich doch selbst, wie stümperhaft, kindisch und abgeschmackt meine ganze Arbeit ist; kein gutes Haar lassen die Recensenten daran. Und Sie sind doch auch ein Stück davon und haben mich trotzdessen ermuntert, mit meinem Machwerk hinauszutreten. Nun hören Sie und schämen Sie sich!“

Und dabei fing er an unter lautem Gelächter mir die Berichte vorzulesen, die in der That von seiner Arbeit in den wegwerfendsten Ausdrücken sprachen. Man kennt ja den nichtsnutzigen Ton, den in Deutschland die Theaterreferenten gegen die Autoren zu führen pflegen und der noch heut' nicht geändert, vielleicht nur gesteigert ist. Die Recensionen neuer Stücke werden in Deutschland mit Dreschflegeln gemacht und ich muß sagen, die Königsberger wußten diese mit Virtuosität zu führen.

Aber die Reaction ließ nicht warten und namentlich bei Putlitz nicht. Die vernichtende Schärfe des Urtheils verfehlte auf die Länge nicht doch einen gewissen nachwirkenden Eindruck auf ihn zu machen. Er war nun ein-

mal öffentlich engagirt und obschon er Anfangs aller Welt betheuert hatte, keine Feder mehr anrühren zu wollen, ging er schließlich in der Stille doch an eifrige Abänderungen. Er war um jene Zeit mit Laube in Leipzig in Verbindung gekommen und hatte von diesem Vorschläge zu allerlei Verbesserungen erhalten, die er gewissenhaft ausführte. Man gab mit diesen das Stück noch im hamburger Stadttheater und im Hoftheater zu Berlin, aber gleichfalls ohne Erfolg. Damals war es, wo Putlitz mir schrieb:

„Ich finde mich in Alles und dringe nicht mehr auf eine Darstellung seit ich das Stück in Berlin gesehen, wo es zu Königs Geburtstag war. Die Aufführung war von Seiten der Damen vortrefflich, die Stich sowol wie die Viereck allerliebst. Grua als Moritz sehr unbedeutend; doch ist daran sehr die Rolle schuld, aus der wirklich nichts zu machen ist. Hoppé gut als Vieren, aber Rüthling als Fleuri warf die ganze Sache über den Haufen. Die Aufnahme war sehr lau und das Stück ließ indifferent, doch bin ich ganz zufrieden. Dem Stück fehlt vor allen Dingen Handlung; die Situationen bleiben sich zu gleich. Der letzte Act taugt gar nichts und reißt die organische Entwicklung auseinander. Ich muß dabei bleiben, daß es in der ersten Gestalt noch am besten und mit Kürzungen auch am wirksamsten war. Nur keine Veränderungen, das ist die Regel für alle kommenden Fälle. Im Ganzen hat der erste Versuch mich nicht abschrecken können. Im Gegentheil, bin ich mit Publicum und Kritik, soweit ich sie kenne, namentlich mit der Rötscher'schen, sehr zufrieden. Unzufrieden nur bin ich mit mir selbst. Es fehlt mir durchaus an dramatischem Talente, darum muß ich das Stückeschreiben aufgeben. Ein zweites Stück von mir würde auch keine Bühne annehmen, das ist meine feste, nicht leicht erworbene Ueberzeugung. Sie sehen wie es bisher immer gegangen ist. Nach einer flüchtigen Bekanntschaft hat das Stück den Leuten gefallen und sie versprachen es zu geben, aber bei näherer Besichtigung stellen sich die dramatischen Mängel so eclatant heraus und die Leute geben das Stück auf."

Man sieht: aufrichtiger und verzweifelter kann ein dramatischer Schriftsteller über seinen ersten Versuch nicht urtheilen, als es Putlitz in diesen Zeilen thut. Er war entschlossen die dramatische Flinte allen Ernstes in's Korn zu werfen und um sich jede Gelegenheit zum Wiederergreifen derselben zu nehmen, ließ er sich 1846 zur Regierung in Magdeburg versetzen, um sich dort auf die diplomatische Laufbahn vorzubereiten. Ende 1847, nach dem Tode seines theuren Lehrers und Freundes Immermann, unternahm er zur Aufheiterung und Zerstreuung einen Ausflug nach Italien, von dem die Revolution von 1848 ihn aber schon im Juni desselben Jahres zurückberief, und da er, heimgekehrt, seinen Vater leidend und sorgenvoll auf seinem Gute fand, sah er sich in Folge dessen genöthigt dem Staatsdienst ganz zu entsagen und sich einstweilen mit der Landwirthschaft zu befassen.

Die Beschäftigung mit dieser und die damit zusammenhängende Zurückgezogenheit auf dem Lande, welche durch das damalige Stocken alles gesellschaftlichen Verkehrs noch stiller und beschaulicher gemacht wurde, als sie es sonst gewesen sein würde, verschafften dem jungen, thätigen Geiste vielfache Muße und in dieser Muße war es, wo seine Seele sich wieder der Muse näherte. Er hatte bereits in Magdeburg kleine Märchen zu dichten angefangen und diese fielen ihm nun wieder in die Hände. In dieser Zeit schrieb er mir ganz verloren am Ende eines Briefes:

„Apropos! Ich habe eine kleine Sammlung von Märchen, die sich der

Ihnen bekannten „Mohnblume“ anschließen, zum Theil fertig, zum Theil noch in Arbeit, die ich gern zusammen herausgeben möchte, hauptsächlich als Geschenk für Bekannte, bei denen diese Sächelchen beim Vorlesen immer Glück gemacht haben. Sie dürften bei splendidem Druck vielleicht sechs bis acht Bogen geben. Können Sie mir dafür einen Verleger schaffen, ohne daß es Ihnen Mühe macht? Eine tüchtige Portion Freiexemplare wäre eigentlich Alles, was ich verlangte, neben sauberer Ausstattung.“

Diese Sächelchen sind der reizende Märchenstrauß: „Was sich der Wald erzählt“, welches der Verlag des Königl. Hofbuchhändlers Alexander Duncker in Berlin letzte Weihnachten, prächtig illustrirt, bereits in der dreißigsten Auflage herausgegeben hat!

Diese harmlose, aber sinnige Waldpoesie, die hier mit Bach, Blume, Baum und Stein leise geflüsterte Zwiesprache hält und aus dieser heraus anmuthige Naturgeheimnisse zum Besten giebt, berührte nach dem Sturm und Drange einer blutigen Revolution die Gemüther und Herzen der Menschen in so wohlthuender, harmonischer und versöhnlicher Weise, daß sie gleich bei ihrem ersten Erscheinen 1850 die allgemeine Gunst sich gewann und mit dieser allgemeinen Gunst die verschüchterte Dichterseele aus ihrer Verstimmung und Entmuthigung glücklich heraus erlöste. Schon 1851 ließ er ein ähnliches kleines Werkchen „Vergißmeinnicht“, ebenfalls bei Alexander Duncker erscheinen, dem sich später noch in dem nämlichen Verlage die Elfendichtung „Luana“ anschloß, Büchelchen, die gegenwärtig auch schon in mehreren neuen Auflagen vorliegen.

Von neuer Zuversicht geschwellt, von frischem Zutrauen in seine gestaltende Kraft gehoben, griff er nun auch wieder zum Lustspiel zurück und schuf in rascher Folge „Hausmittel“, „Badekuren“, „Familienzwist und Frieden“, „Das Herz vergessen“ und eine ganze Reihe anderer kleiner Stücke, die später, zu vier stattlichen Bänden angesammelt, auch auf dem Büchermarkte erschienen und mit Dank entgegen genommen worden sind.

Sie sind alle mehr oder weniger leichte, gefällige, überaus graziös gearbeitete kleine Komödien, in denen ein so glücklicher Humor, ein so feiner Geist und eine so drollige Laune herrschten, daß es unmöglich war, sich ihrem erheiternden Einflusse zu entziehen. Sie sind denn auch seit Jahren die Zierde des deutschen Lustspielrepertoirs.

Durch diese glänzenden Erfolge war nun Gustav zu Putlitz unerwartet rasch zu einem Ansehn und einer Geltung gelangt, wie sie nach seinen ersten zutastenden und meist unliebsam aufgenommenen Anfängen kaum zu erwarten standen. Sein Name wurde schnell bekannt und verbreitet, sein Talent gewürdigt und ausgezeichnet, seine Feder geschätzt und gesucht. Seine freie unabhängige Stellung, sein munterer, edler Charakter, sein liebenswürdiges Benehmen versäumten natürlich nicht jenem Allen einen gewissen Vorschub zu leisten, denn Putlitz konnte reiche Anknüpfungen suchen und dieselben nach Herzenslust pflegen. So durchzog er, von seinem jungen Ruhm getragen, um jene Zeit einen großen Theil von Deutschland und wählte Paris, später London zu längerem Aufenthalt. 1853 vermählte er sich mit der geistvollen Gräfin Elisabeth Königsmark und verweilte nun abwechselnd in Retzin und in Berlin, wohin namentlich drei Winter hindurch 1859—1861 eine Wahl in's Abgeordnetenhaus ihn rief, in welcher er während der sogenannten neuen Aera zur gemäßigt liberalen Partei gehörte.

In dieser Zeit entstanden seine „Novellen“ und „Brandenburgischen

Geschichten" (Cotta, 1862), daneben seine größeren Dramen: „Das Testament des großen Kurfürsten", „Don Juan d'Austria", „Wilhelm von Oranien in Whitehall", „Waldemar", Arbeiten, die einen höheren Ton annahmen und ein historisches Leben von so echt menschlichem und natürlichen Ausdruck in's Spiel brachten, daß sie immerdar bedeutsam bleiben werden, auch wenn ein großer Zug in der Charakteristik und ein hinreißender Schwung der Sprache ihnen allerdings nicht zuerkannt werden können.

Daß diese geschichtlichen Dramen die Aufnahme nicht durchweg fanden, die sie immerhin verdienen, hat den Verfasser wieder um eine Zeitlang dem Theater entfremdet; ehe diese Entfremdung jedoch eine tiefergehende geworden, fiel es zum Glück dem Großherzog von Mecklenburg-Schwerin ein, Putlitz 1863 zum Intendanten seines Hoftheaters zu machen und in dieser Eigenschaft hat er noch einmal frisch und munter für's Lustspiel zu schaffen angefangen. „Um die Krone", „Spielt nicht mit dem Feuer", „Das Schwert des Damokles", „Die Zeichen der Liebe", „Unerträglich", „Zwei Tassen", und andere Komödien entstanden, die, in drei Bänden gesammelt, 1869 in Berlin im Verlage von B. Behr's Buchhandlung (E. Bock) erschienen sind und das gefällige Talent unseres Autors in seiner üppigsten Entfaltung und glücklichsten Reife zeigen.

Ueber seine Theaterleitung läßt er sich selbst in einem Briefe vom 7. März 1864 folgendermaßen an mich aus:

„Ich habe wahrhaftig den regsten Willen, der dramatischen neueren Literatur gerecht zu werden und wer unsere Verhältnisse kennt, wird mir das auch zugeben; aber bei etwa vierzig Theaterabenden, die ich überhaupt für Lustspiel und Schauspiel nur habe, soll mir einmal Einer vormachen, wie ich es höher als auf zwanzig Novitäten bringen soll, die ich factisch diesen Winter hinter mir habe. Dabei sind „Wildfeuer" von Halm und „Im Feuer" von Gisbert v. Vincke überhaupt zum ersten Mal, der „Hofer" (von Immermann) und „Was Ihr wollt", von mir bearbeitet, ebenso. Ich gebe keine Novität mit weniger als vier Proben, kein neueinstudirtes mit weniger als zwei und kann höchstens einmal repetiren. Außerdem kann ich viel weniger geben, als andere Bühnen. Alles, was an politische oder religiöse Tendenz streift, ist von vornherein zu vermeiden. Mit dem Publicum sind gar keine Experimente zu machen. Irgend eine Gewagtheit ist sofort gerichtet. Da ist es nun sehr leicht zu sagen: die Schweriner Bühne thut nichts. Ich kehre mich nicht an das Schimpfen, denn seit Jahren habe ich meiner literarischen Thätigkeit gegenüber nur Geringschätzung Seitens der Presse erfahren und seit ich die aufgab, gewiß für uneigennützigste Bemühung um das Theater durch Uebernahme der hiesigen Intendanz, wird die Presse mir gegenüber das Geschäft fortsetzen. Reclame für mein Institut will und kann ich so wenig machen, wie ich das für mich selbst nicht gekonnt habe, also werde ich mir ruhig gefallen lassen, mich und mein Theater mit Nasenrümpfen behandelt zu sehen."

Putlitz, der die Theaterbriefe Immermann's herausgegeben und durch diese, wie durch die Mittheilungen der Gräfin Ahlefeldt und der Immermann'schen Familie die artistischen Intentionen jenes Düsseldorfer Intendanten genau kannte, war entschieden beseelt von dem Gedanken: sich einen ähnlichen Namen als Leiter einer Bühne zu machen, wie der Oberlandesgerichtsrath Karl Immermann. Er vergaß dabei nur die veränderten Zeitumstände und den total verschiedenen Platz. Immermann fand die künstlerische Jugend, die Zöglinge der Kunstakademie und eine an sich lebhafte

und bewegte rheinische Bevölkerung, außerdem eine stille, unpolitische Zeit, die im Literatur- und Theatertreiben beinahe völlig aufging. Putlitz fand eine unruhig, geschichtlich ringende Epoche und — Mecklenburg, zwei Factoren, mit denen in der Kunst schwer zu rechnen ist. Unter solchen Verhältnissen konnte es nicht fehlen, daß sein Wirken und Streben ziemlich unbeachtet blieb und daß sich nach und nach in seinem Gemüth die alte Verdrossenheit wieder zu regen begann, von der unser Schriftsteller von je in gewissen Zwischenräumen befallen zu werden pflegte.

Das rasche Glück, das Putlitz, genau genommen, in der Literatur gemacht, hat ihn merklich verwöhnt und in den Glauben versetzt: es müsse jeder Erfolg gleichsam im Fluge gewonnen werden. Was ihm nicht im ersten Anlauf gelingt, verdrießt ihn und läßt ihn ermatten. Daher seine Unstätigkeit, sein beständiges Wechseln in der Production und seine häufig wiederkehrende Verbitterung und Klage über fehlende Anerkennung. Im Grunde jedoch hat der liebenswürdige Dichter alle Ursache mit seiner Zeit und seiner Nation zufrieden zu sein.

Zum Schluß auf die Lebensschicksale von Gustav zu Putlitz noch einmal zurückkommend, ist nachzutragen, daß er 1867 seine ihm lieb gewordene Stellung an der Spitze des Schweriner Hoftheaters aufgab, hauptsächlich, weil die Erziehung seiner heranwachsenden Kinder den Besuch einer preußischen Schule erforderte. Nach Berlin zurückgekehrt, nahm er das Amt als Hofmarschall des Kronprinzen, seine Gemahlin das der Oberhofmeisterin der Kronprinzessin an. Nach einem Jahre quittirten Beide aber diese Stellung wieder und leben seitdem ausschließlich im Heranbilden ihrer Kinder, im Winter in Berlin, im Sommer in Retzin. Daß unser Autor dabei noch immer Gelegenheit zum literarischen Produciren findet, beweisen seine vor Kurzem rasch nach einander entstandenen und mit dem größten Erfolg aufgeführten Lustspiele „Die alte Schachtel", „Ein Ständchen" (1868), „Gut giebt Muth" (1869), sowie die hübsche Novelle: „Die Halben" (Berlin, bei R. Wagner) und „Die Alpenbraut" (Berlin bei Alexander Duncker). Während „die Halben", im Charakter der Zeit gehalten, und dennoch von einem fast Goethe'schen Zauber reizvoll umhaucht sind, erzählt „die Alpenbraut", einen allerdings durchaus nicht ungewöhnlichen Vorgang doch mit einer so originellen Schelmerei und mit so viel psychologischer Feinheit in der weiblichen Herzenstactik, daß sich auch dieser Arbeit ein aufrichtiger und warmer Antheil mit dem vollständigsten Rechte zuwenden läßt. Als das Bedeutendste, was unser Autor auf dem Gebiete der Erzählung geschaffen, dürfen wir wol mit Recht die Novelle „Walpurgis" bezeichnen, welche der „Salon" in den Heften III. und IV. des laufenden Jahrgangs gebracht hat. Vollendete Charakteristik und Zeichnung verbinden sich hier mit der reichsten Gedankenfülle und einer ungemein fesselnden Handlung, deren geheimnißvollen Hintergrund der Dichter mit einer seltenen Meisterschaft ausgeführt hat. Auch außerhalb Deutschland hat dieses vorzügliche Werk bereits die größte Anerkennung gefunden und eine englische Uebersetzung davon wird soeben angekündigt.

Carneval in Wien.

Der Carneval ist in vollem Gange und Wien unterhält sich trotz der staatlichen Sorgen und Wehen, wirft das Geld mit vollen Händen hinaus wie in der alten Zeit und jubelt jede Nacht bis in den Morgen hinein. Es giebt wol keine zweite Stadt, wo so viele Maskenbälle abgehalten und so zahlreich besucht würden. Sie sind eine Errungenschaft des Constitutionalismus. Der Leser vermag keinen logischen Zusammenhang zwischen Maskenbällen und Verfassung zu entdecken? Ich auch nicht; aber es ist eine geschichtliche Thatsache, daß erst das Diplom vom 20. October 1860 und das Patent vom 26. Februar 1861 das wiener Maskentreiben ermöglichten. Herr v. Schmerling hat zwar nicht die Freiheit im Allgemeinen, aber doch die Maskenfreiheit begründet. Früher hielt die Behörde Maskenbälle für zu gefährlich, sie waren nicht erlaubt. Nur dreimal im Jahre, am Katharinentage, am Jeudi gras und am Fastnachtdienstag öffnete man die Redoutensäle der kaiserlichen Burg dem leichten Maskenscherze. Es kamen damals die vornehmsten Damen, die Schönheiten der hohen Aristokratie, in prachtvolle Dominos gehüllt, es kamen reiche Frauen aus der Handelswelt. Natürlich fehlten auch jene Damen nicht, die immer „Frau von" heißen, ohne daß Jemand ihren Mann kennen würde; jene „Pfirsische mit dem Fleck", deren Reiz ihren Ruf decken muß; aber die Gesellschaft im Ganzen war gewählt. Da kam der Winter 1860/61 und brachte unbeschränkte Freiheit — für die Masken. Alle Vergnügungslocale, alle Theater kündeten Maskenbälle an, ein großes Ereigniß überraschte die Wiener: der Debardeur hielt seinen Einzug in der österreichischen Residenz, der „Dianasaal" war die glückliche Stätte, wo man ihn zum ersten Male schaute. Das war nicht der schmächtige, zierliche Debardeur von Paris, sondern er hatte dralle Waden und einen unersättlichen Hunger; so ein Debardeur war im Stande, viermal während einer Nacht zu soupiren und in den Zwischenpausen zehn Portionen Eis zu essen. Sein Witz lag ausschließlich im Magen, wie sein Herz im Geldbeutel; sein Ideal waren Männer unter Zwanzig und über Sechzig. Aber die Herrschaft des Debardeurs dauerte nicht lange; er überlebte nicht einmal die Februarverfassung.

In den feineren Maskenlocalen bürgerten sich der Domino und das Charaktercostüm ein, in den ordinären ersetzte den Debardeur die Ballerine. Zu dem Röckchen, das oben und unten zu kurz, braucht man so wenig Stoff, — der Anzug kommt also sehr billig! So wirkt der Fortschritt in allen Dingen, denn auch die Ballerine ist längst überholt durch das „Bébé" welches gar nichts mehr anhat als ein hemdchenartiges weißes Gewand. Die „holden Wickelkinder", bisweilen von erstaunlicher Größe und Stärke, erfreuen sich übrigens überall, wo sie erscheinen, der besondern Aufmerksamkeit des anwesenden Polizeicommissars, und es kommt vor, daß er sich bemüht, sie vor Erkältung zu warnen.

Wiens eleganteste und schönste Maskenbälle sind diejenigen im Theater an der Wien. Man sieht hier prachtvolle Frauengestalten; hier

bewegt sich die Elite der Halbwelt. Das Wort im pariser Sinne, in der Auffassung des jüngeren Dumas angewendet. Manche von diesen verführerischen Erscheinungen, die im Maskengewühl auftauchen, möchte nicht um Alles in der Welt von Solchen errathen sein, denen sie bei Tage als Bekannten begegnet. Denn die halten sie Alle für die anständigste Frau von der Welt und tragen kein Bedenken, sie in ihrem Hause zu empfangen. Kommt das Geheimniß ihrer Eleganz durch einen unglücklichen Zufall an das Licht, so enden solche Frauen hier oft tragisch. Noch erinnert man sich an das Trauerspiel, welches sich vor einigen Jahren im Lazzenhofe, einem großen, von zahlreichen Parteien bevölkerten Hause der inneren Stadt ereignete. Da wohnte im vierten Stock eine Wittwe mit ihrer Tochter, einem jungen und schönen Mädchen. Beide bewegten sich in guter Gesellschaft, sie waren gebildet, liebenswürdig, von Adel, und galten für vermöglich. Niemand unter ihren zahlreichen Bekannten ahnte, woher das Einkommen stammte, dessen sie sich erfreuten. Das Mädchen hatte Freundinnen in den feinsten Beamtenkreisen, hatte doch ihr Vater ebenfalls dem Staate gedient! Da brach plötzlich die Katastrophe herein. Eine Unvorsichtigkeit zerstörte das mühsam aufrecht erhaltene Gewebe der Täuschung, der Schein war dahin. Die Mutter öffnete sich die Adern und starb, die Tochter, welche sie zu gleicher Todesart überredet, verlor den Muth und rief, halb verblutet, um Hülfe. Sie ward gerettet und verschwand seitdem aus der Residenz. Einer meiner Freunde bewahrt noch heute ihr Portrait, ein stolzes, schwermüthiges Gesicht mit edlen Zügen, das Abbild eines verlorenen Engels.

Etwas tiefer auf der Carnevalsstufenleiter steht der Dianasaal. Es fehlt auch hier nicht an eleganten Dominos, an hübschen Charaktermasken und vor Allem nicht an schönen Schultern. Aber der Appetit der Masken ist ein weit gesegneterer als im Theater an der Wien und man setzt sich kaum einer abschlägigen Antwort aus, wenn man hier eine schöne Unbekannte einladet. Noch ein Schritt abwärts führt zum Sophiensaal, gleich dem Dianasaal ein Amphibium: im Sommer Schwimmanstalt, im Winter Tanzlocal. Hier empfängt den Eintretenden dichter Tabaksqualm, denn es herrscht unbedingte Rauchfreiheit; Cigarrenstummel und angebrannte Streichhölzchen werden rücksichtslos zwischen die Tanzenden geworfen. Hier wird nämlich getanzt, hier ist in Wahrheit Maskenball. Während in den feineren Maskenlocalen nur promenirt und intriguirt wird, drehen sich hier Hunderte von Paaren fröhlich im Kreise. Oder sie drehen sich auch nicht, sie tanzen geradeaus in verwegenen Attitüden, die sich nicht gut beschreiben, besser errathen lassen. Es ist der heimische, nationalwienerische Cancan, früher streng verboten, jetzt freigegeben; genannt, „schieberisch Tanzen", weil der Tänzer seine „Dame" gerade vor sich her schiebt. Ein keckes, weinrothes Gesicht, den Hut schief auf dem Kopfe, die Cigarre im Munde, so präsentirt sich der echte „Schieber", den für besondere Bravour lauter Zuruf der Zuseher belohnt. Im Sophiensaal entwickelt sich, wie man sieht, ein Stück Volksleben. Um es zu beobachten, darf man aber nicht zu früh kommen,

sondern erst gegen ein Uhr Morgens. Da sieht man auch manch' frisches und hübsches Gesicht, denn nach Mitternacht nehmen hier die meisten weiblichen Masken die Larve ab.

Es giebt natürlich noch eine Menge Räume, die dem Maskentreiben offen stehen. Da ist der einst hochberühmte „Sperl", vor dreißig Jahren der erste wiener Vergnügungsort, da ist das Orpheum und das Universum, da sind die Säle der Gartenbau-Gesellschaft am Pockring und jene Schwender's in Fünfhaus, da sind die „Drei Engel" in der Vorstadt Wieden. Letztere eine Specialität, werth des Besuchens. Dort zeichnen sich die meisten Masken durch derbe Fäuste und stämmige Taille aus, dort faßt man die Hand, die Samstag den Besen führt, und wird von Armen umfangen, die wie gekochte Hummerscheeren aussehen. Dort tanzt man die Française mit Touren, von denen nie ein Tanzmeister träumte, und manchmal tönt ein gellendes: „Juhe!" aus dem Knäuel, der sich durch den ziemlich kleinen Saal wälzt. Wer dort eintritt, der sagt seinem Freunde sicher wie Mephistopheles in Auerbach's Keller: „Das Volk ist frei, sieh hin, wie wohl's ihm geht." Hat aber der Freund nicht sehr gute Nerven, so erwiedert er sicher nach kurzer Zeit: „Ich hätte Lust nun abzufahren."

Die wiener Elitebälle sind berühmt durch die Masse schöner Damen, die man auf jedem derselben zu sehen bekommt. Der Fremde wird fast geblendet durch den Zauber, den so mannigfach wechselnde Schönheitstypen verbreiten. Ich glaube, Wien hat wohl die schönsten Frauen der Welt, wenigstens wüßte ich keine zweite Stadt, wo so viele anzutreffen wären. Neben der echt germanischen Blondine mit dem rosigen Teint sieht man die schwarzlockige Ungarin, neben der Polin und Griechin die Walachin. Aus all' dem Mischmasch aber hat sich der wiener Typus gebildet, keiner Rasse angehörig, Etwas, oft das Beste, von jeder entlehnend, durch Gesundheit und Fülle des Körpers nicht minder bestechend als durch die prächtige Farbe der frischen Gesichter. Nicht die vielen Fremden, die hier leben, die Wienerin selbst behauptet das Feld. Aber alle diese schönen Frauen und Mädchen werden auf unseren Bällen unglaublich vernachlässigt, manche sitzen so einsam und verlassen in einer Ecke, daß es ein wahrer Jammer ist. Denn alle Aufmerksamkeit, alle Huldigungen verschwendet die Mehrzahl der eleganten Männerwelt an die Damen vom Theater. Sie sind die Magnete, die Alles an sich heranziehen und einen drei, vier Mann hohen Kreis von Bewunderern um sich versammeln. Sobald eine Schauspielerin oder Sängerin an der Schwelle des Saales erscheint, stürzt das Ballcomité in corpore auf sie los, man streitet um die Ehre, ihr den Arm geben zu können und führt sie wie im Triumphe herum. Dort wird sie sofort umringt, in erster Linie von Generalen, Banquiers und Cavalieren, in zweiter von der goldenen Jugend. Glücklich der Sterbliche, an den die Gefeierte ein paar Worte richtet. Besucht ein Minister den Ball, so unterrichtet ihn das Comité an der Thür, welche Theaterdamen da seien, in den Ballberichten der Journale begegnet man ganzen Theaterzetteln. Ich erinnere

mich da einer Scene, die ich auf dem Hesperusball im vorigen Winter erlebte; ich will sie als Symptom einer unserer socialen Krankheiten erzählen. Es war um die zwölfte Stunde, die dienstthuenden Comité-mitglieder am Eingange gähnten zum ersten Male und sahen nach der Uhr; plötzlich hieß es: Der Reichskanzler kommt. Und in der That, Graf Beust's ewig lächelndes, schlau schmunzelndes Antlitz mit dem seltsamen Backenbarte erschien und die kleinen verschmitzten Augen rollten freundlich grüßend nach allen Seiten. Das Comité umringt den Minister, er fragt: „Wer ist denn da?" Und dienstfertig erwiederte der Präsident: „Die Wolter, die Ehnn, die Murska, die Baudius &c." — „Schön, schön", versetzte der Reichskanzler, schritt in den Saal und setzte sich neben Fräulein Wolter.

Die Damen vom Theater tragen die Schuld, daß auf unseren Bällen ein närrischer übertriebener Luxus herrscht. Mit Roben, die Tausende kosten, mit Schmuck beladen, mit Gold- und Silberstaub das Haar gepudert, so erscheinen sie als die Königinnen jedes Balles. Das mußte von der übelsten Wirkung auf die übrige Gesellschaft sein. Es den Schauspielerinnen an Pracht der Toilette gleichzuthun, dazu gehört eine Million, und diese besitzen leider nur Wenige. Die Frauen des wohlhabenden Mittelstandes, also neun Zehntheile der Ballbesucherinnen, bedenken nicht, daß die Eleganz der Theaterdamen einen sehr eigenthümlichen Beigeschmack hat. Weiß man doch bei Jeder, woher die Pracht kommt, und daß die Gage den kleinsten Theil ihres Einkommens bildet! Man sollte glauben, die anständigen Frauen, die sonst immer mit tugendhafter Entrüstung von den Leichtsinnigen ihres Geschlechts sprechen, würden sich sorgfältig davor hüten, einen Wettstreit der Toilette mit ihnen zu beginnen. Aber wo die Eitelkeit im Spiele ist, hören alle anderen Erwägungen auf. Von jedem Familienvater kann man den Stoßseufzer vernehmen: ein Ball verschlingt ein Capital. Es sind noch die besten unserer Frauen, die lieber zu Hause bei ihren Kindern bleiben, als daß sie auf den Bällen neben den strahlenden und umschmeichelten Heldinnen der Bühne die Rolle der Aschenbrödel spielen. Daraus aber folgt eine merkwürdige Erscheinung. Auf dem „Concordia"-Ball z. B. — sieht man beinahe keine Schriftstellerfrau. Der Ball wird von dem Unterstützungsverein der Schriftsteller und Journalisten veranstaltet; die sämmtlichen Blätter der Residenz nennen ihn nach stillschweigender Uebereinkunft jedes Jahr den schönsten der Saison, aber man sucht die Frauen seiner Collegen gewöhnlich ganz vergebens in dem glänzenden Gewühl. „Ich kann den Luxus nicht mitmachen, der da herrscht, darum gehe ich nicht hin", sagte mir voriges Jahr die Frau eines Redacteurs und Hauseigenthümers

Auch Männer, welche über das Alter hinaus sind, in dem man seiner flinken Beine wegen von den Müttern tanzlustiger Töchter geladen wird, gehen nur ungern und mit schwerem Herzen auf Wiens Bälle. Ob Elite-, ob Maskenball, in einem Stücke gleichen sich alle: die Restauration ist ein Tartarus. „Laßt, die Ihr hier eintretet, jede Hoffnung fahren!"

könnte man über jeden Speisesaal setzen. In Berlin scheint es anders zu sein. Wenigstens habe ich vorigen Sommer im Orpheum mein irdisches Theil gut genährt und getränkt. Ist es vielleicht unschicklich, zu gestehen, daß man im Orpheum gewesen? Es steigt mir, während ich diese schwarze That bekenne, der tröstende Gedanke auf, daß König Wilhelm I. auch einmal dort gewesen und daß soeben, wie ich aus den preußischen Blättern ersehen, der Cassier des Orpheums einen Orden erhalten hat. Ein Local, welches der oberste Schirmherr des norddeutschen Bundes betreten, dessen Cassirer eine Auszeichnung verleiht, — ein solches Local besucht zu haben, darf man wol verrathen. So oft ich nun heuer in die beneidenswerthe Lage komme, auf einem Balle Etwas essen zu müssen, gedenke ich wehmüthig des Beefsteaks, des Fricandeaus und des Champagners im Orpheum. Hier ißt man auf Bällen entsetzlich schlecht und trinkt eine Art Fliegengift. Dabei verlangen die Unmenschen, welche die Opfer ihrer Küche mit unendlicher Höflichkeit ausrauben, das Zwei- und Dreifache der Preise, die in den ersten Hôtels gelten. Das geschieht bei uns, den verschrieenen „Phäaken“, in der Stadt der Feinschmecker, denn der Wiener ist so lächerlich geduldig, daß er sich für sein Geld Alles gefallen läßt. Eines der hiesigen Witzblätter brachte kürzlich die Begegnung zweier Freunde. A. bettelt B. auf der Straße an: „Ich habe mein ganzes Vermögen verloren“, jammert der Almosenheischer. — „Unglücklicher, was hast Du denn gemacht, hat Dich das Börsenspiel zu Grunde gerichtet?“ fragt theilnehmend der bestürzte Freund. — „Ach nein, ich war so leichtsinnig, mich auf einem Maskenball satt zu essen!“

Der heurige Carneval sollte Wien zwei neue Prachträume für Maskenbälle öffnen: den Saal der Gesellschaft der Musikfreunde und das neue Opernhaus. Aber der Musikvereinssaal ward durch einen in der Garderobe ausgebrochenen Brand schwer beschädigt und für Wochen unbrauchbar; das Opernhaus blieb vor dem heillosen Einfall, es in ein Maskenlocal zu verwandeln, durch sittenpolizeiliche Bedenken bewahrt. Die hohe Generalintendanz fand es zwar passend, das Opernhaus allen Zufällen und Zerstörungen preiszugeben, die Maskenbälle mit sich bringen, aber höchst anstößig, daß die Halbwelt Zutritt haben solle. Warum die maskirte Halbwelt unanständiger wäre als die unmaskirte, die jeder interessanten Vorstellung im Opernhause beiwohnt, ist ein Intendanturgeheimniß. Kurz, es wurden ernste und weise Berathungen gepflogen, wie man das Ding anstellen solle, um ausschließlich tugendhafte Masken versammeln zu können. Die Frage war aber nicht zu lösen. Da man keine Tugendmarken ausgeben, auch die bekannte „Commission“ der Kaiserin Maria Theresia nicht wieder einsetzen kann, polizeiliche Erhebungen über jede Dame, die eine Karte kauft, doch etwas zu umständlich wären, so verzichtete man auf die Maskenbälle im neuen Opernhause hoffentlich für alle Zeit, denn es ist eine Thorheit, Paris auch in dieser Hinsicht nachahmen zu wollen.

Sogar in die ernsten Hallen des Burgtheaters ist der Carneval eingedrungen. Man giebt dort ein echtes Faschingsstück, Bauernfeld's

„Landfrieden". Die Personen, die darin auftreten, geben sich für Menschen aus dem zweiten Decennium des sechzehnten Jahrhunderts aus. Sie wollen uns davon überzeugen, indem sie eine sonderbar altväterische Sprache reden und höchst merkwürdige Grundsätze entwickeln. So geräth z. B. Katharina Mäzinger, des reichen augsburger Kaufherrn Tochter, über einen ihr vom Junker Robert von Streithorst applicirten Kuß in fürchterliche Aufregung und behauptet, daß dieser Kuß als Flecken „auf ihrer unsterblichen Seele brenne". Aber wir wissen dennoch sofort, daß das lauter Masken sind, die uns der Dichter vorführt. Sie haben nur die Tracht des sechzehnten Jahrhunderts angethan, um uns derbe und witzige Wahrheiten zu sagen, die uns manchmal ärgern, manchmal unwiderstehlich zu schallendem Gelächter hinreißen. Der Gedanke, in einem Drama durch die politische Satire allein zu wirken, ist uralt, — siehe Aristophanes, aber heute scheint er uns neu, weil er so lange nicht wiederbelebt ward. Das Stück machte Glück, so schwach sein dramatischer Bau ist, und die Preisrichter, die es bei der vorjährigen Bewerbung schnöde bei Seite gelegt, ziehen saure Gesichter.

Im hiesigen Kunstverein sind für die Monate Januar und Februar eine große Anzahl französischer Bilder von lebenden Meistern ausgestellt, die Napoleon III. hierher gesendet. Es sind fast ausschließlich Gemälde, die bei der Weltausstellung in dem großen „Salon" von 1867 entweder hors de concours erklärt oder mit ersten Preisen bedacht wurden. Man sieht also, so ziemlich das Beste, was die anderen französischen Maler leisten können. Ueberraschend ist die Virtuosität, mit welcher die Landschaften behandelt sind, vorzüglich finde ich die Schlachtenbilder. In manchen anderen Gemälden macht sich die Manier geltend, das Fleisch namentlich sieht oft leblos und flach aus. Einzelne Bilder erregen großes Aufsehen, so das bekannte, auch in Paris vielbesprochene „Warum nicht?" Ein schönes junges Weib liegt nackt auf einem Ruhebette, häßliche kleine Gnomen steigen aus dem Boden und bieten ihr kostbaren Schmuck, Perlen und Edelgestein. Das schöne Weib lächelt verächtlich und verheißend zugleich: Warum nicht? Man findet das Bild anstößig, — es ist blos wahr. An diesem „Warum nicht?" gehen Tausende von Frauen zu Grunde, die ein besseres Loos verdienten. Wenn ich das Bild betrachte, so muß ich einer kleinen üppigen Blondine gedenken, deren Schicksal ich mit angesehen. Als ich sie vor acht Jahren kennen lernte, war sie reizend, jung und verführerisch. Sie war ein gutes Geschöpf, aber sie sagte: Warum nicht? Zuerst nur bei großen, später bei kleinen Geschenken, zwei, drei Jahre blos Einem, bald Mehreren gegenüber. Endlich verlor ich sie aus den Augen, ich wußte nicht, wohin sie gekommen. Als ich ihr wieder begegnete, verblüht und alt vor der Zeit, kaum mehr kenntlich, da war sie — Zeitungsausträgerin. Sie läuft in der Morgenkälte des Winters von Haus zu Haus mit den Artikeln des Mannes, der sie einst geküßt und den sie jämmerlich betrogen, — auch eine Faschingsgeschichte, aber eine traurige. Th.

Der Herr von Paris und sein Zögling.

Neues lebendes Bild aus dem modernen Paris von **Adolf Ebeling.**

I.

Das war eine wilde, zügellose Nacht! Zuerst im Châtelet-Theater, um die neue Jahres-Revue zu sehen, wo ein wirklicher Bahnzug mit einer geheizten Locomotive aus einem Tunnel im Hintergrunde auf die Scene herangebraust kommt, daß man meint, er wolle direct durch das Orchester in's Parterre fliegen — dann ein kurzer Besuch im Casino und Valentino, um den tollen Clodochesprüngen zuzuschauen und sich an den Arm- und Beinverrenkungen der neuesten Cancantänzerinnen zu amüsiren — schließlich in's Café Riche oder in's Café Anglais, wo soupirt wurde, weniger aus Hunger, als um die Zeit bis zum Morgen hinzubringen, denn man hatte sich mit den Freunden und Freundinnen ein Rendez-vous am andern Ende von Paris gegeben, das man um Alles in der Welt nicht verfehlen durfte. Sämmtliche cabinets particuliers der beiden genannten Restaurants waren mit lärmenden Gästen angefüllt, die Herren traten an die offenen Fenster mit einem vollen Champagnerglas oder mit einer Cigarre, und warfen den Savoyardenknaben und den sonstigen Bettlern, die sehnsüchtig zu dem erleuchteten Entresol hinaufsahen, einen Rebhuhnflügel oder dergleichen hinab, oft flog auch ein Teller mit hinaus und zerbrach klirrend auf dem Trottoir, unter lautem Gelächter der Gaffer, und die Fiaker hielten in langen rothen Lampenlinien zu beiden Seiten des Fahrweges, denn auch ihr Waizen blühte in dieser Nacht. Von den „Damen" rede ich lieber gar nicht; sie gehörten nicht allein durchweg der Demimonde an, sondern obenein demjenigen Theil derselben, den man stets in Paris bei allen außerordentlichen Gelegenheiten in den vordersten Reihen sieht; ein einigermaßen anständiges Frauenzimmer jener Kategorie (so parador dies klingt, so gibt es deren wirklich welche) wäre diesmal gewiß zu Hause geblieben. Die Kutscher, zumeist angetrunken, knallten zu den Fenstern hinauf, um die sauberen Herrschaften zum Aufbruch zu mahnen, denn der Weg war weit. Endlich kamen die Gäste singend und schreiend herab, einige machten noch schnell auf dem Trottoir ein paar Cancan-Pas, bevor sie einstiegen, andere ließen sich von den Kellnern Flaschen und Gläser in den Wagen reichen, die sie mitnahmen, um auf die Gesundheit Troppmann's zu trinken, wie sie lachend sagten. Der Mörder von Pantin sollte an jenem Morgen guillotinirt werden.

II.

Mein Engländer hatte doch nicht nachgegeben, sondern auf meine Begleitung bestanden, als einen Freundschaftsdienst von meiner Seite, wie er sich ausdrückte. Der Gentleman, noch dazu ein reicher, angesehener Mann, war vor einigen Jahren mein achttägiger treuer Cicerone in London gewesen, was namentlich diejenigen unter meinen Lesern zu würdigen wissen werden, die sich vielleicht in der Themsestadt ohne einen solchen aufgehalten haben; ich konnte ihm also unmöglich seine Bitte abschlagen, so widerwärtig mir auch an sich der Gedanke war, der Hinrichtung beizuwohnen. Ich hatte nämlich

dies schreckliche Schauspiel bereits früher einmal gesehen, aufrichtig gestanden, aus Neugier und um dabei gewesen zu sein, was allenfalls einem jungen Autor, oder richtiger einem jungen Mann, der erst einer werden und deshalb seine Sittenstudien und Beobachtungen an Ort und Stelle machen will, zu verzeihen ist; aber der erschütternde Eindruck war mir lange geblieben. Während eines ganzen Monats fiel mir fast in jeder Nacht, wenn ich zufällig aufwachte, das todtenblasse, entsetzlich verzerrte Gesicht des Unglücklichen ein, der auf dem kurzen Wege vom Thor des Gefängnisses bis zur Guillotine zwei, dreimal zusammenbrach und den die Henkersknechte endlich wie eine leblose Masse auf das Gerüst hinauftragen mußten ... oben aber auf dem fürchterlichen Brett, obwohl Alles nur Secunden dauerte, schien er auf einmal wieder zur Besinnung zu kommen, denn er stieß einen gräßlichen Schrei aus, dann fiel das Messer wie ein schwerer, dumpfer Schlag ... es war vorbei und das Ganze kam mir vor wie ein Spuk, wie eine Vision.

Ich bitte die Leserin wegen dieser häßlichen Zeilen um Entschuldigung; ich kann ihr dafür schon jetzt versprechen, daß ich von der eigentlichen Hinrichtung Troppmann's, die ja überdies in allen Zeitungen der Welt gestanden hat, nichts sagen werde, denn der Gegenstand meiner heutigen kleinen Arbeit ist ein anderer und hängt nur mittelbar damit zusammen.

III.

Sir John hatte indeß seine Sachen sehr gut gemacht und schon Tags vorher bei einem Marchand de Vins ein kleines Zimmer gemiethet, sich auch als reicher Mann über den hohen Preis nicht weiter gewundert. „Ich lasse ein Canapé hineinstellen für die Damen“, hatte der höfliche Wirth gesagt, der vermuthlich eine ähnliche Gesellschaft erwartete, wie jenes, die wir vom Café Anglais fortfahren sahen.

Das Haus lag dicht an der place de la Roquette, rechts von dem gleichnamigen Gefängnisse, also auch dem Ort der Hinrichtung selbst ganz nahe, denn die Guillotine wird direct dem Gebäude gegenüber aufgeschlagen, nur das breite Trottoir liegt dazwischen. Vier große Quadersteine in dem Pflaster des Fahrwegs bezeichnen genau den verhängnißvollen Platz; die Menge eilt gleichgiltig tagaus tagein darüber hinweg und denkt nicht weiter daran; ich selbst habe einmal im Frühling eine alte Frau dort sitzen und Veilchensträuße verkaufen sehen; aber ich kaufte keinen und machte, daß ich weiter kam.

Als wir von unserem Zimmer Beschlag nahmen und an's Fenster traten, mußten wir unsere Augen erst einige Minuten an die Dunkelheit gewöhnen, um die verschiedenen Gegenstände einigermaßen zu erkennen, hören konnten wir um so besser. Ein unbestimmtes Sausen und Brausen schallte zu uns herauf, wie ferne Meeresbrandung, dumpf, unheimlich, fast Besorgniß erregend. Tausende von Menschen waren auf dem weiten Platze und in den angrenzenden Straßen versammelt und von allen Seiten zogen immer neue Massen heran; die Zeitungen sprachen später von 30 bis 40,000 Personen und sind vielleicht hinter der Wahrheit zurückgeblieben. Sir John hatte ein kleines Doppelfernrohr mitgebracht, nicht viel größer als ein Operngucker, aber von außerordentlicher Deutlichkeit und Tragweite, was uns vortrefflich zu Statten kam. Nach und nach konnten wir die ganze Scene überschauen. Die Fenster aller Häuser waren dicht besetzt und nicht die Fenster allein, sondern auch die Dächer und Bäume; sogar an den Laternenpfählen hingen Neugierige. Speculanten hatten Gerüste aus Leitern und Brettern aufgeschlagen und vermie=

theten diese gefährlichen Plätze um hohe Preise; Fiaker hielten zu Hunderten überall, aber die Darinsitzenden waren auf den Wagenkasten hinaufgeklettert, um besser zu sehen. Die obenerwähnten Herren und Damen waren gewiß mit darunter. Die Gassenjungen, die Gamins von Paris, eine abscheuliche Race, die man albern genug so oft glorificirt, die aber den eigentlichen Straßenpöbel der Weltstadt ausmachen und das hauptsächlichste Zuchthaus-contingent liefern, zogen in dichten Banden umher und sangen die Marseillaise. Die Polizei ließ sie gewähren und drückte, wie an einem Volksfeste, nachsichtig ein Auge zu. Und dabei wuchs der schwarze, brausende Menschenocean mit jeder Viertelstunde, und das verworrene Gemurmel artete mehr und mehr in Geschrei und Toben aus. Paris, das schöne, vielgepriesene, die Hauptstadt des guten Geschmacks und der eleganten Civilisation, amüsirte sich und zeigte sich dabei, wie schon so oft, in ihrem wahren Lichte. „Vive Troppmann!“ schrieen tausend Kehlen; „Monsieur de Paris wird ihn frisiren und ihn dann um einen Kopf kürzer machen!“ Wehe uns, dachte ich unwillkürlich, wenn dies Gesindel — es war dasselbe, das der Marschall Canrobert am 12. Januar in den Elyseischen Feldern mit seinen 60,000 Chassepots zu Paaren getrieben hatte — wenn dies Gesindel je die Ueberhand gewinnen sollte.

IV.

Der Platz um das Schaffot herum war mit einer dreifachen Reihe von Stadtsergeanten umstellt, die ihrerseits wieder von einem starken Piquet berittener Gardisten gegen den Andrang geschützt wurden, und ein Infanterieregiment bildete den dritten Wall. Gensdarmen zu Pferde ritten überall langsam auf und ab, um die Circulation einigermaßen aufrecht zu halten.

Das untere Gerüst der Guillotine stand bereits, auch die kleine, steile Treppe daran mit den acht Stufen, die der Delinquent hinaufsteigen muß; man richtete gerade die beiden galgenähnlichen Querbalken in die Höhe, an denen oben das Messer mit seinen Bleigewichten hängt . . . da gewahrte ich, wie ich näher hinschaute, auf der kleinen viereckigen Plattform einen Knaben, der eine Laterne hielt, um den Arbeitern zu leuchten. Ich griff nach dem Opernglase, um mir das seltsame Bild noch genauer zu betrachten. Ich hatte mich wirklich nicht getäuscht; das Licht der Laterne fiel hell auf ihn: es war ein Knabe von zehn, höchstens zwölf Jahren, noch dazu ein hübscher Junge. Ich machte Sir John darauf aufmerksam, der ihn übrigens auch schon bemerkt hatte. „Um Gottes willen!“ rief ich bestürzt, „ein Kind dort oben auf dem Schaffot! Der bloße Gedanke ist ja haarsträubend!“ — „Es ist wahrscheinlich ein Lehrling“, entgegnete der Gentleman phlegmatisch, und sah nach der Uhr, ob es noch nicht an der Zeit sei. Dann schalt er über den schlechten Grog, den der Wirth heraufgebracht hatte; für sechzig Franken (so viel kostete die zweistündige Miethe des Zimmers) konnte man wohl bessern Cognac verlangen.

Ich verwandte nun kein Auge mehr von der Guillotine. Der Kleine lief geschäftig hin und her, setzte seine Laterne nieder und sprang leichtfüßig die Treppe hinab, um ein Stück des Geländers mit hinauf zu reichen, welches die Arbeiter zu beiden Seiten der Plattform aufrichteten. Einer setzte alsdann eine Leiter an die Querbalken und stieg hinauf, um nachzusehen, ob oben, wo das Fallbeil hing, Alles in Ordnung sei; der Kleine folgte ihm zwei, drei Sprossen weit, um mit der Laterne zu leuchten und wieder sah ich seine niedlichen, fast mädchenhaften Züge und wieder überkam

mich dasselbe Grausen. Ein Kind auf einem Schaffot! Nachher setzte er sich noch einen Augenblick auf den Rand des Gerüstes und baumelte mit den Beinen. „Wer weiß, er singt vielleicht ein Lied dazu“, sagte der Engländer lachend und schenkte sich ein neues Glas Grog ein, mit dem er sich versöhnt zu haben schien.

Auf einmal — die nahen Thurmuhren schlugen sechs — flog es wie ein elektrisches Zucken durch die Luft und über den weiten menschengefüllten Platz, das Geschrei verstummte . . . . darauf ein kurzer Trommelwirbel und ein paar Commandorufe der Officiere und nun lautlose Stille. Die Thore des Gefängnisses öffneten sich: ein Priester mit dem Crucifix in der Hand, schritt voran . . . . die Barmherzigkeit Gottes erstreckt sich auch auf den verworfensten Verbrecher . . . . dann der Scharfrichter, ein großer Mann von athletischem Wuchse, dicht hinter ihm der Mörder, von zwei Henkersknechten geführt und hinter ihnen eine Anzahl Gerichtsbeamten und Gefängnißdiener. Der furchtbare Moment war da. Ich warf noch einen schnellen Blick auf die Guillotine, die wie eine geisterhafte Silhouette gen Himmel ragte: der Kleine war verschwunden.

V.

Die Geschichte, die ich jetzt kurz zu erzählen habe, ist, wie Heine sagt, eine alte, die aber immer neu bleibt und auch der armen Marie, der sie just passirte, brach das Herz dabei entzwei. Sie war ehrlicher Leute Kind, sie hatte ihre Mutter frühzeitig verloren und der Vater, ein schlichter Handwerker, konnte sich um ihre Erziehung nicht weiter bekümmern. Er war froh, wenn er seinen täglichen Unterhalt verdiente. Später verheirathete er sich wieder, aber die neue Frau wollte die hübsche Stieftochter nicht im Hause dulden und gab sie zu einer Damenschneiderin in die Lehre. Diese schickte sie einmal in ein Hôtel, um bei einer Dame eine Bestellung zu holen. Statt der Dame findet sie einen Herrn, schmuck und vornehm, der ihr sofort eine Liebeserklärung macht. Der Rest erräth sich leicht. In den Memoiren Canler's, des Polizeipräsidenten unter Ludwig Philipp, findet sich ein langes Capitel über eine gewisse Classe von Modistinnen, die ein infames Nebengewerbe treiben, das viel Geld abwirft, so lange sie nicht mit der Polizei in Collision kommen, und die arme Marie war in ein solches Haus gerathen. Sie kannte ihren Verführer nicht und auch in dem Hôtel war er nicht weiter bekannt: sie erinnerte sich nur, daß ihn ein Diener, der Wein und Kuchen gebracht, „Monsieur le Duc“ angeredet hatte. Ein sauberer Herzog, wie es deren leider nicht wenige in Paris giebt. Als sie ihr Unglück nicht mehr verheimlichen konnte, mußte sie das Atelier ihrer Herrin verlassen, denn diese war eine respectable Frau, welche viel vornehme pariser Damen zu ihren Kunden hatte und nur gesittete junge Mädchen bei sich aufnehmen konnte. Da wurde Marie eine sogenannte ouvrière en chambre, d. h. eine Näherin auf eigene Hand, und schlug sich durch, so gut es gehen wollte. Ob sie tiefer fiel, wissen wir nicht und es gehört auch nicht direct zu unserer Geschichte; aber wenn auch — wer trug hier die größte und schwerste Schuld? Solche Existenzen, und ihre Zahl ist Legion, sind eine der dunkelsten Nachtseiten des pariser socialen Lebens; doch der Menschenfreund hat nur eine Thräne und keinen Stein für sie. Lange trieb sie es indeß nicht. Sie hatte sich nicht entschließen können, ihren Sohn, trotz aller Noth und Entbehrung, in's Findelhaus zu geben; als er aber zwei Jahr alt geworden

war, brach sie unter der Misère zusammen. Sie wollte ihrem Leben ein Ende machen, ihr Kind indeß mit in den Tod zu ziehen wagte sie nicht. Sie trug es an einem Sommerabend an den Canal Saint-Martin und setzte es dort in das Gras. Was sie alsdann that, ist unbekannt geblieben. Die Gegend an jenem Canal ist sehr einsam, oder sie war es wenigstens damals vor zehn Jahren; ein Mensch kann dort in's Wasser fallen, oder sich ertränken, ohne von Jemand gesehen zu werden. Vielleicht hatte sie auch das Kind absichtlich dahin gesetzt, damit es ebenfalls umkäme.

Ein Mann ging dort in der späten Stunde spazieren. Er ging dort oft und immer allein, wie er überhaupt in seiner Wohnung, die nicht weit davon lag, allein lebte. Er hörte eine weinende Kinderstimme und fand den Verlassenen. Er hob ihn auf, liebkoste und beschwichtigte ihn, suchte alsdann nach der Mutter, die er nirgends sah und entschloß sich endlich, das Kind mit nach Hause zu nehmen, wo er es seiner alten Wirthschafterin zur Pflege übergab. Diese entdeckte im Brusttuch des Kleinen ein Papier mit der obigen Erzählung. Alle weiteren Nachforschungen nach der Mutter blieben erfolglos . . .. gestorben! verdorben! Der Mann, der das Kind mit nach Hause genommen, war der Scharfrichter von Paris.

VI.

Sir John schlug mir am nächsten Tage vor, den Kleinen zu besuchen; denn auch ihn hatte die eigenthümliche Erscheinung intriguirt. Er hatte sich außerdem durch irgend eine einflußreiche Mittelsperson eine directe Empfehlung an den Scharfrichter zu verschaffen gewußt, die durchaus nöthig war, weil derselbe principiell niemals Besuche von bloßen Neugierigen annimmt. Daß ich bereitwillig zusagte, kann man sich denken.

Monsieur de Paris — jetzt, wo wir ihm unsere Aufwartung machen wollen, klingt mir dieser Titel besser und harmloser als das düstere deutsche Wort — wohnt in einem gewöhnlichen vierstöckigen Hause der rue de la Folie-Regnault und zwar nach hinten hinaus zur ebenen Erde. Neben der Wohnung liegt ein kleiner, sorgfältig gepflegter Garten und seitwärts eine Art Remise, deren Hauptthor direct auf die Straße hinausführt. Herr Heidenreich, der vermuthlich von unserm Besuch unterrichtet war, empfing uns zuvorkommend, bot uns aber nicht die Hand. Es ist ein großer, stattlicher Mann von etwa sechzig Jahren, mager und etwas gebückt, Haar und Bart kurz und grau, die Hände auffallend klein und von aristokratischer Weiße und im Gesicht ein so entschiedener Zug von Gutmüthigkeit und Wohlwollen, daß man sich, wenn man ihn nicht kennte, unwillkürlich zu ihm hingezogen fühlen würde. Er ist ein Elsässer von Geburt, was man auch sofort an seinem Accent hört; als ich ihn Deutsch anredete, schien er sich zu freuen, denn er sagte vergnügt: „Ei, da sind wir ja Landsleute.“ Ich mußte mir die Ehre schon gefallen lassen. Die Einrichtung des Vorzimmers und des Salons war einfach, aber äußerst sauber und nicht ohne einen gewissen Comfort; an den Wänden hingen hübsche Kupferstiche, Landschaften und Genrebilder; kurz, man meinte, bei einem pensionirten Officier oder bei einem ruhigen, alten Junggesellen zu sein, der von seinen Renten lebt. Nichts, gar nichts in der ganzen Umgebung, was auch nur im Allergeringsten an das furchtbare Amt mahnen könnte.

Herr Heidenreich ist unverheirathet, aber gewissermaßen der Vater seiner jüngeren Geschwister, für deren Erziehung er nach dem frühen Tode der

Eltern auf das Uneigennützigste sorgte, und die längst sämmtlich, obwol nach allen Winden zerstreut, anständig etablirt sind. Sie besuchen ihn aber nur selten oder nie (der Grund liegt nahe); er hingegen reist oft zu ihnen, um seine Neffen und Nichten zu sehen, denn er ist ein großer Kinderfreund. Natürlich fragten wir alsbald nach dem Kleinen der vorigen Nacht und gestanden zugleich ganz offen, daß er die eigentliche Ursache unseres Besuches sei. Herr Heidenreich lächelte, öffnete die Glasthür des Salons, die nach dem Gartenzimmer hinausging und rief: „Louis, komm herein, hier sind zwei Herren, die Dich zu sehen wünschen.“ Der Gerufene erschien und ich erkannte ihn auf den ersten Blick wieder. Er reichte uns zutraulich die Hand und ich konnte mich nicht enthalten, seine blonden Locken zu streicheln. Sir John hätte ihn gern umarmt, wie er mir nachher sagte; denn der Knabe erinnerte ihn an die Kinder seiner Heimat, deren Schönheit ja sprichwörtlich ist. Es war auch wirklich ein prächtiger Junge, rothwangig aber sonst von äußerst zarter Gesichtsfarbe, wie Milch und Blut. Er sah uns mit seinen großen blauen Augen so treuherzig an, daß man ihm sofort gut werden mußte. „Eigentlich bin ich ihm noch böse von gestern“, sagte Herr Heidenreich; „denn er ist gegen meinen Willen draußen gewesen.“ — „Ich wollte mit helfen, Papa“, antwortete Louis, „und den schlechten Menschen sehen, der eine Mutter und fünf unschuldige Kinder umgebracht hat.“ — „Was willst Du denn werden, Kleiner?“ fragte ihn Sir John. — „Was der Vater ist“, entgegnete er schnell, „schon in der Schule nannten sie mich le petit Monsieur de Paris“. „Ich habe ihn deswegen fortgenommen und unterrichte ihn jetzt selbst“, sagte Herr Heidenreich; „ich habe ohnehin viel freie Zeit und Louis ist ein guter Schüler“. — Mich frappirte dieser Contrast zwischen der lieblichen, fast mädchenhaften Erscheinung des Knaben und dem Wunsch ein Scharfrichter zu werden, wie der Vater. Das Kind kam mir vor wie ein psychologisches Räthsel. „Es hat damit noch gute Zeit“, nahm Herr Heidenreich wieder das Wort; „denn wenn der Antrag Jules Simon's auf Abschaffung der Todesstrafe durchgeht, so hat es mit dem Köpfen ein Ende.“ — Ich sah mir den Mann seitwärts an, der über sein fürchterliches Metier sprach, wie von einer ganz gewöhnlichen Sache, und doch ist gerade Herr Heidenreich dafür bekannt, daß ihn jede Hinrichtung außerordentlich ergreift. Er wird tagelang vorher tiefsinnig, verliert den Appetit und man hat ihn schon im Stillen weinen sehen. Nur in der schrecklichen Stunde selbst findet er seine Energie wieder und ist dann der imposante entsetzliche Repräsentant der unerbittlichen Justiz.

Wir gingen hierauf in den Garten, wo uns Louis seine Kaninchen und Herr Heidenreich seine Hyazinthen und Crocus zeigte. Dort erzählte uns auch der Vater die Geschichte des Findlings.

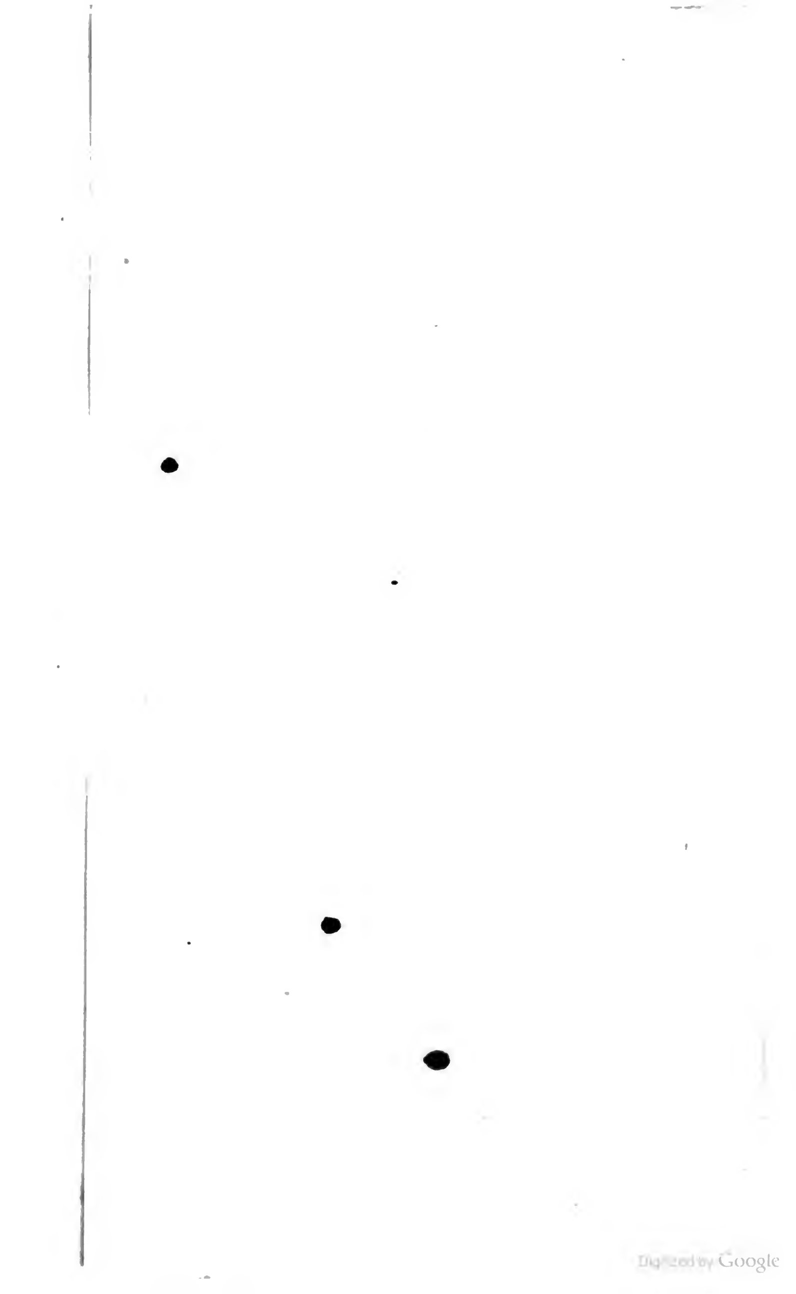
VII.

Da wir nun doch einmal in der Wohnung des Scharfrichters waren und vermuthlich so leicht nicht wieder hinkommen dürften, so wollten wir auch noch die Guillotinen sehen, die in der obenerwähnten Remise aufbewahrt werden. Der kleine Louis machte den Cicerone. Die Remise ist sehr geräumig und ihre Wände sind mit allen möglichen Geräthstücken, kurzen und langen Brettern und Balken, von denen die meisten eine ganz absonderliche Form haben, gewissermaßen austapezirt. Ein völliges Arsenal, nur daß man so gut wie nichts davon versteht. Es waren dies die auseinander genommenen Guillotinen, die aber erstaunlich schnell zusammengesetzt werden können, denn jedes

Stück ist numerirt und Alles paßt genau in und auf einander. Ich werde mich aber wohl hüten, hier eine aufzubauen, muß ich doch schon die Leserin um Verzeihung bitten, sie sogar hierher mitzunehmen. Der niedliche, kleine Louis würde sie indeß wahrscheinlich leicht versöhnt haben. Er zeigte uns dann mit der unbefangensten Miene von der Welt die einzelnen Messer, die zwischen den beiden Fenstern in sorgfältiger Symmetrie aufgehängt waren. Sie sind von verschiedener Größe und Schwere, je nach der Dicke des Halses der betreffenden „Patienten", wie man sich ausdrückt, um nicht das häßliche Wort „Verbrecher" zu gebrauchen. Die Sache bleibt dadurch freilich dieselbe, und, ehrlich gestanden, es überlief mich kalt, als ich den Finger an eine der blitzenden, haarscharfen Schneiden legte. Genug, genug und vorüber!

Herr Heidenreich war zu uns getreten und explicirte dem Engländer eine von ihm gemachte Erfindung, nach welcher das Messer, das mit den Bleigewichten hundertdreißig bis hundertfünfzig Pfund wiegt, auf ein starkes Kautschukpolster fällt, wodurch der widrige Ton des Fallens aufgehoben wird. Sir John hörte aufmerksam zu und that auch allerlei Fragen zu näherem Verständniß. Dann rieb er ein Streichzündhölzchen an dem obern rauhen Rande des einen Messers, um seine Cigarre anzuzünden; ziemlich ostensibel, wie mir schien — wer weiß, um später vielleicht daheim erzählen zu können, auf welch originelle Art er sich einst in Paris Feuer gemacht.

Ich ging mit dem Kleinen in den Garten zurück, denn es trieb mich hinaus in's Freie und in den Sonnenschein. Im Gartenzimmer fanden wir die alte Haushälterin, die Louis Mama nannte; sie stellte ein Paar Liqueurflaschen und Gläser auf den Tisch. „Sie müssen es nicht abschlagen, Monsieur", sagte Louis zu mir halbleise und etwas verschämt, „wenn Papa Sie einladet, mit ihm zu trinken", dabei hatte er meine Hand ergriffen und sah mir herzlich bittend in's Auge. Erinnerte sich der Knabe vielleicht einer frühern Scene, wo irgend ein Gast den angebotenen Trunk abgelehnt und dadurch den Vater verletzt hatte; wie ja im Mittelalter Jeder infam wurde, der mit dem Henker aus einem Glase getrunken. Mir gefiel dieser hübsche, kindliche Zug und ich rief unwillkürlich: „Wie ist es möglich, Louis, daß Du ein Scharfrichter werden willst?" — „Weshalb nicht, Monsieur", antwortete das Bürschchen keck, und zeigte lachend die weiße Perlenreihe seiner Zähne, „weshalb nicht? Es sind ja Mörder und Verbrecher, die geköpft werden." . . . ganz wie die schöne Mondecar im Don Carlos auf den Vorwurf der sanften Königin entgegnet: „Warum nicht? Es sind ja Ketzer, die man brennen sieht."



Die neue Erzieherin.

Auf der Berliner Kunstausstellung von 1868 machte ein Bild großes Aufsehen, welches mit seinen schönen und ausdrucksvollen, der allermodernsten Gesellschaft angehörenden Figuren eine ganze Geschichte zu erzählen schien. War es der Anfang oder das Ende eines Romans? . . . diese junge, elegante Frau in der Morgentoilette, welche mit dem vornehm verächtlichen Blick die vor ihr stehende „neue Erzieherin“ mustert — dieser nachlässig an den Kamin gelehnte junge Mann, dessen apathisches Wesen durch den Reiz der fremden Erscheinung seltsam berührt zu werden scheint — die harmlose Neugier der Kinder — die schlaue Kennermiene des Bedienten — der aristokratische Parfüm des Salons im Gegensatz zu der rührenden Mädchengestalt, die mit dem Adel der Seele dennoch verurtheilt ist, zu dienen: alles Dies rief die mannigfaltigsten Fragen und Erörterungen, die seltsamsten Commentare hervor. Die Kritik war getheilt: enthusiastisch beurtheilten die Einen, etwas bedenklicher die Andern diese „Novelle in Farben“; aber das Publicum zeichnete das Bild vor allen anderen mit seinem höchsten Beifall aus und Alle waren einig, daß in demselben sich ein ungewöhnliches Talent manifestirt habe. Das Bild hieß: „Die neue Erzieherin“, und die Malerin: Antonie Volkmar. Eine Malerin! Kann die Kunst in ihrem höchsten und eigentlichen Sinn, ohne jede Nebenbedeutung, der Beruf der Frau sein? Möge man doch endlich aufhören, diese Frage so allgemein zu stellen, und sie sich statt theoretisch, durch die Thatsachen beantworten lassen! Wer zweifelt an dem Beruf einer Rosa Bonheur? Wer möchte leugnen, daß der größte Romanschriftsteller der Gegenwart eine Frau ist, nämlich George Sand? Die Wahrheit ist, daß es in der Kunst kein Genus, sondern nur einen Genius giebt! Durch das Auftauchen eines großen Talentes unter den Frauen ist, a priori, für die Frauenfrage, die sich ganz unabhängig davon bewegt, Nichts bewiesen, insofern es sich in dem einen Fall um die Kunst und in dem andern um die Arbeit handelt. Allein es giebt einen Punkt, wo beide zusammentreffen, und in diesem Sinne haben wir daher Nichts dagegen einzuwenden, wenn gesagt wird, daß jeder neue Gedanke, jede künstlerische Schöpfung einer Frau doppelt in's Gewicht falle in dieser Zeit, welche sich die Aufgabe gestellt hat, das weibliche Geschlecht an der großen Culturarbeit der Menschheit zu betheiligen.

Antonie Volkmar gehört einer hochgeachteten Berliner Familie an. Schon früh durch ihr Talent ausgezeichnet und mit unwiderstehlicher Liebe zur Kunst hingezogen, widmete sie sich derselben doch erst als erwachsenes Mädchen und im vollen Bewußtsein von der Schwierigkeit ihrer Aufgabe. Der Beifall von Kunstfreunden, die ihre kleinen Genrebildchen bewunderten und kauften, ermuthigte sie auf der erwählten Bahn und so verließ sie 1853 das Atelier ihres ersten Lehrers, des Professor Schrader in Berlin, um in Paris, unter der Leitung Léon Cogniet's ihre Studien fortzusetzen. Die erste schöne Frucht

derselben war ein großes Genrebild; „Das letzte Kleinod", 1858 in Berlin ausgestellt. Ein Antiquitätenhändler betrachtet mit prüfendem Blicke den Ring, den ihm eine greise Wittwe zum Kaufe anbietet. Sie steht hochaufgerichtet da, geführt von einem schönen blonden Mädchen, das sich, selbst der Stütze bedürftig, an die Großmutter schmiegt. Aber eine Stütze wird ihr nicht lange mehr fehlen, das sagt uns der feurige Blick des jungen Mannes, der eben in das Gewölbe getreten ist, um eine alterthümliche Waffe zu kaufen, und dem — wie es scheint — bei dem Handel sein Herz abhanden kommt. Hier also, in dem ersten Bilde der Künstlerin, schon derselbe Zug, der in der „Neuen Erzieherin" unverkennbar ist: eine Geschichte und eine Tendenz. Die Tendenz, die von Bild zu Bild klarer hervortritt, ist eine sociale: das Gegeneinanderstellen der gleichsam angeborenen Gaben des Glücks und des Unglücks, der Armuth und des Reichthums, die beide in ihrer Art unverdient sind und daher wie von selbst den Gedanken des Beschauers auf die Kraft lenken, welche zwischen beiden auszugleichen bestimmt scheint: die Arbeit! Die schöpferische Phantasie, mit welcher die Künstlerin diesem ganz modernen Gedanken in den mannichfachsten Scenen lebendigen und deutungsreichen Ausdruck zu geben wußte, hat ihr, nicht mit Unrecht, den Beinamen einer „Novellistin der Farbe" verschafft. Gleich dieses erste größere Bild besaß übrigens einen außerordentlichen Reiz der Farben, deren gedämpfte Töne an alte niederländische Meister erinnerten.

Die Jahre nach dem pariser Aufenthalt sind durch reges Schaffen ausgefüllt und es entstanden zunächst die „Deutschen Auswanderer", ausgestellt 1860 und von Sr. Majestät dem König von Preußen angekauft. Dieses Gemälde zeichnet sich durch eine ganz besondere lebendige Composition und bei großem Figurenreichthum dennoch durch die feinste Individualisirung der einzelnen Köpfe aus. Der sonngebräunte Bauer in der Mitte des Nachens, sein schönes Weib mit dem Säugling im Arme bilden den Mittelpunkt der Composition; um sie her gruppiren sich die verschiedenartigsten Gestalten, Greise, spielende Kinder und ein junger Handwerksbursch, der die Mütze zum Abschiedsgruße schwenkt, — ein europamüder Wanderer, vielleicht politischer Flüchtling, mit scharfgeschnittenem Profil; alle Gesichter belebt von der Hoffnung auf ein fernes schimmerndes Glück, das ihnen im Goldlande jenseits des Oceans mühelos in den Schooß fallen soll. — Diesem Bilde folgte 1862 ein anderes großes, welches uns eine Scene aus „Wahrheit und Dichtung" zeigt: eine Kindergesellschaft im Costüm des vorigen Jahrhunderts, im Freien, unter einem großen Baum versammelt und der Erzählung eines Knabens lauschend, dessen kindliche Züge schon jenen Ausdruck geistiger Herrschaft tragen, der später die olympische Stirn des Dichterfürsten von Weimar verklären sollte.

Nach Vollendung dieses Bildes erfüllte sich endlich der Künstlerin der lange gehegte Wunsch: Italien zu sehen. Sie verweilte dort, abwechselnd in Venedig, Florenz, Rom und Neapel, bis 1864; und welche lebendige Eindrücke sie in dem Lande Rafael's und Tizian's empfangen, haben ihre nächsten Bilder, Scenen aus dem italienischen Volksleben, gezeigt. Dennoch ist das Naturell der Künstlerin ein so durchaus deutsches, daß es sich jenem fremdartigen Stoffe nicht recht anschmiegte; und in dieser Erkenntniß kehrte sie mit der „Neuen Erzieherin" zu dem Gebiet, auf welches ihr Talent sie hinweist, und zu der ihr eigenthümlichen Art zurück, das Leben malerisch aufzufassen. Auch das neue, für die nächste Kunstausstellung (Herbst 1870) bestimmte Bild, welches Frl.

Volkmar auf der Staffelei hat, gehört denselben Anschauungskreisen an, welche den Werken der Künstlerin zugleich etwas Eigenthümliches geben und ihre Wirkung auf das Publicum zum guten Theil erklären. Sowol ihre großen Bilder, die wir genannt haben, als auch die meisten der kleineren, die sich daran schließen: strickende und spinnende Mädchen, Verkäuferinnen aller Art — Kinder, die spielen, lernen, ihre Strafe abbüßen: alle haben diesen gemeinsamen Zug, erstens, daß sie einen Inhalt besitzen und zweitens, daß die malerische Technik, trotz ihrer Vollendung, sich niemals auf Kosten dieses Inhalts breit macht. Die Kunst ist hier, was sie immer sein soll: Trägerin und Vermittlerin von Ideen, und eine Grundidee, tendenziös wenn man will, tritt uns vor Allem bei Anblick dieses Bildes entgegen, diejenige nämlich: daß nur die Arbeit zum Leben berechtigt, daß sie allein dem Leben Werth verleiht. Diese philanthropische, echt menschliche Lehre liegt all' ihren Werken zu Grunde und läßt den Beschauer selbst aus den darin zur Erscheinung gebrachten Conflicten eine Art von Beruhigung schöpfen. Ob die Künstlerin uns den edlen Stolz der Armuth, die Würde der fleißigen Arbeiterin gegenüber der müßigen vornehmen Dame vorführt; ob sie die Macht des Genius schon aus Kinderaugen leuchten, auf Kinderseelen wirken läßt; ob ihre „Auswanderer" lehren, wie thöricht es ist, unter einem andern Himmel das Glück zu suchen, daß der Sterbliche hienieden nur im Schweiße seines Angesichtes ernten soll: immer wieder begegnen wir demselben Gedanken, der sich wie ein rother Faden durch alle ihre Kunstschöpfungen zieht, der ihrem eignen Leben die entscheidende Richtung gab und sie, die nicht mit Sorge um ihre Existenz zu kämpfen hatte, zur Selbstständigkeit, zur Wahl eines Berufes bestimmt hat. Dieser Gedanke verleiht ihren Bildern eine gewisse demokratische Tendenz; sie sind hervorgegangen aus dem Geiste, der unser Jahrhundert erfüllt, der sich in politischen und socialen Bewegungen ausspricht, und der daher, wo er sich künstlerisch ausdrückt, sei es im Bild oder Roman, auf ein ganz unmittelbares Verständniß rechnen darf.

Büchertisch des Salon.

Im goldenen Zeitalter. Roman in vier Büchern von Karl Frenzel. (Hannover, Karl Rümpler. 1870. 4 Bde.)

„Hienieden ist Alles Traum und Symbol; das sollte nicht nur der Wahlspruch der Religion, sondern auch derjenige der Kunst sein." Wir möchten dieses Wort, welches der Verfasser vorliegenden Romans eine seiner anmuthigsten und idealsten Frauengestalten, die Gräfin Renata, sagen läßt, auf das Werk selber anwenden. Es ist im edelsten Sinne symbolisch. Das goldene Zeitalter ist das letzte Drittel des vorigen Jahrhunderts, das Josephinische, welches in dem Ausbruch der französischen Revolution, dem Erwachen des Menschengeistes zur Freiheit und der trotzigen Rückforderung der Menschenrechte seine furchtbare Bestätigung fand. Mitten in dem Glanz und der Schönheit des goldenen Zeitalters hört man zuweilen schon das dumpfe Grollen des aufsteigenden Gewitters — aus den düsteren Prophezeiungen des Grafen Jocelyn de Rochefort, der mit Irrsinn im Blick und dem Degen in der Faust die Schande eines Kindes aus dem Volke an dessen noblem Verführer rächt; aus dem Lachen der Dubarri, welche, kaum zwanzig Jahre später, winselnd um ihr Leben, zur Guillotine geschleppt wurde; aus dem Murmeln des Volks, welches, hinter die Gitter gedrängt, zusieht, wie sich unter den bunten Lampions, in den Lichteralleen des Trianon der Hof von Versailles vergnügt. Aber noch hält der holde Liebesscherz, der fröhliche Reigen den dunklen Abgrund gebunden; hart am Rande der gefährlichen Tiefe gaukeln Amoretten und der Abglanz des goldenen Zeitalters färbt ihre rosigen Schwingen. Der Leser empfindet überall diesen gewaltigen Gegensatz zwischen den Illusionen, in denen die besten der Menschen sich wiegen, und dem unerbittlichen Schicksalsspruch, der Wucht des Verhängnisses, welches sie erreichen und Alle zusammen hinabreißen wird. Denn nicht mit Liebesgetändel und geistreicher Conversation werden die großen Fragen der Menschheit gelöst; und ein tiefer Zug des Schmerzes geht auch hier schon durch das zärtliche Geflüster der Liebenden, die heiteren Weisen der Festgenossen, den wilden Jubel des Bacchanals — ein tiefes, unaussprechliches Sehnen. Alle tragen ein unendliches Verlangen nach der Zukunft; aber sie wissen nicht, daß diese mit rauher Hand die Thore des Palastes aufstoßen und die adeligen Schwärmer auf das Schaffot dicht davor zerren wird . . . Mit einer Seele voll Sympathie für die Menschheit mußten sie dennoch die ersten Opfer der neuen Lehre werden. Träumend gehen sie ihrem Loos entgegen; welch' ein Erwachen, als an jenem trüben Januarmorgen des Jahres 1793 unter dem fallenden Beil das Haupt eines Königs in den Staub rollte! — Dennoch war es das goldene Zeitalter; die flammenden Morgenwölkchen von damals, für einen schrecklichen Augenblick von dem dunkel heraufsteigenden Wetter verdeckt, haben sich zu der ruhigen Klarheit des Tages entwickelt, in welcher wir leben und arbeiten; und seine Sehnsucht, die nach einem Ausdruck rang, nach einem Mittel suchte und es im Luftballon zu finden meinte, hat in den

submarinen Kabeln unsers Jahrhunderts, in den Schienensträngen, welche Continente, in den Canälen, welche Meere mit einander verbinden, ihre Befriedigung gefunden.

Wir haben in dem Bisherigen die Stimmung des Romans anzudeuten versucht — die Stimmung des unbegrenzten Hoffens und Sehnens, welche die Periode charakterisirt und Frenzel treu wiederzuspiegeln verstanden hat. Es entspricht der Natur dieses Werkes, welches aus seinem innersten Wesen heraus vorwiegend romantisch angelegt scheint, daß die Fäden der Erzählung oft mehr jenen glänzenden, schimmernden Sommerfäden gleichen, welche der Zufall des Windes und der Sonne gesponnen, als den Geweben von gröberm Stoffe, die für den Alltagsgebrauch berechnet sind. Ein derberes Zugreifen würde vielleicht den Zauber zerstört haben, welcher um die lieblichen Köpfe dieser Frauen, die zukunftsinnenden Stirnen dieser Männer schwebt. Figuren sind es, die in keinem andern Zeitalter leben konnten, als dem goldenen; ihre Costüme nicht nur, sondern auch ihre Gesichter, möchten wir sagen, tragen den Schnitt des Roccoco. Sie bewegen sich anders, als wir; sie wandeln leichter dahin, von einer eigenartigen Grazie getragen, und als Brücken über weite Entfernungen wölben sich oft nur diese feinsten Sympathien der Seele, gleich den Strahlen des Regenbogens, welche zuweilen einen Theil des Horizonts mit dem andern verbinden, über Thäler und Berge hinweg. Die ernste Schönheit von Böhmens Tannenwäldern, in deren grünem Schooß der Roman beginnt — das zwischen lautstimmiger Genußsucht und einem in der Stille wachsenden Ingrimm erregte Paris, auf dessen Boden der bewegteste Theil der Handlung spielt, und endlich Wien, das der friedlichen Lösung der Conflicte seine freundlichen Parks, seine traulichen Straßen und reichen Paläste bietet: dieses Alles verleiht dem Roman Frenzel's den Reiz großer Mannichfaltigkeit. Die Handlung ist fein erfunden, in ihrer Entwicklung sorgfältig durchgeführt und das Ende klingt rein und harmonisch aus. Was wir etwa zu tadeln hätten, ist eine gewisse Nonchalance in der Behandlung vorwiegend wichtiger Momente, wie z. B. des Geheimnisses, welches zwischen dem Kaiser Joseph, der Gräfin Renata und dem Grafen Paul Erbach waltet; oder des mysteriösen Todes von Sophie, der Schwester Blanchard's; oder des Verhältnisses von Corona Thurm zu Rossi. Nicht das Hin- und Herschwanken der Neigung ist unverständlich oder unerklärlich; allein wir hätten gewünscht, daß der Dichter mehr daraus gemacht, es energischer erfaßt hätte, wenngleich wir wol wissen, daß dieses Irren der Seelen zu einander und von einander ein charakteristischer Zug für jene Epoche des Ringens war, die, wie in allen Dingen, so auch in der Liebe, von einem Durst nach dem Unbekannten getrieben ward. — Als Centralfigur, in die Schicksale der Uebrigen eingreifend, ohne von ihnen berührt zu werden, erscheint Kaiser Joseph — mit der ganzen Liebenswürdigkeit gezeichnet, welche diesem philanthropischen und philosophischen Fürsten eigen war. Um ihn gruppirt sich eine reiche Fülle von typischen Erscheinungen — anmuthige Frauen, fromme Schwärmerinnen, die Einen, voll Lebenslust und Koketterie die Anderen — feingebildete Hofleute mit einem Anflug schon der neuen Zeit — Einer der gewinnendsten unter ihnen Graf Erbach, der Freund des Kaisers — ihm gegenüber der trotzige böhmische Adel, die Thurm, die Lobkowitz, die sich nur grollend dem Neuerer beugen — der Clerus in all' seinen Formen, von dem geistvollen Ex-Jesuiten Pater Rothhahn bis hinab zu dem grobfanatischen Dorfpfarrer Haslick —

dann der Sectirer Mrakotin, der von den Flammen eines zusammenbrechenden Tanzsaals umlodert stirbt, und die düstere, höchst effectvolle Gestalt des böhmischen Bauern Zdenko, den die Vision der „weißen Jungfrau“ in sein Verderben lockt ... Man kann sagen, daß das Licht einer neuen Zeit auf den Blättern dieses Buches schimmere, und doch auch wieder Etwas wie Melancholie. Wol schließen die Herzen Frieden — Renata findet zurück zu dem geliebten Mann, Corona vermählt sich der Kunst und Hedwig gewinnt Sicherheit und Ruhe an der Hand des wackern Brandenburgers — aber dennoch bleibt ein Ungelöstes zurück, das nicht ihnen, sondern der Menschheit gehört. „In unendlicher Weite lag die Welt vor ihnen; nicht nur von Paris nach Wien, über den Ocean nach Amerika hin und her wirkten die unsichtbaren Ströme; Anschauungen und Meinungen, Bestrebungen und Schicksale kamen und gingen, wie auf den Strahlen des Lichtes. Wie groß und wunderbar mußte die Zukunft sein, der es bestimmt war, diese Vereinigung der Welt und der Menschheit zu einem Ganzen zu fördern und zu vollenden!“ ... Was das goldene Zeitalter geträumt, hat das unsere zum Theil vollendet, wiewol wir es nur das eiserne nennen können: denn von Eisen sind die Schienen, welche die Grenzen der Welt aneinandergerückt, von Eisen das Kabel, das durch die Meere hin die alte Welt mit der neuen verkettet, von Eisen endlich war das Schwert, welches den Antagonismus löste, der damals schon schwer auf Deutschland, auf Preußen nicht minder, als auf Oesterreich lastete. Von einer symbolischen Bedeutung sind hier wieder die Worte, welche Frenzel seinem Kaiser in den Mund legt, indem er ihn ausrufen läßt: „Welch eine Arbeit, hier eine Staatseinheit zu gründen, die Mittelmacht Europa's zwischen Osten und Westen! Wird ein Menschenleben dazu ausreichen?“ — Es ist die Arbeit, an der wir die Gegenwart thätig sehen — und möge sie ihr gelingen! Möge das schöne Reich an der Donau innerlich erstarken und das eiserne Zeitalter in Frieden vollbringen, was in weiter, traumhafter Ferne das goldene vorhersah! Das Werk Frenzel's ist das Werk eines freiheitliebenden, menschenfreundlichen Geistes; es erfüllt uns mit inniger Theilnahme für die Kämpfe der Vergangenheit und mit Begeisterung für die Arbeit, die der Tag von uns verlangt. Es redet zu uns in einer edlen und eindringlichen Sprache; und indem es uns ermuntert, einen Jeden von uns, freudig mitzuschaffen an der Aufgabe der Zeit, deutet es zugleich hin auf Das, was über dieser und jeder Zeit im lichten Aether der Ideen thront: die Schönheit, die Poesie!

Harmlose Briefe eines deutschen Kleinstädters.

An den Herausgeber des „Salon".

Aus Deutschland im Februar 1870.

Ich fühle mich in einer gewissen weihevollen Stimmung, lieber Freund. Ich schreibe heute meinen zwölften Brief an Sie, und als guter Deutscher habe ich natürlich diese Gelegenheit zu einer kleinen Jubiläumsfeier nicht vorübergehen lassen. Den Gedanken, mich bejubelfeiern zu lassen, verdanke ich wiederum dem ausgezeichneten Epiker Prof. Johannes Minckwitz, der neulich auch den fünfundzwanzigjährigen Bezug seiner preußischen Pension mit allem durch die Umstände gebotenen Pomp feierlich begangen hat. Auf Organisation eines Fackelzugs hat er diesmal in hochherziger Weise verzichtet: Quod licet Jo-hanni, sagte ich mir, das licet unter Umständen auch urbano-parvulo, wie mich mein Freund Cicero zu nennen pflegt. Ich faßte also den Beschluß, das denkwürdige Datum meines zwölften „Harmlosen" zu jubiliren und traf alle Vorkehrungen, um mich überraschen zu lassen.

Sie wissen doch, wie man das macht?

Drei oder vier Wochen vor dem Jubiläum, das man feiern will, erzählt man Abends im Club ganz beiläufig, daß nächstens der Jahrestag eines denkwürdigen Ereignisses kommen werde. „Wie ich höre", setzt man mit überlegener Miene hinzu „haben übergefällige Freunde in der Residenz, auf deren Stimmen in maßgebenden Kreisen einiges Gewicht gelegt wird, den merkwürdigen Plan gefaßt, mir bei der Gelegenheit einen Orden zu verschaffen. Ich habe natürlich sofort nach Berlin geschrieben, daß ich auf dergleichen Aeußerlichkeiten nicht den mindesten Werth legte und allen Ernstes darum bitten müsse, mich nicht in die Verlegenheit zu setzen, den Orden anzunehmen. Denn das Zurückschicken von Orden halte ich für noch thörichter und renommistischer, als das Prahlen damit. Aber wie es scheint, hat man sich förmlich darauf erpicht, mich zu decoriren. Die Geschichte ist mir wirklich höchst fatal. Was noch geschehen kann, um die Sache rückgängig zu machen, das wird geschehen."

In der Gesellschaft, in welcher man diese Geschichte erzählt, befindet sich gewöhnlich ein Dummer, der darauf irgend etwas erwiedert; was er erwiedert, ist ganz gleichgültig. Sagt er z. B.: „Also nächstens begehen Sie den Jahrestag . . .", so unterbricht man ihn hastig und sagt: „Ich durchschaue Euch! Ihr habt am Ende auch den unglücklichen Gedanken, hier eine jener curiosen „Jubelfeiern" zu veranstalten (bei dem Worte „Jubelfeier" wird ironisch gelächelt), die mir so verhaßt sind und so lächerlich vorkommen, wie nichts auf der Welt. Aber ich bitte Euch herzlich, thut mir die Liebe und laßt mich ungeschoren."

„Beruhigen Sie sich", erwiedert der Dumme. „Wir haben gar nicht daran gedacht . . ."

„Papperlapapp", fällt man ihm in die Rede. „Ich bin besser unterrichtet, als Sie glauben. Und gerade Sie, der Sie jetzt den Naiven spielen, gerade Sie haben die Sache angeregt . . ."

„Aber ich versichere Sie, es ist mir nicht im Traume eingef. .“

„Gerade Sie sind der Hauptmissethäter! Ob Sie das nun ableugnen oder nicht, ist einerlei. Ich weiß es. Ich weiß überhaupt mehr, als Sie ahnen. Ich kenne sogar schon die Einzelheiten Ihres Programms. Also geben Sie sich keine vergebliche Mühe, Ihre Unschuld zu betheuern. Du lieber Gott, die Sache ist ja auch gar nicht so ungewöhnlich. Mir wäre es nur lieber, wenn sie ganz unterblieben wäre. Im Uebrigen kann ich mir allerdings sagen, daß, wenn man einmal auf dem Standpunct des Festefeierns steht, dasjenige, welches Ihr jetzt vorbereitet, nicht alberner ist, als die andern. Ich will nicht gerade behaupten, daß ich große Verdienste gehabt hätte — das sei fern von mir! — aber ich habe Glück gehabt, und wenn ich auf meine Wirksamkeit zurückblicke, so kann ich mich einiger wirklicher Erfolge rühmen. Nun, lieben Freunde, après tout: man ist Mensch. Und wenn man sieht, daß man für jahrelanges, stilles, gedeihliches Wirken schließlich öffentliche Anerkennung findet, die aus dem Herzen des Volkes selbst hervorwächst, nun, so freut man sich darüber, ob man auch dem ganzen Anfeierungsdusel abhold ist. Und deswegen sage ich Euch ganz offen: ja, es hat mich gefreut, daß Ihr mir zu meinem Jubiläum eine kleine Feier veranstalten wollt, obwol es meinem Geschmack mehr zugesagt haben würde, wenn die Feier sich auf eine einfache Gratulation von Seiten meiner intimsten Freunde beschränkt hätte. Da Ihr's aber anders beschlossen habt, nun so füge ich mich; verhindern kann ich's ja so wie so nicht. Gute Nacht!“

Man verläßt den Club. Am Stammtisch werden lange Gesichter gemacht. Alle Welt fällt über den Dummen her, der vergeblich betheuert, daß er von dem bevorstehenden Feste heute Abend zum erstenmal habe sprechen hören. „Etwas muß doch daran sein“, sagen die Weisen. „Sie mischen sich auch in Alles.“ Nach einigen mehr oder minder lebhaften Discussionen einigt man sich darüber, daß man den Gedenktag allerdings feiern müsse, schon deswegen, weil man dem Jubilar keine Enttäuschung bereiten wolle. Uebrigens habe er's auch verdient 2c. 2c.

So ist die Grundlage zum Jubiläum gelegt. Jetzt handelt es sich darum, die Einzelheiten der Ausführung festzustellen. Auch dieser Mühe werden die Veranstalter überhoben. Denn einige Tage später bringt man im Club wiederum ganz zufällig das Gespräch auf den bevorstehenden Ehrentag und spricht sich bei der Gelegenheit in folgender Weise darüber aus: „Aber, Kinder, macht doch kein dummes Zeug. Es kommen mir Dinge zu Ohren, die mir schlecht gefallen! Sehr schlecht! Ihr werdet mir und Euch selbst noch den Spaß verderben. Ich versichere Euch, daß, wenn Ihr bei Eurem Projecte beharrt, den ganzen Tag jubelfeiern zu wollen, ich am Vorabend mich heimlich aus dem Staube mache. Alles, was recht ist!“

Verwunderung im Freundeskreise. Der Dumme, der nie fehlt, fragt ganz arglos, worüber man sich denn eigentlich beschwere. Dies giebt zu den folgenden Aufschlüssen Veranlassung:

„Kinder, ich weiß Alles. Ich verkenne Euren guten Willen nicht, aber Ihr erweist mir wirklich keinen Gefallen damit: Zuviel ist ungesund! Ich hatte mir die Geschichte so einfach wie nur irgend möglich gedacht, also vielleicht ein Bankettchen mit einer Ansprache, auf die ich einige Worte erwiedert haben würde, und, wenn Ihr noch ein Uebriges hättet thun wollen, allenfalls noch eine Adresse oder dergleichen. Das würde meinen Wünschen am meisten entsprochen haben. Aber Morgenständchen, Festbankett und Ehren-

becher, Festvorstellung und was Ihr sonst noch ausgeheckt habt — Kinder, das ist wahrhaftig zu viel! Mit dem Ständchen will ich mich allenfalls noch einverstanden erklären — meine Frau ist eine Musiknärrin — aber ein werthvolles Festgeschenk? — Kinder, ich finde es wirklich nicht in der Ordnung! Im Uebrigen müßt Ihr selbst am besten wissen, was Ihr zu thun und zu lassen habt. Ich kann Euch keine Vorschriften machen. Aber gegen Eines verwahre ich mich entschieden! Keine Festvorstellung, ich bitte Euch! Keine Apotheose mit bengalischer Beleuchtung. Das ist geradezu albern."

Somit ist man also auch über das Programm in's Klare gekommen: Vormittags Ständchen mit Ansprache. Dann Festbankett. Ueberreichung des Ehrenbechers mit Ansprache. Dankerfüllte Erwiederung des Gefeierten.

Nun sind blos noch zwei Kleinigkeiten in Ordnung zu bringen: telegraphische Beglückwünschungen des entzückten Auslandes; Berichterstattung in den öffentlichen Blättern. Beides ist sehr einfach zu erzielen. An sämmtliche Freunde 2c. schreibt man vier oder fünf Tage vor dem Jubiläum neben vielem Andern das Folgende: „Du weißt, daß ich ein abgesagter Feind des Festschwindels bin; gleichwol habe ich mich dem Bankett, das zu meinem zehnjährigen XX-Tage veranstaltet worden ist, beim besten Willen nicht entziehen können. Es hat mich Mühe genug gekostet, die Geschichte auf das bescheidenste Maß zu beschränken. Mir graut schon vor der Fluth von Depeschen, mit der man mich als „würdigen Jubilar" überschwemmen wird. Kämen die Glückwünsche nur von wirklichen Freunden, die mir so nahe stehen wie Du, so ließe sich nichts dagegen sagen. Aber auf die Gratulirung von Hinz und Kunz danken zu müssen, das ist wahrlich kein Vergnügen. Herzlichen Gruß! Um stilles Beileid bittet Dein

Jubelgreis."

„Nachschrift. Solltest Du wirklich den verrückten Einfall haben, mich telegraphisch zu becomplimentiren (ich dispensire Dich herzlich gern davon und nehme die Absicht für die That), nun dann wenigstens keine Verse!!

Der Obige."

Das verfehlt seine Wirkung nie! Die Freunde notiren sich den Fall, und am Jubeltage treffen Telegramme aus aller Herren Ländern ein. — —

Am Vorabend des verhängnißvollen Tages erscheint der Held wie gewöhnlich im Club. Im Laufe des Gesprächs erzählt er, daß er, um einige alte Geschichten zu arrangiren, wahrscheinlich morgen verreisen werde.

„Wundert Euch also nicht, wenn ich während der nächsten Tage am Stammtische fehle."

„Morgen?" wiederholt der Dumme mit Betonung und wechselt mit den anderen Stammgästen verwunderte Blicke. „Morgen?"

„Nun ja, morgen! Was ist denn daran so merkwürdig?" versetzt man mit vollkommener Gleichgültigkeit.

„Sie wissen doch . . . morgen ist . . . Ihre Freunde hatten auf das Vergnügen gerechnet . . ."

„Ach so!!" replicirt man und schüttelt lächelnd den Kopf. „Jetzt fällt's mir ein, mein Jubiläum! Habt Ihr denn keine Vernunft angenommen? Ich hatte Euch doch so herzlich gebeten, die ganze Geschichte zu unterlassen. — Ihr seid wirklich unverbesserlich!"

„Also abgemacht: Sie verreisen nicht?"

„Ich will's mir überlegen."

„Nichts da! Hier eingeschlagen! Sie verreisen nicht, die Hand darauf.“
Man zögert. Der Dumme hält die Hand entgegen. Nach einer Kunstpause fügt man sich gutmüthig lächelnd in das Unvermeidliche.

„Kinder, ich bin schwächer, als ich selbst geglaubt habe. Aber um Eines bitte ich noch: sorgt wenigstens dafür, daß kein Wort darüber in die Zeitungen kommt! — Ihr habt doch nicht etwa den Redacteur des „Anzeigers“ eingeladen?“

„Bewahre. Darüber können Sie ganz beruhigt sein.“

„Ich befürchte nur, daß am Ende doch eine Notiz in den „Anzeiger“ aufgenommen wird. Hier passirt ja so wenig, und die Reporter jagen förmlich nach Allem, was ungefähr so aussieht, wie eine Nachricht. Ich bin fest überzeugt, daß sich der Redacteur des „Anzeigers“ die von Euch veranstaltete Feierlichkeit nicht entgehen lassen wird; er wird darüber berichten und natürlich tactlos und ungenau. Denn erstens wird er verdrießlich sein, daß er nicht zu dem Feste geladen ist und zweitens wird er auch beim besten Willen keinen guten, vollständigen Bericht liefern können, da seine ganze Weisheit auf Hörensagen beruht. Das ist wirklich eine verteufelte Geschichte. Schließlich läßt sich auch die Oeffentlichkeit nicht ganz umgehen . . . Ich werde an ihn schreiben, werde ihn bitten . . . Hm, hm. Ich befürchte nur, es wird wenig nützen . . . Was ist da zu machen? . . . Nun, im Grunde genommen ist das Eure Sache. Gute Nacht.“

„Also, Sie verreisen nicht?“

„Nein, Ihr Quälgeister! Gute Nacht!“

Sobald der Brave den Club verlassen hat, stecken die Freunde die Köpfe zusammen. Der Dumme ergreift wie gewöhnlich das Wort: „Der Vertreter der Presse muß unbedingt geladen werden.“

„Das versteht sich“, stimmen die Andern bei; „dafür hätten Sie nur früher sorgen sollen!“

„Ja, wer kann an Alles denken! Ich werde ihm selbst morgen in aller Frühe die Einladung überbringen.“

„Uebrigens ist unser Freund doch wirklich von einer rührenden Bescheidenheit!“

„Ob er wol morgen einen Orden bekommen wird?“

„Ich glaube es nicht. Er hat wenigstens Alles gethan, was in seinen Kräften steht, um dieser Auszeichnung zu entgehen; das weiß ich aus bester Quelle!“

„Ja, wenn er allein zu bestimmen gehabt hätte, so wäre womöglich die ganze Feier unterblieben. Es war doch ein guter Gedanke von uns, die Sache hier anzuregen.“

„Wie so von „uns“? Von mir“, versetzt der Dumme. „Die Anregung ist von mir gegeben worden, wenn ich bitten darf.“

„Gleichviel; an unserm Tische ist der Plan gefaßt und die Ausführung bestimmt worden. Wird unser Freund morgen Augen machen, wenn er durch ein Ständchen geweckt wird! Er hat keine Ahnung davon.“

„Und der Pokal erst! Am Ende wär's doch besser gewesen, wir hätten ihn darauf vorbereitet. Vielleicht nimmt er die Sache schief. Und er hat sich ja alle Festgeschenke ausdrücklich verbeten.“

„Das hat er.“

So schwatzen die guten Leute. Allesammt leben in dem Wahn, daß sie die Feier ausgeheckt, das Programm festgestellt, die Geschenke bestimmt haben,

allesammt sind der festen Ueberzeugung, daß der Jubilar höchlich überrascht sein wird und alle Welt ist zufriedengestellt. Die Feier verläuft in vorgeschriebener Weise und Tags darauf bringt das Localblatt den folgenden Artikel, zu welchem der Jubilar selbst, um Irrthümern vorzubeugen, dem Redacteur das Material geliefert hat:

„Gestern feierte unsere Stadt ein ebenso sinniges wie glänzendes Fest. Es galt unserm hochverehrten Mitbürger XX., der seit zehn Jahren in unserer Stadt sein schwieriges Amt in segensreichster Weise verwaltet, für die schönen Erfolge, welche er erzielt hat, den Tribut öffentlicher Dankbarkeit darzubringen. Vergeblich hatte der Jubilar sich alle Festlichkeiten verbeten — wir wissen aus guter Quelle, daß er sich denselben durch eine Reise entziehen wollte und daß es großer Anstrengungen bedurfte, um ihn zu bewegen, an den veranstalteten Festlichkeiten theilzunehmen — das Fest, welches im edelsten Sinne des Wortes ein populäres war, hatte in allen Schichten unserer wackern Bürgerschaft solchen Anklang gefunden, daß es gegen den ausgesprochenen Wunsch des Gefeierten doch stattfinden mußte. Schon in aller Frühe weckten die Klänge des Liedes „Fein Liebchen unter dem Rebendach", welches von unserer trefflichen Liedertafel meisterlich executirt wurde, den Jubilar aus süßem Schlummer. Sichtlich überrascht und gerührt dankte derselbe. Mittags vereinigte ein feierliches Bankett den Kern unserer Bürgerschaft in dem festlich geschmückten Saal des „Casino". Der Herr Stadtverordnetenvorsteher hob in gediegener Rede die großen Verdienste des Gefeierten hervor und überreichte ihm, unter tausendstimmigen Hochs, welche das städtische Orchester mit einem dreimaligen Tusch begleitete, den künstlich ciselirten Ehrenpokal — ein Meisterstück aus dem Atelier unsers wackern Goldarbeiters Müller. Sichtlich überrascht und gerührt dankte der Gefeierte in schwungvoller Rede, welche auf den Kern der Bürgerschaft einen überwältigenden Eindruck hervorrief. Toaste ernster und launiger Art würzten das treffliche Mahl, zu welchem unsers wackern Schulze Küche und Keller alles Erdenkliche geliefert hatten. Von Nah und Fern liefen während des Essens telegraphische Glückwünsche ein, welche laut verlesen wurden und wegen ihrer meist humoristischen Fassung auf den Kern der Bürgerschaft einen wahrhaft überwältigenden Eindruck hervorriefen. Ein Beweis, welchen Ansehns sich unser verehrter Mitbürger auch außerhalb des Weichbildes unserer Stadt zu erfreuen hat. Erst in vorgerückter Stunde trennte sich der Kern der Bürgerschaft. Möge 2c. möge 2c. möge 2c.! Das walte Gott!"

Halten Sie die Schilderung für übertrieben? Dann fragen Sie einmal August Silberstein in Wien, wie er zu seinem Orden gekommen ist. Fragen Sie einmal — oder fragen Sie lieber nicht, lieber Freund. Ich will keine Illusionen vernichten helfen, das wissen Sie. Im Gegentheil, ich finde, daß jeder Schriftsteller die Pflicht hat, selbige zu hegen und zu pflegen: ich verkünde allüberall, daß Theaterdirectoren Wort halten; daß Kritiker nie über Stücke, Romane oder Kunstwerke schreiben, die sie nicht ganz genau kennen; daß von hoher Obrigkeit proclamirter Wohlthätigkeitssinn fern ist allem unlautern Reclamengetriebe; daß die Theebuden sicherlich die Lösung der socialen Frage herbeizuführen bestimmt sind; daß die Zeitungen zur Klärung und Bereicherung der deutschen Sprache viel beitragen; daß alle Bürger vor dem Gesetze gleich sind; daß es ganz gleichgültig ist, ob der Sohn eines großen Mannes mit einer Steilquart abgeführt, oder ob dem hoffnungsvollen Sprossen eines beliebigen Particuliers die Nase abgehauen wird.

Und da wir gerade vom Duell sprechen, werden Sie einem fanatischen Verehrer des Knüppelcomments einige Worte gestatten. Wenn absolut auf den Universitäten losgegangen werden soll, so stimme ich wenigstens dafür, daß von Seiten des akademischen Senats erstens: die Duelle strengstens verboten; zweitens: die Modalitäten des Duells, wenn es dennoch stattfinden sollte, ganz genau festgestellt werden, denn man muß logisch sein. Deshalb hat mich auch der Anschlag am Schwarzen Brett der Bonner Fridericia Guilelmia geradezu entzückt. Es sind wirklich anmuthige Schäker, diese Bonner illustrissimi. Nur ein oberflächlicher Mensch kann der Ansicht sein, daß ihr Proclama in Betreff des Duells lebhaft an die Stilübung des Berliner Weißbierwirthes erinnere: „Es ist verboten, Hunde mitzubringen. Den Hunden darf im Local der Maulkorb nicht abgenommen werden. Die Herren Hundebesitzer müssen auf Verlangen der Gäste ihre Hunde festbinden &c.“; der tiefer Blickende wird darin nur die Aeußerung einer auf gründlicher philosophischen Grundlage beruhenden Menschenkenntniß sehen.

Von dem Verbote, Hunde mitzubringen bis zum neuen Syllabus ist nur Ein Schritt. Die einundzwanzig Kanonesschläge, welche die Gewalt, gegen die Götter selbst vergeblich kämpfen, in die Welt gedonnert hat, haben auf mich einen gewaltigen Eindruck gemacht. Ich kann nämlich das Verfluchen nicht vertragen. C'est plus fort que moi. Im Uebrigen finde ich allerdings, daß die Verfluchungen einem längst gefühlten Bedürfniß entsprechen, und ich bin auf die Fortsetzung ziemlich gespannt. Der Anfang ist vielversprechend. Mir gefallen namentlich die folgenden Sätze: „Kanon V: So Einer sagt: die Menschen können durch die Ausübung einer jeden Religion selig werden — der sei verflucht.“ „Kanon XIII. So Einer sagt: die wahre Kirche Christi, außerhalb derer Niemand selig werden kann, sei eine andere als die Eine heilige katholische und römisch apostolische — der sei verflucht.“ „Kanon XIX. So Einer sagt: in dem Gesetze des politischen Staats oder in der öffentlichen Meinung der Menschen sei die oberste Gewissensnorm für öffentliche und sociale Handlungen — der sei verflucht.“ Auch die anderen Flüche sind recht hübsch.

Ein römischer Freund schreibt mir, daß die noch folgenden Kanones noch hübscher sein sollen. Er theilt mir nachstehende Sätze mit, die ohne Zweifel die Billigung des Concils finden werden.

Kanon XXII. So Einer sagt: das Kloster in Moabit war für die Bildung und Gesittung der rauhen Berliner nicht gerade absolut nothwendig — der ist ein verfluchter Kerl.

Kanon XXIII. So Einer sagt: es wäre vielleicht besser gewesen, wenn Barbara Ubryk nicht in ein finsteres Loch gesperrt wäre — der ist ein verfluchter Kerl.

Kanon XXIV. So Einer sagt: Der Dominicaner-Prior in Düsseldorf hat sich gewisse Vertraulichkeiten erlaubt, welche die Grenze des Statthaften möglicherweise überschreiten — der ist ein verfluchter Kerl.

Kanon XXV. So Einer mit Lessing sagt:

„Man untersucht, man zankt,
„Man klagt. Umsonst; der rechte Ring war nicht
„Erweislich; — fast so unerweislich als
„Uns itzt — der rechte Glaube.“

— der ist ein verfluchter Kerl.

Kanon XXVI. So Einer mit Schiller sagt: „Sie bringen dem Gott

der Liebe Menschenopfer, wie einem feuerarmigen Moloch", oder: „Sie predigen Liebe des Nächsten und fluchen den achtzigjährigen Blinden von ihren Thüren hinweg" — der ist ein verfluchter Kerl.

Kanon XXVII. So Einer mit Goethe sagt:

„Natur und Geist — so spricht man nicht zu Christen;
„Deshalb verbrennt man Atheisten,
„Weil solche Reden höchst gefährlich sind"

oder: „Es ist die ganze Kirchengeschichte ein Mischmasch von Irrthum und Gewalt" — der ist ein verfluchter Kerl.

— Welch' ein Schauspiel! Aus allen Ländern der Welt kommen die Abgesandten in der ewigen Roma zusammen. Erfahrene, hochgebildete, würdige Männer, welche dem umfassenden Wissen, der strengen Rechtlichkeit ihre hervorragende Stellung verdanken. Sie Alle kennen die Leiden des Volks, sie kennen die Folgen des vererbten Aberglaubens, sie sehen, müssen sehen die Segnungen der modernen Bildung, der siegreichen Aufklärung. Eine glänzende, großartige Versammlung, wie nur irgend eine dazu angethan, um die Wohlfahrt der Menschheit durch weisen Rath zu fördern. Welch' ein Schauspiel!

Aber ach! ein Schauspiel nur!

Was kümmert das Concil das leibliche Wohl und das Wehe der Millionen? Es hat sich nie mit Kleinigkeiten abgegeben. Die Frage, ob einem Menschen eine übermenschliche Eigenschaft dogmatisch zu vindiciren, die Normen, unter welchen das Menschengeschlecht rubrikmäßig zu verfluchen sei — deswegen hat man Intelligenzen aus aller Herren Ländern aufgeboten. Das verlohnt doch noch der Mühe. Nun, Ihr würdigen Herren infallibilisirt und anathemisirt nur tapfer drauf los. Die Scheiterhaufen lodern heutzutage nur noch in den Köpfen, die mit Stroh gefüllt sind. Eine mildere und lustigere Zeit ist gekommen, eine Zeit, die viel mehr weiß und etwas weniger glaubt, als Euch lieb ist, die sich vor Theaterblitzen nicht fürchtet, über große Worte zu unrechter Zeit lächelt, Anachronismen bisweilen interessant, bisweilen herzlich albern findet und dabei heiter und guter Dinge ist.

Und in dieser heitern zeitgemäßen Stimmung sage ich Ihnen, lieber Freund, Lebewohl und auf Wiedersehen — im nächsten Bande.

Der Ihrige.

Im Rauchzimmer.

Ich hatte kürzlich das Vergnügen, mit Dr. Strousberg zusammen eine Cigarre zu rauchen. Die Cigarre war gut, ich kann es Euch versichern, „El Conde de Bismarck, flor fina“, wenn mich mein Gedächtniß nicht täuscht. Wenn ich eine gute Cigarre rauche, so bin ich immer in einer nachdenklichen Stimmung; diesmal war ich es mehr, als je. Wir sitzen hier, dachte ich bei mir, in einem wundervoll möblirten Zimmer, welches türkische Teppiche, Krystallkronen und schöne Gemälde hat. Es ist sehr angenehm erwärmt und sehr hell beleuchtet; und nachdem wir gut gegessen und gut getrunken haben, rauchen wir jetzt eine gute Cigarre. Das ist Alles sehr gut, und es fehlt uns an Nichts. Aber draußen — wie sieht es dort aus? Der Nordost heult, es ist eine grimmige Kälte, der Thermometer steht auf fünfzehn Grad unter Null. Es schneidet Einem durch Mark und Bein, nur daran zu denken; und nun die armen Leute, die schwachen Greise, die kranken Frauen, die kleinen Kinder — dieses ganze Heer der Unglücklichen und Leidenden, die dem fast Unerträglichen schutzlos hingegeben sind! Wenn wir einen Gang von einer halben Stunde zu machen haben, so rufen wir schon aus: wenn ich nur erst wieder zu Hause wäre! Und wir haben einen warmen Pelz unterwegs und ein gutes Feuer daheim; aber der arme Mann — mein Gott, er hat kaum die paar Lumpen, um sich nothdürftig zu bedecken, und sein Ofen ist kalt. Und es dauert auch nicht etwa nur eine halbe Stunde, daß ihn friert: sondern Stunde nach Stunde, Tag und Nacht und immerfort; er hat nicht einen wolbesetzten Tisch mit dampfenden Schüsseln oder ein gutes Getränk, um sich zu wärmen — er hat Nichts, Nichts von alle Dem, was in Leiden den Muth giebt, ihnen zu trotzen; er hungert nicht für eine Idee, noch duldet er den grimmigen Frost um einer Hoffnung willen. Er trägt seine Qual wie ein Verurtheilter, willenlos, widerstandslos, empfindungslos zuletzt, bis Alles in ihm erloschen und erstarrt ist, und in seinem Hirn nur noch die Verzweiflung brütet, oder das Verbrechen. Welch' ein Zustand, dachte ich, in welchem durch diese große Stadt zerstreut, in ihren Kellern, in ihren Hinterhäusern, in ihren Höfen Tausende und Abertausende den furchtbaren Kampf um das Dasein kämpfen — ungesehen, ungehört, unbemitleidet! . . . Meine Cigarre war mir unter all' meinen Gedanken ausgegangen und unwillkürlich richtete sich mein Blick auf den Dr. Strousberg. Dieser hatte seine Cigarre nicht ausgehen lassen, sondern rauchte sie ruhig weiter; er saß in der Ecke eines Divans und sprach wenig. Wenn man eine Unterhaltung mit ihm führen wollte, so gab er nur ganz kurze Antworten. Wer weiß, womit er sich in seinem Kopfe beschäftigen mag — mit welchen neuen Speculationen, oder mit welchem neuen Gemälde für seine Sammlung. Dieser Mann, dachte ich, hat achtzehn Millionen in seiner Hand; er hat große Schlösser und ausgedehnte Besitzungen in aller Herren Ländern und er hat mächtige Forsten. Wenn der helfen wollte! Allein diese Herren haben immer so viel mit ihren eigenen Angelegenheiten zu thun. Und am Ende — was vermag auch der Einzelne gegen dieses allgemeine Uebel der Menschheit, die Armuth und die Noth. Die Rothschilds sind doch eine ganz wohlthätige Familie in ihrer Art und ihre Millionen zählen nach Hunderten; aber man hat von ihnen niemals weder gehört noch verlangt, daß sie mit all' ihren Reichthümern dem Elend einer ganzen Bevölkerung ein Ende machen sollten. Es wird wol auch nicht möglich sein, dachte ich; ein Jeder thut, was er kann. — Der Doctor inzwischen

hatte seine Cigarre geraucht, stand auf und verabschiedete sich von der Gesellschaft. Da es spät geworden, empfahlen sich auch die Uebrigen bald, hüllten sich in ihre warmen Pelze, setzten sich in ihre guten Wagen und fuhren nach Hause, durch eine sternklare Nacht, welche grausam gewesen sein muß für Diejenigen, welche keinen Pelz, keinen Wagen und nicht einmal ein Bett gehabt haben.

Am andern Morgen war das Erste, was mir in dem amtlichen Theil der Zeitung auffiel, eine Bekanntmachung des Polizeipräsidiums, in welcher angezeigt wurde, daß ein ungenannter Mitbürger dieser Stadt fünfhundert Klaftern Holz zur Vertheilung an die Armen überwiesen und zugleich Anordnungen getroffen hätte, denen zufolge fortan 10,800 bedürftige Einwohner täglich dreimal, Morgens, Mittags und Abends, warm gespeist werden sollten, so lange diese ungewöhnliche Winterkälte andauere. Schon am Abend des nämlichen Tages erzählte man sich in ganz Berlin, daß der Ungenannte, welcher es unternommen, auf seine Kosten fast 11,000 Menschen zu erhalten, kein Anderer sei, als Dr. Strousberg. Unter den vermischten Nachrichten derselben Zeitung las ich, daß man dem Herrn Baron von Rothschild im Wiener Nordbahnhof eine Statue gesetzt habe. Es stand nicht dabei, aus welchen Gründen und ich bin auch nicht neugierig, sie zu erfahren; aber ich kann nicht umhin zu bemerken, daß dieses Denkmal, welches Dr. Strousberg sich in den Herzen von 10,800 Menschen errichtet hat, mir vorzüglicher scheint und begehrenswerther, als jenes auf dem Nordbahnhof zu Wien. In einem Roman aus dem Russischen, der augenblicklich großes Aufsehen macht, den „Tausend Seelen“ von Pisemski, kommt ein Zug vor, der mich sehr gerührt hat. Ein alter, abgesetzter Schulinspector drückt einem frühern Untergebenen, einem Schulmeister, der nach einer andern Stadt versetzt worden ist und kein Reisegeld hat, beim Abschied zehn Rubel Silber in die Hand. „Statt aller Antwort wollte Exarchatoff seine Hand ergreifen und küssen, doch Peter Michailowitsch ließ es nicht zu. Aus der ersten Stadt aber schrieb der arme Teufel einen Brief, der ganz fleckig von Thränen war. Peter Michailowitsch wurde, als er ihn las, gerührt und weinte selbst. Als Nastenka ihn fragte, was ihm wäre, antwortete er: „Den Brief nehme ich mit mir in's Grab. Der himmlische König wird mir um ihn gewiß eine meiner Sünden verzeihen.“ Aber ich will nicht sentimental werden, wiewol ich gestehen muß, daß jener Act wahrhaft imposanten Wohlthuns einen großen Eindruck auf mich gemacht und mich gänzlich hat vergessen lassen, was ich während der letzten vier Wochen auf dem Herzen gehabt oder Andere mir anvertraut haben. Denn ich gelte nun einmal für einen unzufriedenen Menschen und alle meine Mitmenschen, die gleichfalls aus irgend einem Grund unzufrieden sind, leiten daraus ein Recht ab, mich mit ihrem Vertrauen zu beehren. Es ergeht kein Tag, an welchem ich nicht die merkwürdigsten Briefe bekäme, so z. B. folgenden, von einer Dame:

„Mein Herr! Warum sind die Garderobezimmer in allen Theatern und Concerthäusern Berlins so jämmerlich eingerichtet, und zwar in den ersten und besuchtesten dieser Anstalten am schlechtesten und kläglichsten? Warum muß man auf den Corridoren des Opernhauses durch alle Schrecken der heißen und der kalten Zone gehen, bevor man zu seinen Mänteln gelangt? Warum muß man bei Bilse halbe Stunden lang im Zugwind stehen, und sich den Grobheiten der Bedienten aussetzen, wenn man dies weder angenehm noch nothwendig findet? Und warum ist in der Singakademie, in deren Sälen

die lauterste Harmonie herrscht, die Garderobe der Ort, wo die Hand Jeder gegen Jeden sich erhebt und der wüthendste Bruderkrieg ausbrechen würde, wenn der Raum selbst dafür nicht zu beschränkt wäre? Warum ist dem so? Mein Herr, ich frage Sie: warum?"

Meine lieben Damen! Wenn ich es wüßte, so wollte ich es Ihnen sagen; allein das „Weil" ist in diesem Falle die einzige Erklärung des „Warum?" —

Der nächste Brief ist noch kategorischer.

„Herr! Ich weiß nicht, ob Sie vor dem Potsdamer Thor wohnen; weiß auch nicht, ob Sie gestern in der Mittagsstunde einen sehr eiligen und wichtigen Gang nach der Wilhelmstraße zu machen hatten. Aber ich weiß, daß, vorausgesetzt, Beides verhielte sich so, wie bei mir und Sie wären gestern vor dem Potsdamer Thore angekommen und hätten nicht hinübergekonnt, weil sich ein Güterzug der Verbindungsbahn mit etwa hundert Wagen zwischen Sie und den Leipziger Platz gelegt — ich sage nicht bewegt, sondern gelegt und dort ruhig gelegen, ich kann nicht sagen ob zehn, oder zwanzig Minuten — denn bei solcher Kälte vergeht Einem der Verstand obendrein — wenn Sie da gewesen und den Zug gesehen hätten, der fest stand, wie die alte Stadtmauer und sich nicht rührte, während sich zwanzig Omnibusse, hundert Droschken und tausend Menschen auf beiden Seiten ansammelten: wenn Sie diesen heillosen Wirrwarr von Pferden und Rädern, der bei dem Glatteis geradezu lebensgefährlich wurde, mit angesehen und nicht geflucht hätten: wahrhaftig, ich würde keinen Respect mehr vor Ihnen haben, der ich die Ehre habe zu sein ganz ergebenst

Ihr

N. N.

Mein lieber Herr N. N.! Ich begreife Ihren Zorn vollständig; aber es haben schon so viele Menschen über diesen Güterzug am Potsdamer Thore geflucht, daß ich mich wol hüten werde, mich in dieser Sache zu compromittiren, besonders seitdem ich gesehen habe, daß das Fluchen nicht einmal in Rom, geschweige denn in Berlin Etwas hilft. —

Drittens ist hier ein Brief, der mich, ich möchte sagen, durch seinen elegischen Naturlaut tief ergriffen hat; er war, wie mit erstarrten Fingern geschrieben:

„Ich habe nach einer vierzehnstündigen Nachtfahrt von Königsberg hierher nur noch so viel Kraft, um Ihnen zu sagen, daß es etwas Schreckliches war, in diesen ungeheizten Coupées vierzehn Stunden lang zu sitzen. Man kann für einen Verbrecher keine ausgesuchtere Qual ersinnen, als sie mir angethan worden ist, der ich ein Billet erster Classe gelöst und mit 18 Thlr. 23 Sgr. bezahlt habe. Diese sammetnen Polster, dieser weiche Teppich und dieses vergoldete Leistenwerk war wie ein Hohn für mich. Eine Wärmflasche mit heißem Sand würde mich zu dem Glücklichsten aller Sterblichen gemacht haben Aber man hat sie mir verweigert! . . ."

Ich würde diesen armen Reisenden damit getröstet haben, daß er Hunderte von Unglücksgefährten auf den meisten anderen deutschen Bahnen hat; daß es nichts Härteres, Rücksichtsloseres zu geben scheine, als das Herz der Eisenbahndirectoren und daß — Aber da lese ich zum Glück in einer Leipziger Correspondenz des hiesigen „Fremdenblattes": „Ueber die sibirische Kälte in den Eisenbahncoupées schweige ich, da Karl Vogt darüber bald wirksamer seinen famosen Mund öffnen wird."

Vor diesem famosen Mund natürlich schweige ich auch. —

Druck von A. H. Payne in Reudnitz bei Leipzig. — Nachdruck und Uebersetzungsrecht sind vorbehalten.

Herausgeber und verantwortlicher Redacteur: A. H. Payne.

Gegen Einsendung von 1 Thlr. sind durch Senders & Brandeis in Prag folgende 4 Broschüren unter einem zu beziehen:

Zündnadel. 150 zündende jüdische Witze —
Schüller Werke. Travestien in jüdischer Mundart auf den Taucher, Handschuh, Jüngling am Bache, Hecktor's Abschied, die Räuber, Ritter Toggenburg, Lied von der Glocke, Resignation. —
Humoristisches Fremdwörterbuch —
Reeb Johne. — [457]

In dem unterzeichneten Verlage ist kürzlich erschienen:

Fouqué's Undine.

Neue illustrirte Ausgabe.

Siebzehnte Auflage. 8. Mit 60 Holzschnitten. In geschmackvollem Reliefband 1 Thlr. 10 Sgr.

Diese liebliche Erzählung, „das reizendste und tiefste Märchen, reinster Ausdruck romantischer Poesie," schildert die Natur der Nixen, wie sie in der Sagenwelt ruht, überaus anmuthig und hat dem Dichter namentlich die Gunst der Frauen in hohem Grade erworben.

Berlin.

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung
[464] (Harrwitz und Goßmann)

In allen Buchhandlungen ist zu haben:

Der Tafelredner. Humorist. und ernste Tafel-Toaste, Tischreden und Tafelscherze. Original-Dichtungen von **Adolf Reich.** Preis 12½ Sgr.

Der **Polterabend-Dichter.** Einzelvorträge und Scenen. Original-Dichtungen von **Adolf Reich.** Preis 12½ Sgr.

☛ Bei franco Einsendung von je 1 Sgr. mehr, franco nach auswärts.

Obige Werke sind von der gesammten Kritik als vorzüglich anerkannt und empfohlen.

Verlag von **Siegfried Cronbach,**
[437] **Berlin, Neue Jakobstr. 16.**

In **Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung** (Harrwitz und Goßmann) in Berlin erscheint:

Magazin für die Literatur des Auslandes

herausgegeben von Joseph Lehmann.
Neununddreißigster Jahrgang.

Wöchentlich eine Nummer. Preis 1 Thlr. vierteljährlich.

Bekanntlich verfolgt das „Magazin" das Ziel, dem Leser das sich stetig und allmählich verändernde Bild der geistlichen und sittlichen Zustände, hauptsächlich der Kulturvölker zu entrollen, durch Besprechung hervorragender literarischer Erscheinungen, Auszüge aus Büchern und namentlich aus Zeitschriften des Auslandes, nicht minder durch Originalartikel, die ihm zum Theil aus den betreffenden Ländern selbst zugehen. Eine Wochenschrift, die sich eine solche Aufgabe stellt und nach dem Urtheile kompetenter Beurtheiler glücklich löst, bleibt selbst neben den besten politischen Zeitungen noch ein Bedürfniß jedes ernsteren Lesers.

Probenummern theilt jede Buchhandlung unentgeltlich mit. [441]

Fues's Verlag (R. Reisland) in Leipzig.

Die Lusiaden des Luis de Camoens.
Deutsch in der Versart der portugiesischen Urschrift von **J. J. C. Donner.** Dritte vielfach verbesserte Auflage. 8. 1869. 1 Thlr. 10 Ngr. [447]

Von dem rühmlichst bekannten Naturarzt

Theodor Hahn,

(Arzt an der Heilanstalt auf der Waid bei St. Gallen), einem der ersten und beredtesten Vorkämpfer für neu Wahrheit und unverfälschte Naturgemäßheit in der Heilwissenschaft, sind in neuerer Zeit in unterzeichnetem Verlage erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Praktisches Handbuch der naturgemäßen Heilweise. 2 Abtheilungen in einem Bande. 3te umgearbeitete und vermehrte Auflage. 1 Thlr. 20 Sgr. Auch in 10 Lieferungen à 5 Sgr.

Grundzüge der naturgemäßen Heil- und Lebensweise (Erster Theil des Handbuchs). 2te Auflage. 11. Preis 20 Sgr.

Specielle Krankheits- und Heillehre. (Zweiter Theil des Handbuchs). 2. Aufl. Gr. 8. Preis 1 Thlr. 10 S

Der Naturarzt. Zeitschrift für volksthümliche Gesundheitspflege und Heilweise. IV. Jahrgang. 1870. Nummern. 1 Thlr. bei allen Buchhandlungen u Postämtern.
Preis des I.—III. Jahrgangs (1867—1869), jeder 24 Nummern, à 2 Thlr.

Studien über Gesundheit und Krankheit. 5 Sgr.

Herr Professor Dr. med. C. Bock in der Gartenlaube. Eine Kritik seiner Heil- und Gesundheitslehre. 5 S

Der Vegetarianismus, seine wissenschaftliche Begründung und seine Bedeutung für das leibliche, geistige und sittliche Wohl des Einzelnen wie der ganzen Menschheit. Ein Beitrag zur Lösung der socialen Frage. 6 Sgr.

Die Ritter vom Fleische. Offene Briefe über die Ernährungsfrage an Prof. Dr. med. Virchow, Liebig, Bock, Moleschott, Seegen, Medicinalrath med. C. A. W. Richter, Hofrath Dr. med. Steinbach, Dr. Bersch und Ule, an den „Staatsanzeiger Württemberg," „Daheim," „Berner Sonntagsblatt" „Wiener konstitutionelle Vorstadt-Zeitung" und den „Stuttgarter Beobachter". Zugleich ein Beitrag zur Lösung der socialen Frage. 12 Sgr.

Die Naturheillehre des Hippokrates (Physiatrik oder Physiautokratie) volksthümlich dargestellt nach dem Standpunkte heutiger Wissenschaft. 12 Sgr.

Aerztliche Mahn- und Weckrufe für das kranke 1 Sgr.

Die Verlagshandlung von Theobald Grieben
[460] **in Berlin.**

Quartal 13 Sgr. | Billigstes, brillantestes und reichhaltigstes **Witzblatt der Welt.** | Quartal 13 Sgr.

Industrieller Humorist. Verlag von J. Hollander in Hamburg.

Das Wunderkraut.

Wider alle Wunden
Giebt's ein kräftig Kraut;
Der hat Heilung funden,
Der dies Kräutlein baut.
Täglich wächst es schneller
An der Elbe Strand,
Wird: „**industrieller Humorist**" genannt. [408]

Abonnements werden ... allen Postanstalten sowie von sämmtlichen Buchhandlungen prompt besorgt.

Quartal 13 Sgr. | Wöchentlich 1 Bogen in gr. Octav mit jährl. ca. 1000 künstlerisch ausgeführten Orig.-Illustrationen. | Quartal 13 Sgr.

Dr. Kles' Schrothisch-diätetische Heilanstalt Bachstr. 8. Dresden.

Rasche u. gründl. Heilung aller Krankheiten d Nerven-, Brust- u. Unterleibsorgane etc.
Aufnahme jederzeit. Prospecte gratis. [47



